Digitized by Google

Anzeigen

4° Fcr. 3. 1792

Digitized by Google

<36629667930012
<36629667930012
Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Hannöverische

Anzeigen

vom Jahre 1792.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues Hannoverisches Magazin,

worin

kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,

welche

die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahret sind.

2ter Jahrgang,

vom Jahre 1792.

Hannover,
gedruckt bei G. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1793.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Erstes Register,

Rubriken, vom Jahre 1792.

1. Kurzgefaßte Geschichte der neuesten Schuldienstverbesserungen in den Königlich Braunschweig-Lüneburgischen Churlanden.
2. Schluß.
3. Bemerkungen über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser, nebst einer Anweisung, diese Bäume durch Ableger zu vermehren. Von K. zu H.
4. I. Schluß.
II. Vorschriften zur Wiederherstellung solcher Personen, die entweder im Wasser, oder durch andere Arten von Erstickung dem Ansehen nach ihr Leben verlohren haben. Aus dem European Magazine übersetzt.
III. Auszug eines Schreibens an den Verfasser des letztern Aufsatzes im 91sten Stück des neuen hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre. Vom Hrn. Doctor A. W. Crusius zu Bassum.
IV. Anekdoten.
5. I. Nekrologium der Stadt Hannover vom Jahre 1791. Vom Hrn. Geh. Canzleisecretair F. A. Klockenbring in Hannover.
II. Ueber die de Monetasche Heilart des tollen Hundbisses. Vom Hrn. Hofmedikus G. L. Hanfen, in Hannover.
III. Extrakt aus dem Kirchenbuche zu Tostedt, in der Inspection Harburg.
6. I. Einige für Seereisende nützliche Bemerkungen des Dr. Benjamin Franklin.
II. Anfrage zum 27sten Stück des hannoverischen Magazins vom Jahre 1790.
7. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe 1791. Vom Hrn. W. zu C.
III. Verordnungen, die Hunde in München betreffend. Aus dem dasigen Intelligenzblatte.
8. I. Einige neuere Nachrichten von den Pelew- oder Pelaosinseln. Aus dem Englischen.
II. Ueber die Mortalität der drei ersten Lebensjahre. Vom Hrn. v. Rlg. in H.
III Anekdote.
9. Fragmente über Italiens Medicinalanstalten. Vom Hrn. Hofmedikus Domeier.
10. I. Kurze Nachricht vom Sumach, oder sogenannten Gerberbaume. Von G. F. Wehrs in Hannover.
II. Anekdote.
11. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Tiefe des Meers. Aus dem wittenbergischen Wochenblatte.
III. Was nennt man eigentlich Dom und Domkirche? Aus dem berliner Intelligenzblatte.
12. I. Schluß der im vorhergehenden Stück abgebrochenen Abhandlung: über die Tiefe des Meers.
II. Mittel, eine Dukatensammlung anzulegen. Aus dem baierischen Landboten.
13. Fragmente über Italiens Medicinalanstalten. Vom Hrn. Hofmedikus Domeier.
14. Fortsetzung.
15. I. Schluß.
II. Fortsetzung des im 25sten Stück des hannoverischen Magazins vom Jahre 1787. mitgetheilten Versuchs, die Kartoffeln aus ihren Saamen zu erzeugen, und sie höffentlich dadurch zu ihrer ursprünglichen Güte zu bringen. Vom Hrn. Werner zu Hoya
III. Nachtrag zu den in dem 3ten und

4ten Stück des diesjährigen neuen hannoverischen Magazins enthaltenen Bemerkungen über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser und Ableger ꝛc. Von Hrn R. zu H.

16. I. Schreiben des Herrn Hofraths Lichtenberg an den Herausgeber des neuen hannoverischen Magazins.
II. Nutzbarkeit der Kiefer. Vom Hrn. J. von Uslar, zu Clausthal.
III. Anekdote.

17. I. Der Prediger Samuel Theschedick in Ungarn mit seiner Familie, oder nachahmungswürdige Muster einer Länder beglückenden Industrie.
II. Vom Nutzen der Federn.

18. I. Beantwortung der im 6ten Stück des diesjährigen Magazins, Seite 94., enthaltenen Anfrage über die Landwirthschaft zu Britz. Vom Hrn. Geh. Canzleisecretair Schwarzkopf.
II. Ueber den Seidenbau in den preussischen Staaten. Vom Hrn. Geheimten Canzleisecretair Schwarzkopf,
III. Etwas von dem Zufrieren und Aufthauen der Pumpen oder Wasserzucken. Vom Hrn. Licentwageschreiber G. H. Wätge zu Walsrode.

19. I. Der Cyperwein.
II. Ueber das Aderlassen bei Erstickten. Von Hr. W. zu Neustadt unterm Hohenstein.

20. I. Ueber die Freuden des Entbehrens. Vom Hrn. Hofrath Feder in Göttingen.
II. Ueber den Inhalt der Zwischenräume in einem Klafter Holz. Von Hr. W. zu W
III. Eine Bitte an alle Obrigkeiten und Menschenfreunde.
IV. Anekdote.

21. Beurtheilung und Charakterisirung einiger Urtheile über Universitäten. Ein übersetztes Neujahrsprogramm vom Hrn. Hofrath Heyne.

22. I. Schluß.
II. Soll man die Frösche ohne Unterschied aus den Gärten vertreiben? Von Hr. B. vor Hannover.
III. Anekdote.

23. Theoretisch praktische Anweisung zur Maulbeerbaumzucht.

24. I. Schluß.
II. Ueber die Verfertigung der Spitzen im Erzgebürge,
III. Vorschlag, die Formel der öffentlichen Bekanntmachungen der Todesfälle abzukürzen.
IV. Nachricht von dem am 12ten Nov. 1791. gesehenen Phänomen

25. I. Einige Bemerkungen über die Entstehung der fruchtbaren Thäler, und besonders über die Entstehung oder Erhöhung von Aegypten durch den Nil. Von Hr. C. M. in Göttingen.
II. Beitrag zur Naturgeschichte der Bienen. Von Hr. K. in Bergen.
III. Anekdote.

26. I. Ueber den scheinbaren Tod neugeborner Kinder, dessen Ursachen, und die Mittel, solche wieder zu beleben. Vom Hrn. Doctoranden und Universitätschirurgus Bodenstein in Göttingen.
II. Anekdote.

27. I. Ueber die Abwässerung durch Schöpfmühlen. Von Hr. G. S. Benzler zu Camp, bei Stade
II. Wie man die blaue Farbe vom Indigo verschönern, und das sächsische Blau und Grün durchfärbend bereiten kann.
III. Ein paar Worte über das Schaltjahr, und über die darin fallenden Geburtstage. Vom Hrn. Candidat Müller zu Echem.
IV. Die Weinprobe. Ein Geschichtchen.

28. I. Vom Asbest und der daraus verfertigten unverbrennlichen Leinwand.
II. Was lassen uns jene ältern und neuern Sagen von dem Pochen in den Gräbern schliessen, und wovon giebt es uns einen Beweis? Von Hrn H. T. L. Schnorr.
III. Vorschlag zu zweckmässiger Bekanntmachung vollzogener Todesstrafen. Vom Hrn. Pastor Hempel zu Breselenz bei Dannenberg.

IV. Mittel wider den Brand. Vom Hrn. Cantor H. C. Schuhmacher zu Neuhaus am Solling.
V. Anekdote.

29. I. Auszug aus einem Schreiben an den Herausgeber des neuen hannoverischen Magazins.
II. Anfrage und Beantwortung: die Vertilgung der Schnecken betreffend. Von G. F. Wehrs in Hannover.

30. Beschreibung der ersten Baurenhandwerksschule zu Tenowa in Böhmen. Vom Hrn. Geh. Canzleisecretair Hahn.

31. I. Etwas über den neuesten Zustand der sechzehn vereinigten Staaten von Nordamerika, nach den officiellen Berichten des Generalcongresses von 1791. Nebst Nachrichten über den Genesseedistrikt im Staate von Neu-York und dem darin befindlichen Zucker-Ahornbaum. Von Hr. Fr.
II. Beobachtungen über die sonderbare Erzeugung der Treſpe aus dem Rocken.
III. Eine durch mehrere Erfahrungen bewährte Methode, junge Puter zu ziehen.

32. I. Antwort auf den Aufsatz: über die Mortalität der drei ersten Lebensjahre; im 8ten Stück dieses Magazins von diesem Jahre. Vom Hrn. Doctor G. C. Conradi zu Hameln.
II. Gegenbemerkung zu den im 3ten Stücke dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Bemerkungen: über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser.
III. Von der Osheimer Kirsche.
IV. Erprobtes Hausmittel wider Steinschmerzen.

33. I. Aus einem Schreiben an den Hrn. Professor Kohlreif in Petersburg. Vom Hrn Doctor B. F. Bening zu Neuhaus, in der Reichsgrafschaft Bentheim.
II. Etwas über den Spelzbau. Vom Hrn. Hausvogt J. H. Otto zu Polle.
III. Anfrage.

34 I. Verzeichniß der Lektionen, die auf dem königlichen Pädagogio zu Ilfeld, von Ostern bis Michaelis 1792. gehalten worden.
II. Ueber den Milchzucker. Aus dem Esprit des journaux.

35. I. Witterung zu Cuxhaven am Ausfluß der Elbe.
II. Die Tempe in Thessalien und in Niedersachsen. Vom Hrn. Professor Buhle in Göttingen.
III. Mittel, den Verbrauch des Zuckers zu vermindern. Aus dem Esprit des journaux.

36. I. Bemerkungen über einen Aufsatz in den Schlözerischen Staatsanzeigen, 16ter Band, 65tes Heft, unter dem Titel: Versuch über die nachtheiligen Folgen der jetzigen Verfassung des Kriegsstandes überhaupt, und der, der Infanteriecorps insbesondere.
II. Von der Verfeinerung der Schafwolle. Von Hrn. F.
III. Von einer bessern Art, den Meretig fortzupflanzen. Aus dem Anzeiger.
IV. Anekdote.

37. I. Von der Neigung zum Uebertriebenen. Vom Hrn. Hofrath Feder in Göttingen.
II. Von dem Anbau des Honiggrases. Aus dem Anzeiger.

38. Fragmente über Italiens Medicinalanstalten. Vom Hrn. Hofmedikus Domeier.

39. Fortsetzung.

40. I. Fortsetzung.
II. Anekdote.

41. I. Schluß der im vorhergehenden St. abgebrochenen Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.
II. Noch etwas über die Abwässerung durch Schöpfmühlen. Vom Hrn. Oberdeichgrafen Martens zu Osterholz.
III. Ist es wohl zuträglich, im Regen und Schnee zu pflügen? Eine Warnung für Landwirthe. Von Hrn. B. vor Hannover.

IV. Noch etwas von den Erbsen unter die Kartoffeln zu pflanzen. Von Hrn. Kr. in J.

42. Beitrag zur Verbesserung der Feuerlöschungsanstalten. Von Hrn. V. zu E.

43. I. Schluß.
II. Nachtrag zu dem im 66sten Stück des neuen hannöverischen Magazins von 1791. befindlichen Aufsatz: Ueber die Düngung des Ackers mit gebrannter und ungebrannter Torferde. Von Herrn Steinberg zu Taben, bei Beverstedt.
III. Vögel aus der Höhe herabzuschießen, ohne sie weder an der Haut, noch an den Federn zu verletzen. Aus dem Anzeiger.

44. I. Inländischer Kaffee und Zucker. Von G. F. Wehrs in Hannover.
II. Nachricht wegen des Honiggrases. Von G. F. Wehrs in Hannover.
III. Anfrage.

45. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Etwas über die Bekanntmachung vollzogener Strafen von den Kanzeln. Vom Hrn. Pastor Reiche zu Quickborn bei Dannenberg.
III. Etwas für Liebhaber der Kanarienvögel. Aus dem Anzeiger.

46. I. Gedanken über die Verwandlung des Rocken in Tresyen. Von Hrn. G. F. von Retberg zu Westerhof.
II. Ueber die Meisterstücke der Handwer. Von Hrn. C. M. in G.

47. I. Schluß der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Herrn G. Hamilton's kurze Beschreibung von Carnicobar. Aus dem Englischen übersetzt.

48. I. Einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinewandmanufakturen, Bleichen, und über den Leinewandhandel in Schlesien und in einigen andern Gegenden Deutschlands. Vom Hrn. Geheimten Canzleisecretair Hahn.
II. Mittel wider das Nachtwandeln. Aus dem braunschweiger Magazin.
III. Ein guter Goldfirniß auf Metalle. Aus dem Anzeiger.

49. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

50. Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna. Aus dem Englischen.

51. I. Fortsetzung.
II. Etwas vom Schmack. Von Hrn. V. zu B.

52. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

53. I. Schluß.
II. Nähere Nachrichten von dem Aetna und einigen andern Feuerspeienden Bergen, besonders von dem Krater, oder Feuerschlunde.
III. Ueber das Hülsenpulver. Von Hrn. Cammann.

54. Fortsetzung der im 49sten Stück abgebrochenen Abhandlung über den Flachsbau ꝛc.

55. Fortsetzung.

56. I. Schluß.
II. Von der Zubereitung des Lackmußes. Aus dem lippischen Intelligenzblatte

57. I. Nachricht von einigen Verhandlungen der Königl. Churfl. Landwirthschaftsgesellschaft in Celle in den beiden Frühjahrsversammlungen des gegenwärtigen Jahrs.
II. Weiblicher Putz, im Verhältniß zu weiblicher Schönheit
III. Kurze Anzeige der Rettungsmittel zur Wiederherstellung der Ertrunkenen.
IV. Berichtigung.
V. Polizei. Aus dem Anzeiger.

58. I. Etwas über die Anwendung der Kohle zur Verbesserung des faulen Wassers, und über den Nutzen der Kohle überhaupt. Vom Hrn. Doct. Kels.
II. Mittel, jederzeit frische Eier zu haben. Aus dem Esprit des journaux.
III. Bruchstücke aus einem Schreiben des Herrn Ritters de Bray an die regensburgische botanische Gesellschaft.

59. I. Beitrag zum Costum Deutschlands im mittlern Zeitalter, die Turniere betreffend. Aus Hrn. v. Stetten Geschichte der Reichsstadt Augsburg.

II. Beitrag zur Geſchichte des altdeutſchen Luxus. Aus Meuſels hiſtoriſch-litterariſchem Magazin.
III. Noch einiges über den Bau des Mohns, und über einige Eigenſchaften deſſelben.
IV. Vom Ausrotten einiger Krautpflanzen aus Aeckern und Feldern. Von Hrn. Blümhof vor Hannover.
V. Selbſtentzündung der Wachholderbeeren.
60. I. Ueber die Rechte der Menſchen in Anſehung der unvernünftigen Thiere. Vom Hrn. Hofrath Feder in Göttingen.
II. Anfrage.
61. I. Verhaltungsregeln bei den verſchiedenen Luftarten. Vom Hrn. Doct. J. F. B. zu N.
II. Mittel zur Vertilgung der Blütenraupen. Aus dem Anzeiger.
62. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Einige Beiſpiele von wirklicher oder ſcheinbarer Simplicität und Wohlfeilheit aus dem dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. Von Hrn. C. N. in G.
III. Bruchſtück aus einem Schreiben des Herrn Ritters de Bray, an die regensburgiſche botaniſche Geſellſchaft.
IV. Die Lianen.
V. Etwas für die Liebhaber aufbehaltener Kräuter, ſauberer Gemälde und Kupferſtiche, und verſchiedener Inſektenſammlungen. Aus den ſchleswig holſteinſchen Anzeigen.
63. Von der ſchnellen Hülfe bei innerlichen Arſenikvergiftungen. Vom Hrn. Doct G. C. Conradi in Hameln.
64. I. Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe. Von Hrn. W. zu E.
II. Vom Theetrinken, und einem würdigen Surrogate deſſelben. Aus dem Anzeiger.
III. Etwas von dem Baumwollenwaſchen und Färben. Aus dem Anzeiger.
IV. Vom Brand der Bäume. Aus den halliſchen Anzeigen.
65. I. Fragmente über Londons Medicinalanſtalten. Vom Hrn. Hofmedikus Dovreier.
II. Sehr einfaches Mittel, ſich von den Mäuſen zu befreien. Aus dem Anzeiger.
66. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorhergehenden Stück.
II. Etwas von der Seidenfärberei für Frauenzimmer. Aus dem Anzeiger.
III. Geſchenk an einen Generaliſſimus.
IV. Bewährt gefundenes Mittel wider den Schaden, welchen die Sperlinge auf den Kirſchenbäumen und an Früchten verurſachen. Aus den ſchleswig holſteinſchen Anzeigen.
67. Veredlung der inländiſchen Kaninchen.
68. Fortſetzung.
69. I. Fortſetzung.
II. Verfertigung der berühmten Roſeneſſenz, wie man ſie in Oſtindien macht. Aus dem Mouthly Review.
70. I. Schluß des Aufſatzes über die Veredelung der inländiſchen Kaninchen.
II. Mittel, die Seide mit Seife auszukochen, ohne daß ihre Güte darunter leidet. Aus dem Journal de Phyſique.
III. Etwas über die Hochzeiten unſerer Vorfahren. Vom Hrn. C. P. in H.
IV. Mittel, deſſen ſich die engliſchen Bierbrauer bedienen, zu verhindern, daß nach Oſt- und Weſtindien zu verfahrendes Bier nicht ſauer werde.
71. I. Einige Bemerkungen über Oſtfrieslands Activ- und Paſſivhandel. Von Hrn. Adv. C. R. Ihering in Aurich.
II. Etwas über den ſpaniſchen Giniſt, oder Geniſter (ſpartium junceum L.) Aus dem Franzöſiſchen.
72. Warum heitzen wir unſre Kirchen nicht? Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.
73. I. Schluß.
II. Von den Thüren und Eingängen der Kirchen, Opernhäuſer, Komödien und Redoutenſäle, Börſen u. d. m. Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.
74. I. An den Hrn. W. in Neuſtadt unterm Hohnſtein: Ueber das Aderlaſſen bei

bei Erstickten. Vom Hrn. Doct. Conradi in Hameln.
II. Anwendung des Kupfers zur Grünspanbereitung.
III. Etwas über die Kälberzucht.
IV. Mittel wider den Maulwurf. Von Hrn. Mr. zu E.
75. I. Kurze Nachricht von hannöverischen vegetabilischen Hüten. Von G. F. Wehrs in Hannover.
II. Etwas über den Aufsatz des Herrn Pastor Bosse zu Edemissen, das Klopfen in Särgen betreffend, im 56sten Stück des neuen hannöverischen Magazins v. d. J. Von Hrn. P. zu W.
III. Mittel wider der Bräune der Schweine. Von Hrn. J. H. Otto.
IV. Bekanntmachung eines sichern Hausmittels zu schneller Stillung der Zahnschmerzen. Von Hrn. G. F. L. Backmeister zu Harburg.
76. I. Kurze Resultate meiner Versuche über die Elektricität und Wärme der Atmosphäre vom Monat Mai, Junius und Julius. Vom Hrn. Lampadius in Göttingen.
II. Berichtigung eines historischen Umstandes. Vom Hrn. Candidat Müller zu Echem.
77. I. Belehrung durchs Unglück. Nach dem Französischen des Marmontel.
II. Ein englischer Braubottich.
78. Schluß des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
79. I. Noch etwas über Heitzung der Kirchen, Komödien- u. Opernhäuser. Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.
II. Ein Paar in England gepriesene Mittel gegen die Folgen des Bisses eines wüthenden Hundes.
III. Die Haare der angorischen Kaninchen gegen Motten zu bewahren. Vom Hrn. Comissionsrath Riem in Dresden.
80. I. Ueber die gefährlichen Folgen der Quacksalberei. Ein Auszug aus Criminalakten vom Hrn. Stadtsecretair und Rathsschulzen Lüders in Hameln.
II. Das Stopfen der Kälber ist weit vortheilhafter, als das Mästen derselben mit bloßer Milch. Aus den schleswig holsteinschen Anzeigen.
III. Ueber die Zwischenräume im Klafterholze. Von Hrn. L-s zu H-n.
IV. Benutzung der Nadelholzwurzeln.
81. Schreiben an Hrn. H*, den Anbau und Manufakturgebrauch der syrischen Seidenpflanze betreffend. Von G. F. Wehrs in Hannover.
82. I. Von dem gefahrvollen Baden in Flüssen. Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.
II. Einige Bemerkungen über das Phlegma von gewissen Völkern. Vom Hrn. M. zu G.
83. I. Von Anlegung der Brunnen, damit sie mehr Wasser geben. Vom Hrn. Hofrath Ebell in Hannover.
III. Neue Erfahrungen und Entdeckungen bei den Bienen, und litterarische Anzeige. Vom Hrn. Commissionsrath Riem in Dresden.
84. I. Bemerkungen über eine der vernachläßigsten Ursachen der Sterblichkeit und mannichfaltiger Krankheiten bei Kindern. Vom Hrn. Collegienassessor Gukkenberger.
II. Aufgabe.
85. I. Fortsetzung der ersten Abhandlung im vorhergehenden Stück.
II. Anekdote.
86. I. Fortsetzung des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Benutzung des Markes der Sonnenblume.
87. I. Schluß des ersten Aufsatzes im vorhergehenden Stück.
II. Verzeichniß der Lektionen, die auf dem königlichen Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1792. bis Ostern 1793. gehalten werden.
88. Ueber medicinische Aufklärung. Vom Hrn. Doctor Schäffer in Hannover.
89. I. Schluß.
II. Sprachberichtigung. Von Hrn. J. A. Weppen zu W.

90. Ueber die Mittel, Landſtädte und andere offene Orte, ohne den Gebrauch der Mauern, einzuſchlieſſen. Eine von der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen gekrönte Preisſchrift des Herrn Regierungsdirektors Cella in Weilburg. Mit einem Kupfer.

91 I. Fortſetzung.

II. Anfrage.

92. I. Schluß der erſten Abhandlung im vorhergehenden Stück.

II. Unmaaßgebliche Vorſchläge zur Beförderung der Wohlfahrt des Landmannes.

III. Erinnerung bei den im neuen hannöveriſchen Magazin St. 81. beſchriebenen bleiernen Röhren. Von Hr. W. in Hannover.

93. I. Schreiben des Herrn Hofraths Lichtenberg in Göttingen an den Herausgeber des neuen hannöveriſchen Magazins, ein ſehr merkwürdiges Hagelwetter betreffend.

II. Verzeichniß einiger abergläubiſchen Meinungen und Gebräuche aus Niederſachſen. Von Hr. M. in E.

94. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorhergehenden Stück.

II. Witterung zu Curhaven, am Ausfluß der Elbe. Von Hr. W. zu C.

95. I. Ueber die Zuziehung eines Predigers zu Eidesleiſtungen vor der Obrigkeit. Vom Herrn Magiſter Gſann.

II. Beitrag zur Naturgeſchichte der gemeinen Stubenfliege Von Hr. M. zu E.

III. Noch etwas über den wahren Gehalt eines Klafters Holz. Vom Hrn C. H. G. Weſtfeld zu Wülfinghauſen.

96. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorhergehenden Stück

II. Einige Beobachtungen von Treſpen. Vom Herrn Obercommiſſair C. H. G. Weſtfeldt zu Wülfingh uſen.

III. Beitrag zu dem Vorſchlage, Kirchen und öffentliche Gebäude zu heitzen. Von Hr. R. in London.

97. I Von der Mumien- und Lederbereitung durchs Torfmoor. Ein Schreiben des Kaufmanns Hrn. M. C Pitiſcus in Oldenburg, an den Herausgeber des neuen hannöveriſchen Magazins.

II. Vertilgung der Maulwürfe. Aus dem Anzeiger.

III. Etwas über das Modewort Volk. Von Hr. C.

98. I. Schluß des erſten Aufſatzes im vorhergehenden Stück.

II. Etwas über das Linnenbleichen mit dephlogiſtiſirter Salzſäure.

III. Noch ein Vorſchlag zu verhüten, daß die Menſchen einander nicht lebendig begraben. Vom Hrn Paſtor Johann Volkmer Sickler zu Kleinfahnern im Gothaiſchen.

IV. Noch ein inländiſcher Kaffee.

99. I. Auch ein Wort über den Tängelkaffee, oder das Getränk aus dem Saamen des Galium Aparine. Vom Hrn. Doctor Jugler.

II. Verzeichniß der Kinder, welche den 4ten Julius 1792. auf hieſigem Arbeitshauſe confirmirt worden.

III. Krankheit des Winterrübeſaamen.

IV. Mittel die Schnecken aus den Gärten, beſonders von Vietsbohnenfeldern zu vertilgen. Von Hr. H. zu O.

100. Ueber das Choralſpielen. Vom Hrn. Organiſt A. Mohlenhof bei der Gartenkirche vor Hannover.

101. Fortſetzung.

102. I. Schluß.

II. Ueber das Geſpinnſt, welches im Frühling und Herbſt die Felder überzieht. Von Hr. G. L. Wieſen zu Berkum.

III. Vom Holunderwein. Von Herrn Schulze zu Lüneburg.

IV. Anekdote.

103 I. Ueber die Wägung des lebendigen Viehes Ein Vorſchlag an Viehmäſter. Von Hr. C. H. G. W. zu W.

II. Etwas über die Fleiſchpreiſe. Von Hr. C. H. G. W. zu W.

III. Beitrag zur Naturgeſchichte des Waſſerraben.

104. I. Ueber die Verbeſſerung und Anlegung neuer Brunnen. Vom Hrn. Kunſtmeiſter J. C. Jänicke in Hannover.

II. Der getreue Soldat. Aus dem Hiſt. Magaz.

105. I. Die Waſſerwolle. Von Hr. Schnorr.

II. Auszug aus einem Schreiben des königlichen Kaufhaus-Impoſtcommiſſair und Actuar Hr. Schulze in Lüneburg, an den Herausgeber des neuen hannöveriſchen Magazins.

III. Citronen lange Zeit gut aufzubewahren.

IV. Der wahre Genuß des Lebens.

Zweites Regiſter,

nach alphabetiſcher Ordnung.

Vom Jahre 1792.

A.

Ableger, Anweiſung, durch ſelbige Fruchtbäume zu vermehren, 33 f.

Abwäſſerung, die, durch Schöpfmühlen, 417 f.

Acker, über die Düngung deſſelben mit gebrannter und ungebrannter Torferde, 679 f.

Activ- und Paſſivhandel von Oſtfriesland, Bemerkungen darüber, 1121

Aderlaſſen, das, bei Erſtickten, ob es ſchädlich, 303. 1169 f.

Aegypten, einige Bemerkungen über deſſen Erhöhung durch den Nil, 385 f.

Aetna, nähere Nachrichten davon und einigen andern feuerſpeienden Bergen, 837 f.

Anekdoten.

Von Heinrich IV., 159. Der Kadi und ſein Sultan, 255. Die Bäuerin und ihr Rabe, 319 f. Feierlichkeiten zu Toulouſe, wegen Wiedereinſetzung des Parlaments, 351. Der Abt Gagliani und Pabſt Benedikt XIV., 399. Die alte Jungfer und der Harfenſpieler, 415. Lady Willoughby, 447. Die Schlachten zu Anghiari und Caſtrocaro, 693

Anfragen und Aufgaben.

I. Beantwortete.

Das Gut Britz des Herrn Grafen von Herzberg betreffend, 93. 273

II. Unbeantwortete.

Wie die kleinen Erdſpinnen von den jungen Obſtbäumen abzuhalten ſind? 703. Ob die Hülſenblätter eine Heilkraft haben, und wider welche Uebel ſolche zu gebrauchen? 847. Ueber eine ſchickliche Inſchrift des hieſigen Militairhoſpitals, 959 f. Ob die Laubfröſche die Veränderung des Wetters anzeigen? 1343. Ueber die Verfertigung der engliſchen Blaue, 1455

Arſenickvergiftungen, innerliche, ſchnelle Hülfe dabei, 993 f.

Asbeſt, der, Nachricht davon, 433

Atmoſphäre, Verſuche über die Elektricität und Wärme derſelben. 1201 f.
Aufklärung, mediciniſche, 1393 f. 1409

B.

Baden, das, gefahrvolle in Flüſſen, 1297
Baumwollwaſchen und Färben, etwas darüber, 1019
Baurenhandwerksſchule zu Trnowa in Böhmen, 465 f.
Begraben, das lebendig der Menſchen, wie ſolches zu verhüten, 1557 f.
Belehrung durchs Unglück, 1217 f.
Bening, Doctor, deſſen Schreiben an den Herrn Profeſſor Kohlreif in Petersburg, 516 f.
Berge, feuerſpeiende, nähere Nachrichten davon. 837
Bienen, Beitrag zur Naturgeſchichte derſelben, 395. Erfahrungen und Entdeckungen bei ſelbigen, 1323
Bier, engliſches, zu verhindern, daß es nicht ſauer werde, 1119
Bleichen, die, in Schleſien und einigen andern Gegenden Deutſchlandes, Bemerkungen darüber, 753 f 849 f.
Blütenraupen, Mittel, ſolche zu vertilgen, 975.
Bodenſtein, Doctorand und Univerſitätschirurgus in Göttingen, Abhandlung über den ſcheinbaren Tod neugeborner Kinder, deſſen Urſachen, und die Mittel, ſolche wieder zu beleben, 401 f.
Bräune, die, der Schweine, Mittel dawider, 1195
Brand, Mittel wider ſelbigen, 445 f.
Brand der Bäume, etwas darüber, 1023
Bray, de, Bruchſtücke aus einem Schreiben deſſelben an die regensburgiſche botaniſche Geſellſchaft, 925. 985 f.
Braubottich, ein engliſcher, 1231
Britz, gräflich v. herzbergiſches Gut, über die Landwirthſchaft daſelbſt, 93, 213 f. 449 f.
Brunnen, von Anlegung derſelben, damit ſie mehr Waſſer geben, 1313 f. 1649 f.
Buhle, Profeſſor in Göttingen, deſſen Abhandlung über die Tempe in Theſſalien und Niederſachſen, 553

C.

Carnicobar, Beſchreibung dieſes Eilandes, 739 f.
Cella, Regierungsdirector in Weilburg, deſſen Preisſchrift über die Mittel, Landſtädte und andere offene Orte ohne den Gebrauch der Mauern einzuſchlieſſen, 1425 f.
Choralſpielen, das, Abhandlung darüber, 1585 f.
Cichorien, S. Zichorien.
Citronen, Mittel, ſolche lange aufzubewahren, 1673
Conradi, G. C., Doctor in Hameln, deſſen Abhandlung über ſchnelle Hülfe bei Arſenikvergiftungen, 993 f., über das Aderlaſſen bei Erſtickten, 1169 f.
Coſtüme Deutſchlands im mittlern Zeitalter, Beitrag dazu, 929
Cruſius, Doctor, deſſen Bemerkungen über einige im Hoyaiſchen übliche Namen, 59 f.
Cuxhaven, Witterung daſelbſt in den Monaten October, November und December 1791, 103 f. Jenner, Februar, März 1792, 545. April, Mai, Jun. 1009 Jul., Auguſt, Septemb. 1494
Cyperwein, der, Abhandlung darüber, 289 f.

D.

Dom und Dohmkirche, woher die Benennung, 173 f.
Domeier, Hofmedikus, deſſen Fragmente über Italiens Medicinalanſtalten, 129

193 f. 590 f. 609 f. über Londons Medicinalanstalten, 1025
Dresden, s. Tresden, 1523 f.
Düngung des Ackers mit gebrannter und ungebrannter Torferde, 679 f.
Dukatensammlung, Mittel solche anzulegen, 191 f.

E.

Ebell, Hofrath, dessen Aufsatz über das Heitzen der Kirchen, 1137 f. 1532, von den Thüren und Eingängen der Kirchen ꝛc. 1163 f. 1249, von dem gefahrvollen Baden in Flüssen, 1297 f., von Anlegung der Brunnen, damit sie mehr Wasser geben, 1313 f.
Eidesleistungen, über die Zuziehung eines Predigers bei selbigen, 1505
Eier, Mittel solche frisch zu erhalten, 921 f.
Eingänge und Thüren der Kirchen ꝛc. etwas darüber, 1163
Elektricität und Wärme der Atmosphäre, Versuche darüber, 1201 f.
Entbehren, das, über die Freuden desselben, 305 f.
Erbsen, ob es zuträglich, solche unter die Kartoffeln zu pflanzen, 655 f.
Erfrorne wie sie zu behandeln sind, 57 f.
Erstickte, ob bei selbigen das Aderlassen gut ist? 303 1169 f.
Ertrunkene, wie sie zu behandeln sind, 53 f. 907 f.
Erzgebürge, über die Verfertigung der Spitzen daselbst, 375 f.

F.

Färben, das, der Baumwolle, etwas darüber, 1019 f.
Feder, Hofrath, dessen Abhandlung über die Freuden des Entbehrens 305, von der Neigung zum Uebertriebenen, 577, über die Rechte der Menschen in Ansehung der unvernünftigen Thiere, 945 f
Federn, vom Nutzen derselben, 263 f.
Feuereimer, wohlfeile, 1135
Feuerlöschungsanstalten, Beitrag zur Verbesserung derselben, 657 f.
Feuerschlund, oder Krater des Aetna, nähere Nachrichten davon, 837 f.
Flachsbau in Schlesien und einigen andern Gegenden Deutschlandes, 753 f. 849 f.
Fleischpreise, etwas über selbige, 1641 f.
Fliege, gemeine, Beitrag zur Naturgeschichte derselben, 1517 f.
Flüsse, von dem gefahrvollen Baden in selbigen, 1297 f.
Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser, Bemerkungen darüber, 33 f. 237
Fragmente über Italiens Medicinalanstalten, 129. 193
Franklin, Benjamin, dessen für Seereisende nützliche Bemerkungen, 81 f.
Freuden, die, des Entbehrens, Abhandlung darüber, 305 f.
Frösche, ob man solche ohne Unterschied aus den Gärten vertreiben soll? 347 f.
Fruchtbäume, über die Fortpflanzung derselben durch Steckreiser, 33 f. 237 505 f.

G.

Geburtstage, über die in ein Schaltjahr fallenden, 429 f.
Gemälde, wie solche sauber aufzubewahren sind, 991
Generalissimus, Geschenk an selbigen, 1055
Geneseedistrikt in Neuyork, wird beschrieben, 481 f.
Gerberbaum, oder Sumach, Nachricht davon, 45 f.
Gewitter, schröckliches, welches Verwüstungen am 7ten September 1792 vorzüglich betroffen, Bemerkungen darüber, 475 f.
Ginst, oder Genister, ein Futterkraut, Nachricht darüber, 31
Goldfirniß, guter, wie er zu verfertigen, 67

Gräber, über das Pochen in ſelbigen, 437 f. 893 f. 1193 f.
Grünſpanbereitung, Abhandlung darüber, 1177 f.

H.

Hahn, Geheimter Canzleiſecretair, deſſen Beſchreibung der Baurenhandwerksſchule zu Trnova in Böhmen, 465 f. Bemerkungen über den Flachsbau, Bleichen und über die Leinewandmanufakturen in Schleſien und einigen andern Gegenden Deutſchlandes, 753 f.
Hamilton, G, deſſen kurze Beſchreibung von Carnicobar, 739 f.
Handwerker, etwas über deren Meiſterſtücke, 735
Hempel, Paſtor zu Breſelenz, deſſen Vorſchlag zu zweckmäßiger Bekanntmachung vollzogener Todesſtrafen, 441 f.
Hinzuan, oder Johanna, Nachricht von dieſem Eilande, 785 f.
Hochzeiten, die, unſerer Vorfahren, etwas darüber, 1111
Holunderwein, deſſen Verfertigung und Nutzen, 627 f.
Holz, ein Klafter, über den Inhalt der Zwiſchenräume in ſelbigem 313 f. Gehalt deſſelben, 1519
Honig, kann ſtatt des Zuckers gebraucht werden, 696
Honiggras, Anbau deſſelben, 589
Hülfe, ſchnelle, bei innerlichen Arſenikvergiftungen, 993 f.
Hülſenblätter, ob ſolche eine Heilkraft haben? 847
Hüte, hannöveriſche, vegetabiliſche, kurze Nachricht davon, 189
Hunde in München, dieſelben betreffende Verordnung, 111
Hundsbiß, toller, über die de Monetaſche Heilart deſſelben, 73. Mittel darwider, 1263

I.

Jänicke, J. C., Kunſtmeiſter, deſſen Abhandlung über die Verbeſſerung und Anlegung neuer Brunnen, 1649 f.
Ilfeld, dortiges Lektionenverzeichniß, 529 f. 1385 f.
Inſektenſammlungen, etwas über die Aufbewahrung derſelben, 991
Johanna, oder Hinzuan, Nachricht von dieſem Eilande, 785 f.
Italien, Fragmente über die dortigen Medicinalanſtalten, 129 f. 193 f. 593 f. 609 f.

K.

Kälber, über das Stopfen derſelben, 1273
Kalberzucht, etwas darüber, 1181 f.
Kaffee, inländiſcher, 689 f. 1563 1569
Kanarienvögel, etwas für Liebhaber derſelben, 717 f.
Kaninchen, inländiſche, Veredelung derſelben durch angoriſche, 1057 f. wie man die Haare der angoriſchen Kaninchen gegen Motten bewahrt, 1263 f.
Kartoffeln, wie man ſolche aus dem Saamen erzeugt, 233
Kartoffeln, ob es zuträglich, unter ſelbige Erbſen zu pflanzen, 655 f.
Kehraustanz, der, iſt als der Geſundheit ſchädlich in Wien verboten, 911
Kiefer (Pinus ſylveſtris) Nutzbarkeit derſelben, 25 f.
Kinder, neugebohrne, über den Scheintod derſelben, deſſen Urſachen, und die Mittel, ſolche wieder zu beleben, 201 f.
Kinder, Bemerkungen über eine der vernachläſſigſten Urſachen deren Krankheiten und Sterblichkeit, 1319 f.
Kirchen, Vorſchlag ſolche zu heitzen, 1137 1149 1331
Kirchenbuch zu Toſtedt, Extrakt aus ſelbigem, 79
Kirſche, die oſtheimer, 527
Klafterholz, über die Zwiſchenräume in ſelbigem, 1277 f. Inhalt 9

Kohle, etwas über die Anwendung derselben, zur Verbesserung des faulen Wassers, 913 f.
Kräuter, etwas über die Aufbewahrung derselben, 991
Krater, oder Feuerschlund des Aetna, Nachrichten davon, 837
Kriegsstand, Bemerkungen darüber, 561 f.
Kupfer, dessen Anwendung zur Grünspanbereitung, 1177 f.
Kupferstiche, etwas über die Aufbewahrung derselben, 991

L.

Lampadius, dessen Versuche über die Elektricität und Wärme der Atmosphäre, 1201 f. Beschreibung des Gewitters vom 31en Sept. 1475 f.
Landmann, der, wie dessen Wohlfahrt zu befördern, 1465
Landstädte und andere offene Orte, Mittel solche ohne den Gebrauch von Mauern einzuschliessen, 1425 f.
Landwirthschaftsgesellschaft, königliche churfürstliche in Zelle, Nachricht von einigen Verhandlungen derselben in den beiden Frühjahrsversammlungen von 1792, 897 f.
Laubfrösche, ob die Veränderung des Wetters auf selbige wirkt, 1344
Lebensjahre, Mortalität der drei ersten, 126 f.
Lederbereitung, die, durchs Torfmoor, 1537 f.
Leinewand, unverbrennliche, 433
Leinewandmanufakturen in Schlesien und in einigen andern Gegenden Deutschlands, einige Bemerkungen darüber, 753 f. 849 f.
Lektionenverzeichniß zu Ilfeld, 529 1385 f.
Lianen, die, ein Gewächs, 987 f.
Lichtenberg, Hofrath, dessen Schreiben an den Herausgeber des hannoverischen Magazins, 241 f.
Linnenbleichen, das, mit dephlogistisirter Salzsäure, 1553 f.
London, über die dortigen Medicinalanstalten, 1025
Luftarten, unterschiedene, Verhaltungsregeln bei selbigen, 961
Luxus, altdeutscher, Beitrag zur Geschichte desselben, 933 f.

M.

Mätten- oder Mettensommer, was er ist, 1622 f.
Mäuse, einfaches Mittel sich von selbigen zu befreien, 1039 f.
Mark der Sonnenblumen, Benutzung desselben, 1375
Martens, Oberdeichgräfe, dessen Abhandlung über die Abwässerung durch Schöpfräder, 643 f.
Maulbeerbaumzucht, theoretisch-praktische Anweisung dazu, 353 f.
Maulwurf, Mittel wider selbigen, 1183
Maulwürfe, etwas über deren Vertilgung, 1547
Medicinalanstalten in Italien, 129 f. 193 f. 593 f. 609 f. in London, 1025
Meer, Tiefe desselben, 166 f.
Meisterstücke, die, der Handwerker, etwas darüber, 735
Merrettig, bessere Art selbigen fortzupflanzen, 573, ein sicheres Mittel wider Zahnweh, 1197
Meteor, glänzendes, Nachricht von einem, 241 f. 383
Milchzucker, dessen Verfertigung, 541 f.
Modewort, das Volk, etwas darüber, 1547
Mohn, der, über den Bau und einige Eigenschaften desselben, 936
Moneta, de, über dessen Heilart des tollen Hundsbisses, 73 f.

Mortalität der drei erſten Lebensjahre, 126 f. 497 f.
München, Verordnung daſelbſt, die Hunde betreffend, 111
Mumienbereitung durchs Torfmoor, 1537 f.

N.

Nachtwandeln, das, Mittel dawider, 767 f.
Nadelholzwurzeln, Benutzung derſelben 1279
Namen, im Hoyaiſchen übliche, einige Bemerkungen darüber, 59 f.
Naturprodukte, nähere Benutzung einiger gemeinen, 1295 f.
Nekrologium, der Stadt Hannover vom Jahre 1791, 65 f.
Nordamerika, Nachricht davon, 481 f.

O.

Oſan, Magiſter, deſſen Aufſatz über die Zuziehung eines Predigers zu Eidesleiſtungen, 1505 f.
Oſtfriesland, Bemerkungen über deſſen Activ- und Paſſivhandel, 1121
Oſtheimer Kirſche, Nachricht davon, 507

P.

Pelew- oder Palaosinſeln, Nachrichten von ſelbigen, 113 f.
Perſonen, im Waſſer verunglückte, oder dem Anſchein nach erſtickte, wie ſie zu behandeln ſind, 53 f.
Pfeffermünze (Mentha piperita *Linn.*) giebt einen wohlſchmeckenden Thee, 1019
Pflügen, das, ob es zuträglich, ſolches im Regen und Schnee zu verrichten, 653 f.
Phlegma von gewiſſen Völkern, Bemerkungen darüber, 1309
Pochen, das, in den Gräbern, 437 f. 893 f. 1193 f.
Polizei, 911
Prediger, über deſſen Zuziehung zu Eidesleiſtungen vor der Obrigkeit, 1505
Pumpen, oder Waſſerzucken, etwas vom Zufrieren und Aufthauen derſelben, 287
Puter, junge, wie ſie zu erziehen, 495
Putz, weiblicher, im Verhältniß zu weiblicher Schönheit, 921 f.

Q.

Quackſalberei, gefährliche Folgen derſelben, 1265 f.

R.

Rebhüner als Allmoſen, 63 f.
Reiche, Paſtor zu Quickborn, deſſen Abhandlung über die Bekanntmachung vollzogener Strafen von den Kanzeln, 711 f.
Rocken, ob er ſich in Treſpe verwandeln kann, 493 721 f.
Röhren, bleierne zur Leitung des Waſſers, Erinnerung dagegen, 1471
Roſeneſſenz, oſtindiſche, wie ſie verfertigt wird, 1103 f.

S.

Schäffer, Doctor, deſſen Abhandlung über mediciniſche Aufklärung, 1393 f. 1409
Schafwolle, von der Verfeinerung derſelben, 569 f.
Schaltjahr, das, ein paar Worte über ſelbiges, und über die darin fallenden Geburtstage, 429 f.
Schleſien, einige Bemerkungen über den Flachsbau, die Leinewandmanufakturen, Bleichen und über den Leinewandhandel daſelbſt, 753 f. 849 f.
Schmack, etwas darüber 815
Schnecken, wie ſelbige aus den Wohnhäuſern vertrieben werden können, 457 f.
— Mittel ſelbige aus den Gärten zu vertreiben, 1583
Schöpfmühlen, über die Abwäſſerung durch ſelbige, 417 f. 643 f.

Schuldienſtverbeſſerungen, kurzgefaßte Geſchichte der neueſten, in den königlich braunſchweig-lüneburgiſchen Churlanden, 1 f.
Schwarzkopf, Geheimter Canzleiſecretair, deſſen Abhandlung über die Landwirthſchaft auf dem Gute Britz, 273 über den Seidenbau in den preuſſiſchen Staaten, 277 f.
Seereiſende, Franklins nützliche Bemerkungen für ſelbige, 81 f.
Seidenbau in den preuſſiſchen Staaten, Abhandlung darüber, 277 f.
Seidenfärberei für Frauenzimmer, etwas darüber, 1049
Seidenpflanze, die ſyriſche, über deren Anbau und Manufakturgebrauch, 1281 f.
Simplicität, Beiſpiele von wirklicher oder ſcheinbarer, aus dem dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, 981 f.
Soldat, der getreue, 1663
Sonnenblumen (Helianthus annuus *Linn.*) Benutzung des Markes derſelben, 1375 f.
Spelzbau, etwas darüber, 525
Sperlinge, ſicheres Mittel wider den Schaden, den ſelbige auf den Kirſchbäumen und an den Früchten verurſachen, 1055 f.
Spitzen Verfertigung derſelben im Erzgebirge, 375 f.
Sprachberichtigung, 1423
Steckreiſer, ob durch ſelbige Fruchtbäume fortgepflanzt werden können, 33 f. 237 505
Steinſchmerzen, Hausmittel wider ſelbige, 511
Sterblichkeit und Krankheiten bei Kindern, Bemerkungen über eine der vernachläſſigſten Urſachen derſelben, 1329 f.
Strafen, etwas über die Bekanntmachung derſelben von den Kanzeln, 712 f.
Sumach, oder Gerberbaum, Nachricht davon, 145 f.
Surrogat, ein würdiges des Thee, 1017

T.

Tempe, die, in Theſſalien und Niederſachſen, 553
Thäler, fruchtbare, einige Bemerkungen über die Entſtehung derſelben, oder Erhöhung von Aegypten durch den Nil, 385 f.
Theetrinken, das, und ein würdiges Surrogat deſſelben, 1017 f.
Theſchedick, Samuel, Prediger in Ungarn, mit ſeiner Familie, Nachricht davon, 257 f.
Thiere, unvernünftige, über die Rechte der Menſchen über ſelbige, 945 f.
Thüren und Eingänge der Kirchen, Opernhäuſer u. ſ. w., etwas darüber, 1163 f.
Tiefe des Meers, 166 f.
Todesfälle, Vorſchlag, die Formel der öffentlichen Bekanntmachung derſelben abzukürzen, 381 f.
Todesſtrafen, vollzogene, Vorſchlag zu zweckmäßiger Bekanntmachung derſelben, 441 f. 711 f.
Torferde, gebrannte und ungebrannte, Düngung des Ackers damit, 679
Torfmoor, von der Mumien- und Lederbereitung durch ſelbiges, 1549 f.
Toſtedt, Extrakt aus dem dortigen Kirchenbuche, 79 f.
Treſpe, ob ſie ſich aus dem Rocken erzeuget, 493. 721 f. Beobachtungen darüber, 1523 f.
Trnowa in Böhmen, Baurenhandwerksſchule daſelbſt, wird beſchrieben, 465 f.
Tunrie, oder Klebekrautſaamen, kann ſtatt des Kaffee gebraucht werden, 689 f. 1569 f.
Turnire, etwas darüber, 929 f.

U.

Uebertriebene, das, von der Neigung dazu, 577 f.

Unglück, Belehrung durch ſelbiges, 1217 f.
Univerſitäten, Beurtheilung und Charakteriſirung einiger Urtheile über ſelbige, 321 f.
Unkrautpflanzen, vom Ausrotten derſelben aus den Aeckern, 939
Uslar, von, deſſen Abhandlung über die Nutzbarkeit der Kiefer, 251

V.

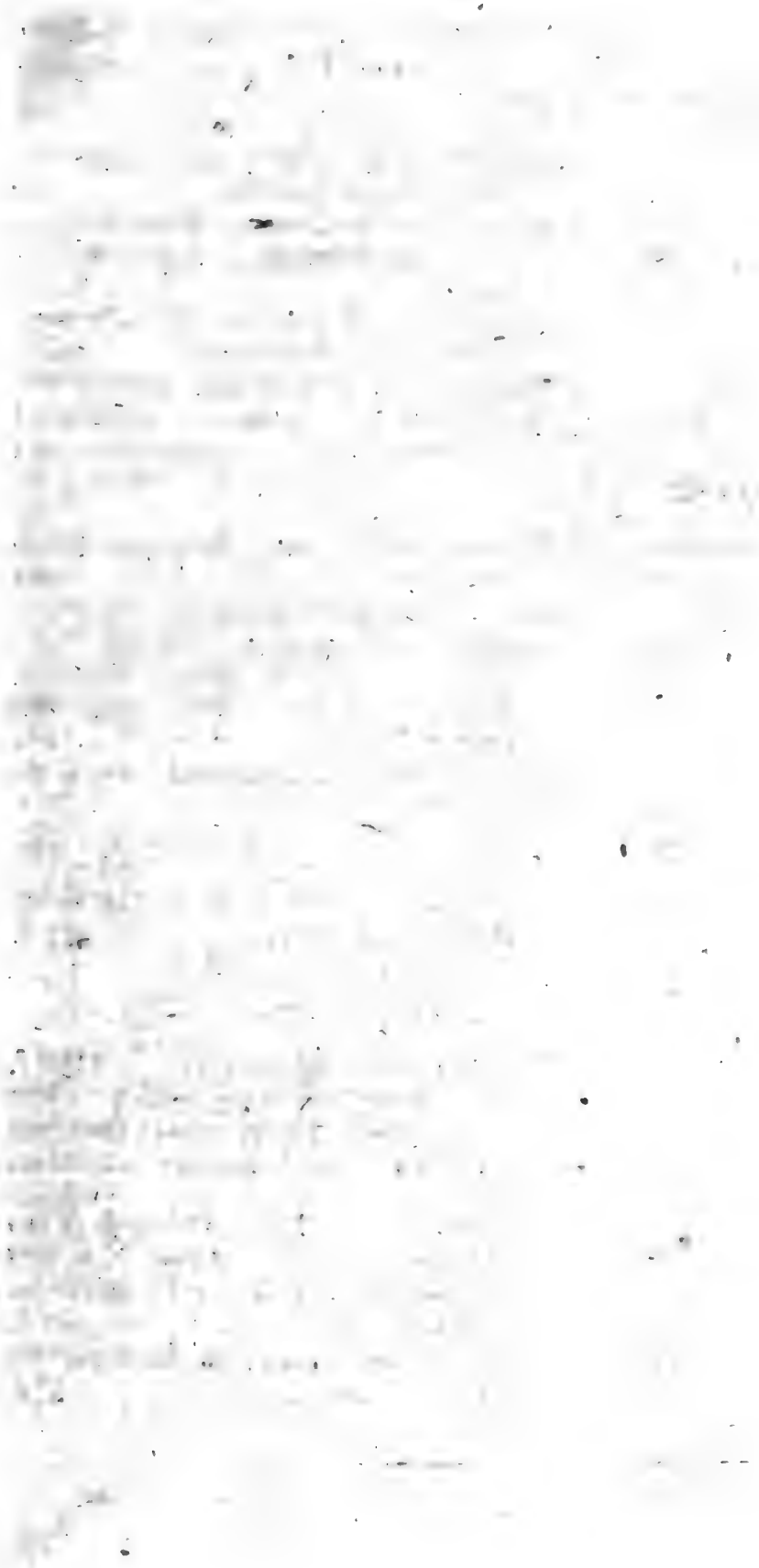
Veredelung der inländiſchen Kaninchen durch angoriſche, 1057 f.
Verordnung, die Hunde in München betreffend, 111
Verunglückte im Waſſer, oder dem Anſcheine nach erſtickte Perſonen, wie ſie zu behandeln ſind, 53
Vieh, lebendiges, über deſſen Wägung, 1633
Vögel, wie ſie aus der Höhe herabzuſchieſſen, ohne ſie weder an der Haut, noch an den Federn zu verletzen, 687 f.
Volk, etwas über dieſes Modewort, 1547

W.

Wacholderbeeren, entzünden ſich ſelbſt, 943 f.
Wägung des lebendigen Viehes, 1633 f.
Wärme und Elektricität der Atmoſphäre, Verſuche darüber, 1201 f.
Waſchen, das, der Baumwolle, etwas darüber, 1019
Waſſer, faules, wie es durch Kohlen verbeſſert werden kann, 913 f., mehreres in den Brunnen, wie ſolches zu erhalten, 1313
Waſſerabe, Beitrag zur Naturgeſchichte deſſelben, 1647
Waſſerröhren, gezogene bleierne, Nachricht davon, 1291. Erinnerung darüber, 1471 f.
Waſſerwolle, die, deren Nutzen, 1665 f.
Waſſerzucken, etwas vom Aufthauen und Zufrieren derſelben, 287
Wege und Heerſtraſſen, Bitte dieſerwegen an alle Obrigkeiten und Menſchenfreunde, 315 f.
Wehrs, G. F., deſſen Nachricht vom Sumach, oder Gerberbaum, 145
Weinprobe, die, ein Geſchichtchen, 431
Werkhaus vor Hannover, Verzeichniß der Kinder, welche auf ſelbigem den 4ten Jun. 1792 confirmirt worden ſind, 1579
Winterrübeſaamen, Krankheit deſſelben, 1583
Witterung zu Curhaven in den Monaten October, Novemb. und Decemb. 1791, 103 f. Jan., Febr., März 1792, 545 f. April, Mai, Jun. 1009. Jul., Auguſt, Sept., 1494
Wohlfahrt des Landmannes, wie ſolche zu befördern, 1465 f.
Wohlfeilheit im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, 981 f.
Wohnhäuſer, wie die Schnecken in ſelbigen zu vertreiben. 457 f.

Z.

Zahnweh, Mittel dawider. 1197 f.
Zichorien, entzünden ſich ſelbſt, 943
Zucken, oder Waſſerpumpen, etwas vom Zufrieren und Aufthauen derſelben, 287 f.
Zucker, Mittel, deſſen Verbrauch zu vermindern, 959, inländiſcher, 689
Zuckerahorn, zu Neuyork, wird beſchrieben, 482 f.
Zwiſchenräume, die, in einem Klafter Holz, 313.



Neues Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Montag, den 2ten Januar 1792.

Kurzgefaßte Geschichte der neuesten Schuldienstverbesserungen in den Königl. Braunschweig-Lüneburgischen Churlanden.

Wie lange schon das Bedürfniß einer beständigen Verbesserung der vielen äusserst schlecht dotirten Schulstellen, sowohl in Städten und Flecken, als auf dem platten Lande, gefühlt worden, und wie man sowohl von Seiten der Königl. Churfürstlichen Landesregierung, als des Königl. Churfürstlichen Consistorii, von jeher darauf bedacht gewesen, für jeden Schulhalter wenigstens einen nothdürftigen Unterhalt auszumitteln, ergeben die Calenbergische und Lüneburgische Kirchenordnung, jene corp. Const. Cal. T. I. p. 331., diese Corp. Const. Lüneb. T. I. p. 101. und 449. Auch ist in der Dannenbergischen Schulordnung vom 17ten Jan. 1687. cum confirm. d. d. 18. Aug. 1687. Corp. Const. Lüneb. T. I. p. 1027. u. f. auf diesen Gegenstand ein Haupt-Augenmerk gerichtet. Besonders aber ist die beständige Verbesserung geringer Schulstellen in neueren Zeiten mit vorzüglichem Eifer betrieben. In einem Ausschreiben an die Beamte und Gerichtsherren vom 27ten Jun. 1736. Corp. Const. Cal. T. I. p. 833. und Lüneb. T. I. p. 991. äussert Königliches Consistorium den Wunsch, daß die Beamte und Gerichtsherrn für die Verbesserung der Schuldienste, sowohl an Fixis als accidentibus, möglichste Sorgfalt mit tragen, und Ihm zu dem Ende nach Beschaffenheit der Umstände von Zeit zu Zeit Vorschläge darüber thun mögen. Und mittelst eines andern Consistorialausschreibens an die Kirchenvisitatoren vom 31ten Aug. 1736. T. I. Corp. Const. Cal. 901. u. f. und Lüneb. p. 1090. u. f. wird bestimmter Bericht erfordert, ob und wie allenfalls der Schulhaltergehalt sich verbessern lassen mögte, auf welche Weise jeder Schulmeister, der Kirchenordnung gemäß, mit Pflug-Wiesen- und Gartenland, auch Hude und Weide, wie auch Mastung für sein Vieh, imgleichen mit nothdürftiger Feuerung am füglichsten zu versorgen sey, und ob nicht ein Fundus vorhanden, oder sonst Mittel zu finden, woraus dem Schulmeister, ohne Beschwerde der Unterthanen, ein mässiges Fixum an Gelde oder Victualien auszumachen stehe.

Es läßt sich in Ermangelung aller sich hierauf beziehenden Acten, die deshalb bei Königl. Consistorio verhandelt seyn mögen, nicht angeben, ob und in wie fern damals mehrere schlecht dotirte Schulstellen auf die intendirte Weise verbessert worden. Was indessen höchst wahrscheinlich zum Vortheil sehr geringer Schuldienste durch jene Ausschreiben bewirkt seyn mag, ist dreierlei. Einmal mag es seit der Zeit geschehen seyn, daß aus nicht unbemittelten Kirchen- und Kapellen-Aerarien, den am schlechtesten dienenden Schulmeistern eine jährliche Beihülfe an Gelde bewilligt worden. Dann mögen ihnen seitdem auch hin und wieder einige liegende Grundstücke der Kirchen und Kapellen gegen ein leidliches Locarium Behuf eigener Cultur überlassen seyn. Endlich scheint vorzüglich von der Zeit an die beständige Verbesserung geringer Schulstellen, durch Grundstücke, die aus den Gemeinheiten angewiesen und von den Schulmeistern dergestalt artbar gemacht worden, daß der von ihnen bescheinigte Kostenaufwand ihren Nachfolgern im Dienste nach dem Verhältniß ihrer eigenen mehr oder weniger jährigen Benutzung der artbar gemachten Acker, Gärten und Wiesen, vergütet werden müssen, sich anzufangen. Wenigstens hat das unterm 18ten Jun. 1773. ergangene, die Melioramente des Cleri minoris betreffende, Consistorialausschreiben zur Hauptabsicht, zu verhüten, daß die Schulmeister die mögliche Verbesserung ihrer geringen Dienste unterlassen, wenn sie keine Hofnung haben, das auf die Melioramente gewandte wieder zu erhalten, und doch nicht vermuthen können, solche selbst lange zu nützen. Diese Regulirung der Melioramente des cleri minoris hat die beständige Verbesserung der Schuldienste im Lande ungemein befördert; nur ist es recht sehr zu bedauern, daß sich aus den darüber verhandelten Acten kein nur einigermaaßen vollständiger Auszug machen läßt.

Ungleich mehr ist gleichwohl zur beständigen Verbesserung geringer Schulstellen im Calenbergischen und Lüneburgischen, als auf welche Provinzen die Böttcherische Stiftung sich beschränkte, seit dem Jahre 1769. geschehen. Der weiland hiesige Kaufmann Ernst Christoph Böttcher hatte, nemlich aus Liebe zur Jugend in den deutschen Schulen, nicht allein dem hiesigen Schulmeisterseminario seine 3 auf der Aegidien Neustadt belegenen neuen Häuser und 10,000 Rthlr. an Kapitalien geschenkt, sondern war auch zuletzt noch darauf bedacht gewesen, daß durch Verbesserung der elendesten Schuldienste auch die im Schulseminario gebildeten Leute zur Annehmung derselben gereitzet werden mögten. Seine Absicht war ohne Zweifel dahin gegangen, daß von seinem dazu bestimmten anderweiten ansehnlichen Vermächtniß die Zinsen dergestalt vertheilt werden sollten, daß nach und nach jährlich mehr als Einer Dorfschaft im Calenberg- und Lüne-

burgi-

burgischen, deren Schuldienst jährlich in allem, es habe Namen, wie es wolle, nicht 30 oder 40 Rthlr. betrage, Einhundert Thaler als ihr Eigenthum völlig geschenkt und ausgezahlt werden sollten, wenn sie ihren Schuldienst auf beständig um 10 Rthlr. jährlich durch Ausrodung und Anweisung einigen Landes zu Aeckern, Wiesen, Holztheilen, u. d. m. deren Ertrag etwa 10 Rthlr. jährlich angeschlagen werden könne, verbessern würde.

Ob nun gleich die gute Absicht dieses Wohlthäters, da er vom Tode übereilt ward, ratione quanti nicht völlig erreichet worden, so sahe sich doch Königliches Consistorium, nach desfalls getroffenem Vergleiche, im Stande, mittelst Ausschreibens an die Kirchencommissarien im Calenbergischen und Lüneburgischen vom 11ten April 1769. zu erklären, daß, vom Jahre 1770. an, jährlich Einer Gemeine 100 Rthlr. in Pistolen zu voll, als die Zinsen von dem erhaltenen Kapitale, gegen Erfüllung der vorhin bemerkten Bedingung ausbezahlt werden können. Die mittelst dieses Böttcherischen Legats bisher jährlich um 10 Rthlr. wirklich verbesserten 23 geringen Schuldienste, sind auf der Beilage A. verzeichnet. *)

Ausser diesen, aus dem Fond des Böttcherischen Legats verbesserten Schulstellen, sind noch 6 andere geringe Schuldienste um 10 Rthlr. jährlich im Jahre 1780. verbessert worden. Gerade in diesem Jahre verstanden sich mehrere Gemeinen zur Ausweisung und Artbarmachung von Grundstücken, deren jährlicher Ertrag wenigstens auf 10 Rthlr. anzuschlagen war, für ihre schlecht dotirte Schulstellen, als aus dem Böttcherischen Fond auf einmal befriedigt werden konnten. Diese Stimmung mehrerer Gemeinen wünschte Königl. Consistorium zu benutzen, und ersuchte die Königl. Landesregierung um einen zinsfreien Vorschuß von 600 Rthlr. aus dem Landeslotterie-Ueberschuß, der sofort bewilligt, und noch in demselben Jahre von des Königs Majestät allergnädigst geschenkt ward. Auch diese vermittelst des Königl. Geschenks der 600 Rthlr. verbesserte 6 Schulstellen, sind auf der Beilage A. mit angegeben.

In den 3 letztern Jahren hat die beständige Verbesserung geringer Schulstellen, einen sehr erwünschten schnellen Fortgang gehabt. Es geruheten nämlich unsers allergnädigsten Königs Majestät auf den Antrag Höchstihro hiesigen Landesregierung, welcher vom Consistorio der Gegenstand zu gefälliger Bemerkung empfohlen war, im Jahr 1789. zu genehmigen, daß vorerst zum Versuch auf 6 Jahr alljährlich 150 bis 200 Rthlr. zu jenem Zweck verwendet werden dürften.

Diese Königliche Entschließung veranlaßte, das unterm 28ten Mai 1789.

*) Zur Bequemlichkeit der Leser sind die Beilagen am Schlusse der Abhandlung hinter einander abgedruckt worden.

an sämmtliche Kirchencommissarien in den unter hiesigem Consistorio stehenden Fürstenthümern und Grafschaften erlassene Consistorialausschreiben, in welchem die Absicht dahin eröfnet wird, daß eine oder andere Gemeine, welche auf die mittelst Ausschreibens vom 11ten April 1769. bestimmte Weise, ihren geringen Schuldienst zu verbessern geneigt, und nicht etwa schon auf das Böttcherische Legat exspectivirt sey, aus einem andern Fond beneficirt und derselben, nach Verhältniß der Verbesserung, die sie als wirklich beschaffet hinlänglich erweisen würde, 20. 30. 50. bis 100 Rthlr. ausgezahlt werden können. Vorzüglich wird in jenem Ausschreiben vom 28ten Mai 1789. der Wunsch des Königlichen Consistorii dahin gerichtet, daß die beständige Verbesserung kleiner Schulstellen auf eine Art erhalten werde, durch die zugleich persönlichen Bedürfnissen dermaliger, wegen Nebenerwerbs verlegener Schulmeister abhelfliche Maasse geleistet werde. Dieser Wunsch wird auf die Hoffnung gegründet, daß manche Gemeine durch diensame Vorstellungen von Seiten der Beamten und Geistlichen bewogen werden, oder auch wohl aus besonderer Liebe zu ihren Schulmeistern von selbst geneigt seyn mögte, einige noch nicht cultivirte Ländereyen zu Aeckern und Wiesen, oder irgend einem für sie entbehrlichen Platz zu einem Garten, unentgeltlich zu überlassen, wenn dessen Artbarmachung vom Schulmeister selbst übernommen werde. Wenn indessen keinem Schulmeister mit Billigkeit zugemuthet werden mogte, auf Artbarmachung eines von der Gemeine für den Schuldienst ausgemittelten Grundstücks Kosten und Mühe zu verwenden, ohne, bei der Ungewißheit, ob er den zu cultivirenden Platz noch selbst zu benutzen im Stande seyn werde, auf einige Entschädigung wegen seines zu machenden Aufwandes von Zeit, Kräften und einigem baaren Gelde, nahe Aussicht zu haben; so wird in dem vorhin angeführten Consistorialausschreiben die Versicherung gegeben, daß jedem Schulmeister ein solches selbst artbar gemachtes Grundstück nach einem Taxato Sachverständiger unpartheiischer Achtsleute vergütet, auch wohl, auf den Fall eines gänzlichen Unvermögens des Schulmeisters, die unumgänglich erforderlichen baaren Kosten vorzuschießen, eine Beihülfe dazu zum voraus verabreichet werden solle. Zugleich wird in jenem Ausschreiben geäussert, wie man nicht ganz abgeneigt sey, für schlechte Schulstellen, die nach dem Locale sonst auf keine Weise zu verbessern stehen mögten, ein schon artbares Stück Feld- oder Gartenland, oder eine Wiese anzukaufen, wenn sich gerade Gelegenheit ereigne, dergleichen für ein dem wahren Werthe angemessenes Kaufgeld zu erhalten.

Es zeigte sich bald, wie hin und wieder mehrere dienstfrige Beamte und Geistliche gleichsam wetteiferten, zur Erfüllung der intendirten Absicht thätig mitzuwirken, und weder an

dien-

dienſamen Vorſtellungen, die den Gemeinen geſchahen, ihre ſchlecht dotirte Schuldienſte auf irgend eine angemeſſene Weiſe zu verbeſſern, noch an Ermunterung der Schulmeiſter, dieſe ſich darbietende Gelegenheit zu nützlicher Geſchäftigkeit und zur Vermehrung ihrer Dienſtaufkünfte durch ſolchen Nebenerwerb zu benutzen, es fehlen ließen.

Mehrere Gemeinen lieſſen ſich bewegen, ihren Schulmeiſtern, einige ganz unentgeltlich, andere gegen ein billigmäßige Gratial, Länderei zu Aeckern, Gärten und Wieſen aus ihren Gemeinheiten anszuweiſen zu laſſen; und in Abſicht auf Schulſtellen, deren beſtändige Verbeſſerung auf jene Art in mehrerer Hinſicht unthunlich war, geſchahen von den Kirchencommiſſarien Vorſchläge, wie etwa ein oder anderes Grundſtück für ſie anzukaufen ſtehen mögte.

Vorzüglich ward dieſe Schuldienſtverbeſſerungsangelegenheit, mit dem wirkſamſten Eifer und glücklichſten Erfolge in dem verfloſſenen Jahre betrieben, nachdem Königliche Churfürſtliche Kammer aus eigener Bewegung unterm 12ten Jan. 1791. an die ſämmtlichen Aemter in den zum hieſigen Königlichen Conſiſtorio gehörenden Fürſtenthümern und Grafſchaften, ein die zu befördernde Verbeſſerung der geringen Schulmeiſterſtellen betreffendes Ausſchreiben erlitz, in welchem ſie unter Beziehung auf das Conſiſtorialausſchreiben vom 28ten Mai 1789. erklärte, wie ſie auch ihrer Seits die Erreichung eines ſo gemeinnützigen, für das Publikum in ſo manchem Betrachte ſehr heilſamen Endzwecks zu begünſtigen wünſche, und den ſämmtlichen Beamten empfohl, ſich beſonders angelegen ſeyn zu laſſen, die vom Königlichen Conſiſtorio intendirt werdende Abſicht der Verbeſſerung geringer Schuldienſte durch Ausweiſung und Beilegung neuer Gärten, Wieſen, Ackerländerei und Immenſtellen auf alle Weiſe zu befördern, und dazu entbehrliche Plätze, es ſey in der Gemeinheit von Intereſſenten, oder in den privativen Dorfsgemeinheiten entweder ſelbſt auszuwählen, und die Gemeinen zu deren Zugeſtehung und einzuwilligender Ausweiſung gütlich zu bereden, oder auch die Gemeinen zum ſelbſteigenen Vorſchlag von dergleichen unſchädlich zu entbehrenden und den Schuldienſten beizulegenden Plätzen zu vermögen, und ſelbige überhaupt zur Begünſtigung der vorerwähnten Abſicht durch dienſame Vorſtellungen geneigt zu machen und aufzumuntern. Auch äuſſert ſich Königl. Kammer in angezogenem Ausſchreiben zu mehrerer Begünſtigung des gemeinnützigen Endzwecks geneigt, bei geſchehenen Ausweiſungen von Grundſtücken für geringe Schuldienſte zum Zweck ihrer künftigen Verbeſſerung, entweder auf gewiſſe Jahre, oder überhaupt auf die Zeit, ſo lange die neuen Grundſtücke den Schulbedienungen unveräuſſert beigelegt bleiben, die Abgift des Rottzinſes und Rottzehntens durch ſpecielle Verwilligung nachzulaſſen.

Je allgemeiner die Senſation für den Gegenſtand der Schuldienſtverbeſſerung ward, deſto lebhafter wünſchte das Königliche Conſiſtorium, daß ein hinlänglicher Fond zur Beſtreitung der darauf zu verwendenden Koſten ausgemittelt werden möge. In dieſer Hinſicht legte es der Königl. Churfürſtlichen Landesregierung im Sommer 1790. ein detaillirtes Verzeichniß aller bis dahin ſchon geſchehenen Schuldienſtverbeſſerungsvorſchläge vor, und gründete darauf den Wunſch, daß derſelben gefällig ſeyn möge, mit den löblichen Landſchaften der Fürſtenthümer Calenberg, Celle, Grubenhagen, und der Grafſchaft Hoya darüber zu communiciren, ob auch dieſe, ſo wie des allergnädigſten Königs Majeſtät, zu immerwährender Verbeſſerung kleiner Schulſtellen etwas herzuſchieſſen, ſich entſchließen mögten.

Je lebhafter das Königliche Miniſterium ſich für die Sache intereſſirte, deſto weniger nahm es Anſtand, in den geſchehenen Antrag hinein zu gehen; und den löbl. Landſchaften durfte der Gegenſtand nur bemerkl. gemacht werden, um gern zur Beförderung der bezielten Abſicht thätig mitzuwirken.

Das

Das Königl. Ministerium eröfnete mittelst Reſcripts vom 9ten December 1790. denen Calenbergiſchen, Lüneburgiſchen, Grubenhagenſchen und Hoyaiſchen Landſchaften, wie Sr Kön. Maj. nach der Landesväterlichen Attention, welche Höchſtdieſelbe auf die, die Wohlfahrt Dero Unterthanen ſo nahe betreffende Verbeſſerung des Schulunterrichts der Jugend zu wenden geruhen, bereits vor mehreren Jahren aus Dero Rentkammer ein jährliches Geſchenk von 1000 Rthlr. bewilliget haben, um davon ſolche Schulmeiſter auf dem Lande, die vorzüglich bedürftig ſeyn, mit einer Beihülfe zu ihrem Unterhalte zu erfreuen. Wie dieſe jährlichen 1000 Rthlr. nach dem Verhältniß der Landesdiſtricte von Sr. Kön. Majeſtät ſo vertheilt ſeyn, daß dem Hannoveriſchen Conſiſtorio in Abſicht auf die unter demſelben ſtehende Provinzen die Summe von 800 Rthlr. zu weiterer nach deſſen Ermäßigung zu verfügenden Vertheilung ausgezahlt werde, wovon die ſpecielle Vertheilungsliſte Sr. Kön. Majeſtät ſelbſt alljährlich vorgelegt werde; ſo ſey, um die allerhöchſt intendirte Abſicht, die geringen Schulſtellen auf dem Lande zu verbeſſern, auf eine dauerhafte Weiſe und immer beſſer zu erreichen, mit Höchſtgedachter Sr. Königl. Majeſtät allergnädigſten Approbation die Einrichtung getroffen, daß vorerſt auf einige Jahre zum Verſuch jährlich etwa 200 Rthlr. zu beſtändiger Verbeſſerung ſolcher geringen Schuldienſte, die nur von 5 bis 20 Rthlr. jährlich eintragen, deren wenigſtens einige Hundert vorhanden ſeyn, auf die Art angelegt werden, daß dafür, nach jeden Orts Gelegenheit, Saat, Wieſen oder Gartenland acquirirt, und ſolchen geringen Schuldienſten auf beſtändig beigelegt, oder auch ſolchen Gemeinen, welche dazu Grundſtücke aus den Gemeinheiten ausweiſen, zu deren Urbarmachung und Befriedigung eine Beihülfe gereicht werde; welches denn den guten Erfolg gehabt habe, daß nicht allein mehrere Gemeinen zu dergleichen Verbeſſerungen ermuntert worden, ſondern auch einige Privati dazu Beiträge, wiewohl mit der Bedingung geſchenkt haben, daß auch von Seiten des Königl. Conſiſtorii dazu einige Beihülfen gegeben werden; und ſeyn auf die Weiſe bereits mehrere Schuldienſte, die ſonſt jährl nicht mehr als 5 bis 20 Rthlr. eingebracht haben, auf 20 bis 30 Rthlr. verbeſſert worden. Da immittelſt das Conſiſtorium durch den dazu vorhandenen geringen Fond in der Ausführung dieſes guten Vorhabens ſehr zurück gehalten werde, ſo habe daſſelbe darauf angetragen, daß die löblichen Landſchaften ſich entſchlieſſen mögten, zu demſelben Behufe etwas herzuſchieſſen. Je mehr man ſich nun von den heilſamen Folgen dieſer Schuldienſtverbeſſerungen für die geſammte Unterweiſung der Jugend auf dem Lande verſichert halten könne, deſto weniger zweifle man, daß die löblichen Landſtände ihrer Seits hiezu gleichfalls die Hand bieten, und dem Königl. Conſiſtorio zu dieſem milden Behuf auf einige Jahre einen jährl. Zuſchuß auszahlen laſſen werden, welche willfährige Entſchlieſſung Sr. Königlichen Majeſtät in Gnaden anſehen werden.

Nachdem den verſammleten Ständen des Fürſtenthums Calenberg aus dieſem Schreiben hoher Königl. Landesregierung Vortrag geſchehen war, erklärten dieſelben in ihrem Antwortſchreiben vom 5ten Mai. 1791. Je mehr man Ständiſcher Seits damit bekannt und davon überzeugt ſey, daß die beſſere Dotirung der geringeren Landſchuldienſte auf die Bildung und Erziehung der Jugend aus den niedern Klaſſen, mithin auf die moraliſche Verbeſſerung der Landesunterthanen einen ungemein wichtigen unmittelbaren Einfluß habe, deſto tiefern Eindruck habe denn auch die Nachricht von der auf dieſen intereſſanten Gegenſtand gerichteten Landesväterlichen Attention Sr. Königl. Majeſtät, und einer ſchon ſeit mehreren Jahren zu dieſem Behuf gewidmeten milden Verwendung aus Höchſtihro Rentkammer, auf das Corpus der Stände gemacht, und den Entſchluß bewirkt, auch ihrer Seits zur ferneren Ausführung

dieſes heilſamen Vorhabens, ſo weit es der gegenwärtige Zuſtand der Landſchaftlichen Kaſſe geſtatte, willfährig zu cooperiren. Sie bewilligen demnach zur Beförderung einer zweckmäßigen Verbeſſerung der unverhältnißmäßig geringe dotirten Schuldienſte auf dem Lande einen jährlichen Beitrag von 300 Rthlr. vorerſt auf 6 Jahre aus der Licent Ueberſchußkaſſe, zur Diſpoſition des Königl. Conſiſtorii, reſerviren ſich jedoch dabei die alleinigen Bedingungen, daß ſothaner jährlicher Beitrag zu keinem andern Behuf, als zur Verbeſſerung der geringen Schuldienſte im Calenbergiſchen und Göttingiſchen, und zwar vermittelſt Anſchaffung und Urbarmachung unbeweglicher Grundſtücke, oder in deren Ermangelung mittelſt Acquirirung jährlicher unabläßlicher und keiner Unſicherheit unterworfenen Renten, angewandt werde; und daß alljährlich vom Königlichen Conſiſtorio ein Auszug der über die geſchehene Verwendung dieſer Gelder geführten Rechnung, nebſt einer Nachricht, welche Schuldienſte dadurch verbeſſert worden, Calenbergiſcher Landſchaft mitgetheilt werde.

Wie Königliche Landesregierung ſich dieſe zur Vervollkommnung einer allgemeinen Landesanſtalt beſtimmte Bewilligung zu beſonderem Wohlgefallen gereichen ließ, ſo fand ſie auch den dabei geſchehenen Vorbehalt der Sache ſehr angemeſſen, und ließ unterm 14ten May v. J. das deshalb erforderliche an das Königliche Conſiſtorium gelangen.

Auch die Lüneburgiſche Landſchaft bezeuget in ihrem Antwortſchreiben an Kön. Landesregierung vom 28ten Dec. 1790. wie ſehr ſie von den vortrefflichen Vorkehrungen, welche Ihro Maj. der König ſo huldreich anzuordnen geruhet, und durch Höchſtihro Hannoveriſch. Conſiſtorium ausführen laſſen, um den geringen Schuldienſten, nicht nur übergehende, ſondern auch fortdaurende gebeſſerte Einkünfte zu verſchaffen, gerührt ſey, und wie gern ſie ſich geneigt finden laſſen würde, den auf jenen wichtigen Gegenſtand gerichteten ferneren Abſichten behülflich zu ſeyn, wenn nicht die bisher vorgefallenen vielen extraordinairen Ausgaben der Landſchaftl. Caſſen, den thätigen Beweiſen ihres guten Willens ein unüberſchreitbares Ziel ſetzten, in welcher Rückſicht es nothwendige Pflicht für ſie werde, vorjetzt jeden Zuwachs von der Art ſelbſt alsdenn abzuwenden, wenn ihre Bereitwilligkeit für die Beförderung gemeinnütziger Zwecke dadurch Zwang erleide. Bei dieſen Geſinnungen der löbl. Lüneb. Landesſtände ſtehet denn gar nicht zu zweifeln, daß auch von ihnen ein Beitrag zu der intendirten beſtändigen Verbeſſerung der geringeren Schuldienſte gern werde bewilliget werden, ſobald nur andere vor wenigen Jahren vermehrte Ausgaben Behuf des Chauſſeebaues, der neuen Einrichtung der angelegten Linnenleggen und zu andern öffentlichen Anſtalten ſich vermindern.

Auch auf die Grubenhagenſche Landſchaft machte die ihr von Kön. Landesregierung eröfnete, auf die Verbeſſerung der Schuldienſte gerichtete allerhöchſte Landesväterliche Milde tiefen Eindruck. Sie erkennet in ihrer Antwort vom 7ten Jun. v. J. daß die Verbeſſerung der Schulen zu den wirkſamſten Mitteln gehöre, der jetzt immer mehr, inſonderheit bei dem gemeinen Manne einreiſſenden Sittenverderbniß vorzubeugen, und daß dieſer heilſame Zweck nicht zu erreichen ſtehen werde, ohne daß die Intraden der Schullehrer, welche gegen die mit jedem Decennio ſteigenden Preiſe der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe überall nicht mehr in gleichem Verhältniß ſtehen, und an manchen Orten nicht einſt zur kümmerlichſten Erhaltung zureichen, ebenfalls verbeſſert werden, um dadurch qualificirtere Subjecte zu dieſen höchſtmühſamen Stellen zu erlangen, und ſelbige dergeſtalt zu ſetzen, daß ſie nicht aus Nahrungsnoth gedrungen werden, ihr Nebengewerbe zur Hauptſache zu machen. Sie hält es daher für Pflicht, auf den ihr eröfneten Antrag zu dieſer das allgemeine Landeswohl bezielenden Einrichtung ebenfalls zu cooperiren, und bewilliget dazu aus ihrer Landſchaftl. Caſſe vorerſt auf 3. Jahre einen jährlich. Beitrag von 50 Thlr., wobei ſie darauf anträgt, daß ſolche Gelder einſchließlich behuf Verbeſſerung der

Schul-

Schuldienſte des Fürſtenthums Grubenhagen verwendet werden mögen, und das Vertrauen beget, daß dieſem Fürſtenthum, jener Bewilligung ungeachtet, auch von der Königl. Milde fürohin ein verhältnißmäſſiger Antheil angedeihen werde.

Nicht weniger findet die löbl. Hoyaiſche Landſchaft in dem Antrage Königl. Regierung wegen Bewilligung eines Beitrags zur Verbeſſerung geringer Schulſtellen einen abermaligen Beweis von deren unermüdeten Sorgfalt für die allgemeine Landeswohlfahrt Sie verkennet in ihrem Antwortſchreiben vom 8ten Jan. v. J. die Nothwendigkeit, die geringen Schulſtellen zu verbeſſern, und den davon zu erwartenden Nutzen ſo wenig, daß ſie ſichs vielmehr eine angenehme Pflicht ſeyn laſſen will, dazu ihrer Seits möglichſt mitzuwirken. Ehe ſie jedoch auf den dieſerhalb an ſie geſchehenen Antrag eine beſtimmte Erklärung abgeben könne, müſſe ſie vom Kön. Conſiſtorio zuvörderſt einen nähern Unterricht, ſowohl über die Summe des verlangten jährlichen Zuſchuſſes, u. über die Dauer deſſelben, wie lange derſelbe nemlich für nöthig gehalten werde, als auch darüber, auf welche Weiſe man durch Hülfe dieſes Zuſchuſſes die geringen Schulſtellen zu verbeſſern gedenke, ſich erbitten. Nicht weniger wünſche ſie zugleich ein namentliches Verzeichniß derjenigen geringen Schulſtellen der Grafſchaft, deren Verbeſſerung erforderlich geachtet werde, mit Beifügung des anjetzt damit verbundenen Ertrags ſowohl an Naturalien, als am baaren Gelde zu erhalten, damit ſie zu beurtheilen im Stande ſey, ob nicht die Localumſtände der einzelnen Schulſtellen, wenigſtens in einem oder dem andern Falle, noch ein mehreres Zweckdienliches an die Hand geben.

Die von der Hoyaiſchen Landſchaft gewünſchten Nachrichten ſind derſelben ſofort mitgetheilt worden; und bei ihrer ſo willfährigen Erklärung darf man die Bewilligung eines angemeſſenen Zuſchuſſes aus ihrer Caſſe, behuf des intendirten Zwecks, wohl zuverſichtlich erwarten.

Die Beilagen B. C. D. E. ergeben, theils was für geringe Schulſtellen in dieſen letztern Jahren, und in welcher Maaße ſie auf beſtändig verbeſſert worden, theils was für Schuldienſtverbeſſerungen annoch vorgeſchlagen und im Werke ſind; und verbürgen den glücklichen Erfolg dieſer gemeinnützigen Unternehmung.

Es ſind ſehr intereſſante Bemerkungen, auf welche die Beilagen A. bis E. hinleiten, in Abſicht auf welche man indeſſen dem Leſer nicht vorgreifen mag.

Nur das eine darf man hier nicht unbemerkt laſſen, daß der auf die beſtändige Verbeſſerung geringer Schulſtellen bisher geſchehene Koſtenaufwand ſich auf eine Art verintereſſirt, die beim erſten Anfange der Unternehmung kaum erwartet werden durfte.

Im Calenbergiſchen und Göttingiſchen ſind 246 Rthlr. 12 mgr. für Ankauf von liegenden Gründen, 95 Rthlr. zu Gratialen für die Gemeinen, und 65 Rthlr. zur Vergütung der aufgewandten Artbarmachungs- und Befriedigungskoſten verwandt und beſtimmt. Die ganze Summe beträgt 407 Rthlr. 12 mgr., von welchen 336 Rthlr. 12 mgr. bereits ausbezahlt, 71 Rthlr. aber zugeſichert ſind. Mittelſt dieſer 407 Rthlr. 12 mgr. ſind 14 Schuldienſte um 61 Rthlr. 15 mgr. jährlich verbeſſert, mithin verintereſſirt ſich das aufgewandte Capital auf beſtändig wenigſtens mit 15½ pro Cent.

Im Lüneburgiſchen ſind zum Ankauf von Grundſtücken 58 Rthlr., zu Gratialen für Gemeinen 114 Rthlr. 12 mgr., zur Vergütung der erforderlichen Artbarmachungs- und Befriedigungskoſten 522 Rthlr. 12 mgr., mithin überhaupt 695 Rthlr. 24 mgr. beſtimmt, von welchen 574 Rthlr. 12 mgr. bereits ausbezahlt, 72 Rthlr. 12 mgr. aber verſprochen worden. Mittelſt dieſer Summe von 695 Rthlr. 24 mgr. iſt eine beſtändige Verbeſſerung 35 ſchlecht dotirter Schuldienſte bewirkt, die jährlich auf 149 Rthlr. 24 mgr. taxirt iſt, ſo, daß ſich das aufgewandte Capital jährlich mit 21½ pro Cent verintereſſiren wird.

Der Schluß folgt künftig.

Neues Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Freitag, den 6ten Januar 1792.

Kurzgefaßte Geschichte der neuesten Schuldienstverbesserungen in den Königl. Braunschweig-Lüneburgischen Churlanden.

(Schluß.)

Im Hoyaischen hat bisher nur erst zweier Schuldienste beständige Verbesserung sich reguliren lassen. Des Behufs sind 74 Rthlr. 24 mgr. zur Vergütung der ersten Cultur- und Befriedigungs-Kosten ausbezahlt, und zu noch 6 Rthlr. 24 mgr. ist Hoffnung gemacht. Durch diese Summe ist eine Verbesserung der beiden Schulstellen erhalten, die jährlich wenigstens auf 10 Rthlr. zu rechnen steht; und so verintereſſirt sich hier das Kapital mit 12½ pro Cent.

Im Grubenhagenschen ist zwar bis jetzt noch keine beständige Schuldienstverbesserung in der intendirten Maasse bewirkt. Es ist aber alle Hofnung da, daß nach bereits geschehenen Vorschlägen dergleichen nächstens zu Stande kommen werde.

Die mehrsten den Schuldiensten zu ihrer Verbesserung beigelegten Grundstücke waren vorher uncultivirte Plätze, Moor und Heidland. Also auch in dieser Hinsicht hat das Land gewonnen, und sind dessen Producte vermehrt.

Die Sensation für die Schuldienstverbesserungsangelegenheit ist nach der Verschiedenheit der Gegenden noch sehr ungleich. In Gegenden, wo Superintendenten und Beamte die Sache fördern, ist der Sinn dafür auch bei den Predigern, Amtsunterbedienten und selbst bei den Gemeinen, ziemlich allgemein, wie die Extracte in mehreren ergeben.

Man kann hier auch nicht unbemerkt lassen, daß seit einigen Jahren mehrere geringe Schulstellen von Schulgemeinen durch ausgewiesene Grundstücke, unter thätiger Mitwirkung diensteifriger Beamten, auf beständig verbessert worden, ohne daß die Gemeinen ein Douceur dafür verlangt, und ohne daß es besonderer Artbarmachungs- und Befriedigungskosten bedurft; welche vielleicht Königl. Consistorio nicht einmal bekannt geworden seyn würden, wenn es nicht durch ein allgemeines Ausschreiben vom 2ten Dec. 1790. von sämmtlichen Kirchencommissarien Bericht erfordert hätte, ob und in wiefern seit etwa 20 Jahren dergleichen bis dahin ihm unbekannt gebliebene Schuldienstverbesserungen in den ihrer Aufsicht untergebenen Schuldistricten wirklich zum Stande gekommen seyn.

Aus den bis jetzt hierüber eingegangenen Berichten, (mehrere sind noch zurück) ergiebt sich, daß auf letzt angeführte Art, im Calenbergischen und Göttingischen 3, im Grubenhagischen 6, im Lüneburgischen 38, und im Hoyaischen 22 Schuldienste in den letzten 20 Jahren durch beigelegte Acker- Wiesen- Garten- Länderei und Immenstellen wirklich verbessert worden.

In einer kurzen Geschichte dessen, was in den letzteren Jahren zur Verbesserung geringer Schulstellen geschehen ist, dürfen folgende Königl. Unterstützungen und Beihülfen nicht übergangen werden.

Das Königl. Geſchenk der 1000 Rthlr. für die bedürftigeren Schulmeiſter, deſſen in dem obenangeführten Reſcripte Kön. Landesregierung an die löbl. Landſchaften gedacht iſt, erfolget ſeit dem Jahre 1775. Unſers allergnädigſten Kön. Maj hatten vernommen, daß viele äuſſerſt ſchlecht verſorgte Schulmeiſter auf dem platten Lande ſich befinden, und entſchloſſen ſich unterm 25ten Nov. 1774 aus Höchſteigener Bewegung, zu einiger Verbeſſerung des für jene Schulmeiſter ausgeſetzten geringen Gehalts die Summe von 1000 Rthlr. jährl. aus Höchſtihro Rentkammer auszuſetzen. 800 Rthlr. davon werden dem Hannoveriſchen, 140 Rthlr. dem Bremiſchen, und 60 Rthlr. dem Lauenburgiſchen Conſiſtorio verabfolgt, um davon den am meiſten bedürftigen Schulmeiſtern nach Befinden der Umſtände entweder eine Zulage reichen, oder das Schulgeld für ſolche Kinder, denen aus keinem andern Fond geholfen werden kann, davon bezahlen zu laſſen. Es ſind folglich ſeit 17 J. bereits 17,000 Rthlr. aus Kön. Rentkammer zu mehr gedachtem Behuf ausbezahlt und verwendet, von welchen den unter dem Königl. Conſiſtorio zu Hannover ſtehenden ärmeren Schulmeiſtern 13,600 Rthlr. zugefloſſen.

Eine merkliche Verbeſſerung geringer Schulſtellen auf dem platten Lande iſt bisher auch vermittelſt der Baudoucergelder bewirkt, die von Königl. Regierung zur Erbauung neuer Schulhäuſer, an Oertern, wo dergleichen noch nicht geweſen, geſchenkt worden, wenn die Gemeinen dagegen etwas Gartenland oder ein Grundſtück anderer Art ihrem Schuldienſte beilegen. Zu dieſem Behuf wurde im Jahr 1750. ein Kapital von 1000 Rthlr. beſtimmt, welches ſich aber wohl ſeitdem merklich vermehrt haben muß, weil ſonſt der Fond nicht zureichend geweſen ſeyn würde, die Summe von 3920 Rthlr. in Kaſſenmünze herzuſchießen, von welchen 75 Schulgemeinen jede 50 Rthlr., eine extraordinaire 100 Rthlr., zwo jede 25 Rthlr. und eine 20 Rthlr. erhalten haben. Bis auf 350 Rthlr. nach, ſind jene 3920 Rthlr. ihrer erſten Beſtimmung gemäß zur Erbauung neuer Schulhäuſer im Lüneburgiſchen verwendet. Noch ſind bereits 9 Schulgemeinen, die eigene Schulhäuſer zu erbauen ſich entſchloſſen haben, jede auf 50 Rthlr. expectiviret, für welche dieſe 450 Rthlr. in den nächſten Jahren aus Königl. Regierung erfolgen dürften.

Wie gern übrigens unſers allergnädigſten Königs Majeſtät die geringern Schuldienſte in Allerhöchſtdero Braunſchw. Lüneb. Churlanden verbeſſert wiſſen mögten, bezeugen auch die öfteren huldreichen Bewilligungen von Beihülfen zur Erbauung von Schulhäuſern, wenn dadurch eine beſſere Dotirung der ſchlechteren Schulſtellen erreicht werden kann, ſowohl aus Höchſtdero eigenen Kammerkaſſe, als aus den Landeslotterieüberſchüſſen, wie denn aus dieſen in den letzteren 15 Jahren über 6000 Rthlr zu obigem Behuf auf Vorſchlag der hohen Landesregierung von Sr. Königl. Majeſtät allergnädigſt bewilliget worden.

Da man hoffen darf, daß die Geſchichte der Schuldienſtverbeſſerungen das Publikum intereſſiren werde, ſo wird man jährlich kurze Nachträge zu dieſem erſten Aufſatze liefern. Dieſe Nachträge werden denn insbeſondere auch die Schuldienſtverbeſſerungen befaſſen, die durch Privatos aus eigenen Mitteln vermittelſt Ankaufs von Grundſtücken und Geſchenksweiſe bewirkt worden, die man bekannt zu machen, vorerſt noch Anſtand nehmen muß, da die Edeln, die dazu reſp. 200 Rthlr., 280 Rthlr., 142 Rthlr., 140 Rthlr., u. ſ. w. theils wirklich verwandt, theils ausgeſetzt, oder auf ihre Lebenszeit einzelnen Schuldienſten jährlich an Naturalien etwas zufliſſen zu laſſen, ſich entſchloſſen haben, aus bewegenden in der Sache ſelbſt liegenden Gründen, vorjetzt wenigſtens noch unbekannt zu bleiben wünſchen.

Beilage A.

Verzeichniß der seit 1769. mittelst des Böttcherischen Legats, und der 1780. von des Königs Majestät allergnädigst dazu geschenkten 600 Rthlr. um 10 Rthlr. und darüber jährlich verbesserten Schuldienste.

Inspection.	Kirchspiel.	Schuldienst.	Voriger Ertrag	jährliche Verbess.	deren Regulirung	Auszahl. der 100 Rthl.
			Rthlr.	Rthlr.	Anno	Anno
Neust. Hannover	Kirchrode	Misburg	20	10	1769	1770
Celle	Hehlen	Garssen	28	10	1772	1772
Neust. am Rüb.	Husum	Linsburg	20	10⅓	1769	1773
Fallersleben	Heiligendorff	Barnstorff	6	10	1773	1774
Neust. am Rüb.	Rehburg	2te Schule	28	10	1773	1773
Ebstorff	Gerdau	Borgfeld	12	10	1774	1774
Pattensen	Bisvingen	Beringen	6	10	1774	1776
Neust. Hannover	Engelbostel	Heitlingen	10	10	1776	1777
Ebstorff	Ebstorff	Melzingen	10	10	1777	1778
—	—	Stedorff	16	10	1777	1779
Dannenberg	Quickborn	Zadrau	11	10	1774	1780
Wunstorff	Munzel	Holtensen	21	11	1777	1781
Pattensen	Salzhausen	Putensen	8	12	1777	1778
Neust. am Rüb.	Schneeren	Mardorff	22	10	1777	1778
Celle	Bissendorff	Bennemühlen	11	10	1780	1780
—	—	Hellendorff	15	10	1780	1780
—	Hehlen	Hustedt	7	10	1779	1780
Wunstorff	Kirchwehren	Latwehren	30	10	1778	1780
—	Seelze	Lohne	20	10	1779	1780
—	Munzel	Barrigsen	12	10	1779	1780
Neust. am Rüb.	Helstorff	Vesbeck	16	10	1780	1780
Ebstorff	Hanstedt	Wettenbostel	2	10	1781	1783
Wunstorff	Seelze	Gümmer	29	11	1782	1786
—	—	Almhorst	28	10	1783	1787
Nonnenberg	Nonnenberg	Benthe	18	10	1984	1787
Wunstorff	Idensen	Bokeloh	20	10	1779	1788
—	Limmer	Velber	34	10	1782	1789
Pattensen	Amelinghausen	Rottorff	12	10	1783	1790
—	Raven	Rohlsen	10	10	1786	1790
		Noch sind expectiviret				
Pattensen	Hanstedt	Schierhorn	10		1790	1792
—	—	Marren	12		1790	1793
—	Raven	Saderstorff	8		1790	1794

Beilage B.

Regulirte Schuldienstverbesserungen im Calenberg- und Göttingschen.

Inspection	Kirchspiel	Schuldienst	dessen bisheriger jährlicher Ertrag	Grundstücke, durch deren Beilegung eine beständige Verbesserung geschehen	jährl. Ertrag der Grundstücke	Kostenaufwand: Kaufgeld	Gratial	Verbarmachung und Befriedigung	Zahlung: ist geschehen	ist versprochen
			thl.		thl.	thl.	thl.	thl.	thl.	th.
Münder	Gr. Hilligsfeld	Kl. Hilligsfeld	14	20 □Ruth. Gartenland –	1½	—	—	10⅓	10⅓	—
—	Völxen	Alvesrode	35	34 □Ruth. Gartenland –	2½	—	—	4⅔	4⅔	—
Neustadt a. Rüb.	Dudenſen	Bühren	15	1 Morgen Gartenland –	4	—	—	10	5	5
Ronnenberg	Ronnenberg	Devese	21	1 Morgen Wiesenland –	2	—	12	—	12	—
—	—	Empelde	27	1 M Wiesenl. } 1 M Gartenl. }	10	—	46⅔	—	46⅔	—
Hohnstedt	Calefeld	Dogerode	20	1 M Gartenl. –	4	28	—	—	—	28
—	Elvershausen	Marke	22	1 M. Gartenl. –	4	28	—	—	—	28
—	Holtensen	Denkershausen	27	1 Vorl Saatl. –	2	23⅓	—	—	23⅓	—
—	Imbshausen	Lagershausen	18	40 □Ruth. Gartenland –	4	—	28	—	28	—
Göttingen	Reifenhausen	Ludolfshausen	10	35 □Ruth. Gartenland –	3	—	9⅓	—	9⅓	—
—	—	Lichtenhagen	15	1 M. Gartenl. –	5	41	—	—	41	—
Hardegsen	Schönhagen	Silberborn	9	4 M Wiesenl. } 1 M. Gartenl. }	8½	—	—	40	30	10
Münden a. d. Th.	Dransfeld	Bördel	7	5½ M. Saatl. –	5	60⅔	—	—	60⅔	—
Hardegsen	Moringen	Lutterbeck		1 M. Wiesenl. } 1 M. Gartenl. }	6	65⅓	—	—	65⅓	—
					61½	247⅓	96	65	336⅓	71

Beila

Regulirte Schuldienſtverbeſſerungen im Lüneburgiſchen.

Inſpection	Kirchſpiel	Schuldienſt	bisheriger jährlicher Ertrag	Grundſtücke, mittelſt welcher die Verbeſſerung geſchehen	jährlicher Ertrag	Koſtenaufwand: Kaufpreis	Koſtenaufwand: Gratial	Koſtenaufwand: Artharmachungskoſten
			thl.		thl.	thl.	thl.	thl.
Celle	Winſen	Walle	5	6 Morg. Saatl.	4	—	—	30
—	Eſchede	Dalle	4	1 M. Wieſ. u. 1 M. Gartenl.	10½	—	—	46⅔
Ebſtorff	Ebſtorff	Weſſenſtedt	16	1 M. Gartenl. –	2	—	—	4⅔
Gifhorn	Gifhorn	Witſche	20	1 M. Gartenl. –	2	—	—	8
—	—	Weſterbeck	15	1 M. Gartenl. –	1⅔	—	—	7
—	Schwülper	Eckhorſt	6	2 M. Wieſenl. –	1½	—	9⅓	—
—	Gifhorn	Käſtorf	15	1 M. Gartenl. –	1⅓	—	—	10
Lüne	Bezendorf	Oerze	9	2 M. Saatl. –	4½	—	—	7
—	Embſen	Volkhagen	13	3 M. Saatl. –	5	—	—	11⅔
Uelzen	Bodenteich	Lüder	32	1 M. Wieſ. u. 1 M. Gartenl.	9	—	—	28
—	Holdenſtedt	Holzen	9	1 M. Wieſ. u. 1 M. Gartenl.	10	—	46⅔	—
Schwarmſtedt	Walsrode	Fulde	11	1 M. Wieſenl. –	4	58	—	—
—	Kirchboitzen	Eilſtorf	13	2 M. Wieſenl. –	5	—	—	23⅓
—	—	Altenboitzen	20	1 M. Wieſenl. –	9	—	—	23⅓
—	Eilte	Frankenfeld	8	1 M. Wieſenl. –	5	—	—	28
—	Kirchwahlingen	Altenwahlingen	10	2½ M. Saatl. 1 M. Gartenl.	3	—	—	14
Fallersleben	Reindorf	Almke	12	2 M. Saatl. –	2	—	—	9⅓
Harburg	Hittfeld	Kleken	22	1 M. Gartenl. –	3	—	—	12
Bardowick	Handſtedt	Sangenſtedt		2⅔ M. Saatl. –	2⅔	—	—	11⅔
—	—	Rottorf		1 M. Gartenl. –	3	—	—	11⅔
Vattenſen	Salzhauſen	Wierhöfen		1 M. Wieſenl. –	6	—	—	32⅔
—	Vattenſen	Scharmbeck		1 M. Wieſenl. –	4½	—	11⅔	7
—	—	Bahlburg		1 M. Wieſenl. –	2	—	—	18⅔
—	—	Tangendorf		1 M. Wieſenl. –	6	—	18⅔	—
—	—	Roydorf		1 M. Wieſenl. –	4	—	28	—
—	—	Wulfſen		1 M. Wieſenl. –	3	—	—	11⅔
—	—	Asbauſen		1½ M. Saat. u. 1 M. Gartenl.	3⅓	—	—	7
				Latus –	117	58	114⅓	363⅓

Continuatio.

Inspection	Kirchspiel	Schuldienst	dessen bisheriger jährlicher Ertrag	Grundstücke, mittelst welcher die Verbesserung geschehen.	jährlicher Ertrag	Kostenaufwand: Kaufpreis	Gratial	Arthabarmachungskosten	Zahlu: ist geschehen
			thl.		thl.	thl.	thl.	thl.	thl.
				Transport —	117	58	114⅓	363⅓	463
Pattensen	Pattensen	Stelle	—	1 M. Gartenl. –	2	—	—	7	7
—	—	Thieshope	—	1 M. Gartenl. –	1⅓	—	—	7	7
—	—	Ohlendorf	—	½ M. Saatl. 1 M. Wiesen u. 1 M. Gartenl.	7⅔	—	—	23⅓	23⅓
—	—	Olsen	—	1 M. Wiesenl. –	3	—	—	16⅔	16⅔
—	—	Quarrendorf	—	M. Wiesenl. –	3	—	—	18⅔	18⅔
—	—	Brakel	—	2½ M. Saat u. 1 M. Wiesenl.	5	—	—	11⅔	11⅔
—	—	Asendorf	—	3½ M. Saat u. 1 M. Wiesenl	5⅔	—	—	21	21
—	—	Wehlen	—	1 M. Wiesenl. –	5	—	—	14	14
					149⅔	58	114⅓	48⅓	582

Beilage

Regulirte Schuldienstverbesserungen im Hoyaischen.

Inspection	Kirchspiel	Schuldienst	bisheriger jährlicher Ertrag	Grundstücke, durch welche die Verbesserung geschehen	jährlicher Ertrag	Kostenaufwand: Kaufpreis	Gratial	Arthabarmachungskosten	Zahlu: ist geschehen
			thl.		thl.	thl.	thl.	thl.	thl.
Nienburg	Liebenau	Pennigschle	12	3½ M. Saatland	6	—	—	44	37⅓
Stolzenau	Niessen	Wehrenbergen	12½	1 M. Gartenl. –	4	—	—	37⅓	37⅓
					10	—	—	81⅓	74⅔

B

Beilage E.

Vorgeschlagene aber noch nicht regulirte Schuldienstverbesserung im Calenberg- und Göttingschen.

Inspection.	Kirchspiel	Schuldienst	jährlicher Ertrag	Grundstücke zur Verbesserung	Ertrag der Grundstücke	Forderung: Kaufgeld	Gratial	Unkosten
			thl		thl.	thl.	thl.	thl.
Gr. Hohnstein	Osterode	Osterode	28	3 Morg. Saatl.	—	56	—	—
Münder	Esbeck	Delemissen	20	1½ M. Saatl.	8–10	80	—	—
—	Fischbeck	Wehrbergen	30	1½ M Saatl.	10	120	—	—
—	Esbeck	Dunsen	24	1 M. Wiesenl.	3	—	—	—
Neustadt a. Rüb.	Steimbke	Stöckse	16	1 M Wiesenl.	—	100	—	—
—	Mandelsloh	Brase	6	2 M. Saatl.	—	140	—	—
—	—	Laderholz	15	1 M Saatl. u. 1 M Gartenl.	—	105	—	—
Göttingen	Lütjen Schneen	Friedland	30	1 M. Gartenl.	—	30	—	10
Hardegsen	Wahnbeck	Wahnbeck	30	1 M. Gartenl.	—	—	—	34½
—	Moringen	Lutterbeck	27	1 M Wiesenl.	6	70	—	—

Vorgeschlagene aber noch nicht regulirte Schuldienstverbesserung im Lüneburgschen.

Inspection.	Kirchspiel.	Schuldienst	jährlicher Ertrag	Grundstücke zur Verbesserung	Ertrag der Grundstücke	Forderung: Kaufgeld	Gratial	Unkosten
			thl		thl.	thl.	thl.	thl.
Celle	Bergen	Hohne	12	1 M. Wiesenl.	2½	—	—	26
—	—	Manhorn	3	1 M. Wiesenl.	2½	—	—	27
—	Winsen	Meissendorf	10	2 M. Saatl u. 1 M. Gartenl	10	—	—	107
—	Wiezendorf	Suroide	—	3 M. Saatl. 1 M Wiesenl. 1 M. Gartenl.	11	—	—	74½
—	Brelingen	Regenborn	—	1 M Saatl. 1 M. Wiesenl. 1 M Gartenl.	—	—	—	72
—	Gericht Hehlen	Boye	5	2½ M Saatl. 1 M Wiesenl. 1 M. Gartenl.	—	—	—	—
Lüne	Embsen	Melbeck	15	5 M. Saatl.	16⅔	—	—	—

Vor-

Vorgeschlagene aber noch nicht regulirte Schuldienstverbesserung im Hoyaischen.

Inspection	Kirchspiel	Schuldienst	jährlicher Ertrag	Grundstücke der Verbesserung	Ertrag der Grundstücke	Forderung: Kaufgeld	Gratial	Unkosten
			thl		thl.	thl.	thl.	thl.
Nienburg	Estrup	Anderten	—	1 M. Wiesenl. 1 M. Gartenl.	10	—	—	—
—	Lohe	Lemke	—	2 M. Saatl. 2 M. Gartenl.	—	—	—	20
Diepholz	Diepholz	Stemshorn	—	1 M. Saatl.	—	—	—	—
—	Burlage	Marl	—	½ M. Saatl. 1 M. Wiesenl.	—	—	—	—
—	—	Hüde	—	1 M. Wiesenl.	—	—	—	—
—	—	Lembruch	—	1 M. Wiesenl.	—	—	—	—

Vorgeschlagene aber noch nicht regulirte Schuldienstverbesserung im Grubenhagenschen

Inspection	Kirchspiel	Schuldienst	jährlicher Ertrag	Grundstücke zur Verbesserung	Ertrag der Grundstücke	Forderung: Kaufgeld	Gratial	Unkosten
			thl		thl.	thl.	thl.	thl.
Einbeck	Stöckheim	Mädchenschule	40	1 M. Gartenl.	—	—	—	—
—	Einbeck	Euventhal	26	4½ M. Saatl.	240	—	—	—

Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Montag, den 9ten Januar 1792.

Bemerkungen über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser, nebst einer Anweisung, diese Bäume durch Ableger zu vermehren.

Vor einiger Zeit fiel mir das Journal für die Gärtnerei in die Hände. Ich fand im 5ten Stück desselben Seite 150. und 152. daß daselbst die Fortpflanzung edler Fruchtbäume, durch abgeschnittene Zweige oder Steckreiser angepriesen wurde.

Da ich mich schon seit langen Jahren zu meinem Vergnügen mit der Baumzucht beschäftige, so war mir nicht unbekannt, daß abgeschnittene, und in die Erde gesteckte Zweige, zu grünen anfangen, auch sogar Laub und Zweige treiben. Es ist einer der ersten und ältesten Versuche, welche ich mit Veredlung der Fruchtbäume und der Frucht selbst anstellte, weil ich fand, daß meine Pfropfreiser, die ich abgeschnitten, und unter dem Baume, um jederzeit zu wissen, von welcher Art sie wären, in die Erde gesteckt hatte, oft den ganzen Sommer über grünten, und Hofnung gaben, Bäume werden zu wollen. Ich versuchte alle bekannte Anweisungen hierzu, und nicht allein diese, sondern ich übte mich in Erfindung anderer Procéduren, weil mir die Hofnung der Möglichkeit noch allemal übrig blieb. Jahre lang habe ich dieses ununterbrochen fortgesetzt, und nicht mit etlichen, sondern jährlich gewiß mit mehr als hundert Zweigen — aber vergeblich.

Ich bin also anjetzt von dem Ungrunde aller der Vorschläge, die in dem gedachten Journal, dem berliner Intelligenzblatte, und aus diesem in den mindenschen Anzeigen und hannoverischem neuen Magazin hierüber gethan sind, so vollkommen überzeugt, daß ich nun keinen Handschlag dieserhalb mehr thun werde.

Hätte man in diesen Aufsätzen, und besonders im berliner Intelligenzblatte, nicht als gewiß und unleugbar geradezu behauptet: „die Sache ist allerdings ausgemacht" so würde man darüber hinaus gehen können. Allein da das Publikum durch dergleichen dreiste Angaben nur irre geführet

wird, und Zeit und Arbeit verlieret; so halte ich dafür, daß es Pflicht sey, dieses öffentlich zu sagen. Wenn es darauf ankömmt, Versuche von einigen Stunden oder Tagen zu machen, und die sonst nicht viel kosten, so lasse man einem Jeden seinen Willen. Das ist aber hier der Fall nicht. Es kostet Jahre, wenn man hiemit, so wie überhaupt im Pflanzenreiche, Versuche anstellen will; und warum sollte man nicht für einen solchen Zeitverlust warnen?

Wäre die Sache so leicht, als jene Verfasser der Aufsätze angeben, so könnten wir freilich alle andere Arten von Veredlung und Fortpflanzung der Fruchtbäume entbehren. Wie leicht wäre es nemlich nicht, das Land, welches man dazu bestimmen will, und ein jedes gutes Gartenland seyn kann, nach dem Willen dieser Schriftsteller vorher zuzubereiten, um alsdann, wenn man seine Bäume im Frühjahr beschneidet, die abgeschnittenen Zweige von etwa 16 bis 18 Zoll lang auszusuchen, und in die Erde zu stecken. Bei einer mäßigen Anzahl Zwergbäumen fallen davon alljährlich einige Tausende vor, und eben so viele edle Fruchtbäume könnte man alle Jahre machen Gewiß eine große wichtige Entdeckung! Wir könnten alle Baumschulen eingehen lassen, weil jedermann eben so leicht einen edlen Fruchtbaum, als eine Weide (salix) stecken oder pflanzen könnte. Es müste schon eine unendliche Menge solcher Bäume in der Welt vorhanden, und alles Pfropfen und Oculiren ꝛc. für unnütz und überflüßig erkläret seyn; man höret aber nicht, daß irgendwo schon eine große Baumschule eingegangen ist.

Die Männer, von welchen jene Abhandlungen geschrieben sind, haben sich gewiß auch, wie ich, dadurch verführen lassen, daß ihre gesteckten Zweige im ersten Jahre Laub und kleine Zweige getrieben haben. Das geschiehet sehr oft, ja zuweilen noch, wenn man es darnach anfängt, im zweiten Jahre; zuletzt verdorren sie doch. Untersuchet man sie sodann, so wird man finden, daß die Borke des Zweiges in der Erde verfaulet und verzehret ist. Das Zeichen, daß sie nun bald verdorren wollen, ist dieses, wenn die Borke gleich über der Erde, etwa eines Daumen breit, anfängt, ihre grüne, natürliche Farbe zu verlieren. Sie sterben dann von unten auf ab, und sind nicht mehr zu retten. Dieses geschiehet aber gemeiniglich erst im Nachsommer, hauptsächlich bei trockener Witterung. Der Herr Herausgeber des mehrgedachten Journals sagt zwar in einer Anmerkung S. 149, daß der Verfasser des zweiten Aufsatzes daselbst eine schöne, beträchtliche Baumschule von solchen aus abgeschnittenen Zweigen erzogenen Bäumen besitze; weil aber in keinem der folgenden Stücke, nemlich vom Jahre 1784 bis zum Jahre 1791. dieser merkwürdigen Entdeckung auch nur mit einem Worte weiter gedacht wird; so ist es wohl leider mehr als zu gewiß, daß diese schöne Baum-

schule eben so geschwind wieder abgestorben, als entstanden ist.

Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß noch auf andern und mehrern Wegen der Zweck erreichet werden kann, edle Fruchtbäume zu erziehen. So schreibt z. B. der Herr v. Münchhausen im 3ten Theile des 2ten Stücks seines Hausvaters S. 584, daß im Garten zu Schwöbber sich ein Zitronenbaum befinde, der aus dem bloßem Blatte eines ächten Zitronenbaums erzwungen sey. Daß dieses wirklich geschehen ist, das leidet keinen Zweifel; aber nun gleich dem Publikum glauben machen wollen, man könne aus einem jedem Blatte einen solchen Baum ziehen, das wäre eben so übertrieben, als das, was jene Verfasser sagen, nemlich ein jeder in die Erde gesteckte Zweig giebt einen guten Baum. Will man dieses zuwege bringen, so gehören andere Anstalten dazu, als z. E. Mist- oder Treibbeete; hiedurch aber wird die Sache vertheuret, und also in Absicht einer großen Vervielfältigung unnütz gemacht; ob es gleich dazu dienet, zu zeigen, was die Kunst vermag.

Es ist indessen allemal eine löbliche Bemühung, darauf nachzudenken, ob nicht die Veredlung der Fruchtbäume auf eine leichtere Art, als die bisher bekannten, möglich sey. Dieses Feld ist noch lange nicht genug bearbeitet, um sagen zu können, es sey nicht thunlich, oder auch, es sey nicht nöthig; weil wir schon Methoden genug haben, die des Zwecks nicht leicht verfehlen. Daß es thunlich sey, das sehen wir an der Art zu impfen mit dem Geisfuß, die der selige Pastor Henne beschrieben hat. (m. s. dessen Anlegung der Baumschulen). Es ist wohl außer Streit, daß diese Methode die beste und leichteste von allen ist. Allein daß es auch nöthig sey, sich Mühe zu geben, eine bessere Art der Veredlung zu erfinden, ist schon daraus klar, daß so manches schöne Bäumchen durch die gewaltsame Operation des Pfropfens, die man doch sonst als die beste anpreiset, verlohren gehet. Wie schwer hält es nicht, daß der Spalt überwächset. Will man dieses Ueberwachsen befördern, so muß man seine Baumschule auf einem fetten und fruchtbaren Boden anlegen. Es dauret sonst zu lange, ehe die Wunde verheilet, das Holz an der Pfropfstelle wird trocken, das Bäumchen selbst kränklich, und giebt keinen geraden Stamm, sondern bleibt bei aller angewandten Mühe ein Krüppel. Einen Baum aber, der in fettem, gailem Lande erzogen ist, verlange ich nicht zu haben, und wenn man ihn mir auch schenken wollte. Mit dem Oculiren gehet es nicht viel besser; ein Jeder, der selbst Hand angelegt hat, weiß dieses.

Mißlungene Versuche entdecken uns oft einen andern Weg, der uns glücklicher zum Ziele führet. So gieng es auch mir. Da ich die Steckreiser durchaus nicht zum Leben und Wurzeltreiben bringen konnte, dachte ich, daß es vielleicht möglich sey, wenn der Zweig

mit seinem Mutterstamme noch vereiniget bliebe. In meinen jüngern Jahren hatte ich einmal bemerket, daß der untere Zweig eines Tannenbaums, welcher vom Wind und Wetter in die Erde geschlagen war, Wurzeln getrieben hatte. Ich urtheilte daher: wenn der Zweig eines Baums, der Harz bei sich führet, sich in die Erde bewurzelt, warum sollte es denn eine zum Bewurzeln geneigtere Holzart, warum sollte es der Zweig einer unsrer edlen Fruchtbäume, bei einer gleichen Behandlung, nicht auch thun? Zwar hat man wohl noch niemalen es der Mühe werth geachtet, die Tanne durch Einsenker zu vermehren, und es ist auch nicht nöthig, weil sie sich durch den Saamen leichter fortpflanzen läßt. Aber mit unsern Fruchtbäumen hat man doch, so viel ich weiß, diesen Versuch ebenfalls noch nicht gemacht; und eben darum nahm ich mir vor, es zu thun. Wir waren in der rechten Jahrszeit hiezu, nämlich im Herbst, da das Laub abgefallen war. Ich schritt daher sogleich zum Werke, und legte, nicht ohne Künstelei, die aber hier zu beschreiben, unnöthig ist, wie man aus der Folge sehen wird, zween Zweige von zween Zwergbäumen, nämlich von einem Apfel- und einem Pfirschenbaume, in die Erde. Dieses glückte mir zu meiner großen Freude, und nach Verlauf von einem Jahre hatten beide Wurzeln angesetzet. Man kann leicht denken, daß ich fortfuhr, ähnliche Versuche anzustellen, und dies geschah mit eben so gutem Erfolge. Dem ohngeachtet war ich zu furchtsam, schon damals, und bereits vor einigen Jahren, mit dem, was ich bemerket hatte, heraus zu gehen. Ich dachte, man mögte mir wiedersprechen, und ich hätte noch nicht Erfahrungen genug gesammlet, welche die Sache gewiß machen, so könnte man mir eben das vorwerfen, was ich oben von Vermehrung der Obstbäume durch Steckreiser gesaget habe.

Als ich in dieser Ungewißheit war, ob es der Mühe werth sey, meine Versuche fortzusetzen, konnte es mir nicht anders als höchst angenehm seyn, in dem neuen Hirschfeldschen Handbuche der Fruchtbaumzucht von 1788, welches ohne Streit ein klassisches Werk in seiner Art ist, zu finden, daß eben diese Art der Vermehrung von Fruchtbäumen durch Absenker oder Ableger gleichfalls darinn empfohlen wurde; und von nun an verdoppelte ich meine Versuche. Weil aber in dem Handbuche das Verfahren, das ohnehin von dem meinigen in einigen Stücken abgehet, nur kurz angezeiget ist, und es überdem scheinet, daß einige unsrer edlen Fruchtbäume, z. B. der Apfelbaum, von dieser Art der Vermehrung auszuschließen wären, welches jedoch nach meinen mehr als funfzehnjährigen Erfahrungen und oft wiederholten Versuchen auch gar keinem Zweifel weiter unterworfen ist; so trage ich kein Bedenken, es ins Publikum zu bringen, und davon etwas ausführlicher zu handeln: wie

man

man es anfangen müsse, um durch eine leichtere Methode, als die bisher gewöhnliche, edle Fruchtbäume in großer Menge zu erziehen; denn meine auch diesen Herbst 1791. gemachten Erfahrungen lassen mir weiter keinen Zweifel von der Möglichkeit dieser Art der Vermehrung übrig.

Ein Jeder der einen Zwergbaum hat, dessen untere Zweige nahe über der Erde liegen, kann es versuchen, und sogleich nachmachen. Das Verfahren ist gar leicht, und bestehet bloß darinnen:

man beuget den Zweig eines Baums so weit herunter, daß man ihn 6 bis 7 Zoll tief in die Erde legen kann, und damit er festliege, sich nicht in die Höhe hebe, und unter sich Höhlungen lasse, machet man ihn mit Haken, wie beim Ablegen der Nelken, feste.

Dieses ist die ganze Procedur, und mehr braucht es nicht, um den Absenker dahin zu bringen, daß er an mehreren Stellen Wurzeln treibt. Man kann im Herbste, wenn das Laub abgefallen ist, den Anfang damit machen, und den ganzen Winter über damit fortfahren. Es verstehet sich von selbst, daß die Spitzen der Zweige, welche den Baum machen sollen, nicht mit bedecket werden müssen. Schon nach Verlauf von einem Jahre haben sich die mehreste Zeit Wurzeln genug erzeuget, so, daß man den Zweig abschneiden, und den jungen Baum verpflanzen kann. Man muß aber das Ausheben des Zweiges mit Behutsamkeit verrichten, damit die jungen Wurzeln nicht verletzet, oder gar abgerissen werden. Solte es sich ja finden, daß die Wurzeln noch nicht groß genug, oder nicht häufig genug vorhanden wären, so überschüttet man ihn wiederum mit frischer Erde; im zweiten Jahre werden sich Wurzeln die Menge zeigen. Es treiben diese nicht allein aus dem jungen Holze, sondern auch aus dem, das mehrere Jahre alt ist, hervor. Man kann daher den ganzen Zweig, so weit es sich will thun lassen, niederbeugen, und in die Erde legen, und auf solche Weise mehrere Bäume auf einmal erziehen. Mir ist es schon oft, und besonders in diesem Herbst so damit geglücket, daß ich von Einem Apfelzweige 10, von einem andern 8, und überhaupt so viele junge Bäume habe abnehmen können, als Reiser vorhanden waren, die über der Erde heraus standen.

Meinen ersten Versuch, da es mir mit dem Steckreisern auf keine Weise gelingen wollte, machte ich, wie schon gesagt, mit den Zweigen von Apfel- und Pfirschenbäumen; mit Birn- Kirschen- und Pflaumenbäumen konnte ich ihn nicht machen, weil ich davon derozeit keine Zwergbäume hatte, deren Zweige tief genug an der Erde lagen. Man hat allerhand Anweisungen, um das Austreiben der Wurzeln an den Absenkern zu befördern, worunter die wol die beste ist, den Zweig mit einem geschmeidigen Drath, oder gewächsten Faden zu umwinden.

Es

Es setzet sich, weil das Aufsteigen des Safts dadurch gehemmet wird, ein Wulst an dem Zweige an, und aus diesem treiben Wurzeln. Ich machte dieses nach, fand aber, wenn ich einen langen Zweig mit mehrerern Aesten eingeleget hatte, daß auch an diesen Nebenästen, weit von dem umwundenen Zweige, rück- und seitwärts, sich Wurzeln erzeuget hatten. Ich schloß hieraus, daß die Erzwingung eines Wulstes zur Erzeugung der Wurzeln entbehrlich sey; und ich habe auch nicht falsch geurtheilet, sondern gefunden, daß das bloße Einlegen des Zweiges hinreichend ist.

Das Einschneiden des Zweiges wird ebenfalls auch in dem Hirschfeldschen Handbuche empfohlen; aber nach meinen Bemerkungen ist es ebender schädlich, als nützlich. Man unterlasse es also.

Dahingegen habe ich angemerket, daß das starke Herunterbeugen eines Zweiges, um ihn in die Erde zu zwingen, nicht gut sey. Gemeiniglich setzen sich alsdenn wenige, oder gar keine, Wurzeln an, oder es stirbt auch der Zweig gänzlich ab; wie das mir einigemalen wiederfahren ist. Je gemächlicher und ungezwungener also der Zweig eingeleget werden kann, je besser ist es. Junge Zwergbäume kann man durch das Schneiden gar leicht dazu bringen, daß sie unten, nahe über der Erde, Zweige machen; mit alten ist es etwas umständlicher. Zwergbäume, die nicht an der Mauer, sondern frei, mitten im Garten stehen, schicken sich am besten zu diesem Ablegen. Sie pflegen vor- und rückwärts Reiser auszutreiben, die andern aber nur forne heraus, nach der offenen Seite zu. Jene bringen also mehr Bäume als diese; und wenn meine Erfahrung richtig ist, so erzeugen sich die Wurzeln leichter rückwärts am Zweige, nach dem Stamme zu, als vorwärts nach der Spitze desselben; sie zeigen sich nicht allein am ein- und zweijährigen Reise, sondern auch am alten Holze, das eines Daumen dick, mitten aus der Borke heraus getrieben ist.

Hiebei muß ich jedoch wiederholen, daß diese meine Erfahrung sich hauptsächlich nur auf Apfelbäume beziehet. Mit dem Pfirschenbaume konnte ich sie auch nicht fortsetzen, denn die untern Zweige desselben sind vom Froste getödtet und abgestorben. Diejenigen, welche das Glück haben, Zwergbäume von allerlei Obstarten zu besitzen, werden uns belehren können, in wiefern es mit diesem oder mit jenem mehr Schwierigkeit, oder gleiche Bewandniß hat. Indessen, da es mir mit den Aepfeln und Pfirschen, als Bäumen von verschiedenen Geschlechtern, geglücket ist; so glaube ich nicht ohne Grund schließen und hoffen zu können, daß es mit allen Arten unserer Obstbäume möglich sey, die abgelegten Zweige zum Wurzeltreiben zu bringen, mithin die Baumzucht auf eine bisher noch nicht gewöhnliche Weise zu vermehren.

Meine Gründe sind diese: der Apfelbaum gehöret zu dem Geschlechte

der

des Kernobstes, der Pfirschenbaum aber zum Steinobste. Weil nun alle bekannten Obstbäume zu diesen beiden Geschlechtern gehören, die Zweige beider Arten aber Wurzeln schlagen, wenn sie in die Erde geleget werden; so werden auch alle Arten von Obstbäumen auf diese Weise vermehret werden können.

Der Schluß scheinet ein wenig gewagt zu seyn, allein mehr, als das, ist er auch nicht. Der Apfel- und der Birnbaum sind ihrer ganzen Natur nach, nicht gar sehr von einander unterschieden; sie gehören nach dem Linnee, beide zu einem Geschlechte. Letzterer hat etwas härteres Holz, als der erstere; er wird also wohl nicht so leicht Wurzeln treiben, als jener. Man lasse ihm aber nur etwas mehr Zeit, und ein Jahr länger in der Erde liegen, so wird der Erfolg gleich seyn. Mit den Bäumen, die ein Harz bei sich führen, Pfirschen, Apricosen, Kirschen, ꝛc. mögte die Sache mehrerm Zweifel unterworfen seyn. Aber hat nicht mein Pfirschenbaum, und selbst die Tanne, deren ich oben gedacht, schon gezeiget, daß es möglich sey, sie zum Wurzeltreiben zu zwingen? Nichts wird uns inzwischen auch wegen dieser letztern Art Obstbäume zur Gewißheit bringen, als Versuche und Erfahrungen.

Ich eile daher, weil eben jetzt die Zeit da ist, Versuche anzustellen, es hiedurch bekannt zu machen, damit diejenigen, welche Vergnügen daran finden, und Gelegenheit dazu haben, mit ihren Zwergbäumen nunmehr, sofort den Anfang machen können.

Niemand wird hoffentlich auf den Gedanken kommen, daß die auf diese Art erzielten Bäume erst müsten gepfropfet, oder ächt gemachet werden. Wenn ein Pfropfreis, das auf einen wildem Stamm gesetzet ist, von Säften, die den seinigen oft ganz ungleich sind, genähret wird, eine solche Frucht hervor bringet, die der gleich ist, von welcher das Reis genommen worden; warum sollte dann nicht ein Baum, der schon von der Wurzel aus das ist, was er seyn soll; in dessen Organen die eingesogenen, ungleichartigen Säfte nicht erst brauchen in gutartige, und in solche umgeschaffen zu werden, die zur Bildung seiner Existenz gehören; warum, sage ich, sollte ein solches vollkommenes Wesen einer Pflanze, ein von Grund aus ächter Baum, nicht die nemliche Frucht wieder geben, von welcher er abstammet? Jedoch dieß alles bei Seite gesetzt, so kann ich schon den Beweis darüber führen, daß der Erfolg so ist, wie ich ihn angegeben habe. Zween meiner auf die vorbeschriebene Weise gezogenen, und weiter nicht veredelten, Bäume, nemlich ein Calville blanc und ein Goldpipin, haben in diesem Herbst Früchte getragen. Nicht allein ich, sondern mehrere Kenner, die sie gekostet haben, können bezeugen, daß sie im Geschmack, in der Gestalt und allem Aeusserlichen ihrer Art vollkommen ähnlich sind. Man sage nicht, eine Schwalbe mache keinen Sommer,

oder die Erfahrung von einem Jahre sey nicht hinreichend, um dieses als gewiß anzunehmen. Aber zuverläßig ist doch der Grundsatz in der Pflanzenlehre, daß ein Gewächs, ein Baum, die Frucht, die er einmal getragen hat, stets wieder geben müsse; die Veränderung der Witterung, des Erdreichs, und andere zufällige Ursachen abgerechnet. Wir haben hier überdem in den obbenannten Früchten nicht eine, sondern zwo Erfahrungen, von solchen Gewächsen oder Früchten, die sich ihrem ganzen Wesen nach gar sehr von einander unterscheiden; und da so wenig die eine als die andere die mindeste Abweichung von ihrer Art gezeiget hat; so kann man wohl als gewiß voraussetzen, daß diese Bäume auch in den folgendem Jahren die nemlichen Früchte wieder tragen werden, und daß eben dieser Erfolg von andern auf gleiche Weise erzogenem Bäumen zu erwarten sey, mithin einer weitern Veredlung nicht bedürfen.

Man denke auch nicht, daß diese Bäume als Wurzelausläufer zu betrachten sind, die die Eigenschaft an sich haben, daß sie jederzeit neue Sprößlinge wieder aus der Wurzel hervortreiben. Ein Schößling aus der Wurzel, und ein Ableger eines Zweiges, sind zween ganz verschiedene Gewächse. Jener ist das Produkt der Wurzel, dieser das Produkt des Zweiges. Ich finde auch nicht, daß nur ein Einziger meiner abgelegten Bäume, die schon zum Theil unten am Stamme bis zween Zoll dick, und an 10 Jahr alt sind, auch bereits Früchte tragen, dergleichen aus der Wurzel getrieben hätte. Der Absenker einer Weinrebe thut es ebenfalls nicht, und also mag diese Besorgniß uns nicht abhalten, unsre edlen Fruchtbäume auf die vorgeschlagene Weise zu erziehen.

Nicht so zuverläßig ist es hingegen, behaupten zu wollen, daß die Kerne von den Früchten dieser Bäume die selbige Frucht wieder geben werden; so wahrscheinlich solches auch ist. Höchstens können wir dieses von den Früchten, so wir in unsren Gärten ziehen, nur unter gewissen Umständen erwarten. Es kommen mehrere Ursachen zusammen, warum die Kerne unsrer edlen Früchte ausarten. Einige davon habe ich schon anderswo *) bemerklich gemacht; hier will ich noch eine Hauptursache anführen, die in der Pflanzenlehre gegründet ist, und von niemand bezweifelt wird, davon auch der Hr. Verfasser des 51sten St. dieses Magazins ganz richtig erwähnet hat.

*) Im 23sten Stück des N. Hannov. Magazins vom v. J.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Freitag, den 13ten Januar 1792.

Bemerkungen über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser, nebst einer Anweisung, diese Bäume durch Ableger zu vermehren.

(Schluß.)

Wir haben in unsern Gärten, ich mögte wohl sagen, nie, einerlei Art Fruchtbäume, z. B. nie lauter Goldpipins; und wäre das auch, so finden sich doch andere Apfelbäume in den Gärten unsrer Nachbarn. In der Blüthzeit wird der Blumenstaub von einem Baume auf den andern gewehet, oder durch Insekten von einer Blume zur andern getragen, und mit dem Urstoffe einer andern Frucht imprägniret. Wie ist es nun möglich, daß eine solche Frucht, oder deren Saame, in welchen die Natur eigentlich das Fortpflanzungsvermögen geleget hat, ihres Gleichen wieder geben könne? Es wird freilich wohl zuweilen geschehen, denn es läßt sich denken, daß diese oder jene Blume mit dem befruchtenden, fremden Staube verschonet geblieben ist; aber es wird doch auch nur selten seyn. Man stelle sich einmal einen Zwergapfelbaum vor, der unter einem andern hochstämmigen Apfelbaume von verschiedener Art stehet. Sollte man da wohl, wenn beide zu gleicher Zeit blühen, ein Mittel ausfindig machen können, die Begattung der Blüthe des erstern mit dem Saamenstaube des letztern zu verhüten?

Indessen giebt uns dieses die Veranlassung, so zu verfahren, daß das, was wir nicht haben wollen, verhütet werde. Und hierzu können wir gar wohl gelangen. Wir müssen unsere Bäume an Abörter pflanzen, an solche Stellen, wo sie von allen Spielarten ihres Gleichen weit genug entfernet sind. Wären sie nur einige tausend Schritt von allen Gärten und andern Fruchtbäumen abgesondert, so mögte das wohl schon hinreichend seyn; und dergleichen Plätze finden sich auf weitläuftigen Gütern und Aemtern genug. Der Wind könnte bis dahin den fremden Blumenstaub nicht bringen, und das, was die Insekten etwan dahin übertragen mögten, wäre wohl unbeträchtlich. Vielleicht wä-

ren, wenn eine gewisse Vorliebe mich nicht zu viel hoffen lässet, die Bäume, welche nicht ächt gemacht, sondern von Grund aus ächt sind, nemlich die Ableger, hierzu die schicklichsten. Denn diejenigen, welche auf einen wilden Stamm, von ganz anderer Natur und Bestandtheilen gepfropfet sind, dienen hierzu nicht, wie ich in meiner vorhin erwehnten Abhandlung glaube gezeigt zu haben. In Frankreich säet man Kerne von gutem Obst aus, und erwartet, ohne die daraus erzogenen Bäume ächt zu machen, ob sie schmackhafte Früchte tragen. Einen solchen Baum, oder dessen Frucht, nennet man Bezy oder Bezier. Pflanzte man ihn an einen Ort, wo er weit genug von andern entfernet wäre, so würde derselbe hiezu noch besser seyn, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß der Baum, der einmal aus einem gewissen Saamen erwachsen ist, auch in der Folge sich durch seinen Saamen gleichartig fortpflanzen werde. Denn, wenn dieses nicht seyn sollte, wie hätte der Baum zum erstenmale so, und nicht anders entstehen können? und wenn keine äusserlichen Ursachen einer Ausartung vorhanden ist, wie kann ein wildes Gewächs in ein anderes verwandelt werden? Will man inzwischen alles dieses nicht gelten lassen, so bleibt nichts übrig, als uns durch Erfahrung zu belehren, und uns, so lange wir noch keine Beziers haben, hierzu der Absenker edler Fruchtbäume zu bedienen.

Ich habe oben gesagt, daß diese Fortpflanzung unsrer Fruchtbäume durch Ableger auch im Großen könne getrieben werden. Es wird noch nöthig seyn, mich auch hierüber zu erklären.

Freilich kann keiner eine große Baumschule, wie es deren mehrere giebt, hievon anlegen, und wenn er auch einige hundert Zwergbäume hätte. Es können nur die untern Zweige eines solchen Baums abgesenket werden, die man abschneiden muß, wenn sie Wurzeln getrieben haben. Alsdann erfordert es einige Jahre, bis die Zweige wieder wachsen, und bis dahin höret die Vermehrung auf. Wenn man aber erwäget, welch' eine zahllose Menge von Bäumen, die hiezu tüchtig sind, aller Orten umher, und auch in Ländern, wo keine Baumschulen sind, existiren; so wird man nicht in Abrede seyn, daß auf diese Weise mehr edle Bäume können erzielet werden, als uns jetzt alle Baumschulen liefern. Nicht zu gedenken, daß hiezu gar keine weitläuftige Distrikte von Ländereien, wie doch eine große Baumschule erfodert, nöthig sind, weil auf der Stelle, wo der Absenker hingeleget wird, doch kein anderes Gewächs erzeuget werden kann; so ist auch noch der Vortheil dabei, daß jedermann, auch der nichts von Vermehrung der Fruchtbäume verstehet, im Stande ist, sich auf eine gar leichte Weise den Baum selbst zu verschaffen, den er gern haben will. Nicht alle Gartenfreunde haben Lust,

sich

sich mit der bis jetzt gewöhnlichen Art Baumzucht abzugeben, und noch wenigere wissen mit dem Propfen, Oculiren ꝛc. umzugehen. Der vorgeschlagene Weg hiezu ist aber so ungekünstelt und leicht, daß ein Jeder es sofort nachmachen, oder einen andern, auch nur mit bloßen Worten, die Procedur lehren kann; welches bei allen bisher bekannten Veredlungsarten aber nicht möglich war, weil selbige viele Genauigkeit und geschickte Handgriffe erfordern.

Aus dem, was ich hier vorgetragen habe, wird nun ein Jeder ersehen, worin das Verfahren bestehe, um auf eine leichte und wohlfeile Art edle Fruchtbäume zu erziehen. Mir soll es Belohnung genug seyn, wenn ich erfahre, daß ich durch Bekanntmachung derselben, zum öffentlichen Nutzen und Besten etwas beigetragen, und andere aufgemuntert habe, mit allen Arten unsrer Fruchtbäume gleiche Versuche anzustellen; wobei ich dann wünsche, daß sie auch ihre Erfahrungen durch dieses beliebte Magazin, uns (jedoch so kurz als möglich) mittheilen mögen, um die Sache dadurch noch gemeinnütziger zu machen.

H. K.

Vorschriften zur Wiederherstellung solcher Personen, die entweder im Wasser, oder durch andere Arten von Erstickung, dem Anschein nach, ihr Leben verlohren haben.

(Aus dem European Magazine for September, 1791. pag 207.)

Regeln bei ertrunkenen Personen.

1. Wenn der Körper aus dem Wasser genommen wird, so entkleidet man ihn, wickelt ihn dicht und sorgfältig in einen Rock, wollene Bettdecke, oder irgend eine andere warme Bedeckung, und so bringt man solchen behutsam in das nächste und bequemste Haus, das Gesicht oben, und den Kopf etwas erhaben.

2. Man legt solchen alsdenn in ein geheiztes Zimmer, auf ein Bett oder eine Matratze, welches vorher mit einem Bettwärmer gewärmt ist, oder im Sommer kann man ihn auch in die Sonne legen. Nachdem der Körper hierauf mit warmen Tüchern völlig getrocknet ist, reibt man ihn mit heissem Flannel zwar fleißig, aber doch mit Vorsicht, auf der linken Seite, nahe dem Herzen. Man applicirt den Händen und Füßen, Tücher, die die man aus warmem Wasser gezogen und ausgerungen hat; gewärmte Backsteine, Flaschen oder Blasen, halb mit heißem Wasser angefüllt, kann man sich auch hierzu bedienen, und Beutel mit heißem Sand oder Körnern gefüllt, auf den Magen, und un-

ter die Achselhöhlungen legen. Man läßt ferner eine gesunde Person, vom nemlichen Geschlecht mit dem Verunglückten, sich entkleidet an die rechte Seite des Körpers legen, sowohl um zu reiben, als um bei andern nothwendigen Verrichtungen hülfreiche Hand leisten zu können.

Ist gerade eine Wanne mit warmem Wasser vorhanden, so legt man den Körper in solche bis an den Hals, und läßt ihn eine halbe Stunde lang in solcher; doch muß das Wasser nur den Grad von gemäßigter Hitze haben, den die umstehenden Personen gemächlich ertragen können, wie denn diese Vorschrift überhaupt von allen obigen Vorschriften allerdings zu verstehen ist. Nachdem der Körper wieder aus der Wanne herausgenommen ist, wird er völlig abgetrocknet, auf ein Bett gelegt, und auf die nemliche Art behandelt, die man bereits oben vorgeschlagen hat.

3. Unterdessen daß dieses vorgeht, steckt man die Röhre eines Blasebalgs in das eine Nasenloch, während das andere sowohl, als der Mund, von einem der Umstehenden zugehalten wird; es wird behutsam mit solchem geblasen, bis die Brust sich etwas hebt. Alsdenn läßt man den Mund und das andere Nasenloch los, und drückt sanft auf die Brust — wiederholt hierauf diese Nachahmung des natürlichen Athemholens, bis man Anzeigen des wiederkehrenden Lebens bemerkt, da man es dann stuffenweise einstellt.

Sollte man nicht eben einen Blasebalg zur Hand haben, so muß einer der Umstehenden, entweder durch eine Federspuhle oder irgend eine andere Röhre, seinen Athem in die Nasenlöcher des Verunglückten blasen.

4. Wenn das Athemholen sich erneuert, so bringt man gelegentlich eine Feder in Hirschhorngeist oder scharfen Senf eingetunkt, in die Nasenlöcher — auch kann man Pfeffer oder Schnupftabak in solche hineinblasen; wie man denn ebenfalls ohne Verzug ein Klystier geben muß, so aus gleichen Theilen von Wein und heissem Wasser bestehet, nebst einem kleinen Eßlöffel voll Mehl oder Senf, oder einem Theelöffel voll gestossenen Pfeffer, Ingwer, oder eines andern Gewürzes. Statt des Weins, kann man sich auch des Rums, Branteweins, oder Genevers bedienen, solchen alsdenn aber mit sechsmal soviel heissem Wasser vermischen — die übrigen Ingredienzien, als Senf, u. s. w. bleiben die nemlichen.

5. Sobald der Patient zu schlukken im Stande ist, giebt man ihm, Löffelweise, heissen Wein, oder andre starke Getränke mit Wasser vermischt.

6. Wenn das Leben nunmehro völlig zurückgekehrt ist, muß der Patient ruhig in einem warmen Bett bleiben, und man fährt fort, ihn durch den mäßigen Genuß warmer Weinsuppe, und andern nahrhaften Getränks zu stärken — wie denn überhaupt eine mäßige Transpiration auf alle Art befördert werden muß.

Beim

Beim Hängen,

läßt man 1. wenn mediciniſche Hülfe zur Hand iſt, durch ſolche dem Unglücklichen einige Unzen Blut von den Adern am Halſe nehmen – oder ihm einige Schröpfköpfe am Halſe ſetzen.

2. Die übrige Behandlungsart iſt die nemliche, als oben zur Wiederherſtellung der im Waſſer verunglückten Perſonen, empfohlen worden iſt.

In Fällen wo durch ſchädliche Ausdünſtungen, oder durch den Blitz

eine Erſtickung erfolgt, benetzt man das Geſicht, wie den ganzen Körper, mit kaltem Waſſer; wenn die Wärme des Verunglückten der Wärme eines Lebendigen entweder gleich iſt, oder ſolche überſteigt. Sollte der Körper hingegen kalt ſeyn, ſo muß man nur ſtuffenweiſe der erwärmenden Mittel ſich bedienen – übrigens aber alles befolgen, was bei der Errettung im Waſſer verunglückter Perſonen vorgeſchrieben iſt. — Auch kann man eine kleine Quantität Blut aus den Adern am Halſe laſſen.

Bei Leuten die durch den Froſt

verunglückt ſind, bringt man den Körper in das nächſte erwärmte Zimmer, aber nicht nahe ans Feuer; Reibt ſolchen mit Schnee oder kaltem Waſſer, und verſucht übrigens ſowohl Wärme, als auch den Athem nach und nach, und auf die nemliche Art in ſolchen zu bringen, als bereits bei denen die im Waſſer verunglückt ſind angeführt worden.

Es bleibt nun noch übrig von den unglücklichen Kindern zu reden, die

entweder bei der Geburt, oder aber nachher durch die Betten erſtickt worden.

1. Den todt zur Welt kommenden Kindern bläßt man durch eine Federſpuhle, oder irgend eine andere kleine Röhre, Luft in den Mund, bis dadurch die Bruſt etwas gehoben wird; man drückt ſolche hierauf ganz ſanft nieder, und wiederholt dieſes, bis endlich das natürliche Athmen ſich einſtellt. Auch reibt man den Körper ſanft mit warmen Tüchern von Flannel, und macht um die Beine und Füße Umſchläge von Waſſer, ſo einen mäßigen Grad von Hitze hat.

2. Iſt ein Kind von den Betten erdrückt, und der Körper, wie dieſes gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, noch zu heiß, ſo lege man ſolchen auf eine kurze Zeit in einen friſchen Luftſtrom, und benetze Geſicht und Bruſt, mit etwas kaltem Waſſer; darauf fülle man die Lunge, und verfahre übrigens nach denen oben ertheilten Vorſchriften.

Andrer Mittel, als der hier vorgeſchlagenen, muß man ſich nicht bedienen, es ſey denn, daß ſolches auf Verordnung eines vernünftigen Arztes geſchehe. In allen oben angeführ-

geführten Fällen, versäume man nicht, sogleich medicinischen Beistand holen zu lassen, auch bemühe man sich in dem nächsten Hause, warmes Wasser, Körner, oder andere ähnliche Sachen anschaffen zu lassen, und für ein gutes Feuer, nebst einem warmen Bette für die verunglückten Personen zu sorgen.

Auszug eines Schreibens an den Verfasser des letztern Aufsatzes im 91ten Stück des neuen hannoverischen Magazins vom vorigen Jahre.

Was Sie wegen einiger im Hoyaischen üblichen Namen ins neue hannoverische Magazin haben einrükken lassen, das veranlasset mich, einige Bemerkungen darüber zu machen, und Zurechtweisungen beizufügen.

Im Hoyaischen hat der Bauer meist immer 2 Namen, einer ist beständig der Hausname, der in den Amts- u. Kirchenregistern unveränderlich bestehet, Hillmanns Kolonie, Gerken Stette, des Meyers Stette (Meyer, primus colonus im Dorfe) contracte Runis Stette, Müllers Stette, contracte Smuls Stette i. e. des Meyers, des Müllers Stette, Ahrens Stette. Hat nun der in eine Kolonie eingeheirathete Wirth den Geburtsnamen Hillmann, Arend, Gerken, so trift Hillmann Hillmann, Arend Ahrens, Gercken Gercken wohl zusammen, weil da der Geburtsname gleichsam Vorname zu werden scheint. Ich habe einen Nachbar, der heißt Gerken, die Stette Stubbe, ergo Gerken Stubbe, oder Stubbens Gerdt, oder zum Unterschied eines kleinern Stubbe, der große Stubbe, weil er ein Spannhalter ist.

Wenn der Wirth in Finkens Stette alt wird, und endlich simpliciter Fincke heißt, sein Schwiegersohn aber Schweehrs, so nennet man diesen Finckens Schweehrs, und nach des Altvaters Tode, wird der Name des Wirths vergessen, er heißt nun immer Fincke. So was giebt der Usus loquendi an. Gesche ist der Name Jesine, Jochen, Joachim, Hans Hinrich, Hans Henrich, Johann Hinrich, Johann Henrich, ist nicht einerlei, alle Welt hat diese Namen hier und den Zunamen Meyer dabei, denn in jedem Dorfe ist ein Meyer primus colonorum, hat der 5 und mehr Söhne, die von der Stette abziehen müssen, die behalten von Baurenstolzes wegen den Namen Meyer gerne bei, und nennen sich lieber Meyer, als daß sie den Stettenamen angeben sollten. Ich habe eine Nachbarin die Witwe ist, ihr Mann hieß Poggenburg, sie selbst wird Schlemars Mette genannt, das

re-

reſolvirt ſich alſo: Schlemar war ihr Vater, Mette iſt ihr Vorname, Poggenburg ihr Mann, der als Schwiegerſohn in Schlemars Stette kam.

Die Bauern von einſtändigen Höfen, Schieren, Bockeln, Haſeln, ꝛc. veranlaſſen die Namen Schiermann, Bockelmann Haſelmann, ꝛc.

Ueberhaupt ſagt der Bauer hier gar zu gern einen fremden Namen, z. E. beim Arzte, man ſiehet ihm gleich die Verlegenheit an, wenn man nach ſeinem Namen frägt, er befürchtet Conſequenzen davon. Krankheiten hält er gern heimlich, damit ſeine zu verheirathende Kinder nicht levem ſanitatis maculam bekommen, als wenn ſie zur Arbeit untüchtig wären. Ein Wort rinkeſielen, bedeutet emſig arbeiten, als wenn jemand im Grabe einen Nagel findet, ihn zuſammen ſchmieden läßt, und ſich einen Fingerring gegen die Gicht daraus feilet. Die Schutzpatronen des im Jahr 842. fundirten hochadelichen Stifts Baſſum, olim Birchſen, Birchſun, Barſen, Baſſen, Baſſum, ſind die Heiligen Victor und Mauritius, nun hatte eine Abtiſſin alle Knaben, die ſie aus der Taufe heben laſſen, Victor genannt, daher heißen ſo viele Bauern, theils im Vor- theils im Zunamen Vitter.

Baſſum.

Aus Liebe zu deutlichen Begriffen entſtand dieſes mein eiliges zuringliches Schreiben, ich bitte desfalls um Entſchuldigung, und empfehle mich.

A. W. Cruſius. Dr.

---

* * *

I.

Als die Erzherzogin Anna von Oeſterreich, die Braut Philipp des 4ten von Spanien, auf ihrer Reiſe nach Madrit durch eine ſpaniſche Stadt kam, wo man ſehr gute Reifröcke, Leibchen und ſeidne Strümpfe verfertigte, machte ihr der Magiſtrat der Stadt ein Geſchenk mit einer Menge von dieſen Waaren. Aber der Major Domo, ein Mann von ächter ſpaniſcher Gravität, erzürnte ſich höchlich über dieſe Verwegenheit, nahm alle Packete mit Strümpfen, und warf ſie den Deputirten der Stadt vor die Füße, indem er ihnen die Lehre mit auf den Weg gab: Merkt euch, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben! Er wollte damit ſagen, daß ſie durch ihren Stand ſo erhaben wären, daß ſie nicht die Erde mit Füßen berührten, wie andere ihres

Ge-

Geschlechts. Allein die junge Königin, welche die Feinheit der spanischen Sprache noch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, und dieses im buchstäblichen Sinn nahm, fing an zu weinen, und sagte: daß wenn sie vorher gewußt hätte, daß man ihr die Beine abhacken wollte, sie sich lieber würde haben umbringen, als zu dieser Reise bereden lassen! Es hielt nicht schwer, ihr den Irrthum zu erklären, und sie setzte die Reise fort. Als sie nach Madrit kam, erzählte man dem König die Naivetät seiner Gemahlin, der sie so drollig fand, daß er ein wenig lächelte; dies war etwas außerordentliches: denn, es sey nun Vorsatz oder Temperamentsfehler, so ist bekannt, daß man Philipp den 4ten nicht mehr als dreimal in seinem Leben hat lachen gesehen.

2.

Rebhühner als Allmosen.

Herr Elie de Beaumont zu Paris, bekannt als ein sehr geschickter Sachwalter, und durch das auf seinen Gütern zu Canon eingesetzte Fest der Biederleute, hatte den sonderbaren Einfall, dem Prediger seines Kiechspiels acht Rebhühner nebst einem Billet zuzusenden, in welchem er ihn bat, sie unter die Armen auszutheilen. Hier ist die Antwort des Prediges.

Paris d. 23. Jan. 1778.

„Ich habe die acht Rebhühner, die Sie mir zur Austheilung unter die Armen geschickt haben, erhalten. Es scheint, als trauen Sie mir die Gabe unsers Heilandes zu, der mit fünf Brodten und eben so vielen Fischen einige tausend Menschen speisen konnte: denn ohne ein Wunderwerk von der Art sehe ich nicht ein, wie acht Rebhühner unter ungefähr zwanzig tausend Unglückliche, die ich täglich zu trösten habe, vertheilt werden sollen. Dem geschicktesten Anatomiker würde es äusserst schwer fallen, sie so fein zu zerlegen. Und sollte mich überdies Ihre Gütigkeit nicht oft bevollmächtigen, meinen Armen eine so leckere Speise vorzusetzen, so hieße das ihnen in der That nur einen sehr schlimmen Dienst erweisen, wenn man sie erst darnach lüstern machen und dann wieder zu ihrem groben Brodte und ihrer dünnen Suppe zurückschicken wollte. Ich habe daher für das Klügste gehalten, die acht Rebhühner für meinen Tisch zu braten, und statt ihrer acht Thaler in meine Armenkasse zu legen. Ich hoffe, Sie werden mich nicht wieder so theure Rebhühner essen lassen. Sparen Sie diese Feinheiten und dies Gesuchte für Ihre litterarischen Arbeiten und gesellschaftlichen Institute, seyn Sie menschenfreundlicher, biedrer in Ihren milden Gaben; und erlauben Sie, daß ich, als Ihr Pfarrer, Ihnen den Spruch des Evangeliums ans Herz legen darf: Selig sind, die da arm sind am Geist! Ich habe die Ehre ꝛc.

Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Montag, den 16ten Januar 1792.

Nekrologium der Stadt Hannover vom Jahre 1791.

Unter Beziehung auf das 4te Stück dieser Blätter vom vorigem Jahre 1791, das 6te von 1790, und das 8te von 1789, wird hier die Fortsetzung der tabellarischen Uebersicht der Gestorbenen in Unserer Hauptstadt von dem eben abgewichnen Jahre gegeben.

Tabelle über die Gestorbenen in der Stadt Hannover im Jahre 1791 nach der Jahreszeit, dem Alter und Geschlecht der Verstorbenen.

Jahres Wochen	Kinder unter 15 Jahren	Unverheirathete von 15 Jahren und älter männlich	Unverheirathete von 15 Jahren und älter weiblich	Ehemänner	Ehefrauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
1ste Woche à 6 Tage.	2	2	1	—	—	1	—	6
2te Woche	5	—	—	1	1	—	2	9
3te Woche	5	1	—	—	3	1	—	10
4te Woche	4	1	—	3	2	—	—	10
5te Woche	6	1	—	2	2	—	1	12
6te Woche	7	1	—	1	4	—	3	16
7te Woche	—	—	1	4	1	1	3	10
8te Woche	3	1	—	1	1	—	—	6
9te Woche	4	1	1	2	2	—	3	13
10te Woche	6	1	1	1	1	1	3	14
11te Woche	7	—	1	1	2	—	2	13
12te Woche	4	1	—	1	1	—	5	12
Latus —	53	10	5	17	20	4	22	131

Jahres Wochen	Kinder unter 15 Jahren	Unverheirathete von 15 Jahren und älter männlich	Unverheirathete von 15 Jahren und älter weiblich	Ehemänner	Ehefrauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
Transport -	53	10	5	17	20	4	22	131
13te Woche	7	1	2	3	2	—	—	15
14te Woche	3	1	1	1	1	1	—	8
15te Woche	6	—	1	2	—	—	1	10
16te Woche	7	—	—	3	2	—	2	14
17te Woche	7	—	—	2	—	1	1	11
18te Woche	7	—	—	—	1	—	3	11
19te Woche	1	—	—	—	2	—	—	3
20ste Woche	6	1	—	2	2	—	2	13
21ste Woche	4	—	—	3	—	—	1	8
22ste Woche	3	—	—	—	—	—	—	3
23ste Woche	3	—	—	1	1	—	1	6
24ste Woche	1	1	1	3	3	—	1	10
25ste Woche	3	—	—	—	1	1	1	6
26ste Woche	1	—	2	1	1	—	1	6
27ste Woche	4	1	—	1	—	—	—	6
28ste Woche	2	1	—	—	4	—	2	9
29ste Woche	2	—	4	2	—	—	—	8
30ste Woche	4	—	1	2		—	1	8
31ste Woche	5	1	—	1	—	1	2	10
32ste Woche	8	1	—	1	—	—	—	10
33ste Woche	2	—	—	—	1	—	—	3
34ste Woche	6	1	—	2	—	—	—	9
35ste Woche	9	1	2	1	2	1	1	17
36ste Woche	10	1	1	3	3	—	1	19
37ste Woche	6	1	1	1	1	1	1	12
38ste Woche	11	—	—	3	5	2	3	24
39ste Woche	6	—	4	1	2	1	2	16
Latus –	187	22	25	56	54	13	49	406

Jahres-Wochen	Kinder unter 15 Jahren	Unverheirathete von 15 Jahren und älter männlich	Unverheirathete von 15 Jahren und älter weiblich	Ehemänner	Ehefrauen	Witwer	Witwen	Ganze Summe der Woche
Transport -	187	22	25	56	54	13	49	406
40ste Woche	6	1	1	1	2	—	1	12
41ste Woche	9	—	—	1	2	1	—	13
42ste Woche	9	2	1	1	1	1	3	18
43ste Woche	5	—	1	2	2	—	2	12
44ste Woche	4	—	—	1	2	—	2	9
45ste Woche	2	1	2	1	1	2	3	12
46ste Woche	4	3	—	3	1	—	3	14
47ste Woche	3	—	1	1	1	1	3	10
48ste Woche	4	1	—	1	1	1	1	9
49ste Woche	3	—	2	1	—	1	—	7
50ste Woche	8	1	—	2	1	—	2	14
51ste Woche	2	1	1	1	1	—	2	8
52ste Woche	3	1	1	2	—	1	1	9
Summa -	249	33	35	74	69	21	72	553

Die Hauptsumme der Gestorbenen, hat sich gegen die drei vorigen Jahre, von welchen nun schon ähnliche Nachrichten bekannt gemacht sind, folgendergestalt verhalten:

	1788	1789	1790	1791
Es sind gestorben: Kinder unter 15 Jahren beiderlei Geschlechts — — —	228	223	202	249
Unverheirathete von 15 Jahren und älter —	82	76	70	68
Ehemänner — —	66	61	61	74
Ehefrauen — —	68	65	66	69
Witwer — — —	17	29	28	21
Witwen — — —	71	57	50	72
Summa —	592	511	477	553

So wie also die Anzahl der im Jahre 1791. Gestorbenen, die Mittelzahl von 500, als dem jährlichen Contingent, welches unsere Stadt dem Tode liefern muß, übersteigt; so ist in eben dem Grade das Jahr in Rücksicht auf die Bevölkerung unter mittelmäßig.

Die Ruhr, unsere periodisch-endemische Krankheit, hat die größere Mortalität gegen die beiden vorigen Jahre, hauptsächlich veranlasset.

Es starben daran

im Jahre	1788	— 41
; ;	1789	— 20
; ;	1790	— 8
; ;	1791	— 57

als würklich Ruhrkranke angegeben. An den Folgen der Ruhr, mag der Verlust wohl gleich groß gewesen seyn. Nicht wenig interessant wäre es, nun auch zu wissen, wie viel Menschen in der Stadt an der Ruhr krank gelegen; weil man alsdenn erst den wahren Grad der Bösartigkeit der Epidemie, mit gehöriger Genauigkeit bestimmen könnte. Allein bin ich außer Stande, dieses heraus zu bringen; glaube auch nicht, daß es in einer so beträchtlichen Stadt, als Hannover, ohne große Weitläuftigkeiten und doch nicht einmal mit der strengsten Genauigkeit, möglich sey. In einigen Dörfern im Göttingischen, wo die Ruhr grassirt hat, und die Kranken durch einen ordentlichen Arzt mit der gehörigen Medicin und Pflege versehen worden, sind von 100 Ruhrkranken im Durchschnitt etwa 12 gestorben. Könnte dieses Verhältniß auch auf Hannover angewandt werden; so würde die Anzahl aller allhier an der Ruhr bettlägerig gewesenen Personen, etwa 475 betragen. Bei dieser Anwendung eines Verhältnisses vom platten Lande auf die Hauptstadt, ist zwar Vieles zu erinnern; allein man muß doch suchen der Wahrheit durch die Approximations-Rechnung so nahe zu kommen als möglich, wenn man sie selbst auch nicht erhaschen kann.

Die Ruhr zeigte sich ungewöhnlich früh; war schon mit Anfange des Augusts tödtlich; und dauerte bis in die Mitte des Novembers; also beinahe Ein Drittheil des ganzen Jahres. — Vielleicht hat sie noch länger gedauert, aber nach der Mitte des Novembers, ist wenigstens keiner mehr daran gestorben.

Die Blattern sind sehr unerheblich gewesen, haben zwar fast das ganze Jahr hindurch in verschiednen Theilen der Stadt, sporadisch grassirt, es sind aber überhaupt nur 5 daran gestorben.

Die Verhältnißtabelle ist folgende:

An den Kinderblattern sind gestorben:

im Jahre	1788	— 128
; ;	1789	— 3
; ;	1790	— Keiner
; ;	1791	— 5

Die Masern haben nicht grassirt; wenigstens ist keiner daran gestorben. Es starben daran im Jahre 1790 wo sie stark grassirten 5; und in den beiden vorher gehenden Jahren, Keiner.

An

An Schlagflüssen sind gestorben 23. Das scheint mir in Verhältniß mit der Zahl aller Gestorbnen, in der Stadt, viel zu seyn. Das Verhältniß zu den vorigen Jahren aber, kann ich nicht angeben, weil ich erst in diesem Jahre zufällig auf die Beobachtung der Probabilität der Schlagflüsse in hiesiger Stadt geleitet worden bin. Die beträchtliche Anzahl der Fälle kann inzwischen durch den sehr warmen Sommer nicht veranlasset worden seyn. Denn sie sind durch das ganze Jahr hindurch eingetreten, ausser nur in dem ganzen viertheil Jahre vom Ende des Merzen, bis gegen Ende des Junius nicht.

Hannover
den 4ten Januar 1792.

F. A. Klockenbring,
Geh. Canzl. Secr.

Ueber die de Monetasche Heilart des tollen Hundsbisses.

Diese im 52ten Stück des Magaz. v. J. umständlich erzählte Heilart, ward vor nicht langer Zeit und fast überall die einzig zuverlässige genannt. Wie sehr wäre es zum Wohl der Menschheit zu wünschen, daß sie diesen Namen mit Recht verdiente! Sie wird von verschiedenen Orten, und besonders aus Italien, so sehr empfohlen, daß sie im ersten Augenblick einen Anschein von Zuverläßigkeit erhält. Man will in Udina, Padua und Bologna, glückliche Erfahrungen damit gemacht haben, allein sie bestätigen sich nicht, vielmehr werden sie von Herrn Frank, Arzt am allgemeinen Krankenspitale in Mayland, widersprochen. Der Brief a) desselben, über diesen Gegenstand, ist zu wichtig, als daß ich mich enthalten könnte, daraus hier nachstehenden Auszug zu liefern.

„Da ich nun schon zum drittenmal in ihrer schätzbaren med. chir. Zeit. sehr günstige Nachrichten über den vortheilhaften Gebrauch des Essigs gegen den Biß toller Hunde oder sonstiger Thiere gelesen habe, die weder mit meiner wenigen Erfahrung, noch mit den mir eingelaufenen Nachrichten überein stimmen, so glaube ich mich allerdings verpflichtet, dieses der litterarischen Welt bekannt zu machen. So wahrscheinlich es auch Herr de Monera zu suchen gemacht hat, daß er den Biereßig mit Butter vermischt, nicht nur gegen den Biß toller Hunde, sondern gegen die Wasserscheu selbst gebraucht habe, so konnte ich dieser Methode doch nicht mehr Glau-

a) Dieser Brief stehet in der Salzburger Med. chir. Zeit. 1791. N. 94. S. 284. ff. und ist vom 5ten Nov. v. J. datirt.

Glauben beimessen, als jeder andern, die bis auf unsere Tage angepriesen worden ist. Indessen hatte ich mir vorgenommen, die de Monetasche Methode bei der ersten vorfallenden Gelegenheit zu prüfen. Gegen das Ende des Monats Mai 1791. wurde ein junger und starker Bauernbursch in das hiesige allgemeine Hospital gebracht, bei welchem 40 Tage hernach, nachdem er von einer wüthenden Katze zwischen dem Daumen und Zeigefinger sehr unbedeutend gebissen wurde, die Wasserscheu schon seit 12 Stunden ausgebrochen war. Nach dem Concilium über den Patienten gehalten worden, beschloß man, bei ihm die de Monetasche Methode anzuwenden. Biereßig war indessen unmöglich zu haben, und ich fand auch kein Bedenken, Statt dessen Weinessig zu Hülfe zu nehmen. Der Kranke war sich noch ganz gegenwärtig, so zwar, daß er sich ohne große Mühe überreden ließ, das Gemisch von Essig und Butter einzunehmen. Er trank davon mit vieler Mühe ohngefehr vier Loth. Mehr konnte er, wegen starker Brustbeklemmungen, die eine Erstickung droheten, nicht hinunter bringen. Schon nach dem bloßen Zureden wurde der Patient mit heftigen Brustbeklemmungen befallen, die ganz deutlich anzeigten, daß es unmöglich sey, ihm durch dieses Mittel zu Hülfe zu kommen. Nach diesem wurden die Belladonna und verschiedene andere Mittel versucht, allein alle umsonst, denn der Kranke starb den dritten Tag unter den gewöhnlichen Zufällen."

Der Herr Verfasser dieses Briefes hat sich nach den in verschiedenen französischen und italienischen Zeitungen von dem glücklichsten Erfolge der de Monetaschen Heilart ausgesprengten Nachrichten, ganz genau erkundiget, durch glaubhafte Zeugen, welche er in seinem Briefe nennet, aber erfahren, daß die Sache nicht gegründet sey. Auch versichert derselbe, daß jene Zeitungsnachrichten nicht den mindesten Eindruck zu Italien gemacht haben, und daß man bereits gänzlich dieselben vergessen habe, was wohl nicht geschehen seyn würde, wenn etwas an der Sache wäre.

Diesen für die de Monetasche Heilart des tollen Hundsbisses so ungünstigen Nachrichten, muß ich noch hinzu fügen, was ganz neuerlich selbst aus Warschau geschrieben wird, nehmlich der Hauptumstand, daß es in Polen gar keine tolle Thiere gebe. Dieses versichert Herr Hofrath de la Fontaine in einem so eben herausgegebenem fürtrefflichen Buche b) Seite 121. f. mit folgenden Worten: „Biese

b) Der Titel ist: F. l. de la Fontaine Sr. Maj. des Königs von Polen Hofraths und wirklichen Leibchirurgus, Bürgers der neuen Constitution zu Warschau u. s. w. chirurgisch medicinische Abhandlungen verschiedenen Inhalts, Polen betreffend. Mit Kupfern. Breslau und Leipzig, 1792. 8.

„Bisse von tollen Thieren, Hunden, Wölfen, u. s. w. und die darauf erfolgte Wasserscheu, habe ich hier in Polen (und mit mir die meisten alten Aerzte) *niemals* Gelegenheit zu sehen und zu behandeln gehabt, ungeachtet der Leibmedicus Herr von Monata kürzlich eine Abhandlung über den Biss toller Thiere, herausgegeben, in welcher er zu Hunderten dergleichen Kranke angiebt, die er mit Biereßig und Butter geheilt haben will. Dieses *ganz unbedeutende Mittel* machte vielleicht im Auslande mehr Aufsehen, und erhielt mehr Glauben, als hier in Polen."

In unsern Gegenden, und überhaupt in Deutschland, soviel wenigstens bis jetzt bekannt ist, sind mit dem de Monetaschen Mittel noch keine Versuche gemacht worden. Die ersten Nachrichten darüber könnten wir vielleicht von Berlin erwarten, nachdem das dasige Königl. Oberkollegium Medicum von den Landphysicis über die schon gemachten, oder noch anzustellenden Versuche Berichte gefordert hat c). Wenn aber dem, was Herr Frank in Mayland, und Herr de la Fontaine in Warschau von der Heilart sagen, Glauben beizumessen, und das scheinet hier doch wohl der Fall zu seyn, so wird man, wenn man nicht schon a priori einiges Mißtrauen in das Mittel zu setzen genöthiget wird, sehr zweifelhaft, ob nicht lieber ein schon mehr bekanntes kräftigeres Mittel bei so traurigen Zufällen zu ergreifen, als ein in der Erfahrung sich noch nicht genugsam bestätigtes zu wählen sey? Die zweifelhafte Wirkung des de Monetaschen Mittels ist auch schon in der Note im 52. St. dieses Magaz. v. J. Seite 817. sehr gegründet zu erkennen gegeben worden. Alles zusammen genommen, mögte also die de Monetasche Heilart wohl nicht allgemein zu empfehlen seyn.

G. L. Hansen, Dr.
Kön. Hofmedikus.

Hannover.

c) Das hierüber abgelassene Reskript des Königl. O. C. M. hat Herr Hofrath Metzger in Königsberg in seinen Annalen der Staatsarzneikunde B 1. St. 3. Seite 196 bekannt gemacht, und Seite 197. u. f. einige Bemerkungen hinzu gefügt, worin derselbe sagt, daß das Mittel des Herrn Leibmedikus de Moneta, nicht neu sey, sondern schon 1768 von dem Herrn Professor Thiesen in Königsberg, in einer eigenen Schrift dem Publiko empfohlen worden, welches auch Herr de Moneta in seinem Tractätchen S. 16. ehrlich genug, selbst gesteht. Hr Hofrath Metzger aber heget Zweifel gegen die hinlängliche Wirksamkeit dieses Mittels, und trägt Bedenken, es in Fällen — und zwar mit Hintansetzung geprüfterer Heilmethoden — anzuwenden, wo keine Zeit mit ungewissen Versuchen verloren werden darf.

Extract

Extract aus dem Kirchenbuche zu Hostedt in der Insp. Harburg.

Im Jahre 1658. den 25ten Mai, schenkte Hr. Christian Fröichen, Notar. Publ. in Buxtehude, aus freiem Willen der Hostedter Kirche 61 Märk. Von diesen 61 Mk. wurden 41 Mk. Behuf eines eisernen Ofens im Pfarrhause verwandt, die übrig bleibenden 19 Mk. aber auf ewige Zeiten bestimmt, daß nachgelassene Hostedter Predigerwitwen die jährlichen Zinsen davon haben und genießen, und wenn keine Witwen vorhanden, die Zinsen wiederum ausgethan, und zum Kapital geschlagen werden sollten. Zu diesen 19 Mk. wurde 1 Mk. zugeschossen, und diese 20 Mk. wurden Ao. 1659. an Heinrich Meyer in Glüsen gegen 20 ßl. jährlicher Zinse vom damaligen Prediger Niklas Erdenberger ausgeliehen. Die in den Jahren 1660. und 1661. eingekommenen Zinsen sind einer damaligen Predigerwitwe ausbezahlt. Nach deren Tode sind die jährlichen Zinsen von 1662. an zum Kapital geschlagen. Von 1663. bis 1673. ist die Miethe vom Witwenhause jährlich mit 12 Mark und in den letzteren Jahren mit 15 Mk. hinzu gekommen, die vorhin, wenn keine Witwen da gewesen, der Prediger selbst zu genießen gehabt, weil dazu circa 1620. ein zur Pfarre gehörendes kleines Gebäude genommen worden. Im Jahre 1679. betrug das ganze Kapital schon 391 Mk., unter welchen die vorhin bemerkte 10jährige Hausmiethe mit begriffen. Von 1679. bis 1690. hatte die verwittwete Pastorin Erdenbergern die Zinsen davon zu genießen. Im J. 1697. waren 76 Mk. eingegangene Zinsen baar vorräthig, die in dem das Pfarrhaus am 5ten Oct. betroffenen Brande verlohren gingen. Gleichwohl waren am Ende des Jahrs 1704. schon 614 Mark als Kapital zinsbar belegt, und nach des Pastor Cammanns Tode fand sich ein baarer Vorrath von 141 Mk. und 4 ßl. eingekommener Zinsen. In den Jahren 1705. bis 1707. wurden 150 Mark vom Kapital gekündiget, und zum Land eines neuen Witwenhauses mit verwandt. Die Zinsen vom übrig bleibenden Kapital aber wurden von 1705. bis 1715. von der Predigerwitwe Cammann genossen. Es war aber das zinsbare Kapital bis auf 504 Mk. herunter gesunken, zu welchem am Ende des Jahrs 1717. ein baarer Zinsenvorrath von 164 Mk. 10 ßl. kam. Am Ende des Jahrs 1734. hatte sich das Kapital unter der Administration des Past. Ratjen bis auf 1128 Mark oder 376 Rthlr. vermehrt; und durch die glückliche Verwaltung des im Jahr 1785. nach einer mehr als 30jährigen rühmlichen Dienstzeit verstorbenen Predigers Schmidt, ist es zu dem Belange

von 2870 Rthlr. 12 mgl. Kapital
251 — 34 — 7 Pf. baaren Vorrath

mithin überhaupt 3122 Rthlr. 10 mgl. 7 Pf.

angewachsen, von welchen 3122 Rthlr 10 mgl. 7 ₰ die verwitwete Pastorin Schmidt die jährlichen Zinsen mit mehr als 130 Rthlr. zu genießen hat. Sind mehrere Predigerwitwen zugleich da, so werden die Zinsen zu gleichen Theilen unter sie vertheilet.

Neues Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Freitag, den 20ten Januar 1792.

Einige für Seereisende nützliche Bemerkungen des Dr. Benjamin Franklin.

Eine der besten Abhandlungen des berühmten Gelehrten, der sich vom Buchdruckerjungen zu einem der ersten Minister eines großen und mächtigen neu entstehenden Staats, ganz durch sich hinauf schwang, ist einige Seebemerkungen überschrieben, (Sundry maritime observations) und als ein an den Herrn Alph. le Roy in Paris gerichteter Brief, in dem zweiten Bande der Verhandlungen der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia abgedruckt. Sie enthält sehr viel Gutes, und so viel vortreffliches, daß einige in derselben enthaltene unausführbare Vorschläge, dagegen gar nicht in Betrachtung zu kommen verdienen. Der größte Theil dieser Abhandlung kann nur den Seemann vom Handwerk interessiren. Mit Weglassung dieses, scheinen mir einige Stellen derselben, die dem zur See Reisenden manche Beruhigung und Bequemlichkeiten gewähren können, die in See oft für keinen Preiß zu erkaufen sind, bei der wachsenden Neigung unserer Landesleute zu Seereisen, und bei den politischen Verbindungen unsers Vaterlandes, die in neueren Zeiten, für Manchen den ohne sie wohl nie an die Unternehmung einer Seereise gedacht hätte, Veranlassung dazu geworden ist, und wahrscheinlich in der Folge wieder werden kann, einer Uebersetzung, und Einrückung in diese Blätter nicht ganz unwerth.

d. Uebers.

* * *

Ich habe nun beinahe siebenzig Jahre Zeitungen gelesen, und glaube, daß wenige Jahre vergehen, in welchen sie nicht Nachrichten von Schiffen enthalten, die man in der See, ohne eine lebendige Seele an Bord, mit einer gewissen Anzahl Fuße Wasser im Raum fand; welche dem ohngeachtet geborgen und glücklich in einen Hafen gebracht sind. Wenn dergleichen verlassene Schiffe nicht gefunden wurden, so kommen sie oft ganz allein auf irgend einer Küste an. Die Mannschaft solcher Schiffe, die sie verließ und ihre Zuflucht zum Boot nahm, wurde bisweilen von andern

Schiffen in der See gefunden, und geborgen; bisweilen erreichte sie Küsten; und bisweilen hörte man gar nichts mehr von ihr. Diejenigen welche Rechenschaft von der Verlassung solcher Schiffe ablegen, sagen gemeiniglich: „das Schiff sey leck geworden; sie hätten eine Zeitlang gepumpt, das Schiff hätte aber immer mehr Wasser eingenommen; und weil sie gar keine Hofnung gehabt hätten das Schiff zu retten: hätten sie es verlassen, um nicht mit dem Schiffe unter zu gehen."

Wenn ein Schiff unten in der Gegend seines Bodens leck wird, so dringt das Wasser mit aller der Kraft herein, welche es von dem Druck der Wassersäule erhält, die dem Unterschiede der Oberfläche des Wassers im Schiff, und des Wasserspiegels der See verhältnißmäßig ist. Es dringt daher im Anfange mit größerer Gewalt, und in größerer Menge herein, als es nachher eindringen kann, wenn das innere Wasser höher wird. Auch ist das Schiff in der Gegend des Bodens enger; so, daß eine gleiche Menge Wasser welche in diesen engern Theil eindringt, daselbst schneller steigt, als da, wo das Schiff weiter wird. Dies vergrößert den Schrecken. Da nun die hereindringende Menge Wasser immer geringer wird, je näher die Oberflächen des innern und des äussern Wassers, einander kommen: so können die Pumpen, welche im Anfange des hervordringenden Wassers nicht mächtig werden konnten, in der Folge gar wohl im Stande seyn, das Steigen desselben zu verhindern; und das Schiffsvolk hätte mit größerer Sicherheit an Bord bleiben können, ohne sich in einem unbedeckten Boot in die offene See zu wagen.

Außer dem, daß die beiden Oberflächen des innern und des äussern Wassers einander näher rücken, können zu Zeiten auch noch andere Ursachen eintreten, welche das tiefere Einsinken des lecken Schiffes aufhalten. Das steigende Wasser kann innerhalb des Schiffes an die Theile des Gebäudes kommen, die von leichterem Holz sind, an ledige Kisten, und besonders an ledige Wassergefäße, welche, wenn sie fest sind, daß sie nicht in die Höhe treiben können, helfen müssen das Schiff zu tragen. Manche Güter, aus denen die Ladung des Schiffes besteht, können leichter seyn als das Wasser; alle diese vergrößern, so lange sie aus dem Wasser sind, die Schwere des Schiffes, und das Schiff gehet nach dem Verhältniß ihrer Schwere, tiefer; sobald aber diese Dinge in das Wasser kommen, drükken sie das Schiff nicht weiter, sondern dienen im Gegentheil, wenn sie nur so fest sind, daß sie nicht heraus treiben können, das Schiff, nach Maaßgabe des Verhältnisses in welchem sie leichter sind als das Wasser, zu erleichtern. Auch sollte man daran denken, daß der Rumpf des größten Schiffes dergestallt mit dem Wasser ins Gleichgewicht gebracht werden kann, daß wenige Lothe mehr oder weniger dasselbe treibend erhalten, oder ver-

versenken können. Ferner giebt es gewisse schwere Ladungen der Art, daß sie, sobald sie ins Wasser kommen, schmelzen, und dadurch das Schiff erleichtern, wie Salz und Zucker. a) Auch bin ich überzeugt daß die oberwähnten Wasserfässer, da ihrer in Kriegsschiffen, wo die zahlreiche Bemannung täglich so viel Wasser verbraucht, so viele seyn müssen, die Schiffe mit ihrem unglücklichen Schiffsvolks hätten retten können, welche in Gefechten oder nachher untergegangen sind, eben so gut als viele, von denen man im letzten Kriege gar nichts weiter gehört hat; wenn es zu einer unverbrüchlichen Regel gemacht wäre, die ledigen Wasserfässer sogleich fest zu verspünden, und an schickliche Oerter zu vertheilen b). Da ich hier vom Sinken rede, so muß mir der bekannte Gebrauch der Chineser beifallen, welche den Raum großer Schiffe durch dicht kalfaterte Abscheerungen (Schotte) in Kammern abtheilen; so, daß wenn ein Leck in einer dieser Abtheilungen entsteht, dieses keinen Einfluß auf die übrigen hat; und wenn das Wasser diese Eine Abtheilung auch bis zum Wasserspiegel der See anfüllen sollte, dies doch nicht zureichen würde, das Schiff zu versenken. Wir haben dies nicht nachgeahmt. Eine Ursach ist vielleicht: daß es die Bergung der Güter im Raum etwas behindern würde; doch glaube ich, daß sich dieses reichlich wieder einbringen ließe, indem die Assekuranzprämien, vernünftiger Weise, dadurch etwas fallen, und das Passagegeld der Reisenden etwas steigen müßte, indem die letztern ungleich lieber mit solchen Schiffen fahren würden. Aber unsere Seeleute sind brav, sie verachten die Gefahr, wie [illegible] tungen zu ihrer Sicherheit; nur in dem einzigen Sinn sind sie Poltrons, daß sie fürchten, für bange gehalten zu werden.

— — — — — —

Manche Seeleute werden glauben: der Verfasser habe sich unnöthige Mü-

a) Das scheint nur in sofern wahr, als man annehmen kann, daß das innere von den aufgelößten Theilen der Ladung bald gesättigte Seewasser, welches durch anhaltendes Pumpen weg geschaft wird, sich immer durch von neuem eindringendes, mit fremden Theilen noch ungemischtes Seewasser ersetzt. So lange daher die auflößbare Ladung nicht so weit schmilzt, daß ihr Ueberrest nicht mehr im Stande ist, das innere Wasser im Schiff zu sättigen, und dadurch beträchtlich schwerer zu machen, als gewöhnliches Seewasser, scheint dieser Trost nicht sehr beruhigend. d. Uebers.

b) Ganz kann dieser Vorschlag wohl nicht Statt finden, weil, um die gehörige Lage des Schiffs im Wasser zu erhalten, welche durch das Ledigwerden der Wasserfässer beträchtlich gestöhrt werden würde, allemal, wenigstens ein sehr beträchtlicher Theil der Wasserfässer, so wie das süsse Wasser welches sie enthielten, verbraucht ist, sogleich wieder mit Seewasser gefüllt wird; dergestalt, daß ihrer nur wenige ledig bleiben. Uebers.

he gemacht, ihnen etwas lehren zu wollen; denn sie haben eine Abneigung gegen guten Rath von Landleuten, die sie für unwissend, und gänzlich unfähig halten, ihnen einen der Befolgung würdigen Rath geben zu können, c) ob es gleich unstreitig ist, daß ihre mehresten Werkzeuge von Landleuten erfunden sind. Zum wenigsten war das erste Fahrzeug, das je auf das Wasser gebracht wurde, unstreitig die Erfindung eines Landmanns. Ich will deshalb nur noch einige wenige Worte hinzu fügen, die ich an zur See Reisende richte.

Wer eine weite Reise vorhat, wird wohl thun, sein Vorhaben, wenigstens die Zeit der Abreise, möglichst zu verschweigen, er wird sonst in den Vorbereitungen dazu, beständig durch Besuche von Freunden und Bekannten gestöhrt werden, welche ihm nicht bloß die Zeit, die er sehr nöthig hat rauben, sondern auch allerlei Dinge aus den Gedanken bringen; so, daß er, wenn er in die See kömmt, das Leiden hat, sich an Geschäfte zu erinnern, die er hätte abthun sollen, an Rechnungen die noch hätten bezahlt werden müssen, an Bequemlichkeiten die er sich verschaffen wollte, ꝛc. ꝛc. und die nun sämmtlich über diese freundschaftlichen Besuche vernachläßigt sind. Würde es nicht gut seyn, diese Gewohnheit abzustellen? Der Abreisende sollte, nachdem er alle seine Vorbereitungen zur Reise ungestöhrt gemacht hat, einen Theil der ihm noch übrigen Zeit dazu anwenden, selbst zu seinen Freunden zu gehen um Abschied von ihnen zu nehmen, und bei seiner glücklichen Zurückkunft ihre Gegenbesuche erwarten, um die Glückwünsche zu derselben zu empfangen.

Man hat nicht immer die Wahl, sich seinen Kapitain auszusuchen, obgleich von dessen persönlichem Charakter der größte Theil des Trostes auf der ganzen Reise abhängt, weil man die ganze Zeit der Reise auf seine Gesellschaft eingeschränkt, und seiner Führung anvertrauet ist. Wenn er ein vernünftiger, gesellschaftlicher, gutartiger, und verbindlicher Mann ist, so wird

c) Die beträchtliche Menge praktischer Kenntnisse, nebst der zu ihrer gewöhnlich unvorbereiteten, und augenblicklichen Anwendung erforderlichen großen Geläufigkeit, welche beide auch nur zum mittelmäßigen Seemann unumgänglich gehören, und die sich beide größtentheils durch nichts als eigene Erfahrung, und eigenes Handanlegen, erwerben lassen; — der oft ohne diese Kenntnisse eben so gut gemeinte als übereilte Rath anderer Leute, denen diese Kenntnisse nicht so geläufig sind, und denen jene Fertigkeiten und Uebungen des Blicks mangeln; — die den Seeleuten so sehr bekannte Verschiedenheit der Dinge in abstracto und in concreto (man verzeihe diesen Ausdruck der Schule, und diese ganze Apologie!) scheinen wohl die Hauptursachen zu seyn, welche die Seeleute so mißtrauisch gegen den bisweilen wirklich guten Rath anderer machen. Uebers.

wird man desto glücklicher seyn. Es giebt dergleichen. Wenn es sich aber zutragen sollte, daß er anders ist; und er ist ein geschickter, sorgsamer, wachsamer, und bei Führung seines Schiffs thätiger Mann; so entschuldige man alles übrige, d) denn das sind Haupteigenschaften.

Was für ein Recht man sich auch durch den Vertrag wegen der Reise, auf den Mundvorrath des Kapitains den er für die Passagiere angeschaft hat, erworben haben mag; so ist es doch immer sehr zuträglich, Dinge bei sich zu haben, die uns immer zu Gebote stehen.

1. Gutes Wasser. Der Vorrath des Schiffs ist oft schlecht. Man kann sicher seyn gutes Wasser zu haben: wenn man es aus einer klaren Quelle oder Brunnen schöpfen läßt, und in guten reinen Flaschen (oder steinernen Krügen) verwahrt e). 2. guten Thee. 3. gemahlenen Kaffee f). 4. Chokolate. 5. Wein von einer Sorte die man gern trinkt, und Cyder g). 6.

d) Ein sehr gewöhnlicher Vorwurf, welchen Seereisende den eigentlichen Seeleuten zu machen pflegen, ist der: „daß sie sich in See ganz verwandelten, ein ganz anderes Betragen annähmen, als zu Lande; insbesondere viel mürrischer, launiger, und ungeselliger würden ꝛc. — Man bedenke das Verhältniß der Geschäfte des Seemanns während der Reise, insbesondere dessen, dem die Führung eines Schiffes anvertrauet ist; zu der Muße und langen Weile, des um Gesellschaft, Beschäftigung, und Zeitvertreib, oft gleich verlegenen Reisenden; und beurtheile darnach den Einfluß der gegenseitigen Umstände, auf die wechselseitigen Veranlassungen zu diesem Vorwurf. Uebers.

e) Ohne Erwähnung der künstlichen Mittel, Wasser eine geraume Zeit gut zu erhalten, und faules trinkbar zu machen, (unter denen beiläufig, Kalkwasser, und Kohlenstaub, die wirksamsten zu seyn scheinen) läßt sich das schlechteste in ungepichten hölzernen Gefäßen verwahrt gewesene übelriechendste Wasser, beträchtlich viel genießbarer machen, wenn man es, um die in demselben oft befindlichen lebendigen Geschöpfe davon abzusondern; durch ein Stück Haartuch, loses Leinen, ꝛc. in steinerne leicht bedeckte, oder ganz offene Gefäße laufen, und in diesen einige Tage in freier Luft stehen läßt. Bei großer Hitze erhält man es dadurch kühl: daß man die Gefäße mit irgend einem losen, das Wasser einsaugenden Stoff umgiebt, und diesen beständig naß, wenigstens sehr feucht zu erhalten sucht; wozu es nie an Seewasser mangelt. Uebers.

f) Dieser wird in blecherne, mit gut schliessenden Deckeln versehene Gefässe, stark eingedruckt oder eingeschlagen. Unmittelbar auf dem Kaffee, muß noch ein zweiter in das Gefäß hinein gehender etwas schwerer Deckel gelegt werden, dergleichen man gewöhnlich in den Rauchtobakdosen findet. Uebers

g) Da guter Cyder in unsern nördlichen Gegenden Deutschlandes zu den Seltenheiten gehört, so schlage ich zu Verbesserung des Trinkwassers folgende beide, so ziemlich gleich wirksame Mittel vor. Man reibe mit ohngefehr drei viertel Pfund weissem Zucker, das Gelbe von drei bis vier Citronen ab, reibe diesen Zucker auf einer Reibe fein, drücke den Saft der abgeriebenen Citronen darauf,

trockne

6. Rosinen. 7. Mandeln. 8. in Fett eingeschmolzene Eier. 9. Capillaire. 10. geistige Getränke von Jamaica h). 11. Citronen. 12. Zukker. 13. Brod i). 14. tragbare Suppe, oder Suppenkuchen k). 15. Zwiebäcke. Es ist nicht der Mühe werth eigene Hühner mitzunehmen, wenn man sie nicht nach eigenem Willen futtern und warten lassen kann. So wie sie gegenwärtig auf Schiffen gewöhnlich behandelt zu werden pflegen, sind sie größtentheils krank, und ihr Fleisch zähe und hart, wie gegerbtes Leder. Alle Seeleute sind der Meinung, die wahrscheinlich bei solchen Gelegenheiten weißlich erdacht ist, wenn der Wasservorrath auf die Neige gieng, daß die Hühner nicht wissen wenn sie genug getrunken haben, und sich tod saufen, wenn man ihnen zu viel Wasser giebt; deswegen geben sie ihnen nur alle zwei Tage etwas weniges. Dies Wasser wird in die schiefliegenden Tröge gegossen, und läuft gleich nach dem niedrigsten Ende; die Hühner springen einander auf den Rücken, um dazu zu kommen, und mehrere werden nicht so glücklich, es zu erreichen, um nur ihre Schnäbel hinein zu tauchen. Auf diese Weise durch den Durst gequält, können sie ihr trockenes Futter nicht verdauen, werden traurig, grämen sich, kränkeln und sterben. Täg-

trockne es auf einem Ofen, oder in der Sonne, reibe es wieder zu einem feinen Pulver, und vermische es wohl mit einem halben Pfunde Cremor-Tartari. Zwei Loth dieses Pulvers rechnet man auf die tägliche Portion Trinkwasser. Oder: acht Theile Cremor-Tartari, acht Theile Zucker, und einen Theil Citronenessenz (die Theile nach dem Gewicht). Man nimmt so viel davon als zureicht, dem Wasser einen limonadeartigen Geschmack zu geben. Anstatt des Cremor-Tartari kann man auch die reine Weinsteinsäure in ungleich geringerer Menge brauchen. Sie ist aber viel theurer, als der Cremor. Uebers.

h) In deren Ermangelung guter Franzbrantewein eben die Dienste leistet. Uebers.

i) Im Original steht: Diet-bread. Was das ist weiß ich nicht. Uebers.

k) Wo man sie nicht kaufen kann, kann man sie leicht selbst bereiten lassen. Alte Hahnen oder Hühner, und gutes Rindfleisch, werden mit gehörigem Salz, etwas Gewürz, auch feinen Kräutern (deren aber nicht zu viel seyn dürfen,) in einem bedeckten Gefäß, (besser in der Papinianischen Maschine) so stark gekocht, daß aus allem ein dicker Gallart wird. Dieser wird, um Fleisch und Knochen abzusondern, warm durch ein Tuch in kleine Formen, auf Theeschälgen, Teller ꝛc gegeben, das obenauf schwimmende Fett mit Löschpapier abgenommen, und denn langsam getrocknet. Zu dem Inventario des Verfassers mögte ich noch wegen ihres großen Nutzens, vorzüglich auf langen Seereisen, hinzu setzen: saurereingemachte Früchte und Gartengewächse, z. B. Wallnüsse, Pflaumen, Zwetschen, Kirschen, Gurken; insbesondere aber Johannisbeeren, die eins der allerbesten Präservative gegen den Scharbock sind. Auch getrocknetes Obst und Gemüse; und wenn die Jahreszeit es liefert, frisches Obst. Die Umstände jedes Reisenden, werden Veranlassung seyn, dies ziemlich vollständige Inventarium zu vergrößern, oder abzukürzen. Uebers.

Täglich findet man des Morgens einige tod, die über Bord geworfen werden, und die, welche man für die Tafel schlachtet, sind nicht genießbar. Ihre Tröge sollten in kleine Fächer abgetheilt seyn, daß jedes Thier sein eigenes Wasserbehältniß hätte; aber das geschieht nie. Schaafe und Schweine, sind deshalb die beste Zuflucht, um frisches Fleisch in See zu haben, indem das Hammelfleisch gewöhnlich erträglich, das Schweinefleisch aber vortrefflich ist 1).

Es ist möglich, daß der Kapitain überhaupt so viel Vorrath angeschaft hat, daß der eigene kleine Vorrath der oberwähnten selbst mitgebrachten Dinge, wenig oder gar nicht gebraucht wird. Aber gewöhnlich sind auf Schiffen noch andere Passagiere oder Mitreisende, die für einen geringern Preiß die Reise mit machen; diese liegen bei dem Schiffsvolk, und ihnen wird nichts anders gereicht, als die gewöhnliche Seemannskost der Matrosen. Diese Leute sind gewöhnlich elend daran, bisweilen krank, auch können Frauen und Kinder unter ihnen seyn. In einer Lage, wo sie keine Gelegenheit haben zu Markte zu gehen, kleine Bedürfnisse einzukaufen, können manche Dinge dieses überflüssigen Vorraths gelegentlich sehr nützlich werden: Gesundheit wieder herzustellen; Leben zu erhalten; Unglückliche glücklich zu machen; und werden dadurch unendliches Vergnügen gewähren.

1) Alle obige Unbequemlichkeiten wegen Tränkung des Federviehes, lassen sich so ziemlich, durch eingeweichtes Futter vorbeugen. Schweine sind unstreitig die gesundesten Thiere in See, bei denen sich kaum eine Veränderung wahrnehmen läßt, wenn sie anderst gut gefuttert werden. Schaafe pflegen auch gern die ersten Wochen einer Seereise unlustig zu seyn, und abzunehmen; nachher werden sie aber sehr gut, und gewöhnen sich zu allem Abfall der Schiffskost. Wer mehrere oder lange Seereisen zu machen hat, wird daher wohl thun, sich am Ort der Abfahrt bis zum zweiten Erfrischungsort zu versorgen; am ersten Erfrischungsort Vorrath für die Reise vom dritten bis zum vierten Erfrischungsort an lebendigem Vieh mitzunehmen, u. s. w. so, daß die Thiere, insbesondere die Schaafe, sich erst an die See gewöhnen. Uebers.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage zum 27. Stück des Hannoverischen Magazins vom Jahr 1790.

So musterhaft und nachahmungswürdig die ökonomische Einrichtung auf dem gräflich Herzbergischen Gute Britz zu seyn scheinet, zumal für solche Gegenden, wo der Acker von der Beschaffenheit ist, daß noch nach dem 2ten Düngerjahre, der Klee unter Haber mit Vortheil gesäet werden kann; so

so vielen Dank verdienet der Hr. G. C. Sekretair Schwarzkopf, daß er im 27sten Stück des hannov. Magazins vom Jahre 1790, davon eine Nachricht einrücken lassen, und verschiedene Landwirthe haben gewünschet, daß die, auch von dem Hrn. G. C. Sekretair geäusserte Hofnung erfüllet wäre, daß nemlich ein praktischer Landwirth durch obige Nachricht veranlasset werden mögte, ein ganzes und ausführliches darüber bekannt zu machen.

Da, so viel mir bekannt, dieser Wunsch noch nicht in Erfüllung gegangen; so wünschen einige Landwirthe, daß es dem Hrn. G. C. Sekretair gefallen mögte, über folgenden Umstand, in dem hannov. Magaz. eine Erläuterung zu ertheilen. Es scheinet nemlich das, was der Hr. Graf v. Herzberg in dem Vorbericht zu der Graßmannischen Preisschrift von der Eintheilung des Ackers und Ordnung der Saaten saget, von demjenigen etwas abzuweichen, was der Hr. Sekret. davon anführet. Nach der Beschreibung des Herrn Grafen, machet man sich die Vorstellung, daß ob gleich eigentlich nur 4 Felder oder Schläge sind, man doch es so ansehen könne, als wenn 12 Schläge vorhanden wären, weil $\frac{1}{3}$tel des einen Feldes, folglich der 12te Theil des Ganzen, mit Klee unter Gerste und Haber gesäet wird, und da es S. 13. heißt, der Klee würde im 3ten Felde, und auch im Brachjahre genutzet; so scheinet es, als wenn der Klee nur eigentlich 2 Jahre, nemlich ein Jahr den ganzen Sommer, im folgenden Jahre aber nur so lange, bis die Bracharbeit angehet, genutzet werde. Es hindert nicht, daß S. 10. angeführet wird, der Klee würde im 2ten Jahre auch einmal genutzet; weil vermuthlich dies nur von dem Fall zu verstehen, wenn in dem Jahre da der Klee mit dem Haber oder der Gerste gesäet worden, solcher Klee, nach Aberntung des Habers oder der Gerste, noch so viel heran gewachsen seyn sollte, daß er mit Vortheil abgeschnitten werden könne, welches freilich bei mir nicht allemal thunlich ist. Wenn man sich nun die Sache so vorstellet; so bliebe die Eintheilung des Ackers in 4 oder 12 Schläge, und die beschriebene Folge der Saaten. Dagegen saget nun der Hr. Geh. Sekretair, der Klee würde im 1sten Jahre unter Gerste oder Haber gesäet, im 2ten Jahre einmal, im 3ten dreimal und im Brachjahre, ein- oder 2 mal genutzet. Nach dieser Angabe stünde der Klee ein Jahr länger, und die Ordnung der Saaten würde auch anders ausfallen, es müßte denn seyn, daß zu den Kleebau besondere Aecker bestimmet würden, die unter den 4 Hauptfeldern nicht begriffen wären. Es scheinet auch ungewöhnlich, daß der Klee im 2ten Jahre nur einmal genutzet werden soll, indem bei mir der Klee im 2ten Jahre am besten stehet, und wenigstens 2mal abgeschnitten werden kann.

Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Montag, den 23ten Januar 1792.

Einige für Seereisende nützliche Bemerkungen des Dr. Benjamin Franklin.

(Schluß.)

Das allerschlimmste auf gewöhnlichen Kauffahrern ist die Kocherei. Sie haben keine gelernte Köche, und der schlechteste bei der Schiffsarbeit wird gewöhnlich zum Koch bestellt, wobei er nicht allein höchst unwissend, sondern auch noch sehr unreinlich zu seyn pflegt. Die Matrosen sagen deswegen: Gott giebt Speise, aber der Teufel kocht. Frömmere Seereisende, die geneigt sind zu glauben, der Himmel ordne Alles zu unserm Besten, mögen glauben: daß, weil die Seeluft und die ununterbrochene Bewegung durch das Schwanken des Schiffs, ungewöhnlich starke Eßlust erregen, schlechte Köche gnädiglich deswegen verhängt sind, uns für Ueberladung mit Essen zu bewahren; oder: daß bei diesen schlechten Köchen, guter Appetit deswegen verhängt sey, um uns für dem Hungertode zu sichern. Ein Reisender, der sich diese Verhängnisse nicht gefallen lassen will, kann sich durch eine Spirituslampe, und eine kleine Bratpfanne in den Stand setzen, einige Kleinigkeiten für sich selbst zu bereiten, etwa ein Hasche (Haché) oder eine Suppe ꝛc. Auch könnte es dienlich seyn, unter dem eigenen Vorrath eingekochtes Fleisch mitzunehmen, welches, wenn es gut eingekocht ist, sich lange gut erhält m). Ein kleiner blecherner Bratofen, der mit der offenen Seite gegen das Feuer gesetzt wird, ist gleichfalls ein sehr brauchbares Reisegeräth; ein eigener Be-

m) Auf kleinen Reisen ist das besser, als alles lebendige Vieh. Man läßt nemlich in einen steinernen Topf mit einem gut passenden Deckel, schicht- oder lagenweise gebratenes Geflügel, oder in Stücken geschnittenes gebratenes Fleisch einlegen; begießt jede Lage besonders mit einem guten Gallert, oder bloßer Bratenbrühe, so, daß jede Lage für sich ganz bedeckt wird, und verbraucht den Inhalt des Topfs Lagenweise. Uebers.

Bedienter kann darin bequem ein Stück Hammel- oder Schweinefleisch braten. Zu Zeiten wird man in Versuchung gerathen, ein Stück von dem eingepöckelten Rindfleisch des Schiffsvorraths zu essen, welches oft sehr gut ist; man wird alsdenn finden, daß Cyder den Durst, welchen eingesalzenes Fleisch und Fische verursachen, am besten löscht. Der gewöhnliche Schiffszwieback ist für manche Zähne zu hart. Durch Rösten läßt er sich erweichen b). Aber zweimal gebackenes Brod (Rusk) ist ungleich besser; denn, da dieses aus gesäuertem, in Scheiben zerschnittenem, und noch einmal hart gebackenem Brodte besteht; so saugen diese Stücken leichter Wasser ein, erweichen leichter, verdauen sich geschwinder, und sind daher gesunder als der ungesäuerte Schiffszwieback c). Wenn die Erbsen hart kochen, so wird eine zweipfündige eiserne Kugel die man zu ihnen in den Topf wirft, sie durch die Bewegung des Schiffs so fein als Senf zermalmen.

Die Vorfälle die ich in der See mit den gewöhnlichen grossen Suppenschalen, von der Bewegung des Schiffs bei Tische erlebt habe, erzeugen in mir den Wunsch: daß unsere Töpfer, Zinngießer, ꝛc. Schuppenschüsseln mit Abtheilungen machen mögten, die aus mehreren zusammengefügten kleinern Kummen bestehen, deren jede ohngefehr die Portion Suppe für einen Menschen enthielte d). Wenn denn auch das Schiff sich auf die eine Seite neigte, so würde die Suppe nicht Stromweise über den Rand der Schüssel den Leuten in den Schooß laufen, und sie verbrennen, wie bisweilen geschieht; sondern sie würde sich nur in die einzelnen kleinen Kummen ergießen.

Man erlaube mir diesen Kleinigkeiten noch einige wenige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Wenn die Schiffahrt dazu angewendet wird, nothleidenden Ländern nothwendige Bedürfnisse zuzuführen, und Hungersnoth vorzubeugen, die vor Erfindung dieser Kunst, häufiger und verwüstender war; so ist sie ohne Zweifel ein

Seegen

b) Vorzüglich wenn man ihn vorher einen Augenblick in warmes Wasser eintaucht. Uebers

c) Der holländische Schiffszwieback, und der bei den mehresten nordlichen Nationen die Rockenbrodt essen, ist sogenannter englischer Rusk, nur von Rockenmehl; der englische, französische, und bei den übrigen südlichern Nationen, besteht aus ungesäuerten, etwa anderthalb Finger dicken Weitzenkuchen, die mit einem mal gleich hart gebacken worden, ohne daß man sie zerschneidet. Uebers

d) Im Original ist dies durch eine Figur erläutert. Eine solche Suppenschüssel sieht ohngefähr so aus, wie die kupfernen Pfannen mit mehreren Vertiefungen, die (ich glaube) zur Bereitung von sogenannten Spiegeleiern gebraucht werden. Nur müssen in diesen Suppenschüsseln die Vertiefungen beträchtlich tiefer seyn. Uebers.

Seegen für das menschliche Geschlecht. Wird sie aber bloß zu Verfahrung überflüßiger Dinge angewendet, so ist es noch die Frage: ob die Vortheile, welche sie gewährt, mit dem Leben so vieler Menschen, welches durch sie auf der See gewagt wird, in einigem Verhältniß stehen. Wenn sie aber zu Beraubung von Kauffahrern, und zur Verführung von Sklaven gebraucht wird: so vergrößert sie augenscheinlich die Masse des menschlichen Elendes. Es ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie viele Schiffe, und wie vieler Menschen Leben gewagt werden, Thee aus China, Kaffee aus Arabien, Zucker und Tabak aus Amerika zu holen; insgesammt Dinge, ohne welche unsere Verfahren recht gut fertig wurden. Der Zucker allein beschäftigt gegen tausend Schiffe, und der Taback, beinahe eben soviel. Vom Nutzen des Tabacks läßt sich wenig rühmen; und in Ansehung des Zuckers: wie viel besser würde es seyn, wenn wir die Annehmlichkeit einiger wenigen Minuten aufgäben, in denen wir ihn zu unserm Thee und Kaffee, täglich zwei mal trinken, um die Grausamkeiten zu verhüten, die bei seinem Anbau vorgehen. Ein berühmter moralischer Schriftsteller der französischen Nation sagt: „wenn ich die Kriege erwäge, welche wir in Afrika erregen, um Sklaven zu erhalten; die Anzahl Leute, welche in diesen Kriegen umkommen; die vielen Gefangenen die auf der See während der Reise sterben, an Krankheiten, an schlechten Lebensmitteln, von fauler Luft ꝛc. ꝛc.; wie viel nachher noch in dem Elende der Sklaverei umkommen; so kann ich kein Stück Zucker ansehen, ohne zu gedenken, es sey mit Menschenblut bespritzt!“ — Hätte er noch hinzu gesetzt: eine Erwägung der Kriege die wir anfangen, die Zuckerinseln von einander zu erobern, und wieder weg zu nehmen; der Flotten und Armeen, die bei diesen Unternehmungen umkommen: so hätte er sicher seinen Zucker nicht bespritzt, sondern mit Menschenblut scharlachroth gefärbt gesehen. Durch diese Kriege, welche die europäischen Seemächte führen, bezahlen die Einwohner von London und Paris, ihren Zucker viel theurer, als die gegen tausend (englische) Meilen vom Weltmeer entferntern Wiener. Jenen kostet der Zucker nicht bloß den Marktpreis, den sie dafür bezahlen, wenn sie ihn Pfundweise kaufen; sondern auch noch alles das, was sie an Auflagen zu Erhaltung der Flotten und Kriegsheere aufbringen müssen, die für den Zucker fechten.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1791.

Im October.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Reif.
Morgen.	8.	5.	6.	1.	8.	1.	2.
Mittage.	7.	9.	9.	0.	6.	0.	0.
Abende.	10.	6.	9.	0.	6.	0.	0.
Mitternächte.	11.	4.	6.	0.	10.	0.	0.
Ganze Tage.	9.	6.	$7\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{4}$.	$7\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{4}$.	$\frac{1}{2}$.

1 Tag Gewitter. 2 Abende Nordlicht. 11 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 44, 6 / Mittags im Schatten 53, 5 } Gr. Fahrnh.
größte d. 6ten und 11ten 63 Grad.
kleinste d. 26ten 33 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 807 Zoll engl. { größte d. 29ten 30, 507 Zoll. / kleinste d. 21ten 29, 165 Zoll.

Gesamter Niederschlag 3, 32 Zoll Regenwasser, gr. d. 9ten 0, 59 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 0, 92 Zoll, größte d. 9ten 0, 214 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 6 Minuten
größte d. 14ten 20 Gr. 16 Min.
kleinste d. 20ten 19 Gr. 54 Min.

Mittler Inclination derselben 71 Grad 48 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$2\frac{1}{2}$.	6.	$3\frac{1}{2}$.	$\frac{1}{2}$.	3.	$3\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	4.
Mittage.	$1\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	5.	1.	2.	$4\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{2}$.	4.	1.
Abende.	1.	$4\frac{1}{2}$.	$3\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	6.	$3\frac{1}{2}$.	4.
Mitternächte.	$2\frac{1}{2}$.	4.	$2\frac{1}{2}$.	$1\frac{1}{2}$.	3.	3.	$7\frac{1}{2}$.	3.	4.
Ganze Tage.	$1\frac{7}{8}$.	$5\frac{1}{4}$.	$3\frac{5}{8}$.	$1\frac{1}{8}$.	$2\frac{5}{8}$.	$3\frac{7}{8}$.	$5\frac{3}{8}$.	4.	$3\frac{1}{4}$.

Mitt-

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
18, 0	20, 3	20, 5	32.	15, 5	25, 9	19, 7	23, 5	Fuß.

größte d. 16ten Wind ONO. 41 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 56 / Abends 9, 57 } Fuß.

größte d. 8ten 11,85 Fuß. Wind W. Geschwindigkeit 33 Fuß.
kleinste d. 16ten 7, Fuß. Wind ONO. Geschwindigkeit 41 Fuß.

Im November.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.
Morgen.	6.	4.	12.	2.	4.	1.	1.
Mittage.	5.	7.	6.	3.	6.	1.	2.
Abende.	7.	3.	5.	3.	9.	0.	3.
Mitternächte.	9.	1.	8.	3.	7.	0.	2.
Ganze Tage.	6¼.	3¼.	7¼.	2¼.	6½.	¼.	2.

2 Abende Nordlicht. 4 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 36, 0 / Mittags im Schatten 41, 1 } Gr. Fahrnh.

größte den 18ten u. 28ten 49 Grad.
kleinste den 8ten 21 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 749 Zoll engl. { größte d. 7ten 30, 243 Zoll. / kleinste d. 18ten 28, 934 Zoll.

Gesamter Niederschl. { 2, 45 Zoll Regenw. / 0, 49 Zoll Schneew. } gr. d. 28ten 0,63 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft 0,44 Zoll, gr. d. 1ten u. 12ten 0,058 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 4½ Minuten.
größte d. 1ten u. 21ten 20 Gr. 10 Min.
kleinste d. 9ten 19 Gr. 59 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Gr. 48 Minuten.

Der

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	8.	7.	5 1/2.	1/2.	1.	0.	2 1/2.	2 1/2.	3.
Mittage.	4 1/2.	7.	6 1/2.	1 1/2.	1/2.	1 1/2.	3 1/2.	3.	2.
Abende.	4 1/2.	8 1/2.	5 1/2.	1 1/2.	1 1/2.	1/2.	2 1/2.	3 1/2.	2.
Mitternächte.	7.	7.	5.	1.	1/2.	1/2.	3.	4.	2.
Ganze Tage.	6.	7 3/8.	5 5/8.	1 1/8.	7/8.	5/8.	2 7/8.	3 1/4.	2 1/4.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
18, 2	16, 6	32, 9	27, 0	32.	20.	24, 4	23, 2 Fuß.

größte d. 28ten Wind W. 57 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 10, 29 / Abends 9, 99 } Fuß.

größte den 29ten 18, 55 Fuß. Wind W. Geschwindigk. 40 Fuß.
kleinste den 2ten 7, 45 Fuß. Wind O. Geschwindigk. 30 Fuß.

Im December.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	3	4.	4.	3.	5.	1.	9.	2.
Mittage.	5.	6.	7.	3.	6.	0.	4.	0.
Abende.	5.	4.	8.	3.	4.	1.	6.	0.
Mitternächte.	4.	4.	11.	3.	4.	0.	5.	0.
Ganze Tage.	4 1/4.	4 1/2.	7 1/2.	3.	4 3/4.	1/2.	6.	1/2.

1 Tag Gewitter. 1 Abend Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 31, 7 / Mittags im Schatten 34, 0 } Gr. Fahrnh.

größte d. 2ten 45 Grad.
kleinste d. 22ten 23 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 58 Zoll engl. { größte d. 17ten 30, 408 Zoll. / kleinste d. 2ten 28, 965 Zoll.

Gesamter Niederschlag { 3, 13 Zoll Regenwasser, / 0, 96 Zoll Schneewasser, } gr. d. 4ten 0, 7 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mitte-

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 5½ Minuten.
größte d. 29ten 20 Grad 15 Minuten.
kleinste d. 18ten u. 28ten 29 Grad 1 Minute.
Mittlere Inclination derſelben, 71 Grad 45 1/10 Minute.

Der Wind iſt geweſen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4½.	6½.	2½.	3½.	3.	2½.	½.	2.	6.
Mittage.	5½.	5½.	8½.	2½.	3.	1½.	1.	1½.	2.
Abende.	5½.	6.	8½.	½.	3.	1.	½.	1.	5.
Mitternächte.	5½.	6½.	5½.	2.	2.	0.	2.	1½.	6.
Ganze Tage.	5¼.	6⅛.	6¼.	2⅜.	2¾.	1¼.	1.	1½.	4¾.

Mittlere Geſchwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
20, 4	16, 3	19, 3	28, 6	16, 7	14, 0	15, 5	7, 0	Fuß.

größte d. 1ten Wind NW. 41 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 10, 77 / Abends 10, 42 } Fuß.

größte den 3ten 15, 8 Fuß. Wind W. Geſchwindigk. 39 Fuß.
kleinſte den 18ten 7, 0 Fuß. Wind S. Geſchwindigkeit 20 Fuß.

* * * * * * *

Statt der bisherigen hygrometriſchen Beobachtungen, welche wegen Alter und Vergänglichkeit des Werkzeuges, nicht zuverläßig bleiben, habe ich die Obſervation der Magnetnadel dieſen Wetterbeobachtungen beizufügen mich entſchloſſen, weil ſelbige vermuthlich von allgemeinerm Nutzen iſt. An der achtzölligen Declinationsnadel, wurden vermittelſt Vernier und Mikroſcop einzelne Minuten abgeleſen; und durch Diviſion aller täglichen Beobachtungen kommt man auf Brüche von Minuten, für die mittlere Abweichung. An der Inclinationsnadel, die 12 Zoll lang iſt, können nur Zehntheile von Graden beobachtet werden. Beide Nadeln ſind von Nairne und Blunt in London.

C. W.

Verordnungen, die Hunde in München betreffend.

(Aus dem dasigen Intelligenzblatte.)

Auf gnädigste Anbefehlung der Churfürstl. hohen Oberlandesregierung wird zu Jedermanns Wissenschaft und Nachachtung anmit öffentlich kund gemacht, daß nach 12 Stunden alle Hunde, so nicht getragen, oder an einer Schnur geführt werden, mit- und ohne Halsband und Zeichen aufgefangen, erstochen, oder niedergehauen, und hiermit immer fortgefahren, sohin kein freier Hund gar nicht mehr auf den Gassen geduldet werden solle. Wornach sich gehorsamst zu achten ist.

München den 7. November 1791.

Churpfalzbaierische Oberlandesregierungs-Kanzlei.

Reinprechter, Sekretär.

In Betreff der weitern Vorsichtsanstalt der wüthenden Hunde.

Je mehr einem gesammten Publikum daran gelegen ist, daß jedermann vor den traurig- und schrecklichen Folgen der Hundswuth gesichert werde; desto weniger kann man von Seite der Churfürstlichen Oberlandesregierung von der mittelst Verordnung unterm 7ten dieses dagegen getroffenen, und verordneten Vorsichtsanstalt im Wesentlichen abgehen: jedoch wird diese dahin modifiert, daß, wer seinen Hund auf der Gasse nicht tragen, oder an einer Schnur führen, sondern frei mitnehmen will, schuldig und gehalten syn solle, solchen ohne Unterschied der Größe und Gattung, mit einem ledernen wohlgemachten und haltbaren Maulkorb dergestalten zu versehen, damit der Hund Niemand mit Beissen beschädigen, noch den Maulkorb von sich wegbringen kann. Wo hingegen alle jene Hunde, welche weder getragen, oder an einer Schnur geführt, noch mit einem Maulkorb beleget sind, durch die bei Tag und Nacht immerfort herum zu gehen beauftragte Wasenmeistersknechte ohne weiters aufgefangen, und zugleich abgeschlagen werden müssen. Wornach sich also jedermann schuldgehorsamst zu achten hat.

München den 16. November 1791.

Churpfalzbaierische Oberlandesregierung.

Sekretär Prandl.

Erratum. Im 5ten Stück, Seite 79 in der Rubrik, lese man Tostedt statt Hostedt, und in der 4ten Zeile, Tostedter, statt Hostedter.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Freitag, den 27ten Januar 1792.

Einige neuere Nachrichten von den Pelew- oder Palaos-Inseln.

(Aus dem Englischen.)

„Der Schiffbruch des Packetboots der ostindischen Compagnie, die Antelope, geführt vom Kapitain Wilson, hat vor wenigen Jahren eine umständliche Nachricht von diesen Eilanden veranlaßt. Die gutmüthige Aufnahme welche Kapitain Wilson bei ihren Bewohnern fand, die Unterstützung und Hülfe, die man ihm zu seinem Fortkommen leistete, das große Vertrauen des Königs Abba Thulle, der ihm seinen Sohn Li Bu anvertrauete, der unglücklicher Weise an den Pocken in England starb, und beinahe alles, was Kapitain Wilson von diesem, dem Stande der Natur nach, so rohem Volke schreibt, hat so viel Interesse für dasselbe erweckt, daß man hoffen darf, auch dieser Auszug aus den neuesten Nachrichten des Kapitain Mac-Cluer's von diesem Volk, werde vielen Lesern des Magazins willkommen, und keinem unangenehm seyn."

der Uebersetzer.

* ** ** **

Einige Umstände von dem Besuch, welchen der Capit. Mac-Cluer mit den beiden bewafneten, der englischen ostindischen Compagnie zugehörigen Schiffen, der Panther und der Endeavour, auf diesen Inseln abstatteten; welche auf Befehl der Direkteurs der ostindischen Compagnie zu Bombay in der Absicht ausgerüstet waren, die Lage dieser Eilande aufzunehmen, und dem König Abba Thulle nützliche Thiere, und andere Geschenke zu überbringen, von welchen man glaubte, daß sie den Einwohnern nützlich, und dem Könige angenehm seyn würden.

Die beiden Schiffe ankerten in einem sehr netten Hafen eines dieser Eilande, mit Namen Arrakappasang; weil der König

Abba Thulle den Kapitain Mac-Cluer gebeten hatte, auf dieser das lebendige Vieh an Land zu setzen, über welches er sehr erfreuet schien; — weil es sehr fromm und zahm war, insbesondere die Stiere und Kühe. Mit Tagesanbruch wurde alles in gutem Stande ans Land gebracht. Es waren: vier junge Kühe, die man alle für trächtig hielt, und zwei Stiere; zehn Schaafe und ein Bock; sieben Ziegen und drei Böcke; fünf trächtige Sauen und ein Eber; ein Paar Gänse; drei Enten und ein Enterich; nebst einem Haushahn und zwei Hühnern, zu Anlockung der Wilden; auch ließ man vom Schiffe vier Paar Turteltauben fliegen. Zugleich mit diesem, wurde dem Abba Thulle ein ansehnliches Geschenk von Waffen, europäischen Säbeln, und andern Päckereien gemacht, die er auf der Stelle unter die Rupacks vertheilte, wobei er ihnen empfohl, sie reinlich, und immer zum Gebrauch in Ordnung zu erhalten.

Zwei Tage nachher wurden die übrigen Geschenke an Land geschickt. Sie bestanden aus Schleifsteinen, Eisenwaaren, Sägen und Schaufeln von europäischer Arbeit. Als diese vor dem alten Könige und seinem Volke geöfnet wurden, wurde die ganze Versammlung so von Erstaunen gerührt, daß sie kein Wort sprechen konnten, und ihr Erstaunen durch nichts als häufiges Ach äusserten, wenn die Sachen aus den Kisten heraus genommen wurden. Ohngefehr eine Stunde nachher, nachdem alles ihrer Beschauung war ausgesetzt worden, kam der alte König wieder zur Besinnung, rief die Rupacks und die Vornehmsten zu sich, und vertheilte nach einer langen Rede an sie (in welcher man das Wort: Jnglihs sehr oft unterscheiden konnte) die verschiedenen Artickel eigenhändig, nach dem Range und der Geschicklichkeit der Umstehenden. Die vierhundert von Bombay gesandten eisernen Kyseems, zogen ihre Aufmerksamkeit vorzüglich an sich, da sie genau nach dem Modell des bei ihnen gebräuchlichen Werkzeuges gemacht waren. Nur die Günstlinge und Vornehmsten erhielten kleine Handbeile. Die europäischen Glaskoralleu gefielen ihnen nicht, weil sie nicht durchsichtig waren; dagegen waren die blauen und grünen von Bombay, sehr nach ihrem Geschmack. Porcellain gefiel ihnen sehr, insbesondere Terrinen.

Den folgenden Tag kam der König mit seinem Gefolge an Bord, das zu Anker liegende Schiff zu besehen, welches er aller Orten genau untersuchte. Die Abfeurung einer Kanone mit einer Kugel, und mit Trauben, setzte ihn sehr in Verwunderung, da er eine große Kugel, auf eine so beträchtliche Entfernung ins Wasser fallen sah. Die Arbeit an der Pumpe bewunderte er sehr. Der Kapitain schenkte ihm einen Reuterpallasch und eine Tartsche, und machte ihm den Gebrauch der letztern dadurch begreiflich, daß er einen von des Königs Leuten

bat,

bat, einen Speer mit aller Macht dagegen zu werfen, welcher darauf abglitt, und kaum eine Spur hinterließ; diese schien ihm vorzüglich angenehm zu seyn. Herr Westbrough zeigte ihm einen kleinen Kasten mit Tischlerwerkzeugen, den er ihm schenkte, und sehr bewunderte, weil er so vollständig, und mit Schloß und Schlüssel versehen war. Auch gab er ihm eine gestickte Mütze von Scharlach, die sie besonders gern tragen mögen. Herr Proctor hatte ein kleines, auf dem Werft zu Bombay gemachtes, Brustbild des Alexanders, welches dem alten König so wohl gefiel, daß er es gar nicht wieder aus der Hand lassen wollte, damit andere es besehen könnten. Der Kapitain schenkte dem Sohn des Arra Kooker ein sehr langes Mahratten Schwerdt, und lies einen von den Seapoys nach Mahratten Art damit schwadroniren, welches dem alten Könige und seinen Leuten sehr viel Freude machte, weil dies einige Aehnlichkeit mit ihrer Art zu fechten, und ihrem Herumspringen mit dem Speer hatte. Die Geschenke wurden mit einem Stück breiten Laken beendigt, welches der König und ein oder ein Paar der Vornehmsten erhielten, dessen Gewebe ihrer Einbildungskraft viel zu schaffen machte; weil der Malayische Dollmetscher nicht zugegen, sondern an Land war, so war es nicht möglich, ihnen dasselbe zu erklären.

Den folgenden Tag starb einer von den Ziegenböcken, der giftige Kräuter gefressen hatte; doch war er dadurch nicht ganz verlohren, denn der König ließ ihm die Haut abziehen und ihn braten; wie er ohngefehr halb gahr war, hielt er mit seinen Edlen eine herrliche Mahlzeit davon; wenigstens schien es ihnen sehr wohl zu schmecken, weil sie während der Mahlzeit die Finger und Lippen oft leckten.

Den nächsten Morgen schlug der König eine Reise nach Caroora (seiner Hauptinsel) vor. Alle Herren am Bord der Schiffe, die dienstfrei waren, begleiteten ihn, und machten einen sehr großen Aufzug. Ein kleines Kanot führte vor der Schaluppe des Panthers, welchem das Kanot des Königs folgte, und alle übrigen diesem rechts und links, nach dem Range, genau in einer Linie neben einander. Die kleinern Kanots folgten hinten nach, ohne sonderliche Ordnung und Unterscheidung. Bei Annäherung des Landungsplatzes auf Coroora, verkündigten sie die Ankunft des Königs durch Blasen auf einer Schneckenschaale. Die erste Linie fieng einen Gesang an; die Alten sangen die erste Abtheilung jedes Verses allein; und wenn sie fertig waren, antworteten Alle, und begleiteten den Gesang mit einem heftigen Schwingen der Ruderschaufeln; welches eine sehr angenehme Wirkung that. Als die Schaluppe des Panthers an dem Kay anlegte, gaben die Engländer ein dreimaliges Hurrah! welches mit Whihl! beantwortet wurde. Vom Wasser giengen sie auf einem

breiten geebneten Wege nach dem Dorf, welches ohne Ordnung gebauet war, indem die Häuser unter einander, unter den Bäumen herum standen.

Die großen Pluis oder Versammlungshäuser, gehören dem Könige, und sind mit Rücksicht auf die Werkzeuge und das Volk, durch welche sie erbauet worden, erstaunliche Gebäude. Seit dem Verlust der Antelope, haben sie ein neues, beinahe sechszig Fuß langes, gebauet, und ihm zufällig beinahe die Verhältnisse eines Schiffes gegeben, indem das Gebäude beinahe ein Drittel seiner Länge breit ist. Der Boden ist völlig eben und wagerecht, von einem Ende zum andern. Einzelne Bretter sind zwischen drei und vier Fuß breit, und so genau gefugt, daß man keine Stecknadel in die Fuge bringen kann. Die Fenster gleichen genau den Geschützpforten eines Schiffes, sechs bis acht gegen einander über, und eins in jeder Giebelseite von gleicher Größe. Die Balken liegen ohngefehr sieben Fuß über dem Fußboden, sehr nahe beisammen und sind wohl ausgeschnitzt. Die Verbindung der Balken auf den Trägern paßt so genau, daß man beide für ein Stück Holz halten könnte. Das Dach ist sehr hoch, und hat einen hohen Abhang. Die Bedeckung desselben ist sehr fleißig von Kokusblättern gemacht. Inwendig ist es durchgehends sehr hübsch mit allerlei Gestalten und Blumen von Schnitzwerk verziert. Die Giebelenden sind den Tempeln der Gentoo's sehr ähnlich, und allerlei männ- und weibliche Figuren daran ausgeschnitzt. Jeder Rupack oder Vornehme, hat einen viereckten mit Steinen belegten Platz vor seinem Hause, und ein kleines wie ein Taubenschlag aussehendes, daneben, worin sie ihren Vorrath von Yams ꝛc. zum täglichen Gebrauch bewahren. Anfangs hielt man diese für kleine Tempel, aber man fand nachher, daß sie gar keinen Begriff von einer Gottheit haben, wenn gleich manche abergläubige Vorurtheile unter ihnen herrschen.

Die Gesellschaft verließ Cocoora und kam mit Sonnenuntergang wieder auf Arrakappasang an; den folgenden Morgen, wurden die Detaschements Seapoys von beiden Schiffen am Lande gemustert; ohngefehr vierzig Mann; welches eine ausserordentliche Wirkung auf die Eingebohrnen hatte, und den alten König ganz ausser sich setzte. Sie fiengen mit dem Exerciren nach Commando an; darauf exercirten sie nach dem Trommelschlage; darauf formirten sie sich; marschierten langsam, und mit Doppelschritt; feuerten Ploton- und Gliederweise: und obgleich der größte Theil von ihnen bloße Rekruten waren, so erhielten doch die Eingebohrnen ganz andere Begriffe von ihnen, als sie vorher gehabt hatten. Der König ließ ihnen ein großes Gefäß süsses Getränke reichen, und frug: ob sie auch Inglihs wären. Man sagte ihm: nein; sie wären von Bombay, und von den Engländern im Gebrauch

brauch der Waffen unterrichtet. Sein Volk würde das in kurzer Zeit eben so gut können, als diese; welches den alten Mann mit einer so kriegerischen Laune begeisterte, daß er sogleich gegen die Artingalls loß wollte. Man rieth ihm davon ab, und sagte ihm: er würde nicht nöthig haben sich zu bemühen, weil die Artingalls nun alles darum geben würden, seine Freundschaft zu erhalten, da die Engländer gekommen wären, Freunde von Abba Thulle zu werden.

Auf ein Signal vom Lande feuerten nun die beiden Schiffe ein Königliches Salüt, worauf die englische Unionsflagge auf einer Spitze des Eilandes gesetzt, und der Grundstein zu einem Fort gelegt wurde, dem man zu Ehren des Gouverneurs von Bombay, den Namen Fort Abercrombie beilegte; und mit Abba Thulle's Erlaubniß, wurde damit im Namen der englischen Nation, Besitz von dem Eilande genommen.

Dieses Eiland hat ohngefehr vier (englische) Meilen im Umfange, und wird durch Quellen und Bäche sehr gut gewässert. Der Boden ist vorzüglich gut, und wird bei gehörigem Anbau alles hervor bringen. Kapitain Mac-Cluer beschloß mit dem Panther nach Canton zu gehen, den Endeavour da zu lassen, um den Eingebohrnen den Gebrauch der von der Compagnie gesandten Werkzeuge zu lehren, und den Anbau des Landes zu befördern, welches die Engländer schon mit Reiß und Gartenfämereien bestellt hatten. Man hofte daß dadurch, daß dieses Schiff sich einige Zeit bei diesen Eilanden aufhielte, die Eingebohrnen sich mehr an europäische Sitten und Gebräuche gewöhnen würden, welches in der Folge vortheilhaft werden könnte. Dem Schiffer des Endeavour, dessen Schiffsvolk ohngefehr funfzig Mann stark war, wurde aufgegeben: den ihm zurückgelassenen Vorrath und Geräthschaften, in einer Verpallisadirung von Bambus zu Fort Abercrombie zu bewahren; jedoch unter keinerlei Vorwand sich in Kriege der Eingebohrnen einzulassen; sein äusserstes zu thun, Streitigkeiten unter ihnen auszugleichen, und nur dahin Rücksicht zu nehmen, gegen irgend eine ihm von den Feinden des Abba Thulle zugefügte Beleidigung in wehrhaftem Stande zu bleiben. Auch wurde ihm aufgegeben, alle Einfahrten durch die Riffe sorgfältigst zu untersuchen, und mit ihren Tiefen und Landmarken auf das genaueste dergestalt aufzunehmen, daß sich eine vollständige Charte von dem Eilande daraus machen ließe.

Ehe der Panther abseegelte, gieng Abba Thulle selbst noch einmal aus auf das Fischen, vorzüglich zum Nutzen der Engländer. Herr White begleitete ihn, der von je her sein Günstling war, und ihn immer auf seinen Excursionen begleitete; dadurch, und durch das was Herr White vorher schon von der Sprache gelernt hatte, ist sie ihm nun sehr geläufig geworden.

Am

Am Abend kamen sie mit einer guten Ladung zurück, von welcher den Engländern ohngefehr zwei Drittheil zu Theil wurden, nachdem er vorher einige wenige zur Vertheilung unter alle die Fahrzeuge die ihn begleitet hatten, ausgesucht hatte. Die Engländer salzten die ihrigen ein, zum Seevorrath.

Am folgenden Morgen wurden zwei Vornehme von dem Eilande **Medeg** dem Kapitain, als Freunde des **Abba Thulle** vorgestellt. Er nahm sie mit an Bord, und zeigte ihnen das Schiff, welches sie mit viel Neugierde und Aufmerksamkeit untersuchten. Ein großer Spiegel in der Kajüte setzte sie in großes Erstaunen. Sie thaten eben das, was Affen in diesen Fällen gewöhnlich thun; sie kuckten hinter den Spiegel und befühlten ihn, welches denen am Bord Gelegenheit gab, sie auszulachen. Man beschenkte sie mit einigen Glaskorallen und einigen Messern, welches sie so glücklich machte, daß sie sogleich auf das Verdeck liefen, ihren Begleitern zu zeigen, was man ihnen gegeben hatte. Die Landesleute der Beschenkten, erzählten **Abba Thulle** die Umstände, und dieser ließ dem Kapitain durch den **Malayischen** Dollmetscher, von dem Charakter der Leute von **Medeg** folgendes sagen: „So lange er, **Abba Thulle**, allein gewesen wäre, und die Engländer nicht zu Freunden gehabt hätte, wären sie nie zu ihm gekommen, hätten ihm auch in seinen Kriegen gegen die **Pellelews** nicht beigestanden; aber nun, da die Engländer gekommen wären, kämen sie und wünschten seine Freunde zu seyn, um von ihm zu erhalten, was sie kriegen könnten." Der Kapitain tröstete den alten Mann, und sagte ihm: so lange die Engländer seine Freunde wären, sollte er Niemand fürchten, und daß selbst seine ärgsten Feinde (die **Artingalls**) kommen, und um seine Freundschaft bitten würden; dies gefiel ihm so sehr, daß er antworten ließ: „diese Eilande gehörten nicht mehr ihm, sondern den Engländern; und wenn sie ihm beistehen wollten die **Artingalls** zu besiegen, so sollten deren Inseln auch den Engländern gehören."

Ehe der **Panther** absegelte, kamen noch zwei Kanots von **Artingall**, mit einer Gesandschaft an **Abba Thulle**, um sich dessen Freundschaft zu erbitten. Sie brachten als ein Geschenk um ihn wieder auszusöhnen, eine große Glaßkoralle, welche der alte Mann mit großer Kälte annahm, ihnen aber nicht erlauben wollte an Bord der englischen Schiffe zu gehen.

Die **Artingalls** fürchteten sich, die Engländer mögten sie bekriegen, weil sie so lange blieben; und der König, welcher wünschte, seinen Feinden Furcht einzujagen, bat den Kapitain zwei Kanonen ohne Kugeln abfeuern zu lassen, welches er that, und dadurch ohne Zweifel die erwünschte Wirkung bei seinem Besuch von **Artingall** hervorgebracht haben wird.

Das

Das sind die Hauptvorfälle die sich während Kapitain Mac-Cluers Aufenthalt auf den Pelew-Eilanden ereigneten, von denen er nach Canton seegelte, in der Absicht in drei bis vier Monaten nach Arrakappasang zurück zu kehren, sich da wieder mit den Endeavour zu vereinigen, und seiner Anweisung gemäß, von da ferner auf Entdeckungen und zu Bestimmung von Lagen von Eilanden auszulaufen. Um Abbin Thulle's Charakter Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müssen wir noch hinzu setzen: daß seit Kapitain Wilson's Zeit, eine andere Malayische Proa nach den Pelew-Eilanden verschlagen war, deren Bemannung, da sie Widersetzlichkeit zeigte, größtentheils von den Eingebohrnen niedergemacht worden war, bis auf einige Wenige, welche von den Leuten auf Coroora aufgenommen, und zu Abba Thulle gebracht wurden, der ihnen sehr gastfreundlich begegnete.

Ueber die Mortalität der drei ersten Lebensjahre.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die größte Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts in Europa, sich vom ersten bis zum dritten Lebensjahre äussert, und es ergiebt sich das traurige Resultat, welches als ein Naturgesetz angenommen zu werden pflegt: daß in diesen drei ersten Jahren, beinahe ein Drittheil aller Gebohrnen, ein Raub des Todes wird, und nur darum gebohren zu seyn scheint, um unentwickelt zu sterben.

Die Erscheinung ist desto auffallender, da sie, in solchem Verhältniß, im ganzen Thierreiche keine analogische Erfahrungen zur Seite hat, und man vielmehr glauben sollte, daß die in spätern Jahren des Menschen, der Gesundheit so sehr entgegen gesetzte Lebensart, das Leben weit mehr in Gefahr setzen müßte.

Und doch vermindert sich gerade auf dieser Stufe die Mortalität. Der Mensch stirbt nur dann am häufigsten, wenn er nicht sich selbst, sondern Fremden Armen anvertrauet ist.

Wie aber, wenn diese größere Sterblichkeit bloß an der verkehrten Art läge, wie wir unsre Kinder in den ersten Lebensjahren ernähren und erziehen? Ist es nicht sonderbar, daß wir das Faktum annehmen, dazu schweigen und nicht erst untersuchen, ob es nicht etwa in des Menschen Gewalt stehe, es aufzuheben?

Ich gebe zwar zu, daß der noch unvollkommene Körper des Kindes, zumal wenn ihm erbliche Uebel anhängen, schwere Krankheiten nicht leicht über-

überwinden könne. Indessen ist auf der andern Seite, doch gerade in dieser Lebensepoche die Lebenskraft und der Entwicklungstrieb am größten. Auch mag hin und wieder ein Kind durch seine Unbehülflichkeit, oder die Unachtsamkeit seiner Wärterin das Leben einbüßen, aber die Anzahl ist zu klein, um einen Ausschlag geben zu können. Jene Krankheiten sind auch hauptsächlich nur das Zahnen, und die Pocken, welche aber durch die Inokulation jetzt weit weniger tödtlich sind. Verkältungen, und Fehler der Diät, liegen offenbar an den Erziehern, und es ist eben die Frage, ob nicht hierin unsere Kenntnisse zu Erhaltung des Kindes, noch höchst unvollkommen sind? ob nicht geprüfte Erfahrungen uns ganz andere Resultate liefern würden, als diejenigen sind, nach welchen wir jetzt unsere Erziehung einrichten?

Wie sehr wäre es daher nicht zu wünschen, daß aufgeklärte Männer sich dieser wichtigen Angelegenheit annähmen, um den Grund dieser Berechnungen zu entdecken, wo möglich aber auch hinweg zu räumen.

H. 1792. v. Rtg.

Anekdote.

Herr Oberkonsistorialrath Büsching liefert uns in einem der ältern Stücke seines Magazins, folgende merkwürdige Anekdote. — Als Herr Bertholdi zu Wien für den Churfürst Friedrich den 3ten zu Brandenburg, um den Königstitel handelte, und die Sache sehr hart hielt, wurde ihm in Ziffern geschrieben, er sollte den P. Wolf vornemlich evitiren; der Canzelliſt hatte es aber versehen, und für die Ziffer evitiren, eine andere gesetzt, welche employren bedeutet. Er folgte dem Befehl, ob er ihn gleich etwas befremdete, und bat den P. Wolf nunmehr um seine Vermittelung. Diesem kam es ebenfalls sehr seltsam vor, nahm es aber wohl auf, und sagte: „Ich bin der Sache allezeit zuwider gewesen; weil ich aber sehe, daß der Churfürst das Vertrauen zu mir hat, so will ich ihm zeigen, daß er es nicht vergeblich gethan hat.“ Von der Zeit an hat er die Sache gefördert, daß man glaubt, sie würde ohne ihn nicht zu Stande gekommen seyn.

Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Montag, den 30ten Januar 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten

vom Herrn Hofmedikus Domeier,

Correspond. Mitglied der Societät der Aerzte in London.

Nur wenig beschäftigt mich die wohlerbauete Stadt

Modena

für meinen Plan. Es ist hier zwar eine Universität, die aber so sehr in Abnahme gekommen ist, daß sie Reisende nur wenig interessirt. Michael Rosa ist Lehrer der praktischen Medicin, die er in einer Zeit von 3. Jahren vorträgt. (Auf manchen deutschen Universitäten endigt man die Vorlesungen darüber in einem halben Jahre, und länger wie ein Jahr bringt man auf keiner derselben damit zu). Er bekleidete ehedem eine Lehrstelle in Pavia, und ist jetzt dem reisenden Arzte in Modena, als ein offener, Kenntnißvoller und scharfsinniger Mann, das Wichtigste dieser Stadt. Sein Eifer für das Wohl der Universität, ist gleichwohl nicht groß; denn obgleich die Zahl der jährlichen Lectionen sich nur auf 30 beläuft, so beklagte er sich dennoch auf eine naive Weise, daß man die Ferien hier sehr verfolge. Ich führe dergleichen Züge gern an, weil sie den Italiäner so sehr charakterisiren; denn, wenn der Mann, der in Rücksicht seiner ausgebreiteten Kenntnisse für diese Universität den Ton angiebt, sich beklagt, daß man (bei 30 Stunden im Jahre) die Ferien verfolge, was darf man von den übrigen erwarten? —

Das Aeußere des anatomischen Theaters ist mittelmäßig gut eingerichtet, aber um den Unterricht mogte es, wie einst Vesal hier lehrte, wohl besser aussehen.

Abbé Garini, Leibarzt des Herzogs, ein gefälliger und hellsehender Mann, giebt im Bürgerhospitale an 84 Krankenbetten clinische Vorlesungen. Die Zahl dieser Kranken ist dem guten Unterrichte hinderlich; denn wie viel Zeit kann in einer Stunde bei dieser beträchtlichen Menge für die Untersuchung jedes einzelnen Kranken angewandt werden? außerdem daß der Kranke seine volle Hülfe nicht finder. Jener Umstand ist zum Unter-

richt für den lernenden Arzt so nothwendig, als letztern das Gefühl für Leidende wünscht. Der Unterricht ist daher oberflächlich, und das Publikum nicht zu gratuliren, das seine Aerzte aus dieser Schule erhält. Deshalb besuchen Ausländer die Universität Modena gar nicht, und die Zahl der Studirenden ist würklich sehr geringe. Als etwas charakteristisches von dem Zustande dieser Akademie führe ich hier noch an, daß mir ein Professor, nachdem ich mich nach dem Zustande der Bibliothek erkundigt hatte, die vortheilhafte Eigenschaft angab, sie wäre sehr kühl, und man gebrauchte sie eben darum im Sommer zur angenehmen Promenade, um daselbst Sorbets *) zu genießen.

Eine praktische Lehranstalt für Geburtshülfe fehlt hier, wie auf allen italiänischen Universitäten, selbst in Pavia, die sonst so viel hervorstechende Vollkommenheiten hat. Ich besuchte einen Buchladen, um verschiedene Bücher, die hier verlegt waren, einzukaufen; denn, weil gar kein Bücherstausch unter den italiänischen Buchhändlern Statt findet, so ist man größtentheils gezwungen, die Bücher an dem Orte, wo sie gedruckt worden sind, zu kaufen. Es war der beste Buchladen den ich besuchte, und doch so wenig in Ordnung, daß die Geschäftsleute nicht wußten, ob die geforderten Bücher vorräthig wären oder nicht. An ein Verzeichniß der vorhandenen Schriften war gar nicht zu denken.

Diese angeführten Data überheben mich, wie ich glaube — dem Geschäfte, mehreres von der Universität anzuführen, weil hierdurch schon jeder in den Stand gesetzt ist, zu urtheilen, daß sie unter die vollkommensten nicht gehört.

Die Zahl der Einwohner dieser Stadt, beläuft sich auf 24,000, die für Arme 2 Krankenhäuser eingerichtet haben. Eines, welches für das Militair bestimmt ist, nimt etwa 100 Kranke auf b). Wenn hier auch keine Toskanische Reinlichkeit herrscht, so verdient es doch den übrigen italiänischen Hospitälern gleichgesetzt zu werden. Die Betten darin stehen sich nicht zu nahe, und die Lage des Gebäudes ist zweckmäßig gewählt. Es liegt am Ende der Stadt, und freie, reine, balsamische Luft umgiebt es. Nur das ist als ein sehr wesentlicher Fehler anzurechnen, daß das Bürgerspital gleich daneben gebauet ist, daher die schädlichen Dünste des einen, die Atmo-

*) Es ist eine sehr allgemeine Gewohnheit durch Italien, daß man am Abend ins Caffehaus geht, um hier Eis oder andere stark antiseptische Erfrischungen zu nehmen. Eine Gewohnheit, deren Nützlichkeit im heißen Clima ihren Grund hat.

b) Das Militair das ganzen Landes beträgt 10,062 Infanteristen, und 464 Cavalleristen.

mosphäre des andern verpesten. Letzteres ist auf dem Fuß des Wienerhospitals eingerichtet, so, daß Hülfsbedürftige aller Art, als Kranke, Schwangere, ausgesetzte Kinder, Narren, ꝛc. in demselben Gebäude vereint sind. Für die wirklich Kranken sind etwa 150 Bette eingerichtet, die ich reinlich und bequem sah. Die Zahl der hier aufgenommenen Schwangern belief sich bei meiner Anwesenheit auf 50, für welche man die billige Schonung beobachtet, daß sie von den Stadteinwohnern gar nicht, und von Auswärtigen nur mit Mühe besucht werden dürfen. Der reisende Arzt aber macht von dieser Regel Ausnahme. Aus diesem Gesetz erwächst der Nachtheil, daß die Anstalt zum Unterricht für junge Geburtshelfer nicht dient, so leicht, und mit so vielem Vortheile dieß auch geschehen könnte. Den Venerischen ist ein besonderes kleines Nebengebäude angewiesen, welches 24 Patienten auf einmahl aufnimt, die zur Kurzeit auch immer vollzählig sind. Sie werden — ein Hauptfehler, welcher in den italiänisch-venerischen Hospitälern allgemein ist — nur im Sommer aufgenommen. Wer daher im October ein Local-Uebel erhält, und zu arm ist, um Arzt und Apotheker zu bezahlen, dem wird vorher seine ganze Säftenmasse infizirt, weil er erst im Mai zur Kur aufgenommen wird. Welcher beträchtliche Verlust entsteht hieraus für den Staat! — Ein Uebel, das anfänglich auf die leichteste Weise zu heilen war, läßt man durch diese Vernachläßigung die festen Theile zerstöhren, und die flüßigen auflösen; macht so aus dem kräftigen Manne ein Gerippe, und aus dem thätigen Bürger einen unwirksamen, einen todten; — ja zernichtet durch ihn Gatten und Nachkommenschaft. Im Hause sind für diese Krankheit eigene Bäder, die alle bequeme Einrichtung haben, auch die, daß man warmes und kaltes Wasser nach Gefallen ins Bad kann laufen lassen. Dem praktischen Arzte wird die Bemerkung nicht unwillkommen seyn, daß man hier schon seit vielen Jahren zur Heilung den Sublimat mit erwünschtem Erfolge angewandt hat.

Die Wohnung der Narren, deren zum Glück nur wenige waren, ist dunkel, unrein, stinkend, kurz unter aller Censur. Ihre Gemächer sind nur durch Gitter von einander abgesondert, folglich wird einer durch den andern aufs höchste beunruhigt. Niemand denkt hier daran, daß auch solchen Unglücklichen oft durch Arzneimittel zu helfen ist. So vernachläßigt man eine Hauptsocialpflicht, die man Unvermögenden leisten muß.

Auch für kranke Kinder hat diese Anstalt eine besondere Abtheilung, die größtentheils an chronischen Uebeln darnieder liegen; außer denjenigen, die aus dem Gebährhause dahin gebracht werden.

Nicht weit von der Stadt quellen Mineralwasser, die nur schwache Heilkräfte haben, und daher nicht sehr gebraucht werden. Der Polizei fehlt

es noch sehr an Vollkommenheit, denn sie hat nicht einmal nächtliche Erleuchtung, und doch — Residenzstadt! — Ich fürchte nicht zu mißfallen, wenn ich meinen medicinischen Nachrichten noch folgende hinzusetze. Die secchia rapita, ein alter hölzerner Eimer, an einer verrosteten Kette angeschlossen, deshalb sehr merkwürdig, weil seinetwegen viel Blut geflossen ist, und weil Tasso der Dichter ihn so meisterhaft besungen hat, wird hier in einem Gewölbe des Domthurms aufbewahrt, und durch verschiedene eiserne Thüren, gleich einem wichtigen Heiligthume fest verschlossen.

Der Pallast des Herzogs ist nicht bloß seiner architektonischen Schönheiten, sondern auch seiner beträchtlichen Bildergallerie halber merkwürdig. Hier prangen Stücke der ersten Meister, deren ich nur einige anführen will, weil man sie in dieser Stadt nicht erwartet. Eine Madonna von Correggio; die Ehebrecherin von Titian, und dessen Maitresse, von derselben Hand; Carita romana von Sacchi; die Darstellung im Tempel von Guido; ein St. Herolamo von eben demselben; eine Magdalena von Carraggi; das Martertum des heil. Christoph von Spada; eine Magdalena von Sieconanzi; Enthauptung Johannis und der Besuch der Elisabeth von Guercini; und noch so viel andere Meisterstücke, deren Anführung und Beschreibung nur zu weit außer den Grenzen meines Vorhabens liegt. Ich verlasse daher Modena und reise nach

Parma.

Diese Stadt am Parmaflusse, hat das Unglück, einen äußerst bigotten Fürsten zum Regenten zu haben, der wirklich als Mönch in ein Dominikanerkloster eingetreten ist, um nach seiner frommen Meinung, hier seine begangenen Sünden wieder gut zu machen. Weit sicherer würde er dieß erreichen, wenn er sich seines schlechten Medicinalwesens annähme. Seine Universität ist in so schlechtem Zustande, daß auch die schlechteste deutsche, als nachahmungswürdiges Muster dagegen auftrit. Ich würde meine Leser ermüden, wenn ich alle Fehler derselben rügen wollte, und begnüge mich daher, nur einige Dinge anzuführen, die, zu richtigen Urtheilen, hinreichend in den Stand sezzen werden. Den Anfang mache ich mit dem Hospitale, das in Rücksicht der Aerzte das schlechteste war, was ich in Italien kennen lernte. So unwissende und doch so süffisante Menschen zu finden, ist eine Seltenheit. Wenn ich mit ihnen, nachdem die Krankheit ihren Namen erhalten, noch einige Minuten am Bette stehen blieb, so war ich immer schon vorher der Wiedertaufe gewiß. Einem und demselben Subjecte wurden bald Faulfieber, bald Gallenfieber, bald Wurm, bald Nervenkrankheit, und wenn wir noch länger verweilten, viel größere Uebel angedichtet, von denen allen er

viel-

vielleicht keins hatte. Diesem gemäß war auch das Arzneimittel eingerichtet, so, daß entweder jedes Uebel gleich gut, oder gar keins dadurch gehoben wurde. 240 war bei meinem Daseyn die Zahl der Patienten, die sämtlich, außer den wenigen, die für ihren Aufenthalt bezahlten, in einem Saale beherbergt wurden. Der obere Stock dieses Gebäudes wird beinahe allein von schmierigen Kapuzinern, den Seelenärzten des Hauses — wenn anders Leute ohne Seelen, Seelenärzte seyn können — bewohnt. Patienten darben, damit diese sich mästen. Es ist löblich, daß auch einige Aerzte ihre Wohnung im Hause haben, damit einer derselben zum Dienste der neuaufgenommenen Leidenden sogleich bereit, oder auch im Stande ist, bei neuen Zufällen derer, die schon längere Zeit im Spitale gewesen sind, schleunige Hülfe zu leisten. Die Säle haben die Höhe unserer gewölbten Kirchen, und außerdem zur Erhaltung der reinen Luft, noch die Nachahmungswürdige Einrichtung, daß unter der Decke, durch Aufhebung runder Klappen, große Oefnungen gemacht werden können, wodurch die Atmosphäre des Zimmers mit der freien Luft in Verbindung gebracht, und die erstere in Bewegung erhalten wird; ohne jedoch damit den Kranken durch Unterdrückung der Ausdünstung zu schaden.

Wie ich mich erkundigte, ob man Kranke aller Religionen aufnehme? so glaubte man mir einen kräftigen Beweis Parmesanischer Toleranz zu geben, indem man mir antwortete: ja, aller Religionen, selbst die *Franchi muratori* (Freimaurer) nicht ausgenommen. Der allgemeinen Unordnung, die in dieser Anstalt herrscht, schreibe ich es zu, daß man eine am Verstande ganz gesunde Frau, vielleicht weil man sie nicht gleich zu placiren gewußt hatte, den Narren, die einen Flügel bewohnen, beigesellt hatte. Alles Seufzens und Klagens ohnerachtet, ließ man dieß am Geist gesunde Weib, in dieser Narrenassemblee.

Der *botanische Garten* gehört in die Classe der kaum mittelmäßigen. Seine Lage aber erhöht dessen Annehmlichkeiten, weil er an einer sehr besuchten Promenade liegt, und man in demselben sehr schöne Aussichten genießt. Signor *Guarini*, Professor der Botanik, ein Geistlicher und sehr vernünftiger Mann, wollte um die Zeit, wie ich bei ihm war, seine botanischen Vorlesungen anfangen, er zweifelte jedoch, daß ein Zuhörer sich finden werde; denn schon im letzten Sommer hatte er nur einen einzigen gehabt. Das *Linneische* System darf er bei seinen Vorlesungen über die Kräuterlehre nicht zum Grunde legen, weil die Logik der Geistlichen in Parma so schließt: ein Ketzer ist ein schlechter Mann, Linne ist ein Ketzer, folglich ist Linne ein schlechter Botaniker.

Die *Sternwarte* ist jeder Erwähnung unwürdig. Besser ist dem Aeus-

sern

fern nach das chemische Laboratorium, denn es ist ganz neu, aber es hat keine Instrumente. Diese wären auch sehr überflüßig, da in 10 Jahren, hier, wo man doch jährlich einige Doctores creirt, keine Chemie gelesen worden ist. Wie ich mich nach der Ursache dieser ziemlich beträchtlich langen chemischen Ferien erkundigte, erfuhr ich, daß der Lehrer derselben keine Zeit habe, weil er zugleich Leibmedikus des Fürsten sey. Richtiger wäre diese Antwort wohl gegeben, wenn er gesagt hätte, er verstehe alle Fächer besser als Chemie, und als Leibmedikus wisse er es schon zu vermänteln, daß er nicht zu seinen Verbindlichkeiten angehalten werde.

Auch das anatomische Theater ist sehr schlecht. Nebst mehrern Fehlern hat es nur 2 Fenster, die mit andern nichts ähnliches haben, als daß Glasscheiben darin sitzen; denn Tageslicht kann deshalb nicht herein fallen, weil ein sehr nahes Gebäude dieß gänzlich hindert, und daher, um Licht genug zu gewinnen, bei den Demonstrationen Kerzen gebrannt werden müssen. 3 Monate dauern die Vorlesungen, deren in jeder Woche 2 gegeben werden. Da aber der große Anatom Girardi so oft am Zipperlein leidet, so fällt von diesen Stunden noch manche aus. Er ist ein Mann, der als Anatom über mein Lob erhaben ist. Schade, daß er beinahe stets ans Bette gefesselt, für seine Wissenschaft nichts mehr würken kann. Auffallend ist es, und ein brauchbarer Beitrag zum italiänischen Nationalcharakter, daß ein so großer Zergliederer, keine Präparate bereitet, oder doch nicht aufbewahrt hat. Ehe ich dieß wußte, bat ich ihn, daß er mir sein anatomisches Kabinet zeigen mögte. Er kam darüber in sichtbare Verlegenheit, und setzte seiner Bereitwilligkeit, mit der er mir sie außerdem gern zeigen würde, die Schwierigkeit entgegen, daß er den Schlüssel verloren habe.

Das Universitätsgebäude zeigte mir ein schwarz gekleideter Mann, den ich für den Pedell hielt, bis er mir mit vieler italiänischer Würde sagte: Anc'io σ lavorato anatomicamente (auch Ich habe manchen Körper zergliedert). Bei mehrerer Erkundigung erfuhr ich dann, daß ich mit dem Exprofessor der Zergliederungskunst zu thun hatte. Seine beste Eigenschaft war Wahrheitsliebe. Er sagte mir bald nachher, daß man ihn seines Amtes und seiner Würden entsetzt, weil er nichts mehr getaugt habe. Glücklicher Weise hatte dieser den Schlüssel zu der für die anatomischen Präparate bestimmten Kammer, den Girardi als verloren angab; nur war hier weiter nichts zu sehen, als daß nichts zu sehen war. Daß mein Führer nicht zu bescheiden von sich gesagt hatte, er habe zum Professor der Zergliederungskunst nichts mehr getaugt, ersah ich jetzt deutlich, indem er mir eine unpräparirte Gebährmutter mit den äussern Geburtstheilen, für eine Leber hergab. Die wenigen Gläser, die noch einige Theile des Körpers aufbewahrten, waren beschmutzt, zerbrochen, der Geist trübe oder verraucht, so,

daß

daß ich es besser ganz übergehe. Des Herrn Professors unmasgebliche Meinung war auch, daß der völlige Mangel des Lichts dem Theater nichts schade. In demselben Gebäude wird zum Gebrauche der Universität — oder eigentlicher gesagt — zu Niemandes Gebrauche, eine Naturaliensammlung aufbewahrt, welche man das Vogelkabinet nennt, dessen wichtigster Theil von einem Pater Fourcaud ist geschenkt worden. Systematische Ordnung vermißt man darin völlig, und größtentheils ist nur Spielerei damit getrieben worden. Unter andern steht mitten im Saal ein ausgestopftes Cameel mit seinem Sattelzeuge, darauf sitzet ein ausgestopfter Affe, und ein nachgeformter Indianer in Nationaltracht, welches alles mit vielen Früchten, Blumen, ꝛc. behangen ist. Ausgestopfte Hunde und Katzen sind in großer Menge aufgestellt, die sich durch nichts anders unterscheiden, als daß der eine den schwarzen Fleck am Kopfe, den der andere zur Seite hat. Denn das giebt einem Bologneserhündchen für das Naturalienkabinet einer Universität doch kein Verdienst, daß er gewürdigt wurde, der Herzogin Landesmutter einst die Hand zu küssen. In der Vögelsammlung hat man (wird mir die Kinderei wohl geglaubt werden?) manche sogar gefärbt. Diese angeführten Umstände bezeichnen das Naturalienkabinet schon so bestimmt, daß meine Leser mir das übrige gern erlassen werden. Als eine Zierde desselben führe ich nur noch an, daß manche merkwürdige thierische Monstra, in Spiritus aufbewahrt werden.

Die in gehöriger Ordnung aufgestellte Bibliothek ist im Farnesischen Pallast. Wenn mein Führer ein Bibliothekar, die Zahl der Bücher nicht übertrieb (welches vom prahlsüchtigen Italiäner immer zu fürchten ist) so enthält sie 50,000 Bände, obgleich die Sammlung der jetzt lebende Fürst vor 19 Jahren erst angefangen hat. Das Verzeichniß der Bücher hat eine so bequeme Einrichtung, daß ich es mit ein Paar Worten erwähnen muß. Die Titel der Bücher sind auf einzelne Zetteln geschrieben, welche in alphabetisch geordneten Kästchen aufbewahrt werden, so daß jeder Buchstabe seinen eigenen Behälter hat. Auf diese Weise können beim Zuwachse der Bibliothek mit aller Bequemlichkeit die Titel der neuen Bücher eingeschoben, und andere nach Gefallen weggenommen werden. Es fiel mir auf, Luthers Schriften hier zu finden.

In demselben Gebäude ist auch das Schauspieltheater, das Jedermann wegen seiner Größe anstaunt, und in dieser Rücksicht für das erste in der Welt hält. Merkwürdig und nützlich ist dabei der Umstand, daß man das leiseste Reden auf dem Theater durch das ganze Gebäude vernehmlich hört, welches wahrscheinlich durch die eliptische Form desselben bewirkt wird. Schade, daß es baufällig geworden, und daher zum Spiel untauglich ist. Das Parterre kann unter Wasser gesetzt werden, und ist groß genug, um mehrere Schiffe aufzunehmen. Mein Führer gab sie sogar auf 300 an. Um für so viel Platz zu haben, müßte man freilich die Schiffe sehr en

minia-

miniature bauen. Die Zuschauer sassen in einem Halbzirkel amphiteatralisch, daher finden keine Logen und ähnliche Abtheilungen Statt. Aus diesem Riesentheater geht man sogleich in ein kleines, das zum Concert gebraucht, und daher auch Academia filarmonica genannt wird.

Die Bildergallerie in eben diesem Gebäude, ist nicht sehr beträchtlich, und verwahrt wenig Originalstücke. Ein einziges von Corregio ist desto bemerkungswerther. Unter den statuarischen Schönheiten zeichnet sich ein Ganymed vortheilhaft aus. Die übrigen sind entweder von nicht sehr berühmten Meistern, oder nur Copien bekannter Meisterstücke.

Ehe ich Parma verlasse, muß ich noch eines Mannes Erwähnung thun, der nebst Girardi, Mich. Rosa, dem Arzte, und Rosa, dem bekannten Orientalisten, unter die ersten Männer dieses Landes gehört. Es ist Bodoni, der Fürstliche Hofbuchdrucker, dessen Eifer, Thätigkeit und guten Geschmack ich hier erwähnen muß. Seine Verdienste für Vervollkommnung und Eleganz der Buchdruckerkunst, sind so bekannt, daß Schweizerische, Teutsche, und viel andere ausländische Buchdrukker zu ihm reisen, um durch seine vervollkommnete Anstalten sich zu unterrichten. Kein englischer Druck kömmt dem seinigen an richtigem Verhältniß, an Gleichheit und Schärfe der Buchstaben gleich, ja nach dem Urtheile aller Sachverständigen, ist er dem Didotschen vorzuziehen. Produkte, die ich von beiden Künstlern besitze, bestätigen dasselbe entscheidend. Alles ist in seiner Drukkerei vereint, was sie vollkommen macht. Hieher rechne ich unter andern die Schriftgießerei, aus welcher er Lettern nach England und Frankreich verschickt, und zwar mit dem Vortheil für seine eigene Anstalt, daß er die etwas gebrauchten verkauft, und immer mit ganz neuen druckt. Er hat Lettern mancher orientalischen Sprachen, die man fast in keiner Druckerei findet, und die er deshalb leichter, wie viele seiner Amtsbrüder, haben kann, weil er zugleich Schriftgießer ist. Die Zahl der verschiedenen Alphabete welche er besitzt, ist unglaublich groß, und außer den deutschen sind alle wohl gerathen. Von ihm ist die Erfindung, das Papier, nachdem es gedruckt ist, unter einer messingenen Walze zu glätten, wodurch der Druck ein äusserst elegantes und angenehmes Ansehn bekömmt. Schade, daß dieser Talentvolle Mann wenig andere Bücher zu drucken Gelegenheit hat, als Hirtenbriefe, Sonetten, Benedictionen, schlechte Gebetbücher, Abendsegen, u. d. m denn er muß größtentheils für den Hof drucken.

Die Offenherzigkeit des Mauthbedienten dieser Stadt ist zu rühmen. Er eröfnete mir mit Würde, daß er der Mann sey, den der Fürst angesetzt habe, die Koffer der Reisenden zu durchsuchen, und Contrebande zu confisciren. Würde ich ihm aber ein Trinkgeld zu seiner Zufriedenheit geben, so könnte ich ungestöhrt weiter fahren.

Zum Beschluß noch zwei Facta für die ruhmwürdige Hospitalität der Italiäner. Der angeschlagene Theaterzettel macht die Preise mit der Einschaltung bekannt, daß Ausländer das doppelte Eintritsgeld erlegen müssen; und der Landesherr läßt sich seine Gnade und Huld, daß er den Namen, Stand, Religion, u. d. m. des Fremden erfragen läßt, mit Gelde bezahlen, wie der Herzog von Modena.

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Freitag, den 3ten Februar 1792.

Kurze Nachricht vom Sumach, oder sogenannten Gerberbaume.

Verschiedene Lohgerber, und auch andere Personen, haben mich schriftlich und mündlich ersucht, ihnen eine Nachricht über die Kultur des sogenannten Gerberbaums mitzutheilen, den jetzt unser geschickter Herr Söhlmann jun. in Linden mit so gutem Erfolge zur Gerbung seines Kalbleders gebraucht. Meine Berufsgeschäfte machen es mir unmöglich, so gern ich auch jedem diene, hierin eines jeden Wunsch zu erfüllen. Um jedoch meinen guten Willen und Bereitwilligkeit zu zeigen, theile ich folgendes hierüber mit.

Du Roi a) du Hamel, du Monceau b) und Miller c) geben vom Rhus (Gerberbaum) überhaupt, folgende Beschreibung:

Die Blumendecke des Gerber- oder Färberbaums, (Rhus *Tournef.* & *Linn.* in Bretagne Sumac, in Canada aber Vinaigrier genannt) ist fünffach getheilt, aufgerichtet, und nicht abfallend. Die Blume besteht aus fünf ovalen aufgerichteten und ausgebreiteten Blättern, die noch einmal so groß sind, als die fünf gerade stehenden Einschnitte des Kelchs, oder der Blumendecke. Ihre fünf Staubfäden sind äusserst kurz, und die Staubbeutel gehen nicht über die Blume hinaus.

Der Knopf ist auf der Blumendecke befindlich, von gerundeter Gestalt, und der Länge der Blumenblätter.

Griffel sind beinahe nicht zugegen, sondern nur drei kleine herzförmige Narben, oder Stigmate.

Die Frucht wird entweder mit einem wolligten Wesen überzogen, oder ist

a) In der Harbkeschen Baumzucht, Braunschweig 1772. Bd. 2. S. 290.

b) In seiner Abhandlung von den Bäumen, der deutschen Uebersetzung, von Oelhafe. Nürnberg 1763. Th. 2. S. 169.

c) In seinem Gärtnerlexion, der deutschen Uebersetzung von Hut. Nürnberg 1751. Th. 2. S. 200.

ist eine etwas fleischigte Beere mit glatter und gestreifter Haut. Innerhalb derselben liegt ein hartes rundliches oder nierenförmiges einzelnes Saamenkorn.

Die Blumen wachsen in Büscheln, und die Blätter des Sumachs, die wechselsweis an den Zweigen stehen, sind entweder gefiedert, oder haben drei Lappen.

Es giebt verschiedene Sorten oder Arten dieses Baums, von denen ich nur folgende, meiner gegenwärtigen Absicht gemäß, anführe.

I. *Rhus coriaria*, foliis pinnatis obtusiuscule ferratis ovalibus subtus villosis. *Linn.* Syst. Plant. I. 727. Pflanzensystem III. 340.

Unter folgenden Benennungen wird eben diese Pflanze verstanden.

Rhus. *Matth.* comment, ed. 1554. p. 123. Cam. epit. p. 121. Bauh. comment. p. 186. Tabern. hist. edit. 1687. p. 1438.

Rhus obsoniorum & coriariorum *Lob.* icon. v. 2. p. 98.

Gerberbaum. Cam. Kreutt. S. 68.

Rhus folio ulmi. *Bauh.* pin. p. 414. Du Hamel Bäume II. 170.

Rhus sive Sumach. *Bauh.* hist. v. 1. f. 1. p. 555, Chabr. ic. p. 44.

Eine Beschreibung davon findet man in des oben angeführten *Bauh.* hist. v. 1. f. 1. p. 555.

Abbildungen der Pflanze liefern *Matth.* comment. ed. 1554. p. 124. *Lob.* icon. v. 2. p. 98.

Cam epit. p. 121. Cam. Kreutt. S. 68. *Dod.* pempt. p. 779.

Bauh. comm. p. 186. *Tabern.* hist. ed. 1687. p. 1438.

Bauh. hist. v. 1. f. 1. p. 555. *Chabr.* icon p. 44.

Diese Pflanze wächst im Hannoverischen an keinem Orte; ihr Vaterland ist das mittägige Europa, Syrien und Palästina.

Was die Kultur derselben anbetrift, so weiß ich nichts davon, und auch mein Freund, unser geschickte Hr. Botanikus Ehrhart, meldet mir noch vor wenig Tagen, daß er mir hierüber weiter keine Auskunft geben könne, als daß dieser Strauch im Winter ein kaltes Gewächshaus verlange, und bei uns im Freien verfriere, wenigstens ihm seine Pflanze im ersten Winter fortgegangen sey.

Es ist dieser Schmack eine in unsern Buden befindliche Materialwaare, welche man, in kurze dicke Säcke gepackt, aus Spanien erhält, und die aus den gedörrten und nachher zerstoßenen Blättern und Zweigen dieses Strauchs besteht. Man gebraucht dieses gröbliche Pulver zur Bereitung des Corduans, und in der Färberei. Das Pfund davon kostet gegenwärtig 1 Ggr. und Herr Ehrhart versichert, daß alles, was in Niedersachsen für Rhus coriaria *Linn.* verkauft werde, so viel er davon gesehen habe, nichts anders sey, als der in

unserm

unſern Gärten ſo gerne wachſende gleich zu erwähnende Rhus typhinum.

Der Stamm vom Rhus coriaria iſt ſtark, holzig, theilt ſich unregelmäſſig in Zweige, iſt 10 bis 12 Fuß hoch, die Rinde bräunlich und haarig, die Blätter ſtehen wechſelsweiſe an den Zweigen, ſind ſehr anſehnlich, groß, gefiedert, aus 7 bis 8 Paar und einem einzelnen Blättchen zuſammen geſetzt, welche oval, ziemlich ſtumpf, ſägeförmig, auf der Unterfläche zottig, nicht groß, kaum zwei Zoll lang, und ½ Zoll breit ſind, im ganzen ein feines Anſehn geben, und lichtgrün ſind. Die Blumen ſitzen auf den Enden der Zweige in großen riſpenförmigen Aehren, ſind weißlicht auf grün ziehend, ungeſtielt, brechen im Julius hervor, geben aber in England keinen reifen Saamen.

II. *Rhus typhinum* foliis pinnatis lanceolatis, argute ſerratis, ſubtus tomentoſis, *Linn.* Sp. Plant. 380. n. 2.

Staghorn's Sumach, New England Sumach, Virginian Sumach.

Sumac de Virgine, oder der virginiſche große Sumach.

In Neuyork und Neuengland wächſt dieſe Art des Sumachs häufiger, als in den weiter ſüdlich liegenden Provinzen. Er erhält daſelbſt eine Höhe von 15 bis 20 Fuß und eine Stärke von acht und mehr Zollen im Durchmeſſer.

Die Rinde iſt rauh, bräunlich, und bei allen Stämmen geriſſen. Das Holz iſt weich und leicht, gelb geflammt, und nimt wegen ſeiner weichen Subſtanz die Eindrücke von allen harten Körpern an; dieſes ſowohl wie die Wurzeln, werden zu unterſchiedenen kleinen Tiſchlerarbeiten genutzt. Die jungen Schüſſe der Zweige, ſind mit einer haarigen dicken Rinde überzogen, die dem Anſehen nach den Kolben der unzeitigen Hirſchgewihe gleicht, wodurch die engliſche Benennung dieſes Strauchs entſtanden iſt. Ein abgeſchnittener junger Zweig giebt kleine Milchtropfen, die aus dem um die Markröhre deſſelben befindlichen äuſſeren ſchwammigen Holze, ſichtbar hervor triefen. Der Baum nimt mit jedem Erdreich vorlieb, und kommt ſogar in den dürreſten Heidgegenden gut fort d), in gutem Boden iſt ſein Wuchs vorzüglich ſchnell. Man kann durch den im Herbſt ausgeſäeten Saamen mit leichter Mühe junge Bäume erziehen; allein, da ſeine Wurzeln ſtark wuchern, Schößlinge treiben, und er dieſerwegen für die angebaueten Plätze ein Unkraut iſt, ſo braucht man die Schößlinge nur auszuheben, und wieder zu verſetzen. Das Austreiben der Schößlinge iſt zuweilen ſo ſtark, daß man oft mit vieler Mühe kaum einen Platz davon reinigen kann.

d) Hirſchfelds Gartenkalender von 1787 und 1788. Seite 215.

Jedes Blatt ist theils aus eilf, theils aus funfzehn, theils siebenzehen lanzettenförmigen, in eine scharfe Spitze auslaufenden, an den Seiten scharfgezahnten kleineren Blättern, ohne merkliche Stiele, zusammen gesetzt, wovon eins in der Spitze, die andern Paarweise neben einander stehen. Diese kleineren Blätter haben ungefähr einen Zoll Breite, und vier Zoll Länge; die obere Fläche ist glatt, von hellgrüner Farbe und glänzend, die untere weißlich und wollig, auch der Länge nach mit einer langen Ader versehen, welche nach den Seiten viele kleinere Nebenäste abschickt. Bei dem ersten Reif im Herbst, erhalten die Blätter eine rothe Farbe.

Die Blüten brechen bei uns in der Mitte des Junius hervor; sie stehen in aufgerichteten Büscheln, oder ästig an der Spitze der Zweige, bilden eine oben zugespitzte Pyramide, sind grüngelblicht von Farbe, haben einen lieblichen Geruch, und werden von den Bienen fleißig besucht, wie im leipziger Magaz. von 1784. im 1sten Stück bemerkt wird; und Hr. Hirschfeld sagt auch, daß er häufig diese Thierchen darauf habe sitzen sehen.

Der Saame sitzt gleichfalls in länglichen Büscheln, oder aufrecht stehenden Kolben; ist platt gedrückt, zu Ende Octobers, da er reif ist, von der Größe eines Hanfkorns, mit einer gelblichen Haut, die mit rothen klebrigen Haaren besetzt ist, umgeben, deren Geschmack eine liebliche Säure hat, und von der in Ermangelung der Zitronen, Punsch gemacht werden kann.

Herr Ehrhart frägt in seinen Gartenanmerkungen, im Hirschfeldschen Gartenkalender von 1786. an, ob der Rhus typhinum und glabrum L. nicht eben die Eigenschaften habe, und die nemlichen Dienste thun könne, wie der diesen so ähnliche Rhus coriaria? und Hr. Impost-Commissair Schulze in Lüneburg, bejahet in diesem Kalender von 1787. und 1788. S. 214 und 215. diese Anfrage aus dreijährigen eigenen Erfahrungen. Er sagt, er habe mit den Blättern des Rhus typhinum *Linn.*

1) Leder gegerbt, welches nach dem Zeugniß eines verständigen Schusters sich gut verarbeiten, auch seinen selbst gemachten Erfahrungen nach, sich gut habe tragen lassen.

2) Daraus eine schwarze Dinte gemacht, welche gut schwarz geschrieben.

3) Daraus Farben bereitet, gelb, grün und schwarz.

Ich füge diesem noch bei, daß sowohl die Blätter als Reiser und Rinde dieses Baums, mit dem größten Nutzen statt der Eichenborke gebraucht werden können, daß es eben der Baum sey, der auf unserer Esplanade steht, und bei Peine wächst, mit welchem Herr Söhlmann jun. in Linden, sein Leder auf englische Art gerbt, und womit er, zum Behuf seiner Gerberei, bereits seinen Garten bepflanzen lassen, daß auch die Hutmacher aus den Beeren,

ren, mit Alaun gemischt, eine schwarze Farbe kochen.

Auch haben die Blätter des Rhus typhinum, ein, dem Tabak ähnliches Produkt, an Farbe und Geruch gegeben; des aus den Einschnitten fliessenden milchigten Saftes, welcher sich zu einem Gummi verhärtet, und von welchem du Hamel glaubt, daß er einen Firniß, gleich dem chinesischen geben könne, nicht zu gedenken.

Der Herr Superintendent **Lüder** theilt in seiner botanischpraktischen Lustgärtnerei, Bd. 2. S. 119 und 120. den Rhus typhinum noch in folgende Abarten.

a) **In den virginischen gemeinen Hirschkolbensumach**, Common Stag's Horn Sumach, *Hanb.* I. 169.

b) **Virginischen großen Sumach**, Large Virginian Sumach. *Hanb. I.* 169.

c) **Virginischen niederigen Hirschkolbensumach**, Dwarf. Sumach. *Hanb. I.* 169.

„Der Stamm der ersten Abart, sagt er, ist strauchig, unregelmäßig ästig, 8 bis 10 Fuß hoch, mit gekrümmten umher ausgebreiteten, glatten, bräunlichen, an einigen Stellen graulichen Zweigen, welche sich in dicke junge Schüsse theilen, die mit einer weichen samtartigen Wolle überzogen sind, und an Form, Farbe und Textur, den sogenannten Hirschkolben gleichen. Die Blätter sind von einem edlen Ansehen, groß, gefiedert, aus 6 — 7 Paar, und einem einzelnen Blättchen zusammen gesetzt; welche lanzettenförmig, größer, als die vom Rhus coriaria, scharf gezahnt, auf der Unterfläche filzig sind, und zur Zeit ihres Absterbens im Herbste eine purpurröthliche Farbe annehmen. Die Blumen sitzen auf den Enden der Zweige, im Junius in großen Büscheln, und sind nicht ansehnlich. Der Saame befindet sich in großen, dichten, filzigten Büscheln, purpurroth, und geben diese Büschel dem Strauche, nachdem die Blätter abgefallen, im Herbste und im Winter, ein sonderbares und nicht gemeines Ansehen."

„Die 2te Abart, unterscheidet sich von der vorhergehenden nur dadurch, daß sie grössere Schüsse treibt, von stärkerm Wuchs ist, 16 — 18 Fuß hoch wächst, einen regelmäßigeren Wuchs hat, die jungen Schüsse röthlicher sind, und keine so große Aehnlichkeit, wie bei der ersten Abart, mit den Hirschkolben haben."

„Die dritte Abart, unterscheidet sich von der ersten Abart nur durch ihren niedrigen Wuchs, und wird selten über 3 Fuß hoch."

Bei näherer Untersuchung könnte dieser Sumach, den unsere stärksten Winter nicht tödten können, noch zu mehrern Nutzanwendungen gebraucht werden. So kann man z. E. aus den Fruchtbüscheln, wenn sie frühzeitig gesammelt werden, Essig verfertigen, schlechten Essig damit stark machen, das Holz nimt sich fournirt zu kleinen Kästchen ungemein wohl aus,

nus, und der Baum ziert den ihm ertheilten Platz.

Es ersetzt also der große virginische Hirschkolbensumach Rhus typhinum L. die Stelle des weichlichern Rhus coriaria L. vollkommen, und wären, da er, wie gesagt, in den dürrsten Heidgegenden recht gut fortkommt, die öden Heiden der lüneburgischen Lande, worüber die Reisenden so sehr klagen, durch dessen Anpflanzung urbar zu machen, und zu bevölkern.

Beschrieben wird dieser nützliche Baum in *Linn.* Amoen. v. 4. p. 311. *Mill.* Dict. ed. 8. Du Roi Baumzucht, B. 2. S. 291. Marsch. Beschreib. S. 248. v. Wangenh. Beitr. S. 95. und eine Abbildung davon findet man in *Blackw.* Herb. ed. Norimb. t. 541.

Ill. *Rhus cotinus* foliis simplicibus obovatis L. Spec. Pl. *Mill.* 15.

Rhus racemis pulmosis, foliis ovatis. *Haller* Hist. stirp. Helvet.

Cotinus coriaria *Dod.* Pempt. 780. *du Ham.* Arb.

The Venice Sumach, or Coccygria Le Fustet.

Der Färberbaum, Perückenbaum.

Man trift ihn häufig in der Levante, in Spanien, in der Lombardei, in Italien, und an dem Fuße der appeninischen Gebürge, in der Schweiz, Siberien, Oesterreich, und in Crain an.

Die Blätter, die auf zwei Zoll langen Stielen wechselsweise befestiget sind, haben eine ovale Figur, sind am Rande ungezahnt, in ihrem Bau dick und fest, auf beiden Flächen glatt, oben dunkelgrün, unten Meergrün, geben dem Baum eine große Schönheit, und getrieben, einen starken Geruch von sich, welcher manchen sehr angenehm zu seyn dünkt. Durch die Mitte eines jeden Blatts läuft auf der untern Fläche eine gelbliche Ader, die nach den Seiten viele Nebenäste abschickt.

Die kleinen Blumen kommen im Junius und Julius in kleinen Büscheln an den Enden der Zweige hervor. Die Blumendecke ist grün, die Blume grüngelb, und die gelben Staubbeutel bilden um den grünen zusammen gedrückten Knopf einen Ring.

So bald sie verblühet sind, und sich das kleine ovale platt gedrückte Saamenbehältniß ansetzt, werden die Stiele der abgefallenen Blumen, welche vorher glatt waren, mit feinen röthlichen Haaren besetzt, wodurch der Baum ein sonderbares rauhes Ansehn bekommt.

Der Saame wird in Crain allezeit, bei uns aber niemals reif.

Die äussere Rinde ist braunroth und glatt.

Das Holz ist hart, grüngelblich, braun, und schön gestreift.

Man pflanzt diesen Baum sowohl durch Saamen, als durch Ableger fort, welche in einem Jahre bereits zum Ausheben genugsame Wurzeln haben. Der Baum leidet bei uns den Winter über so wenig, als nach Miller in England. Jeder Boden

ist

iſt ihm gleichgültig, er wird aber nicht hoch, ſondern bleibt Strauchartig und knotig.

Blätter und alle Theile dieſer Pflanze, können, da ſie eine zuſammenziehende Kraft haben, zum Ledergerben genommen werden.

In Spanien und andern Ländern bedient man ſich der Rinde und des Holzes zum gelbfärben, beſonders zu der ſogenannten feuille morte.

In Servien wird das Holz, wie Herr von Haller, Hiſt. ſtirp. Helv. Tom. I. verſichert, anſtatt der Fiberrinde gebraucht.

IV. *Rhus glabrum*, foliis pinnatis ſerratis, lanceolatis, utrinque nudis *Linn.* Sp. Plant. 380. n. 4.

Rhus glabrum foliis pinnatis ſerratis lanceolatis, utrinque glabris *Mill.* 2.

Rhus anguſti folium. *C. Bauh.* Pin. 414. *du Ham.* Arb. 4.

Rhus foliis pinnatis ſerratis *Gronov.* virg. 148.

The Scarlet Sumach.

The Red Sumach.

The New-England Sumach.

Sumac à feuilles etroites.

Der nordamerikaniſche glatte Sumach.

Dill. Elth. Tab. 243.

Der nordamerikaniſche glatte Sumach, wächſt in Neuyork Provinz, unter dem 41ſten Grade der Breite, nur einzeln, von da weiter ſüdlich wird er aber häufiger, als der rhus typhinum angetroffen. Er erhält gewöhnlich nur eine Höhe von 6 bis 8 Fuß, und eine Stärke von 5 bis 6 Zoll im Durchmeſſer; er ſteht auf jedem guten, nicht zu feuchten mit Sand gemiſchten Boden, und iſt für die angebauten Felder, durch das Wuchern ſeiner Wurzeln, ein wahres Unkraut.

Du Roi ſagt in der Harbkeſchen Baumzucht, Bd. 2. S. 296. unter unſerm Himmelsſtriche wolle er beſchützt ſtehen, wenn nicht die in einem Sommer aufgewachſenen Zweige, die oft in einem Sommer über zwei Ellen lange Schüſſe machten, den Winter über abſterben ſollten, und behauptet, dieſe Zärtlichkeit komme von der weiten Markröhre mit her, die Kalm, wie er in ſeinen Reiſen, Th. 2. S. 227. bemerkt, in Amerika bisweilen über einen halben Zoll im Durchmeſſer geſehen habe. Allein unſer Herr Botanikus Ehrhart belehrt mich im Hirſchfeldſchen Gartenkalender vom Jahre 1786. S. 138. N. 2. daß auch unſere ſtrengſten Winter dieſen Baum nicht tödten können.

Die Rinde des Baums iſt weich, glatt und röthlich, oder vielmehr violettfarbig; das Holz iſt gelbbraun und violett geflammt, und ſo leicht wie Stroh. Die Wurzeln haben eben dieſe Farbe, und ſind gemaſert; beide brauchen die Tiſchler zum Einlegen. Jedes Blatt iſt aus ein und zwanzig und mehrern, oft bis 31 kleinen, lanzettenförmigen, zugeſpitzten, an den Seiten ſcharfgezahnten Blättern zuſammen geſetzt, wovon eins in

der

der Spitze, die andern Paarweise stehen; beide Flächen sind glatt, die obere dunkel, die untere aber blaßgrün, oder weißgrün, mit einer weißröthlichen erhabenen Ader, nebst häufigen kleinen Nebenästen. Diese Ader, mit ihren Nebenästen bildet auf der obern Fläche kleine Vertiefungen, und erscheinet bis auf die Hälfte des Blattes, eben so schön purpurfarbig, wie die jungen Zweige. Die Breite der kleinen Blätter, deren sich die Wilden, als Rauchtabak bedienen, erstrekket sich beinahe auf zwei Zoll, und die Länge über vier Zoll. Im Herbst, vor dem Abfallen, erhalten sie eine rothe Farbe.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

Nicht lange nach dem Vervinsschen Frieden ließ sich Heinrich der 4te, der ganz schlecht gekleidet, und nur mit einem Gefolge von ein Paar Edelleuten von der Jagd kam, über die Seine setzen, und fragte den Fährmann, der ihn nicht kannte, was man gutes vom Frieden spräche? „Es hat sich was davon zu rühmen, antwortete der Fährmann; der Abgaben werden täglich mehr, alles muß versteuert werden, sogar diese elende Fähre, die mir kümmerlich mein Stückchen Brod erwerben hilft."

„Hat denn der König kein Einsehen in dieses Unwesen?" fragte Heinrich.

„Ach, der König ist ein guter Mann, fuhr der Fährmann fort, aber er hat eine Maitresse, die immer einen Haufen schöner Röcke und Schnurrpfeifereien haben will, und da müssen wir denn das Geld dazu hergeben. 'S mögte noch hingehen, wenn sie nur seine Maitresse wäre, aber, wie man sagt, läßt sie sich auch noch von andern schön thun." — Heinrich, dem dies Geschwätz viel Spaß machte, ließ den andern Tag den Fährmann kommen, und ihn in Gegenwart der Herzogin von Beaufort, der schönen Gabrielle, alles wiederhohlen. Gabrielle ward wüthend, und wollte haben, daß er hängen sollte. — „Possen! sagte Heinrich, es ist ein armer Teufel, den sein Elend übler Laune macht: in Zukunft soll seine Fähre steuerfrei seyn, und ich bin gewiß, daß er täglich singen wird: Es lebe der König, es lebe Gabrielle!"

Hannoverisches Magazin.

11tes Stück.

Montag, den 11ten Februar 1792.

Kurze Nachricht vom Sumach, oder sogenannten Gerberbaume.

(Schluß.)

Die Blumen des nordamerik. glatten Sumachs brechen in lockeren aufgerichteten Büscheln im Julius und August aus den Spizzen der Blätter hervor.

Die Blumendecke ist grünlich, die Blume blaßgelb, ihre Staubfäden sind grünlich, die Staubbeutel gelb, der Knopf ist Orangenfarbig, der Griffel grün, und die Stigmate sind blaßgelb. Die Blumenstiele sind glatt, und glänzend, als wenn sie mit Firniß überzogen wären. Der Saame ist eben so gestaltet, wie der vom Rhus typhinum, hat eine schöne, hochrothe sogenannte Feuerfarbe, ist aber nicht mit Haaren besetzt, sondern mit einem carmoisinfarbigen Staube, oder Mehl überzogen.

Man kann diesen Sumach durch den aus Amerika erhaltenen Saamen vermehren, und noch leichter geschiehet solches durch das Ausheben der häufigen Schößlinge.

Die Blätter sowohl, wie die Rinde als das Holz des Baums, geben eine vortreffliche Gerberlohe. Die Indianer essen die Beeren desselben, man färbt Zeuge damit roth, und sie geben eine gute schwarze Dinte, wenn sie in einer Vitriolsolution gekocht werden.

V. *Rhus canadense*, foliis pinnatis, obsolete serratis lanceolatis utrinque glabris, panicula composita. *Mill.* 5.

Rhus Canadense, folio longiori, utrinque glabro *Tourn.* Inst. 611. *du Ham.* arb. 4.

The Smooth Canada Sumach.

Sumac de Canada, ou Vinaigrier.

Der canadische glatte Sumach.

Dieser canadische Sumach wächst in Neuyorkprovinz, von dem 41sten Grade der Breite an, weiter nördlich; er steht nur auf trockenem Boden, und erreicht eine Höhe von 5 bis 6 Fuß, und eine unbeträchtliche Stärke. Die Rinde ist glatt und bräunlich, an den jungen Schüssen aber ist sie hochroth; die Stengel haben

ben ſtarke Markröhren. Jedes Blatt iſt aus eilf oder dreizehn kleineren Blättern zuſammen geſetzt; dieſe ſind lanzettenförmig, zugeſpitzt, und der Rand iſt ausgebogen; eins ſteht in der Spitze, die andern Paarweiſe, die Oberfläche iſt glatt, hellgrün, und glänzend, die untere aber weißlich. Auf dieſer letzten laufen ſowohl durch die Mitte, als nach den Seiten, eine Menge großer und kleiner rothgefärbter Adern. Die Farbe derſelben, und daß die jungen Zweige hochroth ſind, macht den Baum jedem Liebhaber beſonders kenntlich. Die Länge der Blätter beträgt ungefähr vier Zoll, ihre Breite aber zwei Zoll.

Die rothe Blüte kommt an der Spitze der Aeſte im Julius, in aſtartigen, in die Höhe ſtehenden Trauben hervor, und hat einen lieblichen Geruch; der Saame iſt zu Ende des Octobers zeitig, er iſt mit einem rothen mehlartigen Staube, von einem zuſammenziehenden ſäuerlichen Geſchmack, bedeckt.

Die niederſächſiſchen Winter verträgt dieſer Strauchartige Baum, der durch Saamen, Schößlinge und Ableger, vermehrt werden kann, ohne davon zu leiden.

Seine Blätter, Rinde und Holz, dienen zur Gerbung des Leders.

VI. *Rhus copallinum* foliis pinnatis integerrimis, petiolo membranaceo articulato. *Linn.* Sp. Pl. 380. n. 6. *Mill. 6. du Ham.* arb. 7.

Rhus elatior, foliis impari pinnatis petiolis membranaceis articulatis *Gronov.* Virg. 149.

Lentiſcus leaved Sumach.

Mountain Sumach.

Beech Sumach.

Der Berg-Copal-Gummiſumach, der Sumach mit geflügelten Stielen.

Er wächſt in Neuyorkprovinz, unter dem 41ſten Grade der Breite, und von da weiter nördlich, zu einem 8 bis 10 Fuß hohen Strauch, und einer Stärke von 3 bis 4 Zoll im Durchmeſſer. Er ſteht auf einem leichten feuchten Boden, und wächſt im inneren Lande, ſowohl auf hochliegenden Gegenden, als auch auf den flachen ſandigten Ufern der See. Die Rinde iſt dunkelgrau und rauh; das Holz hat eine ſtarke Markröhre, und iſt ſchwammigt und leicht.

Jedes Blatt iſt aus 9. 11. oder 13. kleinen lang ovalen zugeſpitzten, am Rande ungezahnten, auf der Oberfläche dunkelgrünen glatten und glänzenden, auf der untern, hellgrünen mit ganz feinen Haaren beſetzten, zwei Zoll langen, und einen halben Zoll breiten Blättern, zuſammen geſetzt, woron eins in der Spitze, die andern Paarweiſe ſtehen; die Blätterſtiele ſind ebenfalls haaricht, und von rother Farbe. In dem Raume zwiſchen den Paarweiſe ſtehenden Blättern, umgiebt den Hauptblätterſtiel ein ovaler Flügel, der von dem nemlichen Beſtandweſen der Blätter iſt.

Die

Die gelbgrünlichen kleinen Blumen erscheinen Büschelweise bei uns erst gemeiniglich im September und October, und man kann also von ihnen noch weniger, als in England Saamen erwarten, woselbst sie schon im Julius und August blühen.

Der Saame ist äußerlich roth, innerlich dunkelbraun, und etwas zugespitzt.

Die Vermehrung geschiehet durch Saamen, wie auch bei reifgewordenen Zweigen durch Ableger. Unsere hiesigen Winter kann er recht gut vertragen.

Die Blätter werden im Herbst braunroth, und sind, so wie das Holz des Baums, zur Gerberlohe gut.

Der Saft ist sehr dick und klebrig; in den heissen Gegenden von Amerika, macht man im Frühjahr Einschnitte in den Stamm, der heraustretende und durch die Sonnenhitze verdickte Saft, wird zu einem Gummi, der unter dem Namen Copalgummi bekannt genug ist, und wer die Kunst, diesen Gummi aufzulösen versteht, erhält den dauerhaftesten, schönsten und beständigsten Firniß.

Diese kurze Nachricht von den zum Lohgerben tauglichen Sumacharten, wird hoffentlich denen, die Gebrauch davon zu machen gedenken, hinreichend seyn. Ich wünsche mit Herr Ehrhart, daß der in allem Betracht so sehr nützliche Rhus typhinum, welcher dem Rhus coriaria, so vollkommen ähnlich ist, und womit Herr Sohlmann nun schon mehrere 100 Felle gegerbt hat, letztern ganz verdrängen, und bei unsern über Mangel an Eichenborke klagenden Lohgerbern, deren Stelle ersetzen mögte.

Möglich wäre solches allerdings, wenn man anfinge unsere öde lüneburger Heide dadurch urbar zu machen, und wenn es der Kön. Ch. Landwirthschaftsgesellschaft in Celle, gefällig wäre, um die Sache erst in Gang zu bringen, Preise für diejenigen auszusetzen, welche sich entschlössen, eine gewisse Anzahl Stämme vom Rhus typhinum in erwähnter Heide zu kultiviren.

Hannover. G. F. Wehrs.

Tiefe des Meeres. *)

Eine bei Seefahrern und Naturforschen bekannte Erfahrung ist es, daß der Grund des Meeres mit den Ungleichheiten auf dem trocknen Lande viel Aehnlichkeit habe; daß man daselbst Erhabenheiten und Vertiefungen, große Felsenklippen, Bänke und Sandberge, Abgründe, Schlünde u. s. w. antreffe. Wenn es nach den gewöhnlichen Gesetzen der Abschüs-

*) Aus dem vortrefflichen wittenbergischen Wochenblatte, vom Dec. vorigen Jahrs.

schüssigkeit und der Vertiefung geht, so scheint darinn einigermaaßen eine Uebereinstimmung mit den Ufern zu seyn, daß sich das Meer an flachen Ufern langsam, erst in einiger Entfernung, vertiefet; an schroffen und senkrecht hinunter gehenden aber eine unmittelbar anliegende große fast senkrechte Tiefe zu haben pfleget. Gleichwohl hat der Meeresgrund auch weit vom festen Lande, wo eigentlich die Höhe und offene See ist, die häufigsten Ungleichheiten. Der Seefahrer findet manchmal das Meer an einer Stelle grundlos, eine mäßige Strecke davon hat er Sandhaufen, die kaum 20 — 30 Klafter unter der Wasserfläche liegen. Die mehrsten solcher Ungleichheiten finden sich in der Nähe des festen Landes, wo es bald wenig tiefe Stellen, folglich Erhabenheiten und Hügel, bald jählinge und große Tiefen, oder Gründe und Thäler giebt. Mitten auf dem großen Meere aber trift man den Grund stufenweise abschüssig an; und die Tiefen nehmen, nach Maaßgabe der horizontalen Distanzen, ordentlicher Weise zu, oder ab. Die mehrsten Ungleichheiten an Tiefen und Untiefen, ergeben sich in den kleinern Meeren zwischen festen Ländern, wie im Canal von England, wo es, in einer Distanz von zwei Schiffslängen, Tiefen von 30 bis 100 Klaftern giebt. (Boyle de fundo maris Sect. I.) — Da nun diese Ungleichheit im Seegrunde von allen Orten auf dem Weltmeere gilt, es sey, daß man ihn mit dem Senkblei erreichen kann, oder nicht; so läßt sich der Satz als allgemein wahr behaupten: der Seegrund sey weder eben, noch irgend von einer regelmäßigen Höhlung, sondern er sey dem trocknen Lande gleich, voller Abwechslung an Klippen, Hügeln, Thälern, Steinschichten, Sandbergen ꝛc. Und dieser Satz gilt vom Seegrunde sowohl allgemein, als in seinen kleinen Theilen betrachtet. Unstreitig müssen also darin mancher Orten sehr große Vertiefungen, und unermeßliche Abgründe vorhanden seyn; und diese allerniedrigsten Stellen in dem schief ablaufenden Meeresboden sind die eigentlichen wahren Tiefen des Meeres. Von dieser Länge unterwärts redet man demnach, wenn man von der Meerestiefe spricht, und versteht darunter die senkrechte Linie, welche von der Oberfläche des Meeres, bis zur niedrigsten Stelle am Boden desselben, gezogen wird.

Aber wo ist diese niedrigste Stelle? ist sie einzig, oder sind mehrere dergleichen, die in der Tiefe einander nichts nachgeben? Das sind Fragen, die niemals können beantwortet werden. Schon das ist schwer zu muthmaaßen, in welchem Weltmeere die größten Tiefen seyn mögten. Wenn sich die Lage des Seegrundes ungefähr so, wie der Boden auf dem festen Lande, verhielte; so würden daselbst Erhabenheiten und Senkungen vorhanden seyn, wie auf der trockenen Erde: Berge und Thäler in einer geringen Entfernung von einander abwech-

wechseln, und beide in gewiſſem Verhältniſſe zu einander ſtehen. Die Tiefen im feſten Lande, ſchreibt Büffon, (Allg. Hiſt. der Nat. 1ſter Th. S. 171. der Quartausg.) dergleichen die tiefen Thäler zwiſchen den Bergen, die jähen Klüfte zwiſchen den Klippen, und diejenigen Abgründe, die man auf hohen Bergen gewahr wird, ſind natürliche Folgen der Erhöhung der Berge. Theils haben ſie ſich durchs Abſtürzen der Waſſer von den hohen Bergen gebildet; theils ſind ſie durchs Einſinken der Klippen entſtanden, deren Grund, durch die Wirkungen der Luft und des Feuers, zerriſſen und geſpalten iſt. Solche ungeheure Thäler und Abgründe trift man in den Alpen, den pyrenäiſchen Gebirgen, und überhaupt in, und neben den größern Bergketten des Erdbodens überall an. Dies bringt uns wahrſcheinlich auf den Gedanken, daß die größten Tiefen des Meeres unſtreitig in der Südſee, in der Nähe der ungeheuer großen Bergketten von Mexico und Peru, zu ſuchen ſind. Bergmann ſetzet es als bekannt voraus (Beſchreibung der Erdkugel S. 255): wenn die Beſchaffenheit des Seebodens in einer gleichen Uebereinſtimmung mit dem feſten Lande ſtünde, ſo müßte das Weltmeer gegen den höchſten Berg Chimboraſſo in Südamerika am tiefſten ſeyn, und nachher ein anſehnliches Thal in demſelben mit dem Cordilleras Bergrüken parallel hinlaufen; gegen die öſtliche Seite von Aſien müßte es ſeicht werden; in dem atlantiſchen Meere würde einige Tiefe mit der Höhe vom Pico auf Teneriffa übereinſtimmen, u. ſ. w. Ich ſetze hinzu, die nördliche Küſte von Aſien, wo das tartariſche Meer anſpült, müßte, nach ſolcher Annahme, mit einer ſeichten Tiefe nordwärts hinlaufen, in welcher Weigats, Nowaja-Semla, und vielleicht andere unbekannte Anhöhen im Eismeere, als Gipfel von der bis in gedachtes Meer ununterbrochen fortſtreichenden Berg-Reihe der großen Uraliſchen Gebirgskette anzuſehen ſind. Dagegen hat man die Straße Anian, oder Cooks Meerenge, nebſt dem anliegenden Meere vor Kamtſchatka, und weiter ſüdlich, als das lang geſtreckte Thal vom öſtlichen Gehänge dieſer erhabenen Bergrücken zu betrachten, deſſen Tiefe der Höhe dieſer nördlichen Alpen proportionirlich ſeyn dürfte. Eben ſo iſt das mittelländiſche Meer in Europa für ein langes, mit den Schweizer- den ſavoyiſchen und pyrenäiſchen Gebirgen, parallel laufendes Thal anzunehmen. Und, nach dieſem Grundſatze, ſprechen denn alle Erfahrungen dafür, daß in der Südſee wahrſcheinlich die allertiefſten Stellen des Seegrundes auf dem ganzen Erdboden, oder eigentlich zu reden, die tiefſten Thäler und Abgründe auf der Oberfläche der Erdkugel ſind.

Dieſe nun zu erforſchen, iſt viel ſchwerer, als die Höhe der Berge zu meſſen, und die Kunſt ſcheint zur Zeit wenig in den Mitteln, dieſes zu bewerk-

bewerkstelligen, vorgerückt zu seyn. Seit hundert und mehr Jahren ist man zwar mit Vorsatz darauf bedacht gewesen, die Meerestiefe wirklich zu messen. Aber man hat auch nicht einmal, in Absicht auf die erreichte Tiefe, einen Anfang dazu gemachet. Zwei Arten sind, die man zu diesem Endzwecke gewählt hat. Die erste ist eine wirkliche mechanische Messung, die sehr oft auf unterschiedliche Weise ist versuchet worden. Die zweite gründet sich auf ein Werkzeug, das man frei in die Tiefe fallen, und wiederum herauf kommen läßt, mittelst dessen man diese zu bestimmen suchet. Es ist das bekannte Bathometer, oder Tiefenmesser. Zuvor will ich von der ersten Art reden. Man bedienet sich dazu eines Senkbleies von 30 — 50 Pfund, läßt solches an einer genugsam starken Schnur hinunter, bis man Grund findet. Aber dies ist nur für gemeine Tiefen. Bei großen ist diese ganze Operation unnütze, denn man kann damit niemals den Grund erreichen. An sich ist das Seilwerk von geringerer Schwere, als ein mit ihm gleichraumiger Theil Wasser. Daher kann diese Schnur zuletzt bis zu solcher Länge ablaufen, daß sie samt dem angehangenen Blei, nach dem körperlichen Inhalte beider, der Schnur und des Bleikörpers, weniger wiegt, als das Wasser unter gleich großem Raume. In diesem Falle sinket das Wurfblei nicht weiter nieder, sondern es wird, nebst der Schnur, vom Wasser getragen, und entfernt sich nach einer schiefen Linie von seiner senkrechten Richtung. So wird es mit dem Schiffe fortgeschleppet, und der Seemann glaubet keinen Grund zu finden, wo er ihn wohl würde gefunden haben, wenn das Blei tiefer hätte sinken können. Daher entstehen die vielen Schiffernachrichten von unergründlichen Tiefen im Meere. Würden richtigere Proben erfunden, so dürften vielleicht sehr wenige Oerter von einer recht großen Tiefe angetroffen werden. Zwar schlägt Herr Büffon (Hist. der Nat. 1ster Bd. S. 168.) vor, man sollte zur Ergründung der größten Tiefen, sich einer Kette von Eisen, oder von andrer Materie, die schwerer als Wasser ist, bedienen. Freilich könnte man hier das anzuhängende Gewicht ersparen. Aber wie schwer würde wohl eine, wenn gleich noch so schwache Kette seyn, wenn man damit auf 200 bis 300 Klafter Tiefe reichen wollte? Wie wenig wäre sie zu regieren, und was für Raum würde sie im Schiffe wegnehmen? Solche Anstalt ist demnach ganz unthunlich, und überhaupt lassen sich mit dem Senkbleie nur geringe Tiefen sicher herausbringen. Soll dies noch geschehen, so muß die See recht ruhig, das Schiff ziemlich unbeweglich, und das Wasser von Strömen frei seyn. Denn die Seeströme machen beim Sondiren mit dem Wurfblei die größte Schwierigkeit, weil fast keine Gegend des Meeres ist, wo sie nicht in gewissen Tiefen mehr oder weniger

ſtark anzutreffen wären. Marſigli ward bei ſeiner Tiefenmeſſung im griechiſchen Meere am meiſten von den Seeſtrömen gehindert, deren er bisweilen drei über einander, in ganz widriger Richtung, antraf. Und wie oft wird das Senkblei, durch andere Körper unterm Waſſer, von ſeiner lothrechten Senkung abgebracht!

Der Schluß folgt künftig.

Was nennet man eigentlich Dom, und Domkirche. *)

Das Wort Dom wird dem heutigen Gebrauch nach in einer zwiefachen Bedeutung genommen. In der Baukunſt heißt es ſoviel, als: eine Kuppel, ein rundes gewölbtes Dach; man ſagt: die Kirche hat einen ſchönen Dom; der Thurm des Schloſſes iſt mit einem prächtigen Dom bedeckt, u. dgl. In dieſem Verſtande leiten es die mehrſten Sprachforſcher von dem franzöſiſchen Wort Dôme her, welches eben die Bedeutung hat, und es iſt ſolche Ableitung um deſto wahrſcheinlicher, da in der Baukunſt mehrere dergleichen franzöſiſche Kunſtwörter gebräuchlich ſind.

In einer andern Bedeutung aber nennet man auch Dom, eine Stifts- oder Cathedralkirche, und einige Sprachforſcher wollen auch dieſe Bedeutung von jener abſtammen laſſen. Sie ſagen: in dem mittlern Latein habe Doma, anfänglich einen Altan und hernach eine Kuppel bedeutet, und weil die Italiener das Wort Duomo, welches daraus entſtanden, in der Folge von einer Chathedral- oder Stiftskirche gebraucht haben, ſo glauben ſie, die Deutſchen hätten das Wort Dom, in ſolcher Bedeutung von ihnen entlehnt. Allein nach dieſer Etymologie, würde man allen Kirchen, deren Thürme mit einer Kuppel bedeckt ſind, Domkirchen nennen müſſen, welches doch dem eigentlichen Gebrauch zuwider iſt, indem man dieſe Benennung nur den Haupt- oder Stiftskirchen beilegt, welche von den Chorherren bedient werden, oder ehemals von ihnen ſind bedient worden.

Andere wollen das Wort Domkirche, vom lateiniſchen Domus herleiten, und berufen ſich darauf, daß die Kirchen ſehr oft Domus Dei heiſſen, und daß man ſie in den mittlern Zeiten gemeiniglich domus oder Häuſer des Heiligen genannt hat, dem ſie gewidmet waren; Domus ſancti Petri; ſancti Johannis; ſanctæ Hedwigæ. Hiebei findet ſich aber eben die

*) Aus dem berliner Intelligenzblatte.

die Schwierigkeit, denn auf ſolche Weiſe, wenn das die wahre Abſtammung wäre, müßten alle Kirchen Domkirchen heiſſen.

Es kommt mir daher viel wahrſcheinlicher vor, daß dieſe Benennung von dem alten deutſchen Wort **Dom** judicium, forum, entſtanden ſey, welches man verſchiedentlich geſchrieben findet, nemlich **Doam**, **Toam**, **Duam**, **Dom**, **Düm**; ſo ſtehet beim **Tatian** c. 26; ni wis manslaga, Thi thar slehir iſt ſculdig duomes; das iſt: du ſollſt nicht tödten, wer da tödtet iſt ſchuldig des Gerichts. Duomesdag und Domedag hieß ein Gerichtstag. Im Gothiſchen hieß domgan und im Angelſächſiſchen demen, **richten, verurtheilen**, und von dieſer alten Bedeutung iſt uns noch das Wort **verdammen**, im Niederſächſiſchen **verdoemen** übrig geblieben. Noch jetzt ſind davon in der engliſchen Sprache Doom, das **Gericht, Urtheil**, Doomsman, ein **Richter**, Doomsday der **Gerichtstag**, das **jüngſte Gericht**, und Doomsday-book, gebräuchlich.

Domkirche, würde alſo der eigentlichen und urſprünglichen Bedeutung nach, eine **Gerichtskirche**, das iſt, eine ſolche Kirche heiſſen, welche eine gewiſſe Gerichtsbarkeit hat. Bei der erſten Stiftung der Domkirchen und Domherren, welche ſie bedienen ſollten, wurden ihnen allemal zugleich gewiſſe Dörfer geſchenkt, woraus ſie ihre Einkünfte ziehen mußten; in dieſen übten ſie auch die Gerichtsbarkeit aus, ſowohl über die Kirchen und ihre Geiſtlichen, die ihnen untergeben waren, als über die Unterthanen, und ich erinnere mich irgendwo geleſen zu haben, daß man zuweilen in den Hallen ſolcher Kirchen, die Gerichtstage gehalten hat; daher kam es denn, daß man dieſen Kirchen, denen eine beſondere Gerichtsbarkeit verliehen war, vorzüglich vor allen andern die Benennung der **Dom-** oder **Gerichtskirchen** beilegte; und man findet noch heutiges Tages, daß alle diejenigen Kirchen, welche von alten Zeiten her den Namen der **Domkirchen** führen, eine gewiſſe Gerichtsbarkeit in den ihnen zugehörigen Dörfern haben, welche ſie in proteſtantiſchen Ländern durch Rechtsverſtändige, die dazu von ihnen beſtellt werden, verwalten laſſen.

St.

Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Freitag, den 10ten Februar 1792.

Tiefe des Meeres.

(Schluß).

Alle Proben, die man mit dieser Messung angestellet, geben uns daher nur geringe Tiefen. Ich besinne mich nicht, gelesen zu haben, daß man damit auf 300 Klafter hinunter gekommen wäre. Cook hatte auf seiner Fahrt etlichemal solche Meßproben in der Südsee, fern vom Lande, angestellet, und mit dem ausgeworfenen Blei auf 250 Klafter noch keinen Grund finden können. Das war gerade unterm Aequator. Andre male hat er auf dem großen Weltmeere in größern nördlichen und südlichen Breiten, bei 150, und 210 Klaftern, keinen Grund getroffen. Aber alle solche Versuche sind ganz unzulänglich, wie Forster, der diesen Proben selbst beigewohnet, unverhohlen bekennt. (Bemerk. auf s. Reise um die Welt. S. 45.) Denn, sagt er, zu den Versuchen, die Tiefe des Oceans zu wissen, gehöret etwas mehr, als ein Wurfblei, und eine lange Schnur. Das Schiff selbst muß in seinem Laufe aufgehalten, und, wie der Seemann saget, in den Wind gelegt werden, und die halbe Mannschaft muß bei solchen Gelegenheiten auf dem Verdeck seyn, um theils die Segel in ihre rechte Lage zu bringen, theils das schweere Blei wieder herauf zu ziehen. Cook selbst hat wenig dergleichen Versuche anstellen lassen; denn sie fielen ihm zu unbehandlich, und versprachen nicht die gehoffte Richtigkeit. Es ist auch an dem, man wird mit dem Wurfblei niemals eine ansehnliche Tiefe auf der See lothrecht messen können, weil alle Fahrzeuge, deren man sich hierbei bedienet, augenblicklich von ihrer vorigen Stelle verrücket, und, durch Wasser und Wind, weiter fortbeweget werden. In dem Falle bleibt die Schnur des Senkbleies immer zurück, und nimmt eine schiefe Lage an. Anderer Hindernungen dabei zu geschweigen. Aus diesen Ursachen haben die Naturforscher schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf eine andere Methode gesonnen, die Meerestiefe, ohne das Wurfblei, zu messen. Man hat

dazu unterschiedliche Werkzeuge erdacht und verfertiget, um besonders solche große Seetiefen zu messen, die sich durch Gewicht und Schnur nicht bestimmen lassen. Diese Werkzeuge insgesammt bestehen aus zwei Körpern, einem leichteru, und einem schwerern, als das Wasser ist. Sie sind solchergestalt zusammen gefüget, daß, sobald der schwerere beim Niedersinken auf den Grund kömmt, und daselbst anstößt, der leichtere sogleich von ihm losgeht, und bis zur Wasserfläche wiederum in die Höhe steigt. Die Tiefe wird hierbei aus der ganzen Zeit bestimmt, in welcher beide vereinte Körper von der Wasserfläche bis auf den Boden herunter fallen, der leichtere aber wiederum oben aufs Wasser in die Höhe kömmt. Diese Art Werkzeug hat der berühmte Engländer, D. Robert Hook, zuerst angegeben, und damit, in Beiseyn unterschiedlicher Kenner, schon im Jahre 1665. recht viele Versuche, auf der Themse und im Kanal zu Sheerneß, angestellet. (Philos. Transactions, n. 9. & 24. Vol. I. pag. 147. 439.) Er bediente sich dazu einer hölzernen fichtenen Kugel, von fast 6 Zoll im Durchmesser, und $2\frac{1}{2}$ Pfund am Gewichte, ganz mit Firniß überzogen. An diese Kugel ward ein conisches Bleigewicht, $4\frac{1}{2}$ Pf. schwer, eingehaket; und zwar auf die Weise, daß, sobald dies Gewicht auf den Boden, oder sonst auf einen harten Gegenstand im Fallen aufstößt, eine am Haken angebrachte Feder heraus schnellet, und die obere Kugel los machet, welche unmittelbar gleich in die Höhe steiget. Dies Werkzeug ließ Hook in verschiedenen Tiefen des Wassers, von 12 bis 30 Klaftern, herunterfallen. Bei allen Versuchen fand er, daß die Kugel in eben derselben Zeit vom Grunde wieder heraufstieg, in welcher sie mit dem Gewichte war zu Boden gefallen. Er fand, daß die Bewegung der Körper niederwärts und aufwärts etwa 5 Fuß in jeder Secunde betrage. Die Zeit nach einem richtigen Secunden-Pendel, welches er zu London von 3 Schuh, $3\frac{1}{2}$ engl. Zolle, angiebt, die Tiefe, die Versuche selbst, wurden alle genau bestimmet; auch die Dauer des Falles, und des Steigens scharf genug untersuchet. Das Instrument ward auf eine gewisse Tiefe, z. E. von 14 Klaftern, mit und ohne Schnur, niedergelassen, damit, durch diese Vorsicht, die Zeit des Niederfallens genau bemerket werden konnte. Hook fand, bei Fertigung dieses Instruments, keine größere Schwierigkeit, als den Haken am kegelförmigen Bleigewichte so gehörig zu krümmen, und die Feder so einzupassen, daß die Kugel, beim untern Aufstoßen des Gewichtes, unfehlbar losskommen, und sogleich herauf steigen konnte. Unter vielen Werkzeugen, die er zu dieser Arbeit verfertigte, bekam er zuletzt eines, wo die Einhakung so geschickt angebracht war, daß der obere leichtere Körper unfehlbar sich auslöse, und herauf kam. Er machte

mit

mit verschiedenen dergleichen Instrumenten Versuche, mit genauester Beobachtung der Zeit vom Niedersinken des ganzen Instrumentes, bis zur Aufsteigung des leichtern überm Wasser, und rechnete davon die Hälfte auf jegliche dieser Bewegungen. Damals fand er schon die wichtige Bemerkung, daß schwere Körper, die sanft im Wasser nieder sinken, bei ihrem Falle in demselben eine gleichförmige Geschwindigkeit, vom Anfange bis zu Ende des Falles, haben. Sie fallen also nicht, wie die Körper in der Luft, mit beschleunigter Geschwindigkeit, sondern durchlaufen in gleichen Zeiten gleiche Räume; auch sogar beim ersten Anfange des Falles im Wasser bewegen sie sich nicht geschwinder, als beim tieferen Falle. Eben solche gleichförmige Bewegung trift bei den leichtern zu, wenn sie im Wasser in die Höhe steigen.

Diese wichtige Wahrheit ist hierbei ein Grundsatz, ohne welchen die Berechnung der Tiefe nicht kann angestellet werden. Und da dieser Satz von so großer Wichtigkeit ist, so haben ihn neuerer Zeit einige Naturforscher abermals untersuchet. Denn man war gleichwohl noch nicht gewiß, ob der Fall schwererer Körper im Wasser nicht mit einiger Beschleunigung, in Proportion der zunehmenden Zeiten, geschehe. Peter Paul Molinelli war einer von diesen Versuchkennern, welcher den Fall der schweren Körper im Wasser unter die Hand nahm; (Commentarii Bononiens. T. V. P. I. p. 280. ff.) und es vielfach bestätigte, daß Körper, die im Wasser gemächlich heraufsteigen, oder niedersinken, durchgängig eine gleichförmige Bewegung halten. Das hat er in vielen und langen Röhren gefunden, worin er Körper steigen und fallen ließ. Ja, es hat dies Gesetz der gleichförmigen Bewegung annoch Statt gehabt, wenn er ein unten an der Röhre angebrachtes Loch öfnete, und das Wasser mit Gewalt herausspringen ließ. Alsdann fielen die schwerern Körper zwar noch gleichförmig, aber etwas geschwinder, als beim ruhenden Wasser, hergegen die leichtern steigen langsamer in die Höhe. Ein anderer Gelehrte, der eben dergleichen Versuche, vom Falle der Körper im Wasser, fast zu gleicher Zeit mit dem Herrn Molinelli, anstellte, ist Herr D. Krüger, Physicus in Danzig; welcher dadurch ganz dieselben Folgerungen, wie der Italiener, heraus brachte. (Neue Samml. von Versuchen u. Abhandl. der Naturf. Ges. in Danz. I. B. S. 112 ff.) Er bediente sich bei seinen Arbeiten schwerer Körper von verschiedener Masse, Größe und Figur; als bernsteinener, elfenbeinener, bleierner Kugeln; und dergleichen Würfeln, welche er zu wiederhohlten malen in langen weiten Röhren, von 17 und 32 Schuh Länge, durch reines Brunnenwasser, und nachher auch durch Salzwasser, niederfallen ließ. Alle Versuche, die er sorgfältig unternommen, und sehr genau erzählet, erwie-

sen einstimmig folgende Wahrheit: daß die Räume, welche ein in reinem Wasser, und im Salzwasser herunterfallender Körper in verschiedenen Zeiten zurücklegt, sich wie die Zeiten selbst verhalten, folglich dessen Bewegung in jedem Theile des ganzen Raums gleichförmig, und also allenthalben gleich geschwind sey. Herr Krüger ward zu diesen Proben durch einige Grundsätze in der Hanowschen Naturlehre (Phys. Dogm. T. I. §. 189.) veranlasset, die er durch die Erfolge ganz bestätigte: nemlich, daß die Geschwindigkeit fallender Körper sich nach der Dichtigkeit und Flüssigkeit des Elements richte, worein sie fallen; so daß, wenn diese vermehret wird, jene abnehme; ferner, daß die Geschwindigkeit fallender Körper abnehme, wenn ihre Oberfläche vermehret wird, und die Masse dieselbe bleibt. Ja, er bestätigte zugleich den von einigen bezweifelten Satz: daß die Geschwindigkeit des im Wasser fallenden Körpers überall, vom Anfange sowohl als dem Fortgange des Falles, folglich im ersten Schuh des ganzen Raumes, schon eben so groß, als im 17ten und 32sten Schuh desselben Raumes, sey. Das fand er sowohl im reinen Quellwasser, als im Salzwasser. Die kleine Bleikugel des Herrn D. Krügers von 5 Lin. Diam. und 2 Quentchen $29\frac{1}{2}$ Gran Schwere, fiel im gemeinen Brunnenwasser, und im Salzwasser, 5 Schuh in einer Secunde. So viel Falltiefe durchlief auch der kegelförmige Bleikörper des Hook in einer Secunde; und beinahe so viel Fall in einer Secunde geben auch des Molinelli Versuche. Hook hat die Größe und Oberfläche seines Bleigewichts nicht angegeben; doch scheint es, daß selbige gegen die Masse fast die nemliche Proportion gehabt, als die kleine Bleikugel des Herrn Krügers zu ihrer Masse. Auch Molinelli Versuche geben fast 5 Schuh Fall in einer Secunde, und ganz besonders ist die Beobachtung des Herrn Krafts, über den Fall der Regentropfen, daß diese ziemlich auch 5 Schuh in einer Sekunde zurücklegen, und sogar in der Luft eine gleichförmige Bewegung, während des Niederfallens, haben. (Phys. Theoret. P. I. p. 359.) Daraus habe ich den wichtigen Erfolg sichtbar gemachet, daß die Regentropfen durch ihren sanften Fall auch den zartesten Gewächsen nicht den mindesten Schaden zufügen. (Wittenberg. Wochenbl. A. 1786. St. 9. S. 71.)

So viel einleuchtendes man schon durch diese Art Bathometer, oder Tiefenmesser, erhalten kann: so wenig gefiel es doch dem berühmten Desaguliers, Mitgl. der Königl. Ges. in London. Er sah das Fehlerhafte am Hookschen Werkzeuge ein, welches beim Gebrauche auf so mancherlei Art, durch Wellen, Seeströme, und andere Hinderungen, ganz unrichtige Anzeigen geben mußte. Er nahm also, nach dem Beispiele des Herrn Hales, den Druck des Wassers zu Hülfe, und weil dieser in einerlei Tiefe nach allen Seiten einer-

lei ist: so erdachte er ein Meßinstrument, woran man, mittelst des in einer Glasröhre aufsteigenden Queckſilbers, den Druck des oben aufliegenden Waſſers am Boden der See, folglich die Tiefe der See ſelbſt, erſehen konnte. Dies war ganz ein ähnliches Inſtrument, wie es Hales beſchrieben hatte, um die Ausdehnungskraft der Luft, oder den Druck derſelben, unter gewiſſen Umſtänden zu erforſchen. (Statiſtik der Gewächſe. 89ſte Erfahr. S. 121. f.) Es war eine Art Glocke, in welcher eine gläſerne Röhre, unten am Boden derſelben, mit dem offenen Ende im Queckſilber ſtand, oben aber zugeſchmolzen war. Ueberm Queckſilber war etwas Honig oder Theriak, einige Linien hoch, in die Röhre gethan, damit durch deſſen Ankleben, man inwendig ſehen konnte, wie hoch das Queckſilber in der Röhre geſtiegen ſey. Die Glocke hatte einen meſſingnen Hals, und eine Hülſe, mittelſt deren oben an derſelben eine luftleere Kugel, oder eine ſtarke Blaſe befeſtiget werden konnte, welche zum Aufſteigen der Glocke dienete. Im meſſingnen Halſe der Glocke, und unten am Bodenrande, waren Löcher angebracht, wodurch das Waſſer hineindringen, auf das Queckſilber drükken, und es ſolchergeſtalt in der Röhre zum Steigen bringen konnte. Unten war ein Gewicht mit einer Feder angebracht, wodurch die Glocke, ſammt der leeren Kugel auf den Seegrund hinab gezogen wurde. Sobald dies Gewicht auf den Boden gekommen, und daſelbſt angeſtoßen, wurde die Glocke, mittelſt einer Feder, ausgelöſet, und ſtieg wiederum in die Höhe. Desaguliers hat dieſen ſeinen Tiefenmeſſer zwar beſchrieben, (Philoſ. Transact. N. 405.) aber ich finde nicht, daß er einen Verſuch damit auf dem Meere vorgenommen hat. Das wenige, was er gethan hat, beſteht darin, daß er den Apparat in ein cylindriſches Gefäß mit Waſſer geſetzet, ſelbigen mit einem Deckel wohl verſchloſſen, und nachher ſo viel Luft hinein gepreſſet hat, bis ihr Druck dem Waſſerdrucke, von 40 Fuß Höhe, gleich geworden. Dadurch hat er gefunden, wie hoch das Queckſilber in der Röhre ſteigen würde, wenn das Inſtrument auf dieſe Tiefe wäre ins Waſſer gelaſſen worden. Dieſe Probe iſt wahrſcheinlich ſehr unſicher, und zum geſuchten Endzwecke gar nicht hinreichend. Einige gegründete Zweifel ſind mir oftmals aufgeſtiegen, warum denn weder Hook, noch Desaguliers, noch Hales, und andere, mit ihren Bathometern, einige taugliche Proben auf der Höhe des Meeres angeſtellt haben? Denn alle hatten die ſchönſte Gelegenheit dazu; und ohne dieſe Proben iſt das Inſtrument von gar keinem Werthe. Gewiß, es müſſen nicht geringe Schwierigkeiten dergleichen Proben verhindert, oder gar vereitelt haben. Einige davon laſſen ſich gleich abſehen. Wer kann die Sekunde ſo genau angeben, wenn gerade

rade das Werkzeug wieder übers Waſſer herauf iſt? Denn die mehreſte Zeit kömmt es weit von dem Fahrzeuge, auch wohl weit von dem Orte, wieder zum Vorſcheine, wo es war niedergelaſſen worden. Auch die richtige Beſtimmung der Zeit, die zwiſchen dem Verſchwinden und Wiedererſcheinen des Inſtruments vorbei geht, iſt nicht ſo leicht, als man gedenket, zumal bei recht großen Tiefen. Man hätte zuerſt mit beiden Werkzeugen Verſuche in ſolchen Tiefen anſtellen ſollen, wo mit dem Wurfblei noch der Grund zu erreichen geweſen, z. E. von 100 bis 150 Klaftern, und das Gewicht ſelbſt, des Heraufziehens wegen, an einer Schnur halten ſollen. Man ſollte einen ſchmierigen Haken, oder einen krumm gebogenen Schöpfrand von dem obern leichtern Körper über das angehängte Gewicht hervor ragen laſſen, damit dieſer zuerſt auf den Grund ſtieße, und zugleich einige Theile der Materie mit in die Höhe brächte, um zu wiſſen, ob das Inſtrument wirklich auf den Grund gekommen, und wie derſelbe beſchaffen ſey. Auch müßte noch richtig herausgebracht werden, wie groß und ſtark der leichte Körper ſeyn müßte, der den Druck des Waſſers in ſo beträchtlichen Tiefen aushielte; da über dieſen Druck zur Zeit noch nicht die mindeſte Erfahrung vorhanden, die Berechnungen aber, allem Erſehen nach, weit von der Natur abweichen werden. Und wenn nun das Gewicht ſanft auf den Boden, oder deſſen weichen Schlamm, ohne Stoß aufſetzet, ſo bleibt das ganze Werkzeug daſelbſt ſitzen, ohne jemals wieder herauf zu kommen. Mehrere dieſer Schwierigkeiten, und manche mögliche Verbeſſerungen hat Hanow in ſeiner größern Phyſik über die angeführten Tiefenmeſſer vorgetragen. (Phyſ. dogmat. P. II. §. 615 – 621.) Ich meines Theils ziehe Hooks einfaches Werkzeug dem andern vom Desaguliers, weit vor, und ſehe, daß es Herr Bacialli, Profeſſor am Bononiſchen Inſtitute, ungemein bequem eingerichtet hat, wie Molinelli dieſes am angeführten Orte meldet, und in Abbildung vorgeſtellet hat. Das Gewicht hängt, mittelſt einer Zange, am obern leichtern Körper. Durch die Arme dieſer Zange geht eine Schnur, an welcher das Gewicht niederhängt, und die Zange ſcharf zuzieht, damit ſie den Zapfen des obern leichtern Körpers feſt hält. Sobald das Gewicht auf den Boden kömmt, und nicht weiter die Zange zuzieht, wird ſelbige, durch die zwiſchen den Armen liegende Spreizfeder, geöfnet, geht vom Zapfen loß, und läßt den leichtern Körper gleich in die Höhe ſteigen. Nichts einfacheres könnte zu dieſem Endzwecke angebracht ſeyn!

In Ermangelung nun einer richtigen Art, die Meerestiefen zu meſſen, bleibt die Angabe ſehr ungewiß, wie weit ſich dieſe erſtrecken. Es iſt auch keine Wahrſcheinlichkeit, daß hierüber jemals etwas richtiges könne her-

heraus gebracht werden. Was die Theorie hiervon behauptet, habe ich oben angezeiget, und gewiesen, daß die Tiefe ziemlich der Höhe von den größten Bergen gleich kommen werde. Die Gründe hierzu liegen in der ebenmäßigen Eintheilung der Gegenstände auf dem Erdboden; in dem Gleichgewichte, welches in allen Theilen der Erdkugel, zur Umwälzung um die Achse, erforderlich ist. Die Höhe der Berge scheint dasjenige wieder zu ersetzen, was in ihrer Nähe der Oberfläche, durch die großen Meeresabgründe, entzogen wird. Um den Aequator befinden sich die höchsten Berge, und hier nimt man wahrscheinlich auch die größten Seetiefen an. Da die Höhe der Berge kaum eine deutsche Meile, noch nicht 20,000 Pariser Fuß, beträgt, so hält man mit Grunde dafür, daß auch diese Tiefe gedachtes Maaß nicht erreiche. Lulofs saget, man weiß, daß der Meeresboden in vielerlei Absichten mit dem Lande, das über die See erhaben ist, übereinstimmt, so daß die größte Tiefe der See einige Gleichheit mit der Höhe der Berge zu haben scheint, und diese Tiefe eine holländische Meile, (welche etwas mehr als eine deutsche ist) nicht übertreffen soll. (Kenntniß der Erdkugel, S. 248.) Die größten Tiefen auf dem festen Lande, die man ohnedies noch nicht einmal recht kennt, sind mit der Meerestiefe nicht zu vergleichen. Und da diese vieler Orten, durch unterirdische Gänge und Klüfte, in einander greifen, und weit unterm Erdboden weglaufen: so ist ganz ein ähnliches auch von den Abgründen des Meeres, und ein unterirdischer Zusammenhang der Meere, zu behaupten. Plot führet in der engländischen Provinz Stafford eine Höhle an, die eine senkrechte Tiefe von 2600 Fuß haben soll. Die tiefsten Bergwerke betragen kaum ein halbe franz. Meile, und die, von denen man zur Zeit weis, nicht viel über drittehalbtausend Schuh; oder, wie Bergmann aus dem Oppel angiebt, 3780 Schuh. (Beschr. der Erdk. S. 112.) Sie sind ohnedem noch im Innern der Berge, und erreichen nur wenig die Ebenen des flachen Landes. Hätte man diese gegründeten Muthmaßungen nicht vor Augen, so ließe sich von der Meerestiefe nicht einmal ein Gedanke darlegen. Denn die Senkbleie reichen auf keine beträchtliche Tiefen, und die andern Tiefenmesser sind theils zu unvollkommen, theils hat man sie nicht, zur Erforschung großer Tiefen gebrauchet. Dies letztere erreget einige Befremdung. Da man doch so ansehnliche Summen auf die Entdekkungen zur See wendet, so muß man sich wundern, daß noch keiner von den Seefahrern den ausdrücklichen Auftrag, und den Apparat bekommen hat, hin und wieder die Meeresgründe etwas richtiger zu messen. Entweder der Gegenstand scheint den Seefahrern zu geringe, wenigstens nicht genugsam merkantilisch; oder aber er ist mit Schwierigkeiten und

Hin-

Hindernissen verknüpfet, die sich nicht so leicht wegräumen lassen. Und wenn auch in Zukunft mehr Fleiß auf die Untersuchung gewandt wird, so läßt sich gleichwohl dabei zum voraus übersehen, daß man niemals eine zuverlässige Maaßbestimmung erreichen, sondern mit dem meist Wahrscheinlichen wird zufrieden seyn müssen. Vielmehr wird die an den Hiob geschehene Frage allemal vorwalten: bist du in den Grund des Meeres gekommen, und hast du in den Fußtapfen der Tiefen gewandelt? c. 38, v. 16. (Scheuchzer Physica Iobi sacra p. 344.)

Mittel, eine Dukaten-Sammlung anzulegen.

(Aus dem baierischen Landbothen.)

Es fiel jüngst einem so geldlüstern als sinnreichen Kopfe ein, eine Dukatensammlung auf folgende Art anzulegen:

Er schreibt nemlich an verschiedene Klöster, Kaufleute, und andere vermögliche Privatpersonen, in Bayern von Hamburg und Petersburg aus: „es seye von Rußland ein Vermächtniß, bestehend in einem Pack mit Dokumenten und andern Sachen, die er nicht wissen könne, bei ihm angekommen, oder auch es werde ankommen, er hätte für Zölle, Fracht ꝛc. einen Dukaten ausgelegt, welcher aber mit umlaufender Post vollwichtig und Franco um so sicherer an ihn zu senden wäre, als er außer dessen den Pack Retour gehen lassen würde."

Die Unterschrift ist: D. N. — am Ende des Briefes ist angemerkt: daß die Antwort an Herrn M. in Hamburg, auf der Mühlenbrücke in Herrn S. Hause zu couvertiren seye. Die Namen ganz zu schreiben fand ich nicht für rathsam, denn mancher ehrliche Mann könnte den nemlichen führen, und durch diese Bekanntmachung in einen unverdienten Verdacht fallen.

Ich eile dieses unsern Landsleuten bekannt zu machen, denn, da der schlaue Betrüger seine Päcke, — die wohl gar nicht existiren, oder, wenn es viel ist, in einem Sack voll Sägespänen, mit Backsteinen bestehen mögen, — mit dem reizenden Worte eines Vermächtnisses beleget, und da er, wie ich sicher hörte, schon sehr viele dergleichen Briefe an unsere Landesleute geschickt hat (wie er dann in Bayern nicht unbewandert zu seyn scheinet) so ist es sehr wahrscheinlich, daß schon mancher von diesen seinen Dukaten mit der Antwort unbekümmert der Post aufgegeben haben wird, nun Hofnungsvoll da sizzet, und mit Dankgefühl gegen seinen wohlthätigen Erblasser sehnlichst wartet auf die Erbschaft von — — — einem Sack mit Sägspänen ꝛc.

Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Montag, den 13ten Februar 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten

vom Herrn Hofmedikus Domeier.

Die große Stadt

Mailand

hat ihren Namen wie der größte Theil italiänischer Städte, von der Römer Zeiten beibehalten. Sie hieß damals Mediolanum, weil sie ohngefähr medio amnium, der Adda und dem Ticino liegt. Sie war der Sitz mehrerer occidentalischer Kaiser, und ist jetzt die Hauptstadt der österreichischen Lombardie. Ihre Bevölkerung hat sehr abgenommen, denn sie zählt nach den genauesten Erkundigungen, die ich darüber eingezogen habe, jetzt nicht mehr wie 80,000 Einwohner, die sich ehemals auf 120,000 beliefen. Es mögte seyn, daß im Carneval die alte Zahl herauskäme, weil hier die Ambrosianische Kirche herrschend ist, nach deren Gesetzen man 3 Tage länger als die übrigen Catholicken, mit Fleischspeisen fortfahren kann. In diesen Tagen strömt deshalb alles aus nahen und entfernten Oertern hieher, um sich hinter einer religiösen Chikane, die für die wollüstigen Mäuler der Italiäner von Wichtigkeit ist, zu verbergen.

Für die in dieser Zahl sich befindenden unvermögenden Kranken, hat zum Theil unverfälschte Wohlthätigkeit, zum Theil frömmelnde Bosheit einen königlichen Pallast il spedale maggiore, der am schiffbaren Canale il Naviglio genannt, in der Stadt liegt, durch den Baumeister Filarerte, in korinthischer Säulenordnung so groß erbauet, daß darin gewöhnlich 900 Kranke, und bei Epidemien noch weit mehr aufgenommen werden können. Außer London findet man wohl nicht eine Stadt, welche sich in Rücksicht so vieler milden Stiftungen, wie diese, auszeichnet. Ich will vorläufig zur geschwindern Uebersicht nur die Namen der vorzüglichsten anführen, und hernach von einigen besonders reden. Am mehrsten zeichnen sich aus: das Gebährhaus, Findelhaus, Narrenspital, Spital der barmher-

zigen Brüder, *dei vecchii*, Pestspital, *Santa corona*, *Brera* (eine Unterrichtsanstalt) Klöster (die für Arme sehr wohlthätig handeln), Bibliotheken, Naturalienkabinette, Stiftungen, (aus welchen man Geld, Fleisch, Reis, Kleidung und noch andere nothwendige Lebensbedürfnisse, austheilt;) die Stiftung der Gesellschaft des Heilandes, (in welchem unglücklich verehligte aufgenommen werden,) reiche Schätze einiger Kirchen, die zu wohlthätigen Zwecken verwandt werden. Selbst das Zuchthaus darf ich hier seiner menschenfreundlichen Einrichtung halber nennen, und endlich, indem ich verschiedene andere übergehe, das große Krankenhaus, (Spedale maggiore) von welchem ich zuerst reden werde. Dieß reiche Institut wurde vor Hrn. Franks Directorat von Aerzten und Oeconomiebedienten, sehr gewissenlos verwaltet; denn obgleich die jährlichen Einkünfte sich über 700,000 Lire belaufen, so waren ihm durch schlechte Oeconomie doch über eine Million Lire Schulden zugezogen. Ja es scheint, als würden Kranke hier nur aufgenommen, damit 12 Aerzte, 3 Wundärzte, Apotheker, Wärter, u. s. w. daher Gewinn ziehen, und ein bequemes Leben führen können. Der vorige Director M. ist überführt worden, daß er innerhalb 4 Jahren 9000 Kranke mehr berechnet hat, als im Hospitale aufgenommen waren, weswegen er auch seines Amtes entsetzt wurde. Große Betrügereien waren zum Theil auch durch falsche Rechnungen gemacht. Manche Artikel liefert die Apotheke jetzt 8 mal so wohlfeil, wie unter dem vorigen Director geschah. Ja, es fand sich sogar, daß durch einen vorhin mit dem Apotheker auf 9 Jahre geschlossenen Akkord, jährlich 10,000 Lire verlohren giengen. Beide, sowohl M. als auch der Rath, welcher an diesen Spitzbübereien Theil genommen, sind ihres Amts entsetzt. Ersteren konnte selbst der mächtige Br. nicht retten, so sehr er auch sein Schutzpatron ist. Eben so auffallend ist die Mortalität in diesem Hause, die der zeitige Director Hr. Battisti zu 25 p. Ct. angab; zumahl da man nicht ohne Grund erwarten konnte, daß diese Berechnung ehe zu wenig als zu viel Todte enthielt. Zehn Medici primarii, deren jeder 600 Kaisergulden jährlichen Gehalt genießt, haben so wenig gute Ordnung eingeführt, daß die Kranken in den verschiedenen Zimmern, nach gar keiner Ordnung vertheilt sind, ja ich sah nicht einmahl die chirurgischen von den medicinischen getrennt. Doct. Battisti, der vorher Arzt in Wien war, arbeitet fleißig an der Wiederherstellung der Ordnung, nur muß auch er, obgleich selbst Italiäner, die Klage führen, daß seine Landsleute zur Arbeitsamkeit nicht zu gewöhnen sind. Ueber den Betten hangen in Rubriken abgetheilte schwarze Tafeln, worauf jedoch kein Buchstabe geschrie-

ben wird, weil man dieß bequemer findet, als mühsame Bemerkungen der Arzneimittel, der Krankheitszufälle, Diät, u. s. w. Die Aerzte geben sich nach Belieben als krank an oder verreisen, ohne irgend Jemand den Auftrag gegeben zu haben, die ihnen anvertrauten Kranken, während der Zeit zu besorgen, daher sich alsdenn Niemand, als höchstens die Wärterin, um diese bekümmert. Dieser unverzeihlichen Nachläßigkeit halber hat man es für nöthig befunden, auch Medici secundarii anzusetzen, welche diejenigen Lücken auszufüllen bestimmt sind, die durch Vernachläßigung der Primarien entstehen. Die innere Einrichtung des Instituts wird dem Wiener allgemeinen Krankenhause immer ähnlicher werden, weil Dr. Battisti an demselben als Medicus primarius seit seiner Errichtung angesetzt war a), und folglich genau mit derselben bekannt geworden ist. Eine ähnliche Einrichtung wie bei jenem, in Rücksicht der Speisung der Kranken, wird hier nächstens eingeführt werden. Bis jetzt besorgt es der Koch auf die Weise, daß er alle Victualien specificirt berechnet. Nicht alle Wiener medicinische Verordnungen sind hier übergepflanzt, und weil dieß vorzüglich eines Mittels halber für praktische Aerzte wichtig ist, so darf ich diesen Umstand nicht übergehen. Hier nemlich werden alle verschiedenen Zubereitungen des Queckſilbers verordnet, selbst die nicht ausgenommen, den dort manche Aerzte nur als Gift, und nie als Arzneimittel wollen gelten lassen, z. E. den Sublimat, und der daselbst so hoch gepriesene Astragalus wird hier gar nicht gegeben. Hier werden venerische Uebel nach Erforderniß durch innerliche und äusserliche Queckſilberzubereitungen geheilt.

Drei Talentvolle Wundärzte, die mit vieler Dexterität operiren b), sind den Kranken in dieser Anstalt zur Hülfe gegeben.

Der berüchtigte Moscati ist zugleich dem Gebähr- und Findelhause vorgesetzt, und dadurch berühmt, daß er sich so viel Mühe gegeben, uns von unserer Schuldigkeit, auf allen Vieren zu gehen, zu überzeugen. Jedoch dient es zu seiner Ehre, daß er jetzt alle möglichst aufzutreibenden Exemplare selbst aufkauft. Er leistet

a) Er ist nebst Dr. Mellin, der nach den kaiserl. Niederlanden als Director des Medicinalwesens geschickt wurde, von 12 Aerzten der einzige am Leben, die im Jahr 1784. dem neuen Hospital vorgesetzt wurden, und wahrscheinlich würden auch sie nicht mehr unter den Lebendigen seyn, wenn sie in Wien geblieben wären. 24 Aerzte desselben sind seitdem überhaupt gestorben. Aus dieser auffallenden Aerzte Mortalität mag man schließen, wie nachtheilig es für die Patienten selbst seyn muß, wenn zu viel derselben, in einem Hause gehäuft sind.

b) Unter den wichtigern Operationen ist Steinschnitt eine der häufigsten.

der Stadt als Geburtshelfer um so wichtigere Dienste, je seltener dies Geschäft im vorurtheilvollen Italien in der Aerzte Händen ist, und wird als Lehrer dieser Wissenschaft doppelt wichtig.

Baletta, ein so furchtsamer Mann, daß man ihn nach seinem Aeussern für keinen Italiäner halten würde, hat über ein vitium innatum am Schenkelknochen, und verschiedene merkwürdige Gegenstände sehr schön geschrieben. Er besitzt eine zahlreiche pathologische Knochensammlung, die ich zwar hier nicht ausführlich beschreiben kann, aber ein Stück darf ich nicht übergehen, das dem praktischen Arzte so wichtig ist, und durch meine Anführung vielleicht manchem Leidenden zum Nutzen und Linderung gereichen kann. Ein vornehmes Frauenzimmer litte lange Zeit an einem folternden Schmerze längst dem Schenkel. Niemand glaubte sich in der Erkenntniß der Krankheit zu trügen, wenn er es für das Malum ischiaticum, (Hüftweh) erkannte, und dennoch konnte es keiner heilen. Kein Arzt, kein Mittel blieb unversucht, und doch nahmen der Patientin Marter kein wohlthätigeres Ende, als durch — den Tod. Zum Glück für ähnlich Leidende wurde der Leichnam geöfnet, (die Menschheit und der Nutzen, den Aerzte leisten, würde viel gewinnen, wenn man sie oft zu Leichenöfnungen aufforderte —) und man fand in der Beckenhöhle einen Abszeß, dessen Eiter die Gelenkpfanne durchfressen, und sich so in den Schenkel ergossen hatte. Das Bekken der Verstorbenen ist aufbewahrt, und beweist die Wahrheit dieser Krankengeschichte. Mit inniger Freude — und welcher Menschenfreund wird mit mir nicht gleiche Gefühle haben? — erwähne ich bei dieser Gelegenheit, daß Vorurtheile gegen Leichenöfnungen in Italien, wo nicht völlig ausgerottet, doch außerordentlich gemildert sind. Es bringt dies einer Nation um so mehr Ehre, die in tausend andern Lebensangelegenheiten, den Verstand mit Füßen tritt, und Statt dessen am betrüglichen Gängelbande der Vorurtheile geleitet wird. Ich selbst habe Leichenöfnungen sogar in den Kirchen gemacht, nachdem nur die gewöhnliche Todtenmesse gehalten war, ohne daß dies im mindesten ein Aufsehen erregt hätte. Endlich

Cera. Wenn nicht ein so bekannter, doch sehr guter Wundarzt, der auch die stärkste chirurgische Praxis in der Stadt übt.

Reinlichkeit fehlt in diesem großen Hospitale so sehr, daß der Hottentotte und Kamtschadale in Erstaunen gesetzt werden würde. Selbst der Direktor sprang, wie er mich führte, vor einigen Zimmern zurück, weil ihn der Gestank verscheuchte. Zum großen Theile rührt dies von dem entsetzlichen Umstande her, daß die Abtritte, welche auch in Privathäusern weder reinlich noch verschlossen gehalten werden, soviel mephitische

Dünste

Dünste in die Atmosphäre mischen. Nicht ohne Ursache habe ich die Erwartung vom jetzigen Director, daß er Sorge für die Verbesserung dieses großen Fehlers tragen werde. Das Gebäude ist so groß, daß manche Zimmer leer stehen, und doch sind die Kranken in andern gehäuft, bloß damit die Aerzte mit mehr Bequemlichkeit ihre Besuche machen können. Aus derselben Ursache liegen in einem Kreuzsaale zu ebener Erde 400 kranke Weiber, wovon die nachtheiligen Folgen ohne meine Darstellung in die Augen leuchten. Auch den gerechten Vorwurf mache ich einer Krankenanstalt, bei welcher auf keine Kostenersparung zu sehen nöthig ist, daß kein einziges Zimmer geheizt werden kann. Manche Krankheiten würden ohne Zweifel ihre Endschaft geschwinder erreichen; und bei der starken ungewöhnlichen Kälte im Winter 1789. entstand daraus kein geringer Nachtheil für das Wohl der Leidenden. In einem Zimmer, gleich beim Eingange, hält eine Commission tägliche Sitzungen, die aus einem Arzte (der oft abwechselt) 2 Wundärzten und einem Schreiber besteht: diese untersuchen die ankommenden Kranken oberflächlich, um sie nach der dadurch erhaltenen Kenntniß in die verschiedenen Zimmer zu vertheilen.

Es ist auffallend, und der Bemerkung werth, daß die wichtigsten medicinischen Stellen in mehrern Städten Italiens von Ausländern, vorzüglich Deutschen, bekleidet sind. Der Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand, ist Herr **Thonhäuser** ein Tyroler, der vorzüglichste praktische Arzt in Genua ist Herr **Barh** ein Britte; Hr. **Störk** und **Laguſi**, (sonst Hasenörl) Leibärzte des Großherzogs von Toscana, sind Teutsche; dem Schweizer **Tissot**, und **Frank** dem Deutschen, verdankt die Universität **Pavia** so große Verbesserungen, und der Director dieses Hospitals ist wenigstens in Wien unter Herrn **Quarin**, dem Muster eines guten Spitaldirectors, gebildet. Auch beide Hofapotheker in Mailand und Florenz, sind Deutsche. Aber wie kann auch der Italiäner in seiner jetzigen Stimmung etwas solides leisten? —

La mattina una messeta
Dopp mangiar' una balleta
E la sera una Donnetta.

(Des Morgens zur Messe, wohlgespeist zu Mittage, nachher Musik und des Abends eine Herzensangelegenheit) ist ihr Nationalsprüchwort! Wieviel Zeit läßt zu Dienstespflichten die Befriedigung dieser Wünsche noch übrig? — Auch suchen sie ausser dieser keine Glückseligkeit.

Ein großes Zimmer dieses Krankenhauses ist einer frommen Stiftung, die die santa corona genannt wird, gewidmet. Durch diese Stiftung werden nemlich arme Kranke, die nicht ins Hospital wollen, mit Arzneimitteln und Aerzten unentgeltlich besorgt. 12 Aerzte (nicht gerade die des Hospitals)

tals) sind sämmtlich mit 1000 Wienergulden jährlich besoldet. Da aber der Lohn für jeden einzeln gering ist, und die Geschäfte durch wenigere Aerzte verrichtet werden können, so wird man, um durch vermehrten Gehalt, größern Diensteifer zu erwecken, die Zahl derselben einschränken. Auch trauet man ihrer Diensttreue so wenig, daß Geistliche zu ihrer Oberaufsicht bestellt sind. Dies Mißtrauen, welches jeden Deutschen zum Mißmuthe beugen würde, kümmert den Italiäner nicht, weil sein Wunsch hinreichend befriedigt ist, sobald er das Geld der Stelle einzunehmen hat. 2 dieser Aerzte müssen wechselsweise alle Morgen, jeder eine Stunde in diesem Zimmer zubringen, um Patienten, denen ihre Krankheit erlaubt, umherwandern zu können, Regeln und Heilmittel zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu geben. Die Stiftung ist so reichlich dotirt, daß die Wahl, selbst der kostbarsten Arzneien, keine Einschränkung leidet. Jedes Recept muß mit *Santa corona* und eines Arztes Namen unterschrieben seyn, um dem Kranken unentgeltlich die verschriebene Arznei verabfolgen zu lassen. Oft stellt sich dem Arzte in seinen Bemühungen, bei solchen Anstalten, die Schwierigkeit des Mangels der Lebensmittel entgegen; denn wie unvollkommen würkt die beste Arzenei, wenn der Magen Hunger leidet? — aber auch diese Schwierigkeit ist hier gehoben, weil mehrere Klöster durch besondere Vermächtnisse, die Speisung dieser Kranken übernehmen. Dies Hospital dient auch den Studenten von Pavia zur Zeit der großen Ferien zur Lehranstalt. In diesen 4 Monaten kommen sie häufig hieher, um Krankheiten in der Natur kennen zu lernen, denn in Pavia wird in dieser Zeit nicht allein gar kein litterarisches Geschäft getrieben, ja nicht einmahl die Bibliothek geöfnet, sondern ein Aufenthalt daselbst, ist wegen des der Stadt so nahen Reisbaues, dessen Felder immer mit Wasser überschwemmt seyn müssen, der Gesundheit sehr nachtheilig.

So wichtig und wohlthätig auch diese in der Stadt befindlichen Anstalten, zur Heilung oder Erleichterung der an Gesundheit leidenden Armen sind, so wird doch damit die Sorgfalt der mailändischen Regierung über diesen Gegenstand nicht begränzt, sondern diese erstreckt sich über alle Theile des Reichs, wo sie Hülfsbedürftige Kranke sieht. Zur Zeit meines Aufenthalts daselbst, entstand eine Epidemie in einem Dorfe am Lago di Como, von welcher nach Obliegenheit des Ortsobrigkeit dem Kreisgouverneur Anzeige gemacht wurde. Dieser stattete Bericht davon an das Gouvernement in Mailand ab, welches sogleich einen Arzt dahin schickte, mit dem Versprechen alles zu billigen, was er zur Verhütung der fernern Verbreitung, und Heilung dieses herrschenden Uebels anordnen würde. Seine erste Sorge

erstreckte sich auf Betten (die Armuth der italiänischen Bauern ist so groß, daß sie nie eigene Betten haben,) die aus dem nächsten Hospitale gebracht, und in die Kirche als das größte, folglich schicklichste Gebäude gestellt wurden. Er verschrieb ferner auf öffentliche Kosten jedem einzelnen Patienten die Arzneien, die er aus eigenem Vermögen nicht bezahlen konnte; ja er theilte sogar denen Geld aus, deren Dürftigkeit so groß war, daß sie die nöthigen Nahrungsmittel nicht anzukaufen im Stande waren. Jene Epidemie charakterisirte sich durch den sonderbaren Zufall, daß oben und unten viel Würmer, ohne Mittel dagegen genommen zu haben, abgiengen, und weil sie außerdem fauligter Art war, so wurde auch Essig zum Trinken und Räuchern auf öffentliche Kosten vertheilt.

Die praktischen Aerzte machen ihre gewöhnlichen Krankenbesuche oft Abends nach 11 Uhr, denn sie haben, wie sie sich fest überzeugt halten, nicht früher Zeit, welches aus folgender Eintheilung und Anwendung derselben deutlich zu ersehen ist. So wie der Signor Dottore des Morgens aufsteht, kleidet er sich in Morgenkleider, um desto eher zu seiner Donna zu kommen, und die Pflichten eines treuen Cavaliere servente c) erfüllen möge. Darauf wird gefrühstückt, und leere Gespräche über Buffo und Prima Donna der jetzigen Oper füllen die Zeit aus. Diese schaale Conversation wird durch Hausfreunde, welche nun auch Audienz bekommen, vermehrt, und so naht unter zeittödtenden, gedankenlosen Beschäftigungen der Mittag heran. Sind sie zu Tisch gebeten, und das ist bei unverheiratheten Aerzten stets der Fall, so haben sie schon Mühe, die Zeit zum Haarkräuseln und Kleiden zu gewinnen. Zum frühesten wird um 3 Uhr gespeist, hierauf der Nachmittagsruhe gepflegt, und nachher die Kleider, welche auf dem Corso d) glänzen sollen, angelegt. Ist dies wichtige Geschäft vollbracht, so geht es ins Schauspielhaus, oder in Familiengesellschaft. Woher soll bei so wichtigen Beschäftigungen der mailändische Arzt auch Zeit hernehmen, früher zu deren Hülfe zu eilen, deren fol-

c) So nennt man den Mann, der des Gatten eheliche Rechte theilt. Der Ehemann verläßt sein Weib des Morgens in aller Frühe, theils um ihren Cavaliere servente Platz zu machen, theils seinen eigenen Dienst in dieser Rücksicht zu versehen. Diese Sitte ist so gewöhnlich, daß es dem Eheherrn sogar zur Schande gereicht, wenn der gewöhnliche Cav. serv. seine Ehefrau verlassen hat. Ohne sich dem Gespötte frei zu geben, kann die Frau durch ihren Gatten an keine öffentlichen Oerter geführt werden, ja er darf sich nicht einmahl in Gesellschaft mit ihr abgeben, sondern dies alles gehört für den Cavaliere servente.

d) Ein Nationalvergnügen, von welchem ich den Begrif nachher gebe.

folternde Schmerzen ihnen Ströme von Thränen auspressen, oder die deshalb mit dem Tode jetzt rangen, und einer lieben Familie entrissen werden, weil zu rechter Zeit ihnen keine Hülfe angedieh, und weil sie so unglücklich waren, einem Unmenschen von Arzt in die Hände zu fallen, dem der Harlequin auf dem Theater mehr Vergnügen verschafte, als die Erfüllung der süssesten Menschenpflichten. — — Gemeiniglich machen junge Aerzte ihr Glück durch den Schutz einer angesehenen adelichen Familie, von der sie ins Haus und an den Tisch genommen werden. Dieser zu Gefallen muß mancher den von ihr geschützten Arzt wählen, welchem er sich außerdem nicht anvertrauet hätte. Oft ist er seiner Schutzfamilie in Heilung solcher Uebel, bei denen man gern Verschwiegenheit beobachtet, von Wichtigkeit, oft wird er dem Cavaliere servente in nöthigen Fällen adjungirt.

Im Spitale der barmherzigen Brüder, werden auf eine menschenfreundliche Weise 100 Kranke unentgeltlich verpflegt, welche in einem großen gemeinschaftlichen Saale zu ebener Erde, in Betten mit Gardinen versehen, die in hinlänglicher Entfernung von einander gestellt sind, bequem liegen, daher Kranke aller Art sich gern hieher bringen lassen. Im zweiten Stockwerk ist eine Abtheilung für vornehmere Kranke. Eine Stiftung, welche nach und nach von einzelnen begüterten Familien gemacht, und daher zunächst für deren Kranke, Hausverwalter, Kammerdiener, u. s. w. bestimmt ist. Ist ein Bette nicht besetzt, so werden auch andere Kranke aufgenommen, welche zu ernennen, die Familie das Recht beibehalten hat, von der die Stiftung desselben herrührt. Letztlich ist seitwärts noch eine dritte Abtheilung, worin 14 Betten befindlich sind, die sich die Brüder im Fall des Erkrankens, welches ihrer Dienstgeschäfte halber oft der Fall ist, selbst vorbehalten haben. Die Führung der Rechnungen, Darreichung der Arznei und jede andere Aufwartung und Beschäftigung lassen die Brüder unter sich abwechseln, nur Apotheker und Wundarzt bleiben, weil eigene Kenntnisse dazu erfordert werden, immer dieselben. Die Anstalt hatte zu meiner Zeit zwei Brüder nach Paris geschickt, um Wundarzneikunst zu erlernen. Die medicinische Aufsicht führt ein Arzt aus der Stadt, der seine Besuche ein-, im nöthigen Falle 2 mal des Tages wiederhohlt. In der Apotheke dieser Anstalt, werden nicht nur für dieses Haus die Arzneien bereitet, sondern jeder Einwohner des Orts kann seine Recepte hier verfertigt erhalten. Ja man kömmt vorzugsweise hieher, weil sie im Ansehn steht, unverdorbene und ächte Mittel zu verkaufen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Erratum. In der Rubrik einiger Exemplare vom 11ten Stück des Magazins steht der 11te Februar statt des 6ten Februar.

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Freitag, den 17ten Februar 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

(Fortsetzung.)

Aus spanischen Zeiten hat sich noch eine Einrichtung erhalten, die man das *Collegium medicum nobile* nennt, die aber nunmehr wohl ihr höchstes Alter wird erreicht haben. Adeliche Familien haben einen Fond errichtet, um armen Jünglingen ihres Standes die Medicin erlernen zu lassen. Leider, verließen sich diese gewöhnlich auf ihre Verbindungen, und wurden schlechte Aerzte, weil sie durch jene in Geschäfte kamen, und ihr Doktordiplom der Sauvegardebrief für ihr Morden war. Dies Collegium genoß, solcher Stümpermitglieder ohnerachtet, manche Vorzüge, die es durch des thätigen Franks Vermittelung nunmehro entbehren muß. So wollten Sie z. E. dem medicinischen Landescollegio nicht unterworfen seyn, sondern ein unabhängiges Corps ausmachen, u. m. a.

Am schiffbaren Kanal Naviglio der mit dem adriatischen Meer in Verbindung steht, liegt ausser dem schon erwähnten großen Krankenhause in ziemlicher Entfernung eine zweite sehr wohlthätige Anstalt, welche mit allem Rechte das Ospedale dei Vecchii heißt, weil es ein Zufluchtsort für 500 Personen beiderlei Geschlechts ist, die durch Alter unvermögend sind, ihren Unterhalt zu erwerben. Nach ihren Fähigkeiten werden sie an bestimmte Arbeiten verwiesen, von welchen der dritte Theil des Gewinnstes, obgleich sie jedes Bedürfniß, selbst Kleider unentgeltlich erhalten, dem Arbeiter zu seiner eigenen beliebigen Anwendung gehört. Für diejenigen in dieser Zahl, welche sowohl an acuten Krankheiten leiden, als auch für die Unheilbaren, sind eigene Krankenzimmer eingerichtet, und ein eigener Arzt ist der Anstalt vorgesetzt. Die Stiftung ist alt, aber die Vorschriften für Reinlichkeit und Ordnung, welche streng befolgt werden, verdankt sie dem guten Joseph. Sie speisen mit so viel Reinlichkeit, daß

man kein Bedenken haben könnte, mit ihnen an den Tisch zu gehen, da sogar ein Jeder mittäglich seine Portion Wein bekömmt. Die Luft fand ich gut durch das ganze Haus. Es wird deren Reinigung durch die freie Lage des Gebäudes, das auf der einen Seite durch den Naviglio und auf der andern durch einen schönen großen Garten begränzt wird, ausserordentlich befördert.

Einen Umstand darf ich, indem ich von Mailand rede, nicht unberührt lassen, weil er gerade in dieser Stadt so sehr auffällt, die einen deutschen Landesherrn hat, und Deutschland so nahe liegt, ja deren rauhe italiänische Nationalsitten durch beinahe 4000 deutsche Einwohner so sehr gemildert werden. Kaum sind 3 Jahre verflossen, wie ein Barbar, ein Wundarzt, dem Verlangen der Eltern nachgab, und einen Knaben entmannte. Die Regierung würde ihn zur gerechten Strafe gezogen haben, wenn er nicht geflüchtet wäre, ehe man ihn gefänglich einziehen konnte.

Außer einigen schon genannten gelehrten Aerzten, und andern die ich noch nachher zu nennen Gelegenheit haben werde, will ich hier verschiedene Männer, die ihrer Schriften und Kenntnisse halber vorzügliche Achtung verdienen, anführen. Den ersten Platz unter ihnen nimt der Padre Parini ein. Er ist Lehrer an der Brera (eine Anstalt die ich unten erwehnen werde) ein Originalgenie, dessen geistvolle Physiognomie gleich beim ersten Blicke sehr vortheilhaft für ihn spricht; ein Mann den seine Landsleute als den vorzüglichsten unter den lebenden Dichtern verehren. Mit Meisterzügen hat er die vier Jahrszeiten zu besingen angefangen, bis jetzt jedoch nur den Morgen und Mittag im Druck herausgegeben. Dies veranlaßte mich, ihn zu fragen: ob wir die Fortsetzung seines Gedichts bald erwarten dürften? — „Ich schreibe für die Nachwelt, und brauche mich deshalb nicht zu übereilen; ich bin Dichter und kein Reimer," — antwortete er mir mit italiänischem Stolze. Man hält dem Mann eigene Anerkennung seiner Talente zu Gute, weil er sie besitzt, aber seine Eigenliebe geht oft unerträglich weit. Aufs genaueste erkundigte er sich, ob und mit welchem Beifalle seine Schriften in Deutschland gelesen würden? — Und unverkennbar war seine Freude, von Aerzten des Auslandes besucht zu werden. Er glaubte mir und dem andern Aerzte, der ihn mit mir besuchte, ein schmeichelhaftes Compliment zu machen, indem er uns sagte: daß wir als Deutsche ziemlich anständige Gesichtsbildungen hätten, auch daß der übrige Körperbau nicht so ganz schlecht wäre. Dies, und noch verschiedenes mehr über diesen Punkt sagte er auf eine Art, die bei ihm die Meinung voraus setzte, daß jeder Deutsche eine unmenschliche, ungeheure Gestalt habe. Ich erwiederte ihm daher, daß ich die Ungeschliffenheit meiner Urahnen beklage,

die

die einſt den Römern eine ſolche Furcht eingejagt hätten, welche ſich bis auf ihre Urenkel noch erhalte.

Der Padre Suave iſt ein anderer achtungswürdiger Mann dieſer Stadt, um ſo mehr, weil er zu den wenigen Italiänern gezählt werden muß, die aus litterariſchem Intereſſe deutſch erlernt haben. Er verſteht unſere Sprache ſo vollkommen, daß er die Idyllen von Gesner mit Geſchmack überſetzt hat. Von unſern lebenden Dichtern kannte er Klopſtock, deſſen Namen er nach ſeiner italiäniſchen Mundart Signor Colobiſtobi ausſprach, ſo wie er Gellert, Signor Dſchellerdo nannte a).

Der Padre Pini, ein kenntnißvoller und eifriger Mineralog, hat eine Steinart zuerſt beſchrieben, die er, weil er ſie auf dem St. Gotthard fand, nach deſſen ehemaligen Namen, Adularia nannte. Es iſt ein harter Stein, der am Stahle Feuer giebt, eine ſehr feine Politur annimt, und in das Geſchlecht der Quarze gehört. Dieſer thätige Mann iſt der anſehnlichen Naturalienſammlung des Kloſters, in welchem er lebt, vorgeſetzt, und lehrt Naturgeſchichte aus Amtspflicht öffentlich.

In ſo fern Vergnügungen einen weſentlichen Theil an unſerm Wohlbefinden haben, und daher jedem praktiſchen Arzte die Hauptneigungen ſeines Publikums von Wichtigkeit ſind, darf ich ein allgemeines Nationalvergnügen, dem beſonders dieſe Stadt gehuldigt hat, nicht ganz übergehen. Es wird meine Leſer um ſo mehr unterhalten, weil wir von einem ähnlichen Vergnügen in Deutſchland nichts wiſſen. Jeder nemlich, wer eigene Equipage hält, vorzüglich die Frauenzimmer ſolcher Familien, fahren von ihrem Hauſe bis zu der Straße, welche dieſer Unterhaltung in jeder Stadt beſtimmt iſt, und daher vom Vergnügen ſelbſt *il Corſo* genannt wird. Man wählt hiezu gewöhnlich die längſte, deren Breite auch ſo beträchtlich iſt, daß an beiden Seiten Wagen halten können b). Männer ſitzen bei dieſer Spazierfahrt ſeltener im Wagen, dagegen fliegen dann die Cavalieri ſerventi an den ſtillhaltenden Wagen, um der Dame Eis, Crepino, Limonade, Appelſi-

a) Es iſt der italiäniſchen Mundart eigen, alle Wörter mit einem Selbſtlauter zu endigen, und das G vor einem i und e wie Dſch. zu prononciren.

b) Dieſe Straße zeichnet ſich in Mailand vorzüglich vortheilhaft aus; ſie fängt ſchon außer der Stadt an, und geht in derſelben noch weit fort, außer dem liegen vortreffliche Gebäude an derſelben. Selbſt der einzige öffentliche Garten dieſes Orts, den der Erzherzog aus einem Kapuzinerkloſter mit deſſen Garten hat einrichten laſſen, und in welchem man Erfriſchungen aller Art haben, auch Zimmer miethen kann, um Sommerkuren zu gebrauchen, liegt an derſelben. Die Spaziergänge aber geben noch nicht hinreichenden Schatten.

Digitized by Google

nen, Bisquit, Michini und andere Erfrischungen, aus dem nächsten Kaffehause zu bringen, die am Corso sehr häufig anzutreffen sind, durch Gespräche ihr gegenwärtig angenehm zu werden, und ihre Erwartungen für die Zukunft zu spannen. Männer, die nicht durch Neigungen oder Dienst an einen Wagen gefesselt sind, spazieren diese Straße auf und nieder, entweder mit einem Gesellschafter oder allein; und im letztern Falle setzen sie ihre Unterhaltung einzig darin, daß sie gesehen werden, und ihre Nerven durch die schönen Gesichter im Wagen Spannung erhalten. Dies Vergnügen fängt mit der Ave Maria Zeit – wie man es hier nennt, – das ist, mit der Abenddämmerung an, und dauert bis zum Anfang des Schauspiels, also etwa eine Stunde. Mit vorzüglicher Pracht, und zahlreicher, wird der Corso zur Carnevalszeit gehalten, da denn sogar diejenigen, welchen eigene Equipage fehlt, Miethwagen und Extrapost nehmen, um hier eine Stunde zu halten. Ja man fährt zu diesem Zwecke, alsdann aus den Landstädten zur Hauptstadt, die dann mit der Zahl der 800 eigenen Equipagen des Ortes selbst, eine beträchtliche Reihe ausmachen.

Ich wende mich von diesem sonderbaren Volksvergnügen zum Pestspitale, das im 15 Jahrhundert erbauet ist. Es ist zwar kaum nöthig, seine Existenz anzuführen, weil man es gegenwärtig zu einem Pferdestalle gebraucht. Jedem wird wohl, und der Stolz des Arztes rege, wenn er Spitäler für Pest und Aussatz leer sieht, die jetzt nur von der Noth der Vorfahren zeugen. Es liegt sehr nahe vor dem Thore, und entspricht schon in dieser Rücksicht seinem Zwecke nicht völlig; zum Glücke wird wahrscheinlich in unsern Zeiten kein solches Haus mehr nöthig seyn. Eben so sehr ist darin gefehlt, daß alle 296 Zimmer zu ebener Erde sind. Das Gebäude hat nur das Erdgeschoß, welches in einem großen Viereck erbauet, und nach der innern Seite mit Colonaden umgeben ist. In der Mitte des eingeschlossenen Platzes ist eine Kapelle errichtet, damit die Kranken sämmtlich der Messe beiwohnen können.

So angenehm Leihhäuser den Bedrängten sind, so hart scheint es mir zu seyn, solchen Nothleidenden, die gedrungen sind, für baares Geld oft ihre liebsten und nothwendigsten Sachen zu verpfänden, von dem Gelde Zinsen abzuziehen, welches zu den dringendsten Bedürfnissen verwandt werden muß. Deshalb verdient eine hiesige Einrichtung mit vorzüglichem Lob begleitet zu werden, die ohne Zinsen, Geld auf Pfänder leiht. Man nennt sie *Monte della Pieta*. Auch dem äussern nach, ist es ein schönes Gebäude.

La casa di correzione, (Zuchthaus) gehört um so mehr zu meinem Plane, weil hier Verbrecher gestraft, und gütig zu gleicher Zeit behandelt werden. Wenige dieser Gefangenen tru-

gen

gen von einem Beine zum andern eine Kette, viele nichts als einen breiten eiſernen Ring an einem Beine, und manche hatten gar kein Abzeichen. Der gröſte Theil dieſer Sündiger ſpinnt und kämmt Schaaf- und Baumwolle. Bei dieſer Arbeit iſt freilich nie der üble, und für die Geſundheit nachtheilige Geruch zu vermeiden. Viele arbeiten in ihren eigenthümlichen Profeſſionen, als Schreiner, Schuſter, u. ſ. w. und nur in den Zimmern, worin viele ſich zu gleicher Zeit aufhalten, iſt ein Zuchtknecht gegenwärtig. Das Haus hat eine ſchöne Lage auſſer der Stadt am ehemaligen Walle, auf einer kleinen Anhöhe. Ein auffallendes Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern war bemerkbar, denn es waren 200 Männer und nur ein Weib hier eingeſperrt.

Die Kapelle des heil. Chriſtoph verdient hier einen Platz, weil durch eine ſehr wohlthätige Stiftung, Krüppel aller Art, Blinde, Stumme, Buckeligte, Taube, Hinkende, Auſſätzige, Rhachitiſche, u. m. a. Allmoſen darin empfangen, und dann in Proceſſion durch die Stadt ziehen. Unpaſſend und unſchicklich nennt man dieſe Verſammlung, die Geſellſchaft des Heilandes.

Das Barnabiterkloſter zu ſehen, darf Niemand verſäumen, der Liebhaber von natürlichen Seltenheiten iſt, die er hier zahlreich und wohlgeordnet findet.

Brera c) heißt ein im prächtig griechiſchen Geſchmack erbauetes Inſtitut, worin Hiſtorie, Philoſophie, Mathematik, Aſtronomie, Phyſik und verſchiedene ſchöne Künſte, unentgeltlich gelehrt werden. Vor Zeiten war das Gebäude ein Jeſuiterkloſter, daher iſt es das beſte in der Stadt, wie man dies gewöhnlich bemerkt. Aus eben der Urſache ſind noch mehrere Exjeſuiten an der Anſtalt Lehrer, welche vorzugsweiſe in dem Gebäude wohnen. Eine Hauptzierde iſt eine ausgeſuchte, zahlreiche und im nördlichen Italien die vollſtändigſte Bibliothek, welche 70,000 Bände, und unter dieſen für den Arzt dadurch groſe Schätze erhalten, daß Kaiſer Joſeph die angekaufte Halleriſche Bibliothek hieher geſchenkt hat. Die Sternwarte iſt in ihrer Art eben ſo vollſtändig, das heißt, das Gebäude hat ſowohl die nöthigen Vollkommenheiten in Rückſicht der Lage, der Höhe, der Feſtigkeit, der Größe, ſelbſt des flachen Daches, worauf man gehen und Inſtrumente ſtellen kann, als auch der aſtronomiſche Apparat ſowohl gearbeitet und ſo zahlreich, daß jede aſtronomiſche Abſicht damit erreicht werden kann. Ein Mauerquadrant von Cant-

c) In ältern Zeiten hieß dieſe Anſtalt Braida, welches man von dem lateiniſchen Worte Praedium herleiten will.

Caniveti, zeichnet sich am vorzüglichsten aus. Die astronomischen und meteorologischen Bemerkungen auf dieser Warte, werden unter dem Titel: Ephemeriden gedruckt.

Der botanische Garten liegt hinter der Sternwarte und gehört sowohl in Rücksicht seines Reichthums als seiner Ordnung, an aus- und einländischen Pflanzen, in die erste Classe derer, welche ich in Italien gesehen habe. Der sehr alte Professor Videmann, ein Exjesuit, ist der dabei angestellte Lehrer. Er ist kein blinder Anhänger des Linné, sondern ein Selbstdenker, welches er durch seine Ausgabe des Linné bewiesen, in welcher man manche Zurechtweisungen und wichtige Zusätze findet, auch sind manche Pflanzen von ihm mit mehrerm Rechte in andere Classen und Ordnungen verwiesen. Die übrigen Einrichtungen dieser Lehranstalt, welche manche junge Leute im Gebäude selbst, außer unentgeltlichem Unterricht, auch frei unterhält, gehören nicht hieher.

In Rücksicht der vielen, großen öffentlichen Bibliotheken wird dieser Stadt nicht so leicht eine andere gleichgesetzt werden können, zumal da hier eine so nützliche Einrichtung getroffen ist, daß sich in den Stunden eine andere öfnet, wenn diese geschlossen ist. Ja dieselbe Einrichtung erstreckt sich auch auf die Jahrszeiten, so, daß wenn bei der einen Ferien gehalten werden, die übrigen offen stehen. Eine der beträchtlichsten, außer der vorhin genannten, ist die Ambrosianische, vom heiligen Carl Borromaeus 1609. gestiftet. Außer einem Manuscriptenschatz, und Produkten der ersten Buchdruckerkunst, zählt man hier 50,000 Bände. Die Zahl der erstern beläuft sich auf 15,000, die vorzüglich durch die Religionslehrer, welche der Erzbischof Carl nach Asien schickte, mitgebracht sind. Man sieht unter diesen eine schöne Handschrift des Virgils auf ägyptischem Papier, bei welcher Petrarca critische Bemerkungen gemacht, und verschiedene Gedichte an seine Laura geschrieben hat. Außer der Schulferienzeit ist diese Bibliothek, den Sonntag ausgenommen, täglich 4 Stunden zu jedermanns Gebrauche geöfnet. Neben diesem Büchersaale ist ein anderer, der einen großen Mischmasch von Dingen enthält; viel Mineralien, Statüen, theil Originale, theils Kopieen, viel antique Büsten, u. s. f. Auch ein menschliches Skelet, bei dessen Erwähnung sich mehrere Reisebeschreiber nachbeten: daß es ein sehr schönes Frauenzimmer gewesen. Der Anatom aber findet bei einiger Aufmerksamkeit bald, daß es ein männliches Skelet ist. Außer diesen sieht man noch einen dritten Saal, den Gemälde aus verschiedenen Schulen, und vorzüglich Handzeichnungen des berühmten Leonardo da Vinci, die in einem verschlossenen Kasten aufbewahrt werden, zieren. Volkmann legt

mit

mit Unrecht diesem Institut einen botanischen Garten bei.

Die Bibliothek des Klosters St. Ambrogio, das von seinem Erbauer, dem Erzbischof Ambrosius von Mailand, den Namen führt, ist zahlreich an Büchern und Manuscripten, und in der Zeit, wenn die vorerwähnte geschlossen ist, täglich für Jedermann geöfnet.

Der allgemeine Kirchhof, il Fopone genannt, ist nach Erforderniß der Gesundheit der Einwohner, weit genug ausserhalb der Stadt angelegt. Seine Form ist ein regelmäßiges Achteck, welches mit Gebäuden und schönen Colonaden eingefaßt, und in dessen Mitte eine Kapelle erbauet ist, welches alles seine Existenz dem Baumeister Croci verdankt. Er wird für den schönsten Kirchhof in Europa gehalten, und sieht in der Ferne mehr einer kleinen Kolonie, als einem Gottesacker ähnlich; daher muß er jedem Reisenden auffallen, und ist gewiß vor mir schon oft beschrieben worden, deshalb es genug seyn mag, seine Lage bemerkt zu haben.

Das bekannte Echo im Palazzo Simonetti, 3 italiänische Meilen von der Stadt entlegen, führe ich als eine physikalische Merkwürdigkeit hier an, weil es jeden Laut 40 mal wiederholt. Alle sind vernehmlich, nur etwa die letzten ausgenommen, weil sie zu geschwind auf einander folgen. Wenn nur wenig Menschen zu gleicher Zeit schreien, so wird der Wiederhall so tönend, als schrie eine Legion. Merkwürdig ist der Umstand, daß dies Echo zufällig entstanden, und seine Natur, weil man keine Untersuchungen darüber angestellt hat, bis jetzt unerforscht geblieben ist. Folgendes ist ohngefähr das Lokale. Ein großes, 2 Stockwerk hohes, steinernes Hauptgebäude, hat 2 Flügel in rechtem Winkel. Auf der Gallerie am zweien Stock des rechten Flügels muß man seine Stellung nehmen, das Gesicht nach dem andern Flügel richten, und reden, um an den Unterhaltungen mit der Nymphe sein Späschen zu haben. Wenn man unter denselben Umständen auf der gegenüberliegenden Gallerie redet, so bemerkt man kein Echo.

Obgleich architektonische Schönheiten der Kirchen, nicht vor das Forum des Arztes und auch nicht zu den Nachrichten gehören, welche ich hier zu liefern versprochen habe, so erwartete ich doch etwas zu interessiren, wenn ich einige derselben, zumal in noch anderer Rücksicht aufstelle, und nur erst noch anführe, daß der Pallast des Fürsten Belgiojoso der prächtigste unter den hiesigen Privatgebäuden, und darum sowohl, als wegen der darin befindlichen Bildergallerie sehenswerth ist. Der Dom an welchem der Erzbischof als erster Priester dienet, und zu welchem er durch einen unterirdischen Gang aus seinem Pallaste bequem hingeht, ist eine der prachtvollesten Kirchen der Welt. Ihr Bau wurde durch einen deutschen Baumeister Heinrich Gamodia im

Jahr

Jahr 1388. angefangen, und ist, obgleich jährlich damit fortgefahren wird, noch nicht vollendet. Man denke sich ein Gebäude im gothischen Geschmakke, mit welchem der nachfolgende Baumeister Pellegrini, griechische Parthien als Portale, Fenster, ꝛc. sehr angenehm zu verbinden gewußt hat, 249½ Ellen lang und 148½ Elle breit, ganz aus carrarischem Marmor aufgeführt, und daher wie ein würklicher Marmorfelsen anzusehen. 6000 marmorne Statüen sind an der Außenseite ohne Ueberladung bereits angebracht, ohne die große Menge welche noch nachfolgen werden. Man hat bei der Musterung dieser Schönheiten Ursache zu bedauern, daß die obern dem forschenden Auge ganz entzogen sind, und nur für die Vögel dahin gestellt zu seyn scheinen. Sogar alle innerlich und äusserlich angebrachte Treppen, und die Dächer, auf welchen man bequem spazieren gehen kann, sind von Marmor gebauet; auch eine stark vergoldete 9 Fuß hohe Madonna, ziert die Spitze des Thurms. In der Kirche hinter dem hohen Altare steht eine Statüe, die kein Reisender ihres starken Ausdrucks und ihrer anatomischen Richtigkeiten wegen, zu sehen vergessen sollte. Es ist der heilige Bartholomäus, dem die Haut lebendig abgezogen worden ist. Der Schatz dieser Kirche ist nach dem in Loretto, der reichste in der katholischen Christenheit, und gegen ein Trinkgeld an einen Priester sieht ihn jeder ohne Schwierigkeit. Die beiden Kanzeln der Kirche und das Tabernakel, sind von geschlagenem Silber, letzteres ist vergoldet, und überaus geschmackvoll gearbeitet. Sehenswerth ist ein Taufstein aus einem Stück Granit verfertigt. Nach den Vorschriften der ambrosianischen Kirche, wird der zu taufende Mensch völlig unter Wasser getaucht, aber dieser Stein ist noch größer, als das Bedürfniß erfordert. 2 Säulen dieses prächtigen Gebäudes (ich glaube) von Dorischer Ordnung, sind ihrer Höhe halber merkwürdig. 60 Fuß lang sind sie aus einem Stück Granit gehauen, und dem Portal zur Zierde gegeben. Nahe hiebei ist eine Mittagslinie gezogen. Gegen alle diese Pracht ist der innere Gehalt sehr abstechend, denn der größte Theil der Menschen kömmt zum Allmosenbetteln, und nicht um Gott anzubeten, hieher, oder der Kürze wegen, geschieht doch beides in derselben Zeit.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Montag, den 20ten Februar 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

(Fortsetzung.)

Die Lorenzkirche in Mailand ist in Rücksicht architektonischer Schönheiten die merkwürdigste dieses Orts, in runder Form mit einer majestätisch hohen Kuppel gebauet; nur Schade, daß sie nicht frei genug liezt. Ich führe sie indessen mehr aus folgender Ursach an. Im Vorhofe derselben sind 16 korinthische Säulen zu sehen, die noch unbezweifelte Ueberbleibsel eines Herkulestempels sind. An einer dieser Säulen lieset man eine Inschrift deutlich, die sich anfängt:

Imp. Cæsari Lucio Aurelio vero –

In der Kirche St. Eustorgio ist die Grabstätte der heil. drei Könige zu sehen, welche nachher im Dom zu Cölln beigesetzt sind.

Einer andern Antiquität halber ist eine Kirche merkwürdig, die man il Circo nennt, und die jetzt der heiligen Maria Magdalena geweiht ist. Auf diesem Platze nemlich hatten die Römer ihren Cirkus, von welchem das Andenken durch deren Namen noch aufbewahrt wird.

Die Kirchen St. Calimero und St. Giovanni a quattro faccie, bemerke ich, weil auf der Stelle der erstern ein Tempel des Apolls stand, und auf der Stelle der letzten ein dem Janus geweiheter, wie man aus dem jetzigen Namen noch abnimt. Mir scheint es zum Nachdenken ein reichhaltiger Stof zu seyn, daß von derselben Nation, und an denselben Stellen zwei dem Namen nach so ganz verschiedene Götter verehrt werden. Dieselbe Absicht bei beiden, und doch sprechen vorurtheilvolle Söhne würdigen Vätern die Seligkeit ab, weil sie — nicht einen andern Gott, sondern einen andern Namen dafür hatten. War Marc Aurel oder Fabri der Canonisirung des Pabstes würdiger? Oder verringert es die Verdienste des erstern, daß er nie Messe gehört hat? — Di se Materie ist interessant, und weitläuftig, gehört

hört aber nicht für mich. Ich bemerke Statt dessen, daß in die Stelle edeler Großmuth und anderer hoher und würdiger Gefühle, der heidnischen Römer, Hinterlist der christlichen Italiäner getreten ist.

Auch im Mailändischen, wiewohl ungleich seltener als in Italiens übrigen Provinzen, fallen vorsetzliche Mordthaten vor. Am 20ten April 1788. wurde am öffentlichen Tage der Graf Crema von einem Goldschmidt aus Jalousie erschossen, und in der Stadt selbst wurde außer andern im Jahr 1789. ein Jäger von einem geweiheten Priester bei hellem Sonnenschein, durch eine Kugel erlegt. Die Veranlassung war diese: des Geistlichen Haushälterin, war seit kurzem die Braut dieses Jägers. Der Bräutigam wollte aus wohlgegründeten Ursachen das Mädchen nicht länger im Dienste des Geistlichen lassen. Hierüber entrüstet, wählte letzterer, der Sache ein Ende zu machen, den kürzern Weg, dem Gewissen eines Italiäners ohnbeschadet, und erschoß seinen Gegner auf der Straße, aus dem Fenster seiner Wohnung. In der kleinen Republik Lucca, die wenig über 100,000 Einwohner zählt, kommen jährlich 60 Menschen durch Messerstiche um. In dem einzigen Rom, wo wirklich die Polizei einige Aufsicht über diesen Punkt übt, sind vor einiger Zeit, innerhalb 9 Monaten, 40 gemordet. Im Neapolitanischen endigen jährlich 500 Menschen durch Meuchelmord ihr Leben; und der König von Sardinien verliert jährlich durch Dolchstiche 600 Unterthanen, in seinem kleinen Königreiche. Dies ist des Königs eigene Angabe, welche er dem Gouvernialrath Frank, noch mit dem Zusatze machte: „es thäte ihm weh, daß er es aber nicht zu verhüten wisse, weil selbst seine Geistlichen so häufig mordeten." So handelt eine Sekte, die alle übrigen für Contrebande im Himmel ansieht, nach der Regel: Nulla salus extra ecclesiam!

Gerade gegen der Lorenzkirche über ist die berüchtigte Schandsäule. Ein schauderhaftes Denkmahl, welches den Namen, der Säule, jetzt nicht verdient, weil dies Andenken nur durch eine Inschrift in einem Quadratstein aufbewahrt wird, der in die Wand des Nachbarhauses eingemauert ist. Nach einem gefaßten Entschlusse soll der Platz, wo des Bösewichts Haus einst niedergerissen wurde, nie wieder bebauet werden. Jacob Mora ist der Name dieses Teufels, dessen Andenken durch diese Inschrift erhalten wird, weil er sich im Jahr 1636. während einer Pestepidemie, einer Vergiftung schuldig machte.

Nächtliche Stadterleuchtung, welche so vielen italiänischen Städten abgeht, ist hier durch Laternen mit Blendlampen, welche mitten über der Straße an einer Linie hangen, auf eine sehr vortheilhafte Art bewirkt.

Wie

Wie ich die Münze besah, fiel es mir auf, daß man hier die Scudi *) mit dem Bildnisse der Maria Theresia prägte. Ich forschte nach der Ursache, und erfuhr daß Genueser Kaufleute folgende sonderbare Spekulation machen. Sie kaufen nemlich rohes Silber von Spanien, bezahlen dem Kaiser die Erlaubniß, dies auf seiner Münze mit dem Bildnisse der Maria Theresia (denn nur dies Gepräge hat bei den Türken Credit) schlagen zu dürfen, und verkaufen dann diese geprägte Silbermünze den Türken für ihre Dukaten und Naturalien.

Fabriken sind eine große Seltenheit in Italien, und deshalb darf ich die hiesige Porcellainfabrik nicht ganz übergehen. Beides, Porcellain und Mahlerei sind grob, und die Formen der Gefäße, geschmacklos, so, daß noch vieljährige Bemühung dazu gehört, ehe sie unsern bessern deutschen gleich kommen wird. Demohngeachtet ist es angenehm, in dem österreichischen Italien dergleichen anzutreffen, weil man in den übrigen Provinzen keine Spur davon weiß. Es herrscht hier zu Lande in solchen Gefäßen gar kein Luxus, sondern jeder kauft nur so viel, als er unumgänglich zu seinem Gebrauche nöthig hat, und verlangt weiter keine Eigenschaften, als daß die Tasse nur Caffee oder Chokolade fassen kann. Dies hindert aber den Kunstfleiß einer Fabrik außerordentlich. Der Italiäner liebt das Kostbare nicht, weil mehr Anstrengung dazu gehört, um so viel Geld zu verdienen, daß man das Kostbare bezahlen kann, und hindert daher den Arbeiter seine Kunst auszubilden.

Hier sowohl als in ganz Italien giebt es sehr schlechtes Brod, wovon der Einfluß auf die Gesundheit ungleich nachtheiliger seyn müßte, wenn es eine so gemeine Speise wie bei uns wäre. Zum Glück für die Einwohner sind Reis und andere wohlfeile Speisen, dafür ein Hauptersatz (Nach unserm Gelde kostet ein Pfund Reis nur 5 Pfennige) Das hiesige Brod ist nicht locker, sondern ein fester Körper, entweder allein vom türkischen Korn (Zea mays L.) gebacken, oder wenn es auch mit Weizen und Rockenmehl versetzt ist, oder die letztern beiden Ingredienzien allein genommen sind, so fehlt ihm doch alles, oder wenigstens das gehörige Maaß Salz. Dies wichtige Gewürz zur Erhaltung der Gesundheit, ist hier sehr theuer, weil die größte Menge von Deutschland und Frankreich herbei geholt werden muß, und die italiänischen Landesherrn einen hohen Impost darauf gesetzt haben. Das Brod, welches einem deutschen Gaume einigermaßen

*) Ein Scudo beträgt nach jetzigem Course 1 Rthlr. 20 mgl. 6½ Pf. unsers Geldes.

maßen erträglich ist, nennt man hier Pane francese, (französisches Brod) Die Herzogin von Parma an deutsches Brod und Bier gewöhnt, hat daher einen Bäcker und Bierbrauer aus ihrem Vaterlande kommen lassen. Hier findet man deshalb das beste Brod, und vielleicht ist es die einzige italiänische Stadt, in der Bier gebrauet wird.

Obgleich der Kaiser die italiänische Zählung der Tagesstunden (bis 24) abgeschaft hat, so hat man doch noch nicht aufgehört, darnach zu rechnen. Oder, wenn man die Tagesstunde nach unserer Weise angiebt, so setzt man hinzu, nach französischer Uhr, weil man es als die ungewöhnlichere Art ansieht.

Von der kleinen Stadt

Monza,

die in einer so vorzüglich fruchtbaren und lachenden Gegend liegt, daß in guten Jahren das Gras der Wiesen fünfmal geschnitten wird, und wo man jetzt auch anfängt, etwas Gemüse zu bauen; ja hiebei die Cultur so weit treibt, die Vicebohnen neben eine türkische Waizenstaude zu pflanzen, damit letztere den erstern zur Stütze dienen, habe ich weiter nichts anzumerken, als daß ihrer geringen Entfernung von Mailand ohnerachtet, die etwa 1½ geographische Meilen beträgt, doch ein ansehnliches öffentliches Krankenhaus unterhalten wird. In der ganzen österreichischen Lombardie, welche nur 192 Quadratmeilen Fläche enthält, zählt man überhaupt 45 Hospitäler. Der Erzherzog Ferdinand hat hier einen Sommerpallast erbauen, und daneben einen schönen Garten im englischen Geschmacke anlegen lassen.

Endlich nur einige Worte über

Mantua,

da verschiedene medicinische Lehrstühle und die beste Hebammenschule dieses Landes schon seit längerer Zeit angelegt sind. Kaiser Joseph besuchte bei der zweiten Reise nach Italien das hiesige Hospital, und fand eine Wand, welche er bei seiner ersten Anwesenheit zu errichten befohlen hatte, noch ganz frisch, weil man sie dann erst in aller Geschwindigkeit verfertigt hatte, als dessen zweite Anherokunft bekannt wurde. Sein Forscherblick bemerkte dies bald, jedoch war seine Zurechtweisung so gütig, daß er, wie er sie mit dem Finger berührte, und einen merkbaren Eindruck in dieselbe machte, weiter nichts sagte, als: „ich finde die Wand für einen Krankensaal etwas zu feucht!" Er blätterte darauf im Receptenbuche, und fand eine Drachme Mohnsaft pro dosi verschrieben, stutzte, ließ den Arzt auf der Stelle kommen, und erkundigte sich, wie das zugehe? — Letzterer entschuldigte sich, daß es ein Schreibfehler sey. Joseph aber rechnete ihm diesen so hoch an, daß er auf 2 Jahr seines Dienstes entsetzt wurde, damit er Muße haben mögte, der Arzneimittel Dosen zu studiren.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Fort-

Fortsetzung des im 25sten Stücks des hannoverischen Magazins vom Jahr 1787 von mir mitgetheileten Versuches, die Kartoffeln aus ihren Saamen zu erzeugen, und sie hoffentlich dadurch zu ihrer ursprünglichen Güte wieder zu bringen. *)

Der verwichene trockene Sommer, hat gar keinen Kartoffelnsaamen zum Vorschein kommen lassen, und ich bedaure, daß ich eine vortrefliche Sorte süßer Pflanzkartoffeln aus Holland, welche die hiesige landwirthschaftliche Societät unentgeltlich mitzutheilen die Güte hatte, nicht dazu benutzen können.

Der Hochgräfl Reußische Hofgärtner, Herr F. zu Schlaitz im Voigtlande, welcher obbemeldeten Versuch gelesen, und die abnehmende Ergiebigkeit und Güte dieser Frucht in der dasigen Gegend, wie andere beklagte, bat sich von mir ein wenig Kartoffelnsaamen aus, um die daraus zu erwartenden neuen Pflänzlinge auf den Herrschaftlichen Kammergütern auszutheilen, und erhielt verwichenes Frühjahr in einem Briefe, etwa ein halbes Loth Saamen.

Die Sorgfalt dieses Mannes, aus so äusserst wenigem Saamen drei Dreßdener Scheffel Kartoffeln, in dem trockenen Sommer, und in einer etwas rauhen Gegend, zu erhalten, verdienet hier mit seinen eigenen Worten angeführet zu werden, und bestätiget den großen Vorzug der Zucker- oder gelben Eierkartoffeln.

„Schlaiz, den 8ten Nov. 1791.

„Ihren Brief vom 16ten Jan. nebst Kartoffelnsaamen, habe ich richtig erhalten. Da Sie aber so gütig waren und meinen ergebensten Dank nicht eher verlangten, als bis ich zugleich von dem Erfolge der Ernte Nachricht geben könnte, so habe ich es gethan; also meinen ergebensten Dank zuvor, und nun zur Sache. Ohngeachtet der fatalen Witterung für die Kartoffel, fiel die Ernte über alle Erwartung aus. Da v. Frühj. die Monate Merz und April so ungewöhnlich schön waren, so säete ich noch im Merz das bischen Saamen Nro. I. an einen beschützten Ort, daß ich ihn auch im Fall, wenn wieder Kälte einfallen sollte, dafür verwahren konnte. Er gieng herrlich

*) Ich bin vor 44 Jahren der erste mit gewesen, der sich bemühete, die nützlichste der Erdfrüchte, die Kartoffel, einzuführen, und wollte der Ausartung derselben nun noch gern vorbeugen helfen. Die Bahn ist gebrochen, wenn wir aus England und Holland zuweilen Saamen von den besten Sorten kommen lassen wollen. Diese Brodfrucht hat dennoch viele Feinde, worunter mancher bei entstehender Theurung sie verwünschet, um seinen Geldsack zu füllen, ich bitte darüber gefälligst im 25ten St. des hannoverischen Magazins von 1787. nachzusehen. W.

lich auf, und wuchs zum Vergnügen. Gegen Ende Aprils ließ ich ein Stück Gartenland zu bereiten, pflanzte die jungen Pflänzlinge in Reihen zu ¾ Ellen weit aus. Es wurden acht Gartenbeete voll, jedes 4 Fuß breit, 30 Fuß lang. Bei noch anhaltender guten Witterung fingen sie an, nach Wunsch zu wachsen. Den 7ten Mai erfolgten zwei Fröste auf einander, und die Pflanzen erfroren, ohngeachtet ich sie bedecket hatte; doch verlohr ich die Hoffnung nicht, daß sie wiederkommen würden, welches auch bei guter Witterung geschah. Sie wuchsen nach Wunsch. Nun folgte große Dürre, welche sie zurück hielt. Im Julius folgte etliche Tage warmer Regen, wo das Wachsthum schneller wurde. Gegen Ende Augusts fingen sie an zu blühen; ich bemerkte viererlei Blüten, und freuete mich schon auf neuen Saamen. In der Mitte des Septembers vernichteten etliche Fröste, die auch Gurcken und Bohnen verderbten, meine ganze Hofnung auf Saamen. Es erfolgte wieder warmes Wetter, und sie erholten sich abermals, die Blüten waren aber weg. Von Michaelis an, waren 8 Tage sehr starke Fröste, die das Kraut gar verderbten. Nun schritte ich in der Mitte Octobers zur Ernte, erhielt nach Anmerkungen der Blüten, vier Sorten. Die ersten und meisten sind eine gelbweiße Art, welche ich schon 1773. von einem Freund, unter dem Namen englischer Eierkartoffeln erhalten, sie trägt sehr reichlich, aber nicht groß, sind aber von delikatem Geschmack; ich habe an einem Stock 233 Stück gezählet, von Haselnußgröße und darüber, und noch viele wie Erbsen, waren daran.

In der damaligen Theurung, da die Pflanzkartoffeln rar waren, hat diese Sorte mir viele Dienste gethan, da ich mit wenig Ausgelegten, in kurzem große Stücke bepflanzt, denn sie gehen mit vielen Keimen auf, die abgebrochen und fortgepflanzt, trugen eben so reichlich, welches von dieser Art ein besonderer Vortheil ist, wenn die Pflanzkartoffeln rar sind. Die 2te Sorte war auch weiß, aber in Kraut und Wuchs viel größer und reichlicher am Ertrage. Die 3te war ganz roth und rund, auch inwendig rothflammigt, davon waren wenige. Die 4te Sorte war die größte, knotigt, als wenn 5 und 6 Stück zusammen gewachsen wären; weis, so groß als die größte Mannsfaust. Ich habe jede Sorte besonders aufgehoben, um sie künftiges Jahr, jede allein auszulegen. Der ganze Betrag der Ernte von diesem Saamen, ist zwei und ein viertel Scheffel Dreßdener Maaße.

Wäre die Witterung günstiger gewesen, so glaube ich gewiß, daß ich mehr als noch einmal so viel, erhalten haben würde, es war aber in hiesiger Gegend durchgängig, daß nicht die Hälfte Kartoffeln, gegen andere Jahre erbaut worden, auch überall kein Korn Saamen davon zu erhalten gewesen.

Das

Das andere bischen Saamen Nro. II., welchen Sie von den von hieraus überſandten wenigen Körnern, im Herbſt 1790. aus zwo Saamenkapſeln ausgemacht, und mit beigefügt, hatte ich ebenfalls dünne ausgeſäet, von dieſem habe ich einen großen Gartenkorb voll, der beinahe einen Dresdner Scheffel beträgt, erhalten, ſie waren alle roth, aber viel größer als die, von welchen ſie abſtammen: es iſt alſo unſtreitig gewiß, daß Saame, der in einem andern Klima erzogen worden, allezeit beſſer ausfalle; dieſes habe ich bei Gartengewächſen überhaupt, aus vielfältiger Erfahrung.

Künftiges Jahr werde ich nun näher beſtimmen können, welche Sorte den reichlichſten Ertrag giebt, und auch alsdenn mit Ihrer gütigen Erlaubniß, meine Bemerkungen mittheilen.

Mit aller Hochachtung, ꝛc.

G. E. F.

Ich wiederhole nichts, was ich über dieſen Gegenſtand im 25ten Stück des hannoveriſchen Magazins vom Jahr 1787. geſagt habe, und verweiſe den geneigten Leſer darauf zurück, wie auch auf das landwirthſchaftliche Magazin des Herrn Conſiſtorialraths Mund in Goslar, 2tes Quartalſtück 1788.

Horſa. Werner.

Nachtrag zu den in dem 3ten und 4ten Stück des diesjährigen neuen hannoveriſchen Magazins enthaltenen Bemerkungen, über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiſer und Ableger ꝛc.

Da der Herr Verfaſſer dieſes, für Gartenfreunde intereſſanten Aufſatzes, die Liebhaber der Baumzucht auffordert, ihre mit andern Gattungen der Obſtbäume gemachten Erfahrungen dieſer Vermehrungsart, bekannt zu machen; ſo finde ich mich dadurch veranlaſſet, den Wunſch deſſelben, durch Mittheilung des Reſultats, einiger darüber mit Kirſchbäumen angeſtellten Verſuche, zu erfüllen.

Ich beſitze eine Art der Kirſchen, welche unter dem Namen der Hecken- oder Oſtheimer Heckenkirſche zwar einigen Oekonomen, jedoch ihres Nuzzens wegen, noch nicht allgemein genug, bekannt iſt.

Mit dieſer Kirſche machte ich die erſten Verſuche, der durch Steckreiſer zu bewirkenden Fortpflanzung, und war ſo glücklich, von den jüngeren, jedoch zur gehörigen Reife des Holzes gelangten, gleich nach Eintrit

des

des Safts, bei offener Erde eingesteckten Reisern, den größten Theil sich bewurzeln zu sehen. Die stärkeren und später gegen die Zeit des Ausbruchs des Laubes gesteckten Schnittlinge aber, hatten dasselbe Schicksal, dessen Gang auf der 36ten Seite jenes Aufsatzes, so natürlich geschildert wird, und erstarben früher oder später, im ersten Sommer.

Ich schritt daher zu einer Vermehrung, deren Ausgang mir gewisser schien, nemlich durch Ableger, welche nachdem es die Witterung gestattete, im Januar oder Februar, gleich den Nelkenablegern, in die Erde gesenkt, mit dem Haken geheftet, und mit Erde überhäufet wurden, von denen ich dann das Vergnügen genoß, bereits in dem folgenden Herbst, selbige als junge, mit hinreichenden Wurzeln versehene Pflänzlinge, von dem Mutterstamme abzunehmen, und sie gehöriger Orten versetzen zu können.

Ob nun diese Vermehrungsart, bei jeder Gattung der Kirschen anwendbar sey? will ich durchaus nicht schließen, da ich mich nur auf dasjenige beschränke, was ich durch Erfahrung bestätigt gefunden, und die benannte Kirschengattung, wenn der junge Stamm fast ganz von Wurzeln entblößt ist, dennoch sich aufs neue, gar leicht bewurzelt und anschlägt.

Es sey mir nur noch erlaubt, von dieser **Ostheimer Heckenkirsche** etwas hinzu zu fügen.

Dieser Baum verdient nicht nur wegen seines leichten Fortkommens, sondern auch in Ansehung seines schnellen Wachsthums, wegen seiner vielen schmackhaften Früchte, und deswegen vorzügliche Empfehlung, weil er auch an der Nordseite, fast gänzlich ohne von der Sonne beschienen zu werden, reife wohlschmeckende Früchte trägt, auf keine gekünstelte Behandlung Anspruch machet, sondern den Schnitt mit der gewöhnlichen Heckenscheere ertragen kann. Die Frucht scheinet eine Art der späten, großen, schwarzen, sauern Kirsche, oder Morelle auszumachen, welche sowohl roh, als gekocht und getrocknet, dem Besitzer reichlichen Nutzen gewähret. Gereuen wird es daher keinem Landwirthe oder Gartenfreunde, diesem Baum entweder an einer nach Norden gelegenen Planke, Gebäude, oder Mauer, oder zu einer Hecke, oder auch in jeder Form eines Zwergbaums, einen Platz zu gönnen, der ihm gewiß reichlich durch den Ertrag desselben verzinset werden wird, und hiezu kann man um so eher gelangen, da es der Aufmerksamkeit des Directorii der hiesigen so gemeinnützige Obstbaumplantage zu Herrenhausen nicht entgangen ist, dafür zu sorgen, daß daselbst ein Vorrath dieser Kirschbäume, zur Verpflanzung, angezogen worden, und dadurch die wohlthätige Wirkung dieses Instituts, so viel möglich erweitert ist.

H. K.

Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Freitag, den 24ten Februar 1792.

Schreiben des Herrn Hofr. Lichtenberg, an den Herausgeber des neuen hannoverischen Magazins.

Ein Theil der Absicht, die ich bei der Bekanntmachung meiner Beobachtung des glänzenden Meteors hatte a), habe ich wirklich erreicht. Es sind mir mehrere Nachrichten darüber zugekommen, und Betrachtungen dadurch veranlaßt worden, die ohne meinen Aufsatz wohl nicht bekannt geworden wären, wodurch er also erst den Werth erhält, den ich ihm selbst nicht geben konnte. Ew. sehen hieraus, was freilich keines Beweises bedurfte, wie leicht und wie geschwind durch Blätter, die so allgemein gelesen werden, wie das n. hannoverische Magazin, und dabei so oft und so prächis erscheinen, Beobachtungen und Ideen in Umlauf gebracht werden können, die ohne dieses Hülfsmittel erst gestockt hätten und am Ende wohl gar verstockt wären.

Ich habe überhaupt vier Nachrichten, und zwar von der Lage nach sehr verschiednen Orten erhalten, aber nur einem unter diesen Beobachtern haben es die Umstände verstattet, einige Messungen anzustellen. Die erste erhielt ich von meinem Bruder in Gotha; er meldet bloß, man habe dort ohngefähr um dieselbe Zeit einen starken Blitz bemerkt, auch haben Leute um den Mond und bei demselben eine Erscheinung gesehen, die der Beschreibung nach nichts anders als Nebenmonde gewesen seyn können. Ich führe diesen Umstand an, weil man bei so wenig ergründeten Gegenständen der Naturlehre, nicht aufmerksam genug auf alles gleichzeitige seyn kann.

Die zweite Nachricht erhielt ich von dem Hrn. Berghauptmann von Trebra aus Zellerfeld. Er sah die Erscheinung auf einer Reise von Hannover nach dem Harz nahe vor Seesen im Wagen. Vom Blitze bemerkte er nur den Widerschein in der Kutsche, als er aber schnell heraus sah, sah er, 2 bis 3 Grade vom Monde nördlich ab, eben die spindelförmige Lichtmasse, die ich gesehen habe, und wovon er die Güte hatte, mir eine Zeichnung

a) S. das 102te Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre.

nung beizulegen. In der Mitte derselben bemerkte er einen blendenden bis zum dunkel orangegelben sich röthenden Feuerpunkt. Etwas bestimmteres anzugeben, war es diesem unermüdeten und glücklichen Beobachter der Natur b) unter diesen Umständen nicht möglich. Die dritte ertheilte mir Herr Pastor Sattler zu Ostenholtz im Cellischen Amte Fallingbostel. Er selbst hat zwar das Phänomen nicht gesehen, aber einige andere Personen, und unter diesen ein Handwerksmann im Orte, dem er das Zeugniß giebt, daß er ein verständiger und dabei nicht unwissender Mann sey, welches auch aus seiner ganzen Aussage erhellt, die deutlich und ohne alle Einmischung von Aberglauben und eignen Meinungen ist. Sie bestätigt überhaupt, daß man denselben Streifen auch dort gesehen habe. Ich wende mich nun zu der vierten Nachricht, welche Messungen enthält, die wenigstens nicht unzuverläßiger sind, als die meinigen und leicht besser seyn können. Sie ist mir vom Herrn Oberamtmann Schröter zu Lilienthal mitgetheilt worden. Ich lege sie ganz bei, weil sie eigentlich directe für das neue hannoverische Magazin bestimmt war, und mir nur der Form wegen, die es dem würdigen Herrn Verfasser ihr zu geben beliebt hat, nemlich als Brief an mich, vorläufig zugekommen ist ꝛc.

b) Man sehe dessen vortrefflich erzählte Beobachtung einer der merkwürdigsten und seltensten hieher gehörigen Lichterscheinungen, die man noch aufgezeichnet hat, im October Monat des deutsch. Merk. von 1783. Mir ist außer dem was Shaw (Travels &c. London 1754. 4to. S. 334.) erzählt, nichts ähnliches in Büchern vorgekommen. S. Erxlebens Naturlehre, 5te Aufl. S. 711. L.

Schreiben an den Herrn Hofrath Lichtenberg.

Das von Ew. ꝛc. am 12ten Nov. v. J. morgens um 6 U. 39 M. wahrer Zeit beobachtete schöne Meteor, ist zu gleicher Zeit auch hier zu Lilienthal wahrgenommen worden.

Ich selbst beobachtete an solchem Morgen, so wie das Tagebuch die wahre Zeit bis auf etliche Minuten gewiß enthält, um 6 Uhr 35′, mit dem 7 füßigen Herscheliſchen Reflector in dem untern Zimmer meiner Sternwarte die Venus. Als ich nach etwa ein paar Minuten von der Beobachtung absetzte, und vor dem Teleskope an der geöfneten östlichen Thür, über einiges nachdachte, wurde ich durch einen durch solche Thür dringenden, ziemlich hellen, aber etwas langsam bebenden gegen 2 Sekunden dauernden Blitz überrascht. Dabei war es mir, doch etwas ungewiß, zu Sinne, als wenn ich ein entferntes, schwach flisterndes Luftgetöse empfände, und ich erwartete einen ihm folgenden ent-

entfernten Donner. Dieser blieb aus, aber eben dadurch war für mich die Beobachtung dieses seltenen Meteors, das ich nun für eine gefallene Feuerkugel oder etwas Aehnliches hielt, verloren.

Wie indeß zwei hiesige verständige Einwohner, die ohnehin als Schiffahrende der Himmelsgegenden sehr kundig sind, die Stelle hinlänglich genau anzugeben wußten, wo sie diese feurige Erscheinung nach allen ihren Umständen gemeinschaftlich unter freiem Himmel und über einem ganz freien Horizonte wahrgenommen hatten; so verfehlte ich nicht, diese sammt noch etlichen andern, die es gleichfalls gesehen, an dem Orte ihrer Beobachtung unter Anwendung der Magnetnadel und eines kleinen Handquadranten darüber zu vernehmen, die denn folgendes übereinstimmend berichteten.

Als sie an gedachtem Morgen um halb sieben Uhr an diese Stelle gekommen, sey plötzlich ein heller starker Blitz, gleich einer sehr starken sogenannten Sternschnuppe, innerhalb weniger als einer Sekunde, von Südosten gegen Süden fortgefahren, wo er, ohne sich weiter fort zu bewegen, einen hellen langen, spindelförmigen, nemlich mitten dicken, an beiden Enden aber spitzablaufenden Streifen gebildet, nach etwa zwei Sekunden in einer matten in einer matten schlangenförmigen Gestalt verloschen sey, und ein feines, Farben spielendes Gewölke, zurückgelassen habe, das nach einiger Zeit ebenfalls verschwunden wäre. Dieser Lichtstreif, welcher, wie alle behaupteten, in Süden still gestanden, sey in der Mitte etwa $\frac{1}{5}$ so breit als des Mondes Durchmesser, und ohngefähr so lang als die Entfernung zweier mir gewiesenen Dachspitzen von einander gewesen, welche Länge der Quadrant zu 7 Graden ergab.

Dabei wurde mir die Höhe dieser Erscheinung über dem Horizonte von allen Gegenwärtigen gleichstimmig, durch verschiedene Merkmale und einen gegen solchen Höhenpunkt gerichteten Stock angezeiget, für welche Höhe der Quadrant 16° 30 Minut. gab. Die Stelle hingegen, wo solcher Lichtstreifen gegen zwei Sekunden in Süden sichtbar gewesen, hatte sich einer der Zuschauer von unserm Standpunkte aus an einem Baume gemerket, gerade über welchem die Mitte des Lichtstreifens in der eben angezeigten Höhe gestanden, und ich fand mittelst der Magnetnadel das Azimuth des angezeigten Punkts, vom Südpunkte ab gegen Südwest gerechnet, nach Abrechnung der Abweichung der Magnetnadel $= 32\frac{1}{2}$ Grad.

Vergleicht man diese Angaben mit Ew. ꝛc. Beobachtung, so zeiget sich allenthalben, bis auf etwanige kleine Beobachtungsfehler, die überhaupt bei dergleichen Erscheinungen nicht wohl ganz zu verhüten sind, die merkwürdigste Uebereinstimmung, und es hat diese Erscheinung nach des Herrn Hofraths Kästner Bemerkungen (in Actis Acad. Electoral. Mogunt. scient util. ad ann. 1784. und 1785.

und in des Herrn Bode astronomischem Jahrbuche für das Jahr 1788. S. 156.) das Vorzügliche, daß der Lichtstreifen an einer und eben derselben Stelle entstanden und wieder verschwunden, und die Zeit also hinlänglich berichtiget ist. Denn da meine Sternwarte nach der gedachtem Hrn. Hofrathe übersandten neuern, aus den durchgehends bis auf 3 und 4 Sekunden stimmenden Göttingischen, Parisischen, Berlinischen, Gothaischen, und hiesigen Beobachtungen, der totalen Mondfinsternis vom 22 und 23ten October 1790. gefolgerten Bestimmung, nur um 3 Min. 54 Sek. Zeit, oder 58 Min. 30″ in Theilen des Aequators, westlicher als die dortige Königl. Sternwarte liegt, so stimmt obige beiläufig angezeigte Zeit vollkommen und um so mehr, weil sich nicht denken läßt, daß von so seltenen merkwürdigen Meteoren, zu gleicher Zeit zwei völlig gleiche, aber verschiedene wahrgenommen seyn sollten.

Weiter liegt nach der im astronom. Jahrbuche für 1788. S. 224. befindlichen Bestimmung der hiesigen Polhöhe, Lilienthal um 1° 36′ 31″ oder 22, 7 geograph. Meilen nördlicher als Göttingen, und da dessen westlichere Lage 8, 7 geogr. Meilen ausmacht, so beträgt die wahre geographische Weite oder Entfernung beider Oerter 24, 3 geogr. Meilen. In dieser beträchtlichen Entfernung aber ist unser Meteor noch immer in einer Höhe von 24 und 16½ Graden gesehen worden. Wäre es in einem und eben demselben größten Kreise an beiden Oertern beobachtet, so würde nach einer flüchtigen Uebersicht dessen senkrechte Höhe über der Oberfläche der Erde mit mathematischer Gewißheit schon gegen 5 geograph. Meilen betragen. Eben so gewiß ist es aber, daß, wenn die Messungen auch nur einiger maaßen richtig sind, diese Höhe merklich beträchtlicher gewesen seyn müsse, weil nach dem beiderseitigen Azimuth der Flächenpunkt, dem das Meteor im Zenith gestanden, nicht zwischen Göttingen und Lilienthal, sondern beiläufig mitten in den Westphälischen Kreis trift. Gewiß ist es also auch, daß es, in sofern die Witterung nicht ungünstig gewesen, in einem beträchtlichen Flächenstriche von 40 bis 50 Meilen im Durchmesser, und selbst in den Niederlanden, wahrgenommen seyn könne; und eben deswegen, weil wahrscheinlich mehr correspondirende, zum Theil entferntere Beobachtungen bekannt werden dürfen, wird es gut seyn, eine genaue Berechnung vorerst auszusetzen, weil sich alsdann die Fehler der Beobachtungen eher übersehen und verbessern lassen.

Lehrreich ist aber Ew. ꝛc. Beobachtung auch schon jetzt, und für mich in Rücksicht meiner eigenen bisherigen Beobachtungen äußerst interessant. Denn wer eine so starke Entzündung, die über einen so beträchtlichen Flächenstrich einen hellen Blitz verbreiten konnte, und ein so vorzüglich großes Meteor, das aus so großen Entfernungen gesehen, im Mittel 8 Grade am Himmel

mel einnahm, war so etwas in einer Luftregion von wenigstens 4 5 Meilen senkrechter Höhe mögl., in was für einer entsetzlichen Entfernung und ganz unverhältlich größern Höhe, mußten nicht vollends die beiden Lichtsprudel vor sich gehen, die ich in unserer Atmosphäre, am 15. Oct. 1789. morg. nach 5 U., mit 161 maliger Vergrösserung des 7 füßigen Reflectors vor der Nachtseite des Mondes bei ihrer Entstehung beobachtete, die beide aus sehr viel kleinen, einzeln von einander getrennt sich fortbewegenden Lichtfunken bestanden, nicht viel über eine Minute Raum am Himmel einnahmen, sich in zwei Sekunden Zeit nur durch einen Raum von 5 Minuten fortbewegten, und welches äußerst entfernte Meteor ich gleichwohl unter einem ähnlichen Höhenwinkel von 25 Graden beobachtete: (Selenotop. Fragmente S. 592.) In der That übertrift so etwas alle vormaligen Vorstellungen, und es bestätiget daher Ihre schöne Beobachtung eine sehr merkwürdige Mittelstufe von den sehr beträchtlichen Höhen unserer Erdatmosphäre, in welchen von den schwersten Gewitterwolken bis zu dem höchsten leichtesten Gewölke, und dann weiter in den höhern Regionen bis zu den Gränzen der uns bekannten höchsten, nemlich des Nordlichts, Entzündungen und leuchtende Meteore von mancherlei Art entstehen können.

Zugleich enthält sie aber auch einen merkwürdigen Beweis über die mögliche bewundernswürdige Geschwindigkeit atmosphärischer Bewegungen. Denn war es möglich, daß in einer senkrechten Höhe von 4 bis 5 geogr. Meilen, ein aus einer so großen Entfernung gesehener Blitz dennoch einen Himmelsraum von so vielen Graden während 1 bis 2 Sekunden Zeit durchschießen konnte, eine Geschwindigkeit, die wenigstens für die untern Regionen unserer Atmosphäre alle Begriffe übersteigt; so wird uns auch die noch ungleich größere Geschwindigkeit begreiflicher, mit welcher Nordlichter in einer Höhe von 70, 80, 100 und mehrern geographischen Meilen ihre Strahlen durch viele Grade des Himmels fortschießen. Dann fällt das Erstaunen über die ungewöhnliche Geschwindigkeit atmosphärischer Bewegungen weg, die sich aus meinen Beobachtungen (Beitr. zu den neuesten astronom. Entd. S. 127.) bei dem Jupiter zu ergeben scheinen, und wir werden immer lebhafter überzeuget, daß unsere vormaligen, nicht auf hinreichende Beobachtungen, sondern mehr auf eigene gefällige Vorstellungen und Muthmaßungen gegründeten Begriffe von den Atmosphären der Weltkörper und besonders unserer Erde, der Größe der Natur nicht angemessen waren.

Ich verharre ꝛc.

Lilienthal. H. C. Schröter.

Ueber

Nutzbarkeit der Kiefer. (Pinus sylvestris.)

Im 62ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1791., wurde angefragt: ob es rathsam sey Kiefern anzuziehen, oder ob diese Holzart der Fichte (pinus picea, du Roi) und der Tanne (pinus abies, d. R.) nachgesetzt werden müste?

Da bisher dem Fragenden keine Antwort ertheilt worden, so wage ich es, diesen unvollständigen Aufsatz, der doch aber vielleicht der Anfrage entspricht, einzusenden, besonders da das Frühjahr jenem der peremptorische Zeitpunkt der gewünschten Beantwortung seyn mögte.

Eine botanische Beschreibung der Kiefer, würde hier überflüßig seyn, deswegen nur in Kürze einige andere wesentliche Bemerkungen über dieselbe.

Sie wächst unter verschiedenen Himmelsstrichen von Europa, sowol in den gemäßigten und warmen Gegenden, als in den kälteren; im Gebirge und flachen Lande.

Ihr Wachsthum ist schnell, besonders wenn sie erst einige zwanzig Jahre erreicht hat; unter den einländischen Nadelholzarten weicht sie in dieser Rücksicht nur der Lerche, (pinus larix) die Roth- und Weißtanne läßt sie dagegen hinter sich.

Ich glaube richtig bemerkt zu haben, daß sie in 70 bis 80 Jahren schon die Stärke erreicht, welche jene erst in 100 Jahren zu gewinnen vermogten. So sah ich dort, wo sie in einem ihr angemessenen Boden, und Standort erwuchs, nicht selten Jahrestriebe von 3 Schuh lang, und Splintlagen 1 Zoll stark, und breiter. Das Holz derselben ist so gut, daß ich es dem der Lerche gleich achte; letzteres wird für das vorzüglichste unserer Nadelhölzer gehalten. Nicht allein gute Baumaterialien, besonders für den Bergbau, giebt sie, sondern auch vortreffliche Borthwaaren; zum Wasserbau und Röhrenholz, ist sie unverbesserlich, und widersteht der Fäulniß wegen Reichhaltigkeit am Harz, mehr wie jedes andere Holz.

Außerdem erhält der Waldbesitzer durch Benutzung der Stöcke (Stuken) zum Theerschwelen eine sehr beträchtliche Revenüe.

Auch in dem dürresten Sandboden kömmt sie fort, freilich mit dem Unterschied, daß ihr Wachsthum und ihre Vollkommenheit verhältnißmäßig geringer sind.

Ein ihr angemessener Boden, ist leicht und gemäßigt; die Beimischung der Damm- oder vegetabilischen Erde, vermehrt nicht allein ihren geschwinderen Wachsthum, sondern auch den höheren Grad von Vollkommenheit, zu welchem sie empor wachsen kann. Ein ganz fetter Boden, ist ihr zuwider, mehr als dieser aber, nasses, steifes und folglich kaltes Erdreich. Auf Brüchern und Moren artet sie zur Legfohre (pinus montana) aus.

Ohne

Ohne eine Pfalwurzel zu treiben, (nur selten hat sie eine solche) streichen ihre Seitenwurzeln tiefer, wie die des anderen Nadelholzes, und ohnerachtet sie das wipfelreichste ist, denn nicht selten breiten sich die Aeste, besonders dann, wenn sie isolirt nicht im geschlossenen Walde steht, weit um sich her aus, so ist sie dennoch durch das tiefere Eindringen der Wurzeln in den Boden, weniger der Gefahr vom Winde gestürzt zu werden, unterworfen, wie die Fichte und Tanne.

Hoch im Gebirge wächst sie zwar, doch verträgt ihr Kronenhaupt den in Menge fallenden Schnee nicht, wird durch diesen beschädigt, oft ganz zerbrochen.

In dem angeführten Stück d. M. heißt es:

„Was die sogenannten Fuhren betrift, so weiß ich mich keines anderen Vortheils davon zu erinnern, als daß man sie in Ermangelung etwas besseren, zur Feuerung braucht."

Das Gegentheil hiervon beweisen die Rheinwaldungen, ein Theil des Schwarzwaldes, die Waldungen von Schwaben, der Neu- und Mittelmark, von Sachsen und Böhmen.

Wer die Kiefer mit anderem Nadelholze in Vergleich stellen will, darf die, welche im Lüneburgischen, Cellischen, oder der Altmark erwachsen, nicht wählen, hier ist sie das nicht, was sie in besserm Boden wird; man versetze nur Fichten und Tannen in dieses ingrate Erdreich, und noch weit weniger wie jene werden sie ein fröhliches Ansehen, Schönheit, und vorzügliche Größe erhalten.

Unter drei gleich starken Stämmen dieser drei Holzgattungen, zahlt der Holländer für die Kiefer sicher das Meiste; er kennt ihren unbezweifelten Werth, ihre Vorzüge vor der Fichte und Tanne.

Ferner wird gesagt:

„So weiß ich auch nicht anders, als daß die herabfallenden Nadeln der Fuhre, das unter ihnen stehende Gras verzehren, und daß die Nadeln der Fichte, diesen in so mancher Rücksicht beträchtlichen Schaden nicht verursachen."

Die Erfahrung ist:

1) unrichtig, die verwesenden Kiefernadeln haben nichts fressendes, nichts kaustisches, hingegen verbessern sie den Boden, und machen ihn fähiger Gräserei zu erzeugen.

2) Hört die Gräserei binnen einer gewissen Zeit in jedem geschlossenen Walde auf; der Besitzer des Grundes hat die Wahl zwischen zwei Alternativen; entweder vollwüchsigen geschlossenen Wald, und wenig Gräserei, oder viel Gras

und

und Kraut, aber weniger und schlechtes Holz.

Jeder mag da selbst wählen, was ihm am zuträglichsten zu seyn scheint.

Am Ende heißt es noch,

„Sie thun wohl, zwischen Eichen und Büchen, Nadelholz anzuziehen ꝛc." —

Sie thun besser wenn Sie das bleiben lassen; entweder Laubholz allein und ungemischt, oder Nadelholz. Die Gründe warum, sind zu oft gesagt, ich mag sie hier nicht wiederholen; sie sind endlich so evident, daß Sie meinem Wort ohne weiteren Beweis trauen dürfen; jeder Förster wird sie Ihnen ohnehin sagen können.

Welche von beiden Holzarten den Vorzug verdient, das bestimmt.

a) Lage und Boden
b) Bedürfnisse und möglicher Absatz des Holzes.

Clausthal.

Trift das Loos den Nadelwald, so würde ich, besonders im Sandlande die Kiefer wählen, sie erfordert die geringste Mühe bei der Kultur, giebt öfter Saamen, und ist früher schlagbar.

Tannen werden schwerlich fortkommen, sie verlangen einen fetten frischen Boden, außerordentlich viel Wartung in ihrer Kindheit, hauptsächlich wenn die Aussaat dort geschehen ist, wo das Oberholz rein, oder in der Maaße weggehauen wurde, daß den jungen Pflanzen kein Schirm blieb; auch wachsen sie langsamer wie Kiefern und Fichten.

Letztere setze ich jenen auch nach, der Vorzug, daß die Fichte in 40 bis 50 Jahren, wenn der Boden einigermaaßen ist, wieder zu Bauholz schlagbar seyn solle, ist — ein Traum, dessen Wirklichkeit nirgend Statt findet.

J. v. Uslar.

Anekdote.

Ein Kadi verhörte in Gegenwart seines Sultans einen Muselmann, der Prophet seyn wollte, und forderte ihn auf, seine Sendung durch ein Wunderwerk zu beweisen: der Prophet antwortete: seine Sendung sey nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, denn er könne Todte auferwecken. „Und wenn Du mir nicht glauben willst, Kadi, fuhr er fort, so laß mir einen Säbel geben; ich will dir den Kopf abschlagen, und ich mache mich anheischig, dich wieder aufzuwecken." Der Sultan fragte den Kadi, was er dazu sage? „Ich sage, antwortete der Kadi, daß er Prophet ist, und daß ich ihm sein Wunderwerk schenke."

Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Montag, den 27ten Februar 1792.

Der Prediger Samuel Theschedick in Ungarn mit seiner Familie, oder nachahmungswürdige Muster einer Länder beglückenden Industrie.

In der Bekescher Gespannschaft jenseits der Theiß in Ungarn, liegt in einer Gegend, die im Anfange dieses Jahrhunderts noch eine vollkommene Wüste war, ein großer Flecken, Szarwash genannt. Ein gewisser Baron von Harrucker bauete seit 1716. mit seinen Nachkommen die Gegend an, besetzte sie mit Kolonisten von verschiedenen Nationen und Religionen, und regierte sie so weislich, daß an Orten, wo vor 50 Jahren eine Hirtenhütte, ein türkisches Bad, ein einzelner Meierhof stand, jetzt Ortschaften von 500 bis 1000 Häusern mit 5 bis 8000 Seelen stehen, und daß die Zahl der auf den Harruckerischen Gütern lebenden Menschen 60 bis 70000 Seelen ausmacht. In dem Flecken Szarwash lebt als evangelischer Prediger und als Wohlthäter seiner Nation und der Menschheit Herr Samuel Theschedick, durch eine von ihm herausgegebene sehr reichhaltige und wohlgerathene Schrift: Der Landmann in Ungarn, was er ist und was er seyn könnte, nebst einem Plane von einem regulirten Dorfe a), selbst unter uns Deutschen bekannt. Dieser vorzüglich thätige und unternehmende Mann hat den Kleebau, die Stallfutterung und die ganze bessere Landwirthschaft nach den Rathschlägen eines Schubarts, Mayers ꝛc. zuerst in seiner Gegend im Großen eingeführt; in seinem Kleegarten, daraus er 24 Stück Rindvieh futtert, ein eigenes Trockenhaus zum Klee angelegt; den Saamen von der Luzerne so gut gewinnen gelernet, daß er jährlich 6 bis 10 Centner davon, den Centner zu 50 Fl., verkaufen kann u. dgl. m. Um diese bessere Benuz-

zung

a) Diese Schrift ist im Jahre 1784. ohne Benennung des Druckorts herausgekommen, und enthält 16 Bogen in 8. Sie ist auf Kosten des Verfassers gedruckt. Herr Beckmann gedenkt ihrer ausführlich und mit vielem Ruhme in seiner physikalisch-ökonomischen Bibliothek, B. 14. St. 3. S. 392-396.

zung der Erde in seiner auf 6000 Seelen sich belaufenden Gemeine und dann im ganzen Lande zu verbreiten, unterhält er auf sein Risico seit zehn Jahren eine praktisch-ökonomische Industrieschule von 80 bis 90 Kindern beiderlei Geschlechts, welche er, nebst seiner Gattin, geraume Zeit allein zu allen dazu und dann zur Bienenpflege, Seidenzucht und Spinnerei und Gärtnerei gehörigen und andern Industrialarbeiten, selbst anführte. Er erbauete seiner Gemeine aus einem Fond von 9000 Fl. eine Kirche für 20000 Fl. auf die Art, daß er, unter andern Hülfsmitteln, einige dort seltene Mühlen davon ankaufte oder anlegte, den Pacht davon an Mehl zahlen und daraus für die Arbeiter gutes Brod backen ließ, für welches sie zwei Drittel ihres Lohnes an seine Baucasse zurück zahlten. Für seine Bemühung erhielt er die Trümmern der alten Kirche von der Gemeine zu seiner Disposition. Daraus bauet er nun, nachdem er mehrere Hülfsquellen dazu ausfindig gemacht, auch unter andern von einem braven Landmann 1000 Fl. geschenkt erhalten, ein Schulhaus, das, nach dem Risse davon, wohl ein Schulpallast genannt werden könnte, zu einer praktisch ökonomischen Industrieschule für die 7 bis 800 Kinder der Gemeine, nach dem Plane, den er bisher im Kleinen bewährt fand. Zu dieser Anstalt sind nun wenigstens vier Lehrer nöthig, für die er folgende Fonds, sie anständig zu besolden, gefunden hat. Um Szarwash herum, so wie überhaupt in dortiger Gegend, giebt es viele von Ueberschwemmungen der Körösh entstandene stehende Wasser und Sümpfe, die durch Abzugsgraben leicht ausgetrocknet werden können, und bisher zu nichts dienten, als daß zuweilen ein Stück Vieh verunglückte. Diese wird die Gemeine, mit Bewilligung der Gutsherrschaft, urbar machen, und an diejenigen Einwohner, denen es an Land fehlt, vertheilen, welche dafür einen mäßigen Zins erlegen, der sich, bei dem beträchtlichen Umfange dieser neuen Felder, auf 4000 Fl. belaufen, und zur Besoldung der Lehrer und den übrigen Bedürfnissen der Schule verwandt werden wird. —

Er hatte in seiner ihm nun vor einigen Monaten durch den Tod von der Seite genommenen Gattin, Theresia, geb. Markowiz b), bei allen seinen bisherigen Unternehmungen die treueste Gehülfin. Sie half ihm die erste praktisch-ökonomische Industrieschule in Ungarn anlegen, und ganzer 10 Jahre aufrecht erhalten. Mit rastlosem Eifer und Treue half sie ihm alle Kosten und Schwierigkeiten tragen,

b) Ihr Ehrendenkmal, woraus das nun folgende genommen ist, steht in Nr. 52. der Ungarischen Staats- und Gelehrten Nachrichten, die zu Ofen herauskommen, S. 416-418.

gen, und da, wo ihn Amtsgeschäfte abhielten, seine Stelle im Unterricht, im Pflanzen, in sehr verschiedenen Industrialarbeiten, bei dem Kleebau, bei der Bienenpflege, besonders aber bei der Zucht der Maulbeerbäume und bei dem Seidenbau, so ersetzen, daß sie nicht nur in 4 Frühlingen 7 Centner Seide producirte, sondern solche auch selbst mit ihren Kindern und mit ihrem Gesinde verarbeitete. Um die ganze Seidenmanipulation aus dem Grunde zu lernen, ging sie selbst, da sie schon Mutter von 10 Kindern war, mit ihrer ältesten Tochter nach Altofen, um daselbst bei dem Königl. Seidenbauoberdirektor, Herrn Augustin Mazzukatto, die Seidenspinnerei zu erlernen, welche sie nach ihrer Nachhausekunft in ihrem eigenen Gartenhause selbst errichtete, und mit so unermüdetem Fleisse und glücklichem Erfolge betrieb, daß sogar Kaiser Josephs des Zweiten scharfes Auge ihren Fleiß bemerkte, und denselben mit einer 25 Dukaten schweren Denkmünze belohnte, auf deren einen Seite das Brustbild des Monarchen, auf der andern Seite aber ein Sinnbild des von Gott gesegneten Fleisses mit der Devise befindlich ist: Virtute & exemplo. Diese Denkmünze wurde ihr in der Szarwaser evangelischen Kirche bei öffentlicher Versammlung des Volks von dem Vicegespann des Bekeser Comitats zu eben der Zeit überreicht, als ihr Gemahl eine ähnliche Denkmünze vom Kaiser Joseph erhielt.

Auch die Kinder dieses in seinem thätigen und weisen Bestreben sich so gleichen Paares, sind zu gleicher Wirksamkeit erzogen. Der Tod raubte demselben eine erwachsene Tochter, welche der Mutter so ähnlich war, daß sie ihr die ganze Führung des Hauswesens überlassen konnte. Gerade um die Zeit sollte der älteste Sohn, nach seiner speciellen Bestimmung, die Oekonomie, und besonders die zur gründlichen Beurtheilung der besten Art, sie zu betreiben, erforderliche ökonomische Chymie lernen, und weil man nirgends in der Nähe eine Anstalt fand, wo der Jüngling sich zweckmäßig und praktisch dazu hätte bilden können, bei einem unserer berühmtesten Oekonomen in Deutschland in die Lehre gethan werden. Um nun den Schmerz über den Verlust ihrer geliebten Tochter zu zerstreuen, und zugleich die Absicht mit ihrem Sohne desto sicherer zu erreichen, auch bei der Gelegenheit alle die herrlichen Dinge, die sie in unsern ökonomisch-politisch-pädagogischen Schriften gelesen, und zum Theil selbst versucht und bewährt befunden hatten, im größten Flor zu sehen, machten die beiden ehrwürdigen Alten mit ihrem Sohne am Ende des Sommers 1790. eine pädagogisch-ökonomische Reise nach Deutschland. Sie gingen über Preßburg, Wien, Prag, Eger, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha nach Schnepfenthal, um da das Salzmannische Institut selbst zu sehen, und in Rücksicht auf ihr Va-

terland zu prüfen. Von da reiseten sie über Koburg, Erlangen, Nürnberg, Anspach bis nach Kupferzell im Fürstenthum Hohenlohe, wo sie von der Erbfürstin, einer gebohrnen ungarischen Dame aus dem alten Stammhause Rewiczky, mit ausnehmender Güte aufgenommen wurden. Hier übergaben sie zweien in ganz Europa bekannten Männern, dem Herrn Pastor Johann Friederich Mayer in Kupferzell, und dem Herrn Hofapotheker Rückert in Ingelfingen ihren Sohn zur weitern Bildung; und kehrten dann beruhigt in ihr Vaterland zurück.

Auf ihrer Reise durch Deutschland brachten sie einige Tage bei einem von den Edlen zu, die durch weisen Patriotismus als Lehrer Germaniens sich auszeichnen. Der Mann konnte besonders die durch Uebung in nützlichen Geschäften durch aufgeklärten Verstand, durch lebhaften Trieb, immer mehr Gutes zu lernen und zu thun, durch das weiche Herz einer guten Mutter von zehn Kindern, deren mehreren sie ins Grab nachsahe, und durch wahre auf Ehrfurcht gegründete Liebe des Gatten, dem sie lebte, erhöhete patriarchalische Sitteneinfalt der seltenen Frau nicht genug bewundern. Bis sie zu ihm kamen, hatten sie das, was sie in Deutschland suchten, noch nicht gefunden, und als er gegen sie die Besorgniß äußerte, sie mögten, wenn sie auch noch weiter reiseten, auf unsern berühmten Anstalten zwar Wortunterricht genug, aber nirgends so viel praktisch ausgeführt finden, als sie selbst ausgeführt hätten, so sagte die Frau: hab ichs doch dem Herrn (so nannte sie, nach Landessitte, ihren Mann) zu Hause schon gesagt, daß wohl nicht alles so seyn mögte, wie es die gelehrten Männer schrieben! — Was würde sie gar gesagt haben, wenn sie in verschiedene Länder gekommen wäre, und den Anblick der wüste liegenden Sand- und Heideströcken, der unausgetrockneten Moräste, des noch fast allenthalben herrschenden Mangels an den besten Futter- und Färbekräutern, der an vielen Orten noch schlafenden Industrie und der mannigfaltigen obwaltenden, noch keiner rechten Beherzigung gewürdigten Kulturhindernisse mit den großen Begriffen verglichen hätte, die man sich auswärts von der Landwirthschaft macht? —

Vom Nutzen der Federn.

Die Federn schmücken, decken, kleiden und erhalten nicht nur die Vögel, sondern sie kommen auch selbst den Menschen auf mannigfaltige Weise zu gute. Vorzüglich dienen sie, wie bekannt, zur Ausstopfung der Betten, und man kann auf den ungeheuren Verbrauch in dieser Hinsicht schliessen, wenn man bedenkt, daß zu einem vollständigen Bette 50 Pfund

Federn

Federn gehören, welches den Ertrag von 200 Gänsen ausmacht; denn 4 Gänse geben ein Pfund gewöhnliche, und 16 Gänse ein Pfund Flaumenfedern, oder Dunen. Man hat gefunden, daß bei guten und feinen Federn 4 Loth, bei groben und schlechten 8 Loth auf das Pfund, das ist, ein Viertel an Kielen, abgehen.

Gemeiniglich werden zwar nur Gänsefedern zu den Betten genommen; Federn von Enten, Hühnern und anderm Geflügel, nimt man nicht leicht dazu, weil sie eines Theils nicht so elastisch sind als jene, und sich etwas klumpern, andern Theils aber auch, weil die Kiele sehr weich sind, und beim Reissen nachgeben, so, daß die abgerissenen Theilchen viel kleine Spitzchen behalten, die sich sehr leicht durch die Ueberzüge durcharbeiten, und Unbequemlichkeiten beim Liegen verursachen. Wenn man also die Mühe nicht sparen, und das Reissen der Federn behutsam verrichten, die abgerissenen Theilchen auch sorgfältig aussuchen und wegwerfen lassen will, daß sie nicht unter den guten Schließ kommen; so würden auch Enten- und Hühnerfedern zu Betten gebraucht, und wenigstens mit Gänsefedern vortheilhaft vermischt werden können.

Bekanntermaaßen sind unter den Gänsefedern die sogenannten Flaum- oder Staubfedern, die unten am Bauche zunächst auf der Haut liegen, die besten, zärtesten und wärmsten; die unter den Flügeln, in den Seiten und an den Beinen, sind etwas stärker, die auf dem Rücken aber am gröbsten. Die Flaumfedern pflegt man nur zu Kopfkissen und leichten Deckbetten zu gebrauchen, gemeiniglich aber mit andern gerissenen Federn zu vermengen. Der Mittelfedern bedient man sich zu Polstern, und den obersten Unterbetten; mit den ganz schlechten aber pflegt man die untersten, gleich auf den Strohsack zu liegen kommenden Betten anzufüllen.

Manche Leute haben die Gewohnheit, entweder alle, oder nur die geringer schadhaft gewordenen und zum Schließen oder Reissen nicht dienlichen Federn, samt den Kielen zu zerhacken und damit die Betten auszustopfen. Diese Gewohnheit ist aber eben nicht zu billigen, denn die zerhackten Federn bleiben nicht nur nach dem Einschütten nicht so locker, als die gerissenen, sondern die durchdringenden Spitzchen der Federkiele verderben die Ueberzüge, und müssen dem, der auf, oder unter solchen Betten liegt, nothwendig unangenehm seyn.

Die kostbarsten unter allen Federn sind die Federn des Schwans und des Eidervogels, welche letztere vorzugsweise Dunen heissen, und mit Lebensgefahr aus den Nestern an steilen Felsen und Ufern geholt werden. Sie sind von verschiedener Güte, und müssen daher sortirt, gereinigt, getrocknet und an der Sonne geschlagen werden. Eine dreimalige Plünderung des Nestes giebt ungefehr $\frac{1}{2}$ Pfund gereinigte Dunen. Sie werden uns

aber

aber häufig mit Gänsedunen vermischt zugesandt. Den stärksten Handel mit denselben treibt Bergen, Koppenhagen und Glückstadt. Ihr Vorzug besteht in der außerordentlichen Ausdehnungskraft, worin sie alle andere bekannte Gattungen von Federn übertreffen. Drei Pfund können in einen Klumpen einer Faust dick zusammengepackt werden, aber in einem Kessel über glühende Kohlen gehalten, dehnen sie sich so aus, daß sie ein Deckbette von 5 Fuß in der Länge und eben so viel in der Breite, vollkommen ausfüllen können. In Dänemark kostet das Pfund 3 Thaler, und drüber.

Ein anderer Gebrauch ist der, der Spulen aus den Flügeln verschiedener Vögel zum Schreiben, wo die von den Gänsen die gemeinsten und besten sind, und zwar zieht man die, welche sie von selbst verlieren, denen vor, die man mit Gewalt ausreißt, weil jene reifer sind. Jeder Gänseflügel hat aber nicht mehr als 5 zum Schreiben dienliche Spulen. Die Spulen theilt man in gezogene und ungezogene ein. Die erstern sind zum Schreiben weit besser zu gebrauchen, als die letztern. Das Ziehen geschieht auf die Art, daß man sie vorher einige Augenblicke in heißen Sand oder Asche steckt, wodurch die überflüßige Feuchtigkeit verdünstet, und die Spule dichter und härter wird; dann sobald man sie heraus genommen hat, einigemal mit der Breite einer Messerklinge der Länge nach auf allen Seiten hinunter streicht, um ihr die gehörige Rundung und Form zu geben. Noch besser aber ists, wenn man sie über Kohlen zieht, wo sie von der Hitze nicht unmittelbar zu stark angegriffen werden. Läßt man sie ein Jahr liegen, so verlieren sie ihre Fettigkeit, und sind zum Gebrauch desto besser. Die Spulen werden nach ihrer verschiedenen Güte zu verschiedenen Preisen verkauft, von 6 gr. bis zu 2 Thlr. fürs Hundert. In Deutschland hat Hamburg den größten Handel damit, und setzt davon jährlich in unglaublicher Menge ab.

Die besten sind unter dem Namen der holländischen und hamburgischen Seekiele bekannt. Das Tausend kostet in Amsterdam 16 Stüver bis 4 holländische Gulden.

Mit den Federn von Straußen und Schwanen, schreibt man auf Pergament. Die Rabenfedern braucht man vornemlich zum Zeichnen, daher sie auch Reißfedern heissen. Eben dieselben dienen auch zum Bekielen oder Befiedern einiger musikalischen Instrumente, z. E. des Flügels, indem man sie zu dieser Absicht schneidet, und in die Zungen der Tangenten steckt, von deren Berührung alsdann die Saiten sehr scharf und helle klingen.

Im gemeinen Leben gebraucht man die Federn zu mancherlei Absichten, als Pinseln, Zahnstochern, Pfeiffenmundstücken, Nadelbüchsen, u. d. gl. Der Landmann macht davon Arten von Wedeln und Fegen, das Getreide damit zu reinigen und, von der

Spreu

Spreu abzusondern, auch die Sensenspieße zu befiedern, u. d. gl. m.

Endlich benutzt man auch einige Arten von Federn zum Putz und zu mancherlei Zierrathen. Man macht davon Muffen für Frauenzimmer, Blumen, Federbüsche, Federhüte und dergl. Nicht nur einzelne Personen, welche Federschmücker oder Federweiler heissen, und in Paris eine eigene Innung ausmachen, beschäftigen sich mit diesen Arbeiten, sondern sie werden auch in großen Anstalten fabrikenmäßig betrieben, wie denn eine solche Federblumenmanufaktur in Berlin blüht. Man nimt dazu die Federn von Gänsen, Enten, Hühnern, Kapaunen, Straussen, Reihern, und Pfauen. Die Straußfedern kommen über Marseille aus Aegypten, der Barbarei, Aleppo ꝛc. zu uns. Man nennt sie roh, wenn sie noch nicht zugerichtet sind, und sie kommen in Packen zu 50 Stücken. Man theilt sie in feine, mittlere und schlechte ein. Zu den Frauenzimmermuffen setzt man entweder einzelne Federn zusammen, oder macht sie aus dem Ganzen. Das letztere geschiehet auf folgende Art: man ziehet z. E. von einem Schwan die Haut behutsam mit den Federn ab, nagelt sie auf ein Brett, so, daß die Haut oben, und die Federn unten liegen. Alsdann streut man an der Luft zerfallenen Kalk fingerdick auf die Haut, und läßt sie so einen Monat liegen. Nach dieser Zeit klopft man den Kalk sanft aus, näht die nun gleichsam gahr gemachte Haut mit den Federn auf Pappe, und giebt dann dem Muff die gehörige Gestalt, Ausfutterung, u. dergl. Auf eben die Art bereitet man die Kopfhaut der Wasservögel in Siberien. Sonst werden Muffen und andere Kleidungsstükke von verschiedenen bunten Farben über netzförmig ausgespannten Bindfaden geflochten und nachher auf Leinwand genähet.

Die schwarzen Straußfedern, die man zu Muffen, Palatinen und andern Sachen gebraucht, finden sich auf dem Rücken des Hahns, und haben gemeiniglich ein doppeltes, nemlich ein hohes und ein lichtes Schwarz. Die Schwärze derselben mag aber noch so hoch seyn, so wird sie doch noch durch eine Beize erhöhet, um ihr einen Glanz zu geben. Die weißen Federn werden durch ein Seifenbad, welches, nachdem die Federn beschaffen sind, mehr oder weniger stark von Seife seyn muß, so weiß als Schnee gemacht. Nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit müssen sie auch eine längere oder kürzere Zeit in dem Bade liegen. Das Seifenbad muß aber nicht zu heiß, sondern nur mäßig warm seyn, weil sonst die Hitze dem Haar schaden würde. Wenn man glaubt, daß die Federn in dem Bade gehörig gereinigt sind, so nimt man sie heraus, läßt die Nässe abfließen oder drückt sie auch wohl behutsam aus, klopft sie auseinander, damit das Haar sich wieder ausbreite, und alsdann schwefelt man sie, um sie von ihrem Schmutz gänzlich zu befreien. Man legt sie zu dem Ende auf Rahmen, die mit Bindfaden bestrickt, und in einer Kammer in der Höhe aufgestellt sind.

Unter

Unter die Rahmen ſtellt man Becken mit glühenden Kohlen, worauf geſtoſſener Schwefel geſtreuet wird. Die Kammer wird überall dicht verſchloſſen, und der ſtarke Schwefeldampf zieht den noch feuchten Federn den Schmutz völlig aus, und macht ſie ſchön klar und weiß. Wenn dies geſchehen iſt, und die Federn ganz trocken ſind, ſo muß jede Feder mit einem ſaubern Kamm, oder einer ſanften Bürſte in Ordnung gebracht werden, damit alle Theile wieder in eine gleiche Lage kommen mögen.

Will man Federn, die zu Blumen verbraucht werden ſollen, andere Farben geben, ſo geſchiehet ſolches in kalten Farbebrühen, weil ſie in heiſſen ſich aufkräuſeln würden. Nach dem Färben werden ſie gekämmt und gepreßt, und die einzelnen Theile der Blumen mit der Scheere aus freier Hand geſchnitten. Gewöhnlich verrichten Frauenzimmer dieſe Arbeit, und man arbeitet auch in dieſer Manufaktur, ſo wie in den mehreſten, einander in die Hände, ſo, daß jedes Mädchen nur immer einerlei macht, z. E., ein Blatt, den Stengel, u. ſ. w. Die Blätter und Blumen werden dann in ihrer natürlichen Lage an einen, mit grüner Seide umwickelten meſſingnen Drath gebunden.

Zu dem Kopfputz der Damen nimt man mehrentheils Reiherfedern, welche auch die Turbans der Türken zieren. Die Reiherfedern behalten gemeiniglich ihre natürliche Farbe, und mehrere werden nur ſchicklich zu einem Strauß oder Buſch, ohne beſondere Künſtelei dergeſtalt zuſammen gebunden, daß die mittlern Federn länger und höher ſind als die äußern.

Die Federbüſche, welche die Officiere bey der Reuterei tragen, ſind von den Federn des Straußes, die unter dem Bauche wachſen, verfertigt, welche man nach verſchiedenen Größen ausſucht. Denn an einem Federbuſch ſind die Federn oben nur kurz, je weiter ſie aber herunter gehen, deſto länger müſſen ſie ſeyn, indem der Federbuſch oben ſchmal und unten breiter iſt. Wenn die Federn hierzu ausgeleſen ſind, ſo nimt man einen kleinen dünnen Stab, an deſſen einem Ende man einige kleine gekräuſelte Federn befeſtigt, welche eine Art von kleiner Krone bilden. Hernach bindet man die kurzen Federn rund um in einem Kreiſe unter dieſer Krone an. Jede andere Reihe der Federn, muß von zunehmenden längern Federn ſeyn, ſo, daß allemal ein Kreis von Federn von dem vorhergehenden um Etwas an Länge vorſteht, welches aber nur ſehr unmerklich ſeyn muß. Je krauſer ein ſolcher Buſch ſeyn ſoll, deſto dichter müſſen die Reihen der Federn gebunden werden.

Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Freitag, den 2ten März 1792.

Beantwortung der im 6ten Stück des diesjährigen Magazins S. 94. enthaltenen Anfrage über die Landwirthschaft zu Britz.

Vom Herrn Geh. Canzleisecretär Schwarzkopf.

Der Widerspruch, welchen der ungenannte Herr Landwirth in der Vorrede zur Graßmannischen Preisschrift und in meinem Fragment über die Landwirthschaft zu Britz gefunden, liegt theils in der undeutlichen Fassung der aus dem letztern angezogenen Stelle, theils in der Vorstellung einer meklenburgischen Wirthschaft, welche, um nach der Fassung des Ganzen, und nach dem Ausdruck von Schlägen zu urtheilen, derselbe bei der Wirthschaft zu Britz sich zu machen scheint. Beide haben aber gar nichts mit einander gemein, indem bei jener bekanntlich die Hude und Weide mit zum Ackerbau gezogen, dieses in eine gewisse Anzahl Schläge getheilt ist, und einige dieser Schläge, so wie sie die Reihe trift, drei oder mehrere Jahre zur Behütung liegen bleiben. Eben daher paßt der Ausdruck Schläge, wobei man sich einen zur Behütung eingezäunten Theil Landes gedenkt, nicht nach Britz. Dort wird die Wirthschaft so geführet wie im Calenbergischen und Göttingischen, wo nemlich der ganze Acker beständig zum Kornbau bestimmt ist, und nur dann behütet wird, wenn die Stoppel darauf steht oder die Brache noch nicht umgepflügt ist, mithin mitten im Sommer, wenn keine Stoppel und kein unaufgebrochenes Brachland vorhanden ist, auch keine Hude und Weide liefert.

Bekanntlich ist bei dieser Art Wirthschaft, um die Ordnung der Saaten zu bestimmen, das Land in drei, vier, auch wohl fünf Felder abgetheilet, je nachdem der Acker erfordert, alle drei, vier, oder fünf Jahre gedünget, und durch das mehrmalige Pflügen im Brachjahr vom Unkraute gereiniget zu werden, und auch je, nachdem man im Stande ist, den für $\frac{1}{3}$tel $\frac{1}{4}$tel oder $\frac{1}{5}$tel der ganzen Flur erforderlichen Dünger anzuschaffen.

Nach diesen Vordersätzen ertheile ich, nach eingehohlter Genehmigung des Herrn Grafen von Hertzberg

Excellenz, über die Anfrage die folgende Auskunft.

In Britz ist die Eintheilung in 4 Felder gewählet.

Davon trägt

a) das erste ganz Winterkorn
b) das zweite ganz Gerste oder Habern
c) das dritte halb Rocken, und halb, entweder Klee, oder Gerste, Erbsen, Linsen, Wicken, und dergleichen
d) das vierte ist das Brachjahr.

Der Klee wird nicht in das Brach- und Winterfeld, sondern in das zweite Feld mit der Gerste, und zwar so, wie es die Lage und Beschaffenheit der Aecker mit sich bringet, in den 4ten oder 6ten Theil desselben gesäet, und in demselben Jahre nach abgeernteter Gerste, wenn es die Witterung erlaubt, noch einmal gemähet.

Im folgendem Jahre, da der Acker, worauf er stehet, also in das 3te Feld gehöret, steht er im besten Wuchse und wird dreimal gemähet.

Im dritten Jahre, da das Kleeland in das 4te Feld fällt, bleibt der Klee bis in den Julius stehen, und wird bis dahin, nachdem es die Umstände erlauben, ein- oder zweimal abgemähet, und zuletzt scharf abgehütet. Dann wird das Land zur Brache umgepflüget, und zur künftigen Bestellung gedünget.

Das vierte oder Brachfeld, ruhet nicht ganz, sondern wird zum Theil mit Erbsen oder Wicken, welche vorzüglich zur Viehfutterung benutzet werden, bestellet, oder, wie man bei uns, wenn ich nicht irre, zu sagen pfleget, gesommert. Damit nun aber die Zeit, um es gehörig zur Brache pflügen und bedüngen zu können, nicht verlohren, und der Mist, der den Winter über gemacht wird, sofort benutzet werde, wird dieses Land schon im vorigen, folglich im dritten, Jahre, gleich nachdem es abgeerntet worden, zur Brache gepflüget, und den Winter über gedünget.

Das Eigenthümliche dieser Wirthschaft besteht in der Eintheilung in vier Felder. Gewöhnlich ziehen die Haushälter drei Felder vor, allein vier sind dem Kleebau vortheilhafter, denn, da er nicht in das erste Feld mit dem Rocken oder Weitzen gebracht, sondern erst in das zweite Feld mit der Gerste ausgesäet werden kann, so muß er, wenn das folgende Jahr gleich das Brachjahr ist, schon in der Mitte desselben, wenn er noch im besten Wachsthum stehet, umgepflüget werden, und es kommt also nur darauf an, ob der Verlust, den man dadurch leidet, durch die reichere Ernte an andern Früchten überwogen wird.

Was übrigens die im Eingang erwähnte, holsteinische oder meklenburgische Koppelwirthschaft betrift, so ist solche in der Mark Brandenburg nur von wenigen, und namentlich von dem Herrn Geheimen Rath v. Wolf, welcher die Praxis der Landwirthschaft mit einer gründlichen Theorie verbindet, auf seinem Gute zu Haselberg

bei

bei Freienwalde angewandt worden. Zur Prüfung ihrer Anwendbarkeit in der Mark, haben aber des Königs von Preußen Majeſtät durch den Herrn Staatsminiſter von Wöllner, alle vaterländiſch-Sachverſtändige durch die Ausſetzung eines Preiſes von 100 Dukaten für die beſte Schrift aufgefordert, welche darüber bis zum 1. Jul. d. J. bei der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften eingereicht werden wird. Die Aufgabe theilt ſich in folgende vier Fragen: 1) Unter welchen Umſtänden iſt die Koppelwirthſchaft überhaupt betrachtet, einem Staate nützlich oder ſchädlich? 2) Kann die Mark Brandenburg bei ihren gröſtentheils hohen, leichten und zum natürlichen Graswuchs wenig geſchickten Feldern die Koppelwirthſchaft dennoch mit Vortheil einführen? und wie muß ſich der Landwirth dabei nehmen? 3) Worin kann der Nutzen der Einführung der Koppelwirthſchaft in der Mark Brandenburg für die Privateigenthümer und für den Staat beſtehen? 4) Iſt das Vorgeben gegründet, daß die Einführung der Koppelwirthſchaft, der Bevölkerung in der Mark ſchädlich ſey, oder kann das Gegentheil erwieſen werden?

Die erſte und vierte Frage gründet ſich auf die hier faſt durchgängig herrſchende, und mit den Folgen der Leibeigenſchaft verwechſelte Meinung, daß jene Wirthſchaft der Bevölkerung ſchädlich ſey. Sie wird daher leichter zu beantworten ſeyn, als die 2te, welche eine ſehr genaue Kenntniß der hieſigen Landwirthſchaft voraus ſetzt, und nicht durchgängig, ſondern vielleicht nur bei den gröſſern Rittergütern bejahet werden mögte.

Ueber den Seidenbau in den preußiſchen Staaten.

Vom Hrn. Geheimen Canzleiſekretär Schwarzkopf.

Die Verwandſchaft des Gegenſtandes der eben beantworteten öffentlichen Aufforderung mit einem andern Zweige der preußiſchen Induſtrie, mit dem Seidenbau, durch die Oberaufſicht des Herrn Grafen von Hertzberg, gibt mir eine erwünſchte Gelegenheit, mehrern ſchriftlichen Anfragen Genüge zu leiſten, welche an mich wegen des letztern ergangen ſind. Seitdem nemlich der Seidenbau in unſerm Vaterlande durch die preißwürdigſten Anſtalten des Königl. Commerzkollegiums befördert wird, beehren mich mehrere ſehr ſchätzbare Landsleute mit mannichfaltigen Anfragen über den Zuſtand deſſelben in hieſigen Landen, und gar einige davon unter freundſchaftlichen Anerinnerungen an die Vortheile meiner jetzigen Lage in dieſer Hinſicht.

So schmeichelhaft und ermunternd für mich dieses Zutrauen ist, so erlaubt mir doch die Bearbeitung eines ausführlichen statistischen Werks bis Ostern in Nebenstunden, schwerlich eine so schleunige und ausführliche Beantwortung, als ich sonst mir bei ähnlichen Anfragen zur Pflicht gemacht habe, und hierin bei einigen praktischen Kenntnissen auch mit Vergnügen thun würde; und was die Benutzung der Lokalvortheile betrift, so gewährt mir meine jährliche ehrerbietige Berichtserstattung an Königliche hohe Landesregierung über diesen Gegenstand einige Beruhigung, daß ich wenigstens in dieser Rücksicht meine Pflicht nicht ganz versäumt habe. Es concentriren sich aber jene Anfragen gerade auf drei Hauptpunkte, deren genauere Kenntniß jetzt im Hannoverischen von allgemeinerm Interesse seyn kann; und ich hoffe daher keiner Anmaaßung beschuldigt zu werden, wenn ich zu deren Beantwortung diese Blätter wähle, welche seit kurzem mehrere ähnliche, wenn gleich vollkommnere Aufsätze darüber geliefert haben.

I. Die eine Classe dieser Anfragen betrift die **Litteratur des Seidenbaues in den preußischen Landen.** Sie theilt sich

a) **in die Königlichen Verordnungen**, die Instruktionen und in die seit 1786. jährlich fortgesetzten Bekanntmachungen der Immediatkommission.

Diese sind zwar nicht in den Buchhandlungen feil, aber doch zum Theil in des Herrn **Decker** Geheimen Oberhofbuchdruckerei in Berlin zu haben. Folgende Liste enthält die vorzüglichern.

1) 1719. Verordnung wegen Bepflanzung der Kirchhöfe mit Maulbeerbäumen. Fol.

2) 1746. 15 Dec. Edikt wider die Beschädigung der Maulbeerbäume. Fol.

3) 1770. Berichtstabellen a) wegen der Maulbeerbäume und des Seidenbaues aus der Inspektion . . . aufs Jahr 17 — Fol. b) Von denen im N. N. Kreise auf den Kirchhöfen oder in Kirchen-Wörden vorhandenen Maulbeerbäumen. pro Anno — 4. c) Von denen im N. N. Kreise vorgefundenen und ausgegangenen Maulbeerbäumen excl. derer, die in Saat-Beeten und Baumschulen stehen. pro Anno. 4.

4) 1782. 1 Aug. und 19 Oct. Verordnungen zur Beförderung des Seidenbaues.

5) 1784. Anweisung wie die Abhaspelung der Seide, zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen. Fol.

6) 1784. Anweisung wie gute Maulbeerbaumhecken mit dem besten Fortgang anzulegen, und nützlich zu gebrauchen sind. Fol.

7) 1787. Febr. Nachricht vom Seidenbau des Jahrs 1786. von dem Herrn Cabinetsminister Grafen von Hertzberg.

8) 1788. 3 Mai. Königl. Verordnung zur Beförderung der Maulbeer-

beerbaumplantagen und des Land-Seidenbaues. Fol.

9) 1788. 12 Sept. Instruktion für sämmtliche Plantagen- und Seidenbau-Inspektores in den Königl. preußischen Landen, excl. Schlesien. 4.

10) 1789. 1 Jun. Nachricht der Immediat-Landseidenbaukommission von dem Landseidenbau in den Königl. preußischen Landen vom Mai 1788. bis 1789. 4.

11) 1790. 1 Mai. Nachricht von dem Landseidenbau in den Kön. preußischen Landen vom Mai 1789. bis 1790. 4.

12) 1791. 1 Jun. Nachricht von dem Zustande der Maulbeerbaumzucht und des Seidenbaues in den Königl. preußischen Staaten, vom Mai 1790. bis dahin 1791. 4.

b) In die Privatschriften. Einige davon sind unter Autorität heraus gekommen; fast alle aber doch von hiesigen Geschäftsmännern verfaßt worden, unter welchen folgende die belehrendsten sind

1) Die Praktik des Seidenbaues bestehend in drei Theilen, als 1) die Wartung der Maulbeerbäume. 2) Die Wartung der Seidenwürmer. 3) Die Zubereitung der Seide, herausgegeben und auf hohen Befehl mit verschiedenen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Johann Friedrich Thym, Königl. preußischen Plantageninspektor in der Mittelmark. Berlin. 8. Neu aufgelegt, 1750. 1760. 1774. 1777. 1781. 8.

2) Abhandlung von den Maulbeerbäumen, Seidenwürmern und Seidenspinnen. Mit Kupfern. 8. Berlin 1756.

3) Beschreibung, wie mit einem Loth Maulbeersaamen zu verfahren, um vierzig bis funfzig gute Standbäume zu ziehen. Berlin 1777. 8.

4) Le Sol et le Climat des Etats du Roi de Prusse sont ils favorables à la Culture de la soie? par *M. Mayet*, Assesseur à la chambre Royale de Commerce et de Manufactures à Berlin, 1790. 8.

Ins Deutsche übersetzt unter dem Titel:

Ueber die Kultur des Maulbeerbaums in Deutschland, vorzüglich in den preußischen Staaten. Aus dem französischen des Hrn. Mayet, Kön. preußischen Fabrikendirektors. Berlin 1790. 8. (Man sehe die Recension in der allg. deutschen Bibliothek, B. 100. St. 2. S. 225.)

5) Aufsätze vom Herrn de Wailly im berlinischen Journal für Aufklärung (1790.) 5ter B. 2 St. Seite 188. von Erziehung der Maulbeerbäume, und 6ter B. 1 St. Jan. 1790. S. 10. von Auferziehung der Seidenwürmer.

6) Kurze Anweisung zur Maulbeerbaumzucht und zum gehörigen Betrieb des Seidenbaues, von Dan. Ludw. Deutsch, K. Mittelmärkischen Plantageninspektor. Berlin (1791.)

7)

7) Angekündigt iſt noch vom Hrn. Fabrikeninſpektor *Mayet*: Traité de la ſoie ou moyens d'améliorer la culture, le commerce & les fabriques de cette matière dans les Etats du Roi de Pruſſe. Ouvrage diviſé en ſix parties, formant deux volumes. Nebſt einer deutſchen Ueberſetzung unter dem Titel: Abhandlung über die Seide, oder Mittel, den Seidenbau, Seidenhandel und die Seidenfabriken in den Königl. preußiſchen Staaten zu verbeſſern. Zwei Bände, in ſechs Abſchnitten.

II. Die zweite Claſſe betrift den Wachsthum und jetzigen Ertrag des preußiſchen Seidenbaues.

Dieſer Theil der Geſchichte liegt vollſtändig in den vorhin angezeigten Schriften, beſonders in der von Hrn. Mayet. Folgendes ſind die Hauptangaben in Zahlen. Schon die Princeß Eliſabeth Magdalene, Joachims I. Tochter, ließ um das Jahr 1590. einzelne Maulbeerbäume pflanzen, allein von den Flüchtlingen aus Languedoc wurden in die preußiſchen Lande die erſten Pflanzungen gebracht. Der König Friedrich I. benutzte bei den Inländern dabei das Vorurtheil, daß ſie gegen die Peſt von Nutzen wären. 1707. bekam die Akademie der Wiſſenſchaften das ausſchließende Privilegium dieſer Baumzucht. 1732. wurden 12 Familien aus Frankreich zu Beförderung derſelben verſchrieben. Von 1746. bis 1750. wurden zuſammen 100 Pfund Seide gewonnen; im einzigen Jahr 1751. etwa 100 Pfund, und im folgenden Jahr 150 Pfund. So ſtieg es verhältnismäſſig und zwar ſeit 1779. durch die patriotiſchen Bemühungen des Herrn Grafen von Hertzberg, unter welchem nachher am 3 Mai 1786. die Immediatſeidenbaukommiſſion errichtet worden, bis 1783., wo 11000 Pfund und bis 1784., wo ſogar vierzehn tauſend Pfund reiner Seide, die Floretſeide nicht mit gerechnet, gezogen wurden. Im Jahr 1786. fiel der Ertrag auf etwa den 3ten Theil und 1787. auf 3400 Pfund. Im Jahr 1788. ſtieg es wieder auf 5061 Pfund, von welchen dem geiſtlichen Stand die Ehre der Erwerbung von der einen ganzen Hälfte, gebühret; im Jahr 1789. auf 5400 Pfund, und im Jahr 1790. auf 5654 Pfund. Bei dieſen Verhältniſſen wird das Loth Seidengrains für 12 ggr. Pr. Cour. und das Loth Maulbeerſaamen für 3 ggr. von der Kommiſſion geliefert; der Preis im gemeinen Leben iſt aber wenigſtens das doppelte.

III. Die dritte Claſſe betrift einige Punkte ſowohl in der Maulbeerbaumzucht, als im Seidenbaue, worüber man die allhier gemachten Erfahrungen zu wiſſen wünſcht. Hiebei muß ich bemerken, daß nicht alle dieſe Erfahrungen bis jetzt reif oder eingeſtanden, und daher auch nicht ganz der Publicität fähig ſind; daher ich nur über die folgenden mein unmaaßgebliches Urtheil zu äuſſern wage.

1) Ueber die Schädlichkeit der voreiligen Zucht der Seidenwürmer, ehe

noch

noch eine hinlängliche Anzahl von gut gewarteten Bäumen da ist. Die Baumzucht bedarf vor dieser wenigstens eines sechsjährigen Vorsprungs, um mit ihr Schritt zu halten, und nicht die Heckenpflänzlinge und zarten Standbäume anzugreifen. Im Jahr 1784. wurde zwar der Gewinn auf 14000 Pfund hinauf gezwungen, allein eben dadurch entstand eine Entkräftung der Bäume, und also ein nachheriger Mangel an gutem Futter. Wenn man 30 Pfund Blätter auf einen wohl unterhaltenen Baum mittler Größe, 500 Pfund auf Ernährung eines Loths Grains, und auf dieses im Durchschnitt die Gewinnung von 3 Pfund Seide rechnet, so würden etwa 47693 belaubte Bäume zu derjenigen Summe hinreichen, welche im Jahr 1790. in den preußischen Landen gezogen worden. Nach den eingereichten Tabellen ist deren aber wohl eine Million, welches beweiset, wie wenig die Bäume einer billigen Erwartung entsprechen.

2) Ueber den Nutzen einer gehörigen Belehrung des Landmanns, vorzüglich durch die Herren Prediger und Schulmeister. Theils aus Rohheit, Eigensinn und Vorurtheilen, theils aber auch aus Furcht vor einer neuen Auflage, wird von jenem oft die anbefohlne Baumzucht vernachläßigt. Bei Nachforschungen der Vorgesetzten, wird dann alles gern auf harte Winter, späte Frühlingsfroste und giftige Mehlthaue, und von etwas gebildetern Landleuten, auf den Himmelstrich und Boden des nördlichen Deutschlands geschoben, obgleich dieser dem Seidenbau sehr zuträglich ist. Dieses war noch ganz kürzlich der Fall in den westphälischen Provinzen des Königs, und in Ost- und Westpreußen. Sobald aber aus der berliner Realschule eine Zahl von wohlunterrichteten Zöglingen des Herrn Plantageninspektors Löfler, welchem auch ich meine geringen Kenntnisse hierin verdanke, sich verbreitet haben wird, und bei einem größern Vorrath von Bäumen, wird der daselbst gemachte Anfang geschwinder gedeihen.

Dieser Unterricht statt Zwangs scheint besser zu seyn, als die außerdem in den preußischen Landen zu Hülfe genommenen häufigen Prämien auf den Gewinn reiner Seide, welche oft den Misbrauch der Bäume veranlassen.

3) Ueber die Schädlichkeit der Abhaspelung der Seide von jedem einzelnen Seidenbauer. Selbige geht aus Unwissenheit oder Nachläßigkeit bisweilen so zweckwidrig vor sich, daß die Seide für den Fabrikanten weniger brauchbar wird. Vielleicht wäre es am besten, die Prämien nie auf die gewonnene Seide, sondern auf die Seidenhäuslein auszusetzen, letztere von den Unterthanen an sich zu kaufen, in Magazine zu bringen, und die Abhaspelung auf landesherrliche oder des etwanigen Monopolisten Rechnung zu treiben. Beides ist in Italien und in der Pfalz üblich.

4)

4) Ueber das gegründete Mißtrauen auf die Vorspiegelungen des Nutzens von auswärtigen Maschinen, sowohl zur Reinigung und Abhaspelung der Seidenhäuslein, als zu Stellagen und Spinnrähmen, so wie auch auf die Vorschläge der reisenden sogenannten Kunstverständigen. Versuche im Kleinen können zwar nicht schaden, aber sie führen gar gern zu voreiligen Folgerungen, und von diesen ist oft nur ein kurzer Schritt zu allgemeinen Resultaten.

Etwas von dem Zufrieren und Aufthauen der Pumpen oder Wasserzucken.

Man koche einen Theekessel voll Wasser, thue eine, oder zwei Hände voll Salz darein, und gieße das gekochte Salzwasser oben, gerade in die Zucke hinein, so, daß es nicht an den Seiten hinunter fließt, welches man, wenn die Pfeife des Theekessels accurat darnach gehalten wird, leicht bewerkstelligen kann. Man wird finden, daß die Zucken hierdurch wieder in Gang kommt, und brauchbar wird.

Sehr oft habe ich bemerkt, daß sogleich beim Eingießen des Salzwassers, solches die Wirkung gehabt, die Zucke sogleich wieder aufzuthauen, und brauchbar zu machen: zuweilen aber habe ich auch gefunden; daß das Salzwasser, $\frac{1}{2}$, auch wohl eine ganze Stunde stehen müssen, je nachdem die Zucke stark oder schwach zugefroren war. Nach Verlauf dieser Zeit aber thauete sie allemal auf, und war wieder brauchbar.

Durch hartes Reißen, oder auch wohl mit glühenden Eisen die Zucke aufzubähen, ist gar nicht gut, und ersteres oft von schädlichen Folgen: das glühende Eisen ist den Eimern in der Zucke, und dem darum gezogenen Leder, nachtheilig.

Walsrode,
im Januar 1792.

G. H. Wätge,
Licentwageschreiber.

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Montag, den 5ten März 1792.

Der Cyperwein.

Man bauet in mehreren Gegenden der Insel Cypern Wein, wovon der sogenannte Kommenthurwein, der in dem Bezirk der Ordenskommenderie, in dem Theil der Insel belegen, welchen die Griechen Oreni nennen, und vorzüglich bei den Dörfern Zoogi und Ozongun wächst, der beste ist.

Die Hügel, auf denen der Weinstock gebauet wird, haben überhaupt steinigten Boden; die Erde ist schwärzlich, mit Adern durchzogen, die die Farbe des Eisenrostes haben, und an manchen Stellen glänzende Theilchen von Talk, Blätterspath oder Frauneis zeigen.

Die Weinstöcke sind nach dem Ebenmaaß in Reihen gepflanzt, die gleichweit von einander abstehen, und man setzt sie in der Regenzeit, welche gegen die Mitte des Novembers einzutreten pflegt. In einigen Gegenden macht man an der Stelle, wo der Weinstock stehen soll eine Grube von ein paar Armlängen Tiefe, und pflanzt in selbige niedrige dickbelaubte Pflanzen; die eine Art dort häufig wachsenden Thymians sind, bei den Griechen Trombie heissen, und dazu dienen, daß sich zur Regenzeit nicht zu viel Feuchtigkeit zu dem Stock drängen kann, auch der Boden dadurch locker erhalten wird, und sich nun seine Wurzeln mit aller Gemächlichkeit ausbreiten können.

Damit die Luft desto freier um die Weinstöcke herum streichen könne, werden alle Arten Bäume von ihnen mit großer Sorgfalt entfernt gehalten: im Frühling spart man keine Mühe, das Unkraut und alle unnützen Gewächse, die um die Weinstöcke herumwachsen, auszurotten.

Im Februar und März werden hier die Stöcke mit dem Wein- oder Gartenmesser beschnitten. Man läßt an jedem Stengel nur zwei Knospen; bleiben ja zuweilen drei Stengel am Stock, so behält jeder Stengel nur eine Knospe. Der Schnitt an den Stengeln geschiehet abwärts, und an der Seite den Knospen gerade über, damit der Saft vom Kopfe herunter steigend, die Frucht nicht erreiche und diese dadurch keinen Schaden leide.

Die Stöcke werden weder gestützt, noch an Pfählen befestigt, sondern

die Zweige breiten sich ohne allen Zwang aus, und die Trauben hängen gegen den Erdboden herunter, sitzen nur in kleiner Anzahl, weit von einander an den Stöcken, sind aber sehr saftig und groß; sie hängen an langen Stielen, ihre Haut ist purpurfarben, und das Fleisch gemischt grün und roth. — Die Trauben im Kommenderiedistrikt haben eine feine Haut, ein gedrungenes Fleisch, das ein wenig widersteht, wenn man es unter die Zähne bringt, die aus den übrigen Weinbezirken der Insel aber eine dicke Haut, und zergehen im Munde, ohne daß man sie sonderlich drücken darf.

Wenn die Trauben sich der Reife nähern, dann entblatten viele hiesige Weinbauer ihre Stöcke, und nähern so viel möglich die Zweige, die sich aus einander gebreitet haben, dem Hauptstocke wieder.

Die Weinlese fängt auf Cypern in den letzten Tagen des Augusts an, und dauert beinahe 6 Wochen. Die Trauben zum ordinairen Wein, werden zuerst abgeschnitten, die zum besten nimt man erst zu Ende des Octobers ab. Man legt die gesammelten Trauben auf bedeckte Terrassen nieder, von den Griechen Punsi genannt, breitet sie hier auseinander, so, daß sie etwa einer Spanne hoch auf einander zu liegen kommen, und in dieser Lage bleiben sie so lange, bis die Beeren sich von den Stielen ablösen, und der Saft von selbst ausfließt. Alsdann werden sie mit Schaufeln von der Terrasse weggenommen, und in die Weingewölbe (Linos) getragen, die einen dichten marmornen oder gipsernen, an der einen Seite abschüßigen Boden haben, daselbst mit hölzernen Schlägeln zermalmet, hernach unter kleine Pressen (Patitiri) gebracht, und drei bis viermal gepreßt.

Den herauskommenden süßen und klebrichten Most, läßt man in ein weites Gefäß laufen, das in dem Boden des Gewölbes, am äußersten Ende des Abhanges, angebracht ist. So oft dieses Gefäß voll wird, schöpft man es mit kleinen Geschirren wieder aus, die einen weiten Bauch haben, unten wie ein Kegel geformt sind, und, da sie nicht gut stehen können, halb in die Erde gegraben werden.

Diese Gefäße, die nicht bis ganz an den Rand voll gefüllt werden dürfen, werden fest vermacht, und ihnen nur so viel Oefnung gelassen, daß die äußere Luft Zugang hat, und nun läßt man den Wein darin vierzig Tage hinter einander aufbrausen.

Wer von dem Most genießt, so lange er im Aufbrausen ist, bekommt Aufblähung des Bauchs und heftige Koliken, wovon die Folgen jedoch nicht gefährlich sind

Hat der Wein vierzig Tage lang gebrauset, so werden die Gefäße mit Deckeln von terra cotta vermacht.

Ehe der Most aufzubrausen anfängt, sieht er dunkelroth aus, nach dem Brausen wird er lichter; und je älter der Wein wird, je mehr verliert sich die dunkle Farbe, so, daß 15 bis

20 Jahr alter Cyperwein in der bleichen Farbe dem florentiſchen Muskateller gleicht.

Die Gefäße, in die der Wein gefüllt werden ſoll, und die in den beiden Dörfern Cornos und Lapite verfertigt werden, werden auf mehr als eine Art zubereitet. In einer Gegend der Inſel, ſchiebt man ſie in den heiſſen Ofen, läßt ſie darin ſich erhizzen, damit ſie das Pech wohl annehmen, mit dem man ſie ausſchmiert. Wenn ſie aus dem Ofen ſind, gießt man darüber eine kochende Brühe, die aus Terpentin, Pech, Weinrebenaſche, Ziegenhaar und feinem Sande beſteht.

Die größten dieſer Gefäße halten zwanzig, und die kleinſten gegen 12 florentiniſche Barili. Das Baril hält 120 Pfund im Gewicht.

Der gewöhnliche Preis eines ſolchen Gefäßes iſt zwiſchen 3 bis 5 levantiſchen Piaſtern.

Wenn ſich der cypriſche Wein klärt, ſo ſezt ſich auf dem Boden des Gefäßes eine fette und klebrigte Materie nieder, die die Mutter oder das Lager iſt, dort Manna heißt, und zur Vollkommenheit des Weins beiträgt.

Aus den Kämmen der Trauben brennt man auf der Inſel ſehr guten Brantewein, der ſowohl in Cypern ſelbſt, als auch auf der Küſte von Syrien ein gangbarer Artikel iſt. Die Franken führen ihn nach der letztern Gegend häufig aus.

Man ſchäzt den ganzen Ertrag der beſten cypriſchen Weine, im jährlichen Durchſchnitt, auf 40,000 Krüge, oder 10,000 florentiniſche Barili.

Sie werden nach Thierlaſt von 16 Krügen, oder vier Barili gehandelt. Der Einkauf geſchiehet zur Zeit der Weinleſe, unter der Bedingung, welche ſich der Verkäufer gefallen laſſen muß, den Wein noch ein ganzes Jahr in Verwahrung zu behalten, ihn auf ſeine eigene Koſten zu pflegen, und dann zurück zu nehmen, wenn er nicht für gut und untadelhaft erkannt werden ſollte.

Die Stadt Larnica iſt der Stapel auf der Inſel Cypern, für alle Weine, die man in dieſem Lande gewinnt. Hier verſehen ſich alle Handelsleute in der Levante und am mittelländiſchen Meere, die damit verkehren, mit dieſem Produkt. Der Tranſport dieſer Weine geſchiehet in Schläuchen, nur Schade, daß man in dieſen Schläuchen bald beſſere und bald geringere Weine verfährt, und daß alle mit keiner Rückſicht auf die Gattung der Weine verpicht oder ausgeheert ſind, wodurch die Güte der Waare nicht ſelten leidet.

Daher kömmt der Pechgeruch, der dem cypriſchen Weine in den erſten Jahren eigen iſt. Zu Larnica wird der Wein in Tonnen, die mit eiſernen Reifen umgeben ſind, übergefüllt.

Hat er hernach einige Jahre auf dem Faſſe gelegen, ſo fängt er an, den

geruch zu verlieren, und nach 12 bis 15 Jahren merkt man gar nichts mehr davon. Dieser Umstand zeigt am zuverläßigsten das Alter des Weins an.

Alle Lagerörter für die Weine, sind zu Larnica auf ebener Erde angelegt, und man weiß daselbst nichts von unterirdischen Kellern. Die Tonnen liegen auf Balken, oder Blöcken, oder auf dünnem Mauerwerk, eine Spanne hoch über der Erde. Diese Lagerörter heissen Kilau. Man glaubt da nicht, daß es auf die Güte des Weins Einfluß habe, ob man solche nach der oder jener Windseite aufführt. Nur giebt man ihnen wenig Licht, und die Fenster, wodurch das Tageslicht einfällt, sind an dem äussersten Ende, den beiden Reihen der Weinfässer gerade über. Man öfnet sie nur dann, wenn man an dem Weine etwas zu arbeiten hat.

Wenn oben gesagt worden, daß man den Wein, wenn er aus den Schläuchen kommt, in Fässer überschüttet, so ist darunter nicht der neue Wein zu verstehen. Dieser wird in irdene Gefäße gefüllt, und nur erst nach Ablauf eines Jahrs, zieht man ihn ins Faß über.

Man pflegt die Fässer niemals ganz voll zu füllen, sondern läßt immer einen leeren Raum. Sie können sogar halb voll gelassen werden, ohne daß es dem Weine im geringsten schadet.

Der cyprische Wein setzt in den Gebünden, oder Gefäßen, keinen Weinstein an, sondern auf dem Grunde nur einen Satz, welcher roth, schwarz und gelb aussieht, und, wenn er trocken wird, die Consistenz eines zarten Teigs annimt, und eine Farbe, wie spanischer Tabak.

Dieses Lager schaft großen Vortheil. Man sorgt dafür, wenn der Wein vom Lande gebracht wird, und in Gebinde gefüllt werden soll, daß die neuen Fässer immer eine gewisse Quantität von dieser Mutter mit bekommen, und solche eingetragen wird, ehe der Wein eingefüllt zu werden pflegt. Das Lager wird nun wohl durch den eingegossenen Wein aufgerührt, und der Wein dadurch trübe gemacht, aber es zieht gar bald alle fetten Theile zu Boden, und so mit klärt sich der Wein recht schön, und verbessert sich merklich.

Bei dem Weineinkaufen bleibt das Lager immer dem Verkäufer, es wäre denn, daß ein anders ausbedungen worden wäre.

Der Verkäufer darf auch 10 bis 12 Flaschen Wein auf jedes Gefäß oder Gebind zurück halten, damit das Lager frisch und fließend bleiben kann, denn, wenn es trocken wird, so verliert es seine gute Eigenschaft ganz.

Das Lager von dem einen Weine, schadet dem andern nicht; man schüttet sogar die aus verschiedenen Weingärten zusammen, ohne daß dies ihrer Güte im mindesten nachtheilig wird.

Man

Man schätzt die mit Lager versehenen Gebinde so sehr, daß sie viermal theurer bezahlt werden, als die leeren.

Ist der cyprische Wein 8 oder 10 Jahr alt, so braucht er das Lager nicht mehr zur Dauer, sondern man giebt ihm durchs Klären einen feinern Geschmack. Der Wein wird nach Krügen von einer bestimmten Größe gehandelt. Ein solches Maaß hält gegen fünf florentinische Flaschen.

Der Preis der besten Sorten ist gemeiniglich zu drittehalb bis drei Piaster; hingegen die neuen oder jährigen Weine, gelten nicht über 75 Asper, bis einen Piaster, für gewöhnlich. Zuweilen, aber nur selten, steigen die jungen Weine auf 2 bis 3 Piaster, wenn entweder der Jahrgang schlecht ausgefallen, oder viele Aufträge auf Wein aus Europa eintreffen. Die Weine aber von sechs, acht, zehn bis funfzehn Jahren, sind keinen solchen Veränderungen im Preise ausgesetzt.

Die Verladung nach Europa, geschiehet bei Fässern, die gewöhnlich siebenzig Cuß, oder siebzehn florentinische Barili enthalten.

Bei der Verladung sucht man die Weingebinde auf alle mögliche Art gegen die Kunstgniffe der Matrosen zu verwahren. Man legt über das Spundloch, das schon mit Kork zugestopfet, und mit Kütt verschmiert worden, ein viereckigtes Stück verzinnt Blech, und besiegelt dies an den Enden; das nemliche Siegel drückt man auch auf den Verladeschein, den der Kapitain unterzeichnen muß.

Der Wein wird nach dem Gestade auf Karren hingefahren, und wenn er abgeladen worden ist, ziehet man ein starkes Tau um die Gebinde, und wirft eines nach dem andern in See, die Matrosen im Borte ziehen mit dem andern Ende des Taues die Fässer an Bord, und bringen sie an Ort und Stelle, wo sie gestauet werden.

Man verschickt diese Weine auch in großen gläsernen, mit Schilf umwundenen Flaschen, die zu Marseille Dames jeannes genannt werden. Diese halten insgemein drittehalb cyprische Cuß, oder 12 florentinische Fiaschi.

Der Wein hält sich in solchen Flaschen besser, als in Gebinden, und leidet auch keinen solchen Abgang. Diese Flaschen sind mit Weidenzweigen, oder Rohr umflochten, werden sorgfältig zugestopft, verpicht und versiegelt, so wie die Fässer. Nur dies ist an diesen Gefäßen auszusetzen, daß sie gegen die Mündung, oder den Hals zu, von dickem Glase, und am Bauch sehr dünne sind, folglich beim ersten Druck oder Stoß entzwei springen. Ein großer Theil der cyprischen Weine wird nach Venedig verfahren; dahin aber schickt man doch nur lauter junge Weine, die nicht über 18 Monate alt sind, und sich noch nicht abgelegen haben. Dieser Handelszweig ist Venedig sehr vortheilhaft; es giebt dafür kein baares Geld aus, sondern

tauscht die Weine gegen Stahl, Glaswaaren, und Cinca llerieartikel ein.

Die venezianischen Weinhändler verstehen die Kunst, diese Weine in kurzer Zeit zur gehörigen Vollkommenheit zu bringen, und verkaufen die Waare zu sehr billigen Preisen. Daher versorgen sich viele Liebhaber in den Plätzen und Gegenden am mittelländischen Meere und anderwärts lieber mit cyprischem Weine von Venedig aus, als von Livorno; denn die man aus dem letztern Hafen zieht, haben zwar Stärke und Feuer, wie auch einen bessern Geschmack, sind aber nach Verhältniß viel theurer, als jene.

Die Insel Cypern führt von ihren Weinen auch nach Frankreich, England, Holland und Toskana aus. Aber dahin schickt man nur Weine, die wenigstens fünf oder sechs Jahr alt sind.

Selbst diejenigen, die damit handeln, können nur schwer das eigentliche Alter der Weine beurtheilen, und z. E. einen zehnjährigen Wein von einem der nur sechsjährig ist, oder die zwanzigjährigen Sorten von den zehnjährigen unterscheiden. Daher läuft der Einkäufer oder Besteller immer Gefahr, in Ansehung des Alters der Weine betrogen zu werden, wenn der Verkäufer nicht als ein ehrlicher Mann handeln will.

Was bisher von den Kommenderieweinen gesagt worden, das gilt auch in Ansehung des cyprischen Weines, welcher unter dem Namen des Muskatellers bekannt ist.

Die Trauben, aus welchen man diesen preßt, sind den italienischen Muskatellertrauben ähnlich, aber die Beeren sind größer und saftreicher.

Im ersten Jahre hat der Wein eine weiße Farbe, so wie er alt geworden ist, nimt er eine rothe an, und wenn er sechszig und mehr Jahre gelegen hat, wird er so dick als Julep. Der cyprische Muskateller hat einen überaus süßen Geschmack, der manchen, die das Süße nicht lieben, mißfällt, von den meisten aber für das sicherste Merkmal seiner Vollkommenheit gehalten wird. Die Insel gewinnet diese Sorte nur in kleiner Menge. Die ganze Sammlung mag jährlich im Durchschnitt auf 5000 Krüge, oder 1250 florentinische Barili zu rechnen seyn. Das Dorf Agros im südlichen Theil der Insel Cypern, liefert diesen Artikel von vorzüglicher Güte, und ist deswegen auf der ganzen Insel im Rufe.

Der neue Wein von dieser Sorte wird insgemein zu einem Piaster, der Euß oder die Guza, verkauft; aber wenn er über ein Jahr alt geworden ist, gilt er zwei bis drei Piaster. Ueber diesen letztern Preis steigt kein Muskateller, wenn er auch noch so alt wäre.

Er setzt keinen Weinstein im Gefäß oder Gebinde an, und gleicht in diesem Stück den übrigen Weinen auf

der Insel; sein Lager ist von sehr guter Art.

Außer den Kommenderie und Muskatweinen, gewinnt man auf der Insel auch noch eine Menge ordinairer Weine, welche theils auf der Insel selbst verbraucht, theils nach den benachbarten Küsten, nach Karamanien, Syrien, u. s. w. ausgeführt werden.

Diese Weine werden in Gebinde gefüllt, die sehr nachläßig verpicht sind, daher der Wein einen unausstehlichen Pechgeschmack bekömmt, und einen unangenehmen Geruch, der vielen Kopfschmerzen verursacht.

Die bessern Sorten dieser Weine fallen im Dorf Omodos, das im südlichen Theil der Insel liegt; diese kommen im Geschmack den Provencerweinen ziemlich gleich. Der Preis der ordinairen Sorten dieser Weine, steigt selten über 25 Asper der Cuß oder Krug. Da sie weniger, und nicht so lange Zeit fermentirt haben, als die Kommenderieweine, so können sie, nachdem sie zehn Monate gelagert haben, schon ohne Schaden transportirt werden.

Die Farbe dieser Weine, wenn sie aus der Presse kommen, ist dunkelroth, und diese dauert fünf bis sechs Jahre, hernach verändert sie sich allmählig, und wird bleichgelb. So wie der Wein älter wird, verliert er auch den unangenehmen Geschmack, indessen kommt er doch niemals an Vollkommenheit den Kommenderieweinen gleich.

Wenn die cyprischen Weine nach Europa transportirt werden, und an dem letzten Bestimmungsorte angelangt sind, dann muß man, wenn der Wein sich gut halten soll, ihn auf Bouteillen ziehen, wenn man ihn zuvor wenigstens einen Monat lang hat ruhen lassen, damit sich das Lager erst wieder setzen kann. Man zieht ihn am besten auf Flaschen von schwärzlichem Glase; darin hält er sich am längsten; auch füllt man die Bouteillen nur so voll, daß etwa zwei guter Finger Raum bleibt.

Zu Korkstöpseln wählt man besonders die von gutem spanischen Kork, der viel feiner, weicher, und weniger porös, als die andern Arten ist. Manche kochen die Stöpsel vorher in Wasser; dies taugt aber nicht, denn sie beschlagen nachher gerne, und der Schimmel theilt dem Weine einen übeln Geschmack mit.

Die cyprischen Weine sind nicht zu jeder Jahrszeit gleich schmackhaft und gut. Der Frühling und Sommer ist die, so ihnen am vortheilhaftesten zu seyn pflegt. Große Kälte können sie nicht gut vertragen. Sie scheinen dann allen delikaten Geschmack und Geruch verloren zu haben. Daher pflegen die Weinkenner zu der Zeit den cyprischen Wein vorher wärmen zu lassen, ehe er auf den Tisch gebracht wird.

In der warmen Jahrszeit braucht man diese Weine nicht in frische Keller zu legen. Sie liegen überall gut. Beim Einschenken aus der Bouteille schon kann man abnehmen, ob der Wein alt ist. Wenn sich ans Glas ölichte Theile anhängen, so ist es ein Merkmal, daß es ein abgelegener Wein sey; hingegen der durch Kunst geklärte cyprische Wein, ist zu sehr entkräftet, daß er dergleichen ölichte Theile ansetzen könnte.

Nicht so leicht aber ist es zu entdecken, ob die Weine verfälscht oder unverfälscht seyen; denn die Weinkünstler wissen hundert Wege, sie anzuschmieren. Am gewöhnlichsten mischen sie die Kommenderieweine mit Muskateller und andern wohlfeilern Sorten. Gegen diesen Betrug verwahrt der Käufer sich am sichersten, wenn er sich an Leute von bekannter Redlichkeit wendet.

Ueber das Aderlassen bei Erstickten.

Vor kurzem las ich in einer Abhandlung über die Schädlichkeit des Kohlendampfes, daß unter andern Verordnungen (z. B. der Erfurtschen) auch der Churbraunschweigischen Landesverordnung, die Aufhebung und Rettung der Ertrunkenen, Erstickten, u. s. w. betreffend, der Vorwurf gemacht wurde, daß sie, vermuthlich durch **Portal** verleitet, in den Fehler gefallen sey, das Aderlassen bei solchen Umständen zu früh, zu verordnen, indem selbiges bewürkte, daß die Gefäße zusammen fielen und der Kreislauf noch mehr unterbrochen würde; ja, daß einige, bei den Rettungsmitteln der Erstickung durch Kohlendampf, die Aderlässe ganz übergingen. Zum weitern Nachlesen wurde auf Herrn Hofmedikus Scherfs Archiv der medicinischen Policei (Leipzig 1785.) 1 Band, S. 116. verwiesen.

Ein in nicht ganz seltnen Fällen so wichtiger Gegenstand, verdiente wohl, besonders hier, wo er uns näher angeht, von einem Sachverständigen noch mehr untersucht, und das Resultat gemeinnützig gemacht zu werden.

Neustadt unterm Hohnstein. **W.**

Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Freitag, den 9ten März 1792.

Ueber die Freuden des Entbehrens.

Vom Herrn Hofrath Feder.

Freude sucht der Mensch im Leben zu genießen, von den Spielen der Kindheit an, bis zum stüzzenden Stab des gebückten Alters; zur Freude und zum Genuß scheint die am Schönen und Guten so reiche Natur von allen Seiten ihn einzuladen. Und freuen sich denn die Menschen wirklich recht nach Wunsch in diesem Leben; und in dieser am Guten und Schönen so reichen Natur?

Ein tieferes Seufzen, ein noch mehr sich trübender Blick, oder vielleicht auch bitteres Lachen über den Unerfahrnen, der so fragen kann, würde bei vielen die Antwort seyn, wenn an sie diese Frage gerichtet würde.

Der Betrachtungen, die in einem nachdenkenden Gemüthe hiebei entstehen können, sind Viele. Auch ist die Sache Gegenstand ausführlicher Untersuchungen schon oft gewesen. Man hat das längst eingesehen, gesagt und bewiesen, daß, so leicht auch den Menschen durch innern Trieb und äussere Gegenstände die Freude gemacht zu seyn scheint, dennoch viel Nachdenken, viele Ueberlegung und Kunst dazu erfordert werde, um die Freuden des menschlichen Lebens recht zu genießen. Aber diese Wahrheit ist oft mißverstanden, oder nur halb verstanden, nur in der Beziehung, wo sie bei weitem den geringsten Gehalt hat, in Beziehung auf die äussern Mittel Freude zu schaffen, meist nur angewendet worden; da sie vielmehr auf innere Erfordernisse bezogen werden sollte.

Unter den inneren Erfordernissen zum vergnügten Leben, ist eines der vornehmsten, die Kunst oder regelmäßig gebildete Fertigkeit zu entbehren. Kunst zu entbehren, mögte vielleicht manchem ein einen zwiefachen Widerspruch enthaltender Ausdruck scheinen. Entbehren soll Freude seyn; Entbehren soll Kunst erfordern; ist auch zum Nichtsthun Kunst erforderlich? Beider Widersprüche Anschein verliert sich aber bald, wenn man in die Natur der Sache weiter eindringt; der letzte vielleicht vorläu-

fig schon bei der Erinnerung an einen gleichartigen Ausdruck, Kunst zu schweigen.

Kunst, regelmässig gebildete Fertigkeit, zu entbehren, ist Quelle der Freude; weil sie das Bewußtseyn von Kraft und innerm Werthe mit sich führet.

Wer nicht genießt, weil er das Reizende gar nicht kennet, oder kein Gefühl dafür hat, der kann nicht durch dieses Bewußtseyn entschädiget, und der höhern Freude theilhaftig werden. Auch nicht der Lasterhafte kann sich freuen, wenn er die Freuden der Unschuld, die Freude des Gerechten, das Wonnegefühl des thätigen Menschenfreundes bemerkt; und sich's gesteht, daß er nicht so sich freuen kann. Bei allen seinen Lustbarkeiten beneidet er die Unschuld um diese Freuden, die er entbehrt. Aber der, welcher aus Grundsatz und Einsicht in den wahren Werth der Dinge, mit gebildeteter Festigkeit, den Reiz der Sinnlichkeit beherrschet, und entbehrt, was er haben könnte, wenn er es mit Reue erkaufen wollte.

Ein solch vorhandenes Entbehren, ist Quelle hoher Freude, weil es die Versicherung unserer Freiheit und Unabhängigkeit mit sich führet. Freiheit und Unabhängigkeit ist Wunsch des Weisen und des Thoren. Aber dieser will unabhängig seyn, wo er es nicht seyn kann, oder nicht seyn soll; jener, wo er es kann und soll. Unabhängig vom bösen, unvernünftigen Willen sich zu machen, um frei das Gute in und außer sich betreiben zu können; ist Wunsch des Weisen, und das Vermögen zu entbehren, Hauptmittel zur Erreichung dieser Absicht. So kann er jeden nach Verdienst lieben und achten; und eines jeden Gunst und Hülfe entbehren, wenn er zu viel dafür verlangt. O verstünden die Menschen, glaubten sie es, wie viel sich entbehren läßt; wie bald würden sie frei seyn. Aber so wollen sie frei seyn; und leben doch meist nur von dem, was außer ihnen und vom fremden Willen abhängig ist!

Entbehren können giebt Freude; denn es giebt Heiterkeit und frohen Muth in vielen der wichtigsten Verhältnisse. Sorgen der Nahrung können den nicht leicht niederdrücken, der entbehren gelernt hat, und in dieser Kunst zu entbehren immer zu lernt. Hat er zu sorgen für andere, die es im Entbehren können nicht so weit gebracht haben; so hat er doch das beruhigende Bewußtseyn, ihnen das gute Beispiel zu geben. Drohender Verlust lähmt nicht so ihm die Kräfte, wie dem, der sich für verlohren hält, wenn äußere Güter sich von ihm verlieren. Wenn der Verschwender auf verwirrten Wegen immer neue Mittel aufsucht, um den eiteln Schein seines Wohlstandes noch länger zu unterhalten; wenn er die innere Unruhe unter erkünstelten Mienen des Frohsinns mühsam verbirgt; wenn der Ehrsüchtige von der Begierde der Einzige zu seyn, argwöhn-

wöhnisch und neidisch in seinen Ränken herum getrieben wird; wenn der Wollüstling eine öffentliche Beschimpfung nach der andern abläugnen oder abkaufen muß; oder wenn diesem das Herz ängstlich bebt, und der Blick erstarrt beim Anblick seiner Schande: welche himmlische Heiterkeit umleuchtet dagegen auf allen seinen Wegen, und bei allen seinen Verrichtungen denjenigen, der nur einen Zweck hat; den Zweck, sein Daseyn nützlich fürs Ganze zu machen, und gern entbehrt, was er hiezu nicht nöthig hat; und was von diesem Ziel ihn abhält, entschlossen verwirft.

Sein ist der längere und bessere Genuß des Lebens. Denn er hat nicht Kräfte durch voreiligen oder unmäßigen Genuß verschwendet. Er hat nicht durch unnatürlichen erkünstelten Genuß sich verwöhnt, der Natur in ihrer Wahrheit sich zu erfreuen, die immer besteht. Ihm verbittern nicht innere und verdiente äußere Vorwürfe den Genuß, wie dem, der, nicht Meister seiner Begierden, nicht zu entbehren verstand.

Freund der Freude, und Du besonders, junger unerfahrner Freund der Freude, laß dich nicht nicht verführen durch Lügengemälde schwärmerischer Priester der Sinnenlüste, die sie im Selbstbetrug ihrer berauschten Phantasie gedichtet haben. Höre auf die Stimme deiner Vernunft, auf die Warnung deines im Innersten noch dich warnenden Schutzgeistes. Folge der Warnung; lerne entbehren. Lerne entbehren; übe dich in der Kunst zu entbehren, und laß dich nicht die ersten Schwierigkeiten des Kampfes der Selbstbeherrschung abschrecken. Die Schwierigkeiten nehmen ab; und das stärkende, hebende Gefühl, der siegenden Kraft, nimt zu. Lerne entbehren junger Freund der Freude, wenn dir deine Freiheit und Unabhängkeit lieb ist; wenn dir Gemüthsruhe lieb ist, wenn du Selbstachtung, den Grundpfeiler der Zufriedenheit gegen alle Künste der Arglist und unter allen Launen des Glücks, in dir erhalten willst. Laß über deine Unerfahrenheit oder Kleinmüthigkeit lachen; laß lachen junge und alte Thoren, die sich in ihrer Kunst zu genießen weise dünken. Laß sie sporten deiner armseligen, wie sie wähnen, deiner stillen Freuden. Der freuet sich recht, der des Vergangenen sich freuen kann, und so zuletzt sich freut. Sie werden in dieser Probe nicht bestehen, wie du, im grauen Haupte, wenn du der Wahrheit gehorsam bleibst. Wenn sie den Stunden ihres Genusses fluchen, und sich fluchen, daß sie verachteten, was du wählest; wirst du die Stunde seegnen, wo du stark warest zu entbehren.

Du sollst nicht zu viel entbehren; dein Entbehren ist Gewinn. Du gewinnst an wahrer Ehre, wie du den eitlen Schein entbehren lernst; an wahrer Herzenslust, wie du verschmä-

hen lernst, die Lust, die dir Sirenen bieten. Sie genießen nicht bei ihren nächtlichen Schwärmereien, wie du bei deiner einsamen Lampe genießen wirst, wenn du der Wahrheit folgst, oder am Arm des Freundes beim Blick in die offene schöne Natur.

Die Natur hat des unschuldigen Genusses für dich unendlich viel bereitet, in dir und außer dir. Glücklicher, wenn du sie recht verstehst, und ihr gehorchest! Zwiefach fließt dir Freude; im Genuß und im Entbehren. Nicht so dem lasterhaften.

Sohn der Natur, junger Freund der Freude, verscherze nicht im Leichtsinn deine hohe Bestimmung; opfere nicht das Glück des Lebens einer üppigen Stunde auf. Fasse Muth, sey stark zu entbehren, was nicht im Wege der Ehre und des innern Friedens liegt; wovon du weißt, daß es wenigstens oft Schande und Unruhe nach sich zieht. Entbehre der Freuden, bei welchen andere zu hohen Zwecken bestimmte Kräfte in ihren Keimen sich aufzehren oder verkrüppeln. Wie wirst du dich freuen dieses Entbehrens, wenn du einst als Mann wirken kannst, wie jene es nicht können. Jene, die nur halbe Kraft, und zu wenig innern Frieden haben, um stetig wirken zu können; jene, die nicht selten die Hälfte ihrer Zeit und ihres Nachdenkens darauf verwenden müssen, Folgen des verbotenen Genusses vorzubeugen, oder auszuweichen; denen ihre Schande begegnet, wo sie mit Würde erscheinen sollen. Mit offener heiterer Stirn wirst du für Recht und Tugend sprechen, wo andere mit verworrenem Blick und innerer Selbstverdammung es thun müssen. Freuen wirst du dich entbehrt zu haben; wenn jenen bei der Untreue oder Verachtung ihres Weibes das Gewissen sagt, daß sie nichts besseres verdient haben; oder wenn sie bei den Ausschweifungen ihrer Kinder den Muth nicht finden können, ihnen Vorwürfe zu machen, die so leicht auf sie zurück fallen. Wenn andere, denen nur Sinnengenuß Glückseligkeit war, die letzten Reste des Lebens verwünschen, sich selbst und andern zur Last sind; wirst du weiser Jüngling, einst munterer Greiß unter deinen dir ähnlichen Kindern und Enkeln, noch Freude geben und Freude nehmen; und selbst im Gefühl der Schwachheiten des Alters durch das Bewußtseyn dich stärken, nicht durch eigene Schuld sie vermehrt oder beschleuniget zu haben.

Ueber den Inhalt der Zwischenräume in einem Klafter Holz.

In dem allgemeinen ökonomischen Forstmagazin, und zwar im 9ten Bande S. 87. wird der Inhalt der Zwischenräume in einem Klafter Holz, von 6 Fuß Höhe und Weite und $3\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe, oder von 126 Kubikfüssen zu 16 Kubikfüssen oder $\frac{8}{7}$, welche man für $\frac{1}{8}$ annehmen kann, angegeben. Von Burgsdorf hat denselben nach seinem Forsthandbuche S. 338. bei dreifüßigem Holze oder Klaftern von 108 Kubikfüssen $40\frac{1}{2}$ Kubikfuß oder $\frac{257}{1024}$, das ist beinahe $\frac{1}{4}$ groß, gefunden. Und so hat ein jeder, der eigene Untersuchungen angestellt hat, auch ein anderes Resultat heraus gebracht. Keiner hat aber seine Versuche gehörig beschrieben; und man kann also von dem Resultate nicht urtheilen, weil man die Umstände, worauf doch alles ankömmt, nicht weiß.

Ich habe es daher nicht für überflüßig gehalten, auch einen Versuch darüber anzustellen, und davon hiermit Nachricht zu geben.

Es mußte das Holz von einem Platze, der beinahe einen Kalenberger Landmorgen groß war, abgeräumt werden, weil daselbst eine Eschenbesaamung angelegt werden sollte. Es waren lauter Büchen von etwa 70 Jahren, die folglich noch nicht ausgewachsen waren, aber auch überhaupt wegen der zu großen Nässe des Bodens keinen guten Wuchs hatten. Die Anzahl der Stämme betrug 31, und davon gaben 2, ein jeder 2 starke Aeste oder Schächte; folglich waren es zusammen 35 Stücke. Die Spizzen, so weit als sie sich zu Klafterholze nicht recht schicken wollten, wurden abgeschnitten, und in Knüppelholz und Waasen gehauen; zum Scheitholze blieben also nur die Blöcke, so weit als sie wirklich dazu taugten. Am dicken Ende waren die stärksten davon 26, und die schwächsten 7, am dünnen Ende aber die stärksten 20 und die schwächsten 5 Kalenberger Zolle; in die Länge hielten sie zwischen 48 und 12 Kalenbergische Fuß. Da das Holz nicht recht gut gewachsen war, so waren freilich die meisten Stücke krumm und schief.

Diese 35 Blöcke wurden genau gemessen und berechnet; und dadurch fand man ihren Inhalt 871 $\frac{1718}{1728}$ Kalenb. Kubikfuß groß.

Hierauf wurden sie nun in Längen von 4 und 6 Füßen gesägt, sodann aber in Klafterstücke° von 5 bis 6 Zollen Stärke° in dem größten Durchmesser gespalten. Als sie denn endlich, so wie es hier ordnungsmäßig ist, in Klafter gelegt wurden, so kamen heraus

10 Klafter von 6 Fuß Höhe und Weite u. 4 Fuß Tiefe,
folglich von — — — 1440 Kubikfüßen
und 4 Klafter von 6 Fuß Höhe und Weite u. 6 Fuß Tiefe,
folglich von — — — 864

überhaupt also = 2304 Kubikfuß.

Die Zwischenräume betrugen demnach in einem Klafter gegen 871 $\frac{1718}{1728}$ Holz, 1432 $\frac{10}{1728}$ leeren Raum, oder in jedem Klafter war nur etwas über $\frac{1}{2}$ Holz und beinahe $\frac{1}{2}$ Zwischenraum.

Daß der Zwischenraum bei diesem Versuche so beträchtlich wurde, hatte vorzüglich folgende Ursachen:

Erstlich war das Holz an sich etwas krumm und schief, weil es, wie gesagt, schlecht gewachsen war;

Zweitens nahm der Durchmesser der Blöcke eben dieses schlechten Wuchses wegen, auf kurze Längen zu stark ab. Da nun beim Aufklaftern die dicken Enden alle vorn hin kommen, so mußte hinten desto mehr leerer Raum entstehn;

Drittens entstehn wegen der Krümmen der Klafterstücke° desto größere Zwischenräume, je größer die Tiefe der Klafter ist; und ist daher der Satz des von Burgsdorf (Forsthandbuch S. 338.) nicht richtig, daß man nach dem Verhältnisse der Zwischenräume in dreifüßigem Holze das für größere Scheitlängen nach der Regel detri berechnen könne;

Viertens mag bei andern Versuchen, wobei weniger Zwischenraum geblieben ist, den Scheiten eine größere Stärke gelassen worden seyn.

Uebrigens zeigt sich aber aus diesem Versuche auch noch, wie ungewiß unsere Holzanschläge und Forsttaxen noch sind.

W. W.

Eine Bitte an alle Obrigkeiten und Menschenfreunde.

Ich bin voraus überzeugt, daß alle, welche diese Zeilen lesen, in die darin enthaltene Bitte einstimmen werden. Sie betrift eine Sache, welche Niemandem gleichgültig seyn kann; davon oft das Leben eines Menschen abhängt!

Es giebt Gegenden in Deutschland, wo auf Meilen langen Strecken kein Haus, kein Dorf, und oft kein Mensch angetroffen wird. Dergleichen Helden sind in Westphalen, im Lüneburgischen, in den Marken, im Meklenburgischen ꝛc. Ordentliche Heerstraßen giebt es darin nicht. Es gehen Wege hindurch; aber diese sind sehr unkennbar. Die Spur wird auch oft durch den Sand, welchen

der

der Wind herum treibt, überschüttet und bedeckt. Nicht selten theilt sich der Weg, oder er wird von einem andern durchschnitten. Der dieser Wege unkundige Reisende befindet sich dadurch in eben der Lage, worin er seyn würde, wenn er ohne alle Seefahrtskunde auf einmal mitten auf den Ocean gesetzt würde. Ich gerieth neulich in diese Verlegenheit, als ich über die Dolgerheide reisete, welche zwischen Braunschweig und Hannover ist. Sie ist an 3 Stunden lang, und es giebt auf derselben Gegenden, wo man nichts als Himmel und Erde siehet; wo die Spur des Weges höchst zweifelhaft ist, und wo man sich lediglich nach der Direktion richten muß.

Nun erwäge man den Zustand eines Reisenden, dessen Weg durch solche öde Gegenden geht, wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, oder ein Nebel ihm die Aussicht verhüllt, oder die Nacht einfällt. Es ist alsdann nicht nur sehr leicht, die Richtung zu verlieren; sondern die abgehenden und durchkreuzenden Spuren können ihn auch irre führen. Da es oft sehr wichtig ist, zu einer bestimmten Zeit an einem gewissen Orte einzutreffen; so wird der Plan ganz vereitelt, wenn der Reisende auch nur eine oder mehr Stunden herum irrt. Des Winters bei Frost und Schnee läuft er Gefahr, sein Leben zu verlieren, zumal er auch in Sümpfe gerathen kann, welche sich in solchen Gegenden nicht selten finden. Wie mancher reisende Kaufmann und Handwerker mag nicht schon dadurch umgekommen seyn! Ist man auch so glücklich, einen Hirten, oder andern Menschen da anzutreffen; so steht es noch dahin, ob dieser den Reisenden zurecht weisen kann oder will — denn die Bewohner sind rauh, wie der Boden, worauf sie leben. —

Wie höchst nöthig ist es also nicht, diesem Uebel abzuhelfen? Es ist wahr, daß man es sich in Deutschland immer mehr angelegen seyn läßt, Heerstraßen zu bauen und zu bessern. Wenn diese wohlthätige und überaus nützliche Beschäftigung noch einige Decennien in dem Maaße fortgesetzt wird, worin man sich jetzt darin beeifert; so werden wir in unserm Vaterlande, wenigstens die Hauptstraßen in Chausseen verwandelt sehen. Dieses verdient ungetheiltes Lob. Aber, indem man diesem großen Zwecke eilt, mögte man doch auch die kleineren Gegenstände nicht ganz aus den Augen lassen! Man bauet Chausseen; das geht gewisser Ursachen wegen, entweder nach Maaßgabe des dazu jährlich bestimmten Fonds, oder der dazu geschickten Arbeiter, sehr langsam; man rückt in einem Jahre kaum eine, höchstens zwei Meilen fort, und doch concentrirt man alle Kraft und Aufmerksamkeit dahin, und bekümmert sich um die übrigen Nebenwege und die noch nicht im Plan begriffenen Straßen gar nicht. Diese waren schon sehr schlecht, und werden nun, da man nichts mehr darauf wendet, sondern sich mit dem künftigen Bau tröstet,

tröstet, äusserst gefährlich. Solche Nebenwege sind aber für die Bewohner der Gegend, durch welche sie führen, eben so wichtig, ja noch wichtiger, als die Hauptstraße für das Allgemeine. Man dürfte sie also nicht ganz aus den Augen verlieren; sondern sie wenigstens in brauchbarem Zustande erhalten, bis die Reihe des Baues auch an sie käme.

Inzwischen ergehet jetzt meine Bitte nur um einige Aufmerksamkeit auf jene Wege, welche durch Heiden und Wüsteneien führen. Um den dabei obwaltenden Unglücksfällen, Gefahren und Klagen der Reisenden abzuhelfen, wäre es nöthig

Wegweiser

zu setzen, und um diese Wohlthat ersuche ich alle Obrigkeiten und andre Menschenfreunde, welche in solchen Gegenden wohnen, oder darüber zu sagen haben. Es wäre ja eine geringe Mühe, und wenig kostende Sache, dem Publikum diesen Liebesdienst zu erzeigen. Es wäre nicht nöthig, solche köstliche steinerne Wegweiser aufzurichten, als man hie und da auf den Chausseen findet, oder künstlich verzierte und bemalte hölzerne, sondern es wäre schon hinreichend, rauhe Pfähle zu setzen, mit der Nachricht und Anzeige des Laufs der Wege von Distance zu Distance. Und um dieses Werk desto nützlicher und dauernder zu machen, könnte man in gewissen Distancen Bäume anpflanzen, welche die Richtung des Weges bezeichneten.

K.

Anekdote.

Eine schon ziemlich betagte Bäuerin hatte einen Raben gekauft, den sie zur größten Verwundrung ihrer Nachbaren aufs sorgfältigste hegte und pflegte. Als man sie einst fragte, was für eine Absicht sie eigentlich mit dem Thiere vorhätte? antwortete sie ganz treuherzig: mein Mann und ich haben einmal gehört, daß die Raben ein mehr als hundertjähriges Alter erreichten; wir kauften diesen also, um doch zu sehen, ob das wahr wäre.

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Montag, den 12ten März 1792.

Beurtheilung und Charakterisirung einiger Urtheile über Universitäten.

(Ein übersetztes Neujahrsprogamm vom Herrn Hofrath Heyne.)

Einleitung.

Einige seit einem Jahr, über, oder eigentlicher gegen Göttingen erschienene kleine Schriften, die freilich den der Göttingen näher, also auch anders, als es in diesen Schriften dargestellt und geschildert wird, kennt, ferner den der die Eigenthümlichkeiten, und besonderen Bedürfnisse, die von einer Universität nicht leicht zu trennen sind, von der Summe seiner Wahrnehmungen, weislich abzieht, nicht leicht bestimmen, sein in vielen Stücken vortheilhafteres, und noch in mehrern, verschiedenes Urtheil über diese erste Schule Deutschlands und der ganzen Welt, und über die Lehrer auf derselben zu ändern, könnten doch manchen schon mit Recht genug besorgten Vater, dessen Vorstellung von einer Universität überhaupt, oder von Göttingen wie es jetzt ist, nur nach dem was er von andern hörte, hergenommen ist, noch besorgter und ängstlicher machen, den Geliebten seines Herzens einem solchen stürmischen Ocean anzuvertrauen. — Es war daher zu wünschen, daß wenigstens jemand auftrat und Verdacht gegen die Treue und gegen die gute Absicht dieser Censoren, erregte. — Alle diese Schriften, unter denen zwei, weil sie sich allein mit Göttingen beschäftigen, in dieser Hinsicht das meiste Aufsehen machten*), haben auch selbst so

*) Die erste kam unter dem Titel: Göttingen, nach seiner eigentlichen Beschaffenheit ꝛc heraus. Das Gericht macht einen gewissen Hochheimer, den man in der Welt durch sein Werk über die Erziehung der Griechen sehr vortheilhaft kennt, zum Verfasser derselben. Er war in Göttingen nicht so glücklich, fand nicht den Beifall und die Bewunderung, die er vielleicht erwartet hatte. Und warum er sie nicht fand, darüber belehrt uns die Wirkung; daß ihn

so offenbar in allem das Gepräge der Unreife und Nachläßigkeit, und noch dazu in den meisten Stücken das Gepräge der Untreue und Entstellung. Ohnehin müssen schon selbst das Alter und der Stand der Verfasser uns mistrauisch machen — denn wer ist wohl weniger im Stande, ruhig, unpartheiisch, und gründlich, über Universitäten, über ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, über den Charakter und die Gelehrsamkeit der Professoren — worauf sie sich doch am meisten einlassen, zu urtheilen, als sie. Sie selbst sagen es, sind abgehende Studenten, noch voll also von jenem Gefühl der Wichtigkeit, das den Jüngling in diesen Jahren so glücklich macht, noch vielleicht nicht frei von den Begriffen von Ehre und von Schande, die so manchen Jüngling unglücklich machen. An ein Leben wo sie durch nichts eingeschränkt werden, gewöhnt, finden sie in jeder weisen Zurückhaltung, in jeder Convenienz, die das gesellschaftliche Leben durchaus doch erfodert, Steifheit, Pedanterei und Stolz. Und eben so nennen sie den finster, verschlossen, menschenfeindlich, dem nicht wie dem unerfahrnen Jüngling das Herz auf der Zunge schwebt. — Noch einige Jahre weiter, und ihr werdet anders urtheilen, auch ihr Besser, die ihr nur im Stillen so urtheilet.

Es war daher sogleich beim ersten Lesen dieser Piecen, besonders beim Lesen des **letzten Worts**, durch welchen Titel der Verfasser freilich gleichsam Stillschweigen auflegen wollte, — mein Entschluß, nicht sowohl diese Piecen, und alle die groben Unwahrheiten, Entstellungen und hämischen Urtheile, über den Charakter und die Gelehrsamkeit einzelner Professoren, die darin enthalten sind, zu widerlegen, sondern ich wollte vielmehr, meine in einem fast vierjährigen Aufenthalt in Göttingen, in verschiedenen Verhältnissen gesammleten anders ausfallenden Erfahrungen, durch dieses Magazin bekannt machen. Mit Enthaltung alles Urtheils über den Charakter und Gelehrsamkeit der Professoren, die doch der Student immer nur von der superficiellesten Aussenseite kennt, und deren Zustimmung doch gewiß der haben müßte, welcher die geheimern Nachrichten aus ihrem Privatleben, die er etwa zu haben glaubt, wenn sie auch zur großen Ehre des Mannes gereichen sollten, der Welt laut sagen wollte, da gerade jene Bescheidenheit, die alles was Geräusch heißt, hasset und vermeidet, und die Stille sucht, um gut zu handeln,

ihn das Verkanntwerden, wie er glaubte, erbitterte. In diesem Unmuth, voll von den Gefühlen eines beleidigten Gelehrtenstolzes setzte er sich nieder so sagt das Gerücht und schrieb sein Büchel. Die zweite; letztes Wort über G. erschien 1791. und soll einen gewissen Müller zum Verfasser haben. —

deln, die Ursach ist, warum man sie oft verkennt, und schief beurtheilt – wollte ich vielmehr nur überhaupt über die Zwecke einiger allgemeinen gemeinnützigen Vorbereitungscollegien, so fern ich sie kenne, sprechen, um den angehenden Studenten zu belehren, was er hier zu finden – da aber hierin der Irrthum weit weniger allgemein und schädlich, so sollte es auch nur Nebensache seyn, und mehr wollte ich mich über Oekonomie des Studenten, über die mannigfaltigen Ausgaben, die er sich ganz ersparen, oder geringer machen kann, über besondere Gefahren, vor denen er sich zu hüten hat, über Betragen in besondern Lagen und Umständen, und über manches das Privatleben des Studenten betreffende nach den jetzigen Bedürfnissen und Umständen, auslassen. In diesem Vorsatz bestärkte mich noch das Programm, welches der Hr. Hofrath Heyne beim Anfange des Jahrs und beim Wechsel des Prorektorats über diesen Gegenstand herausgab, und in welchem er Untersuchungen und Belehrungen dieser Art nicht nur für nicht unnütz, sondern für sehr wünschenswerth erklärt.

Da aber dies selbst nicht so leicht ist, als es vielleicht scheint, und andere Geschäfte mich diese Arbeit nur als Nebenarbeit ausführen lassen, und doch dem Publikum Warnung und Mistrauen gegen jene Schriften nicht zu früh kommen kann: entschloß ich mich, dies mit so vieler Wahrheit, Witz und Beredsamkeit geschriebene Programm zu übersetzen — und, freilich ohne alle die mannigfaltigen hinreissenden Schönheiten des Originals, doch, wie ich glaube, treu, es dem größern Publikum zu übergeben. Der Uebersetzer hofft um so eher Entschuldigung und Verzeihung wegen dieser Freiheit vom Hrn. Hofrath Heyne, weil er seine redliche Absicht, vor jenen schiefen und hämischen Urtheilen über einen Ort, und über die Männer, denen so viele brauchbare und edle Männer ihre Bildung verdanken, zu warnen, auf keine Weise sicherer erreichen zu können glaubte. Und jene Erfahrungen bleiben nun entweder noch eine Zeitlang, oder vielleicht für immer zurück, wenn sich, wie ich wünsche, ein anderer Erfahrener der guten Sache annimt. — Doch hierüber mag auch das Publikum eine Stimme haben, welches das Bedürfniß doch am besten fühlt.

Nach einer allgemeinen Anzeige des nächsten Zwecks dieses Programms und nach allgemeiner Glückwünschung für das neue Jahr, für den neuen Prorektor, Doctor Kulenkamp, und für den Flor der Universität, fängt die Abhandlung selbst so an:

Da nun aber nach einmal üblichem Gebrauch die Anzeige einer Feierlichkeit auf Akademien nie ohne Ausführung irgend eines Stofs geschehen kann, so will ich, ohne einen gelehrten eigentlich wissenschaftlichen Gegen-

stand, deren leicht mehrere bei der Hand seyn dürften — eine andere, mehr alltägliche, verständliche, und eigentlich aus dem Kreise, in welchem wir leben, genommene Materie, auffassen. Denn, was kann wohl für uns, die wir in den Wissenschaften und auf einer Schule der Wissenschaften leben, passender und näher, was mit unsern Beschäftigungen enger verbunden seyn, als die Einrichtungen und der dermalige Zustand der Universitäten, was sie Gutes und was sie Fehlerhaftes haben, was an ihnen zu loben, und was von der andern Seite zu tadeln ist; besonders bei der jetzt gewöhnlichen Leichtfertigkeit und Frechheit im Urtheilen über sie, — ungeachtet doch wohl nicht leicht eine Anstalt seyn kann, über welche man mehr geprüfte und durchdachte Urtheile wünschen sollte, keine, über welche bei der großen Verschiedenheit der Gesichtspunkte, Gegenstände, Ursachen und Zwecke, die hier in Betrachtung kommen, so verschieden geurtheilt werden kann, keine, bei welcher so vieles mit dem Unbestande der menschlichen Natur und der irdischen Dinge in Verbindung steht, daß es daher auch sehr leicht, auch dem minder scharfsichtigen Auge sehr leicht seyn muß, Fehler zu entdecken, deren Abhelfung denn aber wegen der Schwierigkeit, sowohl des Auffindens, als noch mehr der Anwendung der gehörigen Mittel bei weitem schwerer ist.

Es kann daher nichts mehr zu wünschen seyn, als daß mehrere würdige, durch Erfahrung und in Geschäften gebildete Männer, ihre Bemühungen und Untersuchungen vereinigten, um die Zwecke und Absichten, die Einrichtungen, Veränderungen, den Wachsthum und den Verfall der Universitäten zu untersuchen, um aufzufinden und anzugeben, was den veränderten Zeitumständen und Bedürfnissen angemessen sey, und durch was für Anstalten, und durch welche weise Verfügungen manches gewissen bestimmten Zwecken besser angepaßt werden könne.

Denn, da es keine menschliche Anstalt giebt, da es nicht einmal ein Gesetz, eine Staatsverfassung giebt, welche nicht einer ähnlichen Aufmerksamkeit bedürfte, so, daß mit dem Lauf der Zeiten eine neue Revision, Untersuchung und Verbesserung dessen, was fehlerhaft und unhaltbar geworden, Vollführung dessen, was nur angefangen, vorgenommen werden muß; so muß dies um so mehr bei einer Anstalt geschehen, deren erste Entstehung ins Alterthum hinein geht, oder die doch nach einem Muster aus demselben gebildet, in der Folge der Zeiten bei den Abwechselungen und Veränderungen der Menschen und der Dinge, entweder von der alten Form so abgewichen, daß diese Abweichung auch zugleich eine Abweichung vom rechten Wege ist, oder bei denen man, vermöge jener Veränderung der Umstände, das Alte zum Nachtheil beibehält. Die Universitäten haben nun aber ihre ersten Einrichtun-

richtungen, Gesetze und Rechte aus jenen Zeiten, in welchen die Verhältnisse des gemeinen Lebens und die Einrichtungen des Staats bei weitem von den heutigen abweichen. In jenen Zeiten wurde alles nach gewissen Rechten ganzer Gesellschaftskörper und Collegien festgesetzt, selbst die Religion und alles, was den Gottesdienst betraf, war in den Händen gewisser gesellschaftlicher Communen und Orden. Ist es daher zu verwundern, daß das Recht, Wissenschaften öffentlich zu lehren, gewissen, in mehrere Theile getheilten Körpern, vorzüglich gegeben wurde? Schwerlich würden auch ohne dies die Wissenschaften in jenen Zeiten wieder haben aufkeimen und aufblühen können. Mit dem Fortgang der Zeit und der Dinge, nach veränderter Einrichtung der Staaten, vorzüglich nach der Religionsverbesserung, ist auch wirklich schon manches ins Bessere umgeformt, vieles andere aber ist freilich noch so, daß man mit Recht wünschen kann, es mögte auf eine gute Art wirklich verbessert werden können. Mit diesem zugleich aber das wirklich gut Eingerichtete erschüttern wollen, wäre doch in der That schlimm gerathen, und um desto schlimmer, wenn die Mittel, die man anwenden muß, das Mangelhafte, und Unvollkommene weder ganz würden aufheben können, und obendrein noch eine andere Lücke verursachen würden. — Zum Beispiel, man hebe von der Universität die jetzige Form der Disputationen und Examina, worüber so viele schreien, ganz und gar weg, man lasse alle jene sogenannten höchsten Würden in den Wissenschaften, und die mit ihnen verbundenen Gerechtsame gänzlich aufhören — gut, wenn wir nur etwas Besseres hätten, das wir an ihre Stelle setzen könnten, damit das Publikum und der Staat — woran ihm doch sehr viel liegt — über die Talente, Kenntnisse und Bildung der heranwachsenden Mitglieder urtheilen kann. Aber, man fordert ja auch nur mehr Strenge darin. Mehr Strenge? und das in einem Zeitalter, in welchem sich die durch Luxus und Weichlichkeit erschlaffte häusliche Zucht und häusliche Tugend, so in alle öffentliche Geschäfte und Verhandlungen eingeschlichen hat, daß die meisten strengere Kritiken und Verordnungen für unbillig finden würden! Man hat den Zeitbedürfnissen nachgegeben, und den Gebrauch der lateinischen Sprache im Vortrage der Wissenschaften abgeschaft, — wie mannigfaltigen Nachtheil hat nicht schon diese Nachgiebigkeit den Wissenschaften und der Verwaltung der Geschäfte zugefügt. Man versuche es einmal, und schaffe alle gelehrte Sprachen weg, bald wird man sehen, wie es um alles ernsthaftere und gründliche Studiren geschehen seyn wird. So kann und muß man sich denn doch aber nach Mitteln umsehen! — Freilich, nur muß man zugleich dahin sehen, ob die geschwächten Körper Mittel vertragen können, die zugleich wirksam genug sind, um das Uebel wirklich heben zu können.

So

So hat es zum Beispiel für die Erlernung der Wissenschaften und für das Wohl der ganzen Gesellschaft vielen und großen Nachtheil gehabt, daß auf unsern Universitäten, beinahe alle Aufsicht, wenigstens alle engere Aufsicht über den lebhaften und unerfahrnen Jüngling wegfällt; daß in die Stelle der nachsichtsvollen gütigen Erziehung des Vaters, der strenge Ernst des Richters und der Obrigkeit trit. Aber doch wohl nur eine sehr einseitige Klugheit würde hierin eine Veränderung verlangen.

Man muß daher nur auf gelegene Umstände, und auf den rechten Zeitpunkt warten, wie man dem einen und dem andern Uebel abhelfen, und es unschädlich machen kann.

Doch hierüber ist von gelehrten Männern, die über Universitäten geschrieben haben, unter denen unser sel. Michaelis eine der ersten Stellen einnimt, genug geredet worden; auch ist in unsern gelehrten Anzeigen manches bei der Beurtheilung der Bücher dieses Inhalts, beigebracht worden. Ja, es war sogar von der Königl. Societät der Wissenschaften eine Aufgabe – über die Universitäten in Deutschland, über ihre Einrichtungen und Verfassungen, über ihre Veränderungen und Fortschritte zur Brauchbarkeit und Vollkommenheit — zur Beantwortung aufgegeben, und wir wünschten, daß sich die Herren, die sich in den Kritiken der Universitäten so viel herausnehmen, uns einen Beweis ihres Scharfsinns und Urtheilskraft hätten vorlegen wollen: aber es bedarf allerdings weniger Kopf, Gelehrsamkeit und Mühe, nach Art alter übel berüchtigter Matronen sich hinzusetzen, und über Dinge, die man nicht versteht, auch nicht kennen zu lernen und zu prüfen Lust hat, zu schwatzen und zu radottiren, hämische Erzählungen, mit noch hämischern Zusätzen zu bereichern, und nicht als Beurtheiler mit Würde, sondern als Gaukler und Marktschreier mit Frivolität und Impertinenz zu lästern und zu verläumden.

Wendet man sich nun aber vom Allgemeinen, und von dem, was allen Universitäten gemein ist, weg, zu einzelnen hin, so ist es kaum zu glauben, wie große und viele Schwierigkeiten, jede Veränderung der Dinge und Einrichtungen, die einmal durch Gesetze und Rechte fundirt und angenommen worden sind, hat. Es ist fast keine Verbesserung irgend eines Fehlers in der Anlage möglich, die nicht zugleich für irgend Jemand ungerecht seyn sollte. — Eine Universität ist ein aus so vielen Theilen zusammengesetztes Ganze; von diesen Theilen stehen nun manche mit andern Theilen des ganzen Staats in Verbindung; noch mehr, es enthält dies Ganze viele Theile, die von einander gar sehr verschieden sind, und von denen doch einer den andern erhält. —

Wie viele Schwierigkeiten und Hindernisse stehen nicht allein einer guten Zucht und Ordnung auf Universitäten im Wege! Wie viele nicht

den

den öffentlichen Policeianstalten? Wie vieles ist nicht in den Verfassungen der Staaten, der Sitten und Observanzen der Städte, in welchen die Akademie liegt, wie vieles ist nicht in den Rechten der Studirenden, in der Rücksicht, die man auf die Freiheit derselben nehmen muß, in der Nachsicht, die das Alter des Jünglings mit Recht fodern kann, und wie vieles ist nicht noch in andern Ursachen, die sie erschweren, ihr im Wege stehen, sie unmöglich machen! Und bei alle dem soll und muß doch vom Lehrer sowohl als vom Lehrling, auf die Erlernung und die Erweiterung der Wissenschaften die größte Sorgfalt gewandt werden; es müssen litterarische Hülfsmittel und Instrumente zur Erleichterung angeschaft werden. — Zu diesen allen müssen Kosten verwandt werden, es müssen Schätze und Güter, die für andere Theile des Ganzen eben so nothwendig sind, gesammelt werden — denn, fehlen diese, so fallen, durch die Armuth oder durch die gar zu große Last der Ausgaben unserer Staatscassen, alle schönen Plane zur Verbess rung und Vervollkommnung, zusammen. Und nun mögen diejenigen, welche die Einrichtungen unserer Universitäten, wenn sie irgendwo eine schwache, unhaltbare Seite zu sehen, sich einbilden, so bitter tadeln; sie mögen kommen, und vor allen Dingen durch wohlcalculirte Plane neue Quellen zur Bestreitung der Kosten ausspähen, neue Erwerbsmittel anweisen.

Da zudem nicht alle Universitäten von einerlei Art sind, nicht alle dieselbige Verfassung haben, und in ihren ersten Einrichtungen eine jede ihr eigenes Gutes und ihr eigenes Mangelhaftes hat, z. B. darin, daß die eine nach ihren eigenen Gesetzen und Gerechtsamen regiert wird, sich von einem eigenen ihr angewiesenen Fond erhält, die andere hingegen, höhern und besonders geistlichen Collegien, untergeordnet ist, oder auf andere Weise und unter anderer Direktion verwaltet wird. Oder auch dadurch entsteht eine große Verschiedenheit, diese erwartet ihre Frequenz durch den Besuch von Ausländern nicht, und jene kann dadurch allein bestehen und blühen. — Beides hat sein Gutes und sein Böses. — Ohne Zweifel ist auch für die Ausbildung und Erhöhung der Wissenschaften selbst, der Nutzen derjenigen Universitäten ausgebreiteter, wo sich aus allen Ländern und von allen Seiten her Zuhörer und Lehrer zu einer großen Gesellschaft vereinigen. — Aber, dafür lassen diese nun unmöglich eine solche akademische Zucht zu, wodurch man den Ausschweifungen eines jeden frühzeitig und ernstlich genug begegnen könnte.

Hier sieht man, wie vieles in Betracht komt, wie Verschiedenartiges, wie eins mit dem andern Zusammenhängendes, wiederum wie Widersprechendes, wie kaum zu einem Ganzen zu Vereinigendes. Noch leichter sieht man, ob diejenigen, welche sich zu Beurtheilern der Universitäten aufwerfen,

sen, hieran, und an so unendlich viele andere Dinge, die hier in Betrachtung kommen, jemals gedacht haben? und ob sie durch ein geschäftiges Leben und Erfahrung gebildet, nach angestellter genauer Untersuchung, und nach einem reifen Nachdenken, das, was sie vermöge ihrer genauern Kenntniß und strengern Prüfung, bewährt gefunden, dem Publikum vorgelegt haben. Es bedarf nemlich nur eines eingeschränkten Kopfes, ja, nur eines Kopfes, der noch weniger als dies ist, um in allem, was Regierung und Staaten betrift, das zu bemerken, worin allerdings eine bessere Einrichtung zu wünschen wäre; aber, viel gründlichere Einsicht, viel mehr Genie wird erfordert, um einzusehen, woran es liege, daß dies nicht besser eingerichtet ist, und nicht besser eingerichtet werden kann. — Um die Mittel endlich aufzufinden, die wir für heilsam und wirksam halten, woher man diese Hülfe erwarten müsse, nach welchen Vorbereitungen, auf welche Weise, mit welcher Vorsicht sie anzuwenden, damit sie nützlich und kräftig sind, und nicht im Gegentheil dem, was man ausbessern will, von einer andern Seite einen noch gefährlichern Riß zufügen! Aber, dies alles hat nun wiederum, wenn es gleich im Allgemeinen, nach allgemeinen Grundsätzen leicht entworfen und vorgeschlagen, bei einzelnen Fällen und bei der Anwendung, seine neuen und eigenen Schwierigkeiten und Hindernisse.

Hiemit wollen wir jedoch gar nicht leugnen, daß bei den Universitäten nicht vieles zu verändern sey, und theils auf öffentliches Veranstalten, theils von einzelnen Mitgliedern durch grössere Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und durch treuere Gewissenhaftigkeit verbessert werden könne. — Wir wollen ferner nicht leugnen, daß man allen denen gar sehr vielen Dank wissen müsse, die laut darüber reden, verborgene Mängel aufdecken, alte Gebrechen an das Tages Licht bringen, und Mittel zur Hebung des Fehls an die Hand geben; denn allerdings ist die Freiheit, über alles laut zu reden und Gebrechen öffentlich zu rügen, ein grosser Vorzug unserer Zeit, und sorgfältig müssen wir darüber wachen, daß man uns dies Kleinod, selbst wenn mehrere es schlecht, als gut gebrauchen sollten, nicht entreisse. Nur darf man nicht vergessen, wie viel mehr der unsere Rüge verdient, der in der vor aller Welt freiwillig übernommenen Rolle eines Censors, wo er die Klugheit eines Nestors oder Ulysses beweisen sollte, den Thersites macht, und sich einbildet, seine Rolle vortreflich gespielt zu haben, wenn er nur schrie, schimpfte und lästerte.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Freitag, den 16ten März 1792.

Beurtheilung und Charakterisirung einiger Urtheile über Universitäten.

(Schluß).

Es ist wahrlich doch sehr boshaft, ohne angewandte Mühe, eine Sache richtiger als andere einzusehen, ohne angestellte Untersuchung und Prüfung, aufzutreten, und hier laxe Grundsätze, hier Unwissenheit, hier offenbare Dummheit, und hier Tücke des Herzens an den Tag zu legen. — Ueber nützliche Dinge auch nicht eine nützliche Bemerkung zu machen, über wichtige Dinge nichts Gründliches zu wissen, ein jedes fliegendes Gerücht, und jedes Mährchen für wahr anzunehmen, nur den Zweck zu haben, den Anstalten und Männern eine Makel aufzuheften, deren Würde und Ansehen alle Edle, des allgemeinen Bestens wegen, heilig und unverletzlich halten!

Damit aber auch nicht ich das Ansehen haben mag, auf dieselbe Weise durch Deklamationen dies dargethan zu haben, so will ich einige Punkte noch besonders berühren, über die manche mit vieler Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Unvorsichtigkeit ihren Tadel auszuschütten pflegen. Damit durch diese Beispiele jeder Leser vor jenem jugendlichen Leichtsinn und Muthwillen, worauf sich bekanntlich einige sehr viel zu gute thun, gewarnet werde.

Zuerst — Man fodert vieles, was auf Universitäten durchaus nicht seyn kann, durchaus nicht seyn darf: So wird sich kein Mensch von gesundem Verstande und richtigen Einsichten beklagen, man vermisse hier auf der Universität des Höflings Feinheit, Galanterie, Geschwätzigkeit in Gesellschaften. — Hier wären keine brillante allgemeine Assembleen, tägliche Clubs, Schmäuse, Gastereien und Visiten. — Unsere Wünsche sind bescheidener, wir wünschen nur, daß man uns nichts, was bäurisch, muthwillig und tadelhaft heißt, zur Last legen könne. — Fordert man vom Professor — und mit Fug und Recht kann man es fordern — daß er sich seinen täglichen Geschäften mit möglichster Treue widme, das

Gebiet der Künste und Wissenschaften obendrein noch erweitere, verschönere und berichtige; wie in aller Welt soll man denn von ihm erwarten, daß er seine schöne edle Zeit im Kreise müssiger Menschen tödte? Denn, gewiß sind gerade die am wenigsten im Stande, eine Conversation über wichtige, und ins Fach der Gelehrsamkeit einschlagende Materien zu führen, die diese Klage über Ungeselligkeit und Verschlossenheit erheben. Oder, soll man vom vernünftigen Mann verlangen, daß er seiner Gattin oder seinen Kindern die Gesellschaften erlaube, in welchen die Herren die Hauptrollen spielen, die ihrem guten Namen gefährlich sind, die unverschämte Erdichtungen sich erlauben, und jene schönen Erdichtungen durch eine Schar teke dem Publikum übergeben! Gerade diejenigen also, denen jede Kenntniß der Menschen, Sachen und Geschäfte ganz fremd ist, die daher auch kein Gespräch anzufangen, kein angefangenes unterhaltend fortzuführen im Stande sind, diese klagen andere an, die sich nicht gern die vergebliche Mühe geben wollen, aus dem Stummen einige Worte, oder Worten ähnliche Töne herauszupressen. Wie ungerecht sind also jene Herren Censoren! Bewundert doch ihre Klugheit, wie schön sie ihre Eingeschränktheit, ihren Mangel an guter Lebensart, einem andern zur Last legen können.

Von welcher Art, sollten wir wohl glauben, daß das seyn müsse, was gerügt werden soll? Doch unstreitig wohl nur wichtige, und den Vortheil der Universität, und der Läuterung der Wissenschaften nützliche Dinge?

Wem würde es auch jemals einfallen, es zu misbilligen, wenn Jemand etwas Bewährtes über die Einschränkung des das Seinige verschwendenden Jünglings, über die Wegschaffung und Vertilgung der verderblichen Ränke der Juden, über die mannigfaltigen schädlichen Misbräuche des Verpfändens beim öffentlichen Leihhause, über Verminderung des Aufwandes und Luxus, über Aufhebung der Landsmannschaften und Orden — wenn Jemand über dies alles etwas Bewährtes vorschlüge, oder irgend einen neuen Rath oder ein neues Mittel an die Hand gäbe? Wer wollte ferner nicht gern, daß eine bessere Art der Zubereitung und der Wahl der Speisen von den Speisewirthen eingeführt würde? Daß den Betrügereien und feinen niedrigen Prellereien der Hauswirthe Einhalt geschähe? Daß man der Sinnlichkeit und dem Unverstande derer begegne, die neben den Musen und Grazien auch die Verehrung des gröbern Bauchs einen Platz einräumen. Aber hievon und von allem dem, was hieher gehört, sagen jene Herren auch nicht ein Wort, oder reden davon doch mit so weniger Einsicht und Bestimmtheit, daß man es gar deutlich sieht, wie schön vorbereitet, und mit welchen edlen Absichten sie die Feder ergriffen. Zum Beispiel, sie schreien, das sey

allgemein, was doch nur in wenigen einzelnen Fällen wahr ist; dann erzählen sie entweder ganz erdichtete, oder durch Erdichtungen entstellte Beispiele, wärmen auch wohl alte Schnurren eines witzigen Kopfes, die sie eben hörten, wieder auf; nichts erzählen sie, wofür sie mit ihrer Ehre und Namen haften, wobei sie die Quellen angeben, doch auch diese ist auch da von keinem Gewicht, wo sie sie fälschlich zum Gewähr setzen. — Als Zeugen haben sie etwas mit ihren eigenen Augen gesehen, mit ihren eigenen Ohren gehört, was sie doch nur vom Sagenhören wissen. Von allem dem hingegen, was zur Verbesserung dessen, worüber sie mit so vieler Leichtfertigkeit aburtheilen, mit Hofnung einigen Erfolgs geschehen kann, oder was schon in dieser Hinsicht geschehen und versucht worden ist, und mit was für Erfolg dies versucht wurde, oder warum die angewandten Mittel nicht wirksamer, nicht daurender waren, ja davon wissen sie freilich nichts. Noch weniger sehen sie ein, daß das meiste, was Tadel verdient, nicht den Universitäten zur Last gelegt werden kann, sondern vielmehr seinen Grund in der allgemeinen Lebensart, im Geist und in den Sitten des Zeitalters, in der Unbesonnenheit und Flatterhaftigkeit des Jünglings, in der Erziehung, die die meisten in dem Hause ihrer Väter erhielten, und in den unvernünftigen, unzweckmäßigen Anweisungen der Aeltern, mit denen sie zu uns kommen, haben.

Doch, dies alles könnte man noch hingehen lassen: denn, wäre es wohl billig, von einem Jüngling, oder von dem, der sein Begleiter, Führer und Rathgeber seyn sollte, wenn er einige Monate, oder selbst ein oder zwei Jahre in einer Gesellschaft lebte, und, — denn, dies ist ja doch ihre bitterste und allgemeinste Klage — und gar keine Gelegenheit hatte, sich gebildeteren, durch Erfahrung und durch ein geschäftiges Leben, im Umgang mit Menschen, mit Kenntnissen versehenen Männern, zu nähern, wäre es nicht unbillig, von diesem eine vollständige Kenntniß aller ihrer mannigfaltigen Verhältnisse, Theile, Regionen und Eigenheiten zu fodern?

Noch mehr, man könnte auch das hingehen lassen, daß sie von wichtigen Sachen, von denen sich auch sehr vieles sagen ließe, schweigen, und dafür über geringfügige, nicht zur Sache gehörende und thörigte Dinge, viel Worte machen. — Nur müßten sie sich keine Ungerechtigkeiten und Bosheit erlauben; und dies gerade ist der Fehler der meisten jener Kritiker: wenn sie nemlich auftreten, um über akademische Einrichtungen, über die Fehler und Vorzüge derselben zu urtheilen, springen sie bald ab, und werfen das, was sich hievon sagen ließe, auf Personen, auf Professoren. Und ob es gleich viel Unbescheidenheit bei einem Jüngling verräth, über große Männer, zu deren Stand und Würde er nie durch eigene Verdienste kommen wird, und noch dazu über

mehrere, die er weder durch vielen, noch durch langen Umgang kennt, über diese Männer, wenn er sich selbst weder durch Talente, Gelehrsamkeit, tiefen Blick, noch Erfahrung auszeichnet, vorlaut und unüberlegt zu urtheilen, und sein Urtheil der Welt mitzutheilen — so könnte doch selbst dies noch verziehen werden, wenn Jemand das, was er von der Gelehrsamkeit, von den Kenntnissen, von dem Vortrage, von dem Eigenthümlichen, von den Geistes- und Seelenkräften eines Mannes denkt, mit etwas ungewöhnlicher Freimüthigkeit sagte, sollte er gleich als Jüngling freilich nur selten im Stande seyn, gehörig über das zu entscheiden, was an einem Professor zu loben oder zu tadeln ist. Daher vermissen sie denn auch bei den Männern dieses Standes etwas — sey es nun eine besondere Gabe des Geistes und der Seele oder des Glücks, — das ganz und gar nicht mit Gelehrsamkeit und solch einer Lebensart zusammenpaßt, daher auch entweder nie in Betrachtung kommen, oder doch wenigstens nicht allen und jeden eigen seyn kann; mithin würden wir oft, wenn wir jener Herren Wünsche erfüllt sähen, nicht bessere, sondern weit schlechtere Lehrer der Wissenschaften haben. —

Wie wird nun aber auch der billigste und gelindeste über die Menschen urtheilen, die dem häuslichen Leben eines Professors neugierig nachforschen, — welche Familiengeheimnisse, die nach dem ersten Gefühl der Menschlichkeit heilig und unverletzlich seyn sollten, die ja ohnehin mit seinen öffentlichen Geschäften, mit seinem Amt, mit seiner Gelehrsamkeit nichts gemein haben, in keiner Verbindung damit stehen, ans Licht bringt? Ist dies nicht ein Verbrechen, würdig der ernstlichen Ahndung des bürgerlichen Richters? Und worin liegt das Größere des Verbrechens desjenigen, der Wände durchbricht, das Haus beraubt, bestiehlt, und ausplündert? Dringt ja doch dieser Mensch ins Innere eines Hauses, ins heilige Gemach eines Hausvaters, und raubt die köstlichste Sache, ohne welche unser Leben selbst nichts Süsses mehr hat, — den guten Namen und die bürgerliche Achtung. Entreißt er doch dem Vater, der Mutter, dem Sohn, dem Geschlecht, dem Schwäche und Kraftlosigkeit zum Loos fiel, das Mittel, wodurch sie sich gegen jedes Unrecht und Ungemach sichern. Man nenne mir doch ein größeres Unheil, das je ein Räuber und Dieb einem Hause, in welches er brach, zufügte? Nimt man aber noch hinzu: — Vielleicht that er es gar solchen Häusern an, wo man ihn mit vieler Liebe und Freundlichkeit, als Hausgenoß, oder Hausfreund aufnahm, wo er oft im vertrauten Cirkel, durch manches muntere Gespräch ergötzt wurde? oder wo er zu gemeinschaftlichen Vergnügungen und Belustigungen, zu Concerten, Bällen, zugelassen ward? Und endlich: — Wenn er nun gar Unwahrheiten und Erdichtungen erzählt?

Von

Von dem, was er nur hörte, sagt, ich war dabei! Wenn er dem, was er gehört, eine falsche Deutung, eine hämische Auslegung giebt? Wenn er verstümmelte Erzählungen, noch mehr verstümmelt und aufstutzt? Wenn er die Einfälle und Erfindungen seines Gleichen, wodurch sie den Schwächling aufzogen, als Wahrheiten, als wirkliche Thatsachen erzählt, dem unerfahrnen argwöhnischen Volk ausplaudert? Wenn er seine oder eines andern Plattitüde einem witzigen Mann in den Mund legt, und dieser in eben dem Grade Ansehn erwirbt, als er jenes Ehre verkleinert? Wie, wenn er vielleicht in den dürftigsten Umständen, durch Menschenfreundlichkeit und Mitleiden anderer unterhalten, vor dem höchsten Mangel geschützt, denn aber durch eigene Schuld es verwirkt hätte, daß er sich von hier entfernen müßte, und nun mit Schmähungen gar das Haus, wo man ihn aufnahm, beschimpfte? Und sollten nun wohl diese Menschen auch nur den mindesten Glauben, auch nur das kleinste Gewicht in dem haben, was sie über Universitäten raisonniren, und urtheilen?

Kein Unbefangener unter uns, wird dies zugeben, Niemand wird sein eigenes Urtheil durch diese Verläumdungen und Schmähungen so überschreien lassen, daß er ihnen folgend, über unsere oder über irgend eine andere Universität so urtheilen sollte. Wir selbst fühlen die Mängel, die uns drücken, gar wohl, jedoch können wir jeden Unbefangenen auffodern, und er wird bezeugen, daß die meisten der Art, daß diese Mängel, und alle sonstige Unbequemlichkeiten nur den treffen und fühlbar werden, der das Gute, das denn doch auch bei uns ist, nicht zu gebrauchen weiß, oder der es nicht gebrauchen will. Ganz gleichgültig können wir daher auch dem zusehen, wenn Neider und Misgünstige, mit Eifer und Grimm uns anfallen. Es ist doch wahrlich besser, in einer Lage zu seyn, wo man den Neid erregt, als wo man das Mitleiden erweckt. —

Freilich wissen wir nur zu gut, daß alles in dieser Welt veränderlich, unbeständig, dem Wechsel unterworfen ist; doch, so lange wir auf unserm Posten stehen, wollen wir uns nicht unsere Waffen, nicht unsere einmal errungene Lorbeeren wieder aus den Händen winden lassen, und wollen mit allen unsern Kräften und mit aller Sorgfalt dahin arbeiten, daß der Ruhm unserer Georgia Augusta, uns lange noch glorreich überlebe; nicht soll uns die Erfahrung muthlos machen, daß es leider so viele giebt, auf welche man jene Verse des Horaz umgekehrt vortreflich anwenden kann:

Sunt quibus, unum opus est, intactæ palladis arces,
Carmine perpetuo celebrare, &
Undique decerptam fronti præponere olivam.

Hor. Od. I, 7.

Das Uebrige, was nicht in unserer Macht ist, vertrauen wir ruhig und unbe-

unbesorgt der göttlichen Vorsehung an, die auch in diesen Jahren, unter den Schrecknissen und Gefahren, die der Ruhe der Staaten zu drohen scheinen, uns und die Unsrigen beschützen und erhalten wird. Denn, da es jetzt vielen weder an dem Willen, noch an Planen fehlt, wie man den Zustand von Europa, und vorzüglich die Verfassung unsers deutschen Vaterlandes umstürzen könne, so tröstet uns doch, daß ihnen zum Glück jenes fehlt, ohne welches denn doch die weisesten und unweisesten Entwürfe, nur Entwürfe bleiben müssen. Da man aber doch im kleinen in den Unternehmungen des Privatmannes die Erfahrung hat, daß man, mit verzweifelter Kühnheit, durch höchstes Bedürfnis und drückendsten Mangel gezwungen, oft etwas unternimt, was bei weitem die Kräfte übersteigt, so ist doch die Furcht nicht allerdings ungegründet, daß nicht auch hier, wie bei einem baufälligen Gebäude, ein Riß dem andern folgen sollte, wenn das Ganze erst einmal erschüttert worden ist.

Wir flehen daher den mächtigen und weisen Lenker und Regierer aller Dinge an, daß er unsere Wünsche und Gebete um Freiheit und Festigkeit des Staats, jene edelsten Kleinode, die das Leben angenehm und glücklich machen, erhöre und gewähre.

Soll man die Frösche ohne Unterschied aus den Gärten vertreiben?

Vor einiger Zeit fielen mir einige Theile des **allgemeinen Magazins, der Natur, Kunst und Wissenschaften** in die Hände. Ich fand daselbst Th. XII. S. 313. f. einige Bemerkungen über den Nutzen der Frösche in den Gärten, und unter diesen viel Uebereinstimmendes mit meinen Bemerkungen über eben diesen Gegenstand. Die Sache an und für sich, ist wichtig; sie verdient Aufmerksamkeit. Ich vermuthete nicht ohne Grund, daß vielleicht nur wenige Leser dieser Blätter, dieses Buch besitzen und daher auch diese Beobachtungen den wenigsten bekannt seyn würden. Ich glaube also einigen Dank zu verdienen, wenn ich hier dieselben in möglichster Kürze wiederhohle.

Es ist etwas sehr gewöhnliches, daß sowohl die Gärtner als ihre Taglöhner, alle Thiere verfolgen, die sie in ihren Bezirken antreffen. Sie sehen sie für eben so viele Feinde an, welche man nothwendig vertilgen müsse, und wovon sie, wenn es möglich wäre, das ganze Geschlecht ausrotten mögten. Demohngeachtet verzeihe man einem Gärtner, wenn er den Maulwürfen, die seine Felder umwühlen, Schlingen legt und die Kröten vertreibt, die die Wurzeln seiner Pflanzen abnagen.

Der

Der Schaden, den ihm diese Thiere zufügen, ist augenscheinlich, und sein Vortheil berechtiget ihn, sie zu verfolgen. Ob man aber gegen jedes Thier, das unsre Felder besucht, grausam seyn müsse, das ist eine andere Frage. Unter diesen Thieren können oft nützliche seyn, die uns Vortheil bringen, indem sie unser Eigenthum wider wahre Feinde beschützen, auf die wir nicht einmal einen Verdacht werfen.

Eins der vorzüglichsten von diesen nützlichen Thieren ist der Frosch. Dieses unschuldige Amphibion, verdient, da es fast von jedermann gehaßt und ungerechter Weise verfolgt wird, unser wahres Mitleiden. Wenn es uns gleich von unsern Angern und Rasenplätzen ein wenig Gras raubt, so ersetzt es doch diesen Schaden durch wirkliche Vortheile, die ich hier kürzlich auseinander setzen will.

Ich übergehe hier den großen Nutzen des Frosches in der Arzney, weil er hinlänglich und zur Genüge bekannt zu seyn scheint. Bloß durch eigne Erfahrung werde ich zu beweisen suchen, daß eine Menge Frösche unsern Gärten und Feldern einen wahren Nutzen verschaffen, und ich übernehme hier ihre Vertheidigung, um so viel lieber, da ich glaube, daß das besondre Verdienst, so ich an ihnen wahrgenommen habe, nur wenigen Oekonomen bekannt ist; und wenn man sich von der Wahrheit der Sache hinlänglich überzeugt hat, (wie denn das leicht geschehen kann), so wird jeder Landwirth diese Thierchen künftig desto lieber haben, und sie nicht mehr so verfolgen.

Ein werther Freund lehrte mich jüngst eine besondere Zubereitung des Herzens und der Leber dieser Thiere, als ein sicheres Mittel wider eine gewisse Krankheit. Der Frosch mußte auf dem Rücken geöfnet und diese Theile in möglichster Geschwindigkeit heraus genommen werden, weil das Thier noch lebte. Bei diesem Geschäft trafen wir bei verschiedenen, Stücken von Schneckenschaalen an, welche von der Gattung waren, die sehr helle Farben haben, und womit die Kinder im Frühjahr und Herbste zu spielen pflegen, weil sie um diese Zeit gewöhnlich leer sind. Anfangs war's mir ganz unbegreiflich, wie ein Frosch die Schnecken nebst ihren Schaalen verschlucken könnte, aber eine Reihe von Erfahrungen überzeugten mich von der Wirklichkeit dieser Sache, und ich bemerkte gar bald, daß der Frosch seine Hauptnahrung daraus machte.

Diese Entdeckung war mir um so angenehmer, da ich oft den beträchtlichen Schaden erfahren hatte, welchen diese Schnecken allen jungen Pflanzaten zufügen, indem sie die zartesten davon fressen und die andern mit ihrem Unrath dermaaßen beschmuzzen, daß man sie oft gar nicht gebrauchen kann. Diese gefährlichen Thierchen schonen in der That nichts; sie benagen sogar die Bäume und fressen die Blätter und zartesten Knospen ab. Des Morgens und Abends, vorzüglich bei starkem Thau und regnigtem

Wetter

Wetter, ſtellen ſie ſich häufig ein. Am häufigſten halten ſie ſich bei Waſſergräben und Teichen auf, wo ſie zuletzt alles verheeren. Läßt man aber den Fröſchen freien Weg, ſo werden dieſe in kurzer Zeit die Schnecken, als ihre Haupt- und Lieblingsſpeiſe aufräumen und dadurch den Schaden der durch dieſes Ungeziefer entſteht, hinlänglich verhindern. Ihr Magen verdauet die Schale völlig und das flüchtige Salz, welches ſich häufig darin befindet, macht ſie recht fett.

Es muß einen Liebhaber der Gärtnerei ſehr unangenehm ſeyn, wenn er ſieht, daß ſeine jungen Pflanzen und Stauden, die er mit ſo viel Sorgfalt wartet und pflegt, von ſchädlichen Gewürmen und Inſekten abgefreſſen und verheeret werden, daher habe ich geglaubt, denſelben eine Gefälligkeit zu erweiſen, wenn ich ihnen ein eben ſo einfaches als ſicheres Mittel mittheilte, wodurch ſie ihre Pflanzen vor den gefährlichſten Feinden des Wachsthums derſelben in Sicherheit ſetzen könnten. Wenn wir nur wider die ſchwarzen Schnecken, ein eben ſo einfaches und ſicheres Mittel hätten! —

Vor Hannover. B.

Anekdote.

Als 1775. bei der Wiedereinſetzung des Parlaments die ganze Stadt Toulouſe ihre Freude zu erkennen gab, wollten die Schuhputzer, die in den großen Städten Frankreichs eine Art von eigner Gilde ausmachen, und meiſtens arme Savoyarden ſind, nicht die letzten ſeyn. Sie berathſchlagten ſich alſo, was zu thun wäre, fanden aber leider! ihre Kaſſe ſo arm, daß ſie nicht die mindeſte Unterſtützung davon hoffen konnten. Um aber doch etwas zu leiſten, wurden ſie einig 1) alle Fenſter einzuwerfen, die an dem feſtlichen Abend nicht erleuchtet ſeyn würden, und 2) allen Bürgern an dieſem Tage gratis die Schuhe zu putzen.

Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Montag, den 19ten März 1792.

Theoretisch-praktische Anweisung zur Maulbeerbaumzucht *).

a) Von dem Unterschiede der Natur der Maulbeerbäume überhaupt.

Da die Maulbeerbäume die erste und eigentliche Grundlage zum Seidenbau sind, so, daß man ohne dieselben und deren Blätter, als dem einzigen und eigentlichen von der Vorsehung für den Seidenbau bestimmten Futter, auf keine Seidenernte rechnen kann; obgleich in einigen Schriften, wiewohl ohne Grund, verschiedene andere Laubarten zum Futter der Seidenwürmer vorgeschlagen werden, und es daher in jedem Staate, wo die Seidenkultur eingeführt und erhalten werden soll, vorzüglich darauf ankömmt, daß gute Maulbeerbäume zugezogen, zweckmäßige Plantagen angelegt und erhalten werden; so soll hier eine kurzgefaßte, deutliche, und auf Erfahrung gegründete Anweisung gegeben werden, **wie die Maulbeerbäume aus dem Saamen bis in die Plantage gezogen und zum vortheilhaften Betrieb des Seidenbaues erhalten werden können.**

Die Maulbeerbäume werden von vielen Schriftstellern in verschiedene Arten eingetheilt, deren der bekannte Ritter Linnee sieben angiebt, wahrschein-

*) Anmerk des Einsenders. Dieser Aufsatz hat den Königl. Preussischen Seidenbauplantagen-Inspektor der Churmark, Herrn Löffler, zum Verfasser, aus dessen Heften, nach welchen er auf dem hiesigen Seminario den angehenden Landschulmeistern im Seidenbau Unterricht giebt, ich selbigen mit seiner Erlaubniß, ihn zu jedem Gebrauch zu benutzen, entlehnt habe. Es fehlt zwar nicht an Schriften dieser Art, theils sind sie aber nicht immer in einer dem eigentlichen Landmann faßlichen Art geschrieben, theils auch nicht in deren Händen, die den Fingerzeig des Königl. Churfl. Commerzcollegiums zu einem neuen einträglichen Erwerbungszweige jetzt benutzen wollen.

Die langjährige Erfahrung des Herrn Verfassers in seinem in diesem Fache ausgebreiteten Würkungskreise, bürgt unfehlbar für die Richtigkeit seines Systems.

Berlin. J. L. Diederichs.

scheinlicher Weise aber noch mehrere sind. In Deutschland sind die zwei Hauptarten der schwarze und der weiße Maulbeerbaum die gewöhnlichsten und bekanntesten. Ersterer ist daran zu erkennen, daß er die Größe einer mittelmäßigen Eiche erreicht, sein Holz dunkelbraun, die Blätter dunkelgrün, und rauher als die des weissen sind. Seine Frucht ist groß, schwarz und von säuerlichem Geschmack. Letzterer, oder der wilde weiße Maulbeerbaum, erreicht gleichfalls eine ansehnliche Höhe und Stärke, bringt hellgrüne, runde glänzende Blätter und Früchte von allerlei Farbe, so wie sich sein hellgelbes Holz von dem schwarzen durch die Couleur deutlich unterscheidet. Die Natur des Maulbeerbaums ist von ungemeiner Dauer, er hält in unserm Klima gut über ein Säculum aus, sein Holz kann sowohl zur Feuerung, als zu schönen Arbeiten vortreflich genutzt werden, so wie sich seine Frucht, oder die Beeren, zur Speise und Medicin qualificiren, so ein beliebtes Futter sind seine Blätter für Rindvieh, Schafe, Ziegen u. s. w. Außerdem hat der Maulbeerbaum die sehr vortheilhaften Eigenschaften, daß er im magersten Boden fortkommt, ob er gleich einen mittelmäßigen guten lockern Boden vorzüglich liebt, keinem schädlichen Raupeninsekt unterworfen ist, vielmehr den Obstbäumen, die nahe bei ihm stehen, eine Schutzmauer gegen Ungeziefer abgiebt, daher er auch zu Alleen, wenn er gut gezogen und unterhalten wird, einer der schönsten Bäume ist, weil er sein angenehmes grünes Laub sicherer als alle anderen Bäume behält, und ob er gleich später ausschlägt, als andere Bäume, so behält er dagegen seinen Schmuck im Herbst desto länger.

Wie nun der Maulbeerbaum schon um dieser nur obenhin berührten vorzüglichen Eigenschaften willen, alle Aufmerksamkeit, vermehrte Anpflanzung und gute Wartung verdient, so verdient er es doch noch mehr deshalb, weil es der Vorsehung gefallen hat, seine Blätter zum bessern eigentlichen Unterhalt des Seidenwurms zu bestimmen, um durch dieses kleine Insekt das prachtvolleste Produkt zu desto mehrerer Verwunderung hervorzubringen.

Das beste und dem Seidenwurm angenehmste Futter, liefert der weiße Maulbeerbaum, welcher nach den meisten Nachrichten aus Sina herstammt, von da er nach Griechenland, Italien, Frankreich, Deutschland und andern nördlichen Ländern gekommen ist. Denn, obgleich der Seidenwurm alles Laub von andern Arten Maulbeerbäumen verzehrt, auch Seide spinnt, ohne davon zu sterben, (wie viele ohne Grund vorgeben wollen) so ist es doch durch die Erfahrung außer Zweifel gesetzt, daß der weiße Maulbeerbaum das nahrhafteste, seidenreichste, und dem Wurm angenehmste Blatt hervorbringe. Daher man bei Ziehung des Saamen und Vermehrung der Maulbeerbäume nach der Klugheit darauf bedacht seyn muß,

nur

nur die vorzüglichste Art Maulbeerbäume, die das beste Futter und die meiste Seide gewähren, fortzupflanzen.

Die Vermehrung der Maulbeerbäume kann zwar auch durch Schnittlinge geschehen, noch besser aber durch Ableger, die von Hecken oder staudenartigen Bäumen, gleich den Weinreben, in die Erde gesenkt, und bis auf 4 oder 6 Augen über der Erde abgeschnitten werden; am aller sichersten und natürlichsten geschiehet sie durch Ziehung und Säung des Saamen.

b) Wie der Saame von den Maulbeerbäumen zu gewinnen ist.

Nachdem man viel oder wenig Saamen ziehen will, wählet man einen oder mehrere gesunde große weiße Maulbeerbäume, die in freier Luft und der Sonne stehen, große, runde hellgrüne Blätter haben, u. läßt selbige im Sommer, wenn der Saame gezogen werden soll, nicht ablauben, damit der Saame desto gesunder und vollkommener werde. Wenn die Maulbeeren so reif werden, daß sie abzufaulen anfangen, so ist es Zeit, die reifsten der Beeren dadurch zu sammeln, daß man unter dem Baum einige Tücher ausbreitet, und den Baum mit allen Aesten stark schüttelt, wodurch man bequem und sicher nur die reifsten der Beeren zum Saamen erhält. Die Beeren werden alsdenn zerdrückt, und in ein Gefäß gethan, worin man sie 2 bis 3 Tage stehen lassen kann, bis sie in eine kleine Gährung kommen, welches zur Güte des Saamen viel beiträgt. Hierauf werden sie durch ein Tuch geschlagen, daß der Saft ablaufen kann. Das ansitzende Fleisch löset sich alsdann sehr leicht ab, und nachdem die ganze Masse wiederum in ein Gefäß, und einige mal Wasser auf selbige gegossen worden, bleibt endlich der Saame unten liegen, welcher in einem schattigen luftigen Ort getrocknet, und an einem vor Vögeln und Mäusen sichern und nicht feuchten Ort verwahret wird.

c) Wie der Maulbeersaame zu säen ist, die Saatbeete angelegt und gewartet werden müssen.

Wer im Frühjahr Maulbeersaamen säen will, muß sich schon im Herbst vorher ein taugliches Stück Land ausersehen, wozu sich jedes lokkere und fruchtbare Gartenland schickt, wenn es nur in freier Luft und Sonne liegt, und nicht zu naß ist, oder aus nicht gar zu magerm todtem Sande, oder schwerem Leimboden besteht, als welches Land sich ohne vorherige Verbesserung nicht zum Saatbeete schickt. Das gewählte Land zum Saatbeet darf vorher im Herbst nicht unumgänglich nothwendig rojolet, wohl aber tief umgegraben, und vom Unkraut gut gereiniget werden, wenn es nicht schon vorher rein gewesen ist, damit die Winterfeuchtigkeit in dieses locker gegrabene Land gehörig einziehen könne. Eben so wenig nothwendig ist es, das zum Saatbeet bestimmte Land zu

düngen, oder Dünger mit einzugraben, denn ein solches kleines Fleckchen mittelmäßig gutes Land, findet ja wohl ein jeder, und ganz schlechtes Land, besonders magerer Sand, ist mit Dünger nicht ganz zu verbessern, vielmehr wird dieser den Pflanzen schädlich. Will man aber das Land zum Saatbeet recht gut haben, so wähle man ein Stück, welches das Jahr vorher gedünget ist, oder belege das zum Saamenbeet im Herbst umgegrabene Land mit gutem kurzen Dünger, lasse nur die nährenden Theile den Winter hindurch in das lockere Land einziehen, und nehme im Frühjahr den Dünger wieder hinweg. Wäre man aber gezwungen, ein bisher wüste gelegenes Land zum Saatbeet zu nehmen, z. B. auf Kirchhöfen, so muß es nothwendig im Herbst zwei Fuß tief rojolet, auch mit Dünger belegt werden, so wie Leim- und Sandboden bloß durch Vermengung mit guter Holz- und Mistbeeterde zum Saamenbeet tauglich gemacht werden kann. Solche zum Saamenbeet im Herbst ausgegrabene oder rojolte Stücke Landes, werden im Monat März, oder Anfangs April, wieder umgegraben, damit sie theils recht locker und fruchtbar werden, theils daß jeder Keim vom Unkraut erstickt und ausgerottet werden möge. Die beste Zeit, den Maulbeersaamen zu säen, ist die Mitte des Monats Mai, wo man nicht mehr Frost, sondern gute warme Witterung zu erwarten hat, weil bloß Wärme und Feuchtigkeit die meisten Sämereien und auch vorzüglich den Maulbeersaamen, zum Aufgehen bringen können, mithin das frühere Säen in kalter Witterung nichts helfen kann, vielmehr der Saame verfault, wenn Kälte und Nässe zugleich eintreten.

Den Tag, wenn man den Saamen säen will, gräbt man das Land zum dritten mal um, harkt es eben, und trit nach einer gesteckten Schnur Beete ab, die nicht unter vier Fuß breit seyn dürfen, damit man bequem wühen und gießen könne, ohne den Pflanzen Schaden zu thun, so wie die abgetretenen Stiege 1½ Fuß breit seyn müssen. Die Länge der Beete nimt man willkührlich, je, nachdem es die Lage des Landes gestatten will. Auf die vier Fuß breit abgetretenen Beete, wird der Saame wie gewöhnlich in Linien gesäet, wozu vorher 4 Rinnen nach der Schnur mit einer Hacke gemacht werden, so mehr breit als tief seyn müssen, indem der Saame nicht über ¼ Zoll dick mit Erde bedeckt werden darf, und säet denselben ohne Vermischung mit Sand oder Erde ganz allein und so dünne, daß, wo möglich, jedes aufgehende Bäumchen 1 Zoll breit von dem andern entfernt zu stehen komme, und deckt den ausgestreueten Saamen in den Rinnen, wenn der Boden schwer, ⅓ Zoll, wenn er aber leicht ist, ½ Zoll dick mit Erde so zu, daß eine kleine Vertiefung in der Rinne bleibe, damit das Wasser desto besser einziehen könne.

So bald der Saame auf vorbeschriebene Art gesäet ist, so muß das

Saat-

Saatbeet, mittelst einer Gieskanne, welche mit einem Durchschlagartigen Kopf versehen seyn muß, mit Fluß- Regen- oder von der Sonne erwärmtem Wasser so stark angegossen werden, daß es nicht bloß schwarz aussiehet, sondern daß sich die Erde gehörig auflößt, feste sackt, und sich mit dem Saamen vereiniget, als wodurch der Grund zum guten Aufgehen des Saamen gelegt wird.

Wer sein Saatbeet immer so feuchte hält, daß die Oberfläche nie staubigt oder aschigt wird, sich mithin an keine Vorschrift kehrt, wie oft er giessen soll, sondern immer gießt, wenn es nach Beschaffenheit der Erde nöthig ist, sollte es auch des Tages dreimal seyn, und damit bis Ende des Septembers bei trockener Witterung anhält; — wer die Beete, nachdem der Saame gesäet ist, mit kurzem Dünger überdecken, und das Wasser durch den Dünger gießen kann, bis der Saame aufgehen will, welches in 12 bis 20 Tagen geschiehet, und ihn alsdenn wieder abnimt; — wer nie ein Unkraut auf dem Beete duldet, daß nur allein die Bäumchen alle Nahrung und volle Luft haben; — wer endlich von der Aechtheit seines Saamen überzeugt ist, der wird zum Erstaunen viele große und gesunde Pflanzen in einem Sommer aufkommen sehen, die das folgende Frühjahr alle in Baumschulen verpflanzt werden können.

Die Güte des Saamen kann daran ersehen werden: wenn die Körner zerdrückt werden, und es kommt eine klare etwas zähe Feuchtigkeit heraus, so ist der Saame gut; dahingegen er nichts taugt, wenn diese Feuchtigkeit ermangelt, und der inwendige Kern trocken und mehligt ist; weshalb man sich vor der Saatzeit um guten Saamen bemühen muß, damit man nicht vergeblich arbeite, auf Bäume hoffe, wo keine aufgehen können, und damit an zwei Jahre Zeit verliere.

Alle solche Vorschläge über Anlegung und Pflegung der Saatbeete, die auf unnütze, ja öfters höchst nachtheilige und kostbare Künsteleien hinaus laufen, müssen sorgfältig vermieden werden, deren ich hier nur die gefährlichsten nahmhaft mache: Saatbeete im Treibhause, im Mistbeete, verschlossenen Kasten, oder auf ganz im Schutz und Schatten liegenden Winkel anzulegen, wäre die schädlichste Arbeit, wodurch der Baum muthwillig verzärtelt, und seiner Bestimmung zuwider behandelt würde; denn da jeder Maulbeerbaum, der zum Seidenbau nützlich werden soll, schlechterdings in freier Luft und Sonne stehen muß, so kann ja nach der gesunden Vernunft keine Pflanzschule zweckmäßiger angelegt werden, als das man die Pflanzen vom Saamen an, gleich in der Freiheit zieht, wo der Baum künftig stehen muß, wenn er anders Nutzen bringen soll.

Gleich unnütz und schädlich ist es, den Saamen in alte Stricke zu reiben, und so einzulegen; den Saamen einzuweichen; selbigen mit Sand

oder Erde zu vermengen, als wodurch er ungleich gestreuet wird; Strohdekken auf die Beete zu legen, oder einen Strohzaum um selbige herum zu ziehen. Dergleichen Dinge sind alle überflüßig, wodurch mancher irre gemacht, oder gar abgeschreckt wird, der sonst wohl ein gutes Saatbeet erlangt hätte, wenn ihm die kürzeste und natürlichste Methode gezeigt worden wäre; wozu, wie oben gedacht worden, ein Fleckchen gutes Gartenland, welches vollkommen Luft und Sonne hat, gehörig locker gegraben ist, worauf guter Saame dünne gesäet, auch hinlänglänglich feucht und rein gehalten wird, die besten und sichersten Mittel sind, gute Maulbeerbaumpflanzen aus dem Saamen zu ziehen, wozu auch ein nur einigermaaßen erfahrner Landmann Fähigkeiten besitzt, wenn er nicht durch Künsteleien irre geführet wird, die bei allen Sachen einer allgemeinen Verbreitung hinderlich zu seyn pflegen.

d) Wie die jungen Maulbeerbaumpflanzen aus dem Saatbeete in die Baumschule gepflanzet und gewartet werden müssen.

Sind die Saatbeete auf vorbeschriebene Art angelegt und gewartet worden, so werden die Pflanzen, wenn sie 2 Fuß Höhe und Federspulen Dicke erreicht haben, das nächste Frühjahr nach der Saatzeit in die Baumschule verpflanzet, daher man sich den Herbst vorher das zur Baumschule nöthige Land ausersehen und zubereiten muß.

Hat man nur wenige Bäume und Land, so können solche in einzelnen Linien an den Zäunen und Winkeln in dem Garten, doch so, daß sie freie Luft und Sonne haben, gepflanzt werden, nachdem das Land im Herbst vorher nur tief umgegraben und gereiniget worden. Dagegen es sehr vortheilhaft ist, wenn ein ordentliches Stück Land zu einer großen Baumschule im Herbst 2 Fuß tief rosolet, mit kurzem Mist gedünget, im Frühjahr vor der Anpflanzung noch einmal umgegraben, und gerade geharkt wird, demnächst aber die Bäume auf folgende Art gepflanzet werden:

Man hebt mit einem Spaten so viel Bäumchen, als man in einem halben Tage zu setzen gedenkt, so behutsam aus dem Saatbeete aus, daß sie nicht zu dicht an der Wurzel beschädiget werden, und schneidet am Stamm vorerst alle Seitenäste weg, der Stamm selbst aber wird erst, nachdem die Pflanzen gesetzt sind, bis auf ein, oder zwei Augen in der ganzen Schule egal abgekürzt, wovon man auch nur den Haupttrieb nach dem Ausschlagen stehen läßt, damit er desto stärker treibe, die andern aber abkneipt oder abschneidet.

Die Pfahlwurzeln werden bis auf 5 Zoll, die Seitenwurzeln 1 bis 1½ Zoll, und die feinen Fäserchen bis auf ½ Zoll abgeschnitten.

Das zur Baumschule bestimmte Land darf nicht nothwendig in besondre Rabatten abgetheilt, sondern nur das ganze Land mit einer Schnur in gera-

gerade Linien, so wenigstens 2 Fuß von einander seyn müssen, eingetheilt werden, man schlägt sodann die Gartenschnur gespannt an dem Ende, wo man zu pflanzen anfangen will, an, und mißt mit einem Stock, der so lang seyn muß, als die Bäume in der Reihe der Schnur lang hingehen, und macht allemal zu Ende des Stocks, als wo die Bäume zu stehen kommen sollen, ein Zeichen in die Erde.

Die Pflanzung selbst gehet am geschwindesten von statten, wenn zwei Personen zugegen sind, wo die eine mit einem Spaden bei dem gemachten Zeichen gerade in die Erde sticht, und selbige so weit von einander öfnet, daß die andere Person sogleich die Pflanze mit dem Stamm gerade an das gemachte Zeichen einen Zoll tiefer setzt, als sie vorher gestanden hat, und so die Erde an den Stamm feste trit; die andere Linie Bäume aber so setzt, daß immer drei einen Triangel ausmachen, und sich von allen Seiten der Baumschule eine gerade Linie präsentirt, und so mit der Pflanzung fortfähret, bis der ganze zur Baumschule gewählte Platz voll gepflanzt ist, da denn die Bäume, wie oben gesagt, alle egal bis auf ein oder zwei Augen neben der Erde behutsam dicht an einem Auge abgeschnitten, und sogleich angegossen werden, womit man, so oft es das trockene Erdreich erfordert, den Sommer hindurch fortfährt, so wie auch das Nachtreten, wenn sich die Erde gesackt, und das beständige Reinhalten der Baumschule durch Wühen und Hacken, so oft es nöthig ist, wiederhohlet, und kein Unkraut geduldet werden darf, damit die gepflanzten Bäume alle nährenden Theile der Erde allein ziehen, und desto schöner und geschwinder wachsen, welches um so mehr befördert wird, wenn, wie schon gedacht worden, bald nach dem Ausschlagen, und so oft es den Sommer hindurch nöthig ist, alle Seitenäste, besonders die, welche aus der Erde ausschlagen, weggenommen, und bloß der Haupttrieb, so der künftige Stamm werden soll, gelassen wird.

Haben nun die Bäume ein Jahr gestanden, so muß man die Stämme im Frühjahr, je nachdem sie schwach oder stark sind, auf 4 bis 12 Zoll des vorigjährigen Wuchses einstutzen, damit sie in den ersten Jahren mehr in die Dicke als in die Höhe wachsen, weil die Kronenhöhe in einem Jahr erlangt werden kann, wenn zuvor der Stamm seine gehörige Stärke erreicht hat. Damit man aber dieses desto gewisser bewerkstelligen möge, läßt man im zweiten und folgenden Jahre hin und wieder einen Seitenast am Stamme stehen, weil dies denselben steif macht und verstärket, schneidet aber alle Frühjahr die stärksten davon weg, damit die Wunden nach und nach in der Schule zuheilen, und läßt gegen die Zeit, wenn dem Baume die Krone formirt werden soll, immer weniger stehen, damit der Stamm glatt und völlig zugeheilt seyn möge, ehe man den Baum aus der Schule

ins

ins Freie versetzt; denn sollte er alsdann sich von seinen ihm gemachten Einschnitten erholen, in der Erde anwachsen, und oben Blätter treiben, das wäre zu viel verlangt! und würden manche, wo nicht gar ausgehen, doch merklich leiden und Krüppel werden. Sollten sich einige Bäume in der Baumschule finden, die sich nicht gut zu hochstämmigen Bäumen ziehen lassen wollen, so muß man solche zu Zwergbäumen oder Hecken verbrauchen, oder man schneidet sie der Erde gleich ab, da denn die große Wurzel in einem Jahre einen Trieb von 4 bis 6 Fuß hoch macht, woraus die schönsten Kronbäume im zweiten Jahre gezogen werden können.

Die Baumpfähle müssen in der Schule so viel als möglich vermieden werden, weil sie theils Kosten, theils Wunden am Baum verursachen, wenn nicht äußerst behutsam damit verfahren wird, welches auch um so eher vermieden werden kann, wenn die Bäume auf vorbeschriebene Art behandelt, und auf einem in freier Luft und Sonne liegenden, und nicht zu nassen Lande gezogen werden.

Nach dieser jetzt beschriebenen Behandlung der Bäume, werden sie in 4 bis 6 Jahren unten am Stamm die Stärke im Durchmesser von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll, die Höhe aber von 6 bis 8 Fuß erreicht haben, mithin zum Versetzen in freie Plantagen pflanzrecht seyn. Daß aber nur solche Bäume, nicht Krüppel und Ruthen in der Schule gezogen, und in Plantagen versetzt werden, ist um so nöthiger, da die Güte und Dauer des Baums größtentheils davon abhängt; denn, so wie ein in der Jugend verwahrlosetes Kind, nie ein vollkommener und gesunder Mann werden kann, so kann auch aus einem in der Schule verwahrlosten Baume, nie ein gesunder alter Baum werden; daher man Ursach hat auf eine Baumschule alle Aufmerksamkeit zu wenden, und geprüfte Anweisung dazu bestens zu nutzen, weil ein gesunder und erzogener Maulbeerbaum an 200 Jahre alt werden kann, dagegen der, so nicht mit den gehörigen Eigenschaften erzogen worden, kaum 20 bis 40 Jahre erreicht, und also bei weitem nicht so nützlich wird.

Wer aber zu seiner Plantage Bäume kaufen muß, hat vorzüglich darauf zu sehen, daß die Bäume nicht so schleunig in die Höhe spillernd, oder in einem zu fetten oder zu nassen Boden gezogen sind, solche und auch die, welche in einem beschatteten Terrein gewachsen sind, muß man durchaus in die Plantage nicht aufnehmen, weil damit Kosten, Mühe und Zeit verlohren gehet.

Aeusserst gefährliche Feinde der Baumschule sind Rietwürmer, Maulwürfe, Ratten und Mäuse, wogegen man, sobald man selbige merkt, die nöthigen Mittel, durch Gifte und Fallen legen, sogleich gebrauchen muß.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Freitag, den 23ten März 1792.

Theoretisch-praktische Anweisung zur Maulbeerbaumzucht.

(Schluß.)

e) **Wie die Maulbeerbäume ins Freie gepflanzet und gewartet werden müssen.**

Wenn die Maulbeerbäume unten am Stamm die Dicke von 1 bis 1½ Zoll im Durchmesser, und die Höhe von 5 bis 7 Fuß erlanget, ihre Kronen haben und tragen können, so muß man auf ihre Verpflanzung bedacht seyn, welches am besten im Frühjahr vom Anfang Aprils, bis die Bäume nahe am Ausschlagen sind, geschehen kann. Man muß dazu ein Land wählen, das freie Luft und Sonne hat, und nicht so niedrig liegt, daß der Baum mit den Wurzeln ins Wasser reiche, als in welchem Boden, wenn er auch an sich noch so gut wäre, der Maulbeerbaum vieler Gefahr ausgesetzt ist, und ungesundes wässerigtes Laub hervorbringt, da hingegen er auf allen Höhen gut fortzubringen ist, und gesunde Blätter für die Seidenwürmer giebt. Hat man nun ein Stück Land, welches die Haupteigenschaften hat, zur Plantage gewählt, und es ist entweder zu mager und schlecht, oder von Thon und Lehmgrunde zu strenge, so muß, wenn der Baum gut fortkommen soll, im Sandboden zu jedem Baume ein Karren voll Lehm, Moorerde, oder kurzer gerotteter Dünger mit der an dem Pflanzort befindlichen Erde vermengt, und der Baum darin gepflanzet werden; im strengen Boden hingegen müssen zu den Bäumen besonders große Gruben von 6 Fuß breit und 4 Fuß tief vor Anfang des Winters gemacht, und die Strenge des Bodens durch lockere Sanderde gemildert werden, damit der Baum in den ersten Jahren mit den Wurzeln in der lockern Erde gut durchdringen könne; denn, wenn er nur in den ersten Jahren gut gepflegt wird, so kann er auch in schlechtem Boden gut fortkommen, leidet er aber in den ersten drei Jahren, so wird das Holz innerlich brandfleckigt und erdstreifigt, und kann nie ein vollkommener Baum werden.

Den zur Plantage bestimmten Platz theilet man in Linien von 24 bis 40

Fuß, je, nachdem das Land gut oder mager ist, denn, je besser das Land ist, desto weiter müssen die Linien aus einander angelegt werden, damit die Kronen nicht in einander wachsen, zu sehr beschatten, und ungesunde Blätter für die Würmer bringen, wo alsdenn Kosten und Arbeit verlohren gehen; noch viel weniger muß man dicht um und neben den Plantagen andere Baumarten dulden, die die Maulbeerbäume beschatten und unterdrükken, sondern mit allem Fleiß dafür sorgen, daß die Plantage auf allen Seiten freie Luft und Sonne habe, weil man nur in diesem Fall gesunde und solche Blätter erwarten kann, wovon der Seidenwurm viele und gute Seide spinnt. Auf dieser Linie müssen die Löcher in vorbenannter Entfernung den Herbst vorher, wo man die Bäume pflanzen will, 4 Fuß breit, und wo das Land strenge oder sonst schlecht ist, 6 Fuß breit und 4 Fuß tief gemacht werden, damit der Baum in lockere Erde gepflanzt, die Winterfeuchtigkeit in die Löcher einziehen, und die unterste todte Erde befruchten könne, dann auch die Wurzel desto besser um sich greife.

Die Art, wie die Bäume in Linien gepflanzt werden, ist dieselbe, wie bei der Baumschule vorgeschrieben ist, so, daß drei immer einen regelmäßigen Dreiangel ausmachen. Ist nun die Zeit zum Fortpflanzen da, so gräbt man die verpflanzt gerechten Bäume aus der Schule so aus, daß die Wurzeln einen guten Fuß lang vom Stamme ab unbeschädigt bleiben, schneidet die fäserigen Wurzeln auf 1½ Zoll, und die Hauptwurzeln auf 1 Fuß lang dergestalt schräg weg, daß der Schnitt an der Wurzel auf die Erde zu stehen komme. Auch muß man die Bäume 1 bis 2 Zoll tiefer setzen, als sie vorher gestanden haben, damit nicht die Wurzeln an dem gepflanzten Baum zu sehr von Erde entblößt werden, wenn sich die lockere Erde senkt, imgleichen muß die Erde um die Wurzeln des Baums sehr gut angedrückt, auch die Wurzeln vorher gehörig aus einander gelegt werden, damit nachgehends keine Höhlung an den Wurzeln bleibe, widrigenfalls dieses dem Baum sehr merklichen Schaden zufügen kann; so wird auch um jeden Stamm ein kleiner Erdwall, der im Umfange so groß seyn muß, als das gegrabene Loch gewesen ist, von 4 bis 6 Zoll hoch, gemacht, damit der Regen und das Begießen dem Baume desto nützlicher seyn könne, welches nicht allein im ersten, sondern auch im zweiten Sommer beobachtet werden muß, weil bloß durch diese Vernachläßigung viele Bäume ins Kranken kommen, und manche darüber ausgehen.

Die Kronen der Maulbeerbäume müssen 6 Fuß hoch von der Erde gezogen und unterhalten werden, damit sie weder dem Lande, noch den Menschen, die es bearbeiten, hinderlich sind. Wo aber die Bäume auf frei belegenen Plätzen, oder an den Landstraßen gepflanzt werden, wo muthwillige

willige Menschen und Vieh hinkommen können, müssen sie wenigstens 8 Fuß über der Erde gezogen werden, weil sonst die untersten Zweige beschädigt, und das Laub vom Vieh abgefressen werden kann. Eben so sehr muß man dafür sorgen, die Bäume mehr in die Breite, als in die Höhe zu ziehen, und die Kronen in der Mitte offen zu halten, um sowohl das Ablauben zu erleichtern, als auch der Luft und Sonne freien Zugang zu verschaffen, weil sonst die Blätter eine ungesunde Nahrung der Seidenwürmer werden, wodurch der Seidenbau öfters ganz allein mislingt, und der ganze Zweck und Nutzen der Bäume verfehlt wird. Die Maulbeerbäume müssen alle Frühjahr vom Moose sorgfältig gereiniget, und nie zugelassen werden, daß der ganze Baum, oder ein großer Theil desselben, mit Moos überzogen werde und bleibe, weil dieses den Bäumen das Wachsthum benimt, und sie sehr entkräftet; eben so wenig darf das Beschneiden der Bäume unterlassen werden, sondern muß alle Frühjahr geschehen, und nachdem die Bäume ein Jahr in den Plantagen gestanden, der Anfang damit gemacht, und unter folgenden Regeln verrichtet werden: Alle Aeste, welche dergestalt hoch in die Luft wachsen, daß man die Blätter entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Gefahr und Zeitverlust abpflücken kann, müssen weggeschnitten werden; alle Aeste und Reiser, so in den Baum zurück wachsen, also dem Ablauben hinderlich sind, und den Baum verunstalten, müssen nebst allem trockenen Holze weggenommen werden, wie auch alle Wasserreiser, es wäre denn, daß an einem Zweige so viele wären, daß er durch die sämtliche Wegnahme zu sehr entblößt würde, in welchem Falle man etliche hin und her stehen läßt, aber auf 4 Zoll verkürzet, damit ordentliche Holzzweige daraus werden. Wo an einem Ort so viel Reiser herausgewachsen sind, daß eins dem andern die Nahrung entzieht, auch nicht Raum und Luft läßt, müssen einige herausgenommen, und die besten gelassen werden. Alle Reiser, welche am Stamm, oder auch an den Wurzeln ausschlagen, müssen, so bald man sie gewahr wird, gleich weggeschnitten, und alle guten Reiser auf einige Augen gekürzt werden; dieses letztere muß besonders an neu gepflanzten Bäumen in den ersten Jahren genau beobachtet, und selbigen bei starkem Wachsthum der Krone nicht der Wille gelassen werden, damit sie erst mit den Wurzeln stark in die Erde dringen, und sich der Stamm verstärke, wo denn der Baum im dritten oder vierten Jahre nach dem Pflanzen die Krone desto schöner und stärker ausbreiten wird, je mehr er in den ersten Jahren in der Krone gestutzt und zurück gehalten worden ist.

Ueber die Verfertigung der Spitzen im Erzgebirge.

So wie man von Freiberg auf Augustusberg die Thüren aller Bauerhäuser mit Leuten besetzt findet, welche Baumwolle spinnen, so sieht man von Chemnitz nach Zwönitz überall Spitzenklöppler. In jedem Hause findet man gleich beim Eintritt so viel Klöppelkissen auf dem Tische, als Weibspersonen in demselben sind. Kleine Kinder von fünf Jahren fangen schon mit Kanten an, die durch 4 Paar Klöppel gemacht werden, und das Gespiel eines 3jährigen Mädchens, ist ein Klöppelsack mit 4 Klöppeln zu einer Litze. Weiter nach Schneeberg zu, nehmen die Spitzen an Breite, Feinheit und Schönheit zu, und daselbst werden auch Gold- und Silberspitzen gemacht. Der Fleiß der Leute im Erzgebirge, verschaft den Reisenden manchen höchst angenehmen Anblick, und man gewinnt diese guten Leute, die voll Arbeitsamkeit und Redlichkeit sind, ausserordentlich lieb. Bald sieht man die weibliche Familie eines ganzen Hauses, die aus Großmutter, Mutter und Töchtern besteht, vor der Thüre sitzen und klöppeln, da unter der Zeit die männliche Familie im Hause die gewonnenen Metalle auf allerlei Weise veredelt. Bald erblickt man einen bärtigen Grenadier im Zirkel von niedlichen Mädchen unter einer Linde sitzen und klöppeln. Bald findet man einen Berg- und Ackermann bei demselbigen Geschäft, wenn ihn dies mehr als seine gewöhnliche Arbeit hoffen läßt.

In einem Dorfe wurden Spitzen, in einem andern Blonden, da Borden, schwarze Spitzen, dort weiße, bald von Zwirn, bald von Nesselgarn, bald von Seide verfertiget. Gewöhnlich ist die Arbeit von Kaufleuten bestellet, die man Spitzenherren nennet. Selbige geben auch die Materialien, als Zwirn, Seide, u. s. w. welche zum Theil aus Italien, Frankreich und Flandern kommen, imgleichen die Muster zu den Spitzen. Diese Kaufleute sind kleine Tyrannen der Fabrikanten, weil diese ihnen dreifachen Vortheil aus Armuth, lassen müssen. Demnoch stehen sich die Leute am besten, die Bestellung haben; welche diese nicht haben, müssen ihre Waaren doch den Spitzenherren feil bieten, oder nach Annaberg auf den Markt gehen, welcher daselbst alle Woche ist. Eine geübte Person, die fleißig ist, kann gemeiniglich 2 bis 2½ Ggr. täglich verdienen, oder wöchentlich 16 Ggr. Mit den Jahren nimt die Geschicklichkeit, und mit dieser der Verdienst zu, der die Woche bis auf einen Thaler gebracht werden kann. Man findet Spitzen, wovon die Elle 8 Tage Zeit erfordert hat, und für einen Thaler verkauft wird. Blonden sieht man daselbst, ¼ Elle breit, von Nadelgrund mit Blumen ausgeklöppelt, als wenn's genähet wäre. Bei allem Fleisse können sich die

die Leute doch nur eben erhalten, so mäßig sie auch sind, und in den beiden theuren Jahren mußten im Dorfe Crottendorf von 320 Feuerstellen 700 Menschen aus Mangel am Brod sterben. Die Haushaltung der gebirgischen Familien ist sonderbar. Der Mann, er sey Bergmann oder Fabrikant sagt: Weib, ich schaffe Brod, du mußt Gemüse, auch Fleisch schaffen, und was die Kinder verdienen, liefert uns das Gebratelse. Also die Kinder verschaffen den Alten die Lekkerbissen, wofür sie das Gebratene halten, und daran pflegt es denn auch nicht zu fehlen.

Weil nun der Mann wöchentlich seinen Lohn bekömmt, so schneidet die Frau am Sonnabend ihre Arbeit ab, geht nach Annaberg zu Markte, oder zu den Spitzenherren, derer in Städten und Dörfern, besonders im Flecken Buchholz, viele sind, und kauft für das gelöfete Geld Oel, Fleisch, Reis u. dgl. Der Mann, wenn er Bergmann ist, verdienet wöchentlich, mit Haltung des Lichts, einen Thaler, und die Frau giebt ihm nichts nach. Junge Mädchen von 14 bis 15 Jahren, verdienen 14, 15 bis 16 Ggr. Ein Klöppelmädchen, das seine eigene Oekonomie hat, behilft sich außerordentlich. Ihre ganze Mittagsmahlzeit besteht fast die ganze Woche hindurch in Kartoffeln. Diese abgekocht im Wasser, hat sie auf dem Schooße, und Salz und Brod zur Seite stehen. So bald sie einen Schlag mit der linken Hand macht, greift sie mit der rechten eine Kartoffel, tunkt sie in Salz, steckt sie in den Mund, und steckt mit derselbigen Hand auch noch gleich eine Nadel unter den Schlag. So fleißig und sparsam diese Schöne (denn, unter den gebirgischen Mädchen sind viele, die diesen Namen verdienen,) am Werkeltage ist, so geputzt und verschwenderisch ist sie an Feiertagen. Viele Tage arbeitet sie sklavisch, um einen Tag vergnügt ihren Liebhaber zu bewirthen. Fällt ein Festtag ein, so rechnet sie zum voraus darauf, diesen Verlust des Verdienstes einzubringen, und macht täglich für ein Paar Pfennige mehr. Eben so macht sie es gegen einen Jahrmarkt, welchen sie gewiß nicht versäumt.

Die Werkzeuge dieser Fabrikanten sind folgende. Ein Klöppelsack von grober Leinewand mit Stroh fest ausgestopft und ausgeschlagen, in Gestalt einer Walze, deren Durchmesser 8 Zoll und die Länge 9 Zoll ist. Zu Erhaltung der Figur ist an beiden Enden ein dünnes Brettchen eingezwenget, welches auswärts einige gedrechselte Reife und Zierrathen hat, auch wohl bemalt ist. Ueber diese Bretter wird der Sack festgeschnürt, der aus einem Stück Leinewand, eine Elle lang und eine halbe Elle breit, besteht, und 4 Gar. kostet. Er wird mit Catun überzogen. Dieser Klöppelsack liegt in einem cylindrischen Gefäße, welches einer Mütze gleicht, und aus dünnem Holze gemacht ist. Ueber den Klöppelsack wird der Klöppelbrief herum

um gesteckt; dieser ist ein Streifen Papier von rother oder anderer dunkelen Farbe, worauf das Muster mit Nadellöchern abgesteckt ist.

Wenn ein Muster nur ein Blumenwerk mit einer Zacke ist, so heißt es ein Krönel (von Krone), und so viel mal dasselbe in einem Stück Spitzen enthalten ist, so viel Krönel hält dasselbe. Es giebt Weiber, die nichts thun, als Klöppelbriefe nach dem Muster ausstechen, und sich davon nähren. Um Schneeberg bedürfen die Arbeiter dieser ausgestochenen Briefe nicht einmal, indem sie gleich nach dem Muster arbeiten. Der Arbeiter stellet den Sack vor sich, klöppelt vorne, drehet den Sack beim Fortgange der Arbeit in dem Gefäße, welches ich mit einer Metze verglichen habe, und den Ring nennen will, von sich. Die gemachte Spitze wird hinter dem Sacke unter dem Bortentüchlein, womit die verfertigte Waare wider den Schmutz bedeckt wird, auf einen Bortenbrief, oder eine Karte, gewickelt; oder bei Arbeit, die schnell von statten geht, wird die gemachte Spitze unter dem Sacke durchgezogen, und vorne unter dasjenige Klöppeltüchlein gesteckt, welches, wenn mit der Arbeit angehalten wird, über die Klöppel geschlagen wird. Es ist nemlich wohl zu merken, daß die Spitzen ungewaschen verkauft werden, daher man sehr reinlich zu Werke gehen muß; in Brabant aber sollen die Spitzen vor dem Verkauf gewaschen werden. Ein Stück Spitzen hält gemeiniglich 10 Ellen; Blonden aber werden gemeiniglich bis 30 Ellen in einem Stück gemacht. Der größte Theil dieser Waaren wird in Pohlen, Rußland, in der Schweitz und Italien abgesetzt.

Ein Klöppel besteht aus einem Stengel oder Stiel mit einem Knopfe, wiewohl auch am obern Ende ein kleineres Knöpfchen ist, um den Zwirn zu halten. Er wird aus Ahornholz gedrehet. Wenn der Zwirn hinaufgewickelt ist, so zieht man über den Klöppel eine Tute, oder eine cylindrische Scheide, auch von Ahornholz oder Pflaumenbaumholz. Diese Tute verhindert, daß der Zwirn bei der Arbeit nicht schmutzig, auch nicht rauh werde. Je feiner die Spitzen sind, desto kleiner sind die Klöppel.

Auf den Klöppel wird der Zwirn durch Hülfe der Windespindel gebracht, die, so klein und einfach sie ist, doch nicht ohne Zeichnung deutlich beschrieben werden kann. Sie hat ein Rädchen von Zinn, oder Holz, und vorne eine eiserne Schraube, die in den Klöppelstengel geschroben wird. Klöppel, Windespindel und andere Kleinigkeiten, liegen unter dem Klöppelsack in dem oben genannten Ringe vorräthig.

Wer klöppeln will, setzt den Ring vor sich auf einen Tisch; weil dies aber die Umstände nicht allemal erlauben, so hat man ein Klöppelfäßchen von der Höhe des Tisches, worauf der Sack ohne Ring gesetzt wird. Andere haben einen Klöppelständer, oder

ein hölzernes Gestell, worauf man den Sack mit dem Ringe stellt. Im Winter setzen sich die Spitzenarbeiter rund um einen Tisch, worauf ein Licht oder eine Lampe steht. Jeder Klöppler hat vor sich eine mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, oder eine Klöppelflasche, um dadurch desto mehr Lichtstralen auf die Borten zu leiten; auf diese Weise nützt ein Licht vielen und besser, als wenn Jeder ein besonders vor sich stehen hätte. Eine noch künstlichere Beleuchtung ist diese: man hat einen runden Tisch, Klöppelstock genannt, mit 4 Beinen. In der Mitte des Tischblatts ist eine runde Oefnung, und unter derselben ein Teller zwischen den Tischbeinen befestigt. Auf diesen wird das Licht gesetzt, welches durch die Oefnung nur eben über den Tisch hervor raget, und so wie es abgebrannt ist, weiter erhöhet wird. Auf dem Tische stehen nun so viele Leucht- oder Klöppelflaschen, als Arbeiter da sind, deren gemeinig 6 zu seyn pflegen. Die Arbeiter sizzen auf Taboretten, und haben die Ringe mit den Säcken auf Stühlen vor sich. Im Winter gesellen sich die meisten Mannspersonen mit zu dieser Arbeit, weil anderer Verdienst wegfällt. Mädchen, die das Zierliche lieben, haben bunt angemalte Klöppelständer, woran auch wohl an einer Seite ein Spiegel angebracht ist, und an der andern der Name der Besitzerin. Die Stecknadeln werden auch wohl mit Knöpfen von gefärbtem Glase oder von Granaten geziert; eben so auch die Spiegel der Klöppel. Allerlei Zierrathen erhalten auch die großen Nadeln, womit eine Menge Klöppel zurück gesteckt werden. Man nennt sie Bambelnadeln.

Vorschlag, die Formel der öffentlichen Bekanntmachungen der Todesfälle abzukürzen.

In der Formel, die wir zeither zur Bekanntmachung unserer Todesfälle in den öffentlichen Blättern gebraucht haben, sind Anfang und der Schluß

„allen unsern Anverwandten, Gönnern und Freunden machen wir hiermit bekannt"

„von ihrem Beileide überzeugt bitten wir sie, sich mit einer schriftlichen Versicherung desselben nicht zu bemühen"

auffallend und überflüßig.

Alles, was man öffentlich bekannt macht, macht man ja ohnedies nur für die bekannt, die es interessirt; wozu soll man nun diejenigen, die man eigentlich meint, immer noch nach der Rangordnung, in welcher sie bei uns in Absicht auf den Todesfall stehn, her

her nennen! Etwa um den Verdacht von sich abzulehnen, daß man den Todesfall für das ganze große Publikum interessant halte? O, ich glaube, so einen Verdacht faßt in unsern Zeiten niemand mehr. Es wäre also übergroße Bescheidenheit, sich dagegen zu verwahren.

Und die Beileidsversicherung hat sich nun seit dem die Todesfälle in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht werden, schon ein Jeder verbeten. Beweises genung, daß über diesen Punkt alle einerlei Gesinnungen haben; und daß man also sicher voraussetzen kann, auch der, der es nicht ausdrücklich sagt, erwarte demungeachtet keine. Wozu sollte sie auch, da wir nicht zweifeln können, daß die, welche uns wohl wollen, bei dem Verluste unserer Lieben, im Herzen doch mit uns trauren; und da von denen, welchen unsere Leiden gleichgültig sind, selbst die feierlichste Versicherung keinen Trost für uns hat.

Ich schlage daher vor, in den öffentlichen Anzeigen von Todesfällen künftig weiter nichts als die historischen Umstände, die wir bekannt gemacht wissen wollen, anzuführen.

W.

---

* * * * * * * *

Am 12ten Nov. 1791. Morgens, zwischen ein halb und dreiviertel auf Sieben, (genauer kann ich die Zeit nicht angeben) da ich dem Stubenfenster den Rücken zugekehret und meine Augen auf den hellen Schein des Mondes durch die Fensterscheiben auf dem Fußboden des Zimmers, gerichtet hatte; bemerkte ich ein plötzlich entstehendes Licht, das an Weisse und Stärke, das Licht des Mondes weit übertraf, das Zimmer wie ein Blitz erhellete, wohl drei Sekunden anhielt und dann plötzlich verschwand. Weil ich aber nach dem Verschwinden des Lichts, nicht das geringste Geräusch bemerken konnte, auch die Luft völlig rein und kein Wölkchen am Horizont zu sehen war: so schloß ich daraus, daß dieses, einem Blitze sehr ähnliche, nur länger anhaltende Licht, von einem Meteor entstanden seyn müsse, welches von mir, da ich dem Fenster den Rücken zugekehret hatte, nicht gesehen werden konnte.

Ein Mann, dessen Stubenfenster nach Osten gerichtet sind, (die meinigen stehen gegen Westen) hatte an den ihm gegen Osten gelegenen Häusern außer dem Mondschein, noch ein helleres, aber ihm gelber als der Mondschein vorkommendes Licht, sonst weiter nichts bemerkt oder darauf geachtet; wie denn diese Erscheinung, hier in Rostock, nur sehr Wenigen in die Augen geleuchtet hat. Rostock den 4ten Januar 1792.

M.

Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 26sten März 1792.

Einige Bemerkungen über die Entstehung der fruchtbaren Thäler, und besonders über die Entstehung, oder Erhöhung von Aegypten durch den Nil.

So gewiß, oder wahrscheinlich es ist, daß die engen und tiefen Thäler zwischen den hohen Gebirgen meistens durch die Waldwasser, oder Bergwasser, welche durch dieselben ausfließen, ausgehöhlt worden sind; eben so gewiß, oder wahrscheinlich ist es, daß die fruchtbaren Flächen und Thäler, die von mächtigen Flüssen durchströmt werden, durch eben diese Flüsse allmählich erschaffen, oder wenigstens erhöhet worden sind. Die fruchtbaren, hügellosen, und steinlosen Flächen, die an beiden Ufern aller beträchtlichen Flüsse, vorzüglich in Asien und Amerika ausgebreitet sind, beweisen, daß die mehr oder weniger tiefen Schichten von fetter Erde aus dem niedergesetzten Schlamm der überfließenden Ströme entstanden sind. Die Wirkungen von Ueberströmungen waren von jeher bei den Flüssen, die innerhalb der heißen Zone entstehen, oder sich in's Meer ergießen, auffallender, als bei den Flüssen des gemäßigten Erdgürtels. Die heftigen Regen, die jährlich in allen Gegenden der heißen Zone sechs bis acht Monate durch, oder noch länger fallen, schwellen die Flüsse viel gewaltiger auf, als die Ströme außerhalb der Wendezirkel durch anhaltende Regen, oder durch Wolkenbrüche, oder durch das Schmelzen des Schnees aufgetrieben werden. Die erstern treten daher länger und weiter aus ihren Ufern, führen ohne Vergleichung mehr fremde Theile mit sich, und lassen viel mehr Schlamm zurück, als die letzteren.

So wie der Nil vor Alexanders Zuge nach Indien, der einzige im heissen Erdgürtel entspringende Fluß war, den die Griechen kennen lernten; so war Aegypten das erste Land, von welchem die Griechen bemerkten, oder hörten, daß es wenigstens zum Theil durch periodische Ueberschwemmungen hervorgebracht worden sey, und noch immer erhöht werde. Fast alle neuere Reisende nahmen die Meinung der Griechen, daß das Delta ein Ge-

schenk des Nils sey, als ein unläugbares Faktum an, und einer derselben schätzte die Erhöhung des ägyptischen Bodens in jedem Jahrhundert auf einen ganzen Schuh. (Shaw Travels p. 387.) Nur Tott und Bruce widersprechen ihren Vorgängern, und läugneten, daß Unterägypten durch Sedimente des Nils gebildet, und der Boden in Aegypten durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils erhöht worden sey.

Wenn das Delta, sagt Tott, (W. 41. ꝛc.) durch den Schlamm, und Sand des Nils hervorgebracht worden wäre; so könnte die das Meer begränzende Küste nicht höher, als das Innere von Unterägypten seyn. Die ägyptische Küste ist mit Wäldern, oder Reihen von Palmbäumen besetzt, die insgesammt viel höher stehen, als die Felder und Wüsten liegen, welche man hinter diesen Palmwäldern erblicket.

Dieser Grund läßt sich durch Parallelerscheinungen leicht entkräften. Auch in unserm Erdtheil sind die Dünen am Meer allenthalben höher, als das heiter ihnen liegende Land. Eben so sind alle, oder die meisten großen Flüsse da, wo sie sich in die See stürzen, seichter und mit höheren und beträchtlicheren Sandbänken oder Inseln angefüllt, als man in einiger Entfernung vom Meere findet. Die höheren Dünen, und die höheren Sandbänke und Inseln an den Mündungen der Flüsse, lassen sich aus den Brandungen der See und aus dem Kampfe der Meereswellen, mit dem Gewässer der Flüsse leicht erklären.

Brucens Gründe gegen die Erhöhung des Bodens in Aegypten, sind scheinbarer, ohne doch das zu beweisen, was dadurch bewiesen werden sollte. In der Fläche vor Theben, so sagt dieser Reisende zuerst, stehen zwei kolossalische Statüen, die augenscheinlich zu Nilmessern bestimmt waren. (I. 121.–677. p.) Diese Statüen, die wenigstens drei tausend Jahre alt sind, müsten beinahe ganz mit Schlamm und Sand bedeckt seyn, wenn der Boden in Aegypten so sehr erhöht würde, als man im Alterthum geglaubt, und in der neuern Zeit berechnet hat. Ich fand im Gegentheil die Statüen bis an ihre untersten Fundamente entblößt, und höchstens mit einem achtel Zoll Erde bedeckt.

Um diesen Einwurf geradezu und ganz befriedigend heben zu können, müste man an Ort und Stelle gewesen seyn. Unterdessen lassen sich mehrere Fälle denken, in welchen die Basis der Statüen bei dem alten Theben unbedeckt bleiben, und doch der Boden des vom Nil überschwemmten Aegyptens erhöht werden konnte. Der wahrscheinlichste unter diesen möglichen Fällen ist der, daß die Statüen keine Nilmesser waren, und an solchen Stellen errichtet wurden, die nie von dem Nil und vom Schlamme des Nils erreicht worden sind. Noch annehmlicher wird vielleicht

Man-

Manchem die Vermuthung vorkommen, daß Bruce gar nicht richtig beobachtet habe.

Alle Vergleichungen der Nilmesser der ältern und neuern Zeit, so wie der der Höhen, bis zu welchen der Nil in verschiedenen Jahrhunderten steigen muste, wenn eine gute Erndte erfolgen sollte, lehren, (so fährt Bruce weiter fort 677. u. f. S.) daß Aegypten von jeher ohngefähr von derselbigen Wassermasse überströmt wurde. Wenn der Boden in Aegypten so sehr erhöht worden wäre, als man gemeiniglich annimt; so würde dieselbige Quantität Wasser nicht mehr hinreichen, um das Land so weit zu überschwemmen, als vormals geschah. Auch würde man es schon lange bemerkt haben, daß die Ueberschwemmungen des Nils nicht so weit gehen, als sonst, und daß Felder aus Mangel des befruchtenden Nilwassers nicht mehr bebaut werden können.

Wenn man auch die Richtigkeit der Vergleichungen, welche Bruce zwischen den Nilmessern und Nilhöhen der alten und neuern Zeit anstellt, ohne Einwendung zugiebt; so hat man deswegen nicht nöthig, die daraus gezogene Folge zuzugeben. Das Bett des Nils, könnte verhältnißmäßig eben so erhöht werden, als das Thal, welches er durchläuft. Wenn aber auch das Bett des Nils nicht genau in dem Verhältnisse erhöht würde, als die angränzenden Thäler und Flächen; so würde doch das stärkere Emporsteigen der letztern keinen bemerkbaren Unterschied in den jährlichen Ergießungen des Nils machen können. Sobald die Regenzeit in Habessinien anfängt; so stürzen so ungeheure Massen von Wasser in den Nil zusammen, daß, wenn er auch in einem viel tiefern Bett flösse, als worin er wirklich fließt, dieses Bett nothwendig bald ganz ausgefüllt werden, und das übrige Wasser, welches dies gewöhnliche Bett des Stroms nicht fassen könnte, über seine Ufer hinaus getrieben werden müste.

Der letzte, und beim ersten Anblick am meisten scheinbare Grund, wider die jährliche Erhöhung des ägyptischen Bodens, durch den Nil, ist das Faktum: (l. c. S. 710.) daß der Grund an dem Fuße der Berge niedriger ist, und jährlich also auch früher überflossen wird, als die Ufer des Nils selbst. Erhielte, so schließt Bruce, der Boden in Aegypten jährlich einen Zusatz durch den Schlamm aus Habessinien; so müsten die Felder an den Füßen der Berge, wohin das Nilwasser zuerst kommt, und wo es am längsten stehen bleibt, nicht niedriger, sondern höher seyn, als die Aecker an den Ufern des Flusses, die meistens nur durch Maschinen gewässert werden können, wenn der Nil am höchsten ist.

Gerade die merkwürdige Beschaffenheit, des von den Ufern des Nils gegen die Berge hinabsinkenden Bodens im Oberägypten, ist nach meinem Urtheil ein unläugbarer Beweis,

daß dieser Boden vom Nil geschaffen, oder erhöht worden ist. Wäre das Thal von Oberägypten allmählich durch die Trümmer der Berge, von welchen es eingeschlossen ist, ausgefüllt worden; so müste sich der Boden stuffenweise von den Bergen gegen den Fluß senken, und an den Ufern des Flusses am niedrigsten seyn. Sonst hingegen, da das Erdreich in der Nachbarschaft des Nils am höchsten, und am Fuße der Berge am niedrigsten ist, kann man sicher annehmen, daß das Thal von der Seite des Flusses, und nicht von den Seiten der Berge angebaut, oder erhöht worden ist. Als die Natur noch in Oberägypten allein wirkte, und die Gewässer des Nils noch nicht durch unzählige Kanäle abgeleitet, oder abgezapft wurden; da überströmte der Fluß das übrige Land nicht eher, als bis er seine Ufer überstiegen hatte. An seinen Ufern also, über welche alles austretende Wasser hinströmte, fiel der meiste Schlamm nieder, und die dem Flusse nahen Gegenden musten daher mehr, als die entfernteren, erhöht werden. Jetzt hingegen öffnet man die Kanäle, bevor der Nil seine höchsten Ufer erreicht hat, und aus diesem Grunde werden jetzt die niedrigsten Gegenden am frühesten überflossen. — Es ist, so viel ich weiß, nicht bloß dem Nil, sondern allen ähnlichen Flüssen des Erdgürtels eigen, daß ihr Ufer höher, als der von den Ufern entferntere Boden ist. Eben daher entstehen im südlichen Amerika und Asien nach den jährlichen Ueberschwemmungen der Flüsse so viele und so große Sümpfe, weil das Wasser aus den niedrigeren Gründen nicht wieder abfließen kann. Eben deswegen durchgraben die Ichthyophagen am Aronoko und Annahonenfluß, die hohen Ufer dieser Ströme, und verbauen die gegrabenen Kanäle wieder, um die mit dem abziehenden Wasser zurück kehrenden Fische aufzufangen.

Bruce stellte mit dem Nilwasser an sehr verrschiedenen Stellen Versuche an. Da, wo der Nil in Sennaar eintritt, fand er in dem Wasser des Flusses nur ein geringes Sediment, das aus fetter Erde, und aus Sand bestand. Bei Siene enthielt das Nilwasser wenigstens neunmal so viel Bodensatz, als an der Gränze von Sennaar, und dieser Bodensatz war fast lauter Sand, der aus den brennenden Nubischen Wüsten in den Fluß geweht wird. Bei Rosetto setzte das Nilwasser zur Zeit der höchsten Höhe des Flusses, mehr Sand als fruchtbare Erde, und gegen das Ende der Ueberschwemmung, mehr Erde als Sand nieder. (S. 675.) — Um über die Natur des Nilschlamms zu entscheiden, müste man denselben nicht bloß an verschiedenen Orten, sondern auch zu verschiedenen Zeiten untersuchen, weil er im Anfange einer jeden Ueberschwemmung von einer ganz andern Beschaffenheit ist, als gegen die Mitte, oder das Ende derselben. Die Verschiedenheit der

frem-

fremden Theile, welche der aufwallende Nil mit sich führt, wird schon durch die Verschiedenheit der Farbe dargethan, welche der Fluß in verschiedenen Zeiten seines Anwachses hat. Das Wasser des steigenden Nils ist anfangs grünlich und ungesund: welches von dem faulenden Wasser der großen Sümpfe und Seen herrührt, das im Anbeginn der Regenzeit in den Nil hinein geschwemmt wird. (l. c. S. 705. 706.) Wenn die stinkenden Moräste in Habessinien ausgespült, und erfrischt worden sind; so verwandelt sich die Farbe des Nils in die rothe, und sein Wasser wird noch trüber als vorher; und diese Farbe und Trübheit entstehen von der rothen Erde im Königreich Sennaar, und den Sandwolken der Nubischen Wüsten, welche der Fluß mitnimt, oder aufnimt. Die grössere Trübheit des Nilwassers hindert nicht, daß es nicht viel gesunder wäre, als das hellere im Anfange des Steigens, weil das trübere Wasser von faulenden Theil frei ist. Der Nilschlamm mag aber in den verschiedenen Perioden der Ueberschwemmungen gemischt seyn, wie er will; so hat die Erfahrung seit undenklichen Zeiten beweisen, daß er befruchtend, und nicht, wie der Kies von Bergwassern tödtend oder erstickend ist.

Wenn man weiß, daß der Nil vom Anfange seines Steigens an, bis gegen das Ende der jährlichen Ueberströmungen mit sehr vielen fremden Theilen angefüllt ist, und daß das mit fremden Theilen angefüllte und über die Fluren von Aegypten verbreitete Wasser lange Zeit still stehend, oder doch viel weniger bewegt ist; als der eigentliche Strom des Nils; so sollte man, scheint es, keinen Augenblick zweifeln, daß das trübe und fast ruhende Wasser, seine schwerern Theile fallen lasse, und den Boden, den es bedeckt, allmählich erhöhen müsse. Deßwegen braucht man aber nicht zu behaupten, daß die Erhöhung des Bodens in dem ganzen überströmten Aegypten in jedem Jahrhundert einen ganzen Fuß betrage, und daß die Erhöhung ohne Unterbrechung gleichförmig fortgehe. Diese fortschreitende gleichförmige Erhöhung des ägyptischen Bodens, lässet sich auch deßwegen nicht annehmen, weil es oft geschieht, daß das Wasser, welches die niedrigern Felder hinter den hohen Ufern bedeckt, durch ein ungewöhnliches Anwachsen des Nils mit dem eigentlichen Strom wieder in Verbindung kommt. Wenn dieses geschieht; so reißt das in Bewegung gesetzte und zurückströmende Wasser die oberen Schichten von zarter und aufgelößter Erde mit sich fort, und läßt einen harten und kalten Boden zurück, für dessen Bearbeitung die Ackergeräthschaften in Aegypten zu schwach sind. (ib. S. 676.) Als Bruce in Oberägypten war, hatte man in 34. Jahren keine Theurung oder Hungersnoth, wegen zu geringer Ueberschwemmungen des Nils gehabt. Hingegen war in diesem Zeitraum

raum dreimal deswegen eine Hungersnoth entstanden, weil der Nil zu hoch angewachsen war, und das von den Feldern in den Strom zurückkehrende Wasser, die Aussaat des Landmanns mitgenommen hatte.

Wenn das Thal nicht durch den Nilschlamm erhöht worden wäre; so würde der Boden dieses Thals aus eben dem ungemischten Sande bestehen, der in den Wüsten ausserhalb der Bergketten liegt, welche das Nilthal einschließen. Die mannigfaltigen Fälle, welche der Nil macht, ehe er in einem ununterbrochenen ebenen Bette fortfließt, zeigen, wie niedrig Aegypten noch immer gegen Nubien, und noch mehr gegen Sennaar und Habessinien ist. Es wird eine gar nicht zu bestimmende Zahl von Jahrtausenden dazu gehören, bevor das Thal des oberen Aegyptens nur so weit gehoben wird, daß es der Höhe der letzten Nilfälle gleich kommt. Vielleicht schwemmt der reißende Strom des Nils jährlich eine eben so große Quantität von Erde und Schlamm in das mittelländische Meer hinein, als er in Aegypten zurück läßt. Wenn die Levantischen Seefahrer sich der ägyptischen Küste nähern; so lassen sie ein Senkblei fallen, um zu erforschen, ob der Boden des Meers schon schwarzen Schlamm enthalte. Sobald sie diesen an dem Senkblei entdecken; so schließen sie, daß sie von den Mündungen des Nils nicht weit mehr entfernt seyen. Dieser Schluß ist freilich trüglich, wenn es wahr ist, was Bruce erzählt, daß der Schiffer, der ihn nach Aegypten brachte, den schwarzen Schlamm schon entdeckte, als das Schiff noch der Küste von Barca gegen über war. (l. p. 6.) Ich sehe aber auch nicht ein, warum nicht der Grund des Meers selbst der Küste von Barca gegen über schwarzen Nilschlamm enthalten sollte, wenn gleich die herrschenden Nordwinde den größten Theil des in das Meer hinabgewälzten Schlamms und Sandes gegen die Küste von Syrien werfen. Stürme aus Osten und Nordosten mögen so selten seyn, als sie wollen; so können sie doch Schlamm und Sand gegen Westen treiben, der nachher nicht ganz zurück geführt wird. — Die syrischen Häfen sind fast alle, und werden noch immer mehr mit Schlamm und Sand ausgefüllt, und das heutige Sidon ist 7½ Fuß höher, als das Pflaster der ehemaligen Stadt gleiches Namens war. (Bruce l. p. 7.)

Göttingen. C. M.

Beitrag zur Naturgeschichte der Bienen.

Die Naturforscher sind der Meinung, daß die Drohnen unter den Bienen die Männchen wären, die die Königin befruchten. Reaumur muthmaßt dieses aus der bei der Sektion der Drohnen bemerkten

ten milchartigen Feuchtigkeit; und Schwammerdam läugnet zwar die ordentliche Paarung, behauptet aber, daß die Drohnen durch ihren Geruch oder Ausdünstung die Königin fruchtbar machen. (S. des P. Holschers Erfahrungen von der Bienenzucht p. 92. 93.)

Da ich schon vor zwanzig Jahren mich mit den Bienen beschäftigt, und ihre Oekonomie und Behandlung einigermaaßen kenne: so wage ich es meine Gedanken hierüber mitzutheilen, und wenn ich irren sollte, um gütige Belehrung zu bitten. Ich habe nie die Zergliederung einer Drohne zu sehen Gelegenheit gehabt, und kann aus dem innern Bau derselben nicht auf ihre Bestimmung schließen; sondern ich gründe das, was ich hier sage, auf eigene Erfahrung, die ich bei Wartung der Bienen gemacht. Nach dieser getraue ich mir zu behaupten: daß die Drohnen zur Zeugung der Bienen nichts beitragen. Folgendes mag vielleicht diese Meinung rechtfertigen.

Es ist bekannt, daß die Drohnen nicht anders als zur Schwärmezeit im Stocke vorhanden sind. Sobald diese Zeit vorbei, und der Stock übrigens gesund ist, werden die Drohnen von den Bienen verjagt und getödtet. Die Bienenzeugung aber geschiehet schon im Februar, und dauert ununterbrochen fort bis zum September, folglich auch dann, wann keine Drohnen vorhanden sind, die den Weiser, wie man sagt, befruchten. Nimt man daher an, daß die Drohnen das männliche Geschlecht sind: so können sie doch nicht anders, als in den drei Monaten Mai, Junius und Julius, als so lange sie nur vorhanden sind, die Befruchtung vornehmen, und diese Befruchtung müste sodann ein ganzes Jahr fortwirken.

Noch deutlicher wird mein Satz vielleicht durch folgende Bemerkung. Wenn ein Stock im Frühjahre seinen Weiser verliehrt, welches oft der Fall ist, und bereits junge Bienenbrut sowol Eier als wirkliche in ihrer weissen Nahrungsmilch liegende Embryonen im Stocke vorhanden sind: so pflegen die Bienen sofort aus dieser jungen Brut sich zween oder mehrere Weiser zu erziehen, die man Nothweiser nennet, von welchen sie alsdann den Besten wählen, und die übrigen tödten. Diese Nothweiser pflegen oft die geschicktesten zur Fortpflanzung zu seyn, und man findet in einem Stocke, worin ein Nothweiser sich befindet, oft die beste junge Brut. Wer hat nun diesen Nothweiser befruchtet, der schon junge Bienen erzeuget, ehe noch Drohnen vorhanden sind? —

Wozu nützen aber die Drohnen? Der Herr Verfasser der obengenannten Erfahrungen von der Bienenzucht muthmaaßt S. 80. daß sie zur Schwärmezeit die Interimsregierung im Stocke haben, wenn kein lebender Weiser im Stocke vorhanden ist; und glaubt in dieser Meinung

nung dadurch bestärkt zu seyn, weil ein weiserloser Stock nach der Schwärmezeit nie seine Drohnen tödtet. Letzteres hat seine völlige Richtigkeit; denn in einem weiserlosen Stocke herrschet Unordnung, die darin befindlichen Bienen arbeiten nicht, und sind ganz dumm. Mir scheint die eigentliche Bestimmung der Drohne diese zu seyn, daß sie den durch das Schwärmen entstehenden Abgang der Arbeitsbienen in Ansehung der wegen der vielen jungen Brut im Stocke nöthigen Erwärmung ersetze. Hiezu scheint mir der dicke und ungestalte Körper der Drohne und ihr starkes Gesumse vorzüglich geschickt zu seyn. Deswegen erziehen auch die Bienen ihre Drohnen, wenn die Schwärmezeit erscheinet, und bevor keine Drohnen ausgebrütet sind, schwärmet kein Stock. Nach der Schwärmezeit, wenn der Stock an Arbeitsbienen wieder volkreicher geworden ist, werden die Drohnen getödtet, weil die Bienen ihrer Hülfe alsdann nicht mehr bedürfen, und nicht gewohnt sind, dergleichen müßige Gäste zu ernähren.

Bergen. A.

Anekdote.

Der Abt Gagliani erhielt vom Pabst Benedikt XIV. den Auftrag, ein Verzeichniß von den Laven und Bestandtheilen des Vesuvs zu machen, und entledigte sich dieses Auftrags zur völligen Zufriedenheit Sr. Heiligkeit. Als er dem Pabste eine Kiste mit diesen Seltenheiten aus der Naturgeschichte überschickte, legte er ein Billet bei, worin nichts weiter, als der Vers aus dem Evangelio stand: „Sage, daß diese Steine Brodt werden!" — Der Pabst verstand, was er damit wollte, ließ ihm eine ansehnliche Pension anweisen, und schrieb ihm eigenhändig folgendes: „Sie zweifeln nicht an der Unfehlbarkeit des Pabstes, und ich gebe Ihnen einen guten Beweis davon: es ist meine Sache, den Text der heiligen Schrift auszulegen und ihren wahren Sinn zu fassen; und das hab ich nie mit größerm Vergnügen gethan, als heute."

Verbesserungen. St. 20. Seite 307. Zeile 25. lies Fertigkeit, statt: Festigkeit. Ebendas. Zeile 29. lies verstandenes Entbehren, statt: vorhandenes Entbehren.

Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Freitag, den 30ten März 1792.

Ueber den scheinbaren Tod neugeborner Kinder, dessen Ursachen, und die Mittel, solche wieder zu beleben.

Vom Herrn Doctoranden und Universitätschirurgus Bodenstein in Göttingen.

Es ist nichts seltenes, daß Kinder, die dem Anscheine nach todt geboren sind, nach einer kurzen Frist, obschon sich ganz selbst überlassen, einige Lebenszeichen von sich geben, bald darauf würklich Othem holen, die Augen öfnen, und ihr völliges Leben durch ein Geschrei zu erkennen geben; gewiß aber ist die Anzahl der todt bleibenden, die man ohne Anwendung der Kunst sich allein überläßt, weit überwiegender; manche Kinder sterben bei ihrer Geburt dahin, in denen der Lebenskeim noch nicht erstickt war, ob man ihnen schon Hülfsleistungen gab, weil man entweder zu bald wieder abläßt, und nicht lange genug in der Anwendung der Mittel beharret; oder aber nur einige bekannte Mittel anwendet, und andere zugleich sehr nöthige zu gebrauchen unterläßt, oder nicht kennet: welches bei Landhebammen gewiß nichts seltenes ist; oder es fehlt an den Werkzeugen selbst, womit man einige von den Mitteln anzuwenden pflegt.

Gesetzt, es trift auch keins von den genannten Umständen ein, so wendet man die Rettungsmittel gewöhnlich gar zu sehr nur im Allgemeinen an, da doch die Mittel von so entgegengesetzter Würkung sind.

Es wäre eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wenn Landprediger sich diesem großen Geschäfte unterzögen, den auf manchen Dörfern in diesem Stück noch sehr unwissenden Bademüttern die Mittel und die beste Anwendung derselben bekannt machten, oder noch besser, solchen diese Abhandlung zu lesen gäben, und nächstdem es ihnen erklärten. Geschiehet dieses, so ist mein Wunsch erfüllt. Wie manchmal habe ich solche leblose Kinder nach fortgesetzter Bemühung von 2 bis 3 Stunden, wieder in etwas aufleben sehen, wodurch ich von frischem ermuntert wurde, meine Bemühungen fortzusetzen, und erreichte

dann nach einer kurzen Zeit meinen völligen Endzweck, und das Vergnügen der völligen Wiederbelebung gab mir reichen Ersatz für meine nicht umsonst angewandte Bemühung. Verschiedene Fälle könnte ich namhaft machen, wo ich von den Aeltern des Neugebornen, und auch von den übrigen Anwesenden recht inständig gebeten wurde, doch meine Versuche aufzugeben, und alle meine Bemühungen einzustellen; man wollte mir sogar die Schlaffheit der Glieder und völlige Todtenfarbe des Gesichts zeigen, durch welches ich mich jedoch nicht abhalten ließ, meine Versuche fortzusetzen; und siehe da, kurz darauf erhub das Kind ein solches Geschrei, daß man es hätte vor der Hausthür hören können. Bei einigen Kindern verabsäumt man nicht allein die nöthige Hülfsleistung, sondern man tödtet sie obendrein noch offenbar, wenn man sie in kalte Kammern legt, wodurch der geringe oft noch vorhandene Lebenskeim völlig erstickt wird; oder man verhüllt sie so in Tücher, daß man dadurch den freien Zutrit der Luft in die Lungen benimt, das Athemholen unmöglich macht, und sie mit einem Worte völlig erstickt.

Die erste Art von Scheintod besteht in einer gewissen Erstickung, woran folgende Ursachen Schuld sind.

Wenn das Kind zu lange in der Geburt steckt, so wird durch die heftigen und oft eine längere Zeit hindurch nichts fruchtenden Zusammenziehungen der Gebärmutter, die Bewegung der Säfte im Kinde gehemmt, so wie auch der Rückfluß des Bluts durch die Nabelschnur erschwert, die Absonderung der schleimigten Feuchtigkeiten in der Lunge, Luftröhre und dem Munde des Kindes vermehrt, und das Abgesonderte zäher gemacht, und dadurch die Luftröhre vorzüglich so verstopft, daß, wenn man ihnen den Mund, und besonders den Eingang der Luftröhre nicht reiniget, sie würklich ersticken; dazu kömmt, wenn die Mutter des Kindes zur Erzeugung vieles Schleims besonders geneigt ist, oder kurz vor der Geburt an einer Verschleimung der Säfte sehr gelitten; auch dann ist das Kind dazu geneigt, wenn es sehr fett ist, und angeborne schwache Lungen hat. Muthmaaßt oder sieht und fühlt man eine solche Verschleimung, so muß man ihm sogleich den Mund durch den Finger, oder mit einem weichen Pinsel, oder dem rauhen Ende einer Feder reinigen, oder merkt man sogar einen Schleimpfropf, der die Oefnung der Luftröhre verschließt, so muß man solchen augenblicklich mit den Fingern oder einer kleinen Zange herausziehen. Zwei Fälle von der Art habe ich bei Neugebornen gesehen, so wie ich den Schleimpfropf ausgezogen hätte, und die andern gehörigen Mittel anwandte, kam wieder Leben. Wenn der Schleimpfropf heraus ist, so bläset man ihm sogleich Luft durch den Mund ein; nur so, wie ich das Lufteinblasen gewöhnlich gesehen habe, ist es mehr schädlich als nützlich, weil man die

Natur

Natur nicht genug nachahmt. Die Lunge durch Lufteinblasen heftig, schnell und beständig ausdehnen, heißt alle Schwierigkeiten des Othemholens vermehren; denn die Lungengefäße werden durch anhaltende Ausdehnung der Lunge so zusammengedrückt, und das Zwergfell dadurch mit den Intercostalmuskeln so stark ausgedehnt, daß die Schnellkraft und Reitzbarkeit alle Thätigkeit verliehren.

Man ahmt am allerbesten das natürliche Othemholen auf eine künstliche Weise nach, wie folget: Man kneipt dem Kinde die Nase zusammen, und bläset mit Mund auf Mund äusserst langsam und periodisch Luft in die Lungen, drückt nach jedesmaligem Einblasen die Brust sanft nieder; ferner, reitzt man die Schleimhaut der Nase mit dem Barte einer Feder, hält ihm etwas Salmiakspiritus vor die Nase, oder ist selbiger nicht zu haben, so muß der Hoffmannische Liquor seine Stelle vertreten, den doch auch auf dem Lande mancher Hausvater zum Gebrauch aufbewahret; hat man auch diesen nicht, so nimt man eine zerquetschte Zwiebel oder Knoblauch, und hält ihm solche vor die Nase, reibt ihm die Gegend der Schläfe, des Herzens und den Rückgrad mit weichem Linnen, welches man in irgend eine geistige Feuchtigkeit getaucht hat; bürstet mit einer weichhaarigten Bürste die Fußsohle, und die innere Fläche der Hände, und giebt ihm ein Tabacksrauchklystier; in Ermangelung der hierzu nützlichen Maschine, bediene man sich zweier Pfennigpfeifen, die eine füllt man mit Taback, zündet sie an, und steckt dem Kinde die Spitze davon, welche wohl mit Oel bestrichen seyn muß, in den After, setzt den Kopf der andern Pfeife auf die brennende, und nun bläset man den Tabacksrauch ein. Zeigt es bei dieser Behandlung einige Lebenskräfte, als: es öfnen sich die Augen etwas, schließen sich aber wieder, die Kinnlade fängt an sich etwas zu bewegen, die obersten Rippen äussern einige Bewegung, die blaue Farbe der Lippen verschwindet, und man bemerkt kleines unterdrücktes Othemholen, welches mit Röcheln verknüpft ist, dann ist das Hauptmittel, welches gleich völliges Leben hervorbringt, ein Brechmittelchen. So widersinnig dieses vielleicht manchem vorkommen mag, so kann ich es doch nach dem Rath neuerer Aerzte, und nach meinen eigenen Erfahrungen, nicht genug empfehlen. Die übertriebene in Furcht sich ausartende Zärtlichkeit eines Geburtshelfers vor gelinden mit Vorsicht angewandten Brechmitteln bei jungen zarten Kindern, wird manchen neugebornen kleinen Weltbürger ins Grab senden. Erst sucht man dieses Erbrechen durch eingeflößtes lauwarmes Wasser zu bewürken, und wenn dies, nebst dem Kitzeln mit dem rauhen Ende einer Feder, im Schlunde nicht bald hilft, dann löse man einen Gran Brechweinstein in einer halben Theetasse Wasser auf, und gebe es dem Kinde

nach und nach zu einem Theelöffell voll; hat es sich nun etwas gebrochen, so gebe man ihm sogleich ein Klystier aus warmer Milch, worin etwas Zukker oder Salz zerlassen ist, damit es auch die gehörige Leibesöfnung bekömmt; oder würkt dies nicht, und der Darmkanal will einen stärkern Reiz haben, so löse man 1 bis 2 Gr. Brechweinstein im Klystier auf, und gebe es ihm, welches dann gewöhnlich gleich Oefnung bewürkt; hiebei muß man nun nicht versäumen, den Unterleib, vorzüglich die Nabelgegend, gelinde zu reiben, und das Auflegen warmer Tücher nicht vergessen.

Wenn das Kind nun völlig wieder belebt ist, so flößt man ihm nach und nach einen Eßlöffel voll Kämillen- oder Münzethee ein, legt dasselbe in ein gewärmtes Bette, jedoch aber auf die Seite, damit, wenn es sich ja wieder brechen will, nicht von neuem erstickt, und überläßt es nun einer sich gewöhnlich einfindenden erquickenden Ruhe.

Auch die Zunge, wenn sie an dem Gaumen geklebt ist, verhindert das Othemholen, und kann eine Erstikkung bewürken, welches ich einigemal durch einen sehr leichten Handgrif gehoben habe, indem ich meinen Zeigefinger der rechten Hand in den Mund des Kindes steckte, und die Lostrennung von hinten nach vorne zu, als wenn man zwei auf einandergeklebte Blätter Papier von einander trennt, bewürkte, und sodann die Zunge gelinde niederdrückte.

Die zweite Art vom Scheintode bestehet in einem dem Schlagfluß ähnlichen Zustande, worin sich Neugeborne zuweilen befinden.

Die Ursachen, die hieran Schuld sind, bestehen in Folgendem.

Wenn das Kind beim Durchgange wegen zu engen Beckens, oder der zu engen fleischigten Geburtstheile, zu sehr zusammengepreßt, und dadurch zu lange in der Geburt aufgehalten wird. Umschlingungen der Nabelschnur um den Hals, oder die Einschnürung des Halses, vermittelst des Muttermundes, oder irgend ein anderer Druck des Beckenknochens an die Halsgegend, wo die vena jugularis liegt. Auch wenn die Nabelschnur vorgefallen ist, und durch den herabgedrückten Kopf des Kindes sehr zusammen gedrückt wird. Alle diese Ursachen verhindern den Rückfluß des Bluts aus dem Kopfe, und veranlassen eine widernatürliche Anhäufung des Bluts in den Gehirngefäßen.

Die Zeichen. Man sieht entweder, daß eine oder mehrere zugleich von den eben genannten Ursachen vorhergegangen, oder, wenn man auch keine von diesen bemerkt hat, so sieht man es doch gleich beim ersten Blick am Kinde; denn, es ist aufgedunsen, und im Gesicht sehr rothy oder gar braun und bläulicht, die Augen feuren, der Mund ist aufgesperrt und trocken, und gewöhnlich bemerkt man etwas Schaum vor dem Munde.

Die Hauptanzeige besteht darin, den Druck des Gehirns aus dem Wege

zu

zu räumen, indem man die überfüllten Blutgefäße im Gehirn, so viel als nöthig, ausleeret. Das vorzüglichste Ausleerungsmittel ist hier ein Aderlaß; in dieser Absicht durchschneidet man sogleich die Nabelschnur, und läßt ein bis zwei Eßlöffel voll Blut auslaufen. Will das Blut ja nicht recht fließen, so bähe man die Nabelgegend warm, und melke an der Nabelschnur; noch besser ist es, man badet das Kind ganz in warmem Wasser, will es denn noch nicht nach Wunsch gehen, so lege man zugleich ein in kaltes Wasser getauchtes Tuch dem Kinde auf den Kopf, wodurch die Blutgefäße im Kopfe zur Zusammenziehung gereitzt werden, und die Kraft wieder bekommen, das in ihnen erstarrte Blut fort zu bewegen.

Ist die Nabelschnur schon unterbunden gewesen, so muß man solche über der unterbundenen Stelle durchschneiden; den Faden an der unterbundenen Stelle zu lösen, würde oft nichts helfen, weil die Blutgefäße, und vorzüglich die zurückführende Ader, sich durch das Zusammenkneipen des Fadens so geschlossen hat, daß sie kein Blut durchläßt; dieses ist zumal alsdenn der Fall, wenn die Nabelschnur sehr dick und fett ist. Sollte man auf diesem Wege gar keine Blutausleerung bewürken können, so muß ein Sachkundiger die vena jugularis interna öfnen, auch kann er mit dem größten Nutzen Blutigel an die Schläfe und im Nacken setzen. Will das Blut auch dann noch nicht fließen, so muß man stärkere Reitze versuchen; man sprützt kaltes Wasser mit Heftigkeit auf die Brust, Herzgrube und den Rückgrad, wornach das Blut zuweilen, ehe man es sich versiehet, aus der Nabelschnur, oder der geöfneten Ader, am Halse springt. Das Reiben des ganzen Körpers, das warme Baden, besonders der Füsse, das Waschen der Schläfe mit Wein oder Weinessig, die Tabacksrauchklystiere, Lufteinblasen u. s. w. müssen dabei nicht vergessen werden. Auch habe ich in solchen verzweifelten Fällen wohl etwas Tabacksrauch dem Kinde in den Mund mit gutem Erfolg geblasen.

Ganz gesund geborne Kinder bekommen zuweilen, gleich nach der Unterbindung der Nabelschnur, die völligen Zufälle eines Schlagflusses, sie verliehren Pulsschlag, Othemholen und Bewegung, werden braun und blau im Gesichte; die Ursache davon ist ein zu starker Rückfluß des Bluts in die Hirngefäße. Dann muß man sogleich die Nabelschnur dicht über der unterbundenen Stelle von neuem durchschneiden, und ein Paar Eßlöffel voll Blut abzapfen, wornach gewöhnlich gleich alle Lebenszeichen wieder zurückkehren; wo nicht, so muß man sie eben so behandeln, als wenn sie schlagflüßig zur Welt gekommen wären.

Die dritte Art vom Scheintode besteht darin, daß ein Kind ganz blaß und ohne Farbe, mit ganz verlohrner Schnellkraft der Glieder zur Welt kömmt; es befindet sich mit einem

Worte, in einem Mittelzustande zwischen Leben und Tode, welchen man tödtliche Ohnmacht nennt.

Die nächste Kuranzeige besteht darin, die Lebensgeister zu excitiren, und auf alle Art zu reitzen suchen.

Man muß dem Kinde gleich etwas sehr stark Riechendes vor die Nase halten, welches ich oben erwähnt habe, besonders angezündete Federn, oder Kartenblätter; man reibe ihm den Rückgrad mit Camphergeist, oder recht starkem Weinessig, kützele ihm den Schlund und die Schleimhaut der Nase mit dem rauhen Ende einer Feder; man kann ihm auch ein Paar Tropfen Brantewein, als Reitzmittel mit vielem Nutzen auf die Zunge tröpfeln; man bade es ganz, mit halb Wein, halb Wasser, statt Wein, wenn man keinen haben kann, nehme man etwas Weinessig, oder ein wenig Brantewein. Dieses Baden setzt man ununterbrochen fort, und so wie das Bad erkaltet, kann man wieder heisses Wasser zugießen. Vor allen andern Mitteln muß man ganz vorzüglich Tabacksklystiere anwenden, auch kann man ihm etwas Tabacksrauch in den Mund blasen; unter dem Gebrauch dieser Mittel kömmt das Kind gemeiniglich wieder zu sich. Giebt es denn die ersten Zeichen des Lebens von sich, so setzt man das Reiben des Körpers mit etwas warmem Wein fort, auch kann man ein Scheibchen Brod, welches in warmen Wein, oder ungarisches Wasser getaucht ist, auf die Herzgrube legen, die Nabelgegend mit etwas Muscatbalsam reiben, und ihm ein Klystier aus halb Wein halb Wasser beibringen; oder eine Abkochung von Salbei und Krausemünze in halb Wein halb Wasser, ist noch kräftiger zum Klystier. Innerlich gebe man demselben ein wenig süssen Wein, oder etwas Zimtwasser, (man gießt auf ein halbes Quentchen Zimt anderthalb Kaffeeschaalen kochendes Wasser, mischt etwas Zitronensaft hinzu, und giebt dem Kinde Theelöffel Weise davon zu trinken). Kann man dieses nicht gleich haben, so mischt man zu einer Tasse eines gewöhnlichen Thees, 2 Theelöffel voll Essig, und 1 Theelöffel voll Brantewein, und braucht dieses ebenfalls Theelöffel Weise dem Kinde innerlich: bei welchem Gebrauch es sich bald völlig erholen wird.

Von sehr schwach gebornen Kindern.

Solche Kinder, die vor Schwäche kaum leben können, und nur bloß wimmern, sind auch wohl mit kleinen Zuckungen behaftet; in diesem Zustande trift man gewöhnlich zu frühzeitig geborne Kinder.

Diese muß man sogleich lauwarm in halb Wein und halb Wasser baden; hat man keinen Wein, so kann man statt dessen den zehnten oder zwölften Theil Brantewein nehmen. Man halte dem Kinde etwas Weinessig, oder starken Biereſſig vor die Nase. So wie es sich denn nach und nach mehr erholt und gestärkter wird, so trocknet

man

man es rein ab, legt es in ein wohl erwärmtes Bette, und giebt ihm Zimtwasser, worin man einige Tropfen Hoffmannschen Liquor getröpfelt hat, oder man nimt statt dessen drei Theile Zimtwasser, und einen Theil Wein, und giebt's ihm Theelöffel Weise zu trinken; und damit es bald von dem sogenannten Kinderpech gereiniget wird, ein Klystier aus warmer Milch, oder Kamillenwasser, worin etwas Seife oder Salz zerlassen worden ist. Will aber der schwärzliche Unrath hiernach nicht abgehen, so gebe man ihm ein Klystier, worin ein bis zwei Gran Brechweinstein aufgelöset worden.

Man lasse es nachher frühzeitiger saugen, als andere Kinder, gebe ihm täglich einige Klystiere, in kleinen Portionen von lauwarmer Milch, zum Ernähren, auch kann man es mit vielem Vortheil ein Paar mal in warmer Milch baden, auch wohl einige mal des Tages ihm den Kopf, die Herzgrube, den Bauch und Rückgrad mit warmem Wein waschen. Wenn man solche Kinder auf diese Art behandelt, so bleiben sie nicht allein am Leben, sondern werden zusehends stärker und größer, und erlangen in einigen Monaten eine dauerhafte Gesundheit.

Von der Ungestaltheit und der widernatürlichen Geschwulst eines neugebornen Kinderkopfs.

Nach schweren, oder auch natürlichen aber sehr langdaurenden Kopfgeburten, wegen der geringen Weite der Beckenöfnungen, oder des heftigen Widerstandes der weichen Geburtstheile, haben Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, auf dem Scheitel, oder mehr am Hinterkopfe, eine widernatürliche Geschwulst der Bedeckungen des Kopfes, welche gewöhnlich sehr weich ist. Ist diese Geschwulst eine bloß wässerigte, so läßt sie sich leicht und in kurzer Zeit zertheilen, wenn man zu dem Ende die Geschwulst nur fleißig mit halb Wein halb Wasser, warm gemacht, oder mit einem Aufgusse von Wundkräutern, bähet. Rührt diese Geschwulst aber von ausgetretenem Blute her, vorzüglich wenn sich dieses unter der Hirnschaalenhaut angehäuft hat, und zusammengeronnen ist, wie ich dieses bei sehr schweren Kopfgeburten einige mal bemerkt habe, so läßt sie sich gewöhnlich nicht zertheilen, sondern man muß sie öfnen, und das Blut ausleeren; daß dieses keine Hebamme thun darf, sondern von einem Sachkundigen verrichtet werden muß, versteht sich von selbst.

Der Kopf des Kindes hat eine widernatürliche, gewöhnlich länglichte Gestalt, welches ich bei natürlichen Geburten zuweilen, bei schweren Geburten aber weit öfterer, bemerkt habe. Viele Hebammen wollen einem solchen verunstalteten Kopfe durch Drücken seine natürliche Gest alt wieder geben; hiedurch aber geschiehet, glaube ich, mehr Schaden als Vortheil.

theil. Obgleich ein mäßiger mit genauer Vorsicht angewandter und nach und nach etwas verstärkter Druck wohl von Nutzen seyn könnte, so halte ich es doch aus Erfahrung für völlig unnöthig; jederzeit habe ich es der thätigen Natur allein überlassen, und nur bloß eine gut anschliessende Mütze dem Kinde aufsetzen lassen, und nach ein bis zwei höchstens drei Tagen, war nichts mehr von der Unförmlichkeit zu sehen.

Auf Fehler der Bildung muß gleich nach der Geburt genau von der Bademutter gesehen werden. Bei zwei Fällen weiß ich, daß man gar nicht darauf geachtet hatte. Zu dem einen Kinde, welches einen verschlossenen Hintern hatte, wurde ich erst den zweiten Tag um Hülfe ersucht; bei einem andern Kinde, welchem der Harngang verstopft war, wurde ich sogar erst den dritten Tag gerufen, weil man es nicht eher bemerkt hatte.

Das nöthigste Geschäft einer Hebamme, gleich nach der Geburt, wenn die Wöchnerin besorgt, und das Nöthigste am Kinde verrichtet worden ist, bestehet also vorzüglich mit darin, das Kind genau zu untersuchen, ob es auch mit irgend einem Fehler der Bildung behaftet ist, welcher ungesäumt verbessert werden muß. Man muß also wohl untersuchen, ob es frei Othem holen, gut schlingen kann, ob es keinen verschlossenen Hintern, oder ungeöfneten Urinweg hat; und findet sich ja einer von den genannten Fehlern, so hat man sogleich, ohne viel Zeit zu verliehren, die nöthige Hülfe herbeizuholen.

Anekdote.

Kürzlich starb zu Clanvare, unweit Ruthin, in Derbigshire, eine alte Jungfer, die in ihrem Testamente einem armen Harfenspieler mit der Bedingung drei Guineen vermachte, daß er an ihrem Begräbnißtage auf ihrem Grabe zwei Trauerstücke spielen solle, die sie selbst ausgesucht hatte.

Eine Menge Volks war auf dem Gottesacker versammelt, um den Harfenspieler zu hören, der vor diesem bei der Verstorbenen Bedienter gewesen war. Beim Anblick dieses großen Kreises von Zuschauern, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, und erst, nachdem er sich recht satt geweint hatte, war er im Stande, den letzten Willen seiner Gebieterin zu befolgen. Er entledigte sich seiner traurigen Pflicht mit solchem Ausdruck, daß alle Anwesende durch Schluchzen den Takt bei diesem weinerlichen Concerte markirten.

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Montag, den 2ten April 1792.

Ueber die Abwässerung durch Schöpfmühlen.

So lange die Marschen höher sind, als der Spiegel des Flusses, in den sie abwässern müssen, haben wir mit unsern Schleusen, die, wenn sie keine Mängel haben, in hinreichender Zahl da sind, und an den besten Stellen liegen, immer eine Marsch hinlänglich trocken halten können. Allein wenn der Marschboden durch das ewig fortwährende Erhöhen des Flußbettes, in relativer Rücksicht, niedriger geworden, und kaum noch über den mittleren Stand des Wassers im Flusse mehr hervorraget, dann helfen keine Schleusen mehr, weil der Fall dahin fehlt. Hier wird eine solche Marsch das, was die Italiener impadularsi, oder zum Morast werden, nennen, weil das Binnenwasser darauf stehen bleibt, und sie wenigstens länger bedeckt, als seyn darf, um sie auch nur zur Sommersaat zu nutzen. Schlechtes Heugraß bleibt also der einzigste Gewinn, den man erwarten kann. Dieser aber ist zu geringe, um damit die Kosten der Deichlast und der übrigen Abgaben zu bestreiten.

Eine Entwässerung solcher unglücklichen Marschen, wäre daher sehr zu wünschen. Allein über das ob: und wie, diese Fragen sind zu schwer, zu unentschieden, als daß darüber nicht mancherlei Meinungen, und viele von einander abweichende Vorschläge statt haben sollten.

Wenn eine Marsch durch zu frühe Bedeichung, bei welcher die, die sie einrichteten, über den nahen Vortheil den entfernten Nachtheil nicht sahen, nun endlich so traurig liegt, daß ein natürlicher Abfluß fehlt; so sind alsdenn nur noch zwei Hülfsmittel: eine Entwässerung durch Anschwemmung (bonificarione per alluvione) oder eine Entwässerung durch Schöpfmaschinen. Beide haben aber ihre großen Bedenklichkeiten, und die erstere ist, nach meiner Meinung und Erfahrung, nur in wenigen Gegenden praktisch möglich, obgleich die Italiener darüber manches geschrieben haben a) das

a) Manfredi, Zendrini, Guglielmini haben in der Racolta d'Autori che trattano del moto dell'Acque, so wie auch Fossombroni in seiner Memoria idraulico-

das bei ihnen vielleicht nicht unmöglich ist, bei unsern Marschen in Niederdeutschland aber keine Anwendung findet, obgleich wir eingedeichte Marschländer genug finden könnten, wo es nöthig wäre. Brahms b) der über alles was er schrieb gründlich dachte, ist auch für dergleichen künstliche Aufschlickung, in den mehrsten Fällen, nicht, weil er die Anstalten dazu, als die Anlegung der Schlickpumpen c) mit den nöthigen Kajedeichen zu unsicher und zu kostbar hält.

Sind aber nun unsere Marschen durch zu frühe Bedeichung und durch Erhöhung des Flußbettes, so niedrig geworden, daß die Schleusen das Binnenwasser nicht zu gehöriger Zeit abziehen können, so muß uns freilich die Kunst zu Hülfe kommen. Nur frägt man billig vorher: kann auch nicht ohne Kunst, bloß durch Fleiß eine solche Marsch verbessert werden? wenigstens doch so lange, bis sich die Umstände noch mehr verschlimmern?

Daß Mangel an Fleiß, Sümpfe hervor bringen könne, ist bekannt, es bezeugen dies mehrere Schriftsteller, und unter andern William King in seinen Briefen an die Societät zu Dublin, wo er folgendes erzählt. „Als O'Donnel und Tyrone kamen, um Kinsale Hülfe zu leisten, verwüsteten sie das Land auf ihrem Marsch durch Connaught, welches durch Vermittelung des Grafen Clanrikard gehorsam und treu war." Daselbst findet man eine große Strecke, welche damals gepflügtes Land war, und jetzt ein Sumpf ist, wo das Haus des Lords mitten darin stehet. „Wenn daher Mangel an Fleiß, so viel wir uns erinnern, einen Sumpf hervor bringen konnte, so ist es kein Wunder, wenn ein wegen Faulheit berüchtigtes Land, als Irland jetzt ist, an Sümpfen einen Ueberfluß hat."

Sollte dieser Fall nicht viele Aehnlichkeit mit unsern verwässerten Marschen haben? Und sollte anhaltender Fleis sie nicht wieder in solche Umstände bringen können, daß sie nach dem Verhältnis ihrer Abgaben und Deichlast, wenigstens sich über ihren bisherigen negativen Werth erheben könnten? Ich denke ja. Wenn man nur Hand anlegte und nur ausdauernden Fleis genug hätte, keine Mühe und

Storiche sopra la Val-di-chiana die zu Firenze 1789. in groß 4. heraus gekommen, im 2ten Theil verschiedne Vorschriften gegeben.

b) Anfangsgründe, I. Thril. §§. 140 und 141.

c) Schleusen zum Ein- und Auslassen des mit Schlick vermengten Flußwassers. Nach Beobachtungen an der Elbe ist das Verhältnis der Erde zum Wasser, nach dem cubischen Inhalt wie 1:532. Manfredi fand bei dem Reno in Italien $\frac{1}{173}$ Erde in dem Wasser, allein wie der Fluß voll und sehr trübe war. (Tom. VII. der Raccolta p. 40.)

und Arbeit verdrüßlich zu finden. Durch Gräben und Abzugskanäle, durch Schleusen und Siele, an gehörige Stellen gelegt und alles gut unterhalten, läßt sich in der That vieles ausrichten. Manche Marschen, und vorzüglich unsere Bremischen, liefern uns hierüber Beispiele, die Nachahmung verdienten. Jeder Graben, den ich ziehe, nimt so viel Wasser von dem Lande, als sein cubischer Inhalt beträgt. Dies kann man ziemlich gewiß annehmen, wenn man etwas für des Graben eigenes Grundwasser abrechnet. Ferner giebt mir jeder Graben so viel Cubikfuß Erde, zur Verhöhung der Ländereien, als er in sich enthält. Ich gewinne also dabei doppelt, denn das Wasser vermindert sich, indem es in den Graben sinkt, und das Land erhebt sich durch die ausgegrabene Erde.

Nichts ist natürlicher, und dennoch vernachläßiget man dies einfache Mittel und sucht bei künstlichen Hülfe. d)

Ein Graben, 100 Ruthen lang, oben 8, am Boden 4 Fuß breit, und nur 4 Fuß tief, giebt mir 38400 Cubikfuß Erde zur Erhöhung der Ländereien, und befreiet sie dabei von 28800 Cubikfuß Wasser, wenn ich ein Viertheil seines Inhalts für Grundwasser abrechne. Es ist wahr, ein solcher Graben nimt 50 Quadratruthen Land weg. Allein sind 90 Morgen brauchbares Land nicht besser, wie 100 und mehrere Morgen, auf welchen ich keine Früchte bauen kann.

Jeder Sachkundige wird hoffentlich mit mir darin einverstanden seyn, daß vorstehende Mittel die natürlichsten, die einfachsten und sichersten sind, so lange unsere Marschen die Höhe haben, die wir noch bei ihnen antreffen. Freilich in Holland, wo man an vielen Gegenden selbst den Grund und Boden der Flüsse höher findet, als das Binnenland, und wo sich die Betten der Flüsse noch viel schneller erhöhen, als die der unsrigen e), da muste man denn wohl in Schöpfmaschinen aller Art, die einzige noch übrige Hülfe suchen. Aber sie schon jetzt in unsere Marschen zu verpflanzen, ist, deucht mir, noch zu früh. Wir können uns durch die Natur selbst noch helfen, wenn wir nur Muth und ausdauernden Fleis dabei behalten.

Die Holländer musten freilich schon sehr früh zu Schöpfmühlen ihre Zuflucht nehmen, weil sie nur gar zu

d) Ich muß hier noch bemerken, daß auch eine Entwässerung durch Schöpfmühlen, ohne Graben und Abzugskanäle nichts fruchten kann, weil auch den Mühlen, so wie den Schleusen, das Wasser erst zugeleitet werden muß, bevor sie es ausführen können

e) Ohnweit Vianen am Leck hat man unter andern wahrgenommen, daß derselbe in einer Zeit von 25 Jahren sein Bette um 4½ Fuß erhöhet habe. S. Corn. Velsen tegenwoordige Staat der Revieren. p. 151.

bald nach der viel zu früh unternommenen Eindeichung, ihr eingeschlossenes Land zu niedrig fanden.

Corn. Velsen und L'Epie in seinem Onderzoek over de oude en tegenwoordige natuurlyke Gesteltheid van Holland en Westvriesland, setzen zwischen die Jahre 1000. und 1400. die vorgenommenen viel zu voreiligen Bedeichungen, hinter welchen die Nachkommen nur gar zu bald seufzten.

Die Noth, eine Mutter der Erfindungen, brachte denn ums Jahr 1450. zu einer höchst kostbaren Erleichterung, da die Schöpfmühle hervor, als sie ihr Land zu niedrig befanden. Wie bald dies geschehen, beweiset ihr Gebrauch in Holland. Denn nach L'Epie schon angeführten Onderzoek wurde das Dreyterland, ums Jahr 1250. mit einem Ringdeich umgeben, und schon 1452. sah man die zwo ersten Schöpfmühlen zu Enkhuizen. Dies war aber ohngefähr 200. Jahr nach der Eindeichung.

Sehr alt, ist also die Erfindung der Schöpfmühlen, und daher muß man, billiger Weise, den Schluß machen, daß doch die Holländer von ihnen Nutzen haben. Dieses ist auch wohl nicht zu läugnen. Sind sie deswegen aber uns auch eben das? Dies ist eine andere Frage. Circumstantiæ variant rem. Was in einer Gegend vielleicht durchaus nothwendig ist, ist oft in anderen nicht einmal nützlich. f)

Wir wollen hier untersuchen, ob dies nicht bei unsern niedrigen Marschen der Fall sey. —

Man denke sich z. E. ein eingedeichtes Marschland, wie wir leider nur gar zu leicht an vielen Flüssen gefunden haben, das vom Januar bis zum Junius, aus Mangel des Falls nach dem Flusse, zwei und mehrere Fuß unter Wasser steht. Dies soll nun, durch eine künstliche Abwässerung, so früh trocken gemacht werden, daß wenigstens in der Mitte des Aprils die Bestellung der Sommersaat vorgenommen werden könne. Nehmen wir nun den Flächeninhalt desselben zu 1000 Morgen an, deren jeder 117600 Quadratfuß hält, so werden wir leicht berechnen können, was eine solche künstliche durch Schöpfmühlen zu bewürkende Entwässerung ko-

f) Daß aber selbst die Holländer den Schöpfmühlen mehr zutrauen, als sie billig sollten, beweisen die Projecte einiger ihrer Autoren, die nicht nur das Harlemmer Meer, welches 20,000 Morgen groß ist, sondern sogar die ganze Südersee ausmahlen wollten. Sie nehmen die acquirte Tiefe der Südersee nur zu 18 Fuß, und ihre Fläche zu 325000 Morgen an. Man soll sich hierzu einen Deich denken, der vom sogenannten Helder auf Texel, Eyerland, Vlieland und dem Grind, und von da auf die nächste Friesische Küste geht. Wo die Yssel bleiben soll, haben sie uns freilich noch nicht gesagt.

kosten würde, und finden, daß sie den größeren Ertrag erschöpfen dürfte.

Tausend obiger Morgen enthalten 117,600000 Quadratfuß. Hierauf stehen 235 Millionen und 200000 Cubikfuß Wasser, das vom Januar bis zur Mitte des Aprils auszumahlen wäre. Eine Mühle, welche wenigstens 1500 Rthlr. kostet, bringt bei jedem Umgang der Flügel, sechs Cubikfuß Wasser in die Höhe. Wenn nun diese Mühle auch (Sturm und Windstille, eins ins andre gerechnet) in jeder Stunde 600 mal, in 24 Stunden also 14400 mal herum gehet, so bringt das doch nur für jeden Tag 86400 Cubikfuß Wasser. Eine solche Mühle bedürfte demnach 2838 Tage zur Entwässerung der angenommenen Strecke Landes. Da aber darauf nur etwa 100 Tage verwendet werden können, so sind, nach obiger Berechnung, nicht weniger denn 28 Schöpfmühlen dieser Art dazu erfoderlich. Gewiß, schon eine große Anzahl! Und doch zu einer völligen Entwässerung bei weitem noch nicht hinreichend. Denn zieht nicht, falls der Grund und Boden des Landes, sandigt, moorigt oder gar quellgründigt ist, wie fast immer, das höher stehende Flußwasser durch alle diese Stellen ins bedeichte Land? Und muß dieser Durchzug nicht in der Maaße zunehmen, als das durchs Ausmahlen weniger werdende Binnenwasser dem Flußwasser auch um so weniger Gegendruck entgegen stellt. g)

Bei diesen hier nur kürzlich angeführten Umständen, wird man, hoffe ich darin mit mir einig seyn, daß, bevor man zu einer künstlichen Entwässerung durch Schöpfmühlen mit einer guten Hofnung schreiten könne, man folgende Fragen sorgfältig zu untersuchen habe.

1) Wie groß ist die abzuwässernde Fluhr?
2) Wie viel Cubikfuß Wasser stehen bei nasser Jahrszeit darauf?
3) Wie stark nimt dieses Wasser in 24 Stunden gewöhnlich zu?
4) Wie ist der Grund und Boden beschaffen? In welcher Maaße dringt das höher stehende Flußwasser durch?
5) Wie viel Wasser kann eine Schöpfmühle in 24 Stunden ausmahlen und in welchem Verhältnis stehet solches
6) mit dem täglich durchziehenden Küverwasser.

Der Zweck dieser Fragen ist augenfällig. Denn nach den vier ersten kann

g) Perrault erzählt in seinem Traité de l'origine des fontaines, daß wenn zu Paris das Wasser in der Seine hoch angewachsen, habe es sich in einer Nacht in die meisten niedrigen Gewölber der Stadt von unten auf hinein gefunden, und diejenigen, die es mit Pumpen und Ausgießen loß zu werden geglaubt, hätten sich in ihrer Hofnung betrogen gefunden, weil immer frisches Wasser an die Stelle des ausgeschöpften wieder hereingedrungen sey.

kann ich bestimmen, was die Schöpfmühlen thun müssen, und nach der fünften und sechsten Frage, ob sie dies alles auch wirklich thun können.

Nur durch eine solche Untersuchung wird man den Nutzen oder Unnutzen einer künstlichen Entwässerung bestimmen können. Denn fände man z. B. daß das Kuverwasser stärker durchzöge, oder, welches einerlei ist, daß dadurch mehr Wasser ins bedeichte Land eindringe, als eine gewisse Anzahl Mühlen, deren Kosten mit dem größeren Ertrage der Ländereien noch in einem vortheilhaften Verhältnis stehen, auszuschöpfen vermögten, so würde man finden, daß mit Vortheil eine künstliche Entwässerung dieser Art nicht Statt fände. Man würde sie also weglassen, und nicht Tausende unnütz wegwerfen, sondern erst zu solchen Mitteln greifen, die die Natur uns von selbst an die Hand giebt.

Camp, bei Stade. G. S. Benzler.

Wie man die blaue Farbe vom Indigo verschönern, und das sächsische Blau und Grün durchfärbend bereiten kann.

Der Indigopflanzen giebt es eigentlich zwo Gattungen. Die ächte, die der Franzose Indigo franc nennet, ist dem Ginster ähnlich, wächst viertehalb Fuß hoch, und ist sehr dick: der wilde Indigo ist vom ächten nur dadurch unterschieden, daß er bis 6 Fuß hoch wird, auch schmälere und längere Blätter hat.

Es ist bekannt, daß von dem besten Indigo durch Auflösung mit Vitriolöl die schönen sächsischen blauen und grünen Farben verfertigt werden: aber die Färberei hat nie recht gerathen wollen, weil gemeiniglich die Zeuge nur auf der Oberfläche, aber nie durchgefärbt wurden. Dies letztere zu bewerkstelligen, hat Herr Quatremere, Aufseher der königl. Tuchmanufakturen in Frankreich, durch vielfache Proben folgendes bewährte Mittel ausfindig gemacht.

Man nimt einen Gewichttheil klar gestoßenen feinen Indigo, löst ihn mit sechs Theilen Vitriolöls auf, und thut hernach allmählig einen Theil fixes Alkali, oder Pottasche hinein, davon entsteht sogleich eine beträchtliche Hitze und ein starkes Aufbrausen, wovon die Dünste den Athem versetzen. Das Gemische steigt endlich über den Rand des Gefäßes, setzt sich aber nachher, wenn fleißig umgerührt wird, wieder, und wird flüßig; dieses Gemische wird alsdann in eine verhältnismäßige Menge kochenden Wassers gegossen. Wenn man nun ein Stück Zeug dahinein thut, so bekömmt man in 7 oder 8 Minuten den Zeug weit feuriger

ger und dicker, und den Faden ganz durchgefärbt heraus, und zwar mit eben so dicker Farbe, als die Oberfläche versehen; so, daß dies den Aufschluß über alle Schwierigkeiten giebt, die sich sonst bei dieser Farbe finden. Man kann aber die Farbe durch folgende Läuterung noch schöner blau machen: der Indigo behält, nachdem er feiner oder schlechter ist, immer noch einen kleinen oder größern Theil harziges Wesen bei sich, das beim Färben hinderlich fällt. Man thue derohalben den klar gestoßenen Indigo in ein Glaß mit Wasser, und lasse beides gelinde im Sande aufwallen. Das Wasser wird davon falbroth, und so lang die Auflößung fortdauert, nach und nach immer gelber. Man gießt dann dieses gefärbte Wasser ab, und so oft wieder frisches darauf, bis es keine rothe oder gelbe Farbe mehr annimt.

Hierauf erhält man ein weit frischeres Blau, so, daß dadurch die schlechten Indige von St. Domingo den besten von Guatimala gleich werden. Daß dies harzige Wesen beim Guatimalaindigo schon an sich mehr abgesondert sey, erhellet daraus, weil sich auf ihm das Wasser weniger zu färben pflegt. Die Färber können diese Reinigung im Großen vornehmen, wenn sie den gestoßenen Indigo in Säcke von feinem Linnen thun, und im Wasserkessel hängen lassen, damit er darin auslohe, wo dann das Wasser so oft wieder mit frischem verwechselt werden muß, bis es sich nicht mehr gelb oder roth färbt.

Der Indigo, welcher Blumen, oder vielmehr Schimmel hat, ist beim Einpacken in der Indigfabrik nicht trocken genug gewesen, und verliert beim Trocknen den zehnten Theil am Gewicht, hat aber zugleich seine meiste Farbetheile verlohren, und ist nicht mehr halb so gut, als der gemeinste St. Domingoindigo.

Ein Paar Worte über das Schaltjahr, und über die darin fallenden Geburtstage.

Das laufende 1792. Jahr ist bekanntlich ein sogenanntes Schaltjahr, in der Ordnung das 448ste, und hat mithin Einen Tag mehr, als die gewöhnlichen Jahre, statt 365. 366 Tage; welcher Fall alle vier Jahre eintrit. Jedes Sonnenjahr; wornach wir die Zeit berechnen, hat nemlich 365 Tage und 6 Stunden; den Tag zu 24 Stunden und die Nacht mit gerechnet. — Drei mal werden jene übrigen 6 Stunden weggelassen, nach der Einrichtung des Julius Cäsar's und eines zu seiner Zeit berühmten alexandrischen Mathematikers, Namens Sosigenes, und das vierte mal zusammen genommen; woraus denn im vierten Jahre ein

ganzer Tag wird. Diesen schalten unsere Chronologen gewöhnlich bei dem Februar ein; welches diesen um einen Tag länger macht, und ihm statt 28. 29 Tage giebt.

Wenn nun Jemand gerade am 29. Februar in einem Schaltjahre geboren worden ist; wie es doch leicht und gewiß Jemandem irgendwo begegnet: so fragt sich es, welcher Tag des gewöhnlichen Jahres ist sein Geburtstag? Hierauf kann man zweierlei antworten:

Entweder fällt dieser nur alle vier Jahre, wenn nemlich ein Schaltjahr eintrit, auf den seltnern 29. Februar; — oder er muß denselben, wenn er ihn jährlich feiern wollte, auf den 28. Februar, als den letzten Tag dieses Monats verlegen. Denn, wenn gleich nicht jedes Jahr 29 Tage im Februar zählet: so hat dieser doch immer einen letzten Tag. Und hiernach würde ein Solcher seinen Geburtstag entweder nur alle vier Jahre, oder auch drei mal am 28sten, und das vierte mal am 29sten Februar begehen müssen. — In dem ersteren Falle kann er seine Jahre nach Quaternien zählen; und er würde bei seinem Tode im 80sten Lebensjahre, zwanzig Quaternien vollendet haben. —

Echem. Kand. Müller.

Die Weinprobe.

Ein Geschichtchen.

Ein Freund ladet den andern auf die Weinprobe ein, und giebt vor: er habe drei Orhoft bekommen. —

Es werden also drei Bout. Nro. 1. 2 und 3. hergesetzt, und vorher wird erst mit einem Stück Käse und Brod der Mund zum Geschmack vorbereitet.

Der Freund, der den Wein proben, oder selbst auf die Probe gestellt werden soll, und vorgiebt ein großer Kenner zu seyn — läßt sich also ein Glaß von Nro. 1. geben. Er riecht ins Glaß: vortrefflicher Wein! er kostet, und bei jedesmaligem Kosten werden die Eigenschaften des Weins auf die erstaunenswürdigste Art gelobt.

Nro. 2. sagt der Wirth, habe ich um 5 Rthlr. geringer.

Er wird versucht, und für einen guten Tischwein gehalten, weil ersterer wirklich zu stark dazu wäre.

Nro. 3. wird berochen — aber mit einem: „Ich mag ihn nicht einmal probiren — er muß wieder weggeschickt werden", abgefertigt.

Und was das spaßhafteste bei der Sache war: Nro. 1, Nro. 2, und Nro. 3, waren von einem und demselben Orhoft.

Wie viel vermag die Täuschung über den Menschen! Könnte es nicht mehrern so gehen? Man sey also äusserst vorsichtig in Urtheilen über Dinge, die man nicht ganz in seiner Gewalt hat, und denke immer: an dem Mann in der Weinprobe.

Neues Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Freitag, den 6ten April 1792.

Von dem Asbest und der daraus verfertigten unverbrennlichen Leinewand.

Der Asbest oder Amianestein sind zwar den Hauptbestandtheilen nach, einerlei, die Naturforscher aber haben doch einen Unterschied unter ihnen festgesetzt, welcher darin besteht, daß der Amiant biegsame Fasern, die leicht sind und auf dem Wasser schwimmen, im Feuer aber hart werden; der Asbest hingegen spröde, unbiegsame Fasern hat, welche untersinken, dem Feuer widerstehen, und sich durch selbiges nicht verändern lassen. In dem Amiant laufen die Fiebern entweder parallel, oder sind unter einander geflochten, wie Blätterchen. Man hat dieser Art den Namen Erdflachs oder Bergflachs gegeben, weil die weichen Fäden sich von einander trennen lassen, daß man sie hierauf, wie Flachs spinnen kann. Die Art und Weise, Fäden daraus zu spinnen, ist folgende.

Man läßt den Stein eine Zeitlang in warmem Wasser weichen, hernach aber arbeitet man ihn mit den Händen, und zieht ihn aus einander, bis eine zarte Erde herausfällt, die wie Kalk aussieht, und das Wasser so weiß als Milch macht. Diese Arbeit wird so lange wiederholt, bis das Wasser seine natürliche Farbe behält. Wenn der Asbest auf diese Art gesäubert worden, so werden die gereinigten Fäserchen auf einem Korbe oder Siebe ausgebreitet, damit das Wasser desto geschwinder vollends ablaufen möge. Hiernächst hat man zween breite Kämme mit engen Spizzen, dergleichen die Hut- und Tuchmacher gebrauchen, die Wolle zu kämmen; damit zieht man die Fäserchen gelinde aus einander, und behält solche zwischen den beiden über einander gelegten Kämmen, daß sie um die äußersten Enden hervorragen.

Diese Kämme, welche alsdenn auf einem Tisch oder Bank fest gemacht werden, müssen auch zugleich zu einem Spinnrocken dienen. Um die Fäserchen in einen Faden zu spinnen, gebraucht man eine kleine dünne Spindel, die oben einen Haken hat. An demselben befestigt man einen feinen gesponnenen Faden, von gemeinem Flachse, womit man die Asbestfäser-

chen, durch das Umdrehen der Spindel zu vereinigen sucht. Man muß aber ein Gefäß mit Oel bei der Hand haben, die Finger damit zu beschmieren, weil der Asbestfaden sonst die Hand angreift und wund macht, und der Faden wird dadurch auch desto weicher und gelinder. Aus dem gesponnenen Garn wird endlich auf die gewöhnliche Art Leinewand gewebet; und weil der mit eingesponnene Flachsfaden noch immer damit untermengt ist, so brennt man denselben im Feuer aus, da dann die Leinewand rein und ganz bleibt. Dieses ist die sogenannte köstliche und unverbrennliche Leinewand, die bloß durchs Feuer von ihrer Unreinigkeit gereinigt wird. Die alten Römer und orientalischen Völker, pflegten in dergleichen unverbrennliche Leinewand die Körper grosser Herren zu wickeln, und also zu verbrennen, damit die Asche derselben nicht mit der Asche des Scheiterhaufens vermengt werden mögte.

Es wird auch ein Papier von dem Asbest verfertiget, welches, wenn man es ins Feuer wirft, von der darauf befindlichen Schrift gereinigt wird, daß es wieder von neuem gebraucht werden kann.

Man bedienet sich zu Verfertigung dieses Papiers mehrentheils des reinsten Asbestes, der von dem oben beschriebenen darin unterschieden ist, daß sich die Fasern desselben leichter von einander trennen lassen. Man zerstößt diesen asbestischen Stein in einer guten Quantität in einem Mörser so lange, bis er wie reine Flockwolle aussieht. Diese Materie wird in Wasser eingeweicht, wohl umgerührt, und nachher auf Siebe von Eisen- oder Kupferdrath geschüttet, und endlich in eine Papierform gebracht. Die Arbeit muß aber mit vieler Geschwindigkeit verrichtet werden, weil sonst die Materie, da sie mineralisch ist, vermöge ihrer Schwere, sich bald wieder zu Grunde setzt.

In Siberien ist ungefehr im Jahre 1720 ein Berg entdeckt worden, woselbst Asbest in großer Menge gebrochen wird. Sonst findet man dergleichen in Arabien, Indien, China, Japan, Aegypten, auf der Insel Cypern und Corsika. Auf den pyrenäischen Gebirgen wird der Amiant in Steinbrüchen gefunden, und in dem Kampanischen Thal findet man, wie Pomet vorgiebt, auch eine Art von Amiant, der bei zwei Schuh hoch wächst. In Grönland trift man viele Amiantberge an, davon der Gang ziemlich breit, und der Flachs lang, weich und schon weiß ist. Ferner findet man diesen Stein in den Hochländern von Schottland, in England, Spanien, Frankreich, Ungarn, Siebenbürgen, und an unterschiedlichen Orten Italiens, wie auch in Schlesien, Böhmen, Bayern und Sachsen im erzgebirgischen Kreise, an den böhmischen Grenzen. Der beste Amiant aber kömmt aus Asien und der Türkei; denn der aus Italien und andern

Oer-

Oertern, ist so kurz und zerbrechlich, daß er sich nicht spinnen läßt. Auf den pyrenäischen Gebirgen verfertigt man würklich noch Schnüre, Kniebänder und Gürtel aus dem Asbest; die Ursache aber, warum man kein Papier und Leinewand daraus macht, ist wohl vermuthlich keine andere, als weil selbige wegen der Zerbrechlichkeit der Materie, woraus man sie verfertigt hat, von keiner langen Dauer, und also zum gewöhnlichen Gebrauch kein Nutzen dabei zu finden seyn würde.

Was lassen uns jene ältern und neuern Sagen von dem Pochen in den Gräbern schließen, und wovon giebt es uns einen Beweis?

Wie unendlich vielen Dank sind wir den Beglückern der Menschheit schuldig, die endlich jenem alten Aberglauben: daß das Pochen in den Gräbern nur leeres Geschwätz sey, um den Menschen Furcht einzujagen, und sie darin zu erhalten, die Larve abgerissen haben. Und wenn noch irgend etwas im Stande wäre, unsere Dankbarkeit gegen sie zu erhöhen, so sollte es darin bestehen: daß wir ihre vortreflichen Entwürfe, Todtenhäuser zu errichten, gerne und willig befolgten; damit wir dafür gesichert wären, daß wir nicht auch einst noch im Grabe einer solchen Gefahr unterliegen, oder sich die Unsrigen darüber Gedanken machen müßten.

Wie manche Beispiele davon habe ich mir in meiner Jugend und auch in neuern Zeiten erzählen lassen. Es habe an dem und dem Orte, in dem und dem Grabe gepocht! Ja! ich schaudere jetzt dafür. Ich habe ein solches fürchterliches Pochen selbst gehört, an dem Grabe einer Frau, die des Tages vorher begraben war — und mehrere haben es mit mir gehöret. Was mag diese Unglückliche empfunden haben! In einem Sarge zu seyn; in demselben aufwachen, es fühlen, daß man ringsum verschlossen ist; daß man nirgends einen Ausweg finden könne; sich denken: man sey im Grabe! Man müsse sterben — eines elenden und jämmerlichen Todes des Erstickens sterben, nachdem man sich vorher — in der Hofnung, vielleicht erlöset zu werden — Hände und Füsse zerarbeitet, wund gerungen, wund gepocht, aus Verzweiflung zerbissen. — Menschen! mir entsinkt die Feder, indem ich dies entwerfe. — Wer nur noch Gefühl hat! Mich deucht, ich wollte lieber, wenn ich einmal sterben sollte, des schmählichsten Todes sterben, als auf eine solche jammervolle Art. Welch namenloses Schmerzgefühl muß nicht solche Menschen bis an die letzte Secunde ihres Lebens durchdringen —

ein Gefühl, von dem wir uns keine Begriffe machen können.

Und was sagte man in damahligen Zeiten? Was sagte der Pöbel, der sich haufenweise einfand, um dieses Wunder anzuhören! „O dergleichen haben wir schon manchesmal gehört!" „Die Frau will ihren Mann wohl bald nachhohlen", sagte ein altes Mütterchen. Wenn nur einer noch den vernünftigen Gedanken gefaßt hätte, Werkzeuge herzuhohlen, und das Grab zu öfnen. Aber auch nicht Einer. — Ich war damals noch Kind.

Zu einer andern Zeit starben Mann und Frau fast zu gleicher Zeit. Sie wurden, wie gewöhnlich, bei einander begraben. Und man hörte schon des Nachmittags nicht lange nach der Beerdigung, ein ungewöhnlich starkes Pochen, welches bis an den Abend dauerte. Was waren die Aeußerungen des gemeinen Mannes? Unglücklicher Weise muste die traurige Ehe dieser Verstorbenen den Stof dazu hergeben. „Sie haben sich im Leben nicht gut vertragen, hieß es, nun klopfen sie sich im Grabe noch." Man ging so lange hin, bis man nichts mehr hörte. — Und nun schwieg auch das Gerücht. Kein Mensch kam auf den Gedanken, daß diese Todte wieder erwacht seyn könnten! Und wer nun etwas dazu gesagt hätte: daß die Todten wirklich erwacht wären, würde man ihn nicht für einen sonderbaren Menschen gehalten, ihn gar gehohnneckt haben? Und doch — wer kann pochen, ohne wirkliche Lebenszeichen, ohne Bewußtseyn, ohne Bewegung der Arme, ohne Gefühl! — Selbst manche Vernünftigseynwollende erklärten es für Wahn, für Thorheit, für Einbildung der Menschen, oder stimmten, um die Sache lächerlich zu machen, mit in die Meinung des Pöbels.

Was konnte dies Pochen aber anders seyn, als ein Beweis von Leben? — die Wirkungen wieder aus ihrer Ohnmacht erwachter Menschen, Scheinverstorbener!

Wer weiß nun nicht Beispiele der Art. Ich habe schon mit manchen Predigern auf dem Lande — denn diese wohnen doch zunächst an oder auf dem Kirchhofe, — mit mehreren Menschen darüber gesprochen, aber ich habe fast von allen Beispiele von Pochen in den Gräbern gehört. Und allen scheint jetzt ein Licht darüber aufgegangen zu seyn, nachdem man jetzt mehr von diesem Gegenstande spricht. Welch eine große Menge von Menschen müssen also wohl nicht dies unglückliche Looß gehabt haben! Was werden uns die Todtenhäuser in den Städten, und die Leichenkammern in den Dörfern *) nicht noch für manche lehrreiche und wichtige Beiträge liefern: „dieser Mann, diese Frau wird

*) Man sehe darüber eine lesenswerthe Abhandlung: über leicht zu errichtende Leichenkammern auf den Dörfern. Hildesh. Mag. Jahr 1791. St. 36. 37.

wird es heißen, würde auch gepocht haben im Grabe — aber sie sind gerettet!" Mit welchem Danke werden sie diese Rettung erkennen. Nur einen, nur wenige von einem solchen Tode gerettet zu haben — wie erfreuend, wie belohnend muß dieser Gedanke nicht einem Hufeland u. a. seyn. Denksäulen oder Denktafeln müste man solchen fürtrefflichen Menschen errichten, die durch das Dunkel des Aberglaubens hindurch drangen, die die Menschheit dazu aufforderten, solche gemeinnützige Anstalten zu treffen. Alles müste sich dahin vereinigen, in den Städten und auf dem Lande diesen Vorschlägen ein Genüge zu leisten.

Heinr. Theod. Lud. Schnorr.

Vorschlag zu zweckmäßiger Bekanntmachung vollzogener Todesstrafen.

Vom Herrn Pastor Hempel zu Breselenz bei Dannenberg.

Wenn die menschenfreundlichste Philosophie neuerer Kriminalisten in manchen Fällen Todesstrafen um des abschreckenden Beispiels willen beibehalten hat, und wenn solche Fürsten, welche aus rühmlicher Schätzung des Lebens des Menschen, die Todesstrafen gänzlich abgeschaft hatten, oder abschaffen wollten, genöthigt worden sind, sie wieder einzuführen oder beizubehalten; weil eine traurige Erfahrung sie lehrte, daß die Sicherheit vor dem Tode, auf welche der Verbrecher mit Gewißheit rechnen konnte, die Begehung gewisser Verbrechen selbst vermehrte: warum sucht man nicht, vollzogene Todesstrafen zweckmäßiger bekannt zu machen, als bisher geschehen ist, und ihre Schrecken mehr zu verbreiten?

Diese Frage ist mir sehr oft, besonders seit der Zeit eingefallen, da ich mit der Lage, dem Ideengange, dem Raisonnement, der besondern Empfänglichkeit des gemeinen Mannes für gewisse Eindrücke, näher bekannt zu werden Gelegenheit gehabt habe. —

Es werden jährlich gewisse Verordnungen z. B. von Bestrafung der Haus- und Pferdediebe von den Kanzeln verlesen, welche eben so scharf als bestimmt sind. Dieser schärfen Verordnungen ohngeachtet, werden in einem gewissen Bezirke verschiedene, allem äussern Anschein nach nicht vom Tode zu rettende Verbrecher, mit der Lebensstrafe verschonet; weil mitigantia eintreten, welche der Defensor geschickt benutzt. — Diese mitigantia kennt der gemeine Mann nicht;

er

er urtheilt schlecht und recht nach dem Buchstaben des Gesetzes und der dawider vollbrachten That; und schließt — weil der Verbrecher durch Urtheil und Recht dennoch dem Tode entgehet — ganz natürlich: **dergleichen Verordnungen gelten nicht mehr** a) —

Unterdessen werden in einer andern Gegend des Landes b) ähnliche Verbrecher wirklich hingerichtet, ganz dem Buchstaben des Gesetzes gemäß; aus diesen Gegenden erfährt aber der gemeine Mann dergleichen nicht, weil die hannoverischen Intelligenzblätter nicht in seine Hände kommen, und so bleibt's ihm verborgen; **daß Gesetze und ihre Vollziehung** — da wo es die Umstände fodern — **allerdings noch mit einander übereinstimmen.** Würde es nicht überaus nützlich seyn, die bestätigenden und zugleich abschreckenden Beweise hievon, mehr unter dem großen Haufen zu verbreiten? Und wie **leicht** wie **zweckmäßig** könnte dies nicht durch **Publikation von den Kanzeln** geschehen? Ich bin überzeugt, und jeder, der den gemeinen Mann kennt, wird es mit mir seyn, daß dergleichen Bekanntmachungen vollzogener Todesstrafen weit mehr wirken würden, als die jährlichen Vorlesungen der Verordnungen selbst, auf welche der größeste Theil der Zuhörer nicht einmal merkt. —

Freilich würde ein kurzer Auszug aus den Akten über den Lebenswandel, oder die nähere Veranlassung der That des bestraften Verbrechers, zur Nachricht für die Prediger erforderlich seyn; wenn die Bekanntmachung etwas mehr wehrt seyn sollte, als die bloße Anzeige: N. N. ist zu N, N. mit dem Schwerdte oder Strange bestraft worden; welche jeder Bauervogt eben so gut abkündigen könnte. Aber welch eine vorzügliche Gelegenheit würde nicht durch diese Veranstaltung dem Prediger gegeben, seiner Gemeinde von gewissen Fehlern und Lastern, z. B. von der Faulheit, Liederlichkeit, Trunkenheit, schlechter Gesellschaft und Erziehung, verschuldeter Verwahrlosung des Kopfes und Herzens, u. s. w. die schrecklichen **zeitlichen Folgen** recht anschaulich vorzustellen, welche auf sinnliche Menschen mehr wirken, als die schrecklichsten **künftigen**; eben darum weil jene

a) Wie oft dies Urtheil laut gefällt wird, und wie nachtheilig es der Beobachtung der Gesetze selbst ist, das haben mir verschiedene einsichtsvolle obrigkeitliche Personen, mit welchen ich hierüber sprach, selbst gestanden. —

b) So wurden im November und December vorigen Jahrs, im Herzogthum Bremen 3 Personen mit dem Tode bestrafet, worunter sich ein Pferdedieb befand. Die Bauern, denen ich dies erzählte, wollten mir's nur schwer glauben, hauptsächlich deswegen, weil in hiesigen Gegenden seit beinahe 60 Jahren kein Dieb am Leben gestrafet worden ist.

jene gegenwärtig sind, und der größte Theil der Sterblichen nur immer durch den gegenwärtigen Schaden oder Vortheil, am meisten zum Handeln bestimmt wird. — Wie sehr überhaupt alle, auch nur einigermaassen erträgliche Gelegenheitsreden zunächst auf den Zirkel wirken, vor welchem sie gehalten werden, das wissen gewiß alle öffentliche Redner, besonders alle meine Amtsbrüder aus den so unrechtmäßiger Weise verschrienen Leichenpredigten: nur müßten es diejenigen unter ihnen läugnen, welche der so oft gegründete Spott trift, daß sie beim Antrit ihres Amtes nach der Classifikation der Bezahlung, über 3 i 4 Texte eben so viel Leichenpredigten ausarbeiten, und solche während ihrer ganzen Amtsführung unabgeändert bloß nach dem bestimmten Preise, auf jeden Verstorbenen mechanisch herleiern. — Und wie sehr müste die Natur, oder die Kinderwärterin den Kopf des Predigers verwahrloset haben, der nicht im Stande wäre, eine solche traurige Gelegenheit, als die Hinrichtung eines Missethäters ist, wenn er auch nur eines und das andere von seinem Wandel wüste, für seine Gemeinde zu benuzzen? — Ich unterwerfe das Gesagte gern der ernsthaften Prüfung besserer Einsichten, und so sehr ich wünsche, daß es zu mehrerer Nüzlichkeit meines Standes etwas beitragen möge, eben so sehr wünsche ich, daß es vergessen wird, wenn es unnüz und unausführbar ist. —

Mittel wider den Brand.

Im 100sten St. dieses Magaz. v. v. J. S. 1592 wird der rohe Kartoffelbrei als ein vorzügliches Mittel wider den Brand angegeben, und es ist dieses Mittel in Ermangelung besserer auch recht gut. Ich habe es im Jahr 1783. an meinem ältesten Sohn gebraucht, welchem ein Kessel kochender Würze (Werth) an den Leib, besonders in seine kleinen Laufstiefel stürzte. Nur erinnere ich dabei, daß mir dies Mittel damals eine deutsche Frau rieth, die vielleicht nie etwas von den Wilden in Indien gehöret hatte, und daß es, wenn der Brand durchkömmt, die Wunde sehr verunreinigt und dem Patienten die empfindlichsten Schmerzen verursacht, wenn es im geringsten zu lange liegt, weil es immer sehr bald abtrocknet.

Ein weit vorzüglicheres Mittel, wie ich aus der Erfahrung weiß, ist folgendes: „Man nimt Schweineschmalz oder Speck (aus Sparsamkeit auch wohl durchräucherten Endespeck) und Wachs zu gleichen Theilen, schmelzt beides in einem reinen Geschirr zu einem Pflaster, streicht dies auf weiches Linnen, und legt es auf den Brand. Dies Pflaster sollte

man

man billig in jeder Haushaltung vorräthig haben; denn, wenn es früh genung aufgelegt wird, kommen gar keine Blasen, sind aber die Blasen schon gezogen, oder ist der Brand tief, so heilet es denselben doch in wenig Tagen, und lindert die Schmerzen sogleich. Unter den verschiedenen Patienten, welche auf mein Anrathen sich dieses Mittels bedient, und bald geheilet sind, will ich nur einen Jüngling anführen, dem in einer Eisenfabrik geschmolzenes Eisen in den Schuh geflossen war, und ihm den Fuß äusserst verletzt, auch die Spannsehne abgebrannt, und welchen Brand man durch widrige Mittel so verschlimmert hatte, daß man die gefährlichsten Folgen fürchtete. Dieser wurde durch obiges Mittel in 14 Tagen geheilet, und hat einen geraden Fuß behalten. Es versteht sich wohl von selbst, daß, wenn man Speck nimt, die Grefen oder Fasern beim Schmelzen rein heraus genommen werden müssen; und man die Masse nach dem Schmelzen erkalten läßt.

Neuhaus am Solling. H. C. Schuhmacher, Cantor.

Anekdote.

Lady Willoughby ist Schutzpatronin eines Balls, der zu Alford, zum Besten der Fabriken in der Grafschaft Lincole in England gegeben wird. Wenige Bälle, wenige öffentliche Lustbarkeiten in der Welt haben wohl einen so patriotischen, schönen Zweck, als dieser Ball. Alle Damen, die dabei erscheinen wollen, müssen in Zeuge gekleidet seyn, die in dieser Grafschaft gesponnen, gewebt, und gefärbt worden sind. Alsdenn haben sie Zutrit von Rechts wegen. Man wird es der Discretion der Herrn zutrauen, daß ihnen schon das Beispiel der Damen genug ist, um den Bedingungen des Balls pünktlich nachzukommen. — Die Kosten des Balls werden auf Subscription bestritten, und es ist eine eigene Comité niedergesetzt, welche über die Befolgung des Gesetzes wacht.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 9ten April 1792.

Auszug aus einem Schreiben an den Redacteur des neuen hannoverischen Magazins, vom 6ten März 1792.

Aus dem mir von ihnen zugesandten letztern Stück des neuen hannoverischen Magazins habe ich ersehen, daß der Herr G. C. Secretair Schwarzkopf die Güte gehabt, unsere Anfrage wegen der Ackerbestellung zu Britz, zu beantworten, und die erbetene Belehrung zu ertheilen, und wünschte ich, ihm meinen verbindlichen Dank bezeugen zu können. Aus der Antwort bemerke ich, daß ich die Nachricht, welche der Herr Graf in der Preisschrift davon gegeben, recht verstanden habe. Wenn ich mich des Ausdrucks: Schläge, bedienet, so ist ihnen bekannt, daß ich gewohnt bin, dadurch ein Ackerfeld anzudeuten, welches nach einer gewissen Ordnung bestellet wird, nicht aber immer in dem Verstande, wie solches Wort in der mecklenburgischen Koppelwirthschaft gebraucht wird. Sie wissen, daß ich von vorigen Zeiten her noch eine Vorliebe für solche Koppelwirthschaft habe, und solche der Eintheilung in 3 Felder, weit vorziehe, theils, weil sie mir die bequemste zu seyn scheinet, theils, weil dabei die sonst gebräuchlichen Weideplätze zuweilen umgebrochen und beackert werden, wodurch die Weide verbessert wird. Wenn man aber, so wie zu Britz geschiehet, wenigstens einen Theil der sonst gewöhnlichen Brache, zu Klee nutzet; so muß der Ertrag reichlicher ausfallen, wenn auch diese Einrichtung mühsamer seyn sollte, zumal dabei nicht so viel Dünger verlohren gehet, als bei der mecklenburgischen, wo das Vieh Tag und Nacht auf den Weideschlägen bleibet. Und, wenn auch das Vieh bei jener schönen Einrichtung nicht beständig im Stalle und auf dem Hofe gefuttert wird; so gewinnet man doch mehrern Dünger, und kann allemal, wenn man zur Verbesserung der Weide es nöthig und nützlich findet, bei aufgehobener Gemeinheit, einen Theil der Weideplätze auf einige Zeit beackern. Wenn Mecklenburg mehr bevölkert wäre,

würden daselbst vielleicht auch einige andere Einrichtungen gemacht werden. Jetzt mögte es nicht angehen, wenigstens würde man keinen Pächter finden, wenn man Anordnungen machen wollte.

Aus demjenigen, was Ew. bei Gelegenheit des vom Herrn G. C. Secretair erwähnten Seidenbaues sagen, scheinet es fast, als wenn sie sich solchen gar zu beschwerlich vorstellen. Wollen sie etwas darüber lesen, so kann ich ihnen, zwar nicht die dort angeführten Schriften, aber doch einige andere und vorzüglich folgende schicken: 1) die Anweisung in den ältern schlesischen ökonomischen Sammlungen; 2) Justi's neue Wahrheiten; 3) den 1ten Theil des Pfeifferschen Lehrbegrifs, woselbst auch eine Berechnung des Vortheils sich findet; 4) Reinhards vermischte Schriften. Sie werden aber auch in hundert andern ökonomischen Büchern davon Nachricht antreffen. In meinen jungen Jahren wurden in meinem Hause ziemlich viele Seidenwürmer unterhalten, so, daß aus der erhaltenen Seide, auch verschiedene Sachen verfertiget werden konnten. Es war damals fast Mode geworden, Seidenwürmer zu haben, und da man zu der Zeit nur sehr wenige weiße Maulbeerbäume hatte, so mußte man sich meist der schwarzen bedienen. Ich habe gefunden, daß die Wartung keine Künste erfordere, und also von Kindern besorget werden könne. Nur das Abhaspeln der Seide ist etwas beschwerlich, und verlanget Anweisung und Unterricht, und unsere Landleute mögten sich, wenigstens sogleich, nicht damit abgeben. In den Memoires de l'academie des Sciences de 1749. ist eine Anleitung gegeben, wie damit zu verfahren ist. Bei mir bediente man sich gewöhnlicher kleiner Haspel und Winden. Da im Brandenburgischen schon lange der Seidenbau getrieben worden, so glaubte ich, als ich im Jahre 1753. in Berlin war, die beste Art zu erfahren, wie mit den Cocons umzugehen sey. Aber die Weiber, welche damals zum Abhaspeln der Seide bestellet waren, waren, wenn ich nicht irre, auf die Arnimschen Güter gefordert. Meine Verhältnisse haben mich nun zwar verhindert, seit vielen Jahren mich weiter um den Seidenbau zu bekümmern; indeß habe ich doch wegen Anziehung der Maulbeerbäume, im Kleinen Versuche gemacht, und gefunden, daß solche sehr leicht sind, und dieser Baum die strengste Kälte aushalte, wie denn vor 2 Jahren in einem kleinen Platze, wo mir über 20 Obstbäume verfroren, die wenigen Maulbeerbäume übrig geblieben sind. Ich habe auch solche, wie die Weiden, ohne Schaden köpfen lassen, und das Holz ist wegen seines guten Ansehens, zu kleinen Geräthschaften zu gebrauchen. Ob aber aus dem Bast eine Art Flachs bereitet werden könne, wie einige versichern, deshalb habe ich keinen Versuch gemacht

macht *). Ich glaube, daß die Anziehung dieser Bäume allemal von Nutzen seyn werde, wenn man auch auf die Gewinnung der Seide nicht seine Absicht richten wollte, und da Königl. Commerzcollegium geneigt ist, dazu Plätze anweisen zu lassen, so wird man in wenigen Jahren Bäume genug haben, um selbst mit dem Seidenbau anfangen zu können. Sonderlich wird man aber Maulbeerhecken anlegen müssen, weil solche früher Laub bekommen, auch leichter zu pflücken sind. Die hochgezogenen Bäume, könnten demnächst auf freie Plätze gesetzt werden. Nothwendig ist es, jene anzuweisende Plätze mit einer sehr festen Befriedigung zu versehen, da man in sehr vielen Dörfern die höchstschädliche Gewohnheit hat, das Vieh, und sonderlich die Ochsen, entweder wild umher laufen zu lassen, oder doch nur kleine Buben dabei zu schicken, welche nach der bisher gewöhnlichen unseligen Erziehung zu keiner Beschäftigung angehalten worden, und nichts weiter in der Kindheit lernen, als Unfug zu treiben, und sich um ihre Ochsen nicht bekümmern. Wer sich nicht selbst

*) So lange wir den weißen Maulbeerbaum fleißig anbauen, kann es uns nicht an gutem feinen Flachs, unsern Papiermüllern nicht an Papierstoff, und dem elendesten Schriftsteller nicht an Druckpapier fehlen, das er in Makulatur verwandeln kann. Denn die Rinde dieses Baums ist ungemein flachsreich, und dient zu sehr schöner Leinewand, deren Verfertigung daraus uns zuerst **Olivier de Serres** beschrieben, und aus selbigem **Ladislaus Edler von Stoixner** in seinen Abhandlungen vom Seiden- Flachs- und Hanfbau ꝛc. Nürnberg 1788. abgeschrieben hat. Weil die sehr unterschiedenen Aeste und Zweige des weißen Maulbeerbaums auch sehr unterschiedene Rinden haben; so muß man drei Sorten von den abgeschnittenen Zweigen machen. Die feinste Rinde kommt von den äußersten kleinen Zweigen, die gröbere aber von den harten, großen und starken Aesten, und die mittelmäßige von den Mittelzweigen, die nicht zu groß und nicht zu klein sind. Jede dieser Sorten wird besonders abgetheilt, und in Bündel gebracht. Man muß die Schale abstreifen, so bald die Zweige abgeschnitten worden sind, ehe der Saft vertrocknet. Jedes Bund legt man allein in Wasser, es sey trübe oder klar, wie man es am besten haben kann. Man läßt es drei oder vier Tage mehr oder weniger, nachdem die Rinden sind, im Wasser liegen, wie der Flachs in der Röthe liegt. Man muß die Bunde im Wasser mit Steinen beschweren, die feinen weniger, die groben länger; um zu sehen, ob sie lange genug gelegen haben, macht man die Probe eben so damit, wie mit dem Flachs. Wenn alles genug gelegen, wird es aus dem Wasser genommen, aufgebunden, auf offenem Platze ausgebreitet, und die Nacht über gelassen, damit es vom Nacht- und Morgenthau recht angefeuchtet werde. Darauf häuft man alles recht früh, ehe noch die Sonne darauf scheint, wieder zusammen, und bringt es nach Untergang der Sonne wieder auf offenen Platz, breitet es aus, wie zuvor; und dies wiederholt man zehn bis zwölf Tage, bis man merkt, daß die Rinde zu der Flachs-

selbst auf dem Lande aufgehalten, der begreift es nicht, was für Schaden durch diese kleinen Müßiggänger, wenn sie des Morgens, wie das Vieh, aus dem Hause getrieben werden, an Bäumen, Hecken und Zäunen geschiehet. Man müßte diese Kleinen billig von Kindheit an zu gewisser Arbeit, sie sey so geringe als sie wolle, anhalten.

So viel ich den Landmann kenne, mögte derselbe dennoch, wenn in einem solchen Platze auch hinlänglich Laub vorhanden, sich nicht leicht zum Seidenbau entschließen. Man weiß, wie schwer es hält, ihn zum Kleebau zu bringen, der ihm doch nicht so ganz fremd ist, als jener; der im Anfang immer mit einiger Schwierigkeit verknüpft ist, und es oft an Gelegenheit fehlt, für die Seidenwürmer einen guten Platz zu finden. Indeß mögten Beispiele ihn mit der Zeit dazu bringen, und solche Muster könnten die künftig zu bestellenden Schulmeister abgeben, wenn diesen zur Pflicht gemacht würde, den Seidenbau zu treiben. Ich will ihnen meinen Einfall hersetzen, den ich damals hatte, als ich hörte, daß Königl. Consistorium bedacht wäre, den Schulmeistern Gartenplätze anweisen zu lassen. Ich dachte, man könnte diese Plätze

arbeit tauglich sey: und das kann man am besten erfahren, wenn man von jeder Sorte eine Handvoll dörret und brechet, und das, was genug gelegen hat, weguimt; was aber noch unreif ist, muß man länger so liegen lassen, denn es muß bis zur rechten Zeitigung in der Nachtluft bleiben. Hierauf klopft man die Zweige mit hölzernen Schlägeln, die grobe holzigte Materie fällt alsdenn davon ab, und der weiche feine Flachs erscheinet. Diesen kann man darauf durch Brechen und Hecheln wie Hanf und Flachs zubereiten, und zum Spinnen und Weben bequem machen. Der Maulbeerbaum hat sehr viele Aeste, die sich leicht abschälen lassen, und die Haare des Flachses sind von besonderer Güte. Wenn nun Jemand zwei oder dreitausend weiße Maulbeerbäume hat; so viel muß der haben, der die Seide mit Vortheil bauen will; so kann man seine Maulbeerbäume in besondere Hiebe abtheilen, deren jeder auf ein Jahr aus drittehalb bis 300 Bäumen bestehet, die man beschneidet, so bald die Seidenwürmer ihre Nahrung davon gehabt haben. Und also könnte man, ohne Schaden, jährlich Rinden genug erlangen, eine Menge guter Leinewand zu machen, die künftig, in Lumpen verwandelt, dem Papiermangel vorbeugen würde, wenn auch der Lein abkommen sollte. Da aber dies letztere nicht zu besorgen ist, so würde auf solche Art durch den Anbau der Maulbeerbäume, neben dem Seidenbau, auch zugleich unser Lumpenhandel wohlfeiler werden, und mehr und verschiedener Papier gemacht werden können.

Daß sich aus den Reisern des Maulbeerbaums ein gutes dauerhaftes Schreibpapier machen lasse, davon werde ich hoffentlich in kurzem meine Landsleute durch vorzulegende Proben überzeugen, und zugleich anzeigen, wo dergleichen Papier, so wie auch Papier aus mancherlei andern Vegetabilien in Menge zu haben seyn wird. **Wehrs.**

Plätze so groß machen, daß auch darin Maulbeerbäume angezogen werden könnten, denn ich muß ihnen sagen, daß, ob ich gleich schon lange mich nicht mehr mit dem Seidenbau abgegeben, ich doch solchen nie aus dem Gesichte verlohren, wie ich denn noch im vorigen Frühjahr um Maulbeersaamen nach H. geschrieben, welchen ich aber nicht erhalten habe.

Die Schulmeister haben gemeiniglich geräumigere Stuben, und solche im Sommer frei, und da die meisten aus dem Seminarium genommen werden; so können sie Gelegenheit haben, sich in Hannover zu unterrichten, wie die Seidenwürmer und Cocons zu behandeln sind. Uebrigens würde es gut seyn wenn die Verfügung gemacht würde, daß wenigstens vorerst, und allenfalls auf einige Jahre, in jeder Stadt ein Mann Vollmacht erhielte, die getödteten Cocons von den Schulmeistern in Empfang zu nehmen, und für einen gewissen bestimmten Preis zu bezahlen, welcher solche demnächst dem Fabrikanten zuschickte. Es ist zu vermuthen, daß, wer sich anfangs mit Wartung der Seidenwürmer abgiebt, zuerst nur eine geringe Anzahl Cocons erhalten werde, und es mögte manchen abschrecken, wenn er wegen einer Kleinigkeit sich um eine Correspondenz mit einem Fabrikanten bekümmern sollte. Es versteht sich von selbst, daß dennoch einem jeden frei bliebe, seine Cocons selbst abzuhaspeln, und seine Seide nach Gutdünken zu verkaufen. ꝛc. Ich bin ꝛc.

Anfrage und Beantwortung: die Vertilgung der Schnecken betreffend.

Vor einigen Tagen wurde mir von einem Beamten hiesiger Lande, die Anfrage: wie die Schnecken in den Wohnhäusern vertrieben werden können? mit dem Ersuchen zugeschickt, solche forderſamst in diesem Magazin bekannt zu machen.

Wer in seinem Hause mit diesem Ungeziefer geplagt ist, welches gewöhnlich, ohne daß man es sonst jemals verspürt, mit einem mal so häufig entsteht, daß es sich aus dem Keller in die Zimmer begiebt, dem wird gewiß an der baldigsten Mittheilung eines sichern Vertreibungsmittels recht sehr gelegen seyn, und in dieser Hinsicht theile ich hierüber folgendes mit.

Die weißliche Kellerschnecke, die man auch Wasserschnecke zu nennen pflegt, findet sich vorzüglich gern in Weinkellern ein. Sie läßt sich bei Tage gar nicht sehen, sondern sitzet zwischen den Steinen in der Mauer. Des Nachts bekriecht sie alles, was sich im Keller befindet, vorzüglich aber das Brod. Sie läßt da, wohin sie gekrochen, einen weissen durchsichtigen und glänzenden Schleim nach.

Durch

Durch Ueberſetzung der Keller mit Kalk und durch friſche Ausweißung, wird ſie nicht vertilgt, indeſſen ſind diejenigen, denen ich folgende Mittel anrieth, durch deren Anwendung völlig von dieſen unangenehmen Gäſten befreiet. Man nehme, wenn der Keller ziemlich groß iſt, einen Himten friſch gebrannten Gips, und 1½ Himten Kalkaſche oder ungelöſchten klein gemachten Kalk, und miſche beides wohl unter einander. Hierauf laſſe man den Keller, oder das Zimmer rein auskehren, ſo, daß nicht mehr viel Feuchtigkeit auf dem Boden bleibt, und ſtreue dieſes Gemengſel von Kalkaſche und Gips, wo man nur hinkommen kann, auf dem Boden herum. Den folgenden Tag wird man alle Schnecken zuſammengeſchrumpft und verbrannt liegen finden, und wenn man das Mittel in acht Tagen zweimal wiederhohlt, keine Schnecke weiter verſpüren.

Wer keinen friſchgebrannten Gips bekommen kann, dem wird, wie ich glaube, gepülverter ungelöſchter Kalk allein, die nemlichen Dienſte leiſten. Ich finde in dem Journal encyclopedique, daß ein Hauswirth in der Grafſchaft Herford ſein Land von dieſem ſo äuſſerſt gefräßigen an allerlei Art Korn oft ſo großen Schaden verurſachenden Ungeziefer dadurch völlig gereinigt, daß er ſolches des Nachts mit gepülvertem ungelöſchtem Kalk beſtreuen laſſen. Zu einem Morgen gebrauchte er fünf Himten Kalk, welche ihn nicht allein von den Schnecken befreieten, ſondern auch zugleich die natürliche Fruchtbarkeit ſeines Landes ſehr vermehrten. Tödtet aber bloßer Kalk die Feldſchnecke, ſo zeigt er auch gewiß bei der Hausſchnecke die nemliche Wirkung.

Gemeines Küchenſalz kann keine Schnecke vertragen. Die Hausſchnecke wird in wenig Minuten davon aufgelößt, und zerfließt wie ein Gallert. Man ſpritze daher zwiſchen die Steine in den Mauern, wo ſich die Schnecken bei Tage aufhalten, wiederhohlend eine Quantität ſtark imprägnirtes Salzwaſſer, begieße auch die Wände damit, um das Brod aber, und was ſich ſonſt im Keller befindet, ſtreue man einen Meſſerrücken breit trockenes Salz. Nöthigenfalls kann man auch den ganzen Keller mit Salzwaſſer begießen; und nach den im Kleinen gemachten Experimenten, würde man bei der ganzen Operation mit höchſtens einem Himten Salz auskommen können. In Wohnzimmern iſt dieſes Mittel jedoch deswegen nicht anzurathen, weil das Salzwaſſer die Malerei der Lambris und Tapeten verderben würde.

Ehe ich dieſe Schneckengeſchichte ſchließe, ſey es mir erlaubt, noch etwas über die Vertilgung der Feldſchnecke beizubringen. Manchem iſt ſolches vielleicht ſchon bekannt, manchem aber auch nicht.

Nach ſichern Erfahrungen, findet ſich die Schnecke nie auf dem Sandlande, und wenn ſie nicht frißt, bleibt ſie nicht auf dem ebenen Acker, ſondern

dern kriecht unter einen Kloß. Sie wohnt deswegen nie auf dem Sandlande, weil sie auf dem Sande nicht fortkriechen kann, wie auf dem schlickrigen Kleiboden, ihr der Sand unter dem Bauche kleben bleibt, sie im Weiterkriechen verwundet*), auch da nicht immer einen Kloß zu ihrer Wohnung antrift, und frißt nur bei Nacht, verbirgt sich aber bei Tage, weil ihr die Sonne auch mit ihren matten Herbststralen, auch wenn sie nur zuweilen durchbricht, zu warm scheint, weil sie nackend ist. Hieraus folgt, daß das beste Mittel gegen die Schnecke sey, ihr keinen Kloß zur Zuflucht gegen die Sonnenstralen zu lassen, sie der Sonne Preis zu geben, und sich dieselbe also auch von dieser vielleicht noch unbekannten Seite wohlthätig zu machen.

Wer diesen Vorschlag in gehörige Ueberlegung nimt, wird das empfohlne Mittel so wenig unthunlich als von einer andern Seite nachtheilig halten. Es ist wahr, daß es in nasser Zeit viele Schrollen giebt, und daß sie die Egge nicht alle zerreissen kann. Aber man kann sie doch mit eben dem Klümper, wie man ihn heißt, zerschlagen, mit welchem das schrolligte Gerstenfeld geebnet wird. Es ist dieses zwar eine neue, bisher noch nicht im Gebrauch gewesene Arbeit, aber doch eine Arbeit, die, wenn sie ihren Zweck erreicht, wenigstens hundertmal einbringt, was sie kostet. Ein fleißiger Arbeiter kann in einem Tage unzählig viele Klöße zerschlagen, und ihre Erde zerstreuen. Finge er mit dem ersten Anbruche eines hellen Tages an, und schlüge nur bis 9 oder 10 Uhr hin, damit die Mittagssonne die Schnecke ohne Schutz anträfe: so hätte er für etwa 5 Groschen Tagelohn dem Eigenthümer der Aecker leicht 25 Rthlr. Vortheil gestiftet. Und weiter ist doch nichts unthunliches dabei, als daß man in den doch nicht gar häufigen nassen Herbsten, die den Schneckenfraß fürchten lassen, einige Tagelohne ausgiebt, die man bisher nicht ausgegeben. Giebt man sie aus, sobald ein Acker oder eine Breite besäet ist, so kommts auf die Erfahrung an, ob sich die Schnecke darauf zeigt.

Diejenigen, welche das Zerschlagen der Klöße vor dem Winter für nachtheilig halten, weil sie dem Korne Schutz geben sollen, scheinen nicht zu bedenken, daß diese Hofnung ohne Grund, und der Kloß immer nachtheilig ist. Sehr groß müßte er schon seyn, wenn er gegen den streichenden Erdwind schützen sollte. Eben deswegen, weil ihn unser Weitzen und Rocken vertragen können, heissen

*) Von dem Fußboden eines Zimmers kann man daher die Schnecken auch bloß damit vertilgen, daß man ihn dick mit trocknem Sande bestreuet.

sen sie Winterkorn, und der Kloß, den man vielleicht vom Aufreissen der Brach an bis zum künftigen Frühling, da ihn das Thauwetter zertheilt, liegen läßt, enthält ungebesserte Erde, verschlimmert mit dieser die, welche Sonne, Luft, Dünger und Vermischung gebessert haben, und hindert Pflanzen zu wachsen, wo er liegt. Man zerschlage ihn daher, vertreibe damit die Schnecke, und verbessere dadurch seinen Acker.

Wem der Vorschlag zu unkünstlich ist, der scheint nicht zu bedenken, daß alle Mittel gegen schädliche Thiere und Seuchen sehr einfach, oder unfruchtbar sind, und dem weiß ich keinen andern Rath zu geben, als durch künstlichere schon mehrere Umstände erfordernde Mittel seinen Acker von den Schnecken zu reinigen. Man hat dergleichen außer dem schon vorhin angeführten, nemlich den Acker mit ungelöschtem Kalk zu bestreuen, mehrere, von denen ich nur folgende bemerke.

Man zerstoße eine Anzahl weisser Zwiebeln (Cepa vulgaris floribus & tunicis albis) nehme den Saft davon in einem verwahrten Geschirr mit aufs Feld, und lasse die Leute, die zum Säen bestellt sind, ihre Hände in diesen Saft tauchen, sodann den Saamen ausstreuen, und wenn die Hände trocken werden, solche von neuem immer wieder mit dem Saft benetzen, bis der völlige Saame in die Erde gebracht worden. Von der Rockensaat werden die Schnecken dadurch abgehalten, daß man den Acker mit Asche bestreuet, oder, wenn man den Saamenrocken auf folgende Art kälket.

Man löse ungelöschten Bethkalk, sonst auch Leder- oder Mauerkalk, genannt, in einem Zuber mit so vielem Wasser auf, daß dasselbe nach beständigem Umrühren mit einem unten etwas breitem Holze so dick wird, daß ein darein gesteckter Stock beim Herausziehen mit Kalk fast ganz überzogen ist.

Nachdem der Rocken etwa eine Hand hoch aus einander gebracht und oben eben gemacht worden, wird von dem immer umzurührenden Kalkwasser auf sechs Hinten ein Wassereimer voll mit der Hand dergestalt gesprützt, daß fast aller Orten gleichviel kömmt. Hierauf bringt man den Rocken solcher Gestalt zusammen, daß er in einen länglichten Haufen zu liegen kommt. Dieser wird durch zwei Leute, die gegen einander über stehen, mit zugleich angesetzten Schaufeln etwa dreimal so umgekehrt, daß alle Körner von dem Kalkwasser angefeuchtet werden, sodann aber wird der Rocken in einen runden oben spitzen Haufen gebracht, worin er etwa 12, höchstens 14 Stunden liegen bleibt. Kann man ihn alsdenn nicht gleich aussäen, so macht man ihn dünne aus einander, und kehrt ihn täglich einmal um.

W.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Freitag, den 13ten April 1792.

Beschreibung der ersten Baurenhandwerksschule zu Trnowa in Böhmen.

Fast in ganz Deutschland ist man seit den letzten zwanzig Jahren damit beschäftigt gewesen, den Unterricht vorzüglich in den untern Schulen, und auf dem Lande zu verbessern, man hat sich bemühet, außer den oft sehr trocken vorgetragenen Unterricht in der Religion, der Jugend auch den in andern für ihren Stand erforderlichen Kenntnissen zu verschaffen, allein in den meisten und fast in allen Schulen, geschah dieses nur Stückweise, nie im Zusammenhange. Hieraus erfolgte denn sehr oft nur oberflächliche, nur halbe Kenntniß einer Sache, die aber, da sie verwirrte Ideen hervorbrachte, häufig den Verstand der geringern Classen von Unterthanen, statt aufzuklären, nur verwirrter machte. Dieses traf vorzüglich eine der Hauptklassen im Staate, nemlich den Baurenstand, man fing zwar an in den Industrieschulen, diesem Kenntnisse von Dingen beizubringen, die er noch nicht hatte, lehrte ihm Gegenstände die um ihn waren, die er selbst bauete, besser zu nützen, durch seiner Hände Arbeit solche zu veredlen, und sich einen größern Verdienst davon zu verschaffen. Allein so weit und nicht weiter, gingen gewöhnlich die Bemühungen jener Schulen, und konnten auch nicht weiter gehen, weil ihre Einkünfte, die Kenntnisse ihrer Lehrer, und andere Umstände verhinderten, weiter zu gehen. Jene Schulen erstreckten sich daher immer nur auf den Unterricht in Werken der Kunst, oder höchstens nur auf den theoretischen Unterricht über die eigentliche Beschäftigung des Landmannes, die Jugend desselben wurde daher äußerst selten praktisch zur Kenntniß des Bodens, zur bessern Erzielung der Früchte, die auf solchem wachsen konnten, zur Vervielfältigung der einzelnen Arten derselben, und zur bessern Wartung und Benutzung des Viehes angewiesen. Mehrere Regierungen Deutschlands fühlten diesen Mangel, man suchte wenigstens im Kleinen solchen dadurch abzuhelfen, daß man den Schullehrern mehr Land zur Kultur gab, ihnen zur Pflicht machte, mehrere Arten von Vieh zu halten, und in der

Bearbeitung des Landes und Behandlung des Viehes ihrer Schuljugend Unterricht zu ertheilen; allein, da dieses doch immer Versuche im Kleinen waren, so kamen manche Fälle die bei einer größern Haushaltung vorkommen, gar nicht vor, manche Versuche konnten aus eben dem Grunde gar nicht gemacht werden, und so blieb doch diese Art des Unterrichts beständig unvollkommen. Selbst in den kaiserlichen Erblanden, in welchen man unter Maria Theresia, Joseph und Leopold, so viel zur Emporbringung der Schulen that, in welchen man unter Joseph durch die Aufhebung der Klöster eine so reiche Quelle zur Unterstützung und Emporbringung der Schulen ausfand, fühlte man zwar diesen Mangel, allein man war nicht im Stande solchen abzuhelfen. Indessen was der höchsten Landesstelle unmöglich war, ward doch einem Privatmanne auf seinem Guthe möglich, wenigstens war er im Stande, die erste Bahn zu brechen, und zu zeigen, wie man verfahren müßte, wenn man die Kosten der ersten Auslage nicht schonen wollte, um die Sache möglich zu machen.

Der Herr von Schönfeld in Prag hatte 3 Meilen von der Stadt im Beraumer Kreise ein Gut Namens Trnowa, das ganz zu dieser Absicht paßte, und das er daher größtentheils zu einer Schule zur Erlernung des Baurenhandwerks, nicht bloß für die Jugend seines Guts sondern auch für die von ganz Böhmen bestimmte; die daselbst vom zwölften Jahre an, 6 Jahre hindurch alles das lernen sollte, was der Bauer zu wissen braucht, oder wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf, alles was zum Baurenhandwerke gehört.

Dies Gut liegt fast in einer Rundung, frei von aller Nachbarschaft, und ist beinahe ganz mit dem Wasser der Moldau und des Mischecker Bachs umgeben. In der Mitte liegt das Schloß und das Dorf Trnowa, und gleich neben dem Schlosse, die Obst- und Küchengärten, der Weinberg, die große Meierei, Bierbrauerei, Branteweinsbrennerei, die Scheuren, zwei Teiche, das neue Lehrhaus, die Schule und die Ziegelbrennerei, und diesem allen gegen über liegen die Wohnungen der Unterthanen in einer Reihe, so daß man vom Schlosse ab, alles füglich überschauen kann.

Um das Dorf herum liegen die in 600 Strich a) bestehenden Felder, in einer völligen Ebene, und diese umzäunen die 1800 Strich ausmachenden Waldungen von allerlei Arten von Holz, längst welchen an der einen Seite die Moldau herfließt, welches Stück derselben, nebst der Fischerei, zum Gute gehört, und da von da bis Prag keine Wehre sind, sowol bis Prag als auch von da wieder zurück bis Trnowa schiffbar ist.

Da

a) Ein Strich ist etwas über 1⅛ Calenbergische Morgen.

Da dieſes Gut alles hat, was theils zu einer vollſtändig eingerichteten Wirthſchaft, theils zu allerlei Verſuchen in derſelben gehört, ſo paßt ſich nicht leicht eins beſſer zu einer ſolchen Anlage, als dieſes. Es hat zur Erhaltung einer beſſern Ordnung ſeine eigene Obrigkeit, die daſelbſt wohnt, eine eigene Kirche und Schule, eine Meierei mit allen darauf gehörigen Wirthſchaftsgebäuden, Brauerei, Branteweinsbrennerei, allerlei Gattungen von Feldern, Obſt- Wein- und Hopfengärten, Baumſchulen, Viehzucht von allem nöthigen Wirthſchaftsviehe, Wieſen und Hutweiden, Waldungen von allerlei Grund und Holzarten, Teiche, nahe Zufuhr nach Prag zu Lande und zu Waſſer, verſchiedene Steinbrüche, Leim und Thon von verſchiedener Gattung, Ziegel- und Kalköfen, und endlich alle Handwerksleute, die für die Wirthſchaft arbeiten. Man findet einen Müller, der kein unmechaniſcher Kopf iſt, Böttcher, Schmiede, Rademacher, Töpfer, Zimmermann, Maurer, Korb- und Beſenmacher, Schuſter, und einen Riemer, die ſämmtlich als Lehrer der ländlichen Jugend gebraucht werden. Dabei gehört der ganze Grund und Boden und ſelbſt jedes Haus der Obrigkeit, die darauf hält, daß von den Eigenthümern die Landwirthſchaft nach den einmal als bewährt befundenen Grundſätzen betrieben werde.

Auf dieſem Gute erbauete nun der Herr von Schönfeld vor einigen Jahren, Behuf dieſer Bauernſchule ein eigenes Gebäude von Stein, worin nebſt der ordentlichen Schule, welche von den Kindern bis zum 12ten Jahre ihres Alters beſucht wird, alle die Abtheilungen ſind, die, um die Landwirthſchaft zu lernen, erforderlich ſind, nemlich alle Ställe für das zur Wirthſchaft gehörige Vieh, die nöthigen Boden zur Aufbewahrung der Futterung, und außerdem noch ein großes helles Zimmer, worin der Unterricht in der dem Landmanne nöthigen Handarbeit ertheilt wird. Ferner gehören zu dieſem Gebäude, Behuf des Unterrichts, 60 Strich ſowohl gutes, als mittelmäßiges als ſehr ſchlechtes Land, nicht weniger ein Stück Wieſe, Weide, Wald, Teich, Baum- Wein- Hopfen- und Küchengarten, eine Baumſchule, und überhaupt von allem dem das zur Wirthſchaft gehört, etwas.

Die in die Lehre genommenen Bauerknaben, tragen eine eigene Kleidung, woran man ſie erkennen kann, nemlich braun mit rother Einfaſſung, bekommen die ordentliche Bauernkoſt, wofür ſie täglich 7 Kreutzer Kaiſergeld b) Koſtgeld bezahlen müſſen, ſind über Nacht in den herrſchaftlichen Häuſern der Unterthanen, bis auf 2 ausgenommen, die im Hofe zur Wache bleiben, und werden von den Einwohnern der Häuſer früh geweckt,

b) 2 mgr. 6 pf. Conventionsgeld.

um auf den Hof zur Arbeit zu gehen. Den Tag über aber sind sie um ihre Lehrer, wovon näher unten ein mehreres. Lesen und Schreiben muß jeder Knabe der in die Lehre genommen wird, bereits können, dieses wird im Sommer nebst dem Rechnen nur an Sonn- und Feiertagen fortgesetzt, im Winter geschieht dieses aber auch gewöhnlich am Mittewochen, wenn es anders die Zeit zuläßt.

In dem Wirthschaftshofe ist, so wie man hinein kömmt, linker Hand die allgemeine Dorfschule, worin von dem Pfarrer der Catechismus, und von dem Schullehrer Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird, und worin die Kinder bis zum 12ten Jahre auch wohl noch länger bleiben. Das große Schulzimmer hat eine Einrichtung, die man soviel als möglich in allen Schulen nachahmen sollte, da dieselbe nicht bloß Kindern, sondern erwachsenen und alten Leuten noch beständig zum Unterricht dienen kann.

Man findet nemlich auf allen Mauren, die sonst weiß und leer wären, Zeichnungen hinter Glaß, welche die guten und schlechten Sorten des Getreides, der Gemüße und Hülsenfrüchte sammt ihren Wurzeln vorstellen, nicht weniger Bilder solcher Kräuter, Blumen und Pflanzen, welche in diesen oder jenen Gegenden in der Nachbarschaft wild wachsen, aber von Fabrikanten, Apothekern und Kaufleuten, gesucht und bezahlt werden. In der Nähe dieser Gewächse pflegt gewöhnlich eine Zeichnung der Insekten zu hangen, die solchen schaden, und am Rande derselben ist alsdenn bemerkt, um welche Zeit dies Insekt sich einstellt, und wie man solches vertreibt.

An einer andern Wand befinden sich die Zeichnungen von allen giftigen Kräutern und Gewächsen, die Menschen und Vieh schaden, die Beschreibung der Folgen, die sie hervorbringen, und der Mittel, die etwa dagegen als bewährt befunden sind.

Um die 4 Fenster der Schuhle hangen die Zeichnungen der dem Landmanne nützlichen Wein und Obstsorten, nebst der Beschreibung ihrer Wartung und Pflege.

In dem einen Zimmer des Schullehrers, deren er zwei hat, findet man alle die Kräuter abgebildet, die vom Viehe gefressen werden, und die Anzeige in wie fern sie ihnen gesund oder nicht gesund sind. In eben diesem Zimmer sind auch nicht schlecht gemachte Bilder von allem Vieh, das zur Wirthschaft gehört, von allem Wilde, und von allen Fischen, die es in Böhmen giebt, und wie man solche am besten fängt.

Auch steht in eben diesem Zimmer ein Schrank mit 4 Auszügen, worin erstlich alle Gattungen von Saamen zum Anbau des Waldes, dann Stücke von den Holzarten die daraus wachsen, ferner Sammlungen von allem in der Wirthschaft vorkommenden Getreide, Gemüse und Sämereien sich befinden, bei welchen allen die Beschreibung vorhanden ist, wie solche am besten gebauet, gezogen und genutzt werden. In dem

4ten

4ten Auszuge befinden sich endlich alle Arten von Steinen, und Proben von jeder Gattung des Erdreichs, das die Gegend liefert, und wobei gleichfalls eine Beschreibung ist, wozu jedes dient, oder wie es durch Mischung und auf andere Art verbessert werden kann.

In dem andern Zimmer befinden sich die Zeichnungen aller zur Wirthschaft gehörigen Sachen, und Instrumente, und fast bei jedem Theile die Beschreibung, wozu es nutzt. Dieses letztere Zimmer dient auch dazu, daß darin den größern Mädchen der Schule, während daß die Kleinern mit den Knaben ihres Alters die Buchstaben lernen, im Spinnen, Strikken und Nähen Unterricht ertheilt wird, und soll demnächst für solche Mädchen zur Unterweisung in den für ihr Geschlecht gehörigen Wirthschaftsarbeiten dienen.

Dem Schulzimmer gegen über kömmt man in die eigentliche große Arbeitsstube, die für die jungen Bauren, die die Landwirthschaft erlernen wollen, vorzüglich bestimmt ist. Hier findet man außer ein Paar starke Tische, eine Hobel- und Schnitzelbank, beide mit allem Zubehör, imgleichen ein vollständiges Schlösserhandwerkszeug, und Modelle von solchen hölzernen Sachen, die der Bauer nöthig hat, und die er bei einiger Geschicklichkeit sich selbst verfertigen kann. Bei allen diesen Dingen sind Beschreibungen, wie dergleichen Sachen am besten gemacht werden, und wo solche am besten und mit dem größten Nuzzen verkauft werden können. Vor der Stube ist eine kleine Esse, um dabei Eisen und andere Sachen erwärmen zu können.

Neben diesem Zimmer ist ein kleineres, das zur Bibliothek dienet, und solche Bücher und Zeichnungen enthält, die von der Landwirthschaft handeln, welches unter der Aufsicht des Schullehrers steht, der denn auch die Stelle des Bibliothekars versieht. Man hat sich von Seiten der Gutsherrschaft lange aber vergeblich bemühet, über diesen Gegenstand ein Buch zu finden, das theils ganz für Böhmen paßte, theils auf Erfahrung gegründet, in einer trivialen Schreibart geschrieben, und nicht mit Dingen, die für die Verstandeskräfte des Landmanns zu erhaben sind, überladen wäre, da man aber dieses nicht fand, so wählte man einen andern Ausweg, man sammelte die Erfahrungen geschickter Landwirthe der Gegend, ordnete solche, und verfertigte hieraus ein Buch, das dem Zöglinge des Instituts zum Lesen in die Hände gegeben wurde; hat er dieses gelesen, und verstanden, dann erst ist ihm erlaubt, diese Bibliothek zu besuchen, und in derselben an den Sonn- und Feiertagen das zu lesen was er wünscht.

Hinter diesem Hause sind nun die Ställe, und die übrigen zur Wirthschaft gehörigen Behältnisse, die, was Ordnung und Reinlichkeit anbetrift, zum Ganzen passen, allein von diesen sowohl, als von dem Ackerbau selbst, und der Art der Bestellung läßt sich

nichts

nichts bestimmtes sagen, da zu einer solchen Untersuchung ein Aufenthalt von mehreren Tagen oder Wochen erforderlich gewesen wäre, welchen man nicht darauf hat verwenden können, nur von den Obst- und Baumgärten muß man noch etwas erwähnen. Das Ganze derselben macht ein grosser über 40 Strich Aussaat enthaltender mit einer Mauer umgebener Garten aus, der aber nach Verschiedenheit der Obstbäume, deren er über 14000 Stücke enthält, in mehrere Abtheilungen eingefaßt ist, die sämtlich mit Obstbäumen, die etwa 10 Ellen auseinander stehen, und unter welche allerlei Gattungen von Getreide gesäet werden, besetzt sind. Der obere Theil desselben, der ganz aus Alleen besteht, zeichnet sich durch die darin angelegte Ehrenallee aus. Diese besteht aus lauter tragbaren 6 bis 8 jährigen Apfelbäumen, die in einer solchen Entfernung aus einander gesetzt sind, daß zwischen 2 Bäumen immer eine eichene Säule mit einer Tafel stehen kann, worauf die Namen solcher Gesellschaften oder Gelehrten geschrieben sind, die sich um die Landwirthschaft verdient gemacht haben, die noch beständig vermehrt werden, und worunter sich die Cellische Gesellschaft, Beckmann, Lüder, Mayer, Beneckendorf und andere befinden.

Dieser Allee links auf der andern Seite des Gartens, befindet sich die sogenannte Belohungsallee für diejenigen jungen Bauren, die sich das Jahr hindurch im Institute besonders gut ausgezeichnet haben. Auch deren ihr Name wird auf eine Tafel geschrieben, und die Anheftung derselben an die Alleesäule geschieht beständig an einem Sonntage nach dem Gottesdienste, wenn die Leute aus der Kirche kommen, wobei sich alsdenn gewöhnlich mehrere aus den benachbarten Dorfschaften befinden. Ist der Herr von Schönfeld zu Trnowa, so speiset der Zögling an dem Tage mit ihm an der Tafel von porcellainenem Geschirre mit Silber, wo nicht, so geschiehet doch solches bei dem Amtsverwalter.

Die Leitung des Ganzen steht unter der Aufsicht des Kreiscommissairs Scholz, der im Beraumer Kreise alle Schulen unter sich hat, und des herrschaftl. Amtsverwalters Reims. Den Unterricht in der Religion, im Lesen, Rechnen und Schreiben, besorgt der Pfarrer und Schullehrer im Sommer nur des Sonntags, im Winter aber auch jede Mittewoche. Was den Unterricht in der Landwirthschaft anbetrift, so liegt solcher vorzüglich dem Schaffer oder Voigt, dem Förster, und dem Gärtner auf, die den größten Theil der Lehrlinge beständig bei sich haben, außer diesen aber sind alle die oben angeführten Handwerker, die in Trnowa sind, als eben so viel Lehrer anzusehen, da ihnen bei ihren Arbeiten beständig ein Paar der Lehrlinge zugegeben werden, und sie verbunden sind, ihnen von allem, was ihre Profession betrift, einige Kenntnis beizubringen.

Da aber ohne bestimmte innere Ordnung bei der Arbeit, bei der Aufsüh-

führung und bei dem ganzen Haushalte, das Institut bei dem besten Willen des Guthsherrn seiner Absicht doch nicht entsprechen würde, so wird es zur leichtern Uebersicht derselben nicht undienlich seyn, hier einen kurzen Auszug der Gesetze desselben zu liefern.

Kein einziges Trnowaer schulfähiges Kind, vielweniger ein Lehrling des Instituts darf ohne erhebliche Ursachen den sonn- und feiertäglichen Gottesdienst und den Unterricht versäumen.

Die Lehrlinge müssen das ganze Jahr hindurch alle Sonn- und Feiertage, im Winter aber auch einige Stunden in der Woche, zum Lesen, Schreiben und Rechnen, angehalten werden.

Kein Fremder darf eher zum landwirthschaftlichen Unterricht angenommen werden, er sey dann würklich zwölf Jahre alt, und habe in einer Schule lesen, Schreiben und den Katechismus ordentlich gelernt.

Wer aus Armuth angenommen zu werden verlangt, der muß nebst dem Attestate seines Predigers auch einen Bürgen haben, der für ihn steht, daß er 6 volle Jahre in der Lehre bleibt.

Wird kein anderer auf die Probe angenommen, als der, welcher des Tages 7 Kreutzer Kostgeld zahlt, und seine Wäsche und Kleidung mitbringt.

Jedem Anverwandten des Zöglings steht frei nach Trnowa zu kommen, und anzusehen, ob man würklich das leistet, was man verspricht.

Wer 7 Kreutzer bezahlt, bekömmt die ordentliche Baurenkost, und so viel Brod, daß er keinen Hunger leidet.

Alle Lehrjungen, die arm sind, und von der obrigkeitlichen Kanzlei in die Lehre genommen werden, bekommen beim Eintrit, Hemder, Rock, Kamisohl, Hosen, Strümpfe und Schuhe nebst einem Kittel zur Arbeit.

Jeder Häusling, welchem 2 oder 3 von diesen Lehrlingen in die Wohnung gegeben werden, hat bei Strafe der Wegschaffung von Trnowa, dafür zu haften, daß keiner einiges Geld bei sich trage.

Wer etwas findet, sey es auch noch so klein am Werthe, der ist schuldig es dem Verwalter zu übergeben, eben dieses gilt auch, wenn jemand etwas geschenkt bekömmt.

Kein Lehrling darf einen Kasten oder Schrank für sich haben, alle seine Sachen behält der Verwalter in Verwahrung, bei dem er jeden Sonnabend seine Wäsche abholt.

Ihre Kleidung soll beständig braun und röthlich besetzt seyn, damit man sie bei der Arbeit und auf dem Felde sofort erkennen kann, wem etwas daran zerreißt, der muß es sofort dem Verwalter melden.

Auf die Reinigung und Säuberung, haben die Frauen der Häusler bei welchen die Lehrlinge wohnen, zu achten.

Die Stunde zum Aufstehen ist im Sommer um halb 4 Uhr im Winter um 5 Uhr, worauf sich alsdenn jeder sofort wäscht und kämmt.

Das

Das Brod zum Frühstück nimt der Schaffer mit auf das Feld, und theilt es nach seinem Willen aus.

Bei der Feld- und Hofarbeit stehen die Lehrlinge unter dem Befehle des Schaffers, bei der Waldarbeit unter dem des Försters, bei der Gartenarbeit unter dem des Gärtners.

Wer mit dem Viehe im Walde oder im Felde arbeitet, und davon geht, muß solches entweder an einen Baum binden, oder jemanden zum halten übergeben.

Wer den Tag über die Wache in den Ställen hat, muß auf das Futtergeben, auf das Putzen des Viehes, und auf das Austragen des Düngers Acht geben, und sobald wie einem Stücke Vieh etwas fehlt, solches sofort dem Schaffer melden.

Jeder Obstkern muß fleißig aufgehoben, und nicht weggeworfen werden, so wie auch das faule Obst zusammen in eine Grube geworfen werden muß, damit es zum Saamen tragen gebraucht werden kann.

Wenn die Arbeit nahe bei Trnowa ist, so wird um 11 Uhr gegessen, ist es aber weiter von da, so wird erst um 4 Uhr zum Essen nach Haus gefahren, in welchem Falle die Lehrlinge in der Zwischenzeit noch ein Stück Brodt erhalten.

Wer von ihnen mit Holz oder mit andern Sachen nach Prag fährt, der muß jederzeit etwas mit zurück bringen, und niemals leer fahren, entweder er erhält etwas in der obrigkeitlichen Hauskanzlei, oder er ladet unterwegens Kiesel- oder Pflaster- oder Kalksteine, die am Wasser und an der Moldau genug liegen, oder Prager Gassenkoth auf, weil es allemal eine gute Sache ist, wenn man nicht leer fährt.

Im Sommer geht jeder um 8 Uhr, im Winter um 7 Uhr zu Bette.

Wer krank wird, Schaden genommen hat, oder wem sonst etwas fehlt, meldet solches sofort dem Verwalter, damit man ihm zu Hülfe eilt, dieser ist daher auch verbunden beständig eine gute Hausapotheke zu halten, und vorzüglich Seifengeist, Krebsaugen, Weinstein, Kamillen und Thee, nie ausgehen zu lassen; ist aber die Krankheit von Bedeutung, so muß solches sofort der obrigkeitlichen Kanzlei nach Prag berichtet werden, die dafür sorgen wird, das auf der Stelle ein Arzt hinaus kommt.

Wer sich das ganze Jahr hindurch gut aufführt, fleißig lernt, und das Vich, welches ihm übergeben ist, sauber putzt und gesund erhält, der hat die Ehre oft bei der obrigkeitlichen Tafel unter den Gästen zu essen, und zu sehn, daß sein Name in der Belobungsallee aufgehangen, und in die öffentlichen Zeitungen gesetzt werde; wer hingegen mit Gewalt nicht fleißig sondern lüderlich ist, stiehlt, betrügt, dem werden mit Schande und Spott, seine mitgebrachten alten Kleider mitten im Dorfe angezogen, und er durch den Amtsknecht dahin gebracht, woher er gekommen ist.

Dieses ist die Beschreibung eines Instituts, das vielleicht bis jetzt das einzige in seiner Art ist, das zwar noch manches Fehlerhafte und Pedantische an sich hat, das in manchen Stücken zu weit geht, und den Unterricht für den Landmann zu weit ausdehnt, das aber auf der andern Seite die Bahn gebrochen und gezeigt hat, wie man es anfangen müsse, um eine bessere Landwirthschaft bei dem gemeinen Bauer einzuführen, und das bei dem nicht unbeträchtlichen Kostenaufwande, den die erste Anlage verursacht hat, Dank und Achtung verdient.

Hannover. Hahn.

Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Montag, den 16ten April 1792.

Etwas über den neuesten Zustand der sechzehn vereinigten Staaten von Nordamerika, nach den officiellen Berichten des Generalcongresses von 1791. Nebst Nachrichten über den Genesseedistrikt im Staate von Neu-York, und dem darin befindlichen Zucker-Ahornbaum.

Das Land, welches bis 1606. eine unbekannte, waldigte, durchaus rauhe Einöde war, wo unstäte Wilde in kleinen Völkerschaften umher streiften, giebt jetzt ein reitzendes Bild der Einigkeit, der Duldsamkeit und des Fleißes. Durch Auswanderungen aus Frankreich, England, Schottland, besonders Deutschland, ist nicht nur die Anzahl der in jenem Kriege gefallenen Streiter, welche der Generalcongreß auf 80,000 schätzte, ersetzt; sondern die Bevölkerung ist auf eine Beispiellose Art gestiegen. Vier Millionen Menschen wohnen jetzt da, wo vor dem Kriege die Hälfte war; und Philadelphia zählt über 60,000 Bewohner, was vor jener Zeit kaum 30,000 hatte. Nach einer vorjährigen genauen Zählung hat:

1.	Neu-Hamschire,	141,185.
2.	Massachusets,	378,787. u.
	Main,	86,540.
3.	Rhodeisland	68,825.
4.	Connecticut	237,496.
5.	Neu-York	340,120.
6.	Neu-Jersey	184,139.
7.	Pensylvanien	434,373.
8.	Delawar	59,094.
9.	Maryland	319,728.
10.	Virginien	747,610.
11.	Nord-Carolina	393,751.
12.	Süd-Carolina	250,000.
13.	Georgien	82,548.
14.	Lentuky	73,677.
15.	Vermont	82,539.
16.	Western-Territory	40,000

Köpfe.

Man hat berechnet, daß von jetzt an, die Einwohneranzahl in den vereinigten Staaten, alle 20 Jahre sich verdoppeln müsse, so, daß sie binnen zwanzig Jahren auf 8.

— vierzig — — 16. und

— sechzig — — 30. Millionen steigen werde. Hierbei kommt die einheimische vortheilhafte Vermeh-

rung, wozu mehrere günstige Umstände wirken, und die wahrscheinliche Einwanderung, in Betracht. Die Ländereien nemlich stehen in niedrigem Preise, die Abgaben, welche der Staat daher zieht, sind äußerst billig, und der Boden ist sehr ergiebig, so wie das Klima fast jeder Kultur günstig bleibt. Die Majorennität bei dem männlichen Geschlecht, sowol als bei dem weiblichen, ist auf das zwanzigste Jahr gesetzt, zu welcher Zeit hier die Ehen gewöhnlich geschlossen werden. Selbst der Taglöhner empfängt außer der Kost, täglich einen halben Thaler, nach Conventionsgelde gerechnet, weil es an Menschenhänden zur Bearbeitung des Bodens noch gar sehr fehlt. Dabei ist aber mit einiger Sparsamkeit leicht so viel erübrigt, wofür man ein Stück Land als Erb- und Eigenthum erkauft, um da mit der Familie die Früchte seines Fleißes und häuslichen Simplicität zu genießen. Dies hat besonders seitdem die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten anerkannt wurde, die Europäer zu Tausenden hieher gezogen. Deutsche waren immer die Willkommensten, nächst diesen Spanier, dann Franzosen, Schottländer, Engländer, Irrländer. Noch jetzt gehen jährlich 2000 bis 2500 Deutsche nach Nordamerika, größtentheils auf gut Glück, und so, daß sie sich an einen Schiffskapitain gleichsaar verkaufen, der sie denn an Landbesitzer gegen Erlegung der Transportkosten überläßt, bei welchen sie binnen drei bis vier Jahren so viel verdienen, daß sie nun freie Leute sind, und als solche handeln können. Der Schiffskapitain übernimt bei einem

Deutschen	20:26	Pf. Strl.
Franzosen	14:18	— —
Schottländer	12:16	— —
Engländer	9:12	— —
Irländer	8: 9	— — risico

weil man in den Staaten die Nation nach ihrer mehrern oder wenigern Stätigkeit behandelt. An Manufakturen und Professionisten, fehlt es dort gar sehr, da außer der Handlung, Ackerbau der letzte Zweck fast bei jedem Einwohner bleibt. Daher wird aus Deutschland besonders Linnen, dann grobes Tuch, Schuhe, Strümpfe, wollene Decken, Brantwein; aus England, alle feine Manufakturwaaren, feine Tücher, Strümpfe, Schuhe, feinere wollene Decken, Schottländisches und irrländisches Linnen, Salz, viel verarbeitetes Eisen, Mobilien, Töpferarbeit; aus Frankreich, Seidenwaaren, Linnen, Wein, Franzbrantwein ꝛc. eingeführt. – Die Einwohner der vereinigten Staaten erhalten jährlich weit über eine Million Paar Schuhe aus der Fremde. Der Engländer hat hier in Handelsgeschäften den Vorzug vor dem Franzosen, weil er längern Credit giebt. Dagegen wird aus den vereinigten Staaten folgendes ausgeführt.

1. Pott- und Perlasche, welche letztere die feinere Sorte ist. Man hauet die Bäume und verbrennt sie zu diesem Behuf. 1790. so wie in

dem

dem Jahre vorher, ist von diesem Artikel für 231,048 Pfund Sterling ausgeführt.

2. Holz, welches nach einem gewissen Maaßstab für Häuser und Schiffe schon bearbeitet ist, verschickt wird.

3. Thierhäute und Pelzwerk, welches besonders die nördlichen Gegenden liefern, wo es zum Theil von den Wilden für Eisenwerk, Feuergewehre, wollene Decken eingetauscht wird.

4. Tabac, den vor allen Virginien und Maryland geben.

5. Getreide und Mehl, welches letztere für sehr vorzüglich gehalten wird.

6. Gesalzenes Fleisch.

Mit der größern Bevölkerung und Urbarmachung des Bodens, werden die nordamerikanischen Staaten, den größten Theil der Bedürfnisse, die sie sich bis jetzt aus Europa müssen reichen lassen, selbst befriedigen, und auf innere Kraft fest gestützt, zur höchsten Macht empor streben. — Die Ländereien des

Genesee, Distrikts

liegen in den rückwärtigen Theilen des Staats von Neu York, machen ein länglichtes Viereck von 80 englischen Meilen, (davon $4\frac{1}{2}$ auf eine deutsche gehen) in der Länge, und 40 in der Breite, und enthalten über 2 Millionen Acker guten ackerbaren Landes. Diese Ländereien waren im Jahr 1788. von dem Staate von Massachutset den Anglo Amerikanern: Gorham und Phelps zugestanden, welches nachgehends durch die sechs indianischen Nationen bestätiget wurde, die, nachdem sie eine beträchtliche Summe erhalten, ihr Eigenthumsrecht darauf abtraten, und bald darauf sich mit ihren Familien in entfernte Gegenden begaben. Die Entfernung der östlichen Grenze desselben, ist von Philadelphia 180. und nordwärts 200 engl. Meilen von der neu zu erbauenden Stadt Columbia entfernt, welche in Zukunft zum Sitze der Regierung der vereinigten Staaten bestimmt ist. An gutem Zimmerholz, Viehweide und Zuckerahornbäumen hat dieses Land Ueberfluß; an Obstbäumen, kleinen Früchten, Wild, Federwild und Fischen keinen Mangel. Das Klima giebt eine Ausnahme von periodischen Krankheiten, besonders den Wechselfiebern. Der Kanal zwischen den Susquehanna und Schuylkill ist im Jul. 1791. ganz zu Stande gekommen, so, daß man nun ununterbrochen vom Innern des Landes bis nach Philadelphia, so wie nach Baltimore auf Böten von 10 bis 15 Tonnen, fahren kann. An der östlichen Grenze des Geneseedistrikts, befindet sich eine Niederlassung von Quakern, die Freundeskolonie genannt, wo eine Korn- und Sägemühle eingerichtet ist. Außer dieser ist die annoch sehr kleine Stadt Geneva, dann Culversdorf und Catharins Town, und mehrere Kolonien. Die Bewohner des Di-

strikts haben durch den oben bezeichneten Kanal Philadelphia zum offenen Markt für ihre Produkten, und von der genannten Stadt aus, wird nach dem Geneseelande ein fahrbarer Weg gemacht. Die Bäume in den Wäldern sind von erstaunlicher Größe, stehen in beträchtlicher Entfernung von einander ab, haben nur wenig Gebüsch, dagegen vortreffliche Weide zwischen sich. Die Einwohner können sich vermöge des Handels mit den Indianern, der in Häuten und Fellen besteht, baares Geld von den Europäern verschaffen. Eisen, Salz- und Schwefelquellen sind bereits aufgefunden. Diejenigen, welche nicht selbst nach Philadelphia oder Neu York ihren Ueberfluß bringen können oder wollen, verlassen ihn an die sogenannten wandernden Buden. Die kleinern Kaufleute in Amerika pflegen nemlich überall wo sich Kolonisten befinden, ihre Buden aufzuschlagen, und alle Arten gangbarer Waaren zu verkaufen und zu kaufen. Der Winter wird in diesem Lande weniger kalt und der Sommer kühler gefunden, als in Ländern unter der nemlichen Breite näher am atlantischen Ocean. Der strenge Winter rückt ungefähr im Anfange des December mit scharfem Frost und Schneefall ein, welches ohngefähr zwei Monate dauert. Während dieser Zeit ist der Himmel gemeiniglich schön und heiter. Der Landmann bringt alsdenn seine Viktualien, Holz, u. dgl. auf Schlitten mit Leichtigkeit in die an Flüssen gelegenen Magazine, wo sie zum Einschiffen so lange aufbewahrt werden, bis das Eis aufgethauet ist. In dieser Zeit besuchen sich die amerikanischen Landleute wechselsweise mit wahrem freundschaftlichem Genuß. Der Frühling fängt mit milden Regen an, die sich durch den ganzen April und Mai einstellen, da denn die Luft wärmer zu werden beginnt. Der Julius und August ist zu Zeiten schwül, mit öfterm Donnerwetter und Platzregen, worauf das schöne Wetter folgt, ohne daß in dieser Jahrszeit einige Land- oder beständige Regen zu erwarten sind. Die Mücken verursachen in dieser Zeit einige Beschwerde. Die Monate: September, October, November, sind sehr angenehm; die Morgen und Abende zu Zeiten etwas nebelicht; die Mittage aber immer heiter und schön. — Jeder Einwohner ist fähig zum Mitglied des gesetzgebenden Corps gewählt zu werden. Gottesdienstlicher Unterschied schließt niemand von irgend einem öffentlichen Amte aus, und jede kirchliche Gesellschaft kann Gott, unter welcher Form oder Namen es sey, mit willkührlichen Gebräuchen dienen, und genießt des Schutzes der Gesetze, die zugleich ihr Eigenthum in die vollkommenste Sicherheit setzen. — Die eingebornen Indianer haben sich völlig vom Geneseelande entfernet. Wenn von ihnen eine Gegend verkauft, und der Vertrag abgeschlossen ist, so machen

sie

sie darauf nie wieder Anspruch; und es ist bekannt, daß sie in Erfüllung ihrer Verträge die strengste Treue beobachten. Ueberdies zwingt sie die Nothwendigkeit, sich von den von Weissen bewohnten Gegenden zu entfernen, weil durch Bevölkerung und Anbau des Landes, das Wild vermindert wird, welches ein Hauptzweig der Nahrung der Indianer ist. Im Jahre 1778. sahe man in dem Lande noch keinen einzigen weissen Einwohner, wo man 1791. schon Dörfer erbauet und Landgüter mit großen Getreidefeldern angelegt fand. Es ist in vier Grafschaften: Harvemann, Otsego, Tioga, Ontario, abgetheilt, davon jede ihre Magistratspersonen hat. Gegenwärtig beläuft sich die Einwohneranzahl auf 6000, und wenn es, wozu man Hofnung hat, einst so bevölkert seyn wird, als Deutschland, so wird es mehr als 300,000 Seelen fassen. Einige Kirchen und Kapellen sind in diesem Distrikt bereits gebauet, und zu Conytown am Canandarqua hat Dr. Roß 1791. ein Erziehungsinstitut angelegt. — Der

Zuckerahornbaum

wird zu Folge der Entdeckungen, so man in Betreff desselben bereits gemacht hat, einer der wichtigsten und beträchtlichsten Handelsgegenstände werden, indem man gegenwärtig schon die Mittel gefunden hat, den Zucker, welcher aus dem Saft dieses Baums gezogen wird, zu kristalliſiren, und überhaupt so zu behandeln, wie jenen aus dem Zuckerrohr. Es war unter den Indianern seit schon sehr langer Zeit bekannt, daß aus diesem Baum Zucker ausgezogen werden könne, und nicht allein die bekannten sechs Nationen, sondern auch die ersten Europäer, welche sich daselbst niederließen, und die von den Indianern den Saft zu kochen gelernt hatten, bedienten sich dessen statt des gemeinen Zuckers. Man hat so viel Bäume der Art gefunden, daß daher ganz Nordamerika mit Zucker versehen werden könnte; und die Versuche, welche man mit der Masse in Philadelphia angestellt hat, haben erwiesen, daß selbe in Eigenschaft und Güte, dem Zucker, der aus Westindien kommt, gleich sey. Vier arbeitsame geschickte Männer können mit dem erforderlichen Werkzeug versehen, binnen sechs Wochen (welches die zu dieser Arbeit erfoderliche Zeit ist) 4000 Pfund dieses Zukkers verfertigen. Die Anzapfung des Baums geschieht im Februar früher oder später, durch zwei Löcher südwärts, und eben so viel nordwärts an 400 Bäumen; welches in der Mitte der Jahrszeit vermöge eines Schraubenbohrers von einem halben oder ganzen Zoll im Durchmesser, nach Verhältniß der Größe des Baums, an 400 andern geschieht, so daß für vier Mann 800 Bäume angezapft werden. Der Saft von der zweiten Abzapfung wird reicher und ergiebiger

be-

befunden, als der von der erſten. Anfangs wird der Bohrer ¾, und nach und nach bis 2¼ Zoll eingedrehet, je nachdem es das Laufen des Safts erfordert, und zwar ſo, daß der Bohrer abwärts hängt, damit der Saft im froſtigen Wetter ungehindert laufen könne. In dieſe Löcher legt man alsdenn Röhren, die ungefähr 12 Zoll heraus ragen, aber nicht tiefer als einen halben Zoll weit hineingeſteckt werden müſſen, und die man in guter Zeit aus Hollunderholz zubereitet. Im Anfang der Jahrszeit läßt ſich der Saft wegen Kühle des Wetters leicht aufbewahren; bei wärmerm Wetter aber, wird der Saft gleich folgenden Tages, nachdem er eingebracht worden iſt, geſotten, um zu verhindern, daß er nicht ſauer werde, oder in Gährung gerathe. So lange der Saft ſiedet, muß ein heftiges Feuer unterhalten werden. Ehe er aber zu ſieden anfängt, wirft man einen Löffel voll ungelöſchten Kalk in jeden Keſſel, um die Erhebung des Schaums zu befördern, und dem Zucker ein Korn zu geben. Der Schaum wird alsbald ſorgfältig weggenommen, und ſobald der Saft zur Hälfte eingeſotten iſt, ſo gießet man das Ganze der ſechzehn Keſſel in die Hälfte derſelben, und fährt auf dieſe Art fort, bis alles nach und nach in einen Keſſel gebracht iſt; füllet aber immer die leeren Keſſel ſoviel als möglich, mit friſchem Saft an. Wenn der Saft in dem letzten Keſſel anfängt Syrup zu werden, ſo preßt man ihn, ehe er noch dick wird, durch ein wollenes Tuch, und läßt ihn, da er nun auf dieſe Art gereinigt iſt, 12 Stunden lang in Eimern ſtill ſtehen, damit aller noch übrige Niederſatz zu Boden falle, und der geläuterte Syrup wieder in einen Keſſel gegoſſen werden könne. Der Niederſatz wird aufs neue mit friſchem Saft aufgeſotten. Dieſen Zucker zu körnen, zu reinigen und weiß zu machen, wird alsdenn der allgemeine Verhaltungsweg der Zuckerſieder befolgt. Um den Zucker zu körnen, ſchüttet man den Syrup, nachdem er 12 Stunden geſtanden, in einen Keſſel, und ſetzt ihn über ein heftiges Kohlenfeuer, welches ohne Flammen brennen muß, und wirft ſo oft Butter oder Schweinefett hinein, als er ſich bis an den Rand des Keſſels erhebt, um ſelben niederzuſchlagen; welches auch dann ſorgfältig beobachtet werden muß, wenn der Zucker ſich zu körnen anfängt. Der reife Stand des Sudes wird dadurch erkannt, daß man von dem Syrup ein wenig zwiſchen die Finger nimt und verſuchet ob er ſpinne, oder ſich in Fäden zieht. Hält er dieſe Probe, ſo muß man ihn in einen Kübel oder Kühlkeſſel gießen, und unterbrochen umrühren, bis das Korn gefühlt wird, wo es ſich dann in dem Stande befindet, in Formen gegoſſen zu werden.

Wenn die Bäume vor der zweiten Abzapfung sich zu erschöpfen anfangen, welches den 10. April geschehen kann, so fließet daheraus noch ein Saft, woraus man guten Essig bereiten kann. Aus dem reichen Saft hat man bereits sehr guten Rum gemacht. Man glaubt, daß der Zukkerahornbaum 50 Jahre lang abgezapft werden könne.

Fr.

Beobachtung über die sonderbare Erzeugung der Trespe aus dem Rocken.

So unwahrscheinlich mir es auch vorkam, daß sich die Trespe, wie ich dies in Munds ökonom. Magazine (Quartalstück 1. S. 196 und 197.) gelesen hatte, aus dem Rocken, unter gewissen Umständen, erzeugen sollte, und so mißtrauisch ich damals gegen die daselbst angeführte Erfahrung war: so völlig überzeugt bin ich davon worden, nachdem ich im verflossenen Jahre in meiner eigenen Wirthschaft die nemliche Beobachtung gemacht habe.

Ich besäete nemlich im Frühjahr 1790. ein Stück Land mit Sommerweizen und Kleesaamen, und wollte zugleich einen ökonomischen Versuch machen, indem ich ein Fleckchen davon mit Winterrocken ganz dünne besäen ließ, und dann, wie gewöhnlich, den Kleesaamen oben auf einbrachte. Im Jahre vorher hatte dieses Land Wicken getragen, und ich hatte nirgends darauf auch nur einen Trespenhalm gesehen. Der gesäete Winterrocken, der ganz rein war, und am wenigsten Trespe enthielt, bestaudete sich nachher sehr stark, und im Herbste schossen hie und da Halmen auf, die aber in den Aehren keine Körner hatten. Den Sommerweizen brachte ich davon ein, ohne Trespe darin wahrzunehmen. Als ich aber im darauf folgenden Frühjahr fleißig, mein Winterkorn zu besehen, hinging, und mich freuete, wie es so hoch angewachsen war und solche prächtige Aehren hatte, erstaunte ich nicht wenig über die Menge von Trespenhalmen, die ich darin fand. Keine Trespe gesäet, keine seit drei Jahren auf diesem Stück wahrgenommen; und nun dergleichen! Das war mir unbegreiflich. Ich wollte also zur Probe einmal untersuchen, wieviel Halme wohl aus einer Trespe entstehen mögten, und zählte einige davon unten am Boden sorgfältig durch. Hierauf nun fand ich nicht nur, daß die Trespenstaude mit der Kornstaude die größte Aehnlichkeit hatte, sondern ich fand auch zu meinem Erstaunen an verschiedenen Orten des Stücks das aus einer Kornstaude einige Kornhalme und einige Trespenhalme aufgewachsen waren, und so habe ich mit

mei-

men eigenen Händen die Trespenhalme unten von der Rockenstaude abgebrochen, wie man einen Nelkensenker vom Nelkenstocke abbricht. Auf dem nemlichen Spaziergange besuchte ich auch meinen Winterweitzen, den ich zur Aussaat rein gekauft hatte, und worin nur äußerst wenig Trespe gewesen war. Allein auf diesem Stücke fand ich ungleich mehr Trespe, als ich nach der geschehenen Aussaat muthmaaßen konnte. Doch konnte ich, trotz dem sorgfältigsten Suchen, die Erfahrung nicht machen, die ich beim Winterkorn gemacht hatte, sondern fand jede Trespenstaude einzeln.

Daß nun aber von der im erstern Falle wirklich dargethanen Ausartung des Rockens in Trespe, nicht die nasse Witterung Ursache sey, welches in Munds angeführtem Buch als Grund angegeben wird, beweiset das höchst trockne 1790ste, und das fast eben so trocken gewesene verflossene 1791ste Jahr. Auch hatte das erwähnte Stück Land bei mir nichts weniger, als niedrige und wässerigte Lage.

Eine durch mehrere Erfahrungen bewährte Methode junge Puter zu ziehen.

Wenn die Küchlein aus den Eiern kommen, wird jedem vor dem ersten Futter ein Pfefferkorn in den Hals gesteckt. Das erste Futter bestehet aus Brodtkrumen, Weitzenkleie, etwas fein geschnittener Gartenkresse und Käsefse unter einander gemenget. Dazu bekommen sie Bier zu trinken. Nach einiger Zeit erhalten sie zum Futter fein geschnittene Haarnessel, Schnittlauch und Wermuth mit Weitzenkleie vermischet, und wenn sie die Größe einer Taube haben, Buttermilch statt des Bieres zu trinken.

Neues Hannöverisches Magazin.

32tes Stück.

Freitag, den 20ten April 1792.

Antwort auf den Aufsatz: Ueber die Mortalität der drei ersten Lebensjahre; im 8ten Stücke dieses Magazins vom 27sten Januar 1792.

Die große Mortalität der neugebornen Kinder bis zum dritten Lebensjahre, scheint zwei Ursachen zu haben:

1) die Schwäche und Unvollkommenheit, mit welcher der Mensch geboren wird, kann man (wenn man diese gelten lassen, und nicht allein die folgende annehmen will,) die prädisponirende Ursach nennen.

2) Die fehlerhafte physische Erziehung oder Ernährung der jungen Kinder. Die Gelegenheitsursach.

Kein Thier kömmt, soviel bekannt ist, so unvollkommen und schwach auf die Welt, als der Mensch, und kein Thier ist in Absicht seiner physischen Erziehung, der Willkühr und dem Gutdünken seiner Wärter so sehr unterworfen, als der Mensch. Die Sterblichkeit der Kinder, verliert sich mit ihren zunehmenden Jahren, gerade deswegen, weil sie dann mehr sich selbst überlassen sind, alsdann ihren Trieben Genüge leisten, nur wenn sie welche empfinden, hingegen einem neugebornen Kinde, werden sie nach dem Gutdünken seiner Wärter oder Wärterinnen befriedigt, es mag Zeit oder nicht Zeit seyn. Das neugeborne Thier befriedigt schon seine Triebe selbst, wenn es dieselben empfindet, die jungen Säugethiere saugen nur wenn sie Hunger haben, und lassen sich nicht zur Unzeit die Nahrung reichen, wie es so oft bei den Menschen geschieht.

Die Sterblichkeit der Kinder verliert sich ferner mit ihren zunehmenden Jahren, weil ihr Körper immer stärker und vollkommener wird, so, daß er theils für die Eindrücke von außen nicht mehr so empfänglich ist, theils wenn er wirklich von einem Krankheitsstoffe befallen ist, ihn leichter besiegen kann.

Kein Thier gebiert, so viel als bekannt ist, so schwer, als der Mensch: sollte die größere Schwäche der neugebornen Kinder, nicht auch, wenigstens zum Theil, von der größern Schwierigkeit ihrer Geburt abhän-

gen, oder vermehrt werden? — Ohne Zweifel. Je schwerer die Geburt war, desto schwächer ist gewöhnlich das Kind. Gar zu oft leidet es Geburt und Tod zugleich, wie aus einer Quelle. Man behauptet ja daß die Sterblichkeit der neugebornen Kinder männlichen Geschlechts, gröſser sey, als diejenige des weiblichen, weil gewöhnlich jenes wegen eines gröſsern Kopfs, bei der Geburt mehr litte. — Wenn man der Schwierigkeit Schuld beimessen darf, so müsten auch die Erstgebornen einer gröſsern Sterblichkeit unterworfen seyn, als die nachfolgenden, weil diese doch gemeiniglich leichter geboren werden. — Kann man dieses erweisen? —

Die besondern Krankheiten, welchen die Kinder in ihren ersten drei Lebensjahren ausgesetzt sind; als dem Zahnen, Pocken, dem Stickhusten, den Scheu'rchen, Würmern, u. s. w. kann man als die Ursach der groſsen Sterblichkeit nicht annehmen, denn in ihren spätern Jahren, sind sie noch mehrern Krankheiten unterworfen, und auſserdem sind die Kinderkrankheiten gewöhnlich einfacher, als die der Erwachsenen. Ebenfalls kann der durch die Unvorsichtigkeit der Wärterinnen verursachte Schaden, als Erdrücken, Fallenlassen, u. s. w. nicht mit in Betrachtung kommen, da auch der erwachsene Mensch weit mehrern gewaltsamen Todesarten ausgesetzt ist.

Oefter und leichter aber, als man es glaubt, wird das Kind erkältet, indem es nur von einer aus der Kälte gekommenen Person hingenommen wird, oder wenn die Wiege gewöhnlich in der Nähe des Ofens steht, und das Kind wird plötzlich an das kalte Feuster getragen, oder wenn das Zimmer beim Wickeln des Kindes nicht warm genug ist.

Genug, es ist gewiß, daß der Mensch besonders schwach und unbehülflich geboren wird, und darin die erste Ursach seiner groſsen frühen Sterblichkeit findet. Aber die Vernunft, welche der Schöpfer den Wärtern ihrer Neugebornen gegeben hat, sollte eigentlich den aus jener Unbehülflichkeit entstehenden Mangel ersetzen, d. h. eine gehörige Wartung und Pflege von Seiten der Aeltern, sollte die Stelle der Selbsthülfe vertreten. Ist das bei der physischen Erziehung Neugeborner der Fall? Leider nicht immer. In den Fehlern der Wärterinnen liegt die vorzüglichste Ursach der groſsen Sterblichkeit, welche hauptsächlich die Aufmerksamkeit sowol der Politiker als der Aerzte, verdient. Schon an der Mutter Brust ist das Kind bald durch zu viele, bald durch schädliche, ungesunde Nahrung, in Lebensgefahr, denn selten wird ein säugendes Kind aus einer andern Ursache krank, als aus zu vieler, oder ungesunder Nahrung. Das kranke Kind ist unruhig und schreiet — womit sucht die Mutter oder Amme, welche durch die schlaflosen Nächte selbst

ungesund geworden ist, ihr Kind zu stillen und zu beruhigen? Mit der Brust, der Quelle seines Uebels, die ihm gerade anjetzt am nachtheiligsten, am entbehrlichsten ist. So oft es schreiet, so oft legt sie es an, um es nur auf einige Minuten zu beruhigen, ohne zu bedenken, wie sehr das Uebel dadurch zunimt. Wenn ein Kind zu viele Nahrung bekommen hat, so erbricht es sich mehrentheils, und erholt sich wieder, wenn ihm nur die Mutter oder die Amme, die Brust mäßiger reicht. Wenn die Mutter selbst nicht gesund ist, und ungesunde Milch hat, so muß sie das Kind so lange auf eine andere Art versorgen, als bis sie wieder gesund ist, und dem Kinde eine gesunde Nahrung reichen kann.

Noch größer sind die Gefahren, wenn das Kind abgewöhnt wird, wo sich durch die zugenommenen Verstandeskräfte, und durch die Kenntniß von mehrerlei Nahrung, sein Verlangen zu mehrern Speisen ausbreitet, und von den Wärterinnen zu unschicklich befriedigt wird, denn nicht sowohl in der Eigenschaft, als in der Menge der gereichten Speisen wird gefehlt. Nicht leicht würde eine Mutter ihrem Kinde zuweilen ein bischen fettes Fleisch oder Schweinefleisch geben, aber dasselbe den ganzen Tag mit Zwieback, Mehlbrei, Klümpen, Kartoffeln, u. dgl. zu futtern und voll zu pfropfen, daraus macht sie sich kein Gewissen, ohngeachtet ich zuweilen ein wenig von jenem Fleische (so sehr ich es auch überhaupt widerrathe) für nicht so schädlich halte, als das anhaltende Uebermaaß dieser gewöhnlichen Kleister.

Die erste gewöhnliche Folge des Verfutterns ist ein widernatürlich starker Appetit, der aus einer sauern Schärfe des Magensaftes besteht, und anstatt mit mehrern Speisen, durch Magnesia und Rhabarber gestillt werden sollte; darauf folgt eine Verschleimung der Gedärme, Würmer, Verstopfung der Gekrösedrüsen, aufgespannter harter Bauch, magere Gliedmaaßen, woran nur noch die Haut zu sitzen scheint, schleichendes auszehrendes Fieber, Tod. Aber nicht immer geht es so Stufenweise, sondern eine Colik und Scheu'rchen machen öfter der allzugroßen Pflege des jungen Kindes ein Ende. Kindern, welche schon über drei Jahre alt sind, thut das Uebermaaß in der Nahrung nicht so gar leicht Schaden, theils weil sie schon herum laufen, und dadurch die Verdauung sehr befördern, theils, weil ihre Nerven gegen etwanigen Schaden nicht mehr so empfindlich, und den Scheu'rchen nicht so sehr unterworfen sind.

Man muß sich wirklich wundern, daß die Zahl der gesunden Erwachsenen noch so groß ist, da man doch den größten Theil der Kinder, vorzüglich gemeiner Leute, verfuttert und dickbäuchicht sieht. Von hundert Kindern welche sterben, sterben gewiß neunzig an Fehlern der Ernährung. Wenn man dieses alles be-

trachtet; so ist die Ursach der großen Sterblichkeit junger Kinder entschieden.

Mit der Bestimmung der aufgefundenen Ursach ist aber noch wenig geholfen, sondern man würde sich erst ein großes Verdienst erwerben, wenn man ein sicheres und ausführbares Mittel angeben könnte, wodurch einem solchen Hindernisse der Bevölkerung abzuhelfen wäre. Die Untersuchung dieses Gegenstandes würde von einem Politiker fruchtbringender seyn, als wenn ich sie unternähme; doch will ich einige Gedanken darüber nicht verbergen.

Das Hauptgeschäft und Pflicht des weiblichen Geschlechts, ist doch ohnstreitig die physische Erziehung der Kinder, wozu vorzüglich deren Ernährung gehört. — Ist sie daher nicht der würdigste Gegegenstand der Belehrung des weiblichen Geschlechts? Aber kein Frauenzimmer das in den ehelichen Stand trit, wird absichtlich zu diesen seinem wichtigsten Geschäfte unterrichtet, nur äußerst wenige, und von dem niedern Stande vielleicht gar Keine, unterrichten sich hierin aus lobenswürdiger Sorgfalt durch Bücher, sondern wenn sie in die Lage kommen, so verfahren die allermehresten theils nach eigenem Gutdünken, theils wie es andere, in Vorurtheilen und Aberglauben altgewordene Wartsfrauen sagen, und es fällt ihnen nicht ein, daß man in einem so gewöhnlichen alltäglichen Geschäfte, wie die physische Erziehung der Kinder ist, fehlen könne. — Gerade wird in dem Alltäglichen am öftersten gefehlt, und Schade, daß gerade hierin, die Fehler am nachtheiligsten sind. — Das weibliche Geschlecht sollte daher in seiner Hauptpflicht, durch guten Unterricht belehrt werden, oder sich zugleich durch die Allgemeinmachung eines, von der Landesregierung zu bestimmenden, kurzen und deutlichen Unterrichts von der physischen Erziehung, selbst unterrichten. Findet man einen solchen Unterricht der jungen Mädchen, etwa in ihrem letzten Schuljahre, für unausführlich, oder lächerlich, so könnte doch ein Gesetz höhern Orts soviel bewirken, daß keine Frau, Wärterin oder Ammie, das zum Muster angenommene Buch entbehren dürfe, daß ferner die Verheirathung eines Mädchens mit dem Besitz und der Kenntniß dieses Unterrichtes verbunden seyn müsse. Und sollte dann, wenn ein solcher faßlicher Unterricht eben so allgemein, als Gesangbuch und Catechismus ausgebreitet wären, nicht mehr Aufklärung in dieser Sache bewirken, und die aus Unwissenheit und Unachtsamkeit herrührende Mortalität der Kinder in den dreierſten Lebensjahren, vermindert werden?

Hameln im Febr. 1792.

G. C. Conradi, Dr.

Gegen-

Gegenbemerkung zu den im 3ten Stücke dieses Magazins von diesem Jahre befindlichen Bemerkungen: über die Fortpflanzung der Fruchtbäume durch Steckreiser ꝛc.

Der Verfasser dieses Aufsatzes sagt, daß er die Fortpflanzung edler Fruchtbäume, durch abgeschnittene Zweige oder Steckreiser, mehrere Jahre vergeblich versucht habe. Er habe nemlich, jährlich mehr als 100 Zweige, um die Bäume, von welchen er sie genommen, gepflanzt. Diese hätten zwar auszuschlagen angefangen, wären aber, wo nicht im ersten, doch im zweiten Jahre zusammen ausgegangen; er sey nun von der Unmöglichkeit dieser Fortpflanzung völlig überzeugt, und warne vor Versuchen dieser Art.

An und für sich, ist diese Fortpflanzung nicht unmöglich, sie ist es nur unter Umständen. Es giebt in hiesiger Gegend zwei Sorten Aepfelbäume, (die eine ist eine Sorte Sommer- die andere Winteräpfel) die auf diese Art in Menge gezogen sind, und daher auch Steckäpfel genannt werden. Man pflanzt die Zweige im späten Herbste oder im ersten Frühjahre 1 bis 1½ Fuß tief, und schon im dritten, manchmal auch wenn die gesteckten Reiser groß waren, im zweiten Jahre, sind, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, Früchte zu erndten. Doch werden diese Bäume, welches vielleicht seinen Grund in ihrer Natur hat, nicht sonderlich hoch, tragen indessen sehr reichlich. Einige in der Nachbarschaft haben davon ganze Hecken angelegt, welche, wenn sie unter der Scheere gehalten werden, zur Zeit der Blüte, besonders aber zur Zeit der Frucht, den schönsten und herrlichsten Anblick geben sollen. Von andern Aepfelbäumen, die auf diese Art gezogen worden sind, findet sich hier keiner, doch ist kein Zweifel, daß sie sich eben so wohl wie jene fortpflanzen lassen. Es ist hier eine brave Wirthin, die eine große Menge Fruchtbäume aus den Kernen zieht, die sie hernach selbst pfropft oder okulirt. Diese steckte schon mehrmalen, um ihre ausgesäeten Kerne Zweige von verschiedenen Aepfelbäumen, und die giengen eben sowohl wie ihre Steckäpfel an, und blieben nicht nur im ersten, sondern auch im zweiten Jahre im Wachsthum. Das dritte Jahr, riß sie dieselben, theils weil sie der gepfropften und okulirten genug hatte, theils weil sie befürchtete, daß sie klein wie die Steckäpfel bleiben mögten, aus, und fand sie, wie sie mich versichert, immer herrlich bewurzelt. Woran mag es denn nun aber wohl liegen, daß diese Versuche so glücklich, jene hingegen so unglücklich ausfielen? An dem Orte der Anpflanzung. Es wird hier immer ein feuchter, und dabei der Sonne nicht stark ausgesetzter Platz gewählt, so aber, war der, auf welchen der Verfasser seine Zweige steckte, ohne Zweifel nicht beschaffen.

sen. Wenn er auch Schatten hatte, so war er doch nicht feucht, denn sie wurden um die ohnfehlbar trocken stehenden Bäume, von denen sie genommen worden waren, gepflanzt. Natürlich, daß man sich, bei solchen Zweigen, die von Natur eben nicht sehr saftreich sind, nur auf einem solchen Boden, einen glücklichen Erfolg versprechen kann. Selbst das sonst so leicht fortkommende Ligustrum, läßt sich in einem trocknen Boden nur äußerst schwer fortpflanzen. Mehrere meiner Nachbaren haben davon die schönsten Hecken angelegt, und mir ist es, bei aller meiner angewandten Mühe nicht möglich gewesen, eine etwas hochliegende Laube davon zu ziehen. Immer hatten die gepflanzten Zweige das Schicksal jener Steckreiser des Verfassers. Sie giengen herrlich an, aber, wenn der Nachsommer kam, so starben sie dahin. Sollte jemand wünschen, Zweige von den mehr erwähnten, ganz sicher auf diese Art fortzupflanzenden Steckäpfeln zu erhalten, so werde ich gerne, und zwar, wenn es verlangt wird, in Menge damit dienen. Den Namen und den Ort, wird K. Ch. Intelligenzcomtoir anzeigen.

Von der Ostheimer Kirsche.

In dem vortrefflichen Aufsatze des Herrn R. im 15ten Stück des neuen hannoverischen Magazins v. d. J. Seite 237. ist den Gartenliebhabern, bereits eine kurze Nachricht von dieser empfehlungswürdigen Kirsche mitgetheilt. Ich setze hier darüber noch dasjenige in einem kurzen Auszuge her, was ein Herr Luthin über die Kultur und Nützlichkeit dieses Baums angemerkt, und dem K. Ch. Intelligenzcomtoir zur Bekanntmachung in diesem Magazin, zugeschickt hat. Wehrs.

***

Diese Kirsche ist vor etwa 16 Jahren allererst in Göttingen bekannt geworden. Sie gehört zu den angenehmsten und schönsten sauren Kirschen, wächst schnell, und trägt schon im zweiten, spätestens im dritten Jahre die schönsten Früchte, ohne daß es nöthig wäre die Stämme vorher zu pfropfen, zu okuliren, oder sonst zu veredeln. Man setzt den jungen Schößling aus den Wurzeln der ältern Stämme, wenn er ein Jahr alt ist, da er dann schon ziemliche Wurzeln hat, und zieht ihn nach Willkühr zur Figur, die jedem die zweckmäßigste ist. Man kann sie in Pyramiden, oder als Fächer ziehen, auch Hecken oder Lauben daraus machen. Wenn

man

man sie zieht, vorzüglich zu letzterm Behuf um Lauben oder Hecken daraus zu bilden, muß man sie anfänglich unterm Messer halten und gut anbinden, nachher beschneidet man sie mit der Gartenscheere wie jede andere Hecke oder Laube.

Will man Hecken davon ziehn, so setzt man die Pflänzlinge acht Fuß von einander, soll aber eine Laube davon gemacht werden, so richtet man sich nach deren Größe, und wäre diese etwa fünf bis sechs Fuß ins Quadrat, so setzt man an jeder Seite, drei oder vier Stämme.

Hoch und zu Stämmen von beträchtlicher Dicke, wächst diese Kirsche nicht. Ihr Stamm und dessen Zweige sind nicht dick von Holz, aber dennoch stark und daurend in der strengsten Kälte. Es hat sich dies besonders im strengen Winter vom Jahre 1788. auf 1789. gezeigt, in welchem weder Stamm noch Ast Schaden litt.

Sie kommt am besten fort, wenn man sie so pflanzt, daß sie die Nachmittagssonne hat, weil, wenn sie die Morgen- oder Mittagssonne bekommt, der Trieb im Frühjahr leicht zu stark wird, und dann die Nachtfröste auch dieser Kirsche schaden.

Man sichert sie durch das Pflanzen gegen Westen oder Südwest, auch gegen den Anfall der Sperlinge, die sich frühmorgens da versammeln, wo sie Sonne haben, und dann verzehren, was sie an dem Orte ihrer Zusammenkunft finden.

Uebrigens wird diese Kirsche von allen Vögeln nicht so sehr, wie andern Sorten nachgetrachtet. Es rührt dies nicht von dem weniger angenehmen Geschmack der Kirsche her, da weit saurere Kirschen von den Vögeln mit Begierde verzehrt werden; vielleicht aber dürfte der Grund darin liegen, daß, weil man diese Art Bäume stark unter der Scheere hält, und also nie sehr lange Zweige daran sind, die Vögel, wenn sie davon rauben, gar leicht gesehen werden, und desfalls lieber höhere Bäume mit längern Zweigen, unter welchen sie sich eher verbergen können, suchen.

Gewiß ist obiges keine geringe Empfehlung dieser Art Kirsche! Man hat Zierde und Nutzen von derselben, weit mehr, wie von einer jeden andern Sorte, weit sicherer, beides sich in jedem Jahre zu versprechen.

Noch muß bemerklich gemacht werden, daß unter dem Schatten und Laube dieser Kirsche, Graß und Blumen fürtrefflich fortwachsen. Man kann sie daher in allen Gestalten auf Blumenrabatten, oder in Graßgärten setzen. Setzt man sie auf Blumenrabatten, so muß man dann die untern Zweige auf zwei Fuß hoch von der Erde wegnehmen, alsdann kommt alles unter und neben derselben aufs beste auf.

Die

Die Bäume tragen von unten bis oben, ganz ungemein voll, und liefern den reichsten Ueberfluß.

Es wird diese Kirsche auch in Bosquets sehr brauchbar seyn, und ließe sich davon allein, ein noch nicht gesehenes Lustgebüsch anlegen, was ausser seiner Zierde, und außer dem darin zu findenden Schatten, auch so erfrischende und nutzbare Früchte darbietet.

Erprobtes Hausmittel wider Steinschmerzen. *)

Ein gewisser sehr wohlhabender Eigenthümer in unserm Lande Mecklenburg litte viele Jahre ganz unaussprechlich an Steinschmerzen. Wo nicht tausende, doch gewiß viele hunderte – wie er mir heilig versicherte – hatte er vergebens daran gewandt. Endlich – einige wenige Jahre vor seinem Ende braucht er ein Mittel, das ihn mit einmal völlig kurirt; und da mich einige Zeit nachher seine Witwe bat, aus Dankbarkeit gegen Gott, der ihren sel. Mann seine letzten Lebensjahre so ruhig u. frei von den peinlichsten Steinschmerzen habe zubringen lassen, dies Mittel einem Jeden an ihrer Stelle bekannt zu machen, dem damit gedient seyn mögte; wüßte ich keine schicklichere Gelegenheit, ihrer edlen Denkungsart Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, als – eine öffentliche Bekanntmachung; mit dem herzlichsten Wunsche, daß ein Jeder, der es braucht, auch die schleunigste und beste Hülfe davon verspüren möge! Wem ichs bisher angerathen habe, dem hat's Gottlob! wirklich geholfen, und es ist folgendes ganz geringe Mittel:

„Man sammlet im Herbst vom Hülsebusch, Ilex aquifolium Linn. (eine bekannte Art Gebüsche im Walde, so auch im Winter grüne glänzende Blätter, beinahe wie Eichenlaub und viele Stacheln daran hat, m. s. Hrn. Bekkers Mecklenb. Bäume u. Sträucher, Rostock 1791. 8. S. 58.) die rothen Beeren ab, dörrt sie auf dem Ofen oder Feuerheerde, stößt sie zu Pulver (so daß es wie hellgebrannter und gemahlner Kaffee aussieht) nimt davon, sobald man merkt, daß die Schmerzen ihre fatale Periode wieder antreten wollen, des Morgens einen guten Theelöffel voll in Thee ein, trinkt ein Paar Tassen Thee nach, und wiederholt das einige Morgen. Die Schmerzen werden sich gewiß bald gänzlich verlieren."

*) In der Monatsschrift von und für Mecklenburg vom Hrn. J. P. Friedrich, Pr. zu Cammin bekannt gemacht.

Hannoverisches Magazin.

33tes Stück.

Montag, den 23ten April 1792.

Aus einem Schreiben an den Herrn Prof. Kohlreif in Petersburg. a)

Nun komme ich auf den zweiten Satz in Ihrem Briefe, auf einen Punkt, der dem ganzen menschlichen Geschlechte wichtig ist, zu Ihren Versuchen mit ertrunkenen Körpern. Sie wollen, wie ich mit großem Vergnügen aus Ihrem letztern Briefe sehe, den zweiten Versuch Ihrer Abhandlung von der wahren Todesart der Ertrunkenen, und den hieraus gefolgerten schicklichen Rettungsmitteln für dergleichen Unglückliche heraus geben.

Ge-

a) Dieser Aufsatz ist vom Jahre 1780. und bezieht sich auf eine Abhandlung des Herrn Prof. Kohlreif in Petersburg, die er 1779. zu Lübeck bei Donatius unter folgendem Titel drucken ließ: Von der wahren Todesart der Ertrunkenen, und den hieraus gefolgerten schicklichsten Mitteln für dergleichen Unglückliche. Da auch unter andern Gelehrten mir diese Abhandlung vom Verfasser zugeeignet ist; so hatte ich um so mehrere Verbindlichkeit, seiner Aufforderung ein Genügen zu thun.*) Bevor ich jedoch mehrern als dem

*) Herr Prof. Kohlreif, mit dem ich, so wie mit meinem Freunde, dem Herrn Doktor Bening, während unserer Anwesenheit in Lübeck den genauesten Umgang unterhielt, ersuchte mich damals, diese seine so äußerst interessante Abhandlung, die ihm auch bald darauf den Ruf wie Professor der Physik, unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach St. Petersburg verschafte, nach eigenem Gutdünken bekannter zu machen. Ich machte einen umständlichen Auszug daraus, und ließ solchen im hannoverischen Magazin vom Jahre 1779. im 44. 45. und 46sten Stück abdrucken. Aus selbigem ist dieser Auszug in mehr denn 12 andern Zeitschriften aufgenommen, und auch ins englische und französische übersetzt. Herr Kohlreif hat mir den zweiten Theil seiner wichtigen Abhandlung gleichfalls für unser Magazin versprochen, an dessen Herausgabe den Herrn Verfasser überhäufte Amtsgeschäfte bislang verhindert haben. Durch verschiedene andere kleine wichtige Aufsätze, die mir Herr Kohlreif sowohl von Lübeck aus, als von St. Petersburg, von Zeit zu Zeit zuschickte, und die alle in dem hannoverischen Magazin abgedruckt sind, ist dieser gelehrte Mann unsern Lesern schon rühmlichst bekannt.

G. F. Wehrs.

Gewiß, es bleibt immer eine der wichtigsten Beschäftigungen für den Arzt und Naturforscher, diejenige Methode zu vervollkommen, wodurch diesen Unglücklichen das Leben wieder gegeben werden kann.

Denn

dem Verfasser jener Schrift meine Gedanken mittheilete, wollte ich Versuche nach meiner Art bei Ertrunkenen anstellen: doch habe ich dazu bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt. Vielleicht geschiehet dies von Andern, die den Ausgang ihrer Versuche mir mitzutheilen die Gefälligkeit haben wollen. Herrn Kohlreifs Ideen will ich, um solche dem Leser wieder in Erinnerung zu bringen, mit seinen eigenen Worten anführen. „Wie, sagt er, S. 28 und 29. wenn nun aber der Ertrunkene nicht bis so weit belebt wird, daß er aus selbst eigener Kraft den mehr gedachten Schaum hervor bringen kann; wie ist ihm so dann zu helfen? Kann man seiner wenigen Kraft nicht etwa thätig zu Hülfe kommen; oder ganz ohne des Patienten Hülfe den Schaum fortschaffen? Sollte nicht etwa ein Mittel ausfindig zu machen seyn, das diesen Schaum zersetzte und ihn wieder in dasjenige Wasser verwandelte, was anfänglich den Grundstoff zu demselben hergab? — Oder, wenn er dazu zu schleimig oder zu zähe, als daß je Hoffnung wäre, ihn wie Wasser herausfließend zu machen; ist denn nicht ein Mittel vorhanden, die Lunge in den Stand zu setzen, denselben zu absorbiren, das ist, in ihre einsaugende Poren hinein zu ziehen, und die Luftröhrenäste davon zu befreien? Könnten vielleicht Tabaksrauchklystiere, oder brennbare fixe Luft hiebei mit Nutzen angewendet werden? — Oder sollte nicht derselbe ohne alle thätige Hülfe des Körpers noch auf andere Art aus derselben herauszubringen seyn? — Könnte die Luftpumpe, oder eine gemeine gute Sprütze etwa hiebei nützliche Dienste leisten, wenn entweder eine krumme Röhre durch den Mund in die Luftröhre so tief als möglich, jedoch mit aller Vorsicht hinein gesteckt, und sodann ausgesogen würde? Oder, wenn daran zu zweifeln wäre, daß hiedurch der Endzweck erreicht würde, weil die gedachte Röhre nicht genau genug in die Luftröhre einpasset, so dächte ich, man zöge ein geringeres Uebel einem größern vor, entblößete die Luftröhre sorgfältig und schnitte sie sodann durch, um auf diese Art desto besser das gedachte Rohr darin allenthalben anschließend zu befestigen, und auf die bequemste Art dasselbe auszusaugen. Jedoch giebt es vielleicht noch viel bessere Mittel, welche uns die Bronchotomie verabscheuen lassen.

Könnte man den Lungen entweder mit den Händen oder mit geschickten Werkzeugen, zum Beispiel mit einer breiten flachen Zange gehörig beikommen, und dieselben zusammen drücken; so glaube ich gewiß, daß auf solche Art der gedachte Schaum, wo nicht ganz aus der Luftröhre und derselben Aesten heraus gepresset, doch ungemein darin vermindert werden könne. Unmöglich scheint mir diese Pressung eben nicht zu bewerkstelligen zu seyn", wozu er die Paracenthesis in Vorschlag bringt. Durch die Oefnung solle man Luft blasen, so daß dadurch die Lungen zusammengedrückt würden, und das schäumigte Wasser ausließen. Um den Druck niederwärts auf das Zwergfell zu verhüten, solle man Luft in den Mastdarm blasen, um das Gleichgewicht zu erhalten.

Denn aus Verkennung der wahren Todesart der Ertrunkenen, hat man nicht allemal die gehörigen Mittel angewendet, und auch unsere bis dahin bewährtesten Mittel sind nicht auf den rechten Grund und die Ursache des Uebels gebauet. Was auch einige dawider sagen mögen, so ist es doch jetzt eine ausgemachte Sache, daß die im Wasser Ertrunkenen ihr Leben durch das in die Lungenröhrchen und Lungenbläschen hineindringende und die ganze Substanz der Lungen ausdehnende Wasser einbüßen. Sie bauen Ihre Rettungsmethode auf diesen durch die Erfahrung erprobten Grundsatz, von dessen Wahrheit ich mich selbst durch vielfältige Versuche mit ins Wasser geworfenen Thieren überzeugt habe, bei welchen ich gleich nach dem Tode die Lungen ganz aufgedunsen befand, und das schäumichte Wasser wie aus einem Schwamm heraus drücken konnte. Die Respiration, so wie die Zirkulation des Bluts, wird dadurch gestöret oder gehemmt; jene, indem das Wasser den sonst für das Einathmen der Luft bestimmten Raum einnimt; und diese, indem das Blut aus der rechten Herzkammer durch die vom Drucke des Wassers beschwerten und verengerten Gefäße der Lungen, nicht mehr hindurch ströhmen kann, wovon die Blutadern des ganzen Körpers, besonders die des Gehirns anschwellen, das rechte Herz vom Blute strotzet, und das linke leer bleibt. Die Maschine geräth dadurch in Stockung und Stillestand, indem auch diejenigen Werkzeuge, die als Hülfsmittel zum Othemholen dienen, nemlich die Rippen sammt ihren und den Bauchmuskeln und dem Zwergfelle, so wie die Lunge selbst nicht stark genug mehr sind, das in dieselbe hineingedrungene und dem Blute seinen Weg abschneidende Wasser, als ein ungleich und über 800 mal schwereres Flüssige hinaus zu treiben.

Die Todesart der Ertrunkenen ist also mit der der Erwürgten und Erstickten völlig einerlei; indem bei diesen die eingeschlossene Luft das, was bei jenen das Wasser zuwege bringt. Freilich findet man nicht immer Wasser in den Lungen der Ertrunkenen; aber das ist eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, und Evers und Morgagni haben, so wie Sie, eine Erklärung hierüber gegeben.

Der Einwurf, daß das Wasser erst nach dem Tode wegen Erschlaffung der Glottis in die geöfnete Luftröhre von selbst hinein dringe, und es nicht durch die noch unter dem Wasser fortdaurenden natürlichen Bewegungen zum Othemhohlen hinein gezogen werde, solches wird durch den Schaum, der nicht anders als aus der gewaltsamen Vermischung der Luft und des Wassers in den Lungen entstehen kann, und durch vielfältige Versuche widerlegt, welche mit eben ersäuften Thieren darüber angestellet sind.

Dies also vorausgesetzt, müssen die Mittel, die man Ertrunkene zu

retten anwendet, von der Art seyn, daß sie auf die Ursache selbst wirken, und durch Wegnehmung derselben die stockende Maschine widerum in Gang bringen. Mit einem Worte, es müssen Mittel seyn, welche das schäumigte Wasser aus den Lungen heraus zu treiben, und den unterdrückten natürlichen Mechanismus wiederum herzustellen im Stande sind. Motum si resuscitare potes, redit vita, sagt van Swieten. Sie haben Ihre eigenen Ideen über die Wahl dieser Mittel angegeben, und ich wünsche, daß Ihre Methode mit einiger, wie mich dünkt, nothwendigen Abänderung, zum Vortheil der Unglücklichen möge angewendet werden. Da Sie als Naturforscher die Aerzte auffordern, die Methode Ertrunkene zu retten und die Art der Rettungsmittel genauer und bestimmter zu untersuchen; so will ich Ihnen meine Gedanken hierüber jetzt schriftlich mittheilen, die gleich bei der Ausgabe Ihres ersten Versuchs bei mir aufkamen, und worüber ich kurz darnach, als noch kein weites Meer unsre Freundschaft trennte, persönlich mit Ihnen zu sprechen die Ehre hatte. Hier haben Sie also meine freilich vorerst nur noch hypothetische Methode, die darauf abzielet, vermittelst des zu der Brusthöhle hinaufgetriebenen Zwergfells die Lungen in einen engern Raum zusammen zu ziehen, und durch dieses Zusammenziehen das schäumigte Wasser aus den Röhrchen und Bläschen derselben heraus zu pressen und demselben durch die Luftröhre einen Ausweg zu verschaffen.

Durch welche Mittel soll aber dieses bewürket, und das gewaltsame Hinauftreiben des Zwergfells zu der Brusthöhle befördert werden? Nicht anders ist dies als durch stark irritirende Mittel möglich zu machen. Zu dieser Klasse gehören unstreitig die Brechmittel, von denen es bekannt ist, daß sie, indem sie den Mund und die innere Haut des Magens reizen, diesen zum Zusammenziehen bewegen, wodurch zugleich vermöge der Verbindung der empfindbaren Theile die Bauchmuskeln krampfhaft zusammen gezogen, die Eingeweide erschüttert werden, und das Zwergfell plötzlich in die Höhe getrieben wird. Auf diese Weise erkläre ich mir auch größtentheils die Wirkung der Tabaksklystiere, und halte auch den durch die Luftröhre in die Lungen geblasenen Tabaksdampf für ein nicht zu verwerfendes Mittel, das man gleich Anfangs nicht außer Acht lassen sollte. Dieser scharfe Dampf wirkt vielleicht mehr, wenn man ihn durch den Schlund zum Magen hinab triebe. Durch lange anhaltendes Einblasen der Luft in den Mastdarm vermittelst eines kleinen Blasebalgs, hat man ein für todt gehaltenes Kind gerettet, welches über eine Stunde im Wasser gelegen hatte. Augenzeugen haben mich dieses versichert, und daß es auf den Rath eines scharfsinnigen Arztes geschehen sey. Der geheime Rath

Hof-

Hoffmann schlägt in der Geschichte einer Brustkrankheit b) bei Gelegenheit das abwechselnde Zusammenziehen eines langen Einmal um den Unterleib gewundenen Tuchs vor, um das natürliche Othemholen dadurch herzustellen. Ohne Zweifel hatte in jenem Falle die viele eingeblasene Luft das Zwergfell aufwärts gegen die Lungen gedrückt, welches ohngeachtet der Valuula coli geschehen könnte: so wie bei dem Vorschlage des Herrn Geheimen Raths, es weniger auf die Nachahmung des natürlichen Othemhohlens, als auf genugsame Zusammenziehungen des Unterleibes ankömmt, wodurch auf die Lungen ein hinreichend starker Druck bewirkt wird.

Um jedoch wieder auf die Brechmittel zurück zu kommen, die nach meiner Idee durch ihren gewaltigen Reiz die ohnmächtige Maschine besser als die gewöhnlichen wiederum in Gang zu bringen, und von neuem zu beleben im

b) Geschichte einer mit seltenen Zufällen verknüpften Brustkrankheit nebst der mißlungenen Operation und demjenigen, was sich nach dem Tode bei der Oefnung gefunden hat. Frankf. und Leipz. 1778. S. 118 und 119. heisset es: „Sie wissen, wie viele Mühe man sich bisher gegeben hat, den Ertrunkenen und Erstickten das Leben wieder zu schenken, und wie viele Vorschläge man in dieser Absicht gethan hat. Ich will Ihnen von einem erzählen, auf welchen mein voriger Brief mich brachte. Um das natürliche Othemhohlen, dachte ich, wieder herzustellen, mag es wohl sehr vortheilhaft seyn, selbiges durch die Kunst wieder hervor zu bringen und zu erzeugen. Um dieses zu bewirken, hatte ich folgenden Einfall: wenn man, dachte ich, ein langes Tuch, welches man sogleich aus einem Betttuch machen kann, dem Ertrunkenen einmal um den Leib bringet, und dieses wechselsweise zusamenzieht; so werden die Eingeweide des Bauchs wechselsweise zusammen gedrückt, und drücken also das Zwergfell wechselsweise gegen die Höhlung der Brust. Auf diese Weise muß nun die Höhlung der Brust wechselsweise vergrößert und auch verkleinert, und also die Luft wechselsweise in die Lunge hinein bewegt und heraus getrieben werden. Man begreift gar leicht ohne meine Erinnerung, wie ein Mann durch einen äußern Druck der Rippen, dieser wechselsweisen Erweiterung und Verengerung der Brust zu Hülfe kommen, und das künstliche Othemhohlen noch mehr befördern kann. Ich wünsche sehr, beschließet er bei einer Gelegenheit zu versuchen, was dieser Kunstgriff zur Erweckung der Erstickten und Ertrunkenen beitragen könne." Ich zweifele, ob dieser Handgriff bei Ertrunkenen alsdenn gelingen werde, wenn die Lungenbläschen von Schaum angefüllet sind. Es kömmt hier nicht darauf an, das Othemholen durch wechselsweise Zusammenziehungen des Unterleibes nachzuahmen, sondern vermittelst derselben, die dann schon stark seyn müssen, den feste sitzenden Schaum aus den Lungen gleichsam heraus zu pressen. Denn wie kann da Luft hinkommen, wo schon der Platz durch schäumigtes Wasser einmal eingenommen und verschlossen ist? Bei wenigem und nicht sonderlich fest sitzendem Schaume, mag also dieser Handgriff Statt finden können, und ist leichtlich anzuwenden.

im Stande sind; so ist bis dahin der weisse Vitriol wegen seiner salinisch-kupfrichen Theile, als das stärkste darunter bekannt. Boerhaave schlägt denselben auch da vor, wo eine schnelle Hülfe, als bei einbekommenem Gifte, bei Schlag- und Steckflüssen, nöthig ist. Von diesem Mittel würde ich eine verhältnißmäßige reichliche Dosis in warmem Wasser auflösen, und diese Auflösung vermittelst einer schicklichen Sprütze, die wohl am besten aus elastischem Gummi verfertiget würde, durch den Schlund an den Magenmund zu bringen suchen. Denn, wenn die Injektion auch nur bis so weit, und nicht in den Magen selbst hineinkäme; so würde sie dennoch, vorausgesetzt, daß nur noch einige Reizbarkeit oder Lebenskraft im Körper übrig sey, ihre Wirkung thun, und Husten und Brechen erregen. Es käme auf Versuche an, was von einer behutsamen Injektion volatilischer Geister, als des flüchtigen Salmiakgeistes zu erwarten wäre. In außerordentlichen Fällen, und wo sonst alles verlohren ist, darf auch mit einem ausserordentlichen Mittel das Leben wieder erkauft werden. Die etwanigen von Vitriol zurückbleibende Nachtheile, die in heftigem Purgiren, Brechen, Convulsionen, bestehen, lassen sich durch schickliche und bekannte Mittel wiederum aufheben, als worunter die involventia, und bei zu grosser Bewegung der Natur, die spanischen Fliegenpflaster gehören, welche man über den ganzen Unterleib legt, und die nach zuverläßigen Erfahrungen als das beste Mittel wider dieses Drastikum befunden worden sind. Die gewöhnlichen Brechmittel würden hier nicht reizend genug, und unkräftig seyn.

Von jenem in Vorschlag gebrachten Mittel erwarte ich, wenn nicht der Körper schon wirklich todt ist, (wie man dies denn aus den ziemlich gewissen und fast untrüglichen Zeichen, die Sie angegeben haben, schließen kann, ob er es wirklich sey, oder nur also scheine) einen Reiz, ein Erbrechen, von diesem Erbrechen eine Verengerung des Brustraums, von dieser Verengerung ein Zusammenpressen der Lungen, von diesem Zusammenpressen ein Fortstossen und Heraustreiben des schäumigten Wassers aus den Lungenbläschen, und endlich von solcher Hebung der wahren Ursache, der Unthätigkeit und Ohnmacht des Körpers, Leben und Gesundheit. Auf ähnliche, ja auf gleiche Weise, wirken die Brechmittel beim Steckflusse, beim Keichhusten der Kinder, bei der bösartigen Bräune, bei den Pocken und andern Krankheiten, wo die Lungen statt des Wassers mit einem noch zähern und festern Schleime voll gepfropft sind, und wo man durch sie die Kranken aus der augenscheinlichsten Gefahr, worin sie sich wegen des vielen in den Lungen angehäuften und eine plötzliche Erstikkung drohenden und ein Todesröcheln verursachenden Schleims befanden, heraus gerissen, und wieder zur Gesund-

ſundheit verholfen hat; indem durch die Wegräumung der ſchleimigten Maſſen nicht bloß aus dem Magen, ſondern auch aus der Bruſt, die beklommene Reſpiration, ſo wie die gehinderte Cirkulation wiederum frei und natürlich wurde.

Neuhaus, in der Reichsgrafſch. Beutheim.

Ich ſchließe dieſen Brief mit der Bitte, dieſes Verfahren, wozu mich eine oftmalige Betrachtung der wahren Todesart der Ertrunkenen geführet hat, Ihrem weitern Nachdenken und reiflichern Erwägung empfohlen ſeyn zu laſſen, und verharre mit unveränderlicher Hochachtung ꝛc.

B. F. Bening, M. D.

Etwas über den Spelzbau.

Daß bei verſchiedenen großen Landwirthſchaften, und ſeit kurzem auch im Amte Lauenſtein Spelz gebauet worden, war mir zwar bekannt, weil aber damit immer ſehr ſparſam zu Werke gegangen wurde, ſo vermuthete ich, daß deſſen Bau entweder wenig nutzbar ſey, oder andere Unbequemlichkeiten im Wege ſtehen müſten.

Da ich indeſſen voriges Jahr damit einen Verſuch gemacht, der ſo vortheilhaft ausgefallen iſt, daß derſelbe den Ertrag des Winterweizens, wie unten gezeigt werden wird, weit überſteigt; ſo erachte ich es für Pflicht dem Landmann hievon Nachricht zu geben, und demſelben den Spelzbau zu empfehlen.

Die Zubereitung des Landes geſchiehet auf die Art wie zu allem Winterkorn, er wird auch zu eben der Zeit und zwar auf jeden Morgen zu 120 Ruthen 4 Ht. geſäet.

Im Herbſt 1790. beſtand meine Ausſaat in 1½ Ht. womit 42. □ Ruthen mittelmäſſigen Bodens 2ter Gaile, beſtellet wurden. Hieraus habe ich 21 Ht. guten und 1 Ht. Hinterſpelz erhalten.

Nun war meine Hauptbeſorgnis, ob ſich jeder Müller mit dem Aushülſen zu behelfen wiſſen werde, allein dieſe vermeinte Schwierigkeit beſtand, ſo wie es bei mehreren ökonomiſchen Verſuchen der Fall iſt, nur in der Einbildung, denn der hieſige herrſchaftliche Müller, ohnerachtet ihm die Procedur bis daher unbekannt war, hülſete in ¾ Stunden 3 Ht. ab, und machte ihn, nachdem ſolcher durch ein dazu paßliches Handſieb geſichtet, der Hülſen entlediget und darauf mit einer Molle ausgeſchwenkt war, zum Mahlen geſchickt.

Von dieſen 3 Ht. blieben nun 1½ Ht. reiner Spelz, die netto 62 Pfund wogen. Hätte ich einen Morgen

ge-

gesäet, so würde ich 10 Mltr., mithin 5 Mltr. oder 1240 Pfund reinen Spelz erhalten haben. Rechnet man dagegen den Ertrag eines Morgen Weitzens, der in hiesiger Gegend auf dem besten Boden selten über 12 Ht. beträgt, und wovon der Himte 48 Pfund wiegt, so würden daraus 566 Pfunde, mithin gegen den Spelz nicht einmal die Hälfte erfolgt seyn.

Außer diesem beträchtlichen Ueberschuß, sind mit dem Spelzbau noch andere kleine Vortheile verknüpft, denn das Mehl ist ungleich besser als Weitzenmehl, der Spelz im Felde oder in der Hülse wird von keinem Vogel gefressen, mithin kann er nahe vor den Dörfern, wo sowohl Weitzen als andere Früchte, besonders von Sperlingen so beträchtlichen Schaden leiden, gesäet werden, ferner lässet er sich außerordentlich leicht abdröschen, und endlich ist die Hülse für das Vieh ein so angenehmes Futter, daß die Kuh solche einzeln von der Erde aufleckt.

Eine Hauptvorsicht bei dem Spelzbau ist jedoch die: denselben recht reif und folglich auf dem Halm hart, auch in Stiegen oder Haufen recht trocken werden, und so einscheuren zu lassen, denn im entgegen gesetzten Fall kann das Abhülsen auf der Mühle nicht gehörig geschehen.

Uebrigens würde der in der That außerordentliche Vortheil des Spelzbaues noch dadurch erweitert werden, wann derselbe auch nach Rocken statt Gerste gesäet würde.

Erhält man auch nur acht Malter von einem Morgen, so sind diese doch immer besser als 8 Malter Gerste, und der größeste Theil der Landleute hat immer hie oder da, auch wo geschlossene Felder sind, einen Camp oder an den Seiten eine Feldfuhr, ein Stück Land, welches der Hud und Weide unbeschadet, dazu genutzet werden kann.

Polle. J. H. Otto, Hausvoigt.

Anfrage.

In dem Hamburger Correspondenten, ist verschiedentlich ein sogenanntes Düngesalz à Pf. zu 8 Rthlr. ausgeboten.

Sollte jemand damit bereits eine Probe gemacht und es nützlich gefunden haben, so wünscht man in diesen Blättern eine Nachricht, besonders auch darüber zu lesen, ob auf neu ausgebrochenem Heidlande einiger Vortheil davon zu erwarten stehe?

Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Freitag, den 27ten April 1792.

Verzeichniß der Lektionen, die auf dem Königlichen Pädagogio zu Ilfeld von Ostern bis Michaelis 1792. gehalten werden sollen.

Das Pädagogium hat im verflossenen halben Jahre keine Veränderung der Art erfahren, daß eine öffentliche Anzeige davon nothwendig wäre.

Wir könnten also, ohne weitere Vorrede, sogleich zur Bekanntmachung der für das bevorstehende halbe Jahr bestimmten Lektionen schreiten, wenn nicht die seit einiger Zeit beträchtlich vermehrte Concurrenz zur Aufnahme in's Pädagogium es uns zur Pflicht machte, Aeltern und Vormündern für die Zukunft einige Nachricht mitzutheilen.

Obschon die Zahl aufzunehmender Scholaren durch Verordnungen so genau bestimmt nicht ist, daß selbige nie überschritten werden dürfte, und die Königliche und Churfürstliche hohe Landesregierung jedem studirenden Jünglinge, der die für die hiesigen Einrichtungen erforderlichen Eigenschaften und Vorkenntnisse hat, die Wohlthat der Aufnahme zu ertheilen Sich immer geneigt finden läßt; so wird doch die Zahl der Zöglinge, denen diese Wohlthat zu Theil werden kann, durch den vorhandenen Raum von selbst eingeschränkt und bestimmt. Gegenwärtig sind alle Wohnzimmer besetzt, und da mehr neue Untergebene angemeldet worden sind, als diesmal von hier zur Akademie abgehen werden; so sind wir daher genöthigt gewesen, bei einigen Subjekten, deren Aufnahme übrigens kein Bedenken gehabt haben würde, wegen Mangels am Raume Schwierigkeiten zu machen, und dadurch Aeltern, die zur Uebersendung ihrer Söhne bereits alles veranstaltet hatten, in einige Verlegenheit zu setzen.

Hierdurch veranlaßt, ersuchen wir diejenigen Aeltern und Vormünder, die ihre Söhne oder Mündel der hiesigen Anstalt anzuvertrauen gesonnen sind, die Anzeige davon, wo möglich ein halbes Jahr, oder spätstens drei Monate vor der Zeit der gewünschten Aufnahme, an den Rektor des Pädagogii gelangen zu lassen, da dies auch

den Vortheil noch haben wird, daß ihnen über Alles, was sie im voraus annoch zu wissen verlangen, zeitige und hinlängliche Nachricht gegeben werden kann.

Wir wissen übrigens das Vertrauen, mit dem das Publikum die hiesige Erziehungsanstalt und uns beehrt, vollkommen zu schätzen, und finden darin Verpflichtung und Ermunterung für uns, durch treue Unterweisung und Ausbildung der uns anvertrauten Zöglinge selbiges immer mehr zu verdienen.

Mit diesen Gesinnungen werden wir auch mit vereinigten Kräften, unter Erbittung des göttlichen Segens, den Arbeiten uns widmen, zu welchen wir durch folgende Anzeige der Lektionen des bevorstehenden halben Jahres uns anheischig machen.

Der Rektor Pätz besorgt den Religionsunterricht, an welchem sämmtliche Scholaren Antheil nehmen: Montags und Donnerstags von 8 — 9. Es wird dabei Grießbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik zum Grunde gelegt, und durch beständige Anwendung der erklärten und bewiesenen Glaubenslehren auf Leben und Wandel, zugleich aus der Sittenlehre das Nothwendigste beigebracht.

Die Unterweisung der obern Classe der Untergebenen in der Logik, geschieht nach dem Federschen Lehrbuche, das jetzt wieder von neuem angefangen werden wird: am Dienstage und Freitage von 8 — 9.

Statt der geendigten encyklopädischen Lektion wird er, nach dem im Studienplane festgesetztem Wechsel die griechische Litteratur vortragen, und die Zuhörer insonderheit mit der Folge der classischen Schriftsteller in der griechischen Sprache bekannt machen: Dienstags und Freitags von 2 — 3. Zur Vorzeigung und nähern Bekanntmachung der Ausgaben der Classiker und andrer dahin gehörigen Bücher, wird er die Zusammenkünfte im Bibliothekszimmer vernehmlich nutzen.

In der lateinischen Sprache unterrichtet er alle drei Classen der Untergebenen in mehrern Lektionen, die durchgehends statarisch sind, und auf die Angewöhnung der Zuhörer zur eignen Interpretation und regelmäßigen Lektüre abzwecken. In dieser Absicht wird

die untere oder Vorbereitungsclasse in einer Fundamentallektion mit den wahren Grundsätzen der Sprache bekannt gemacht: Dienstags von 3 — 4, und Donnerstags von 9 — 10, deren nähere Anwendung sowohl in dieser Lektion selbst in kleinen Schreibeübungen, als in einer andern zum Lesen eines leichten Buches, diesesmal der Lustspiele des Terenz, bestimmten, Dienstags und Freitags von 5 — 6, durch sorgfältige und genaue Erklärung und Uebersetzung gezeigt wird.

Mit der mittlern Classe wird er Cicero's Briefe an Verschiedene, nach einer in Rücksicht auf die Zeitfolge,

folge, in der sie geschrieben sind, und ihren innern Werth gemachten Auswahl lesen: Montags von 9 — 10, und Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 — 11; und damit am Montage und Donnerstage von 3 — 4. lateinische Schreibeübungen, wie gewöhnlich, verbinden.

Der obern Classe erklärt er Lucan's Pharsalia, gleichfalls im Auszuge, und bei der Erklärung, die überhaupt immer zur Unterredung Gelegenheit giebt, nimt er Veranlassung, die Untergebenen im Lateinsprechen zu üben: Montags und Donnerstags von 4 — 5, und Sonnabends von 8 — 9.

Zur Erklärung des Textes der Institutionen bestimmt er für künftige Juristen ferner eine Privatlektion von zwei Stunden wöchentlich, in der gleichfalls Uebungen im Lateinsprechen angestellt werden; so wie er in einigen andern ausserordentlichen Privatstunden, theils durch Erklärung solcher Schriftsteller, die in den öffentlichen Lektionen nicht vorkommen, theils durch Anleitung und Uebung im Styl, in der lateinischen Sprache Unterricht giebt.

Der Conrektor Leopold setzt den Unterricht in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache fort. Zur Uebung in der grammatischen Analyse lieset er das Buch der Richter: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Mit der selekten griechischen Classe fährt er in der Lektüre der Iliade des Homer vom achtzehnten Gesange fort: Montags und Donnerstags von 3 — 4.

Der ersten griechischen prosaischen Classe erklärt er die in der Schützischen Chrestomathie befindlichen Auszüge aus dem Polybius und Herodotus: am Dienstage und Freitage von 4 — 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Mit der obern lateinischen Ordnung lieset er ferner die Geschichte des Tacitus vom dritten Buche an: Montags von 9 — 10, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 — 11.

Die Vorbereitungsclasse übt er Mittwochs von 8 — 9, in der lateinischen Prosodie.

Der ersten deutschen Classe trägt er am Freitage von 3 — 4, die Grundsätze des deutschen Styls vor, und am Montage von 10 — 11 übt er sie in Verfertigung allerhand Arten von Aufsätzen.

Statt der alten Geographie, die er im verwichenen Winter gelehrt hat, trägt er die römischen Alterthümer nach den Oberlinischen Tabellen vor: Dienstags und Freitags von 10 bis 11.

In der Nachmittagsstunde von 4 — 5 Mittwochs und am Sonnabende erklärt er Kleists Frühling, und nachher die vorzüglichsten Ramlerschen Oden, wobei

er die Zuhörer auf Plan, Erfindung und einzelne Schönheiten der Gedichte aufmerksam zu machen suchen wird.

Der Subkonrektor **Brohm** wird nach dem Schröckhschen Lehrbuche die **allgemeine Weltgeschichte** von neuem zu erzählen anfangen: **Dienstags** von 3 — 4, **Mittwochs** von 8 — 9, und **Donnerstags** von 9 bis 10.

Mit der mittlern lateinischen Classe wird er **Ovid's Metamorphosen im Auszuge** lesen: **Montags und Donnerstags** von 4 — 5; **Dienstags und Freitags** von 5 — 6.

Für die lateinische Vorbereitungsclasse bestimmt er die **Geschichte des Justinus**; **Montags und Donnerstags** von 5 — 6 und **Freitags** von 8 — 9. In der **Sonnabends**stunde von 8 — 9 wird ein deutscher zu der Absicht abgefaßter und für den lateinischen Ausdruck eingerichteter Aufsatz diktirt, den die Schoolaren auf ihren Stuben ins lateinische übersetzen. Die Uebersetzung verbessert der Lehrer außer der Stunde, und giebt sie in der nächsten Lektion mit der Anzeige von den Gründen der Verbesserung zurück.

Die zweite griechische prosaische Classe lieset unter seiner Anleitung **Aelian's vermischte Erzählungen**: **Dienstags** und **Freitags** von 4 — 5: **Mittwochs** und **Sonnabends** von 9 — 10.

Die **Anfänger in der griechischen Sprache** werden mit den grammatischen Elementen vorzüglich bekannt gemacht. Zum Lesen wird die Heinsiusmannische Sammlung kleiner Aufsätze gebraucht: **Montags** von 2 — 3, **Dienstags** und **Freitags** von 9 — 10.

In der **englischen Sprache** giebt er Privatunterricht, wobei die zu lesenden Schriftsteller nach den Fähigkeiten und Kenntnissen der Zuhörer bestimmt werden. Auch werden Uebungen im Schreiben und Sprechen dabei angestellt.

Der Collaborator **Görges** wird mit der lateinischen Vorbereitungsclasse das **Leben Alexanders** vom **Curtius** zu lesen fortfahren, und nach Endigung desselben die **Lebensbeschreibungen des Nepos** anfangen, und mit Beifügung der nöthigen Geschichterläuterungen erklären: **Montags** von 9 — 10, und 3 — 4; **Donnerstags** von 10 — 11, und 3 — 4, und **Mittwochs** und **Sonnabends** von 10 — 11.

Der mittlern Classe erklärt er **die erste Decade des Livius** in vier Stunden wöchentlich: **Montags** und **Donnerstags** von 5 — 6, **Dienstags** und **Freitags** von 8 — 9. Am **Sonnabende** von 8 — 9, giebt er derselben deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins lateinische, verbessert nachher dieselben schriftlich, und beurtheilt sie in der folgenden Stunde öffentlich.

Für die **oberste lateinische Ordnung** wird er die Erklärung von **Cicero's Dialogen über den Red-**

ner

ner fortsetzen: Montags von 10: 11, und Dienstags und Freitags von 5 — 6. Am Freitage wird er die Stunde von 3 — 4. ferner dazu anwenden, die eignen lateinischen Ausarbeitungen, welche die Mitglieder dieser Ordnung über Gegenstände verschiedener Art verfertigen, öffentlich zu recensiren, und Uebung im Lateinsprechen damit zu verbinden.

Denjenigen, welche die italiänische Sprache zu erlernen wünschen, wird er in besondern Stunden Unterricht in derselben ertheilen.

Der Collaborator Grotefend besorgt den Unterricht in der neuern Geographie nach Fabri's Lehrbuche, ist bis zum Königreiche Polen gekommen, und wird nun die darauf folgenden Länder durchgehen: Dienstags und Freitags von 9 — 10.

Am Montage von 10 — 11, hält er eine Zeitungsstunde, in welcher alle in den Zeitungen vorkommende den Untergebnen unbekannte Ausdrücke erklärt, und zugleich die Einrichtungen der Länder, detaillirte Beschreibungen solcher Oerter, die sich durch merkwürdige Begebenheiten auszeichnen, historische Notizen, die auf die gegenwärtigen Zeiten und Begebenheiten Bezug haben, auch andere ins gemeine Leben einschlagende Kenntnisse mitgetheilt werden.

Der unsern deutschen Classe trägt er nach Adelungs Auszuge der deutschen Sprachlehre, die Grundsätze der Sprache vor, und wird diesen Unterricht jetzt von neuem anfangen: Freitags von 3 — 4. Am Dienstage von 8 — 9, werden Aufgaben zu kleinen Ausarbeitungen gegeben, die genau durchgesehen, verbessert und öffentlich beurtheilt werden.

Der Collaborator Hering wird nach dem Büschingschen Entwurfe die Naturgeschichte vortragen, und vornemlich mit dem Mineralreiche sich beschäftigen: Dienstags und Freitags von 9 — 10.

Die reine Mathematik, im bevorstehenden Sommer vornemlich die Geometrie, lehrt er nach dem Kästnerschen Lehrbuche, Mittwochs und Sonnabends von 9 — 10.

Auch besorgt er die Unterweisung und Uebung der ersten arithmetischen Classe im praktischen Rechnen. Einen Theil dieser Classe beschäftigt er auf solche Weise Dienstags und Freitags von 4 — 5; den andern aber, der diesen Stunden wegen der damit verbundnen griechischen Lektionen nicht beiwohnen kann, am Montage und Donnerstage von 2 — 3.

Die Algebra, praktische Feldmeßkunst, bürgerl. oder Kriegsbaukunst lehrt er auf Verlangen in Privatstunden.

Die bisher genannten Lehrer und Collaboratoren werden auch abwechselnd die wöchentlichen Zusammenkünfte mit den Scholaren im Bibliothekzimmer Mittwochs von 1 — 3. ferner halten, und auch die eingeführ-

führten Lese- und Deklamirübungen, wie gewöhnlich veranstalten.

Der Lektor der französischen Sprache, Thieret, wird in Ansehung der zu lesenden Bücher diesmal keine Aenderung machen.

Die erste Ordnung fährt also im Boileau fort, Mittwochs von 11 — 12. und am Sonnabende in eben der Stunde werden von den Scholaren verfertigte Ausarbeitungen abgelesen, beurtheilt und verbessert.

Die zweite Classe lieset die Fabeln von la Fontaine am Dienstage von 11 — 12, und übersetzt am Freitage in der nemlichen Stunde deutsche Aufgaben ins Französische, die der Lehrer schriftlich verbessert.

In den Lektionen dieser beiden obern Classen wird mehrentheils französisch gesprochen.

Die dritte Ordnung behält den Belisaire von Marmontel, und hat dabei die nöthige Uebung im Schreiben: Montags und Donnerstags von 11 — 12.

Mit der vierten Classe wird der Telemaque gelesen, am Montage und Donnerstage von 6 — 7. und die fünfte übt sich im Lesen, und wird mit der Grammatik bekannt gemacht, wobei zugleich leichte Briefe aus Coloms Sammlung gelesen und erklärt werden: Dienstags und Freitags von 6 — 7.

Der Cantor Liebau unterweiset und übt die zweite arithmetische Classe im praktischen Rechnen: Dienstags und Freitags von 4–5. imgleichen diejenigen Scholaren, die es noch bedürfen, in der Calligraphie, am Montage und Donnerstage von 4 — 5. und an eben diesen Tagen gleich nach Tische in der Vokalmusik.

Im Zeichnen giebt der Zeichenmeister Wiegleb Unterricht.

In der Musik geben drei Lehrer Unterweisung: der Cantor Liebau auf der Davidsharfe; der Organist Zimmermann auf dem Klaviere, und der Musikus Meyer auf der Geige und Flöte. Der letztere unterrichtet auch im Tanzen.

Am Dienstage und Freitage nach Tische, halten die eben genannten drei Musiklehrer Collegium Musicum, um ihre Scholaren im Zusammenspielen zu üben, woran auch andere Liebhaber der Musik Antheil nehmen.

Ueber

Ueber den Milchzucker.

Von Herrn Jahrig in Petersburg *).

Auf meinen auf Befehl der Petersburger Akademie unternommenen Reisen zu den mongolischen Völkern an den Grenzen des Gouvernements Irkuzk, jenseits des Sees Baikal, längs dem Fluß Selenga, sahe ich, wie diese Völker auf eine höchst einfache Art ihre Milch in großen Quantitäten, während ihrer langen Winter aufbewahrten. Sie lassen die Milch in eisernen Geschirren, oder Kesseln, die ihnen auch zugleich zu anderem Gebrauch im Haushalt dienen, gefrieren; wenn sie zu einem Eisklumpen gefroren ist, wird das Geschirr mäßig erwärmt, und die Milch alsdenn mit einem hölzernen Spadel herausgenommen. Man verrichtet diese Operation beim ersten Frost, denn alsdenn hat man daselbst die Milch im größten Ueberfluß. Die Milcheisklumpen bekommen daher die innere Form der Geschirre, worin sie gefroren sind, und bleiben den ganzen Winter über gut. Am mehrsten wurde meine Aufmerksamkeit durch das Mehl, oder weißen Puder gereizt, womit ich diese Eisklumpen überall bedeckt fand.

Auch ich bemerkte in meiner kleinen Haushaltung, welche ich mich, nach Art dieser nomadischen Völker, zu halten genöthigt sahe, dergleichen Puder auf meiner gefrornen Milch. Meine Hirtenknaben trugen oft diesen Puder auf flachen Tellern umher, assen ihn, und versüßten ihr Essen damit.

Um die Sache näher zu untersuchen, ließ ich mir einen Vorrath solcher Eisklumpen aus einer an der Erde belegenen Kammer meines hölzernen Hauses in ein oben im Hause befindliches Gemach tragen, wo sie unmittelbar von der trockenen und kalten Luft bestrichen werden konnten, und sie perpendikulair hinstellen, so, daß die Luft überall auf sie würken konnte. Ich untersuchte sie oft, und fand, daß diese Art des Aufstellens das Zukkermehl auf ihnen vermehrte, denn alle Woche konnte ich solches wenigstens zwei Finger dick davon abschaben. Ich schüttete das Mehl auf flache Teller, damit die noch etwa darin zurück gebliebene Feuchtigkeit völlig ausfrieren konnte, und es zum längern Aufbewahren tauglicher würde.

Das Mehl schmeckt eben so süß, wie Zucker, und schüttet man ein wenig davon in heißes Wasser, und rührt es mit einem Quirl tüchtig um, so hat man zu jeder Zeit und an jedem Orte, eine äußerst wohlschmeckende gute

*) Esprit des Journaux, Mars 1792. p. 350. seq.

gute und gesunde Milch. Auf langen Reisen zu Wasser und zu Lande, kann dieser Milchzucker vom größten Nutzen seyn. Die Zubereitung desselben ist äußerst leicht, und wird gewiß jedem gelingen. Nur dürfte der Zucker nicht eben so leicht in jedem Lande verfertigt werden können. Das Land, wo ich ihn zuerst kennen lernte, ist ein sehr erhabener Theil vom nördlichen Asien; Land der Alpen, woselbst die Flüsse des Jahrs wenigstens 6 Monate lang mit Eis bedeckt sind, ob es gleich unter dem 50sten Grade der nördlichen Breite liegt. Die Luft ist hier beinahe das ganze Jahr hindurch äußerst trocken und durchdringend. Die trockenen Winde, so wie Schnee und Regen, kommen selten von der östlichen, fast immer aber von der nördlichen Seite, und gemeiniglich ist ein sanfter Südwind, der einige Zeit vorher zu wehen pflegt, ihr Vorbote. Die hier den ganzen Winter über herrschende trockene und heitere Luft vermehrt die Ausdünstung aller Feuchtigkeiten, welche diese Milcheisklumpen in sich enthalten, und läßt nur die Hauptbestandtheile der Milch, in Gestalt des Puders, auf ihnen zurück.

Um sich in kurzer Zeit eine große Menge von oft besagtem Milchzucker zu verschaffen, muß man nie aufgekochte, sondern allemal ungekochte und unabgerahmte Milch dazu nehmen. Von aufgekochter oder abgerahmter Milch, erhält man wenig oder fast gar keinen Zucker. Auch darf man die Milch nicht gleich, nachdem sie gemolken worden, und noch warm ist, dem Frost aussetzen, sondern sie muß erst nach und nach erkalten. Beobachtet man diese Vorsichtigkeit nicht, so ziehen sich alle fettigen und käsigten Theile in der Mitte des Eisklumpen zusammen, die wässerigten Theile aber sondern sich davon ab, bilden den äußern Umfang des Klumpen, und es zeigt sich kein Puderzucker darauf.

Damit sich die fetten und süßen Milchtheile überall gehörig in der Milch ausbreiten und vertheilen konnten, ließ ich die frisch gemolkene Milch allmählig erkalten, und sie alsdenn erst in weite nicht zu tiefe Gefäße zum Gefrieren schütten.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Montag, den 30ten April 1792.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1792.

Im Januar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	6.	5.	6.	6.	6.	0.	1.	1.
Mittage.	5.	7.	6.	5.	7.	0.	1.	0.
Abende.	9.	3.	7.	4.	5.	0.	3.	0.
Mitternächte.	9.	4.	8.	1.	6.	0.	3.	0.
Ganze Tage.	7¼.	4¾.	6¾.	4.	6.	0.	2.	¼.

2 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 29, 8 / Mittags im Schatten 33, 6 } Gr. Fahrnh.
größte d. 31ten 48 Grad.
kleinste d. 9ten und 13ten 15 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 706 Zoll engl. { größte d. 5ten 30, 342 Zoll. / kleinste d. 10ten 29, 132 Zoll.

Gesamter Niederschlag { 2, 03 Zoll Regenwasser. / 0, 17 Zoll Schneewasser. } gr. d. 26ten 0, 34 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 6 Minuten
größte d. 9ten 20 Gr. 12 Min.
kleinste d. 2ten 20 Gr. 2 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Grad 47 4/10 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	5½.	5½.	3.	4½.	2.	½.	½.	2½.	7.
Mittage.	2.	11.	4½.	5½.	3.	½.	1.	2½.	1.
Abende.	4½.	9½.	3½.	4.	2½.	1.	1½.	1½.	3.
Mitternächte.	4.	5½.	4½.	3½.	2.	1.	1½.	3.	6.
Ganze Tage.	4.	7⅞.	3⅞.	4⅜.	2⅜.	¾.	1⅛.	2⅜.	4¼.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
14, 6	13, 1	17, 0	19. 5	15, 8	23,	11,	15, 5	Fuß.

größte d. 9ten Wind SSW. 34 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 93 / Abends 9, 50 } Fuß.

größte d. 27ten 12, 9 Fuß. Wind WNW. Geschwindigkeit 22 Fuß.

kleinste d. 2ten 8, 15 Fuß. Wind N. Geschwindigkeit 16 Fuß.

Im Februar.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.
Morgen.	4.	6.	10.	1.	7.	0.	1.
Mittage.	7.	3.	8.	2.	5.	0.	4.
Abende.	6.	3.	10.	1.	6.	0.	3.
Mitternächte.	5.	3.	12.	1.	6.	0.	2.
Ganze Tage.	5½.	3¾.	10.	1¼.	6.	0.	2½.

3 Abende Nordlicht.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 30, 4 / Mittags im Schatten 36, 9 } Gr. Fahrnh.

größte den 2ten, 49 Grad.

kleinste den 20ten und 21ten, 13 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 973 Zoll engl. { größte d. 9ten und 10ten, 30, 243 Zoll. / kleinste d. 22ten, 29, 385 Zoll.

Gesamter Niederschl. { 1,41 Zoll Regenw. / 1,20 Zoll Schneew. } gr. d. 22ten 1,04 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost, nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 7¾ Minuten.
größte d. 14ten, 20 Gr. 12 Min.
kleinste d. 11ten, 20 Gr. 3 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Gr. 45⅝ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1½.	5.	5½.	4.	2½.	3.	2.	5½.	0.
Mittage.	1.	3½.	4.	5½.	3.	3.	2½.	6½.	0.
Abende.	1½.	5.	4.	6½.	2½.	2.	1.	6½.	0.
Mitternächte.	0.	4½.	6½.	2½.	1.	4.	1.	7½.	2.
Ganze Tage.	1.	4½.	5.	4⅝.	2¼.	3.	1⅝.	6½.	½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S. Sw. W. Nw. N. No. O. So.
25,0 16,4 24,0 28,6 21,2 38,5 21,7 14,6 Fuß.

größte d. 3ten, Wind WNW. 48 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 10,60 / Abends 10,32 } Fuß.

größte den 4ten 15,3 Fuß. Wind NW. Geschwindigk. 47 Fuß.
kleinste den 16ten 7,8 Fuß. Wind ONO. Geschwindigk. 46 Fuß.

Im Merz.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	4	7.	6.	5.	4.	0.	2.	3.
Mittage.	4.	6.	11.	1.	5.	1.	3.	0.
Abende.	8.	10.	5.	2.	5.	0.	1.	0.
Mitternächte.	9.	4.	10.	2.	5.	0.	1.	0.
Ganze Tage.	6¼.	6¾.	8.	2⅛.	4¾.	¼.	1¾.	¾.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 32, 9 / Mittags im Schatten 42, 9 } Gr. Fahrnh.

größte d. 30ten 61 Grad.
kleinste d. 1ten 16 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29,818 Zoll engl. { größte d. 12ten 30, 452 Zoll. / kleinste d. 5ten 29, 154 Zoll.

Gesamter Niederschlag { 1, 45 Zoll Regenwasser, / 0, 15 Zoll Schneewasser, } gr. d. 7ten 0, 34 Zoll.

Ausdünstung in freier Luft, wegen Frost nicht beobachtet.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 10½ Minuten.

größte d. 24ten 20 Grad 17 Minuten.
kleinste d. 5ten 20 Grad 5 Minute.

Mittlere Inclination derselben, 71 Grad 42⅔ Minute.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	6½.	8.	5½.	⅛.	1.	1.	1⅛.	4.	3.
Mittage.	4½.	9.	5⅛.	4½.	1.	2½.	1.	3.	0.
Abende.	4.	5½.	8½.	3½.	2½.	2½.	½.	3.	1.
Mitternächte.	6½.	4.	7½.	2.	2.	3.	½.	2½.	3.
Ganze Tage.	5⅜.	6⅝.	6¼.	2⅝.	1⅝.	2¼.	⅞.	3⅛.	1¾.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
19, 1	16, 9	21, 5	25, 9	13, 0	13, 0	21, 5	21, 5 Fuß.

größte d. 5ten Wind NW. 38 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 63 / Abends 9, 68 } Fuß.

größte den 22ten 11, 35 Fuß. Wind NNO. Geschwindigk. 13 Fuß.
kleinste den 1ten 7, 50 Fuß. Wind SO. Geschwindigkeit 20 Fuß.

Die

Die Tempe in Theſſalien und in Niederſachſen.

Vom Herrn Profeſſor Buhle in Göttingen.

Die Gefilde Tempe in Theſſalien, deren Namen das hohe und richtige Gefühl der Griechen für wahre Schönheiten der Natur verewigt hat, lagen in einem Thale, das die Berge Oſſa und Olymp nicht weit vom Meere bildeten a). Nach einer alten Sage hatte ein Erdbeben hier die Bergkette gewaltſam zerriſſen. Das Thal lief von Südweſt nach Nordoſt; ſeine Länge betrug ungefehr eine halbe Meile; ſeine größte Breite, die ſich aber oft verkürzte, etwa 200 Fuß. Die Rüken der Berge unter waren mit Raſen von dem friſcheſten Grün gekleidet, mit Pappeln, Platanus, und Eſchen von ſchlankem majeſtätiſchem Wuchſe bekränzt, und von ihnen rieſelten kriſtallhelle Bäche herab, die von der Sonne beſtrahlt, wie Silberſtreife zwiſchen dem Grün hervorſchimmerten. Auf ihrem Gipfel wehete ein reiner Aether, mit dem der müde Wanderer neues Leben einſog. Unfern vom Eingange des Thales war Gonnus erbauet, ein kleiner angenehmer Ort, voll Induſtrie und Wohlſtand. Hier ſchäumte der Peneus, ein wilder reiſſender Fluß, vorbei, der indeſſen ſchon vor dem Thale ſich in ein enges Bette ſchweigend und ehrerbietig zuſammendrängte, gleichſam als ob die Götter ihm nur vergönnten, das Thal durch friedliche Wogen zu verſchönern, nicht, es durch ungeſtüme Fluthen zu verwüſten. Wer die Anſicht des Thales hatte, wenn er von Gonnus herabging, erhielt von dem Strome ſelbſt einen Eindruck der Ruhe, der die Seele einnahm, und nach und nach für die Scene ſtimmte, die ſich ihm jetzt darbot. Eine reiche anziehende Gruppe von blühenden Terraſſen, in die Felſen gehauenen Grotten, und üppigen kleinen Landhäuſern,

a) S. Theophraſt. hiſt. plant. IV, 6. Aelian. var. hiſt. III, 1. Plin. hiſt nat. IV, 8. XVI, 44. Plut. in Flamin. T. I. p. 370. Salmaſ. ad Solin. p. 583. Heſych. v. Τέμπη. Pococke T. III. p 152. Das Gegenſtück zu der hier gegebenen Beſchreibung im eigentlichſten Verſtande, hat Hr. von Pauw geliefert: Rech. phil. ſur les Grecs T. I p 39 nach dem Livius und Ovid. Seine Herabwürdigung der Tempe iſt aber übertrieben und einſeitig, wie es viele ſeiner Behauptungen ſind. So ganz ohne Grund kann doch der allgemeine Ruhm, den die Tempe im Alterthume hatte, nicht geweſen ſeyn. Freilich mag ſich die Gegend verſchiedenen Beobachtern verſchieden gezeigt haben, und ſie waren auch dem Zeitalter nach Jahrhunderte von einander entfernt. Was kann ſich nicht in einer Gegend binnen einem Jahrhundert ändern! Den gültigſten Zeugen, den Theophraſt, hat Hr. von P. gar nicht bemerkt. Aus eben den Quellen, die ich für die beſten halte, hat übrigens auch Barthelemy geſchöpft: Voyages du jeune Anacharſis T. II. p. 328. ed. 4.

ſern, lächelte ihm an beiden Ufern des Peneus entgegen, lauter Aſyle, die zum Vergnügen und zur Freude einluden. Sonſt ſoll die Kunſt der Natur ablernen; hier ſchien es, die Natur ſelbſt habe ſich einmal herabgelaſſen, ihrer irdiſchen Geſpielin nachzuahmen; ſie hatte wilde Lauben von Lorbeerſträuchen gewölbt; Epheu ſchlängelte ſich die Bäume hinauf, und wand ſich ringelnd wieder von ihren Zweigen herunter; die ganze Vertheilung kleinerer Reitze war, wie berechnet, damit ſie mit den größern, aber entfernten, Parthieen der an dem Abhange der Berge zerſtreueten Haine und Gebüſche würkſamer contraſtirten. Im Frühling und Sommer war alles mit Blumen überſäet; balſamiſche Düfte erfüllten die Luft; ein erquickender kühlender Hauch ſäuſelte vom Strome herüber; tauſend holde Geſtalten flogen dem offenen Sinne zu, alle um den Genuß bis zum Entzücken zu erhöhen, und das Gemüth in jene ſüſſen Träume zu wiegen, bei denen man das Aermliche des Lebens vergißt, und die, ſo lange ſie währen, für jeden, der ſie zu haben vermag, Momente der höchſten und reinſten Glückſeligkeit ſind. Die Griechen verſtanden es, wie man ſo ſeines Daſeyns froh werde; ihr Geiſt war nicht, wie oft bei uns, abgeſtumpft, unempfänglich, verſchroben und der Natur entführt; Stunden in der Tempe, dem einſamſten liebenswürdigſten Heiligthume der Natur zugebracht, waren der Triumpf ihrer Wünſche; was Wunder, daß ſie den Ruf davon verbreiteten, und daß ihre Lobſprüche bis auf unſere Zeiten nicht verhallt ſind!

Es giebt eine Gegend in Niederſachſen, auf die in hohem Grade das Gemälde aus Theſſalien paßt, was ich eben entworfen habe. Wir Hannoveraner beſonders, müſſen uns ſo häufig unſere unfruchtbaren Heiden, magern Steppen, und dürren Sandwüſten vorrücken laſſen b), daß es vielleicht eben darum verzeihlich iſt, wenn man ſich einmal lauter auf die Tempe beruft, die wir dafür beſitzen, und die wir, wie der Grieche die ſeinigen, jedem Ausländer zeigen können, weil ſie allein einer Menge hie und da vereinzelter Schönheiten anderer Provinzen Deutſchlands gleich ſeyn mögen. Ich meine das herrliche Amphitheater, welches die roh und unregelmäßig, aber doch ſchön zuſammengeworfenen Berge mit ihren blauen Häuptern um Münden formiren, und von dem der jüngere Forſter urtheilte, daß er nie auf ſeinen Reiſen Fülle und Grazie der Natur ſo vereinigt geſehen habe. Wenn man von Göttingen kommt, ſo verliehrt ſich dicht vor Münden der Blick in eine Tiefe von Waldungen und Bergen, aus der die Fulde unerwar-

tet

b) Wie noch neuerlich von dem treflichen Kunſtrichter der Briefe des Hrn. Hofrath Meiners über die Schweitz in der A. L. Zeitung.

tet zwiſchen lachenden Wieſen mit ſtillem Ernſte hervorſtrömt. So bald ſie die Werre aufgenommen hat, gleitet ſie ſanft in ein ſchmales Thal abwärts von der Stadt, ohne es auszufüllen. Zu beiden Seiten deſſelben heben ſich mit Geſträuch bedeckte Bergwände empor, gerade ſo hoch, daß ſie das Auge, das an ihnen herauſſchauet, nicht abſchrecken, aber doch zugleich auf das Thal unten hernieder winken. An den Ufern des Stromes eröfnet ſich das mannigfaltigſte Schauſpiel von Terraſſen, Lauben und Landhäuſern, die, wie in Einem Garten ſo bezaubernd verbunden ſind, als ob die Natur mit einem der gelungenſten Züge ihrer ſchöpferiſchen Hand ſie ſelbſt angelegt, und nur der beſcheidenen Kunſt zur Wartung übergeben hätte. Ich habe immer gern bei intereſſanten Gegenden verweilt, aber nie bin ich ſo angenehm überraſcht worden, wie da ich vor Münden auf einmal die Weſer und ihre Ufer entdeckte, und ſo oft ich auch nachher den Eindruck erneuert habe, iſt er mir derſelbe geweſen. Die Reiſenden rühmen die Ausſicht über das adriatiſche Meer, das ſich plötzlich darſtellt, wenn man aus den langweiligen Tyrolerpäſſen vor Trieſte iſt; ſie kann an Größe und Erhabenheit die Ausſicht auf das Mündener Thal übertreffen, ſchwerlich an Anmuth im Kleinen. In dieſem Thale mag es denn der Phantaſie ſogar wohl erlaubt ſeyn, Theſſaliens Tempe wieder zu finden. Der friedlich ſtillwogende Strom der Weſer von Bergen eingeſchloſſen, die erheiternde Einſamkeit in der Entfernung vom Geräuſche der Stadt, die Wohlgerüche der Blumen, die Kühle von dem Waſſer, die ganze liebliche Landſchaft, machen die Vorſtellung davon lebendig. Wer mit den Schilderungen der Alten von jenen Gefilden vertrauet iſt, der beſteige an einem ſchönen Frühlingsmorgen, oder an einem milden Sommerabend den Berg jenſeit der Weſer rechts vom Heerwege bis an die Mitte, ſehe hinab, und genieße; ſeine Stimmung wird mit den Empfindungen des Griechen ſympathiſiren, wenn er die Tempe beſuchte; er wird die Heiden, Steppen, und Sandwüſten Niederſachſens zu gute halten, und dürfte es ſelbſt dem eigenſinnigen Rouſſeau zutrauen, daß dieſer, hätte er unſer Thal gekannt, eben das gefühlt haben würde, was ihm die Inſel auf dem lac de Bienne ſo werth ſeyn ließ c). Es iſt nur ein Umſtand, der die Illuſion ſtört, und dieſer liegt in der Geſchmackloſigkeit der meiſten Mündenſchen Landhäuſer, die zwar in der Ferne den Totaleindruck nicht ſchwächet, aber in größerer Nähe ihn ſehr vermindert. Ich weiß nicht, woher dieſe rührt; denn eine ſchönere Form

c) Les Reveries du promeneur ſolitaire. Oeuvres de Rouſſeau Tom. XIX. pag. 204.

Form könnten ſie ohne höhern Aufwand bekommen, wenn die Eigenthümer nur darauf aufmerkſam wären. Indeſſen giebt es ſelbſt um Göttingen nur einen einzigen Garten, der ein ſchönes dem Auge gefälliges Portal in einem reitzenden Bosket hat.

Mittel, den Verbrauch des Zuckers zu vermindern *).

Der Reſtaurateur Holzen aus Hamburg, der auch zugleich mit eingemachten Sachen handelt, hat ſich dadurch ein ganz artiges Vermögen erworben, daß er ſich zu ſeinen eingemachten Früchten, Syrupen, Liqueurs, Compoten und übrigen Canditoriewaaren, nicht des Zuckers, ſondern des weißen Honigs bedient. Er bekommt ſeinen benöthigten Honig aus Ungarn, der Walachei und aus Spanien.

Hier iſt die Vorſchrift, wie er ſolchen läutert. Nachdem er den Honig geſchmolzen, abgeſchäumt und ſich gehörig klären laſſen, wirft er fünf bis ſechs mal einen großen Nagel oder Stück Eiſen, welches er jedesmal vorher auf Kohlen recht glühend gemacht hat, hinein, und ſchüttet zugleich auf jedes halbe Pfund Honig einen Löffel voll Brantewein. Hierdurch verliehrt ſich der Honiggeſchmack gänzlich, und die mit dieſem Honig eingemachten Sachen, beſonders Kirſchen und Johannisbeeren, bekommen nicht nur ein weit beſſeres äußerliches Anſehen, ſondern ſind auch viel ſchmackhafter und geſunder, wie die mit Zucker zubereiteten Confitüren. Auch koſtet der Honig bei weitem nicht ſo viel, wie der Zucker; mit zwölf Unzen Honig reicht man eben ſo weit, als mit 16 Unzen Zucker, und die mit Zucker eingemachten Sachen kommen noch einmal ſo hoch, wie die, welche man mit Honig eingemacht hat.

*) Eſprit des Journaux, Mars 1792. p. 381.

Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Freitag, den 4ten Mai 1792.

Bemerkungen

über einen Aufsatz in den Schlözerischen Staatsanzeigen, XVIter Band, 65tes Heft, unter dem Titel:

Versuch über die nachtheiligen Folgen der jetzigen Verfassung des Kriegsstandes überhaupt, und der, der Infanterie-Corps insbesondere.

Im verwichenen Winter erschien in den Schlözerischen Staatsanzeigen ein Aufsatz über, oder vielmehr, gegen das Militair, der mit Recht das ernstliche Misfallen mehrerer Personen dieses Standes, denen er in die Hände fiel, auf sich zog. Dieses wurde noch dadurch vermehrt, daß Herr S. in einer Note sagt, der Verfasser sey ein Mann vom Metier.

Daß es einem solchen doppelt unverzeihlich sey, so zu schreiben, muß in der That selbst der fühlen, der nicht das Interesse an der Sache nimt, welches sie aus mehreren Rücksichten wohl verdient.

Die Ueberzeugung, daß der gedachte Aufsatz sehr irrig, sehr falsch darstellend, sehr unschicklich und sehr unzeitig sey, veranlaßte nachstehende Gedanken über denselben.

Jedem militairischen Leser dieses Aufsatzes, der, wie er es aus Neigung oder Pflicht seyn sollte, dem Stande, welchem er sich gewidmet hat, aufrichtig ergeben ist, und der die Wichtigkeit der Aufrechterhaltung des Geistes fühlt, ohne welchen dieser Stand weder seinen innern Werth behaupten, noch dem Staate, gerade in dem Augenblick, wo es auf seine Dienste ankommen würde, Eifer für den Dienst erwarten lassen kann; — jedem unpartheiischen Leser, der mit Liebe zur militairischen Ordnung und zum militairischen Muthe, Liebe zum Staate verbindet, für welchen diese, wenn einmal eine Armee in selbigem besteht, so wichtig und unentbehrlich sind, — muß es Unwillen erregen, in obigem Aufsatze eine Stimmung herrschend zu finden, welche bald die Uebertreibung der mismüthigen Bitterkeit, bald das Schleppende und

Unbestimmte des Klagliedtons charakterisirt, und wo doch am Ende bei den mehrmals gesagten Gemeinplätzen und Halbwahrheiten die Corrective der verschrienen Uebel anzugeben versäumt sind. Dergleichen Schriften sind unstreitig von einer höchst nachtheiligen Tendenz. Sie sind es vorzüglich, theils in Rücksicht des Standes, auf welchen und gegen welchen sie wirken können, theils in Rücksicht auf den Geist der gegenwärtigen Zeiten.

Nach dem jetzigen Zustande der Dinge in Europa, gehören stehende Armeen einmal zu den Einrichtungen, deren Fortdauer eben so wenig wird gehoben werden, als man erwarten kann, daß nicht mit denselben, wie mit allen übrigen Einrichtungen in der Welt, unvermeidliche Mängel und Nachtheile verknüpft seyn sollten. Höchst unvorsichtig aber scheint es, zum allermindesten, diese Mängel in einer häufig gelesenen Zeitschrift so darzustellen, wie sie im erwähnten Aufsatze mehrentheils mit sehr übertriebenen Farben geschildert worden.

Glauben an seinen Stand, Vorliebe für selbigen, Sinn militairischer Ordnung und Subordination, – alles dies, erhöht durch das Gefühl der Ehre, muß, meines Bedünkens, in dem Manne vom Kriegsstande denjenigen veredelten militairischen Geist bilden, ohne welchen das Ganze herabsinkt, und der Einzelne zum muthlosen Misvergnügen gereizt wird; — denjenigen militairischen Geist, dessen einzelne unregelmäßige Aufwallungen durch die Gesetze leicht können zurückgehalten werden, wie diese auch in den mehrsten Armeen dagegen wachen; der aber, in dem Stande selbst, wie er einmal ist, ein festes, nöthiges Band abgiebt, das nicht erschlaffen muß; — denjenigen militairischen Geist, worin der Staat in den Zeiten der Gefahr von außen seine größte Zuversicht setzen, und bei den Versuchen zur Umstürzung der Ordnung und Ruhe im Innern eine wirksame Schutzwehr finden kann. Was aber bleibt vom Militair zu erwarten, wenn dieser bessere Geist untergraben, erstickt wird? Und muß das nicht die Folge seyn, wenn die größere Zahl des lesenden Theils desselben, namentlich die Klasse der Unterofficiers, und überhaupt derer, die nicht mit dem gehörigen eigenen Nachdenken lesen, solche übertriebene, gehäßige Züge von dem Bilde ihres Standes aufgestellt findet, wodurch sie die Achtung für selbigen, (die freilich derjenige, welcher mit gehöriger Schätzung des Werths oder Unwerths solcher Behauptungen liest, deswegen nicht aufgeben wird,) zu verliehren in Gefahr kommt? Was werden solche Leute von sich zu halten glauben müssen, wenn sie finden, daß Müssiggang, Liederlichkeit, Verführung a), die man in andern Ständen eben so gut, und

a) Siehe das angeführte Heft der Staatsanzeigen, Seite 56. 57.

und in einigen gewiß weit ausschweifender antrift, gerade ihrem Stande hauptsächlich aufgebürdet werden; — wenn man ihnen in den Witwen und Töchtern der Soldaten Kupplerinnen und Huren zeigt b), die doch gewiß in großen Städten eben so gut aus andern Klassen geliefert werden; — wenn man ihnen gerade einen abgedankten Soldaten auf der Laufbahn zum Galgen durchführt c), und wenn man sogar zum Kindermorde d), durch eine äußerst hinkende Schlußfolge, den Grund aus der Kriegsverfassung herleitet?

Der Verfasser des mehrgedachten Aufsatzes, der alle diese schwarzen und gelbsüchtigen Schattirungen in einem Bilde zusammen gestellt hat, nennt das selbst eine Fiction e). Als eine solche mögte man sie ihm immerhin zu gute halten, und denn nur bedauren, daß ihm keine schönere Einbildungskraft zu Theil geworden ist. Aber die Fiction macht, wie schon gesagt, denjenigen, der sie in Jemanden seines Standes personificirt sieht, mismüthig und unzufrieden. Sie hat aber noch die zweite sehr schädliche Folge, daß manche Klassen von Menschen, aus den unmilitairischen Ständen, vorzüglich den untern, die, theils aus beleidigter Eitelkeit, aus Neid über die äussern Vorzüge des Militairs, theils auch wohl aus Furcht für den Stand, dessen man sich gegen ihre unruhigen Neigungen mit Erfolg bedienen mögte, immer eine gewisse Antipathie gegen denselben hegen, dadurch zu einer Art von schadenfrohem Kitzel, zu einer, wenn auch größtentheils selbst erkünstelten Geringschätzung des Militairs, die gelegentlich in übermüthige Tentativen gegen die Ordnung und Ruhe im Staate ausbrechen können, gereitzt werden. Vorzüglich tadelnswerth scheinen aber Darstellungen der Art gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo das Schrecken erregende Schauspiel der zerrüttendsten Anarchie, die durch den Umsturz aller Ordnung, durch heimlich boshafte Untergrabung, oder plötzliche Zertrümmerung aller bestandenen Einrichtungen in einem großen benachbarten Reiche herbeigeführt ist, jeden, dem die Ruhe seines Vaterlandes am Herzen liegt, abhalten sollte, den Saamen des Mismuths in ganzen Ständen oder gegen solche auszustreuen. Einer rasenden Faction in Frankreich ist es gelungen, durch die schändlichsten Mittel die Bande der Ordnung und Subordination, ohne welche keine Armee bestehen kann, in der französischen Armee aufzulösen. Ein Hauptkunstgrif, dessen man sich

b) Siehe das angeführte Heft der Staatsanzeigen, Seite 62.
c) Eben daselbst, Seite 67.
d) Eben daselbst, Seite 61.
e) Eben daselbst, Seite 57.

dazu bedient hat, ist gerade die geflissentliche Verbreitung solcher Schriften im Militair gewesen, die durch übertriebene und schiefe Darstellungen den Soldaten mit seinem Stande unzufrieden gemacht, und durch heftige Deklamationen, durch Aufstellung der heillosen Theorien, die alle Bande der menschlichen Gesellschaft überhaupt trennen, zur zügellosesten Insubordination verleitet haben. Zunächst hat man den Grundsatz des Gehorsams, auf welchen durchaus alle militairische Ordnung beruhet, über den Haufen zu werfen gesucht. Die abscheulichen Folgen davon haben wir gesehen, und sehen sie noch täglich. Und wer getrauet sich, die noch möglichen zu berechnen, — wer zu behaupten, daß nicht am Ende die Ausschweifungen eines verwilderten Heeres Verderben über die Köpfe selbst derer bringen werden, die es verführten?

Dergleichen Extreme hat freilich unter allen Ländern am allerwenigsten dasjenige zu befürchten, wo unter der milden Regierung eines gerechtigkeitsliebenden Landesherrn, der Bürger, ruhig in dem Besitze seines Eigenthums, gesunde Beurtheilungskraft genug hat, um das Schreckliche der Ausschweifungen zu fühlen, denen er aus der Ferne zusieht, und die er verabscheuet; — am allerwenigsten dasjenige Land, wo den Soldaten durchgehends eine gewisse hervorstechende Grundlage von Rechtlichkeit auszeichnet; wo er durch gemäßigte Behandlung Zutrauen und Liebe zu seinen Vorgesetzten bekommt; — wo er sich verhältnißmäßig wohlhabend fühlt, und überhaupt sich in seinem Stande wohl genug befindet, um sich einem gewissen harmlosen Frohsinn zu überlassen, wovon in seiner ganzen Art zu seyn, die Spuren sichtbar sind.

Die anfängliche Absicht bei Abfassung dieses Aufsatzes, nach dem bisher Gesagten tiefer in das Detail der verschiedenen einzelnen, obgleich zum Theil nur sehr allgemein gesagten Punkte des Aufsatzes in den Staatsanzeigen, hinein zu gehen, ist während der Entstehung des Gegenwärtigen durch eine gedoppelte Rücksicht verändert worden.

Theils fürchtete der Verfasser dieser Bemerkungen, daß eine vollständige Untersuchung jener Punkte die Grenzen des gegenwärtigen Blattes überschreiten würde; theils fand er sich von der Aufbietung seiner nur sehr unvollkommenen Fähigkeiten zu einer Arbeit, die alsdenn in das Gebiet so mancher Wissenschaften eindringen muß, dadurch zurück gehalten, daß er, indem er dies schrieb, mit Vergnügen erfuhr, daß gerade dieser Zweck die Feder eines sehr geschickten und gründlichen militairischen Schriftstellers, (des Herrn Lieutenants Scharnhorst) beschäftiget hat.

Mögte nur die Absicht dieser allgemeinen Bemerkungen nicht ganz verfehlt seyn, das Nachtheilige von Schriften, wie deren so manche jetzt gegen das Militair erscheinen, darzustellen. Mögten sie in Zeiten, wo alles darauf

aus-

ausgeht, zu tadeln, ohne besser machen zu können, dazu dienen, gegen unvorsichtige oder gar bösgemeinte Darstellungen einige heilsame Vorsicht zu erregen. Mögten diejenigen Mitglieder des Militairs, denen sie vielleicht in die Hände fallen, mit dem Verfasser sich entschlossener fühlen, ohne sich irre machen zu lassen, die Ordnung in ihrem Stande, und die Ruhe im Staate ihrem Herzen immer theurer seyn zu lassen.

Hannover, im April 1792.

Von der Verfeinerung der Schaafwolle. a)

„Bei der Verfeinerung der Wolle kommt sehr viel auf das Wasser an; daher wählt man solches dazu, worin sich die Seife nicht nur vollkommen auflöset, sondern auch während und nach dem Kochen nicht gerinnet. Regenwasser, welches eine Zeit lang gestanden, und sich geklärt hat, ist dazu das beste. Eine Wolle welche verfeinert werden soll, muß vor der Schur sorgfältig gereiniget werden, damit der Unrath nicht in die Zubereitung komme, und die Verfeinerung erschwere. Es wird nemlich eine Urinlauge bereitet, darin man so viel Potasche zergehen läßt, bis sie so stark wird, daß sie jedes Oel und Fett, das dahinein gerührt wird, gern aufnimt und mit sich vereinigen läßt. Ist die Lauge zurecht gemacht, so rührt man so viel Baumöl darunter, bis sie davon Milchweis wird, doch nicht so viel, daß von dem Baumöl etwas oben aufschwimmt; denn dies muß mit der Lauge ganz vereinigt seyn. In diese Lauge nun legt man die Wolle 2 Stunden lang, und bereitet inzwischen ein starkes Seifenwasser, das man heiß genug macht, ohne es jedoch kochen zu lassen. Jetzt nimt man die Wolle aus der fetten Lauge, läßt sie abtröpfeln, und bringt sie in das heisse Seifenwasser, worin man sie denn nur eine Viertelstunde kochen läßt. Nachdem sie aus dem Seifenwasser genommen, läßt man sie wieder abtröpfeln und abkühlen, und legt sie in ein mit Vitriolöl b) sauer gemachtes Wasser, worin sie eine halbe Stunde liegen bleibt

a) Vor einigen Jahren wurde ein kleiner, nur in wenig Exemplaren gedruckter Aufsatz über Verfeinerung der Schaafwolle, um einen willkührlichen Preis verkauft. Mehrere obersächsische Landwirthe machten Versuche, und ließen sichs dann nicht leid seyn, ihn gekauft zu haben. Der Einsender, der davon ein Exemplar in Händen hat, macht den Inhalt desselben um so lieber bekannt, da seines Wissens der Aufsatz weder in ein Journal noch anderswo eingerückt ist.

b) Man kann auch in dieses Sauerwasser etwas von einer mit Vitriol gemachten Indigotinktur thun, jedoch nicht mehr, als daß es davon nur etwas blaulicht wird.

bleibt. Nach diesem legt man sie noch in ein warmes Wasser, und aus diesem wird sie vollends in frischem Wasser rein ausgewaschen. — So bekommt man eine sehr reine und weisse Wolle, die allen möglichen Glanz und Schönheit hat, und dies bei aller Art der Verarbeitung zeigt. Soll das davon gesponnene Garn oder die daraus gewebte Waare weis verbraucht werden, so kann man es auch wohl noch einmal in einem starken Seifenwasser auskochen, hernach in das saure Wasser legen, und dann in reinem Wasser auswaschen; da es denn eben so weis wird, als wäre es geschwefelt. Hat man aber die Einrichtung zum Schwefeln schon gemacht, so kann auch dies wohl geschehen.

Bei dem Seifenwasser werden auf jedes Pfund Wolle 2 Loth Seife gerechnet; und zum Sauerwasser wird nur so viel Wasser genommen, als zur völligen Betauchung der Wolle nöthig ist. Unter selbiges gießt man unter beständigem Umrühren so viel Vitriolöl, bis man auf dem Zeuge merklich spürt, daß es zu einem Essig geworden ist. Zur blauen Indigotinktur wird 1 Loth Indigo sehr fein gestoßen, in ein steinernes oder gläsernes Geschirr gethan, und 8 Loth Vitriolöl darauf gegossen, welches eine halbe Stunde gerührt wird. Des andern Tages setzt man nach und nach ein Pfund Kalkwasser hinzu, damit es sich nicht zu sehr erhitze. Wenn es wieder kalt geworden, so ist es zum Gebrauch fertig.

Von der Verfeinerung der Schaafwolle mit geringern Kosten.

„Um von der Schaafwolle alle Unreinigkeiten wegzubringen, bereitet man dergleichen Horden, auf welchen man in einigen Gegenden das Obst zu trocknen pflegt. Die Höhe des daran befindlichen Randes muß wenigstens 6 bis 8 Zoll betragen, und viele Zwischenräume haben. Diese Horden nun werden bis auf die Hälfte des Randes mit Wolle belegt. Ueber dieselbe breitet man Fingerdicke Stöcke, in der Entfernung von 3 Zollen, fest ein, damit die Wolle nicht übersteige. Dann werden die Horden in einen Backofen gebracht, in welchem schon einmal Brodt gahr geworden, und woran man die Zugslöcher öfnet, damit die Ausdünstungen der Wolle abziehen können. Man kann sich dazu auch eines gewöhnlichen Darrofens bedienen. Dieser muß so eingerichtet seyn, daß man die Horden bequem aus- und einheben kann; und will man ihn irgends zur Behandlung der Wolle einrichten, so bringt man auf dem Boden desselben einen 15 Zoll hohen und eben so breiten, kleinern Ofen von Dachziegeln der Länge nach darin an, in welchem das Feuer von aussen her angemacht wird. In dem Darrbehältniß werden Gesimse oder Stellungen angebracht, damit die Horden auf

beis

beiden Seiten des kleinern Ofens über einander können zu stehen kommen. So wird denn in dem bezeichneten Ofen das Feuer angemacht, jedoch daß man es nur nach und nach verstärkt, bis das Darrbehältniß die Hitze des Backofens hat, den man zu diesem Gebrauche bestimmt. Die Horden bleiben, je nachdem die Wolle viel oder wenig Fett hat, 5 bis 6 Stunden hier stehen; überhaupt so lange, bis sie oben eine zähe Fettigkeit zeigt. Wenn sie denn heraus genommen ist, so wird sie in ein dazu in Bereitschaft stehendes dichtes und tiefes Faß, oder in einen Kasten fest eingedrückt, mit einem hierauf genau passenden Deckel belegt, und mit Steinen beschwert. Je heisser die Wolle in das Gefäß kommt, desto besser ist es. Nach 24 Stunden wird sie heraus genommen, und sie könnte dann schon als wirklich verfeinert verarbeitet werden. Aber man bereitet noch eine Urinlauge, wozu zwei Theile Wasser, und ein Theil alter, gegohrner, in der Hitze geschäumter Urin gebraucht werden, welches man so heiß werden läßt, daß man eben den Finger darin leiden mag. Dahinein legt man die Wolle eine halbe Stunde, spühlt sie, nachdem die Lauge rein davon abgelaufen, zweimal in reinem Wasser, und trocknet sie dann."

Der Verfasser des Aufsatzes beruft sich am Ende desselben, auf das Urtheil des Kenners, und auf den Erfolg, den die darüber angestellten Proben zeigen würden.

F.

Von einer bessern Art, den Meerettig fortzupflanzen. *)

Nach dem bisher üblichen Schlendrian, wurde dieses in mancherlei Absicht nützliche Wurzelgewächs bloß mittelst dünner, 2 Zolle lang unter der Krone abgeschnittener Wurzeln, die man in die Erde steckte, fortgepflanzt. Bei dieser Methode bleibt gemeiniglich die senkrecht eingesteckte Hauptwurzel schwach, oder kann sie ja tief in das lockere Erdreich dringen, so bringt man sie ohne viele Mühe nicht ganz heraus, und sie bricht ab, wodurch denn am Ende nichts als vielzackigte Stangen und kleines Gewürzel zum Vorschein kommen. Durch folgende Pflanzungsart werden alle vorbemerkten Fehler vermieden: Man macht ein etwa 4 Schuh breites Land zurechte. In dieses legt man die zur Fortpflanzung bestimmte Meerettigwurzeln, worzu man zwar dünne, aber doch etwas lange Wurzeln wählen muß, queer über das Beet, in ohngefähr 6 bis 8 auf

*) Aus dem 54sten Stück des Anzeigers von 1792.

Zoll tiefe Furchen, und zwar dergeſtallt horizontal, daß die Krone an der einen Seite des Beets hervorragt, das andere Ende der Wurzel aber, auf der andern Seite des Beets etwas tiefer, als die Krone, zu liegen kommt. Wenn die Wurzeln nun einige Wochen lang gelegen, und ſich einzuwurzeln angefangen haben, ſo hebt man die Wurzel, indem man mit dem einem Fuß auf das hinterſte Ende derſelben tritt, behutſam mit der Krone auf, und reiniget ſie mit einem ſcharfen Meſſer von allen kleinen Wurzeln und Fäſerchen. Wenn dies geſchehen, wird die Wurzel wieder in ihre vorige Lage gebracht, und dieſes des Jahrs 2 bis 3mal wiederholt. Auf dieſe Art kann man von den im Frühjahr eingelegten dünnen Wurzeln im Herbſte ſchon ziemlich ſtarke Stangen erhalten. Will man aber Hauptſtangen erziehen, ſo muß man ſie 2 bis 3 Jahre liegen laſſen, jedoch aber von Zeit zu Zeit ſie auf vorbemeldte Art von dem kleinen Nebengewürzel reinigen. Die Vernunft ſelbſt ſchon ſagt, daß dieſe Methode beſſer, als die gewöhnliche ſey. Im ſchwarzen lockern Boden gedeiht der Meerettig am beſten. In jedem Boden aber fordert er Dung.

Anekdote.

Daß manche dem Schein nach übernatürliche Begebenheit oft um ihr ganzes Anſehen gekommen ſeyn würde, wenn man ſich die Mühe genommen hätte, vernünftige Unterſuchungen anzuſtellen, beweiſet folgende Anekdote. Vor mehrern Jahren ſetzte die Erſcheinung eines Engels in der Luft die Einwohner der Stadt Mailand in große Bewegung. Alles lief auf den Markt und ſah den Engel. Die Klügſten wurden beſtürzt, und wußten nicht, was ſie von dem Wunder denken ſollten. Endlich kam ein geſchickter Naturkündiger und bewies der Verſammlung, daß das, was ſie für eine Erſcheinung hielten, nichts weiter, als der Wiederſchein des ſteinernen Engels auf dem groſſen Thurm von St. Gotthard wäre, der ſich vermittelſt eines darauf gefallenen Sonnenſtrahls in einer dicken Wolke abdrückte, und den Augen der Zuſchauer auf dieſelbe Art, wie die Bilder der magiſchen Laterne, darſtellte.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Montag, den 7ten Mai 1792.

Von der Neigung zum Uebertriebenen.

Vom Herrn Hofrath Feder in Göttingen.

Die Wahrheit ist in der Mitte zwischen übertriebenen, einseitigen Vorstellungsarten; die Tugend in der Mitte zwischen ausschweifenden Neigungen und Trieben; Glückseligkeit, gemeiner wenigstens im Mittelstande des Glücks, zwischen übermäßigen durch die Nachstellungen des Neides, der Raubsucht und der Schmeichelei gefährlichen Reichthümern, und der niederdrükkenden Dürftigkeit. Auch in den gemäßigten, mittlern Erdgegenden erreicht und behauptet am leichtesten die Menschheit die höhern Stufen körperlicher und geistiger Vollkommenheiten. Wahrheit aber, Tugend, Glückseligkeit und Vollkommenheit fassen alles in sich, was wir schätzen und begehren.

Und doch scheint es nach vielerlei Erfahrungen, daß die Menschen das durch genaue Abwägung und Mäßigung vor Uebertreibung Bewahrte viel weniger achten, als das Uebermäßige und Ausschweifende. Mittelmäßigkeit ist bloß Beiwort des Tadels und der Verachtung; da doch, nach dem Vorhergehenden, das mittlere Maaß Erforderniß zu allem Guten seyn sollte.

Zwar kommen oft auch die Namen des Uebertriebenen und Ausschweifenden als Zeichen der Misbilligung vor. Sieht man aber recht zu, so findet man, daß dabei nicht so oft auf absolutes Naturmaaß Rücksicht genommen wird, als auf das Verhältniß zur eigenen, nicht selten auf das andere Extrem gehenden Denkart. So wie beim Wechsel der Moden fast immer nur Extreme herrschen, unnatürlich große oder kleine Knöpfe, Schnallen, Hüte: eben so geht es bei dem Wechsel der Meinungen, Gebräuche und Verfassungen, in der gelehrten, politischen und religiösen Welt. Diejenigen, die sich vor Extremen bewahren, werden wenig oder gar nicht geachtet, machen die unsichtbare Kirche aus; man muß Demokrat oder Aristokrat u. s. w. seyn, um genannt zu werden, und Aufsehen zu erregen.

Wie dieſes alles in der Natur des Menſchen mit einander zuſammenhänge, zu unterſuchen, muß ein nachdenkender Beobachter bald gereizt werden; da nicht nur etwas Widerſprechendes darin zu ſeyn ſcheint, ſondern gerade auch die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Geiſtes unmittelbar dabei in Beziehung kommen.

Es entdecken ſich aber bald mehrere, zum Theil unwillkührliche, Gründe der mehrern **Achtung für das Uebermäßige**, als für das Gemäßigte; von welcher dann der **Hang zur Uebertreibung** eine begreifliche Folge iſt. Wir wiſſen es aus der Seelenlehre, und ſchon gemeine Erfahrungen können es lehren, daß dasjenige am leichteſten **wahrgenommen** wird, was vom **Vorhergehenden** oder **Umſtehenden** auffallend verſchieden iſt; es reizt von ſelbſt die Aufmerkſamkeit, und belebt das Nachdenken um ſo mehr, je beträchtlicher und mannichfaltiger deſſen Unterſchied iſt. Denken aber iſt die Quelle aller geiſtigen Thätigkeiten; was alſo zu denken giebt, und den Geiſt in neue Thätigkeiten verſetzt, muß anziehender und intereſſanter ſeyn, als dasjenige, was es nicht thut, als das **Bekannte, Gewohnte**, längſt **Durchdachte** und **Eingeſehene**, oder auch wegen ſeiner Regelmäßigkeit und Abgemeſſenheit **leicht Einzuſehende**.

Darum muß die Natur Extreme zum Vorſchein kommen laſſen, ſo oft außerordentliche Reize der Thätigkeit nöthig ſind, und neue Verbindungen **im Großen veranlaßt** werden ſollen; ſo ſtätig und abgemeſſen ſonſt ihr gewöhnlicher Gang iſt; und ſeyn muß, wenn etwas Bleibendes zu Stande gebracht, und durch das Gleichgewicht der Theile für Dauerhaftigkeit des Ganzen geſorgt werden ſoll.

Zu dieſem erſten Grunde der Achtung für das Ausſchweifende kömmt insgemein ein zweiter, der aber auf einer Täuſchung beruhen kann; daß nemlich **mehr Kraft** dabei zu ſeyn ſcheint; und Kraft iſt Gegenſtand der Achtung, ſo wie Schwäche, Ohnmacht, Gegenſtand der Geringſchätzung. Aber obgleich der Grundſatz richtig iſt, daß große Würkungen große Kräfte vorausſetzen: ſo läßt ſich doch nicht immer auf mehrere *abſolute* Kraft aus übermäßigen Anregungen ſchließen; ſo wie ſich nicht immer aus dem Wenigerreden auf Wenigerwiſſen ſchließen läßt. Das Gerüchte oder Gerede, womit der eine viel Aufſehen erregt, kannte der andere, nach ſeinen Gründen und Folgen weit beſſer; darum ſchwieg er. Der hat nicht immer die meiſte Kraft in ſeinen Muskeln, unter welchem der Boden am ſtärkſten zittert, oder welcher den meiſten Staub erregt. Es gehört auch Kraft und oft mehr Kraft zur Zurückhaltung als zum Antrieb.

Unter-

Unterdessen ist es nicht zu verwundern, wenn nach jener unsichern Schlußart gewöhnlich geschlossen wird. Denn die zurückhaltende Kraft sieht der andere nicht so, wie die auswärts treibende; und das Verschwiegene kann nicht so leicht zum Maaßstab des Wissens gemacht werden, als das Gesagte. Es ist also eine andere Art der Beurtheilung des Uebertriebenen und Excentrischen vom großen Haufen wohl nie zu erwarten.

Aber es lassen sich auch einige Gesichtspunkte nehmen, um diese Achtung für Uebertreibungen noch weiter zu entschuldigen; und einigermaaßen zu rechtfertigen. Einmal scheinen übermäßige Anregungen zur Bewürkung schneller Veränderungen im Grossen, zu Revolutionen, unentbehrlich. Die Moderaten, die alle ihre Entschließungen aufs sorgfältigste überlegen, immer durch die Furcht, der Sache zu viel zu thun, zurückgehalten werden, bringen diese nie hervor. Durch sie erhält die der Ruhe gewohnte, oder durch einander entgegengesetzte Strebungen gefesselte Masse den alles erschütternden Anstoß nicht. Und solche Revolutionen gehören doch auch zur besten Welt. Unterdrückte Kräfte werden dadurch frei gemacht; alles lebt zu höhern Graden der Empfindung und Thätigkeit auf; und wenn auch eine Zeitlang im Kampfe gegen einander: so ist doch auch dieser Zustand des Lebens und der Thätigkeit bisweilen besser, als Stillstand der Kräfte, und träger Schlummer. Besser für sich lebte und dachte vielleicht der wenig Aufsehen machende, durch keine heftige Erschütterung sein Daseyn bemerklich machende Gemäßigte, von dem das zweite Zeitalter nicht mehr spricht; als irgend ein Held der Geschichte. Aber was hatte die Welt von ihm, daß sie von ihm sprechen sollte? Es ist also nicht nur natürlich, es ist auch so ungerecht nicht, als es manchen scheinen mögte, daß die unruhigen und beunruhigenden Köpfe vielmehr die Helden der Geschichte sind, als diejenigen, welche, wenn sie auch durch ihr stetiges, stilles Würken den Zweck ihres Daseyns sich selbst zum seligen Bewußtseyn erreichten, doch nichts Außerordentliches, nichts Abstechendes, nichts Auffallendes thaten. Diese haben ihren Lohn in sich, sie haben sich mehr und für sich besser gelebt; es ist billig, daß die andern in der Geschichte leben. Doch soll hiedurch auch nicht allen unruhigen und beunruhigenden, abstechenden und ausschweifenden Charakteren und Köpfen das wahre Verdienst und der innere Lohn der Tugend, welche redliche Absichten und vernünftige Maaßregeln voraussetzen, abgesprochen werden. Wie; wenn einer aus Klugheit, weil er die aus vorher bemerkten Ursachen entspringende Trägheit der großen Masse, auf die gewürkt werden soll, kennt, um aus dem Schlummer zu erwecken, um alle Kräfte in Thätigkeit zu setzen, mit

Uebertreibungen absichtlich anfinge? a).

Man darf daher auch nicht alle diejenigen zum verblendeten Pöbel rechnen, welche den mit Uebertreibungen mächtig aufs Ganze würkenden Menschen ihren vorzüglichen Beifall schenken b). Es kömmt hinzu, daß das Ideal eines sehr kraftvollen und thätigen, und in allem mit gehöriger Mäßigung handelnden Mannes — vielleicht nur Ideal ist; denn daß ein Mann von vieler Kraft und starken, regen Trieben, in den unendlich vielen Verhältnissen des menschlichen Lebens, dem unabläßigen Aufeinanderwürken und Gegeneinanderstreben der Kräfte, überall sich in der Mäßigung und im systematischen Gleichgewicht der Zwecke erhalten solle, ist bei den Gründen menschlicher Weisheit — wenigstens nicht zu vermuthen. Schwäche, daraus entstehende Furcht, und Trägheit, sind so ungleich gemeinere Ursachen der Unthätigkeit, oder einer, nach den äußern festgesetzten Verhältnissen abgemessenen Thätigkeit, daß es Niemanden zu verargen ist, wenn er, bis auf weitern Beweis des Gegentheils, die beständige Ab- und Angemessenheit des Charakters und Betragens lieber für Zeichen absoluter Schwäche, als vieler, regelmäßig verbundenen Kräfte hält.

Man wird auch an ausgezeichnet großen und thätigen Menschen, wenn sie gleich in einer gewissen Entfernung, oder im Lichte ihres öffentlichen Lebens nichts Ungemessenes an sich zu haben scheinen, bei näherer Beleuchtung, weit öfter als man es vermuthete, etwas Excentrisches und Unregelmäßiges entdecken; beim einen in diesem, beim andern in jenem Punkte des Webens und Lebens. Welches zwar die Narrheit derjenigen nicht zur Weisheit macht, welche, um großen Männern sich ähnlich zu machen, den heterogenen Zusatz ihrer Weisheit und Tu-

a) Selbst von dem wegen seiner Uebertreibungen so gemein verspotteten Cyniker Diogenes erzählt die philosophische Geschichte, daß er einem seiner Freunde, welcher ihn zur Mäßigung ermahnen wollte, geantwortet habe: Er sey ein Vorsänger, der seine Stimme über das gemeine Maaß erheben müsse, damit andere allmählich den rechten Ton treffen.

b) Zur Zeit, da Rousseau's Emil das größte Aufsehen erregte, suchte ich einem Bewunderer desselben, einem Manne, von dem ich damals im pädagogischen Fache lernen konnte, und lernte, die nöthigen Einschränkungen einiger Grundsätze dieses im Ganzen immer vortreflichen Buches bemerklich zu machen. Aber, war seine Antwort, das haben uns ja unsere Professoren längst gesagt; dies brauchte der Mann uns nicht zu sagen. — Eine ähnliche Antwort erhielt ich von einem der hellsten Köpfe, die ich kenne, in Beziehung auf Kant und dessen Idealismus. — Also kömmt es auch hier darauf an, von welcher Seite man eine Sache ansieht; oder — wie es eigentlich damit gemeint ist.

Tugend nachahmen; immer aber dazu beiträgt, Mistrauen gegen menschliche Weisheit ohne einen kleinen Zusatz von Unweisheit, Mistrauen also auch gegen überwiegendes Krafteigenthum, ohne alle überschreitende Strebungen zu unterhalten.

Wir haben bisher die Neigung zum Uebertreiben, theils als eine Folge der Achtung, die dem Uebertriebenen bewiesen wird, theils als natürliche Folge vieler nicht ganz regelmäßig verbundener Kräfte betrachtet. Die dabei gemachten Bemerkungen führen leicht auf mehrere und bestimmtere Anwendungen. Man begreift nicht nur, wie **ruhmsüchtige** und **eitle** Menschen, um Aufsehen zu machen, das rechte Maaß oft absichtlich überschreiten mögen; sondern auch, warum der **angenehme Gesellschafter** seine Einfälle oft überwürzet, und seine Erzählungen durch beliebige Zusätze geflissentlich ins Wunderbare treibt. Man begreift aber auch leicht, wie das **Gefühl vieler Kraft** und Einsicht, wenn es durch Eigenliebe und Einbildung gehoben wird, und in **Stolz**, der schon ein wenig mit Verachtung über andere wegsieht, ausartet, eine Haupttriebfeder von Uebertreibungen werden können. Dem Stolzen dieser Art erscheinen Fehler und Vergehungen anderer, besonders diejenigen, bei denen er sich für beleidiget, gering geachtet oder vernachläßiget halten kann — und dazu ist insgemein schon genug, daß sie nur seinen Absichten oder Meinungen irgend entgegen sind — leicht größer als sie sind. Sein Widerspruch und Tadel schränken sich also nicht auf das würklich Irrige und Fehlerhafte ein, das in den Behauptungen und Handlungen anderer enthalten ist. Sondern alles mit einander wird verworfen; das geradeste Gegentheil soll Recht und Wahrheit seyn; damit das Unrecht und der Irthum des andern, und etwa auch das Verdienst der Zurechtweisung, recht groß erscheine. Und somit — ist er beim andern Extrem. Und wird um so schwerer davon zurück zu bringen seyn, wenn er Verstand und Rednerkraft genug besitzt, einen ansehnlichen Theil der Menge mit sich hinzureissen, den Schein der Wahrheit an sich zu ziehen, und das Gegenseitige so zu drehen, oder auf den Kopf zu stellen, daß es ein albernes oder armseliges Ansehen gewinnet. Sein Triumph ist vollständig, wenn er selbst **das Wahre** diesem Gegentheil **zu entziehen** und neu benannt, als eine neue Erfindung oder Entdeckung, unter seiner Firma anzubringen versteht.

Aber nicht immer führt dieser vom Stolz erzeugte Geist des ungemäßigten Widerspruches und der Tadelsucht zum Tempel des Ruhms. Wenn er bei allen gemeinen Anlässen im täglichen Leben sich äußert, so macht er unerträglich; und oft bei manchen andern treflichen Eigenschaften unbrauchbar und allgemein verhaßt.

Auch

Auch bei den ins Große gehenden öffentlichen Würkungen gelingt selten einem Zweiten der Versuch, dadurch, daß er das Auffallende noch auffallender macht, in der Uebertreibung noch weiter geht, den Ersten zu übertreffen, oder wenigstens zu einem gleichen Aufsehen es zu bringen. Denn nicht nur ist dieser Zweite in Gefahr, zwo Partheien wider sich zu bekommen, die alte und die neue; sondern das Gefallen am Uebertriebenen hat doch auch seine Grenze. Es kann mannigfaltiges Interesse haben, wenn das Ansehen einer gemein geachteten Sache angegriffen, und der Grund desselben auch mit ungemäßigter Strenge untersucht wird. Aber, wenn dann einer nachkömmt, und das Daseyn dieser Sache sogar in Zweifel zieht, behauptet, daß es noch gar keinen Begrif gebe, aus dem sich abnehmen ließe, ob die Sache möglich sey, mit der sich seit Jahrtausenden die weisesten und edelsten Menschen beschäftigten; so wird doch, bei allen schönen Phrasen, womit das Paradoxon aufgeputzt seyn mögte, auch den meisten von denen, die das Auffallende lieben, diese Uebertreibung zu arg scheinen.

Aber nicht nur im Stolze liegt ein Hauptgrund des Hangs zur Uebertreibung; sondern in der Natur eines jeden Affekts. Der Affekt reitzt lebhaft; stellt aber die Dinge gemeiniglich nur von einer Seite vor; solche einseitige lebhafte Vorstellungen, denen sich nichts widersetzt, haben übertriebene Urtheile und Entschließungen zur natürlichsten Folge. Enthusiasmus ist Affekt; auch ihm ist also das Uebertriebene natürlich. Es läßt sich hieraus auf Temperament, Alter und Geschlecht schließen, bei welchen Hang zur Uebertreibung und Gefallen am Uebertriebenen überhaupt, oder in besondern Beziehungen, am meisten zu vermuthen seyn können. Beide setzen eine lebhafte, und unter keiner strengen Aufsicht des Verstandes stehende Imagination voraus.

Daß auf diese Neigung zur Uebertreibung, und die verschiedenen Richtungen derselben, in den verschiedenen Subjecten, Ländern, Zeitperioden, in allen Zweigen der praktischen Seelenlehre, bei der Erziehung, dem Religionsunterrichte, der Gesetzgebung und ganzen übrigen Politik, Rücksicht genommen werden müsse; wird wohl Niemand in Zweifel ziehn. Aber in alles dieses weiter einzugehn, ist hier der Ort nicht; und würde nicht eine Abhandlung, sondern ein Buch erfordern.

Von

Von dem Anbau des Honiggrases. *)

Dieses sehr nützliche Futter kommt in allen Gattungen von Erdreich fort. Im guten lockern Boden treibt es 30:40 Halmen 2:3 Schuh hoch, und einen Schuh lange Blätter. Man versichert sogar, daß man Flugsand damit binden, und selbigen zu einer guten Schaafweide umschaffen könne, wenn man den Saamen allein, ohne weitere Vermischung, nur aber etwas dick, darauf säet und 3:4 Jahre lang kein Schaaf darauf weiden läßt. In diesem Sande wächst es zwar nicht lang genug zum Abmähen; aber dennoch wird es hoch genug zum Abweiden.

Will man einen Acker damit anlegen, so behandelt man den Platz gleich einem Brachacker; wenn man aber eine Wiese damit anlegen wollte, so muß man sie gleich nach der Heuerndte pflügen, darauf in 6 bis 8 Wochen wieder, und dabei den Rasen mit einer Egge, so klein als thunlich, zu zerreissen, mithin den Platz von allen Graswurzeln zu reinigen suchen. Nach einigen Wochen wiederholt man das Ackern und Eggen, und dann vor dem Winter noch einmal, und zwar so sorgfältig, als wenn man den Acker mit Frucht besäen wollte. Im darauf folgenden Frühjahre, wenn kein Frost mehr den Boden hart macht, wird das Land noch einmal gepflügt und geegget, und alsdann ein Gemische von Klee und Honiggras oben auf gesäet, aber nicht tief untergegget. Kann man vor dem Säen guten kurzen Dung untereggen, so fällt die Erndte desto reichlicher aus.

Auf hohem, dürren Flugsande muß man ihn früh säen, damit er von der Winterfeuchtigkeit zum Keimen gebracht werde; in frischem Boden kann man später, in feuchtem, tiefem Boden noch um Walpurgis säen. Räthlich ist es, daß man in einem Boden, der gerne Unkraut treibt, zu 4 Loth Kleesaamen 1 Loth dieses Grassaamens, auf einem andern Boden hingegen, zu 12 Loth Kleesaamen, nur 1 Loth dieses Grassaamens nimt. Wenn man demnach auf 1 Morgen 8 Pfund rothen Kleesaamen allein säet, so säet man auf einen Morgen Feld, das gerne Unkraut treibt, 6 Pfund rothen Kleesaamen und 2 bis 3 Pfund Honiggrassaamen. In einem andern Boden nimt man 6 Pfund Klee- und ½ bis 1 Pfund Honiggrassaamen. Natürlicher Weise kommt es hiebei darauf an, ob der Boden gut oder schlecht, mild oder ungeschlacht, mehr oder weniger Besserung habe; denn je besser der Boden ist, desto weniger muß man Saamen zur Saat nehmen, und umgekehrt, desto mehr. Zum Schirm wider die Hitze ist nicht undienlich, vorher Gerste auf das Land zu säen und unter zu eggen.

*) Aus dem 55 und 56sten Stück des Anzeigers von 1792.

eggen. Im ersten Jahre bestaudet sich das Honiggras noch nicht, und es scheint alle Mühe verlohren zu seyn; aber im 2ten, breitet es sich zum Erstaunen aus. Im ersten Jahre mäht man den Klee ab; im zweiten Jahre wächst dies Gras eben so hoch, als der Klee, fängt an sich zu bestauden und fährt darin alle Jahr fort, bis im 4ten Jahre, wo der Klee sich verliert, das Gras in die Stelle des Klees trit, und sich so stark ausbreitet, als es nur leeren Raum um sich findet, und nicht von andern Gewächsen gehindert wird. Hat man im zweiten Jahre das Gemengsel von Klee und Honiggrase geschnitten, so bleibt es nach dem Schnitt zurück, holt aber dennoch den Klee bald wieder ein. Es giebt so viel, und noch mehr Erndten als der rothe Klee. Schon im Februar fängt es an, wenn nur irgend die Witterung ihm einigermaaßen günstig ist, zu wachsen. Späterer Frost hindert zwar sein Wachsthum, schadet ihm aber nichts. Zu Ende Aprils ist es wenigstens schon 1 Schuh hoch, und zum Schnitt gut. Kein Gewächs übertrift es im Wachsthum. Auch im Spätjahre wächst es bis zum anhaltenden Frost immer fort, und erfriert auch im Winter nicht leicht. Hat es sich in den folgenden Jahren wohl bestaudet, so fällt es, besonders in gutem Boden, wenn es noch nicht bis an den Saamenstengel 3 Schuh hoch ist. Man muß es daher abmähen, ehe es zu lang wird, besonders an solchen Stellen vorzüglich, wo es sich lagern will. In magerm Boden wächst es, ohne die Saamenstengel zu rechnen, kaum $1\frac{1}{2}$ Schuh hoch, und da kann man es stehen lassen, bis die Saamenstengel sich völlig geöfnet und ausgebreitet haben. Zu Heu mähet man es, um die Zeit ungefähr, die zum Grünfüttern oben ist bestimmt worden. Für Pferde, Rindvieh und Schaafe ist dies Gras fürtrefflich, und die Kühe geben davon die meiste Milch. Sehr nützlich legt man dergleichen Schaafweiden an; man kann sie spät und früh betreiben, auch sind sie die gesundeste und angenehmste, besonders für säugendes Vieh und entwöhnte Lämmer. Uebrigens dauert dies Gras, wenn es sich einmal bestockt hat, immer, und es kann mit mehrerm Rechte ewiges Gras, als der Luzerner ewiger Klee, genennet werden.

Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Freitag, den 11ten Mai 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

Den Beschluß dieser kleinen Aufsätze mache ich um so lieber mit

Pavia,

weil diese Königin italiänischer Universitäten, einen so großen Contrast mit **Genua** macht, wovon ich zuerst redete. Vor **Marien Theresiens** Zeiten war auch sie weiter nichts, als was **Genua** und **Bologna** gegenwärtig sind; aber diese große Monarchin, die um das Aufblühen der Wissenschaften in ihren Staaten so große Verdienste hat, legte mit Eifer den Grund zu der Vollkommenheit, zu welcher sie sich nun gehoben hat, denn sie suchte geschickte und brauchbare Männer hieher zu ziehen. Unter diesen waren vornemlich **Burserius, Michael Rosa, Tissot** und **Frank.** Die beiden erstern erhoben diese Universität aus dem Staube, diese letztern aber vornemlich brachten sie zu der jetzigen Vollkommenheit. Denn derjenige Musensitz hat gewiß anziehende und hervorstechende Eigenschaften, wo jährlich gegen 30 Aerzte den Doktorhut erhalten, und wo unter einer großen Menge medicinischer Studenten 10 Deutsche und 30 promovirte Aerzte sich befanden, welches zur Zeit meines Daseyns der Fall war. Ehe ich aber von der Universität selbst rede, schicke ich eine kurze Beschreibung des Orts voraus. In den meisten Reisebeschreibungen finde ich ihn übergangen, weil viele Reisende ihre Neugierde daselbst wenig befriedigt, und ihre Erwartung, Statüen, Bildergallerien, und große Pallaste anzutreffen, nicht erreicht sahen. Auch das Unbedeutendscheinende genau zu wissen, interessirt zuweilen. **Pavia** ist dem Aeussern nach eine schlechte Stadt, denn alle Gassen, die Strada nuova ausgenommen, sind eng und gebogen. Und wenn hin und wieder ein Pallast in einem Winkel glänzt, so ist dadurch zur Schönheit des Ganzen noch nicht mehr gewonnen, als wenn man ein zerrissenes Kleid mit neuen Flicken bessert. Das

 traus

traurige Ansehn der Stadt, die finstern schmutzigen Straßen, der tägliche Regen in den Wintermonaten, der wenig gesellschaftliche Ton der Einwohner, die widrige Gewohnheit, alle Abende, wenigstens 4 bis 6 Wochen herdurch, auf dem Theater ein und dasselbe Stück vorzustellen, und noch manche andere Dinge, sind die kräftigsten Mittel zur Einsamkeit und zum Studiren zu führen; aber keine Versuchung für Fremde, die bloß reisen, um zu reisen, oder Merkwürdigkeiten gewöhnlicher Art zu sehen, sich hier lange aufzuhalten. Wie ich zuerst der Stadt nahe kam, so schien es mir in der That, als wäre die ganze Stadt zu vermiethen, und dennoch mußte ich mich bequemen, wie ich den Gasthof verlassen wollte, zu einem mir ganz unbekannten italiänischen Dottore aufs Zimmer zu ziehen. Glücklicher Weise war dieser den ganzen Tag nicht zu Hause, sondern kam nur am Abend, um beim Kaminfeuer Kastanien zu braten. Bei der Einrichtung der Häuser und Zimmer hat man mehr die Unbequemlichkeiten des Sommers, als des Winters vor Augen, und die gänzliche Unbekanntschaft der Nation mit Oefen, verursacht einem Deutschen, in einem so kalten Winter, als ich im Anfang des Jahrs 1790. dort zubrachte, große Unbequemlichkeiten. Wenn ich mich einmal auf gut deutsch durchwärmen wollte, so geschahe es beim Professor Frank a), der sich einen Ofen aus Backsteinen hat setzen lassen.

Es war nicht möglich, ein Zimmer zu finden, wozu man mir ein Bette geliefert hätte, daher mußte ich dies besonders miethen. Ein Bette aber heißt hier nichts anders, als ein Sack, der mit Blättern von türkischem Weizen und etwas Pferdehaaren gestopft ist, und ein Kopfkissen von der Größe eines mäßigen Quartanten, mit Schaafwolle ausgefüllt, welches alles mit einem gewöhnlichen linnenen Tuche überlegt ist, und wobei ein Stück dünner Kattun zur Decke gebraucht wird. Die Figur des Bettes ist aber so lang als sie breit ist. Dieser Einfall hat seinen guten Nutzen, denn der Schlafende kann nun bei großer Hitze, öfterer seinen Platz verändern. Die Kissen ruhen auf einzelnen Brettern, die ihren Ruhepunkt auf 2 Bänken haben, und daher sind hier weder Seitenbretter, noch Pfosten. Zu meiner Aufwartung konnte ich mit einem Bedienten nicht ausreichen, sondern ich hatte einen zum Frisiren, einen andern zum Schuhputzen, einen dritten zum Stubenkehren, einen vierten zum Wassertragen, ꝛc. so daß das Innere meines Haushalts ohngefähr das Gemählde der Einwohner von Bengalen liefert. Ich bitte dieser kleinen Ausschweifung halber um Verzeihung, die

a) Dieser würdige Mann läßt einen in Ungewißheit, ob man mehr seinen gelehrten oder moralischen Charakter verehren müsse.

die ich dadurch wieder gut zu machen suche, daß ich mich nun sogleich zur Beschreibung der hiesigen Medicinalanstalten und zu größern Gegenständen wende, und daher eile ich zuerst zum anatomischen Theater, weil bei diesem alle Eigenschaften zusammen kommen, die es zu einer vollkommenen Lehranstalt machen. Das von Steinen geräumig erbaute Gebäude, gränzt an das Universitätshaus, und erhält durch Seitenfenster sowohl als von oben her, das nöthige Licht; für anatomische Demonstrationen aber sind senkrechte Lichtstralen aus mancherlei Ursachen die liebsten. Ein Zuschauer hindert den andern im Sehen nicht, weil sie im Halbzirkel amphitheatralisch sitzen, und keiner sieht den Gegenstand im Schatten, weil das Licht von oben herunter fällt. Geschmackvoll sind die Wände vermalt, und mit Bildnissen großer Zergliederer, des Herrn von Haller, Morgagni, Albin, u. a. geziert. Hier mangeln nicht, wie auf manchen deutschen Akademien, Leichen, ohne welche das schönste Theater unbrauchbar ist, sondern die Aerzte des Hospitals liefern gewöhnlich 3 Stück im Tage. Ohnentgeltlich zergliedert hier jeder Schüler so viel er will, das in andern Ländern theuer bezahlt wird; und doch machten unter einer Zahl von 130 Studenten der Medicin, nur 3 davon Gebrauch. Solche Nachlässigkeit hat den Gouvernialrath Frank bewogen, in dem neuen Studienplan ein Gesetz einzuführen, daß keiner ferner promovirt werden solle, der nicht, wenigstens einen Winter herdurch erlernt habe, Leichen kunstmäßig zu zergliedern. Sogar die zum Seciren nöthigen Instrumente, werden aus dem Fond der Universität angeschaft.

Ein eigener Prosector wird besoldet, um die zur Demonstration nöthigen Präparate zu verfertigen, deren vorräthige Zahl sich schon über 200 Stück erstreckt. Professor Scarpa bekömmt von Zeit zu Zeit von Wien Erinnerungen, daß er für diese Sammlung fleißig arbeiten möge. Er erzählte dies lachend mit dem Zusatze, daß ein Italiäner unmöglich gleich einem Deutschen arbeiten könne. Eine helle, geräumige anatomische Küche, die zugleich zum Sectionszimmer dient, kann durch einen Springbrunnen unter Wasser gesetzt, und daher immer reinlich erhalten werden. Ihre Wände sind mit gläsernen Schränken besetzt, in welchen die zum Zergliedern nöthigen Instrumente aufbewahrt werden, die bis dahin zu nichts, als zur Tapete gedient haben. Ueber dem Kamine hat man dem Anatom Asellius, einst Lehrer dieser Universität, und Entdecker der lymphatischen Gefäße, ein marmornes Denkmahl mit folgender Inschrift gesetzt:

Asellio Cremonensi
lacteis apud nos detectis
sacrum.

Dem Asell von Cremona, dem Entdecker der Milchgefäße geweiht.

Wichtiger als alles bisher genannte, ist der Lehrer der Zergliede-

rungskunst, Professor Scarpa, in dem alles vereinigt ist, was ihn zum vollkommenen Lehrer macht. Er hat gründliche Kenntnisse seiner Wissenschaft, besitzt Rednertalente, und spricht sehr fließend Latein. Die erste halbe Stunde lehrt er in dieser Sprache, und wiederholt den Wundärzten zu Gefallen dieselbe Lektion italiänisch. Diese Wiederholung hat den Nutzen, daß das zweimal Gesagte bleibendern Eindruck macht, und daß diejenigen nun näher treten können, die bei der ersten Demonstration zu entfernt standen. Diese Vorlesungen werden vom ersten November bis zum Ende des Aprils täglich gegeben, und in dieser Zeit wird die ganze Lehre der Anatomie geendigt. Vom April bis zu Ende des Schuljahrs, giebt derselbe einen Curs chirurgischer Operationen an Cadavern, zu welchen die Universität die Instrumente hergiebt. Scarpa ist nach meiner Meinung einer der ersten jetztlebenden Wundärzte Europens, daher seine chirurgische Clinik, von so großer Wichtigkeit ist. Diesem praktisch chirurgischen Unterrichte ist täglich eine Stunde bestimmt, in welcher Zeit der Lehrer als wirkliches Muster, operirt und verbindet. Das nahe Sardinien ist für diese Anstalt eine reiche Erndte, weil meuchelmörderisch Verwundete häufig hieher geführt, und aufgenommen werden müssen, da das Hospital viel Einkünfte aus diesem Lande hat. Bei einer weit geringern Anzahl chirurgischer Kranke als in Wien, habe ich hier viel mehr Operationen gesehen, weil sich der Operator auf die Geschicklichkeit seiner Hand, zu verlassen Ursache hatte, und daher nichts fürchtete. Hier wechseln täglich Operationen aller Art ab; Steinschnitte — diesen sahe ich in 1½ Minuten so gut vollbracht, daß der Kranke nach 14 Tagen geheilt nach Hause gieng, — Castrationen, Herniotomien, Staarschnitte, Amputationen, Gastrotomien, Paracenthesen, Abschneiden krebsartiger Brüste, Einrichtungen verrenkter Glieder, ꝛc. Scarpa zeigt während einer Operation, unerschrockenen Muth, Gegenwart des Geistes, möglichste Schonung für den Leidenden, nichts von Charletanerie, welches alles ihm so viel Dexterität giebt, daß er auch nicht eine Bewegung umsonst macht. Sein Verband ist, wie aller guten neuern Wundärzte, äusserst einfach, daher bekömmt man Salben und Pflaster beinahe nie zu sehen. Hiebei ist ein Fehler zu bemerken. Die Operationen nemlich werden im grossen Krankensaale vorgenommen, und daher werden durch das Schreien des Patienten, während der Operation die übrigen Kranken sehr beunruhigt und geängstigt, und nur die Schüler, welche zunächst dem Bette stehen, haben den Vortheil, die Handgriffe der Operation zu sehen; die übrigen bemerken nichts als das Schreien. Es ist indeß Hofnung, daß diesem Unwesen wird abgeholfen werden, indem man damit umgeht, ein eigenes

genes Operationszimmer einzurichten.

Monrini ein geschickter Wundarzt der Stadt, giebt für geringen Preis Privatanweisung zum operiren und verbinden. Das Hospital liefert hiezu Leichen, und die Universität Instrumente.

Eine chirurgische Clinik anderer Art, nemlich der unbedeutendern Operationen, z. B. Aderlassen, Schröpfen, Geschwüre öfnen, ꝛc. hält in einer andern Stunde Dr. Volpi unentgeltlich. Durch Hrn. v. Brambilla's Vorsorge, die für seine Vaterstadt so würksam ist, wurde er mit 100 Zechinen b) in dieser Absicht bei diesem Hospital angesetzt, er ist auch Aufseher einer Bibliothek, die der Protochirurgus Brambilla hieher geschenkt hat. Sie steht in einem Zimmer des Spitals, und wird für die jungen Wundärzte täglich geöfnet. Zwar dürfen sie nicht die Bücher nach ihrem Gefallen wählen, sondern Herr Volpi hat das Geschäft, jedem die zuzutheilen, welche er am zweckmäßigsten für ihn hält. Die jungen Wundärzte scheinen billig zu denken, und wollen Herrn Volpi keine Mühe machen, denn ich war mehrere male zur bestimmten Zeit in der Bibliothek, ohne einen einzigen daselbst anzutreffen. Daher wird der Bibliothekar ermüdet, und kömmt nicht selbst um die festgesetzte Zeit, sondern giebt einem Unterwundarzt des Spitals den Auftrag, das Zimmer zu öfnen.

Professor Nesi lehrte bisher die Theorie der Wundarzneikunst und Geburtshülfe, (über welche beide Wissenschaften er geschrieben hat) und ist nunmehr als Direktor und erster Arzt des Hospitals nach Como versetzt. Vortrefflich ist dieser Lehrstuhl mit einem bekannten großen Wundarzte, dem Professor Malecarne aus Turin besetzt. Dieser beschäftigt sich gegenwärtig mit der Untersuchung eines wichtigen Gegenstandes für die Menschheit, mit der Ursache und Heilung des Cretinism, eines bekannten Schweizerübels. Er ist so glücklich gewesen, einige Leichenöfnungen durch Unterstützung des Königs in Savoyen anstellen zu können. Dies ist deshalb so schwürig, weil die Verwandte eines solchen Unglücklichen ihn für heilig halten. Er hat Herrn Frank 2 Schädel von Cretins geschenkt, die über die Entstehungsart viel Licht geben, und deren sehr verschobene Knochen (am mehrsten hat das Hinterhauptbein, weil die Schwere des übrigen Kopfs um so mehr darauf würkte, gelitten) mir zu beweisen scheinen, daß dies traurige Uebel seinen Sitz in den Knochen habe. Es ist eine Art rhachitis, die die Kopfknochen so sehr erweicht, daß das Gehirn gedruckt, und aus seiner

b) Ein Zecchino ist nach jetztlaufendem Curse 2 Rthlr. 24 gr. 6 H. in Louisd'or gerechnet.

ſeiner gewöhnlichen Lage herausgepreßt wird, daher dieſer hohe Grad von Stupidität, ſo wie das Anſchwellen der Drüſe am Halſe, die Folge jener Urſach iſt.

Der Mangel eines Entbindungshauſes iſt ein wichtiger Vorwurf für dieſen Muſenſitz, und es iſt keine Entſchuldigung, daß in Mailand eine ſolche Anſtalt iſt. Indeſſen iſt dieſe Lücke dem Direktor Frank nicht unbemerkt geblieben, ſondern er hat deshalb bei dem Gouvernium in Mailand Vorſtellung gemacht, und ein ehemaliges Nonnenkloſter wird nunmehro der Juno Lucina gewidmet. Sonderbare Metamorphoſe!!

Ein Findlingshaus hatte dieſe Stadt ſchon lange, welches an ſeiner Nützlichkeit dadurch gewinnt, daß künftig die ſchwere Kenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten hier am Bette gelehrt werden ſoll. Die Kinder werden, ſobald ſich Gelegenheit findet, Pflegemüttern auf dem Lande anvertrauet, demohnerachtet ſterben von allen Eingebrachten die Hälfte erſt im Hauſe, daher fehlt es nicht an Gelegenheit, um Kinderkrankheiten zu beobachten. Die Pflegemutter bekömmt für jeden Monat der neun erſten Lebensjahre vier Lire Koſtgeld, und nach dieſer Zeit wird die Monatsſumme jährlich um einen Lire aus der Urſache verringert, weil die Pflegeältern nunmehr das Kind zu ihren häuslichen Arbeiten gebrauchen können. Ehedem hatte dies Inſtitut 12 adeliche, mehrentheils reichlich beſoldete Vorſteher, und hatte gleichwohl mehrere Mängel, als jetzt, ſeitdem dieſe ihre Stellen durch Hrn. Franks Vermittelung haben niederlegen müſſen. Bis zum 16ten Jahre ſtehen die Alumnen unter der Direktion des Hauſes, und dann müſſen ſie für ſich ſelbſt ſorgen. Die Pflegemütter erhalten in der Stadt ihre Bezahlung, und müſſen, um das Geld einzunehmen, jedesmal vom Geiſtlichen ihres Orts ein Zeugniß beibringen, daß ſie dem Kinde hinreichende Reinlichkeit und gehörige Sorgfalt angedeihen laſſen. Das Haus iſt groß, und einem eigenen Arzte iſt die Geſundheitspflege ſeiner Einwohner übertragen. Wenn er aber für ſeine übrigen Obliegenheiten nicht beſſer, als für die Erhaltung der nöthigen Reinlichkeit ſorgt, ſo iſt das Haus in dieſer Rückſicht ſchlecht beſtellt. Die Koſt iſt gut und zweckmäßig. An den gewöhnlichen Tagen beſteht ſie in Mineſtra und Fleiſch, und an den Faſtentagen in Paſta c), Eiern und Käſe. Die Stärke der Portion iſt nach Verſchiedenheit der Jahre der Kinder eingerichtet. Ihrer ſind ungefehr 120, die in einem Jahre eingebracht werden, und 40 waren bei meinem Aufenthalte im Hauſe gegenwärtig. In dieſer Zahl aber ſind — und dies iſt in allen italiäniſchen Findlingshäuſern der Fall — viel ehelich erzeugte Kinder. Es iſt eine nachahmungs-

c) Eine Art Mehlſpeiſen.

mungswürdige Anordnung, daß in demselben Zimmer, worin der Torco (Molle) befindlich ist, vermittelst welcher die Kinder eingeschoben werden, alle Nächte ein Dienstbote des Hauses schläft, der durch Klingeln leicht erweckt wird, um den gebrachten Säugling sogleich anzunehmen, und ihn der fernern Sorgfalt einer dazu angesetzten Frau zu übergeben. Hat der Träger dem Kinde ein Zeichen beigelegt, so wird dies sorgfältig erhalten, im andern Fall wird dem Kinde ein eigenes Zeichen, in Blei gedruckt, um den Hals gehangen, das nicht, ohne den Faden zu zerreissen, willkührlich abgenommen werden kann. Das Charakteristische des Zeichens und der Tag des Ankommens des Unmündigen, wird in das Tagebuch eingetragen, wodurch das Verwechseln des Kindes unmöglich gemacht, und der Nachfragende sicher befriedigt werden kann. Den eben eingebrachten werden Ammen zu ihrer Ernährung gehalten, und die erwachsenern genießen den Unterricht einer Lehrmeisterin. Ein Garten hinter dem Hause ist für die Erhaltung der Gesundheit nicht unwichtig. Weniger nutzbar ist einer solchen Anstalt eine eigene Kirche, um alle Morgen hier Messe zu hören d).

Professor **Presciani**, ein junger, talentvoller und bescheidener Mann, bekleidet seinen neu errichteten Lehrstuhl, zu welchem er von Hrn. Frank vorgeschlagen worden. Er lehrt für 2000 Lire jährlichen Gehalts in vier Stunden wöchentlich Anthropologie, die vermöge des neuen Studienplans, in das erste oder Vorbereitungsjahr der jungen Aerzte gehört. Er ist zugleich Aufseher eines pathologischen Cabinets, von welchem ich bei dieser Gelegenheit reden will. Zu Herrn **Franks** vielen Verdiensten gehört ihm auch die Ehre, daß er den Anfang dieser Sammlung gemacht, die jede medicinische Schule, des wichtigen Einflusses für lernende Aerzte wegen, nachahmen sollte. Er nimt sich ihrer mit so vielem Eifer an, daß sie in kurzer Zeit zu einer großen Vollkommenheit gedeihen kann. Sämtliche Aerzte der 45 Hospitäler in der österreichischen Lombardie, haben von der Regierung Befehl erhalten, jeden Todten zu öfnen, wenn sich einigermaaßen eine interessante Entdeckung erwarten läßt; auch müssen sie die entdeckten Merkwürdigkeiten der Landesuniversität einschicken. Zu diesem Zwecke findet sich in jedem Hospitale eine Tonne mit Brantewein, um die von Cadavern geschnittenen krankhaften Theile, bis zur Anfüllung derselben aufzubewahren, und sie dann nach **Pavia** zu schicken. Zwei Zimmer sind gegenwärtig zu der Sammlung bestimmt, doch wird dieser Raum die mannigfaltigen Präparate bald nicht

d) Die Stadt Pavia, ungefehr wie Hannover bevölkert, hatte 24 Kirchen, die Kaiser Joseph bis auf 9 reducirt hat.

nicht mehr fassen können. Einige derselben sind so interessant und lehrreich, daß man sie gern hier angeführt lesen wird.

1) Ein weiblicher Eierstock, der auf der einen Seite in einem so hohen Grade wassersüchtig war, daß er 85 Pfund Wasser enthielt. Auf der andern Seite hingegen, sind deutliche Spuren einer veralteten Frucht. Im Eierstocke selbst bemerkt man eine käsigte Materie, im Umfange einer mittelmäßigen Melone, worin einer Elle lange Haare und der felsigte Theil des Schlafbeins deutlich zu erkennen sind.

2) Ein geschwängerter Eierstock, worin Haare in einer käsigten Materie unverkennbar zu bemerken sind, nur nicht von der Länge der vorhin erwähnten.

3) Ein Netz mit viel verknöcherten Stellen.

4) Rippen durch Säuren so sehr erweicht, daß man einen Knoten hinein geschürzet hat.

5) Der Ausgang des dünnen Darms, in den Anfang des dicken, ohne Grimmdarmsklappe.

6) Eine Aussetzung des Oberschenkels, dessen Kopf sich im ungenannten Beine eine neue Pfanne geschaffen, nachdem die alte verwachsen war. Das ungenannte Bein ist an mehrern Stellen zerbrochen, ohne daß die Zwischenräume mit Knochenmaterie ausgefüllt sind.

7) Eine in gänzliche Eiterung übergegangene Niere.

8) Eine Niere, worin ein sehr grosser und mehrere kleine Steine eingeschlossen sind.

9) Eine doppelte Urinblase, die durch ein kleines Loch in der Mitte verbunden ist.

10) Eine Gebährmutter in ganz widernatürlicher Lage.

11) Eine Wassersucht des dünnen Darms, bei der sich das Wasser in dessen dünnen Häuten aufhält.

12) Eine auffallend große Gallenblase. Der Ausführungsgang ist im Umfange stärker, wie eine gewöhnliche Gallenblase.

Diese Stücke mögen hinreichend seyn, um das Lehrreiche dieser Sammlung zu erweisen. Ich würde noch mehrere anführen, wenn nicht nächstens die ganze Sammlung durch Hr. Frank bekannt gemacht, und die merkwürdigsten Stücke in Kupfer gestochen werden würden. Man wird mir doch nicht einwenden, daß manche dieser Seltenheiten zu weiter nichts dienten, als den Arzt zu demüthigen, und ihm das Geständniß abzuzwingen, daß sein Wissen Stückwerk sey, und daß er manchem dieser Uebel nicht abhelfen könne! Ich erwiedere dagegen, ob es nicht schon großer Gewinnst für Leidende ist, wenn ihre Martern durch unrecht angewandte Arzneimittel nicht vermehrt werden? Jedes Arzneimittel ist ein würkender Körper, der seine Kräfte zum Schaden oder zum Nachtheil ausüben muß. Und werden Aerzte nicht diejenigen Fälle, bei denen sie würklich Hülfe gewähren können, leichter und gewisser erkennen, wenn sie die einzusehen wissen, welche sie nicht heilen, kaum lindern können?

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Montag, den 14ten Mai 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

(Fortsetzung.)

Professor Ramponi war Lehrer der Pathologie, und weil er neuerlich durch den Tod abgegangen ist, so hat Dokt. Raggia die Stelle wiederum erhalten. Die Schüler haben beim Vortrag dieser Wissenschaft den großen Nutzen, daß ihnen die Begriffe auf eine sinnliche Weise, folglich auf die beste Art, gegeben werden. Denn außer der pathologischen Sammlung, die er bei seinen Vorlesungen nutzen darf, ist er berechtigt, die Liste der im Hospitale befindlichen 300 Kranken zu fordern, um seine Zuhörer zu den Krankheiten selbst zu führen, von welchen er gerade redet. Ein wesentlicher Vorzug für den sich bildenden Arzt, denn in sehr viel Fällen hat die richtige Erkenntniß der Krankheit, mehr Schwürigkeit, als ihre Heilung.

Professor Brosatti a) steht der chemischen Professur und dem botanischen Garten vor, seitdem Scopoli gestorben ist. Diese beiden Wissenschaften werden nicht wie die übrigen, im Universitätsgebäude vorgetragen, sondern in einem ehemaligen Kloster, das am Ende der Stadt liegt. Das chemische Laboratorium und der Hörsaal sind so mit einander vereint, daß die Zuhörer im letztern amphitheatralisch sitzen, und die chemischen Processe des Lehrers deutlich sehen können, die er im erstern macht. Beide sind hinreichend hell, groß, hoch und reinlich. Der Professor hat bei den Operationen zwei von der Universität besol-

a) Das Hierseyn dieses Mannes muß zu den Kriegscalamitäten gerechnet werden, denn Joseph wollte während des Türkenkrieges keinen großen Aufwand machen, und gab Hrn. Brosatti diese Stelle, der seines Vorgängers Vorgänger war. Vor mehrern Jahren mußte er dieselbe Professur nieder legen, und man gab ihm eine Pension. Jetzt war er daher desto leichter zu befriedigen, wenn er nur eine geringe Zulage erhielt.

soldete Gehülfen, und einen Diener. Br. ist ein schlechter Lehrer, er sagt in den mehrsten Stunden nichts, oder immer nur unbedeutende Sachen, und macht noch unbedeutendere Experimente, und auch diese gelingen selten. Ich habe ihn sogar in der Lehrstunde Buttern sehen, und wenn er gar nichts anzufangen weiß, so macht er dephlogistisirte Luft. Die Unkosten welche das Experimentiren verursacht, darf der jedesmalige Professor berechnen. 2000 Fl. in einem Winter, betrug diese Summe wohl zu Scopoli's Zeiten. Während dem letzten Kriege wollte Joseph diese Summe vermindert wissen. Die Studenten können sogar die Erlaubnis erhalten, hier selbst zu experimentiren. Ausser Wien giebt es in Deutschland keine chemische Lehrschule, wo der Aufwand beträchtlich ist. Wird die Hofnung der Universität erfüllt, und Herr Moscatti an Brosatti's Stelle gesetzt, so ist auch diese Anstalt so vollkommen, wie die übrigen dieser Universität.

Die Vorlesungen über Kräuterlehre werden angefangen, wenn die über Chemie geschlossen sind, das heißt im Mai, und dauern bis zum Ende des Junins. Wenn Herr Brosatti nicht einen so gelehrten Custos und den Garten in so guter Ordnung vorgefunden hätte, so würde er ausser Stande seyn, Vorlesungen zu geben. b) Scanagatta, Custos des Gartens, ist ein eifriger Botaniker, und hat sich auf seinen Reisen, die er auf des Kaisers Kosten machte, einen Reichthum botanischer Kenntnisse erworben. Er hält Privatvorlesungen über Botanik, die ihm jeder Schüler mit einem Zechino bezahlt. Diese sind so vortrefflich, daß dadurch das Mangelhafte der öffentlichen Vorlesungen auf eine genugthuende Weise ersetzt wird. Der Garten wird mit Recht unter die vollkommneren Anstalten dieser Universität gezählt. Durch Scopoli's und Scanagatta's Fleiß ist er in diesen Zustand gesetzt worden. Der Reichthum desselben kann um so leichter erhalten werden, weil ohne den Tauschhandel, den botanische Gärten gewöhnlich treiben, vom Kaiser jährlich 50 Dukaten zum Ankauf neuer Pflanzen und Saamen ausgesetzt sind. Das Haus theilt den Garten in 2 Abtheilungen. Jede derselben hat Scopoli, seinem Plan gemäß noch einmal getheilt. In der ersten sieht man Pflanzen nach Linneischem System auf 24 Feldern. In der zweiten herrscht das Scopolische. In der dritten stehen die Gisipflanzen, und in der vierten Bäume und Sträucher. Außer diesen sind eine Menge Pflanzen in Scherben und im Gewächshause, und endlich noch die Wasserpflanzen, die theils in einem offenen Bassin, theils im Gewächshaus

b) Offenherzigkeit besitzt er mehr als Kenntnisse. Er gestand mir einst ganz treuherzig; er habe seine Botanik vergessen. Und doch Professor der Botanik!

hause in Wassergefäßen aufbehalten werden. Die Gewächshäuser sind für den Plan dieses Gartens zu eng, deshalb der Vorschlag zu neuen schon gemacht worden ist. Das Seminarium wird in einer nachahmungswürdigen Ordnung erhalten, welches für diejenigen von großer Wichtigkeit ist, die hier Saamen eintauschen. Diese werden ohne Ausnahme, in Gläsern mit Deckeln versehen, bewahrt. An dieselben ist der Name der Pflanze geschrieben, und sie sind zufolge der Classen in verschiedene Repositoria, die mit Glasthüren versehen, und dadurch gegen Staub geschützt sind, geordnet. Vorzüglich nutzbar wird der Garten dadurch, daß er für Jedermann offen steht, ja daß es einem Jeden erlaubt ist, Blumen zu seinen Untersuchungen abzubrechen, auch ein Exemplar mit sich zu nehmen. Ich habe oft Morgens um 4 Uhr schon Eintrit gehabt, denn am Tage wird man durch die Hitze zu sehr gehindert. Obgleich der Garten in der Stadt liegt, so fehlt es ihm doch an der Sonne nicht, vielmehr wünscht man oft gedeckter dagegen zu seyn. Unter 1000 andern seltenen Stauden findet man hier Thee und Campher, ferner diejenigen, welche das lignum sanctum, sassefras campesch, Gummi arabicum &c. liefern.

Professor Rezia lehrt mit vielem und verdienten Beifalle Physiologie, und hat sich durch sein specimen observationum als Denker gezeigt. Vorhin bekleidete er den anatomischen Lehrstuhl, und noch von der Zeit gehört ihm das Verdienst, daß die mehresten anatomischen Präparate von ihm gemacht sind. Mit Praxis beschäftigte er sich nicht sehr. Aber der einsichtsvolle Frank, vom großen Nutzen überzeugt, daß Lehrer der Arzneiwissenschaft auch ausübende Aerzte sind, drang ihm gleichsam die Stelle eines Hospitalarztes auf. Ob dies so sehr zum Vortheil der Patienten als seiner Schüler geschahe, untersuche ich hier nicht. Oft ist mir bange geworden, wenn ich diesen sonst so geistreichen, bescheidenen Mann mit seinen wankenden praktischen Begriffen am Krankenbette handeln sahe, denn ein Wort, eine Miene sogar, konnte ihn plötzlich umstimmen, ein verordnetes Mittel auszustreichen, und ein demselben ganz entgegen gesetztes aufzuschreiben.

Professor Carminatti lehrt Materia medica auf eine kaum mittelmäßige Weise, und besorgt mit gleich schlechtem Succeß ein Drittheil der Hospitalkranken. Er war zeitiger Rektor magnificus, wozu ihm der Cavaliere servente seiner Frau — aus billiger Dankbarkeit — denn sie war die schönste Frau der Stadt — verholfen hatte. Die Studenten haben hier das Recht, den Rektor jährlich zu wählen. L. aber war Benediktiner und Professor der Theologie, c) daher wurde ihm eine solche

c) Ich war zu Hrn. Carminatti gebeten, und traf auch L. daselbst an. Er fragte mich, wer ich sey? — Ich beantwortete ihm dies, und erwiederte seine Frage

Ausführung, hier durch seinen Einfluß auf die jungen Theologen leicht, denn diese machen den ungleich größern Theil der studirenden Jugend aus.

Wie zuverläßig Carminatti's Schriften sind, und wie sehr sie durchdacht seyn mögen, mag man aus folgender Thatsache beurtheilen. Er, der vom Mohnsaft geschrieben hat, verordnete einer Wasserscheuen Frau im Hospitale, anderthalb Grane von diesem Mittel täglich. Eine Gabe, die die Kranke unter diesen Umständen stündlich vertragen hätte. Ich habe diese Elende bis eine Stunde vor ihrem Ende gesehen, und mich mit ihr unterhalten, denn sie delirirte gar nicht. Die ersten Spuren der Wasserscheue zeigten sich am 7ten Tage nach dem Bisse, und 4 Tage nach diesem endigte sie ihr Leben. Das Fieber war unbedeutend, und der Schlaf unterbrochen. Eine Hauptklage führte sie über einen Schmerz an der Nasenwurzel, der sehr vermehrt wurde, wenn sie sich zum trinken zwang. Ich überredete sie oft dazu, und ihre beibehaltene Vernunft gab meinen Vorstellungen Gehör, aber jedesmal hatte sie einen schrecklichen Kampf zu überstehen. Noch eine Stunde vor ihrem Tode nahm sie unter Zittern und Höllenangst, durch meine und ihres weinenden Mannes Ueberredungen, einen Löffel voll Flüssigkeiten zu sich.

Eine Vieharzneischule fehlt dieser Universität, doch ist Hofnung, daß eine solche Lehranstalt errichtet werden wird. Schikane gegen einen würdigen Lehrer in Pavia hat sie nach Mailand zu verlegen gewußt. Denn die vorgegebene größere Menge der Pferde am letzten Orte ist deshalb kein Grund, weil auch hier viel Pferde sind. d)

Alexander Volta, bekannt durch manche Entdeckungen über Luftarten und Electricität, in seinen jüngern Jahren Schulmeister in Como, und nun Lehrer der Physik, steht mit einigen Unterbedienten dem physikalischen Cabinette vor. Hier ist ein sehr grosser Vorrath der kostbarsten Instrumente, die größtentheils in London, und manche in Paris verfertigt sind. In einem schönen geräumigen Saale sind sie in Schränken mit Glasthüren gegen Staub geschützt. Der Saal zum Experimentiren ist besonders für sich. Amphiteatermäßig sind die Schüler geordnet, und Kuppel und Seitenlicht erhellet genau jeden Gegenstand. In den Vorlesungen wird die Ordnung beobachtet, daß in vier Stunden wöchentlich theoretischer Un-

ge. Hand in Hand mit Signora Carminatti sagte er: daß er Professor der Moral sey! —

d) Pavia, die auch die Stadt der 100 Thürme heißt, weil diese Anzahl deshalb heraus kömmt, da beinahe neben jedem adelichen Hause ein Thurm steht, hat reichen und vielen Adel. Das Haus Cotta hat im geringsten Anschlage 20,000 Zechini jährliche Einkünfte, und wird von der Familie Malaspina noch übertroffen.

Unterricht gegeben wird, und eine, zu Zeiten 2, zum Experimentiren angewandt werden. Frauenzimmer des ersten Standes sind oft Zuhörerinnen, sie vermehren aber die Aufmerksamkeit der jungen Studenten auf ihren eigentlichen Zweck nicht sehr.

Professor **Barbetti**, ein sehr geschickter Mann, ist Lehrer der theoretischen Physik, und macht wöchentlich einmal Experimente über Gegenstände der Mechanik.

Der große Naturforscher Abbé **Spalanzani**, eine Zierde dieser Schule, lehrt Naturgeschichte, und endigt seinen Vortrag über alle Reiche in 3 Jahren. Er besitzt viel Rednertalente, und erweckt dadurch bei seinen Vorlesungen um so mehr Interesse. Leider bemerkt man bei diesem großen Italiäner eine Lücke in Rücksicht deutscher Litteratur, die desto auffallender ist, weil gerade im Fache der Naturgeschichte unsere Nation soviel leistet. Das **Naturalienkabinet**, dem er vorsteht, ist so reich und prächtig, daß es nur an Festtagen gezeigt werden sollte. Zum Glück für Naturliebhaber wird diesem nicht gemäß gehandelt, sondern es ist an jedem Donnerstage von 11 bis 12 Uhr geöfnet, und diejenigen, welche mit dessen Custos dem Abbé **Rosa** nähere Bekanntschaft haben, können noch öfteren Zutrit erhalten. Reisenden zeigt es der Pedell gegen ein Trinkgeld zu jeder Tageszeit. Es war schon ein reiches Kabinet, ehe es **Joseph** durch die Privatsammlung vor **Scopoli** und die **Goezeschen** Eingeweidewürmer (deren 300 verschiedene Gattungen sind) noch vermehrte e). In vier großen Zimmern des Universitätsgebäudes, sind diese natürlichen Seltenheiten in systematischer Ordnung aufgestellt. Von welchen, da hinreichendes Licht sie erhellt, dem forschenden Auge nichts entgeht. Der Reichthum dieser Sammlung erstreckt sich über alle Reiche, Ordnungen, Classen, Geschlechter, Gattungen und Abänderungen, daher würde ich viel zu weitläuftig werden, wenn ich mich in eine genauere Untersuchung einlassen wollte.

Professor **Frank** ist die Krone unter allen hiesigen Lehrern. Durch seine praktischen Vorlesungen und Uebungen am Krankenbette, bildet er nicht allein Aerzte für **Italien**, die **Schweitz**, und **Deutschland**, sondern für mehrere Länder **Europens** und **Asiens**. Er hält die Vorlesungen lateinisch f) und trägt in einem Jahre

e) Die zu Wissenschaften trägen Italiäner, nutzen oft Dinge, obgleich diese täglich um ihnen sind, so wenig, daß der Professor der Pathologie in seinen Vorlesungen von nicht mehr, als 3 Gattungen der Eingeweidewürmer spricht.

f) Die Lectionscurse dauern hier ein Jahr. Die Hitze macht dies unabänderlich, weil aus dieser Ursache vier Monat Ferien gehalten werden müssen. Es würde ohnehin nicht möglich seyn, den sinnlichen Italiäner zu anhaltenderem Fleiße zu gewöhnen.

Jahre der acuten, und im nächsten der chronischen Krankheiten vor. Kein Kompendium, sondern seine eigene Ordnung leitet ihn. Er ist d einzige Lehrer, welcher tägliche Vorlesungen giebt, ja die clinischen sogar 2 mal, auch den Sontag nicht ausgenommen. Sehr consequent wendet er jedesmal das Gelehrte am Krankenbette an, und unterläßt nie an den im clinischen Institut Verstorbenen, Leichenöfnungen anzustellen. Mit einer verehrungswürdigen Offenherzigkeit habe ich verschiedentlich ihn nach einer Leichenöfnung gestehen hören, daß er sich geirret habe. Wie wichtig dieselben sind, darüber will ich einen Fall anzuführen mir erlauben. Schon seit Jahren litte eine Frau an einem chronischen Erbrechen, wogegen die ganze Schule der Mittel gebraucht war. Außer diesem empfand sie einen Schmerz um die Nabelgegend, Mangel am Stuhlgange, und im Unterleibe ließ sich oft, obgleich an keiner fixen Stelle, eine Geschwulst fühlen, auch floß von Zeit zu Zeit eine weisse Materie aus den Geburtstheilen. Dies waren die Umstände, unter denen sie wenig Tage zuvor, ehe sie starb, im Hospital ankam. Bei der Zergliederung fanden sich die dünnen Därme, die Gallenblase und der Magen ungewöhnlich erweitert, auch hing letzterer horizontal nieder. Die dikken Därme hergegen, waren so verengt, daß der Kanal kaum die Größe einer Gänsespule hatte, und das Netz war mit der Gebährmutter verwachsen. Dieser letzte Umstand war die Folge einer Entzündung. Durch die Anspannung des Netzes war der Magen heruntergezogen, und einzelne angespannte Fasern desselben, hatten den Schmerz und die Verengerungen der Därme zuwege gebracht. Da der Kanal der dicken Därme dadurch verschlossen wurde, so konnten die Speisen nicht passiren, und das Erbrechen war eine natürliche Folge. Drei Zimmer, zwei für Männer und eins für Weiber, (23 Bette zusammen) waren schon von Tissot zur Clinik erbauet, welchem auf dem Weiberzimmer die Liebe seiner Schüler ein marmornes Denkmal mit folgender Inschrift gesetzt hat.

S. A. D. De Tissot
Domo. Losanna. in Helvetiis
Consumatae. Peritiae. Medico
Studiorum. In. Universitate. Hocque Noso comio.
Per biennium.
Summa. Cum. Laude. Medendi.
Artem. Professo
Honesta. impetrata. Missione
Patrium. Remeanti.
Ticinia. Urbana. Clinica. Pubes
Tanti. Viri. Aemulata. Studia
Titulum. Fecit.
MDCCLXXXIII.

Locus. Gratis. Datus. Curatorum. Decreto.

Denkmäler zu setzen, sobald ein verdienstvoller Mann abgeht, ist hier so herrschende Gewohnheit, daß man die

die Wände des Universitätsgebäudes ganz voll eingemauerter Steine steht.

Herr Frank widmet nach seinem Diensteifer und feurigem Wunsche Gutes zu stiften, der Clinik täglich 2, und oft mehrere Stunden. Des Morgens wählt er nach seinen geendigten praktischen Vorlesungen die Stunde 9 Uhr, und des Nachmittags um 5 Uhr. Dann wird kein Bette übergangen, ja die Beobachtungen werden sogar von Tage zu Tage durch einen der Schüler niedergeschrieben. Die Kranken werden entweder aus ihren Häusern sogleich in dies clinische Institut gebracht, oder man wählt die merkwürdigsten des Hospitals. Einer der jungen Aerzte (die Hälfte dieser sind promovirte, und die andere Hälfte der Promotion sehr nahe) muß vor Franks Ankunft die Krankengeschichte lateinisch aufgesetzt haben, um sie dann öffentlich vorzulesen g). Nach dieser Vorlesung bestimmt Herr Frank, nicht ohne Ursache zum fernern Antriebe, die Güte derselben durch ein lautes Optime, bene, &c. und läßt sich näher darüber ein, um anzuzeigen, was gut, und was unbestimmt gesagt ist. Dann muß der Lehrjünger die Heilmittel, und seine Gründe für dieselben, auch die Art sie zu verschreiben, angeben. Im Saal hängt eine Tafel, worauf die Namen aller derer stehen, die diese Krankenbesorgung übernommen haben. Es ist ein eigener junger Chirurgus für die Clinik bestellt, um die kleinen Operationen sogleich und bestimmt zu verrichten. Er ist bei den Krankenbesuchen gegenwärtig, und muß sich die Verordnungen, welche ihn angehen, aufschreiben. Z. E. Klistire, spanische Fliegenpflaster, Aderlassen, ꝛc. und damit er sich in der Quantität nicht irren möge, so sind ihm Gläser gegeben, an denen durch Striche die Zahl der Unzen Bluts, welche darin enthalten, genau bezeichnet sind. Auch die Krankenwärterin muß bei jedem Besuche gegenwärtig seyn, um das zu berichten, was sie bemerken konnte. Z. E. Zahl und Beschaffenheit der Stuhlgänge, Schlaf, ꝛc.

Es ist eine gute psychologisch medicinische Anordnung, daß jeder Kranke bei seiner Ankunft sogleich beichten, und communiciren muß. Er wird dann bei zunehmender Krankheit nicht beunruhigt, indem er sonst diese Religionshandlungen als sein Todesurtheil ansieht. Zu solchen Verrichtungen hat dies Institut

g) Dies ist für die Studenten von größerm Nutzen, als für die Kranken. Herrn Franks Scharfsinn und geübtes Auge würde gewiß oft mehr Ursache und Erkenntniß des Uebels heraus bringen, wenn er selbst die Krankengeschichte entwürfe Zu Zeiten habe ich wohl bemerkt, daß ein Symptom mehr oder weniger, als es in der Natur war, angeführt wurde, je nachdem es in Baglivi stand.

tut einen eigenen Geistlichen, einen Kapuziner, der wie die Geistlichen des Hospitals, täglich mit 24 Soldi bezahlt wird.

Die Bettstellen sind von eisernen Stangen und so eingerichtet, daß man im erforderlichen Fall, bei Augenentzündungen, venerischen Uebeln ꝛc. Gardinen umhängen kann. Unter denselben ist eine verschlossene Schiebläde, die zur Aufbewahrung der Garderobe des Kranken dient, und am obern Theil ein Brett $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, so über dem Kopfe angebracht, daß Uringlaß, Spucktopf, Trinkgeschirr und ähnliche Nothwendigkeiten darauf gesetzt werden können. Ein Kranker liegt vom andern entfernt genug, um sich nicht durch die wechselseitigen Ausdünstungen zu schaden, auch damit die Zuhörer hinreichenden Raum haben, um sich neben dem Herrn Frank und den Kranken zu versammlen. Im dritten akademischen Jahre dürfen die Studirenden dieser Clinik beiwohnen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie dann noch in einiger Entfernung vom Bette als Auditoren bleiben. Im nächsten Jahre können sie selbst handeln, und haben dann das Recht, sich zum Bette selbst vorzudrängen. Es ist nicht nur der Seltenheit halber in Italien, sondern der Wichtigkeit der Sache selbst wegen, bemerkungswürdig, daß diese Zimmer durch Oefen geheitzt werden. Bei venerischen und den Krankheiten, deren Heilung vermehrte Ausdünstung erfordert, ist es von großem Einflusse. Alle Zimmer sind hinreichend hoch, und jedes hat einen wohl unterrichteten Wärter, der auch des Nachts in demselben schläft, um im nöthigen Falle zum Dienst eines Kranken bereit zu seyn. Abtritte werden durch Leibstühle ersetzt, für deren Reinlichkeit hinreichend gesorgt ist. Ueber dem Bette an der Wand hängt eine Tafel mit 8 Rubriken, die der junge Arzt, dem die nähere Sorgfalt des Kranken anvertrauet ist, ausführen muß. Alles Verzeichnete bleibt hier so lange stehen, bis der Kranke das Hospital verläßt. Unter der ersten Rubrik der Tafel, sieht man den Namen und das Vaterland des Kranken; unter der zweiten den Tag der Ankunft in die Clinik; unter der dritten, den Namen der Krankheit, unter der vierten, den Zeitpunkt derselben; unter der fünften die innerlich angewandten Mittel; unter der sechsten, die äusserlichen; unter der siebenten, die vorgeschriebene Diät; und endlich unter der achten, den Namen des Studenten, dem die nähere Besorgung übertragen ist.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Freitag, den 18ten Mai 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedicus Domeier.

(Fortsetzung.)

An diese vortreffliche und in ihr Art einzige Anstalt, schließe ich die Beschreibung des Hospitals. Beide sind Anstalten in demselben Gebäude. Das Hospital, dem heil. Matthaeus gewidmet, ist dem Aeußern nach schön, so wie überhaupt äussere Pracht solcher Gebäude, der herrschende Geschmack dieses Landes ist. 300 ist die gewöhnliche Zahl der Kranken, welche hier aufgenommen werden. Bei Epidemien aber, finden noch weit mehr Platz. Sie liegen sämtlich zu ebener Erde in Kirchen hohen Sälen, die verschiedene Kreuzgänge bilden. Es hängt mit dem Universitätsgebäude zusammen a), und weil dies mitten in der Stadt liegt, so wird der Zugang der freien Luft gehindert. Herrn Franks Aufmerksamkeit, der nichts entgeht, was zum Wohl des Medicinalwesens dient, hat dafür gesorgt, daß die nahen Häuser gekauft, und Statt derselben freie Plätze gemacht werden. Ehe dieser einsichtsvolle Arzt hieher kam, war an der Reinlichkeit und ökonomischen Verwaltung dieses Instituts viel auszusetzen, denn ob es gleich 200,000 Lire jährliche Einkünfte hat, so hatte es doch bei seiner Ankunft viel Schulden; und an Unreinlichkeit waren die Einwohner so gewöhnt, daß sie glaubten, es spuke in seinem Kopfe, wie er das Scheuern des Fußbodens verordnet hatte. Es haben nicht nur Kranke der

a) In diesem Gebäude sind nicht nur die Hörsäle aller Fakultäten, sondern auch die Bibliothek, die Anatomie, die Sammlungen der physikalischen Instrumente, der pathologischen Präparate, der natürlichen Seltenheiten, die Zimmer zur Versammlung des Collegii medici, für medicinische Examina, akademische Promotionen ꝛc.

der Stadt und des Landes freien Eintrit, sondern selbst Sardinische Unterthanen. Der Grenzort Gravelone, liegt nur eine halbe Stunde von Pavia, daher werden diese sehr häufig hieher gebracht. So wie die Patienten ankommen, müssen sie sich gleich in reinliche Hospitalkleider kleiden, und die ihrigen verwahrt man ihnen specificirt auf einem luftigen Boden. Drei Aerzten ist für 400 Lire jährliche Besoldung die medicinische Sorgfalt übertragen. Nämlich dem Doktor Ragia, (nun auch Professor) und den beiden Professoren Rezia und Carminati. Letzterer hat bloß die Sorge für die kranken Weiber. Ihre Besuche müssen sie zweimal im Tage wiederhohlen, und zwar zu verschiedenen Stunden, damit die Schüler dadurch in den Stand gesetzt werden, mehrern zu folgen. Eben soviel Oberwundärzte besorgen unter derselben Bedingung die chirurgische Hülfe. Wie wichtig außer dem dies Institut für den lernenden Arzt wird, habe ich bei Gelegenheit der chirurgischen Clinik, des pathologischen Unterrichts, ꝛc. schon angeführt. Die Betten stehen nur 2½ Fuß von einander, und wenn dadurch meine Nase nicht incommodirt wurde, so erkläre ich mir das aus der beträchtlichen Höhe des Saals, und aus dem beständigen Offenstehen der Thüren. Auser der gehörigen Zahl Wärter und Geistlichen (Messe wird alle Morgen um 6 Uhr gelesen) sind immer verschiedene Unterwundärzte in den Sälen, theils um zu beobachten, ob die Kranken die Mittel gehörig einnehmen, theils dahin zu sehen, daß die Verstorbenen sogleich in die Todtenkammer gebracht werden, die erste äußere Sorgfalt, für Kleidung, Bette, ꝛc. zu haben, und endlich jede anderweitige Unordnung zu verhüten. Der Fehler der übrigen italiänischen Hospitäler, daß sie nicht geheitzt werden können, trit auch hier ein. Frank hat kleine tragbare Oefen eingeführt, durch welche vermittelst eines Kohlenfeuers, die Getränke, Cataplasmen, Salben, ꝛc. erwärmt werden. Die Mortalität ist noch gröser, als sie bei einer guten Einrichtung seyn dürfte. Dies hängt zum Theil von dem Umstande ab, daß wenige an chronischen Uebeln Leidende aufgenommen, folglich in ein und derselben Zeit, so viel mehr Patienten verpflegt werden. Eine eigene Apotheke in demselben Gebäude führt die Ueberschrift:

Hic spirant aromata
Hic salus
Hic mundi thesaurus.

Diese hat die sonderbare Obliegenheit, zu Jedermanns Gebrauche täglich 3 beträchtlich große Fässer voll Abkochungen zuzubereiten. Eins von Klatschrosen (Papav. rh.) ein zweites von Eibischwurzel (malvae), und das dritte von Hasenpappeln (althene). Diese Fässer werden mit der Inschrift des darin Enthaltenen vor die Hausthür gesetzt, und so läuft das Volk

bei

bei kleinen Uebeln hinzu, und säuft aus diesen Tonnen nach Gefallen; ja hungrige Facchini b) zapfen sich hier ihr Frühstück. Diese Apotheke beschäftigt mehrere junge Leute, weil sie alle chemischen Zubereitungen selbst, und zwar mit Fleiß machen. Beides eine Seltenheit in Italien. Zu jenem Zwecke hat sie ein schönes Laboratorium, mehrere Zimmer und Keller. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß große Vasen, die ehedem mit mancherlei Salben, destillirten Wassern und componirten Mitteln angefüllt waren, jetzt leer stehen. Ausländische einfache Mittel werden von Genua gekauft. Bei den Krankenbesuchen muß einer der jungen Apotheker aus dieser Officin gegenwärtig seyn, um die verordneten Mittel, welche ihn angehen, aufzuschreiben. Außer dieser wohlthätigen Krankenverpflegungsanstalt, wo alle Religionen, Inländer und Ausländer mit gleichem Eifer aufgenommen, und besorgt werden, c) ist hier noch ein anderes Institut, das man *santa corona* nennt, eine ähnliche Einrichtung von dem, was ich in Mailand unter gleichem Namen angeführt habe. Durch ein frommes Vermächtniß werden vier Aerzte, jeder mit 30, und 4 Wundärzte jeder mit 12 Gulden jährlich besoldet, wofür sie die Verbindlichkeit haben, Kranke, die als Arme legitimirt sind, unentgeltlich zu besorgen. Aus eben der Stiftung werden auch die verordneten Arzneimittel bezahlt, und weil die Habsucht der Apotheker dieser Stadt sich nicht bequemen wollte, die Arzneien für geringere Procente, als gewöhnlich, an diese milde Anstalt zu verlassen, so liefert sie die Hospitalsapotheke ohne allen Gewinnst.

Aus dem bisher Erzählten fallen jedem Beobachter große Verdienste eines der ersten Aerzte und Menschen, des würdigen Franks in die Augen, aber es sind bei weitem nicht seine einzigen. Ich müßte alsdenn ein ganzes Buch schreiben, wenn ich den Plan hätte, diese sämmtlich zu erwähnen. Hier aber würde eine große Lücke seyn, wenn ich ganz von seinen Verbesserungen der hiesigen Schule und des gesammten Medicinalwesens der österreichischen Lombardie schwiege. Weitläuftig werde ich nicht davon reden, weil sein Studierplan nächstens gedruckt erscheinen wird, und bis dahin noch manche Abänderung leidet. Folgendes als Bruchstück desselben.

Sechs Jahre muß jetzt jeder junge Mann zur Erlernung der Arzneiwissenschaft zubringen, ehe er ohne Aufsicht eines ältern Arztes Kranke behan-

b) So nennt man die verworfenste Classe der Menschen, die ohne Arbeit, von Betrügereien leben, welche sie an Ausländern üben.

c) Man sieht hier oft Pilgrimme, die aus der Schweitz, Schwaben und aus noch entferntern Ländern zum heil. Stuhl wallfahrten.

deln darf, und zwar in folgender vorgeschriebenen Ordnung. Im ersten oder sogenannten physischen Jahre, soll er Physik, Naturgeschichte, Chemie und Anthropologie studiren. Im zweiten Physiologie und Anatomie. Im dritten Pathologie, Materia medika und Anatomie wiederhohlen, auch kann er nun einen Auditor in der Clinik abgeben. Im vierten das Praktikum und die Clinik. Nach diesen vier Jahren kann er sich von der ganzen Fakultät examiniren lassen, und wird, wenn er auch öffentlich 3 Kranke mit Beifall des Lehrers behandelt hat, promovirt. Dadurch erhält er aber noch nicht die Erlaubniß zu praktisiren, sondern nun muß er noch bis ins zweite Jahr unter einem Arzte, den er sich selbst nach seiner Convenienz wählen kann, ein Hospital besuchen. Diese Einrichtung muß nicht nur auf die Kenntnisse eines aufmerksamen Schülers den wichtigsten Einfluß haben, sondern es wird auch noch der Nebennutzen erreicht, daß die Aerzte der Hospitäler dadurch in einer gewissen Spannung erhalten werden, weil ihr Verfahren immer einen Grad der Publicität bekömmt. Nachdem nun auch dies geschehen ist, so kann sich der junge Arzt einer zweiten Prüfung unterwerfen, die das Examen pro libera praxi genannt wird. Die ganze Fakultät prüft abermals seine medicinischen Kenntnisse. Nachher muß er 25 selbst verfertigte Krankengeschichten, die er in einem Hospitale beobachtet hat, und deren Richtigkeit von dem Arzte desselben unterzeichnet ist, zur Prüfung vorlegen, und endlich öffentlich 4 gedruckte Theses vertheidigen. Gegen jede derselben opponirt ein Professor, der freilich oft mehr seine Wissenschaft dabei zeigen will, als Einwürfe machen. Ist alles dies zur Befriedigung der Prüfenden ausgefallen, so erhält er nun die Erlaubniß, durch alle kaiserliche Laude ungestört Kranke heilen zu dürfen.

Bei der Promotion waren ehedem viel leere Gebräuche, die Frank größtentheils abgeschaft hat. Einige der Beibehaltenen, von den bei uns gewöhnlichen Gebräuchen abweichende Ceremonien, will ich bloß berühren. Die aus den verschiedenen Fakultäten gegenwärtigen Professoren, schließen um Respondenten und Opponenten einen Zirkel, hinter diesen die übrigen Zuhörer. Der Doktorand muß schwarz gekleidet und mit fliegenden Haaren erscheinen. Schwarz sind auch die Professoren, aber mit einer Toga und Kläpchen, letztere, wie sie unsere protestantischen Pfarrer tragen. Der Rektor magnifikus sitzt erhaben, und hat nebst der angeführten Kleidung eine goldene Kette um den Hals hängen. Der Universitätssekretair führt während der Disputation das Protokoll, und nachdem diese geendigt, muß der Candidat heraus treten, damit über dessen Würde deliberirt werden könne. Hat man keine Einwendungen gegen ihn, und das findet in diesem Zeitpunkte niemals

mehr

mehr Statt, so schreiet ihm der Secretair, so wie er hereintrit, das approbatur entgegen. Der Akt ist keine Disputation zu nennen, oder wenigstens nur ein Anfang derselben. Die Wahrheit oder Unwahrheit eines Satzes, wird nie durch das Vertheidigen oder durch Einwürfe dargelegt. Die Professoren haben gewöhnlich lange Weile, und haben das Recht, durch ein Zeichen des Klatschens den Oppönenten und Respondenten sogleich zum Schweigen zu bringen. Und da sie lieber jede Thesis angreifen, als die Vertheidigung einer einzigen vollenden lassen, so hört man weder die Darlegung noch Umwerfung eines Satzes. Hinter dem Verzeichniß der Theses, worüber disputirt werden soll, ist es mit großen Worten angekündigt, daß jeder promovirte Arzt contradicendi facultatem habe. Klüglich werden indessen die Dissentienten vorher ausgesucht, um wegen des Widerspruchs vorher einige Proben zu halten.

Die Landphysicate sollen nicht nur bis auf 100 vermehrt, sondern auch in Rücksicht der Einkünfte verbessert werden. Der jetzige Ertrag der fixen Besoldungen beträgt zwischen 50 und 1000 Lire; nun aber wird die Einrichtung getroffen, daß keine Besoldung unter 400 Lire beträgt, damit man Aerzte, nicht aber Handwerker, bekommen möge. Es darf sich kein Wundarzt im Lande besetzen, der nicht wenigstens 4 Jahr in Pavia studirt und den Licentiatengrad erhalten hat. Sämtliche Apotheker der Lombardie, das heißt, sowohl diejenigen, welche von neuem angesetzt werden, als auch die, welche ihrer Stelle schon länger vorgestanden haben, müssen sich einer Prüfung des Collegii medici unterwerfen. Zweckmäßige Verordnungen, die auf das wesentliche Wohl der Menschen großen Einfluß haben.

Die Ferien rieben hier eben so viel Zeit auf, wie es auf andern italiänischen Universitäten der Fall war. Durch die Aenderungen, welche Frank traf, wurden 60 Stunden im Jahre zum Aerger für Professoren und Studenten gewonnen. Er zog sich dadurch auch wirklich den Haß beider zu. So war z. E. jeder Donnerstag ein schulfreier Tag, an welchem nun Lehrstunden, wie an den übrigen Tagen, gegeben werden. Der anatomische Unterricht fing ehedem um Weihnachten an, und wurde 2, höchstens 3 mal wöchentlich fortgesetzt. Jetzt hergegen nimt er am ersten November seinen Anfang, und dauert bei täglicher Fortsetzung bis zum April. Auf 100 Vorlesungen, die man in Göttingen halbjährig hält, waren hier die jährlichen Curse angesetzt. Mit 200 fl. wurde einer der genannten Professoren jährlich bezahlt, um dafür Medicina forensis zu lesen. Lange genoß er diesen Gehalt umsonst, bis Franks Vorstellung von Mailand einen Befehl bewürkte, wodurch er bei

Stra-

Strafe zu seiner Schuldigkeit angehalten wurde.

Im Gegensatz anderer Länder, studiren hier ungewöhnlich viel junge Leute die Heilkunde. Dies kömmt zum Theil von dem Umstande her, daß die Schul- und akademischen Jahre, wie auch die Promotionen, ganz kostenlos sind. Nachher gehen diese Aesculape aufs Land, lassen alle wissenschaftlichen Kenntnisse ruhen, und praktisiren handwerksmäßig und gefühllos, nur — um Geld zu verdienen, und nicht um Leidenden solide Hülfe zu geben, denn hierzu gehören viel Kenntnisse, die sie nicht haben. Frank sah diesen Greuel ein, und um ihm nur etwas abzuhelfen, hat er fürs erste ein Gesetz veranlaßt, daß kein Eingeborner die Arzneiwissenschaft studiren darf, der nicht zuvor dargethan hat, daß sein Vermögen hinreichend ist, ihn einige Jahre, nachdem er den Doctorhut erhalten, anständig zu versorgen. Er hat alsdenn Zeit, sich noch ferner auszubilden, und der Praxis nicht handwerksmäßig und auf eine unwürdige Art nachzujagen. Kann er glaubwürdige Zeugnisse hervorstechender Talente beibringen, so macht dies eine Ausnahme.

In Pavia sind solcher Institute viere, worin Studirende aller Fakultäten frei unterhalten werden. Eins heißt das Collegium papale, in welchem 63 Alumnen leben, die Medicin oder die Rechtswissenschaft studiren können. Diesen werden eigene Aufseher, Sprachmeister, 3 Geistliche, und den Medicinern selbst zwei Repetitoren gehalten. Einer dieser ist der rühmlichst bekannte Schriftsteller Doctor Brugnatelli, und der andere ein gewisser Dr. Brodo. In diesem Pallaste hat jeder Student sein eigenes Gemach. Da es indessen weder Ofen noch Kamin hat, so sind sie im Winter gezwungen, in einem gemeinschaftlichen geheizten Zimmer sich zu versammeln. Sie müssen sämtlich uniform, schwarz mit violetten Mänteln gekleidet seyn; von der Farbe des letztern, hängt auf einer Schulter ein viereckigter, samtner Lappen. Auf diesen ist das päbstliche Wappen in Gold gestickt, zwei Schlüssel nemlich und die dreifache Krone mit der Unterschrift: *Pietas!* Ohne diesen Mantel dürfen sie ihre Wohnung nicht verlassen, so wie sie aber zurückkehren, so müssen sie ihn in einem an der Erde dazu besonders bestimmten Zimmer aufhängen. Außer der nächtlichen Ruhe, gestattet man dazu 2 andere Stunden nach dem Mittagsessen, ja es wird dazu sogar durch eine Glocke das Zeichen gegeben. Alles Uebrige, als: Essen, Spielstunden, Messe hören ꝛc. geht pünktlich nach der Uhr.

Eine andere ähnliche Anstalt, nur für Theologen bestimmt, heißt das Collegium germanicum. Vordem war es in Rom, aber Joseph der Zweite verlegte es hieher. 200 Studenten, größtentheils Schweitzer und Ungarn, haben

haben hier freien Unterhalt, Aufseher d) und Repetitoren. Der freie Unterhalt erstreckt sich sogar auf die allerunbedeutendsten Bedürfnisse, ja manche luxuriosa nicht ausgenommen. So wird ein Friseur für sie gehalten, und im Sommer bekömmt jeder sogar alle Nachmittage ein Glas Eis. Sie genießen unentgeltliche Vorlesungen, wie alle übrige Studenten. Ihre Uniform ist schwarz, mit Mänteln von derselben Farbe.

Das dritte Collegium dieser Art ist vom heiligen Carl gestiftet, von welchem so viel fromme Stiftungen in Italien, vorzüglich in der Lombardie, übrig sind. Zum Andenken, und nach Verordnung ihres Stifters, tragen sie auf die Art der erstgenannten, einen Lappen an ihrem Mantel auf der Schulter, mit dem Borromanischen Wappen, und der Unterschrift: *Humilitas!* Es werden hier Mediciner und Juristen aufgenommen.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der vierten Anstalt. Vier Jahr ist die Zeit, die die Alumnen in jeder derselben bleiben können.

So kostenlos als die akademischen Jahre, können sie auch die Schuljahre in gleichen Instituten hinbringen, so, daß Aeltern von ihren Kindern, wenn sie zu Wissenschaften erzogen werden, vom 6ten Jahre an, gar keine Kosten mehr haben. Bis an diese Zeit aber, lassen sie sie für sehr weniges Geld auf dem Lande erziehen.

So vollkommen und nachahmungswürdig aber die medicinischen Lehranstalten und einige angrenzende Fächer sind, so unvollkommen und gleich den übrigen italiänischen Akademien, sind noch manche andere. Eine Geschichte, die mir selbst wiederfuhr, mag dies beweisen. Mich traf das Unglück, daß der Wiener Wechsler, von dem ich meine Wechsel für Italien gelöset hatte, einen Bankerott machte, deshalb sein Correspondent in Pavia mir nichts auszahlen wollte. Ganz vom Gelde entblößt wurde meine Verlegenheit groß. Ich erwartete von Niemandem gesündern Rath, als vom Professor des Wechselrechts, der ohnehin mein Freund war. Der Einfall schien mir vom Himmel gekommen. Ich rannte zu ihm, am Freitage vor Pfingsten. Mit aller möglichen Höflichkeit sagte er mir, daß er sich freue, mir mit seinem Rathe dienen zu können, da indessen der morgende Tag der nächste vor dem heiligen Pfingstfeste wäre, und dann die Festtage selbst folgten, so mögte ich ihn am Dienstage zum Frühstücke besuchen, und dann wollten wir gemeinschaftlich überlegen, was in der Sache zu thun sey. Ich machte ihm Gegenvorstellungen, daß sowohl die Sache selbst,

d) Einige dieser waren vertriebene baiersche Illuminaten.

selbst, als auch meine unangenehme Lage, keinen so langen Aufschub verstatteten. Er aber blieb bei dem Termine. Was sollte ich machen? Konnte mir der Landeslehrer des Wechselrechts keinen geschwinderen Rath ertheilen, was durfte ich dann von einem Advokaten, oder andern Rechtsgelehrten erwarten. Unter den heftigsten Unruhen erschien der erwünschte Morgen. Ich eilte zu meinem Frühstücke, noch mehr zum erwarteten Rathe. Und was erhielt ich? Ridiculus mus nascitur. Ich erhielt Mailänder Chocolade, welche mich nicht interessirte, aber keinen Rath, wie ich zu 2000 verlohrnen Lire wieder kommen könnte. Der Ignorant behauptete, ein Kaufmann müsse dies besser als er wissen, weil dieser mit solchen Geschäften täglich umginge. Zu dem Ende könne er mir keinen bessern, als Signor Pagani vorschlagen. Dies war das Resultat eines Professors, der über eine Sache seines Lehrfaches, die nichts Verwickeltes hatte, 4 Tage Zeit zum Denken gehabt hatte.

Die Matriculn der Studenten müssen von ihren sämtlichen Lehrern monatlich unterschrieben werden, um dadurch einen unausgesetzten Besuch ihrer Lehrstunden zu bezeugen. **Barretti**, Professor der Philosophie, unterschrieb sich gewöhnlich Professor philosofiæ.

Der Schluß folgt künftig.

Anekdote.

Die Kriege, welche die kleinen welschen Staaten vor Alters unter einander führten, waren mehr kriegerische Schauspiele, als blutige Gefechte. **Machiavel** hat uns eine umständliche Beschreibung der beiden merkwürdigsten Schlachten seiner Zeit, der zu **Anghiari** und **Castracaro**, hinterlassen, wo man von über den Haufen geworfenen Flügeln, verlohrnen und wieder gewonnenen Stellungen ꝛc. lieset, und natürlicher Weise auf das grausamste Blutbad rechnen sollte. Unterdessen kam doch in beiden Schlachten nur **ein einziger Mensch um, der überritten wurde.**

Neues Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 21ten Mai 1792.

Fragmente über Italiens Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

(Schluß.)

Pavia ist ein sehr ungesunder Ort. Die Straßen sind enge und schief. Beides hindert freie Luftbewegung. Im Winter macht täglicher Regen die Luft zum Athmen untauglich. Im Frühjahr schwängern nachtheilige Dünste von den Ueberschwemmungen des Ticino, der durch die ungeheuren Massen des geschmolzenen Schnees vom St. Gotthard austritt, die Luft, und bewürken mit der anfangenden Hitze Faulfieber. Ein Charakter, den fast alle hitzige Krankheiten des Hospitals um diese Zeit und etwas später annehmen. Im Sommer und Herbst nimt die Hitze der Atmosphäre noch mehr zu, und der nahe Reisbau, der im Sumpfe betrieben wird, und die öftern Siroccowinde und Mangel an Regen, verpesten die Luft in einem noch höhern Grade.

Es fehlt nächtliche Erleuchtung der Stadt, die man an jedem Orte eher entbehrt, als hier. Das Schauderhafte des steten Regens und der an und für sich dunkeln engen Gassen, macht alle Vorstellungen in unserer Seele so finster, daß man jedem Menschen, der einem des Abends begegnet, für einen Banditen hält, und die Berührung jedes Regentropfens für einen mörderischen Dolchstich.

Noch einen einzigen Vorwurf, der die Universität betrift, will ich hinzufügen. Selbst hier, wo Frank, Spalanzani, Scarpa und verschiedene andere Männer der ersten Größe leben, ist kein Buchladen von einer beträchtlichen Größe, und kein Buchhändler ist zu bewegen, den Verlag eines Buchs zu übernehmen. Wenn letzteres ja geschieht, so bezahlen sie dem Autor nichts, oder glauben doch viel zu thun, wenn sie den Bogen mit 4 Lire honoriren. Daher der wohlfeile Preis der Bücher, wenn man im Lande selbst kauft. Die Buchhändler haben nicht so viel Betriebsamkeit, Tauschhandel unter sich einzuführen. Ja ich habe Scarpa's Bücher, die in Modena, wo

ehedem Professor war, gedruckt sind, hier nicht kaufen können. Waldmann, Dieterich, Nicolai, Crusius, ꝛc. die bei uns so manchen Gelehrten erhalten, machen mit ihren hiesigen Collegen einen auffallenden Contrast. Hr. Frank bekömmt für seinen Delectus opusculorum &c. nichts, und doch hat er viel eigene Abhandlungen darin. Dahingegen ein Deutscher, Doctor Janſen, der eine ähnliche Sammlung holländischer Dissertationen macht, ohne irgend eine eigene Abhandlung, bekömmt von seinem Verleger 3 Rthlr. für jeden Bogen. Scarpa hatte zu seinem wichtigen Werke über das Gehör, die Kupfertafeln stechen lassen, und suchte nun einen Verleger. Mehrere forderten Geld von ihm, und der billigste wollte Kupfertafeln und Manuscript zum Geschenk annehmen. Ausländische Litteratur findet man daher um so weniger, weil ein allgemeines Vorurtheil gegen alles, was ausländisch ist, herrscht. Auf ausländische Waare dieser Art, hat man daher nicht [nur] gar keine Neugierde, sondern libro tedesco heißt beinahe nichts anders, als Makulatur. Daher kömmt's, daß auch Spalanzani, ein so talentvoller Mann, nichts von seinen deutschen Collegen weiß. Einen unserer ersten Naturhistoriker Hr. Blumenbach, hatte er zuerst aus einem Briefe von Hrn. Sennebier in Genf kennen lernen, welcher ihm von der Theorie des Bildungstriebes Nachricht gegeben.

Der Herr Oberdeichgrefe Bentzler hat im 27ten Stück des diesjährigen neuen hannoverischen Magazins einen Aufsatz über die Abwässerung durch Schöpfmühlen, einrücken lassen, den ich zwar, was das Resultat anbetrift, daß nemlich Schöpfmühlen für unsere Marschländereien, wo nicht bedenkliche, doch mit großer Vorsicht zu wählende Hülfsmittel sind, gern unterschreibe, in dessen Grundsätzen mir aber einige kleine Irrthümer eingeschlichen zu seyn scheinen, welche zwar wohl keine Erklärung für Sachverständige, denn diese werden Herrn B. ohnedem wohl verstehen, aber doch eine Erläuterung für den übrigen Theil der Leser des beliebten Magazins erfordern mögten, da sonst unrichtige Folgerungen daraus gezogen werden dürften.

Der Satz, welcher mir unrichtig aufgestellt zu seyn scheinet, ist der, daß ein gezogener Grabe die Marsch von eben so viel Wasser befreie, als seine cubische Oefnung betrage; doch ehe ich dieses erweise, will ich ein paar Worte über die Bemerkung des Hrn. B. – sagen, daß das, was die Italiäner eine Verbesserung durch Auf-

Auf- und Anschlickung nennen, dort vielleicht möglich seyn könne, hier aber in unsern niederdeutschen Marschen keine Anwendung leide.

Ich gestehe, daß ich von dieser Distinktion keinen mathematischen Grund einsehe. — Einen lokalen kann es dort, wie allerwärts geben, aber dies entscheidet nichts in der Hauptsache.

Soviel bleibt immer gewiß, daß mehrere hunderte von Ursachen eine künstliche Aufschlickung sehr beschwerlich, wo nicht unausführbar machen, und daß die vorzüglichste von allen die Unmöglichkeit sey, den eingelassenen Schlick auf der ganzen Flur, nur einigermaaßen gleich zu vertheilen.

Schon die Figur der äußern Flügelwände macht Beschwerden, wenn die Schlickpumpe etwas vom Strome entfernt ist, denn sind sie enge, so gehen die gröbern Schlicktheile leicht vorbei, — sind sie weit, so entstehen leicht Verträgungen. — Dies gilt auch mutatis mutandis von den Schlickpumpen selbst, in denen immer das einzulassende Wasser gewissermaaßen filtrirt wird.

Ist dasselbe aber die Pumpe, und allenfalls den ersten kleinen Graben passiret, so ist es unmöglich, ihm eine weitere Richtung vorzuschreiben, es breitet sich aus, verträget, oder verlieret von seiner Schnellkraft bei jeder weitern Ausbreitung, und lässet sodann auch gleich nach bekannten Gesetzen der Schwere, seine gröbern Schlicktheilchen fallen.

Diese erhöhen auch nur hauptsächlich das Meyfeld, denn zu der Erhöhung durch die feinern, aber bei weitem edlern Theile würden Jahrhunderte, wo nicht Jahrtausende erfordert werden, ehe sie von Belang werden könnte, aber jene geschieht auch immer zunächst am Strome, und der Einlaßschleuse, oder Schlickpumpe, und der größte Theil der Marschen würde also durch diese Einrichtung noch nicht Wasser frei werden, folglich anderer Vorrichtungen bedürfen.

Dies wird, glaube ich, in Italien eben so wie hier, das Haupthinderniß ausmachen, wenigstens lassen sich nur seltene Fälle gedenken, wo das Gegentheil, nemlich eine allgemeine gleichförmige Beschlickung thunlich seyn mögte.

Ich wende mich nun zu dem Hauptsatze des B. Aufsatzes, und zwar der Behauptung: daß ein Graben, nach Abzug eines Viertheils für sein eigenes Grundwasser, die Marsch um soviel von Wasser befreie, als seine cubische Oefnung betrage.

Dieser Satz ist völlig unrichtig, vermuthlich auch vom Hrn. B. nicht so verstanden, nur unrichtig ausgedrückt.

Angenommen eine Marsch von circa 1000 Morgen Flächen Gehalt

sey 100 Ruthen tief, und 1200 Ruthen breit, habe, welches denn doch wohl das höchste ist, was man annehmen kann, auf jede 6 Ruthen Breite einen Graben, so wie Herr B. ihn bestimmt, von 6 Fuß mittlerer Breite und 4 Fuß Tiefe, der nach Abzug des Grundwassers noch 28800 Cubikfuß Wasser beherbergen könne, so würden zweihundert solcher Gräben 5,760000, das ist 5 Millionen 760000 Cubikfuß Wasser abnehmen, mithin von der angegebenen Summe von 235 Millionen 200000 Cubikfuß abgerechnet werden können.

Die ausgegrabene Erde gäbe sodann ein Totale von 7 Millionen 680000 Cubikfuß, welches auf 117,600000 Quadratfuß vertheilet, den ganzen Flächengehalt ohngefähr um $\frac{1}{16}$ Fuß erhöhen würde.

Alles dieses zugegeben — zugegeben, daß dieses für die Marschen von großem Werthe, jedoch besonders nur aus Gründen sey, welche ich unten noch kürzlich berühren werde, so ist es doch unbegründet, daß durch diese Gräben, welche ich mit Hrn. B. blos als Wasserbehälter, und nicht als Zuggraben ansehe, eine Entwässerung im eigentlichem Verstande bewirket werden könne.

Die Gründe sind mit wenigem Folgende:

Jede Ueberschwemmung rühret entweder vom zustürzenden Binnenwasser her, welches entweder wegen des hohen Wasserstandes im Hauptstrome, oder wegen zu weniger Oefnung der Sielschleusen nicht geschwind genug abfließen kann, und denn sind sie periodisch, oder sie haben ihren Ursprung vom Kuver- Qualm- oder Seigerwasser, das heißet von solchem Wasser, welches sich aus dem Hauptstrome durch die Deiche, Braacken, unterirdische Kanäle, und so weiter, ins Binnenland zieht.

Diesem Uebel sind hauptsächlich diejenigen Marschländer unterworfen, welche Sandschaariges Terrain haben, mit Sanddeichen eingefaßt, oder mit dem leidigen, nur zu häufigen Unheil geplagt sind, daß ihre Braackdeiche auf Busch liegen, folglich durchseigern, und solche Gegenden bezielt Herr B. auch eigentlich, wenn ich ihn anders recht verstehe.

Nun ist aber aus bekannten Ehesetzen klar, daß unter solchen Umständen der Wasserstand des Binnenlandes allemal von der Stromhöhe auswärts abhange, mit dieser im relativen Verhältnis stehe, und daß also, wenn z. B. der Stand der Elbe oder Weser es mit sich bringe, daß eine an diesem Strome belegene Marsch zwei Fuß hoch überschwemmet werden müsse, der Raum, welchen die Graben hergeben, dagegen von gar keiner Bedeutung seyn könne, vielmehr der etwanige Abgang aus der ungeheuern Wassermasse des Stromes sofort werde ersetzt werden.

Nur dann können diese Graben zur Entwässerung beitragen, wenn z. B. der Elbestrom schleunig wächst, und eben so plötzlich wieder fällt, daß mithin nicht mehrerer Zeitraum übrig bleibt, als eben hinreicht, so viel Kuver- oder Seigerwasser durchzulassen, als die Graben fassen können, oder wenn der Stand des Stroms nicht höher wird, als solcher jener Wassermasse in den Graben adäquat ist; — diese Fälle sind aber äusserst selten.

Die Graben sind daher zur eigentlichen Entwässerung nicht brauchbar; — könnte man sie verschliessen, und die überschwemmten Marschen darin abzapfen, so ließe sich noch einiger, obwohl sehr geringer Nutzen daraus erweisen, aber dieses ist der Fall nicht, und kann der Fall nicht seyn, so wie auch die etwanige geringe Verminderung der Stromhöhe, wenn man sich auch viele tausende von Graben denkt, hier nicht in Anschlag kommen kann.

Dagegen sind Graben aber von ausserordentlichem Nutzen in niedrigen Marschen, um die Felder bei jedem geringfügigen Wasserzusturz nicht gleich der Ueberschwemmung auszusetzen, um bei mittlerer trockener Zeit diese Felder vom Wasser ganz zu befreien; — um den ersten Anlauf eines Sturzwassers sogleich aufnehmen, und aufs geschwindeste nach den Sielschleusen zuführen zu können, zugleich aber auch, um selbige alle drei oder vier Jahre ausgraben, und das Feld damit theils erhöhen, vorzüglich aber durch den in selbigen sich gelagerten Schlick düngen, und verbessern zu können. — Ein Gegenstand, der den Bewohnern der Kehdinger und Wurster auch Osterstader Marschen bekannt genug ist, und ihrer Aufmerksamkeit nicht entgeht, wogegen auch der Abgang des Landes welcher freilich nach den oben angezogenen Grundsätzen einige 80 Morgen auf 1000 Morgen betragen würde, nicht in Betrachtung kommen kann.

Herr B. räumet auch die Unfähigkeit der Gräben zur Entwässerung selbst ein, wenn er S. 425 und 426 bei Berechnung der nothwendigen Anzahl von Schöpfmühlen, den beständigen Zufluß des Kuverwassers mit in Anschlag bringt, und er wird sich dasjenige, was Perrault in seinem Traité de l'origine des fontaines als etwas besonders anführt, und hier in einer Note beigebracht ist, um so leichter erklären können, wenn er annimt, daß die Gegend, von der die Rede ist, aus sandschaarigem Boden bestehe, daß Sandtheilchen sich unendlich fest zusammen drücken lassen, und zwar so fest, daß sie selbst kein Wasser durchlassen, — daß dieses Zusammendrücken durch den hohen Stand des Stroms würklich geschiehet, — daß dieser Druck abnimt, sobald die Stromhöhe sich vermindert, und daß also die Sandtheilchen sich wieder lösen, und das Quellwasser durchlassen

sen können. — Auf dieſe Weiſe läſſet es ſich auch nur erklären, warum faſt in allen Brunnen der Marſchländer, welche Connexion mit dem Strome haben, ſich der Waſſerſpiegel nur erſt dann erhöhet, wenn die äußere Stromhöhe abnimt; — eine Erſcheinung, die jedem Marſchbewohner hinlänglich bekannt iſt.

Der Hauptmangel unſerer mehrſten Marſchen iſt die elende Einrichtung und Beſchaffenheit unſerer Sielſchleuſen, und Zuggräben. — Jede, auch noch ſo kleine Feldmark hat ihr eigenes Siel, ihren eigenen Sieltief, die beide mannichmal gar wunderliche Richtung haben, und auch haben müſſen, da jeder in ſeiner Feldmark bleiben muß.

Unſere Siele ſind, einige ausgenommen, ſämmtlich von Holz und Stenderwerk, auch ohne Grundſätze, bloß nach empiriſchen Kenntniſſen gebauet, und an eine Veränderung iſt wohl ſchwerlich dieſerhalben vorerſt zu denken.

Könnten mehrere Feldmarken unter einen Huth gebracht, und vermocht werden, eine große gemeinſchaftliche Sielſchleuſe zu bauen, ſo ließen ſich viele Vortheile zuwege bringen, die jetzt unmöglich ſind, denn zu geſchweigen der verminderten Bau- und Reparationskoſten, ſo läſſet ſich erweiſen, daß unter gleichen Umſtänden eine verhältnißmäßige große Thür ſich früher, wie eine kleinere öfnen, folglich früher einen Abzug geſtatten werde. — Die Gründe liegen in der vermehrten Stoßkraft des Binnenwaſſers, und der verminderten Friction, welche letztere noch mehr vermindert werden dürfte, wenn wir endlich einmal von den elenden Stenderſielen zurückkommen, und uns einer maſſiven Bauart bedienen könnten.

Hiezu iſt aber ohne eine andere Einrichtung, als die jetzige, durchaus keine Hoffnung. — Die Siele und Schleuſen werden von den Marſchintereſſenten ſelbſt gebauet, wozu jeder ohne Unterſchied beitragen muß, ſo wie er Land beſitzt.

Hier gilt denn gewöhnlich die Regel: tot Capita, tot Senſus, — die mehreſten Stimmen entſcheiden, und ſelten der Landbeſitz, – faſt nie ſind dieſe mehrſten Stimmen wohlhabend, ſie ſehen daher nur auf den gegenwärtigen Augenblick, und überlaſſen ihren Kindern, auch dafür zu ſorgen; — giebt es Wohlhabende und Einſichtsvolle unter ihnen, wie dieſes denn doch Gottlob immer der Fall iſt, ſo werden ſie entweder überſtimmet, oder ſie ſcheuen Verdruß und Koſten, und ſo bleibt alles beim alten Schlendrian, welcher nicht ehender abzuändern ſeyn wird, bis man von Obrigkeits wegen dafür Sorge trägt, daß der Punkt der Zinſen des anzuwendenden Kapitals erleichtert, dagegen aber auch bei der Ausführung der Anlagen mehr nach theoretiſchen Grundſätzen,

ſätzen, die durch Erfahrung denn freilich geläutert werden müſſen, verfahren werde.

Was Hr. B. – übrigens über die Bedenklichkeiten der etwa in unſern Marſchen anzulegenden Schöpfmühlen, und der vorher anzuſtellenden Unterſuchungen ſagt, unterſchreibe ich in Anſehung des Reſultats gerne, ob ich gleich den Vorderſätzen nicht völlig beipflichte.

Oſterholz,
im April 1792.

G. Martens.

Iſt es wohl zuträglich im Regen und Schnee zu pflanzen?
Eine Warnung für Landwirthe und Oekonomen.

Das Pflügen und Ackern im naſſen und ſchneeigten Wetter, iſt in mehr als einer Rückſicht nachtheilig und oft ſehr ſchädlich, welches ich im vorigen Herbſt hinlänglich erfahren habe. Ich wollte nemlich ein Stück Feldland nur ſtreecken, d. i. auseinander pflügen laſſen, um vermittelſt des Eggens die in Menge vorhandenen Quecken und Wehwinde etwas zu vermindern. Es wurde, wie gewöhnlich, umgeackert, aus Mangel an Zeit aber konnte es dieſen Tag nicht mehr geegget werden. Nun kam aber der Bauer, den ich hiezu beſtellt hatte und der mir jährlich meine paar Morgen Feldländerei umackert, eben an einem Tage, wo es ſtark ſchneiete, mit dem Geſchäft des Eggens zu Stande. Aller Vorſtellungen ungeachtet, fuhr er dennoch mit ſeiner Arbeit fort. Es war ſehr natürlich, daß die Egge nicht ſoviel Unkraut heraus nehmen konnte, als wenn es trocknes Wetter und der Boden nicht ſo mit Schnee angehäuft geweſen wäre. Die Quecken blieben alſo darauf liegen, indem es ganz zuſchneiete. Zwar thauete es den Winter zwiſchen durch auf, aber andere Geſchäfte behinderten die Aufräumung der Quecken. Im Januar waren einige ſehr warme Tage; ich ließ die Quecken ausharken, fand aber den Boden ſo dicht, daß man wenig, ſelbſt mit eiſernen Harken zuſammenbringen konnte. Dieſes war bloß eine Folge des Eggens im Schnee, denn der Schnee bleibt, wenn er durch den Pflug oder die Egge mit der Erde vermiſcht wird, eine geraume Zeit darin liegen, bevor er ſchmilzt, und unter dieſer Zeit entſteht eine Art von Kütt oder Thon, welcher das Erdreich zum großen Nachtheil für den Wachsthum der Feldfrucht zuſammen bindet, und die Säure derſelben vermehrt. Fällt über dies einige Zeit darauf kaltes und feuchtes Wetter ein, ſo bleibt, da die Wurzeln von der Kälte gefrieren und erſtarren, wenig Hofnung zu einer guten Ernte übrig.

Wenn

Wenn man pflügen und ackern will, so muß die Witterung trocken seyn. Dieses ist eine allgemeine Regel. Ackert man am Tage, wo es stark reguet, so wird aller Sand, spröder Leim und Kies so mit einander verbunden, und so dicht, daß man ganz gewiß das Feld bei dem nächstfolgenden Pflügen, ziemlich stark mit Unkraut überwachsen, und so uneben und voller Klöße finden wird, daß das erste Pflügen von wenig oder gar keinem Nutzen seyn wird.

Vor Hannover. B.

Noch etwas von den Erbsen unter die Kartoffeln zu pflanzen.

Es sind schon einige Jahre, wie ich diesen Vortheil in dem hannoverischen Magazin den Gartenfreunden empfohlen habe, worauf ich nachher mit Stillschweigen nachgesehen, daß pro & contra darüber geschrieben worden ist. Als nun vorigen letzten Sommer bekanntermaßen es sehr trokken gewesen, so kann ich die Versicherung geben, daß, wenn ich keine Erbsen unter die Kartoffeln gehabt, ich nicht die Saat würde behalten haben. Alle meine Erbsenfelder wurden in der Blüte schon trocken, wo die, so unter den Kartoffeln standen, gut blieben, und so viel Erbsen zur völligen Reife brachten, daß sie beinahe dem Werth der Kartoffeln gleich kamen; warum nun die Erbsen zwischen den Kartoffeln besser Frucht, als auf den Feldern halten, muß nach meiner Einsicht, daher kommen, weil das Kartoffelnkraut, die Wurzeln der Erbsen, welche bekanntermaaßen nicht tief in die Erde wachsen, beschatten, und daher nicht so leicht vertrocknen, wie die auf den Feldern. Es bleibet also eine unläugbare Wahrheit, daß es von großem Nutzen sey, wenn man, insbesondere in Sandgegenden, Erbsen zwischen die Kartoffeln pflanzet, denn einmal gebrauchet man keine Stiefeln, 2tens thun ihnen die Vögel nicht leicht Schaden, weil die Schoten unterwärts hangen, und 3tens bin ich gesichert bei der Saat zu bleiben. Insbesondere aber ist zu bemerken, daß keine Krüperbsen rathsam seyn, weil solche unter dem Kartoffelnskraut ersticken, je länger die Erbsen ins Stroh wachsen, je mehr Erbsen kann man sich versprechen, denn solche ziehen sich über das Kraut her.

J. Kr.

Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Freitag, den 25ten Mai 1792.

Beitrag zur Verbesserung der Feuerlöschungsanstalten.

1. Von dem Nutzen des Brusenkopfs.

Bei den mannigfaltigen guten Vorschlägen, die Anstalten zur Löschung entstandener Feuersbrünste zu verbessern, wird es nicht als etwas Ueberflüßiges anzusehen seyn, wenn irgend jemand bei dem einen oder andern Stücke Gedanken äussert, die, wenn sie auch gleich nicht selbst unmittelbare Verbesserungen enthalten, doch vielleicht Veranlassungen geben können, manches zu größerer Vollkommenheit zu bringen, wo man sich sonst noch mit Unvollkommenheit und Mängeln plagt, die oft die besten Unternehmungen doch fruchtlos machen. Und die Rettung unserer Wohnungen und Güter von der Zerstöhrung des Feuers, ist immer von solcher Wichtigkeit, daß man alles, was nur hierbei wahren Nutzen verspricht, nicht unerwogen lassen darf. Denn es bleibt immer hier einer der wichtigsten Umstände, wie man mit wenigerem Wasser als sonst, wie man mit wenigern Leuten, und doch mit stärkerm Nachdruck, dem Feuer Einhalt thun könne, und dieses dünkt mich die Anwendung des Brusenkopfs bei den Spritzen zu gewähren, und also den Feuerlöschungsanstalten eine ganz wichtige Verbesserung zu geben, wie ich näher darthun werde.

Unsere gewöhnlichen Feuerspritzen würden dadurch eine nicht geringe Vollkommenheit mehr erhalten, wenn das Rohr derselben so eingerichtet wird, daß man vorne einen Brusenkopf (wie nemlich bei einer Gartengießkanne) aufschrauben könnte, um den sonst zusammengepreßten und schmalen Wasserstrahl in solchen Fällen, wo es die Noth erfordert, mehr zu vertheilen, und eine größere brennende Fläche geschwinder zu übergießen, als es mit dem bloßen Rohr geschehen kann. Denn so sehr auch unsere Feuerspritzen in den mehrsten Fällen ihrem Zweck entsprechen; so giebt es doch Falle, wo eben das, was an ihnen Vollkommenheit in dem einen Falle ist, (nemlich ein dicker Wasserstrahl, und ihn sehr hoch schießen zu können,) in dem andern Nachtheil

bringt. Man nehme nur Stroh oder Heidedächer auf dem Lande, wenn diese in Brand gerathen sind, und man richtet den gepreßten Strahl dagegen, wie viel brennende Oberfläche wird man auf einmal damit benetzen können? Wird man in eben der Maaße auslöschen, als die Flamme weiter fortfrißt? wird der Strahl nicht eher Löcher in das Dach reissen, und veranlassen, daß der Wind, dessen Strohm durch das Feuer vermehrt wird, die loßgerissenen Strohschäfe auf andere Häuser führt, und so das Unglück nur noch weiter ausbreitet? Will und kann man etwa die Spritze in die Flanke des Daches richten, und so auf der Seite die Länge hinaus spritzen, so wird doch dieser Strahl, der an seinem äußersten Ende sich höchstens 2 Fuß ausbreitet, viel zu wenig Fläche begießen, als daß das immer weiter fressende Feuer geschwinde genug könnte gedämpfet werden. Bricht das Feuer in einer Scheure, Stall, oder in einem Zimmer aus, und es wäre auch gleich eine Spritze bei der Hand, und man richtet den Strahl dahinein, so wird doch, indem man die eine Seite bespritzet die andere weiter in Brand gerathen, oder will man mit dem Rohr bald auf den einen, bald auf den andern Fleck halten, so werden doch noch zu große brennende Zwischenräume bleiben, und man wird selten so geschwind des Feuers Meister werden, daß es nicht während des Löschens, wie es die Erfahrung nur zu oft bestätiget, weiter um sich greifen sollte, indem man die brennenden Materien links und rechts in den Winkeln nicht treffen kann. Besonders ist dieses in Städten sichtbar, bei Häusern von mehrern Etagen, wenn unten im Hause Feuer auskommt, die Treppen und ihre Geländer oder Traillen ergreift, welche, wenn sie auch nicht mit Oelfarbe bestrichen, doch sehr dürre sind, und das Feuer geschwind zu großer Flamme vermehren, die schnell weiter greift. Gesetzt man könnte noch den Schlauch einer Schlangenspritze hinein bringen, so würde der gepreßte Strahl doch nicht so geschwind alle Stufen, alle Traillen, treffen, daß es nicht während dem Löschen, besonders oberwärts weiter zünden sollte, bis es durch das Dach bricht. Daher kommt es, daß oft bei der eifrigsten Arbeit mit der Spritze, und reichlichem Wasser, doch manches Gebäude bis auf den Grund ruiniret wird, vornemlich wo das Feuer entsteht.

Aber man nehme nun in diesen Fällen eine Spritze mit dem Schlangenhals, und schraube auf das Rohr einen Brusenkopf, der nach der Dicke des Wasserstrahls, den das Rohr schießt, proportionirt ist; dieser wird nicht nur den sonst zusammengepreßten Strahl in viele kleinere vertheilen, sondern auch diese kleinen Strahlen, weil der Deckel oder Boden dieses Kopfs conver ist, gleich einem Fächer ausbreiten, und wohl eine Fläche von 6 bis 8 Quadratfuß begießen, und

noch

noch dazu so, daß keine brennende Zwischenflächen bleiben, die das schon Begossene bald wieder trocknen, und von neuem anzünden können. Wenn dieses nun an einem brennenden Dache fortrückend hinaus bewegt wird, wird man nicht damit der Gluth weit eher steuern, wenn ihr noch irgend zu steuern ist, als mit dem einfachen Strahl?

Auf dem Schlangenhalse thut dieser Kopf weit mehr Dienste, als auf dem steifen Rohr, weil dieser beweglicher ist, in die Häuser kann hineingebracht, und das Feuer eher in seiner Quelle kann angegriffen werden, man auch dem Feuer damit näher kommen kann. Ist das Feuer noch innerhalb einer Stube, Kammer, Stall oder einem Scheurenfach, wie bald kann man damit ein Revier überall begießen, und erstlich die Flamme oder Lauhe ersticken, daß sie nicht weiter greift, und dann das kohlende oder glimmende Feuer hinterher vollends dämpfen.

Wie viel muß eine Schlange mit dem Brusenkopf nicht in Städten, an inwendig brennenden Häusern, an Treppen, Geländern und anderm Holzwerk in Zimmern und Böden, wo man sie nur hinbringen kann, thun? wo man so viele Dinge auf einmal begießen, schnell fortrücken, und so das Feuer mit Nachdruck bestürmen kann, wo brennende Fußböden, Thüren, Zargen und Meublen weit schneller als mit dem dichten Strahl begossen werden können.

Ist die Gluth aber zu groß, daß man damit nicht mehr nahe genug kommen kann; so kann der Brusenkopf abgenommen, und mit dem blossen Rohr, wie sonst, agirt werden. Es vermindert also derselbe die Brauchbarkeit der Spritze gar nicht, sondern vermehrt sie vielmehr.

Ist das Feuer bei einem Gebäude aber so weit gekommen, daß an keine Rettung desselben mehr zu denken, und daß man nur auf die Vertheidigung der nächsten denken muß; so wird eine Spritze mit dem Brusenkopf hier wieder ungleich mehr Dienste thun, als eine mit dem dichten Strahl. Denn damit wird man weit geschwinder eine große Fläche, z. E. ein Strohdach auf dem Lande, und holzreiche Hintergebäude in den Städten und mit weit wenigerm Wasser begießen, und sicherer schützen können, als mit dem einfachen Strahl, wo oft zuviel Wasser auf einen kleinen Platz kommt und unnütz wegläuft, da es durch jenen hingegen mehr mit Nutzen vertheilt wird. Es wird dadurch also auch zugleich der Wasservorrath zur Löschung der Gluth selbst mehr gespahret, welcher oft gar zu früh alle wird. So ist der Nutzen des Brusenkopfs bei Löschung des Feuers offenbar sehr vielfach."

Es giebt zwar Fälle, wo er nicht anwendbar ist, als bei schon über-

hand genommener Gluth, bei Gebäuden die schon dem Einsturz nahe sind, wo man nicht so nahe kommen kann, oder bei hohen Gebäuden. Allein in diesen Fällen nimt man den Kopf ab, und braucht das bloße Rohr, denn es giebt ja Fälle, wo auch das Schlangenrohr nicht kann gebraucht werden, und darum doch sehr nutzbar bleibt. Es sind doch der Fälle, besonders auf dem Lande sehr viel, wo er sehr brauchbar bleibt. Auch sogar bei großer Gluth bleibt er es, wenn man mit der Spritze über dem Winde ankommen, und das Feuer gleichsam im Rücken angreifen kann, indem der Wind die Gluth abtreibet. Gegen den Wind aber wird auch der stärkste dichte Strahl nichts ausrichten.

Es mögte aber mancher hierbei den Gedanken hegen: daß durch den Brusenkopf der Gluth viel zu wenig Wasser entgegen geschickt würde, und der Widerstand viel zu ohnmächtig sey, als daß man wirksamen Erfolg davon erwarten könnte, und es könnte dadurch dieser Vorschlag lächerlich und kindisch scheinen. Deswegen will ich mich noch etwas näher darüber erklären.

Erstlich wird durch den Brusenkopf eben so viel Wasser in das Feuer gebracht, als das Rohr zuführe; ist dies aber zu schwach, so ist die Spritze überhaupt zu schwach, und das Rohr allein wird nicht mehr Widerstand thun. Wollte man aber die Ohnmacht des Widerstandes darin suchen, daß das Wasser nicht mit solchem Schuß in das Feuer getrieben würde, wie mit dem dichten Strahl; so hängt das Auslöschen des Feuers nicht von der Gewalt des fortgetriebenen Wassers, sondern vom Wasser als dem entgegengesetzten Element des Feuers ab, es werde stark oder schwach ins Feuer getrieben.

Ueberhaupt aber muß hier der Unterschied zwischen der lodernden Flamme und zwischen dem glimmenden oder kohlenden Feuer gemacht werden. Die Erfahrung zeigt, daß der kleinste Tropfen Wasser, wenn er in ein noch so großes kohlendes Feuer, oder auf glühendes Eisen fällt, immer einen schwarzen Fleck macht, und also die Gluth nach seinem Umfang löschet, wiewohl nur in der Oberfläche der Kohle oder des Eisens, nicht durch und durch, und die innere Hitze der Kohle oder des Eisens machen, daß der Tropfe gleich wieder verdampfet, und die Kohle oder das Eisen gleich wieder roth oder glühend wird. Je fester also der Körper ist, der da glimmet, destomehr Wasser muß darauf, um das Glimmen vom Grund aus zu tödten. Stroh und Holz, das noch nicht tief eingebrannt ist, werden mit wenigem Wasser gleich unbrennbar gemacht, denn ihr Feuer ist lodernd, das Wasser durchdringt sie leicht, und löscht sie bald aus. Ich räume also gerne ein, daß der zerstreuete Strahl des Brusenkopfs das kohlende Feuer nicht gleich mit der oberflächlichen

Be-

Benutzung ganz von Grund aus tödte, sondern noch inneres Feuer übrig lasse; das thut aber der dichte Strahl auch nicht immer; aber das lodernde Feuer, oder die Flamme, löschet der ausgebreitete Strahl des Brusenkopfs geschwinder, als der dichte Strahl des Rohres, weil man mehr Oberfläche auf einmal benetzen, das darneben brennende geschwinder mit auslöschen, und so der Gluth weit eher Meister werden kann. Und wenn bei Löschung einer Feuersbrunst der erste Zweck dieser seyn muß, nur erst das lodernde Feuer oder die Flamme zu dämpfen, daß sie nicht weiter fresse, und alsdenn das glimmende völlig zu tödten, besonders da, wo es wieder in Flammen ausbrechen will; so kommt es anfänglich gewiß nicht auf das tiefe Eindringen des Wassers in das innere der brennenden Körper an, sondern vorzüglich darauf, daß man nur erst so viel brennende Oberfläche, und so geschwind als nur möglich begieße, um das weitere Fortschnappen der Flamme zu verhindern, als z. E. in einer Scheure voll Korn und Stroh. Es bleibt also das Löschen mit dem Brusenkopf in beiden Fällen immer wichtig, sowohl wider die Flamme, als wider das kohlende Feuer, da man mit demselben sehr viel Fläche auf einmal benetzen und die Flamme dämpfen kann, wo das Rohr lange soviel nicht leistet, weil, wenn man damit zu schnell fortrückt, zu viel brennende Zwischenräume bleiben, die das Benetzte bald wieder trocknen und von frischem entzünden; geht man zu langsam damit fort, so verzehrt die Flamme an dem andern Orte desto mehr, indem man ihr an dem ersten steuren will, und spielt den Meister. Hat man aber die Flamme erst getilget; so ist schon die größte Noth vorüber, und man kann nun gemächlicher die Kohlengluth auch tilgen.

Wie vortheilhaft muß nicht der Gebrauch des Brusenkopfs an den Orten seyn, wo überhaupt Mangel am Wasser ist, und wo es nicht darf unnütze verschwendet werden, wenn man nicht zuletzt ganz entblößt vom Wasser, der Gluth alles Preis geben will. Und dieser sind wohl eben so viel, wo nicht mehr, als deren, die hinlängliches Wasser für solche Fälle haben. Nicht überall sind fließende Bäche, oft nur ein Teich, oder gar nur eine Pfütze, die im Sommer mehrentheils austrocknet, oft auch diese nicht einmal, und nichts als einige Brunnen. Hat man da nicht Ursach, auf eine vortheilhafte Anwendung und sparsame Vertheilung des Wassers bedacht zu seyn?

Eine solche Einrichtung der Spritzenröhre, die weder kostbar noch schwer, noch der übrigen Einrichtung der Spritzenmaschine nachtheilig ist, würde solche überhaupt für so sehr verschiedene Lokalumstände und Vorfälle ungleich brauchbarer, für sehr viele wirksamer und nützlicher machen, indem man damit weit mehr sich nach

dem

den Vorfällen richten könnte, als mit dem Rohr allein. Der Spritzenmeister oder Directeur des Rohres würde nach Befinden der Umstände den Brusenkopf, wie ein Soldat das Bajonet auf- und abschrauben können, wenn er nur den Pumpenden einen Wink giebt, einen Augenblick mit dem Druck inne zu halten, wenn er ihn aufsetzen will, bei dem Abnehmen ist es nicht nöthig inne zu halten. An manchen Orten wird er auch wirklich gebraucht, nur sind deren noch wenige.

Dieses Kopfes wegen ist nun auch die Bruse selbst, oder Gießkanne, bei der Löschung des Feuers, ein weit wirksameres Werkzeug, als mancher glaubt, gewiß wirksamer als die blossen Wassereimer, zu denen man doch gleich seine Zuflucht allein nimt. Sie sind weit, mehr in diesen Fällen gebraucht zu werden, als sie bisher vielleicht mehr aus Mangel des Zutrauens guter Wirkung, als aus Mangel an Brusen selbst, sind gebraucht worden. Ich befürchte daher nicht etwas Ueberflüßiges zu thun, wenn ich auf sie mehr Aufmerksamkeit zu erwecken suche; vielleicht wird dadurch manches Unglück in seinem Entstehen eher erstickt, und mancher Verlust und Elend verhindert.

Die Bruse oder Gießkanne hat ihren ungemeinen Nutzen, sowohl bei Ausdämpfung der Ruinen, als bei der Vertheidigung benachbarter Häußer.

Es ist gar nicht schwer einzusehen, wieviel darauf ankomme, sich einem entstehenden Feuer gleich in seiner Geburt glücklich zu widersetzen, wo es oft nur mit einem einzigen Eimer Wasser gelöschet werden kann, wo es hingegen bei mehrerer Stärke wohl mit 100 Eimern voll nicht zu tilgen ist. Und eben da ist die Bruse das wirksamste Gefäß von allen, das bloß deswegen schon verdiente in allen Häusern, besonders auf dem Lande zu seyn.

Denkt man sich nur in die Lage der Menschen hinein, welchen ein solches Unglück begegnet, so wird sich leicht zeigen, wieviel Fehler aus Bestürzung, aus Mangel des Wassers, und mehrerer helfenden Menschen vorfallen, die ein an sich erst kleines Uebel zum größten Unglück werden lassen. Auf dem Lande, wo die Gebäude mit so vielen leicht zündbaren Materien, theils angefüllt, theils bedeckt sind, da werden die Feuersbrünste aus dieser Ursache weit gefährlicher, als in Städten. Die mehrsten solcher Unglücksfälle entstehen aus Unvorsichtigkeit mit Leuchten, und Tabaksrauchen bei dem vielen Umgang mit Stroh in Scheuren und Ställen; viele bei Trocknung des Flachses an den Stubenöfen, welche bei Handthierung mit Speck und Oel am Feuer, bei Kochen des Garns an übermäßigem Feuer, welche bei den Tränken des Viehes, wenn die Mägde die Tränkeimer beim Füllen derselben auf den Heerd setzen, wo sich leichte eine Kohle anhängt, und solche mit nach dem Stalle in das Stroh geschleppt

wird.

wird. In Städten sind die Fälle der Entstehung eines Feuers noch mannigfaltiger, aber doch mehrentheils so, daß die Bruse eben so nützlich bleibt.

Gemeiniglich wenn ein solches Unglück entsteht, und im Hause gerufen wird, Feuer! Feuer! Wasser her! so greift man nach den Eimern, und denkt es in der Stille zu tilgen, daß man nicht straffällig werde. Das Wasser wird in Schrecken und Bestürzung sogleich dahin gegossen, wo es brennt; da aber solches im Klump aus dem Eimer fährt, so trift es nicht alle brennende Materie oder Fläche, nur einiges wird gelöscht, das andere brennt fort. Ist nun nicht gleich mehr Wasser bei der Hand und mehr Hülfe, z. E. bei Stroh, trocknem Holze, Flachs, u. s. w. nöthig, so wird unterdessen, daß mehrere häufig Wasser zutragen, das Feuer größer und übersteigt die Gegenwehr der Menschen, und bricht aus; und gemeiniglich dann erst macht man Lerm und ruft Hülfe. Hat man aber eben sowohl eine Bruse voll Wasser, wie einen Eimer bei der Hand, so wird schon ein einziger damit nicht allein einen weit größern Umfang begießen können, als mit eben soviel Wasser aus dem Eimer; sondern er wird sich auch weit länger mit Gießen erhalten, ehe es ihm am Wasser fehlt, indem ihm schon ein einziger Mensch so viel Wasser zutragen kann als er ausgießt, wenn es nicht gar zu weit zu holen ist. Das Feuer wird nicht leicht gegen ihn empor kommen, indem er die brennenden Sachen besser auf allen Flecken treffen, auf einer Stelle mehr oder weniger nach Erforderniß ausgießen, und so die Flamme eher niederhalten kann als mit Einern, und man wird ein Unglück damit weit eher in der Geburt ersticken, als mit diesen. Denn hat man den Eimer einmal ausgegossen, und etwa noch dazu nicht auf den rechten Fleck, und es ist nicht gleich mehr Wasser zur Hand, so fasset das Feuer immer mehr Sachen, und der noch günstige Augenblick zur Erstickung ist vorbei. Erwegt man nun hierbei, daß es in solchen Fällen anfänglich theils an Menschen, theils am Wasser fehlt; so ersetzt die Bruse beides, weil durch sie wenige Menschen mit wenigem Wasser oft eben so viel, wo nicht mehr thun können, als viele mit vielem Wasser, weil damit nicht soviel unnütze verschüttet wird, und man sich anhaltender vertheidigen kann. Man nehme den Fall mit Flachs, der auf dem Lande oft eintrit, und manchen Bauerhof, ja manches Dorf, in die Asche legt. Wenn der Landmann im Herbst bei regnigtem Wetter gerne Flachs reine haben will, um Kaufgarn zu spinnen, so wird solcher, obgleich wider Verbot, in der Stube herum, oft auf und an den Ofen gelehnt, damit er im Bracken gut reine werde. Oft brennt der bei dem Ofen an, und von diesem aller übrige; man will löschen, schüttet 2. 3. 4. Eimer Wasser schnell aus, wenn welches zur Hand ist, und indem man an der ei-

nen

nen Seite löschet, brennt es an der andern fort, die Fenster springen, die Flamme schlägt da oder zur Stubenthür hinaus, und ergreift das nahe Dach, oder im Hause Stroh, und damit ist alle Rettung aus. Dagegen kann einer mit einer Bruse schnell um sich herum alles begießen, und die Flamme niederhalten, bis er mehr Wasser bekommt, und mit einigen Eimern voll ist das Unglück gehoben.

Eben so ist es wenn in Scheuren und Ställen, Stroh, Torf, u. s. w. durch Unvorsichtigkeit angezündet wird, und man entdeckt das Uebel, ehe es weit gekommen; man wird damit immer weit eher die Flamme dämpfen, daß sie nicht so leicht weiter fortgeht, als mit Eimern.

Dieses Gefäß muß also gerade für die Oerter auf dem Lande am wichtigsten und nützlichsten seyn, wo es am Wasser fehlt, und nicht Menschen genug bald herbei kommen können; bei einer brennenden Heide, wenn das Feuer einem Dorfe oder Holze zu eilet, würde die Bruse, wenn mehrere in den Händen der Leute wären, ohne Zweifel geschwinder der Gefahr vorbauen, als das Durchgraben der Heide, wenn man nur große Wasserfässer auf Wagen dahin führe, wo jeder durch das Zapfloch sein Gefäß bald füllen, und bald einen ziemlichen Strich benetzen könnte.

Eben so vortheilhaft wird die Anwendung derselben in Städten seyn, besonders in großen, wo hohe Häuser sind, die bis oben hinauf bewohnet sind, wo Treppen und Thüren theils von Tannenholz, theils mit Oelfarbe bestrichen sind, und wo durch Unvorsichtigkeit oft mit Licht und Kohlen, in Stuben, Kammern, Böden und Ställen manches Unglück angerichtet wird. Wie leicht wird man da nicht mit der Bruse viele Fälle in der Geburt ersticken, die, weil man sie mit Eimern tilgen wollte, manches Haus zu Grunde gerichtet haben. Wenn z. E. etwa unten im Hause die Treppen und deren Geländer in Brand geriethen, so dürften die Einwohner in den obern Etagen nicht gleich ihre Flucht zu den Fenstern heraus suchen, wo sie doch unglücklich sind, wenn sie hoch herunter springen müssen, sondern man kann, wenn die Gluth noch nicht zu sehr überhand genommen, und die Treppen noch nicht durchgebrannt sind, gar wohl mit etlichen Brusen voll Wasser, das man freilich aus Vorsicht in solchen Häusern immer vorräthig haben müste, sich und andern einen Weg durch die Flamme bahnen, oder doch das Feuer so weit aufhalten, daß es nicht das ganze inwendige Haus entzündet, bis mehrere Hülfe kommt. Solcher Fälle giebt es nun sehr viele, wo mit der Bruse ungleich vortheilhafter, als mit bloßen Eimern, gegen das Feuer agirt werden kann, die nur alsdenn vortheilhaft sind, wenn Wasser und Leute in Menge vorhanden sind.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Montag, den 28ten Mai 1792.

Beitrag zur Verbesserung der Feuerlöschungsanstalten.

(Schluß.)

Nicht allein aber bei dem Anfange eines Feuers, ist die Bruse sehr nützlich; sondern auch bei der weitern Ausbreitung in Vertheidigung der nächsten Häuser, und zwar wieder auf dem Lande, wegen der Stroh- und Heidedächer. Gemeiniglich steigen in diesem Falle die Leute auf die Dächer, man reicht ihnen aus Hand in Hand die Eimer mit Wasser zu, und die Letzten gießen oder schleudern das Wasser auf den Dächern herum, so weit sie kommen können. Wie viel Leute, Wasser und Eimer aber, werden nicht erfordert, um nur ein Haus so wirksam zu vertheidigen? Wo wollen die Leute her, und Eimer, wenn mehrere, besonders in dem Windstrich, zu vertheidigen sind? Wenn aber nur einige mit Brusen auf einem Dache sind, die werden nicht nur mit wenigem Wasser eine viel größere Fläche benetzen, sondern es werden auch wenige Leute, diesen Wasser genug in Eimern zuholen können, es werden mit wenigen Leuten mehrere Häuser besetzt werden können, und man wird so der Ausbreitung des Feuers weit mehrern Widerstand thun, als mit bloßen Eimern, zumal wo keine Spritze und also auch wenige lederne Eimer sind, denn hölzerne werden gemeiniglich gleich entzwei geworfen.

Wie viel kann nicht einer mit der Bruse an Wänden thun, wenn er Ständer, Riegel, Fensterrahmen, hervorstehende Zaunstöcker und Stahlen benetzet, die schon sengen? Nicht selten wird der geringe Vorrath Wasser eines Teiches, wenn nicht fließendes Wasser da ist, zu früh mit Eimern verschwendet, und wenn die Noth erst recht angeht, so ist nichts mehr da.

Geht das Feuer oben unter dem Dache an, so schießet oft das ganze Strohdach herab, wenn die Latten und Weeden abgebrannt sind, das Haus wird wie mit einem Feuerwall umgeben; oft sind noch Menschen, Vieh, oder Meublen darin; mit der Bruse wird man hier weit eher eine Fläche auslöschen, um jene zu retten, ehe sie vom Feuer ergriffen werden.

Wird das Haus niedergerissen, so wird man mit vieler Wassererſparung weit geschwinder die brennenden Ruinen auslöschen. Bei den brennenden Zäunen und Planken, wird sie immer bessere Dienste leisten, als bloße Eimer. Ueberhaupt wird man mit diesem Gefäß, sobald es nur in einiger Anzahl bei einem Feuer gebraucht wird, wo keine Spritze im Orte ist, so lange mit gutem Erfolge sich wehren, bis eine Spritze kommt; und wo sie nicht mehr zum Gießen zu brauchen, kann man darin der Spritze Wasser zutragen.

Wenn nun hiernach der große Nuzzen der Bruse nicht wohl geleugnet werden kann; so muß ich nur noch auf einige Einwürfe antworten, die einem sogleich einfallen müssen, und denselben zu bestreiten scheinen.

Erstlich wird man sagen können, daß, weil man in solchen Fällen nicht so genau auf das reine Wasser sehen kann, der im Wasser mit geschöpfte Unrath, sowohl den Brusenkopf auf der Spritze als auf der Bruse selbst bald verstopfen, und beide unbrauchbar machen werde. Das ist zwar gegründet; aber man kann diesem dadurch abhelfen, daß in dem Spritzenkasten um den Stiefel ein Blech wie ein Cylinder, mit Löchern wie ein Durchschlag gemacht wird, die nicht größer sind, als die Löcher im Brusenkopf; was dadurch gehet, gehet hernach gewiß auch mit Gewalt durch den Kopf. Allenfalls können auch zu einem Rohre 2 Köpfe gemacht werden, um damit wechseln zu können. Bei den Brusen selbst müste unten vor die Röhre ein blechernes Sieb mit eben nicht größern Löchern als in dem Kopfe sind, gemacht werden, und die Verstopfung wird nicht leicht eintreten.

Wollte man sagen, die vielen dünnen Strahlen wären zu schwach gegen nur mäßiges Feuer; so kann man durch das längere Gießen auf eine Stelle die Menge des Wassers ersezzen; es können die Löcher auch ein wenig größer seyn, als bei einer Garten- oder Leinwandsbruse. Bei der Spritze kann ja der, der das Rohr leitet, den Kopf abnehmen, und das bloße Rohr brauchen, wenn die Gluth nicht zu läßt, einen so zertheilten Strahl in sie zu spritzen.

Wollte man einwenden, man könne mit der Bruse nur unterwärts löschen, nicht aber oberwärts, wie mit Eimern, wo man das Wasser an die Decken, Wände, u. s. w. in die Höhe schleudern könnte, so erwiedere ich, daß solches mit der Bruse auch geschehen könne, wo man mit dem Kopf nicht ankommen kann.

Solchergestalt ist die Bruse ein nothwendiges Feuergeräthe, und verdient allgemein angeschaft zu werden. Wer sie nicht von Blech anschaffen will, kann sie von Holz machen lassen; wenigstens sollte sie auf dem Lande in jedem Bauerhause, das nicht ganz armselig ist, seyn; denn sie ist ja sonst zu allerlei Behuf im Hause nüze. Und wenn in einem großen

Dorfe

Dorfe 1 Dutzend dergleichen wären, welch eine mächtige Gegenwehr, wenn die Leute sie zweckmäßig brauchen lernten, sie an einem bestimmten Ort im Hause aufbewahrten, wo jeder im Nothfall sie im Finstern finden kann! Wie viele Ausbrüche würden verhindert und in der Geburt erstücket werden! Darum glaube ich, daß ein solcher Vorschlag weitere Beherzigung verdiente.

2. Von Verbesserung der Nothtubben.

Man hat bisher in den mehrsten Städten große Tubben zum Feuergeräthe mit gebraucht, welche auf Schlitten feste gemacht sind, oder zwischen 2 Ständern auf denselben an 2 Zapfen im Schwunge hängen, um damit nach den Orten, wo weder fließendes Wasser noch Nothbrunnen nahe sind, Wasser zum Löschen zuzufahren. Allein da diese Tubben ihrem Zweck so wenig entsprechen, daß bei dem schnellen Fahren auf unebenen Wegen das Wasser Haufenweise heraus fliegt, und oft nicht einmal die Hälfte von dem, was sie enthielten an Ort und Stelle gebracht wird; so wäre es besser, wenn man sich dagegen lieber großer Tonnen bediente, die auf kleinen Wagen lägen mit 4 Rädern, etwa von der Höhe wie die kleinsten oder niedrigsten Kutschräder. Die Tonne müste aber oben statt des Spundloches ein großes viereckigtes Loch haben, welches mit einem Rand ohngefähr 3 quer-Finger hoch eingefaßt ist, worein ein Deckel gelegt wird, der genau schließt. Das Loch muß gegen 1½ □ Fuß groß seyn, um das Füllen und Ausschöpfen zu erleichtern. Mit solchen Tonnen würde nicht allein alles einmal geschöpfte Wasser, sondern auch eben so geschwind und viel leichter an den Bestimmungsort kommen; man könnte mit Eimern oben heraus schöpfen, und auch hinten durch das Zapfloch zugleich, und also doppelt Wasser heraus bekommen. Eine solche Tonne könnte von der Größe seyn, daß wo die jetzigen Tubben etwa gegen ein Orhoft Wasser halten, jene 1½ ja wohl 2 bis 3 Orhöft halten können; und 2 Pferde werden mit einem solchen Fasse auf dem kleinen Wagen, weit geschwinder zufahren können, als mit dem Schlitten.

E. V.

Nachtrag zu dem im 66ſten Stück des neuen hannov. Magazins von 1791. befindlichen Aufſatz: Ueber die Düngung des Ackers mit gebrannter und ungebrannter Torferde.

Im Bremiſchen, wenigſtens in verſchiedenen Geeſtgegenden daſelbſt, iſt das Brennen des Ackers ſchon ſeit Menſchengedenken bekannt und gebräuchlich, aber nie in vorzüglicher oder fortdaurender Achtung geweſen, obgleich der Nutzen des Brennens von Keinem verkannt wird. Die damit verknüpfte Schwierigkeiten und der je zuweilen von Unerfahrnen angewandte unrechte Gebrauch, benehmen wahrſcheinlich dieſem Mittel den Reiz zur fleißigen Nachahmung. Schwierig iſt dieſe Art Düngung immer, und ſie iſt es in hieſigen Gegenden um deſto mehr, da eines Theils nicht alles Land ohne Ausnahme ſich dazu qualificirt, und andern theils man von der auf dem Acker gebrachten Mohrerde, wenn die Witterung es nicht erlaubt ſie in Brand zu ſetzen, den in dem vorliegenden Aufſatz angegebenen Gebrauch nicht machen darf; und es iſt in dieſem Fall nichts übrig, als die Mohrerde wieder vom Lande zu ſchaffen, weil gerade für das Land, dem das Brennen wohlthätig iſt, die ungebrannte Mohrerde von ſchädlichen Folgen ſeyn dürfte. Es giebt in den bremiſchen Geeſtgegenden verſchiedene Arten Kornlandes, von gelblicher, weislicher, grauer und ſchwärzlicher Farbe; je nachdem es mit Leimen, Sand und Mohrerde mehr oder weniger vermiſcht iſt. Die graue und ſchwärzliche Erde, enthält insgemein viel Mohr. Dieſe wird nur zum Brennen für tauglich gehalten, weil ſie die Aſche vertragen kann.

Höher als das Brennen wird bei uns die Düngung mit Aſche, die etwa von einem Paar Jahren ſich nach und nach in eine Grube angeſammlet hat, geſchätzt. Es verſteht ſich, daß Holzaſche beſſer iſt, als die vom Torf, aber auch dieſe iſt gut, und wird ohne Unterſchied, ſie ſey roth oder weiß, ſorgfältig aufbewahrt. Dieſe Aſche wird aber nicht ohne genauen Unterſchied des Landes gebraucht. Auf leichtem, ſchwarzem oder grauem Lande, deſſen Beſtandtheile alſo hauptſächlich leichte Sand und Mohrerde ſind, iſt die alte Aſche dünne übergeſtreuet, von ausnehmendem Nutzen, und man kann die Wirkung davon viele Jahre hindurch deutlich ſpüren; ſo wie im Gegentheil ein ſchweres leimigtes Land durch dieſelbe viel verſchlimmert werden kann. Es iſt bekannt, daß die Aſche eine Bindekraft beſitzt, und daher iſt es wohl natürlich, daß ſie für ſchweres Ackerland ſchädlich, und dem leichten mohrartigem Lande wohlthätig iſt, indem ſie dieſes feſter und zur Haltung der Feuchtigkeiten geſchickter, jenes aber zu feſte macht.

Daß aber auch die Erhitzung des Erdbodens durch Feuer ein ganz vortreff-

treffliches Düngungsmittel iſt, darunter ſtimme ich dem Herrn Verfaſſer jenes Aufſatzes aus Erfahrung bei, und ich glaube, daß dieſe Hitze in allen möglichen Arten von Erde, eine große Fruchtbarkeit bewirkt, indem ſie das Weſentliche derſelben entwickelt und vielleicht auch aus der Tiefe in die Oberfläche herauf zieht. Aber es läßt ſich die Erhitzung des Erdbodens mit Feuer ohne Aſche nicht gedenken, und, wenn ich annehme, daß die Aſche auf feſtem Bindelande ſchädlich iſt, ſo muß ein ſolches Land nicht gebraunt werden, weil auf der einen Seite viel mehr Schaden, als auf der andern Vortheil geſtiftet werden dürfte. Da alſo, wo das Land die Aſche vertragen kann, iſt das Brennen nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung von vorzüglichem Nutzen, und man hat gewiß keine nachtheiligen Folgen zu befürchten. Daß übrigens beim Brennen es nicht ſowohl auf die Aſche, als welche friſch untergepflügt in einem Paar Jahren gar keine Wirkung äußert; als vielmehr auf die Hitze ankömmt, lehrt die Erfahrung, und ich zweifle nicht, daß die durch Feuerhitze erweckte fruchtbringende Kraft, nicht nur dem Rocken, ſondern überhaupt allen Pflanzen Wachsthum und Gedeihen giebt. Vom Rocken, Haber, ſpaniſchem Klee, und von verſchiedenen andern wilden Kräutern iſt es mir aus eigener Erfahrung bekannt. Was der durchs Feuer erhitzte Erdboden, wenn er auch der unfruchtbarſte von der Welt zu ſeyn ſcheint, vermag, ſteigt bei denen, die es nicht geſehen haben, über alle Vorſtellung, und ich bin überzeugt, daß, wenn Lage und Boden die Sache begünſtigen, kein beſſeres Mittel ausfindig zu machen ſeyn wird, ganz unfruchtbare Heidgegenden in ſchöne Wieſen und Kornfelder zu verwandeln. Es giebt in den Heidgegenden viele Plätze, die 6 auch 9 Zoll, bis 1 Fuß Mohr in der Oberfläche und darunter Sand oder Leimen haben. Dieſe ſind meines Ermeſſens die allergeſchickteſten zum brennen, und ſollten eigentlich zu Wieſen oder Weiden gemacht werden, weil ſie insgemein quelligt ſind, und daher ſich immer, auch bei einer höhern Lage, feucht halten. Die aufgewachſene Mohrerde zeigt mir an, daß der Ort Waſſerſüchtig iſt. Iſt der aufgewachſene Mohr locker und alſo Feuer fangend, ſo iſt es um ſo viel beſſer. Alsdann darf man nur ſolchen einige Zoll tief, mehr oder weniger, nach dem der Ueberzug von Mohr dicker oder dünner iſt, umpflügen, und die Furchen, wenn ſie genugſam getrocknet, verbrennen. Wenn alsdann die erhitzte Mohrerde und der Sand oder Leimen mit der Aſche durch einander gepflügt und geegget werden, ſo kann mit gutem Nutzen Haber und Klee in einen ſo bereiteten Platz geſäet werden, und er wird ſich in der Folge am Graſe ſehr reichlich verintereſſiren.

Was die Düngung mit ungebrannter Mohrerde anlangt, ſo iſt auch dieſe Art das Kornland ſowohl als Grasland

land zu düngen, in hiesiger Gegend bekannt und gebräuchlich. Sie kann unter Umständen schädlich und ganz vortrefflich seyn. Man muß immer auf die Mischung der Erde, bei der Anwendung dieses Mittels Rücksicht nehmen. Ein Acker, dessen Boden entweder aus leichtem Sande und Mohrerde besteht, oder aus andern Ursachen ein leichtes und trocknes Erdreich hat, verträgt die Mohrerde nicht, und wenn gleich der Acker nach einer solchen Düngung, zumahl wenn die Mohrerde sich mit darunter gemengten Dünger erhitzt hat, ein Paar Jahre hindurch sehr fruchtbar ist, so wird es sich doch ganz gewiß in der Folge zeigen, daß ein Uebel ärger geworden. Die Mohrerde ist gänzlich ungeschickt, Feuchtigkeiten an sich zu halten; sie ist, ihrer Feuchtigkeiten entladet, sehr leicht, und bei weitem noch nicht von der specifischen Schwere, als die mit Sand vermischte Ackererde; sie dehnt also diese Erde, womit sie vermischt worden, und die schon vorhin zu leicht war; noch mehr aus, beschleunigt die Ausdürrung, und wenn man die nöthige Bindekraft mit Asche oder Leimen nicht wieder herstellet, wird ein solcher Acker gründlich verdorben seyn. So schädlich unter den angeführten Umständen die Mohrerde ist, so ein vortreffliches Mittel ist sie aber auf einer andern Seite, wenn sie nemlich da angewandt wird, wo der Boden gar zu kompackt ist, und in dieser Rücksicht eine Milderung nöthig hat; dahin gehört alles Land, was entweder aus purem Leimen besteht, oder in der Mischung reichhaltig daran ist. Es giebt aber auch eine Art Sandland, gelblich oder röthlich von Farbe, dem die Mohrerde sehr zuträglich ist, und es kann damit mehr ausgerichtet werden, als mit dem besten Dünger. Aber man muß hier untersuchen, ob das Land eine ganz trockne oder etwas nasse Lage hat. In jenem Fall wird zwar die ersten Jahre die Mohrerde ihre Wohlthätigkeit allerdings äussern, aber in der Folge, zumal wenn man viel Mohrerde aufgefahren hat, dürfte das Land aus eben erwähntem Grunde zu lose und zu leicht werden. Wollte man aber etwa mit einem gutem Zusatz von Leimen dem Mohr seinen schädlichen Einfluß benehmen, so bin ich sicher, daß Niemanden seine Mühe gereuen werde. Im letztern Fall aber ist allein die Mohrerde ohne Zusatz von Leimen, hinreichend, das Land aus dem Grunde zu verbessern. Leimen und Mohr thun entgegengesetzte Wirkung; diese beiden Erdarten schicken sich daher in der Mischung vortrefflich, und man kann allem Lande die gehörige Temperatur damit geben.

Ueber die Qualität der Mohrerde, wovon in obigem die Rede ist, lassen sich, so weit meine Erfahrung reicht, schwerlich gewisse, die Auswahl bestimmende Merkmale angeben. Ich setze voraus, sie ist kein Dünger, und bringt keine Düngung ins Land; also ist sie ein Mittel die in dem Lande und in

der

der Mohrerde schon befindlichen Kräfte durch die Mischung in Bewegung zu setzen, und ihre Fesseln zu zerstören, mithin eine Fruchtbarkeit zu befördern, deren Kraft schon vorhanden, aber gehemmet war; sodann ein Mittel den Boden für die, durch die Einwirkung der Luft, also von aussenher zu erwartenden Nahrungskräfte empfänglich zu machen. Eine jede Art Mohrerde enthält, so wie alle andere Erdarten, wenn sie auch zum Theil noch so unfruchtbar scheinen sollten, fruchttreibende Kräfte. Sehr vieles kommt also auf die Lage und eine glückliche Mischung an, um aus vermischter Erde, die allein für sich unfruchtbar zu seyn schien, ein fruchtbares Land zu erhalten. Die Mischung aber muß vollkommen seyn, das heißt: die beizumischende Erde muß sich in Staub, oder dem ähnliche Theilchen auflösen. Diejenige Mohrerde dürfte also wohl die beste seyn, welche zur völligen Auflösung am geschicktesten ist, und dies ist unstreitig sowohl in Absicht des Brennens, als ohne Brand, schweres Land damit zu verpflegen, die lose Mohrerde, weil sie ohne Mühe in Brand zu bringen ist, und leicht in Staub zerfällt, oder sich zermalmen läßt. Ich zweifle indessen nicht, daß der eigentliche Torfmohr, und insonderheit derjenige Torf, dessen Rauch einen widrigen Geruch giebt und sich sehr ansetzt, besser seyn würde, als der staubichte, aber er läßt sich auf dem Lande aus einander gestreuet, nicht gut in Brand setzen, und noch weniger zermalmen, um ungebrannt Dienste zu leisten. Gemeiniglich ist dieser Torf, wenn er getrocknet ist, von außerordentlicher Härte, und wenn er auch leicht in viele kleine Stücke zerfällt, wird er sich doch nie in Staub verwandeln; er läßt kein Wasser ein, mithin bleiben die Stücke so wie sie unter die Erde kommen, unveränderlich, und es hält also die Art Mohrs seine Tugend in sich verschlossen. Ich habe dergleichen Torf ohne die geringste Veränderung in der Erde gefunden, wo er zum wenigsten über 20 Jahre gelegen haben muste. So lange er noch nicht trocken gewesen, läßt er sich durch Frost und Regen zwar auflösen, aber das geschieht nicht in einem Jahr, und außerdem würde er auch umgestochen werden müssen, also viele Mühe erfordern. Und da gerade dieser der beste Torf, auch so häufig und so leicht nicht zu haben ist, als der lose Mohr, so dürfte dieser um so mehr den Vorzug verdienen, da er specifisch leichter als jener, und also zweckmäßiger ist. Nichts ist inzwischen besser, nasses, leimigtes und gar zu festes Land, lose, mürbe, und folglich fruchtbarer zu machen, als mohrigte Heidplaggen, worauf viele und große Heide befindlich ist. Werden diese mit Schichtsweise untergemengtem Pferde oder Schaafdünger in Haufen gelegt; und nachdem diese Haufen sich genugsam erhitzt haben, untergepflügt, so erfrischt und alterirt diese Düngung den schwe-

ren Boden ungemein, und ist sicher dem Ackersmann, der den Acker von leichtem und schwarzem Erdreiche das mit zu verschonen weiß, zu empfehlen.

Daß durch die Anwendung der Mohrerde in der Agrikultur viel gewonnen werden könne, hat der Herr Verfasser mit untergelegten Erfahrungen gezeigt. Eine gute Sache mag wohl zwei oder mehrmal gesagt werden; man erlaube mir also, daß ich jenen Aufsatz dem Agrikultor mit dieser in einigen Nebenumständen modificirten Wiederholung in Erinnerung bringen und ans Herz legen darf.

Für ganz unfehlbar gebe ich zwar die obigen Resultate meiner bisherigen Beobachtungen nicht aus. Sollten sie aber für manchen ein Wink seyn, das Publikum in dieser Sache besser zu unterrichten, und mancher sich veranlaßt sehen, Versuche, und den Erfolg zur weitern Belehrung bekannt zu machen, so ist meine Absicht erreicht. Die Sache ist es werth, daß darüber, um immer etwas weiter zu kommen, öffentlich communicirt werde.

Taben, bei Beverstedt. Steinberg.

Vögel aus der Höhe herab zu schießen, ohne sie weder an der Haut noch an den Federn zu verletzen. *)

Man ladet die Flinte, nach Beschaffenheit der Umstände, stärker oder schwächer mit Pulver; statt des papiernen Stopfens, setzt man ein Stückchen Unschlicht von der Länge eines halben Zolles, auf das Pulver mit dem Ladstock fest auf, und füllt den übrigen Raum des Flintenlaufs mit Wasser. Schießet man nun in einer schicklichen Entfernung, die man durch einige Versuche leicht erfahren kann, nach einem Vogel, so wird das Thierchen bloß erschreckt und durchaus naß, folglich unfähig fortzufliegen, und fällt, ohne den mindesten Schaden gelitten zu haben, herab auf die Erde, wo man es ohne Mühe erhaschen kann. Das durch das Pulver heftig fortgestoßene Wasser, erreicht allemal das Ziel; dahingegen der leichtere Unschlittstopfen, in der halben Entfernung herab fällt. Vaillant in seiner Reisebeschreibung in das Innere von Afrika fügt noch hinzu, daß sein Gewehr oft vom Morgen bis an den Abend, auf diese Weise geladen geblieben sey, ohne daß das Pulver im geringsten dadurch feuchte geworden, oder der Schuß mißrathen wäre. Uebrigens ist es wohl überflüßig hier zu bemerken, daß nach dieser Methode in horizontaler Richtung niemals geschossen werden könne.

*) Aus dem Anzeiger, Stück 77, von 1792.

Neues Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Freitag, den 1ten Junius 1792.

Inländischer Kaffee und Zucker.

Kaffee und Zucker sind allen Ständen so sehr zum Bedürfniß geworden, daß die außerordentliche Theurung dieser beiden Artikel, vorzüglich des letztern, jede Haushaltung, von der reichsten bis zur ärmsten, in eine gleich lästige Contribution setzt. Denn der Aufwand in den ansehnlichsten Häusern ist einmal nach einem ihren Verhältnissen angemessenen Etat eingerichtet, und ihre Abgabe für Kaffee und Zucker ist um so beträchtlicher, je glänzender ihre Einrichtung überhaupt ist. Vorschläge und Versuche dieser Unannehmlichkeit abzuhelfen, verdienen daher immer einige Aufmerksamkeit, und auch dann noch wegen ihrer Absicht Entschuldigung, wenn sie nicht jeden befriedigen sollten.

Das sicherste unter allen bisher versuchten Mitteln war unstreitig, dem Gebrauch dieser beiden Artikel ganz zu entsagen. So unmöglich dieser Entschluß dem scheinen mag, der seines Gaumens unbedingter Sklave ist, so gewiß ist es doch, daß mehr denn 300000 Engländer, in Frankreich die Pariserfektion zum rothen Kreuz auch in Berlin viele der ersten Häuser, ihn seit einiger Zeit ausgeführt haben, und wenigstens gar keinen Zukker mehr gebrauchen, und das doch wahrscheinlich nicht aus Mangel oder Geitz, sondern vermuthlich aus der vernünftigen Betrachtung, daß es ernieddrigend ist, auch wenn es die Hälfte des Vermögens kosten sollte, sich lieber nach hergebrachter Gewohnheit den Magen zu verschleimen, als sich der Gewinnsucht der Wucherer und fremden Welttheilen zu entziehen, und allenfalls sich vor dem Gifte der Neger in Sicherheit zu setzen.

Dennoch behaupten Leute — und die ihre ganze Glückseligkeit auf diesem Calkül gründen — man könne sicher die Preise und die Gefahren aller Art noch verdoppeln, ehe der größte Theil unserer Nation, bei aller Bereitwilligkeit, fremde Moden nachzuahmen, ihren Gaumen so strengen Gesetzen unterwerfen, oder das Beispiel ihrer Landsleute nur bemerken werde. Aber nur zu bald werden wir erfahren, ob jene Leute Recht haben.

Es sind bereits von Zeit zu Zeit in mehrern Schriften, und auch in diesem Magazin inländische Surrogate des orientalischen Kaffees, als: Roken, Eicheln, gelbe Wurzeln oder Möhren, Zichorien, u. dgl. vorgeschlagen; aber keins dieser vaterländischen Produkte ist bislang, ohnerachtet von manchem darunter die vorzüglicheren Eigenschaften vor dem ausländischen Kaffee deutlich gezeigt worden sind, im Stande gewesen, letztern zu verdrängen. Man hat eine kurze Zeit hindurch zwar hie und da wohl aus Neugierde Kaffee daraus gemacht, ist aber bald wieder zu dem Gebrauch des ausländischen Kaffees zurück gekehrt, vermuthlich deswegen, weil der einmal verwöhnte Gaumen den Geschmack jener Produkte mit diesem nicht ähnlich genug fand, und es doch einmal leider Mode ist, das Ausländische und Theurere, dem Inländischen und Wohlfeilern vorzuziehen. Ob letzteres gesünder, wie ersteres ist, solches kommt überall in gar keinen Betracht.

Unter allen inländischen Kaffeearten, haben noch die Zichorien am mehrsten ihr Glück gemacht. Ihr Anbau und Zubereitung zum Kaffee giebt hier und auch anderer Orten, mancher Familie ihr gutes Auskommen, die sonst darben müste. Aber die wenigsten trinken auch diese ohne allen Zusatz vom ausländischen Kaffee, und ganz wird solcher daher durch selbige auch wohl nie verdrängt werden.

Vielleicht ist indessen ein bisher allgemein bekanntes und verachtetes Unkraut, solches zu thun im Stande, wenn edle Patrioten zu der wichtigen Benutzung des Saamen dieser merkwürdigen Pflanze Versuche anstellen.

An den Zäunen und Mauern, und überall auf den Feldern, wächst häufig eine Pflanze, welche der gemeine Mann deswegen **Tuunrie** nennt, weil sie nemlich an der Seite des Zauns, wo die Wurzel sich befindet, in die Höhe ranket, sich über den Zaun wirft, und an der andern Seite beinahe bis zur Erde herunter hängt, daß sie also im eigentlichsten Verstande auf dem Zaun reitet, welches der Name **Tuunrie**, **Tuunrider**, oder **Zaunreuter**, bedeutet.

In dem Linneeischen Pflanzensystem, nach dem Hottuynschen Werke, wird diese Pflanze im 5ten Theile, Seite 294. Klebraute genannt; auf der 39sten Tafel des Blackwellschen Herbarii heißt sie Zaunrübe. Blätter und Saamen haben feine Häckchen, womit sie sich gleich an die Kleider hängen, welche sie berühren.

Es ist diese Zaunrübe, oder Klebkraut (Galium aparine L.) eine Sommerpflanze, und bei uns zu Ende Mai und den ganzen Junius hindurch in Blüte. An einigen Orten ist sie auch unter dem Namen **Tüngelkraut**, **Zaunreiß**, **Kleberich**, **Nabelsaamen**, und **kleine Klette** bekannt. Sie ist die **Speronella** der Italiäner, und die Franzosen geben ihr den Namen **Grateron**. Diese Pflanze

hat

hat 8 bis 10 lanzettförmige Blätter, die wie ein Quirl um den viereckigten Stengel sitzen (Foliis octonis vel denis lanceolatis verticilatis.) Die Mittelrippen dieser rauhen Blätter, sind insonderheit mit scharfen zurückgekrümmten Widerhaken versehen (carinis scabris retrorsum aculeatis) und die Stengel sind an den Ecken auch nicht weniger stachlicht; daher kommt es, daß diese Pflanze, wie schon gesagt worden, sich sehr leicht an die Kleider, selbst auch an unsere Hände hängen kann, weshalb sie auch von den alten Griechen den Beinamen der menschenfreundlichen erhielt. Die Blümchen haben eine weißliche Farbe, und das Saamengehäuse (Pericarpium) besteht aus zwei kugelrunden trocknen zusammen gewachsenen Beeren, worin einzelne nierenförmige, rundliche ansehnliche Körner sitzen. Die Blätter des Klebkrauts sollen als Wundkraut sich empfehlen, und man preiset sie wider die Skrophelu an. Die Gänse scheuern sich auch, auf Antrieb ihres Instinktes damit den Magen aus.

Der Engländer Edwards hat in einem 1784. gedruckten Traktat dieses Kraut als ein vorzügliches Mittel wider den Scharbock empfohlen. Von den Sennen auf den Alpen Helvetiens, imgleichen auch von den schwedischen Landleuten, werden die Zweige zum Milchseihen benutzt.

Die Wurzel färbt die Wolle schön carmoisinroth. Zu diesem Endzweck sammelt man sie im Frühling und im Herbst, und wenn sie gehörig gereinigt und getrocknet ist, wird sie pulverisirt, und mit dünnem Bier übergossen. Darauf legt man das wollene Garn schichtweise in diese Brühe, kocht es eine Stunde lang im Wasser, wäscht es darin ab, und trocknet solches sodann. Man sagt das Garn falle alsdenn ungemein schön roth aus, wenn man selbigem zuvor mit Birkenblättern einen gelblichen Grund gegeben habe.

Diese nützlichen Eigenschaften waren von dieser Pflanze schon lange bekannt, bis man endlich auf den unerwartet glücklichen Einfall gerieth, den Saamen von selbiger als Kaffee zu benutzen. In Ostfriesland ist dieser Kaffee, unter dem Namen **Tüngelkaffee** sehr bekannt und im Gebrauch. Der Saame wird eben so, wie der orientalische Kaffee, geröstet, gemahlen; aber noch etwas länger gekocht, und schon im Jahr 1769. bestätigt das Obercollegium medikum in Berlin den unschädlichen und nützlichen Gebrauch dieses Kaffeesurrogats.

In der allgemeinen deutschen Bibliothek, in des XCVsten Bandes ersten St., S. 23. wird Joseph Gärtners fürtreffliches Werk von den Früchten und Gesämen der Pflanzen recensirt, und es sind in dieser Recension folgende Worte des Originals hergesetzt: „Optimum potus Caffeæ succedaneum ex depurato Galii Aparines albumine paratur. Durch diese Stelle wurde ein Patriot aufmerksam

gemacht, und er ließ im Anfange des Märzmonats dieses Jahrs von dem Klebkrautsaamen sammeln. Die Uhr wurde bei dem Sammeln zu Hülfe genommen, und er fand, daß man in 18 Minuten voll ein Loth von dem Saamen in freier Luft zusammen bringen konnte. Der angestellten und wiederholten Erfahrung nach, kann eine Person in kurzen Tagen, also bei der mühsamsten Art zu sammeln, doch 21 Loth zusammen bringen. Dies verlohnt sich schon der Mühe, wenn man 21 Loth dieses Saamen, auf 16 Loth von dem orientalischen Kaffee gleich setzt.

Der gekochte Tüngelkaffee hat viel Aehnlichkeit mit dem Geschmacke von martinischen Bohnen, aber doch seinen eigenen — ganz nicht widrigen. Einige Zeit nach dem Genusse fühlt die Zunge eben das feine Kitzeln, welches auch Gaum und Zunge nach dem Trinken des orientalischen Kaffees nachbleibt. Der Nachgeschmack ist überall nicht widrig, vielmehr angenehm, doch nicht ganz dem Kaffee gleich. Vermengt man $\frac{2}{3}$ von diesem Kaffee mit $\frac{1}{3}$ des gewöhnlichen, so wird dieser in seinem Geschmacke verfeinert und erhöhet, und $\frac{2}{3}$ davon mit $\frac{1}{3}$ Zichorien vermischt, geben einen Kaffee, den niemand von wahrem gutem Kaffee wird unterscheiden können.

Der Klebkrautsaame ist feiner vom Geschmack, wenn er zur Zeit seiner Reife gesammelt, und gehörig getrocknet wird. Vom Herbste bis in den März, hat die Frucht dieser Pflanze nicht allein vom Regen und Schnee, sondern auch von dem dumpfigten Geruche des faulenden Zaunholzes, was Fremdes an sich genommen. Auch wird der Kaffee daraus feiner von Geschmack, wenn der Saame vor dem Rösten gerieben, gestoßen, oder auch auf andere Art von der rauhen äussersten Hülse gereinigt worden. Man setze die Versuche mit diesem Kaffeesurrogat fort, der Mühe ist es vollkommen werth. Giebt es gleich Leute, die alle dergleichen Anschläge, worüber der Kaufmann Gefahr läuft, eine von den vielen ausländischen Waaren weniger feil bieten zu können, aus patriotischer Gesinnung unbeschränkt freien Handel, verwünschen, so urtheilen andere doch richtiger und besser, daß solche Veränderung dem Handel keinen Nachtheil bringe, und höchstens die Kosten verursache, welche an den Maler ausgegeben werden müssen, der auf der Kaufmannsschublade das Wort Kaffee auslöscht, und an dessen statt hinsetzt: Tunrie.

Noch mehr wie der Kaffee, verdient, besonders jetzt, der Zucker unsere Aufmerksamkeit. Die Preise desselben müssen noch immer höher steigen, wie sie bereits gegenwärtig sind. Selbst der rohe Zucker ist jetzt schon an den Orten theurer, wie der raffinirte in den preussischen Staaten, die von jenen Orten mit rohen Zukker versorgt werden.

Vielleicht gehen noch Jahre hin, ehe die Verwüstungen auf Domingo aufhören, wenigstens mehrere Jahre, ehe

ehe die Plantagen hergestellt, oder ehe die englische ostindische Compagnie im Stande ist, dem Mangel auf eine merkliche Weise abzuhelfen.

Allein, so wie jedes Uebel von seiner Schreckgestalt verliert, wenn man es in der Nähe beleuchtet, so auch hier. Denn, wer den Zucker abschaft, entsagt ja noch nicht allen andern Mitteln, das zu ersetzen, was seine Speisen und Getränke dadurch an Schmackhaftigkeit verlieren könnten. —

Unter allen Süßigkeiten in der Natur, die jeder, auch ohne im mindesten galant zu seyn, kennt, ist vielleicht der Honig am brauchbarsten zu diesem Zweck.

Landleute, die sich auf ihren Vortheil verstehen, könnten sich daher sehr verdient machen, wenn sie sich entschlössen, mehr Fleiß wie bisher auf die Bienenzucht zu wenden. Gewiß, er würde ganz außerordentlich belohnt werden, und es wäre doch auch wohl in der That kein unbedeutendes Verdienst, ein so nützliches vaterländisches Produkt wieder in seine alten Rechte einzusetzen, uns von den Verwüstungen anderer Welttheile unabhängiger zu machen, und uns von dem Vorwurfe zu befreien, daß auch wir die Tyrannen der westindischen Inseln, für die Grausamkeiten bezahlen, die sie an unschuldigen Negern verüben.

Oder, sollte etwa der Honig keinen Abgang finden? Freilich sagt mancher, der nie reinen Honig gekostet hat, den Zuckerhändlern nach, daß er dem Zucker nicht gleich komme. Allein nach dem Zeugniß derer, die bei der jetzigen Theurung des Zuckers bereits Versuche aller Art mit dem Honig angestellt haben, verdient er bei den mehrsten Speisen den Vorzug vor dem Zucker, und ist besonders dem gewöhnlichen Kochzucker weit vorzuziehen, theils, weil er mehr süßt, theils, weil er einen angenehmern Geschmack giebt. Das wird allgemein anerkannt werden, sobald man reinen guten Honig, anstatt des unkenntlichen Gebräues sehen wird, das man in den Städten oft dafür verkauft, und dann wird man gewiß ein Produkt lieber genießen, was das Vaterland aus seiner Fülle giebt, als jenes, das erst durch unzählbare christlich jüdische Hände zweier Welttheile geht.

Verzärtelte Gaumen, denen selbst der reine und angenehme Honiggeschmack nicht so angenehm seyn sollte, wie der Geschmack des Zuckers, können dem Honig diesen ihm eigenen Geschmack, auf eine sehr leichte und wohlfeile Art benehmen, und ihn dadurch in Ansehung des Geschmacks dem Zucker vollkommen ähnlich machen. Ich habe dieses Mittel vor kurzem bereits aus dem Esprit des Journaux im 35sten Stück dieser Blätter bekannt gemacht, und führe solches hier der Vollständigkeit halber, wieder kürzlich an. Man läßt den Honig schmelzen, schäumt ihn ab, und nachdem er sich gehörig geklärt hat, wirft man zu fünf bis 6 wiederhohlten malen ein glühendes Stück

Ei-

Eisen hinein, und schüttet zugleich auf jedes halbe Pfund Honig einen Löffel voll Brantewein.

Verschiedentlich hat man mich gefragt, ob man nicht auch aus dem Honig ordentlichen Zucker verfertigen könne? Schon vor einigen 20 Jahren that der Herr Hofmedikus Taube in Zelle der königl. Landwirthschaftsgesellschaft daselbst diesen Vorschlag. Herr Hofmedikus Taube stellte selbst, ohne Erfolg, hierüber Versuche an, und auch in Stade wurde solches probirt, aber nicht mit mehrerm Glücke. Durch zwei Theile Puderzucker konnte nur erst der Honig zur Consistenz gebracht werden, und folglich war der gehofte Vortheil von keiner Erheblichkeit. — Hoffentlich wird indessen die dem Honig fehlende Zuckergestalt, keinen Patrioten abhalten, ihn wie Surrogat des theuren Zuckers zu gebrauchen. Wird er aber erst dazu gebraucht, so wird die Bienenzucht, die für die geringe Mühe und Kosten viel reichlicher belohnt, als irgend eine andere ökonomische Unternehmung, noch immer mehr empor kommen, und noch größern Vortheil bringen. Denn, da man nach dem einstimmigen Zeugniß der erfahrensten Bienenwirthe (man sehe die Berechnungen in Krünitz ökonomischen Encyklopädie, unter dem Artikel Biene) nach Abzug aller Kosten und gewöhnlichen Unfälle, bisher den Vortheil zu 100 Procent rechnen können, so muß er jetzt durch den Mangel an Zucker noch beträchtlicher erhöhet werden.

Wer es bei diesen Umständen der Mühe werth hält, die wunderbaren Vorurtheile, die sich noch in manchen Köpfen gegen die Bienenzucht finden, zu beleuchten, wer dabei das Urtheil erfahrner Männer zu Rathe zieht, der wird sich leicht überzeugen, daß die Wartung der Bienen weder eine seltene Geschicklichkeit, noch große Mühe fordert, daß man sie vielmehr als eine der angenehmsten Nebenbeschäftigungen des Landmanns ansehen muß; daß nicht eine von der Natur vorzüglich begünstigte Gegend zum Bienenbau nothwendig ist, sondern daß man den Mangel nahliegender Wälder, durch den Anbau verschiedener in der Landwirthschaft auch außerdem nützbarer Kräuter, ersetzen kann.

Männer, die sich entschließen, einige Thaler an einen Versuch zu wenden, der ihnen fast unmöglich fehlschlagen kann, können unter den vielen Büchern, welche deutliche und gründliche Anweisungen zur Bienenzucht enthalten, sich hierüber vorzüglich aus den Schriften eines Schirach von Lüttichau, Syrich, Riem und Krünitz näher belehren.

Beim Kaffee- und Theetrinken wenigstens, könnte auch das so sehr bekannte Süßholz die Stelle des Zuckers vertreten, und dieser dadurch erspart werden. An vielen Orten wächst das Süßholz auf den Köpfen der Weidenbäume, und der Preis desselben könnte sehr wohlfeil seyn, wenn es in Quantität

tität geballet und gezogen würde. Verschiedene, die die Probe damit gemacht, versichern, daß sie solche gut befunden.

Ob es sich in unsern Gegenden der Mühe und Kosten nicht verlohnen würde, irgend eine Ahornart die einen Zuckersaft bei sich führt, bloß um des aus ihrem Saft zu gewinnenden Zuckers willen, im Großen anzupflanzen, wage ich nicht zu entscheiden. Es giebt bekanntlich verschiedene Ahornen, die einen Zuckersaft führen.

In Amerika, und besonders in Kanada, wird sehr viel, ja fast aller Zucker, der daselbst verbraucht wir, (und dieses ist nicht wenig) aus dem sehr angenehmen Wasser, das im Frühjahr aus den Zuckerahorn (Acer saccharinum Linn.) fließt, gemacht. Auch in Niedersachsen kommt dieser Baum in freier Luft völlig gut fort, und wird in kalten Gegenden sogar viel höher, als in einem gemäßigten Erdstrich. In England wächst er nur bis 40 Fuß hoch, in dem von Münchhausischen Garten aber hatte ein zwanzigjähriger Baum schon eine Höhe von 40 Fuß erreicht, dessen unterer Stamm im Durchschnitt erst acht Zoll dick war; und in dem von Veltheimischen Garten zu Harbke, erreichten achtjährige aus Saamen erzogene Stämme, eine Höhe von 15 Fuß, und unten am Stamm eine Dicke von 3 Zoll.

Der Schluß folgt künftig.

Nachricht wegen des Honiggrases.

Nach der im 37ten Stück dieses Magazins v. d. J. aus dem 55ten Stück des beliebten Anzeigers bekannt gemachten Nachricht vom Anbau des Honiggrases, haben mich verschiedene Oekonomen schriftlich ersucht, ihnen anzuzeigen, wo sie Saamen von diesem Grase erhalten könnten. Meine Geschäfte erlauben es mir nicht, einem Jeden hierüber besondere schriftliche Auskunft zu geben, und dieserwegen mache ich folgendes über diese nützliche Grasart bekannt.

Da die Klage aller Landwirthe über den Mangel guter und unverfälschter Sämereien, besonders zu Futtergräsern, Kräutern und dergleichen Wurzel- auch Handelsgewächsen, der ausländischen Getraidearten immer gröſſer und allgemeiner wurde, so richtete bereits vor sechs Jahren die Hauptdeputation der churfürstlich sächsischen ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig ihre Aufmerksamkeit auf Abwendung dieses Uebels. Es ging aber auch ihr ernstlicher Wunsch dahin, so manche nützliche, nur wenig übliche Kulturen verschiedener Gewächse, die man bis jetzt entweder nur botanisch erzogen, oder unter den Unkräutern verlohren hatte, in Gang zu bringen.

Man

Man machte den Anfang, jenen abzuhelfen und dieses zu bewirken, durch Ankaufung des ökonomischen Gartens, durch Erpachtung eines Stück Feldes, und durch sorgfältige Herbeischaffung sehr mannigfaltiger ausländischer sowohl, als inländischer Gesäme. Diese wurden oft nur in geringen Portionen, auch wohl gar in wenig Körnern eingeschickt. Man befleißigte sich daher selbige durch Versuche von genauen Aussaaten zu vermehren, und bei der Einsammlung alle Vorsicht anzuwenden. Die durch gehörige Prüfung nutzbar gefundenen säete man nun im folgenden Jahre in immer größerer Menge aus, und suchte solchergestalt einen den gemeinnützigen Absichten angemessenen Saamenvorrath allmählig zu erhalten. Schon im Jahre 1788. war die Societät zu einem hinlänglichen Vorrath gelangt, wovon sie sowohl ihren Mitgliedern, und so viel damals thunlich war, auch andern Liebhabern abließ.

Hannover.

Ihrer Anzeige in der Michaelismesse von 1788. ist eine Specifikation derjenigen Sämereien beigefügt, welche von ihr damals schon erbauet worden, und wovon sie sich andern zu überlassen erbot. In diesem Verzeichniß ist auch unter den Gräsern Nro. 4. unser von Herrn Germershausen mit dem Namen Honiggras belegtes Gras befindlich. Eigentlich heißt dieses Gras wollichtes Roßgras Holcus lanatus *Linn.* (M. s. Schrebers Gräser I. Seite 145 Tab. 20, 1). Die Dresdner gehäufte Metze davon, welche ungefähr 1 bis ¾ Pfund wiegt, wird von der leipziger ökonomischen Societät für 12 Ggr. sächsisch Conventionsgeld verkauft.

Die Bestellungen auf dergleichen Sämerien werden an das Secretariat der Societät zu Dresden (Herr Commissionsrath Kiem ist beständiger Sekretair der Gesellschaft) franco eingesendet.

G. F. Wehrs.

Anfrage.

Es ist bekannt, daß die kleinen sogenannten Erdspinnen (Aranea terrestris) den jungen Obstbäumen, die erst neu gepfropft sind, besonders aber den Kirschen beträchtlichen Schaden zufügen, indem sie sich um die Reiser mit ihrem Gewebe verspinnen, und die Augen oder Knospen derselben ausfressen. Da man dieses selbst oft zum größten Schaden erfahren, so wünscht man über folgende Fragen eine Beantwortung in diesen Blättern zu erhalten:

1) ob es nicht ein Mittel gebe, diesem Uebel vorzubeugen? und

2) welches das anwendbarste und zweckmäßigste derselben sey?

Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 4ten Junius 1792.

Inländischer Kaffee und Zucker.

(Schluß).

Der nordamerikanische rothblühende Ahorn (Acer rubrum *Linn.*) rothblühende virginische Ahorn, rother Maßholder, den man in Virginien, Carolina und Pensylvanien in den Wäldern und auf sumpfigen Plätzen, gemeiniglich nebst den Erlen wildwachsend und sehr hoch, aber nicht sonderlich dick vom Stamm findet, und der auch in Deutschland in freier Luft gut fort kommt, liefert im Frühjahr gleichfalls sehr viel süßen Saft zu Zukker und Syrup, so wie auch der virginische eschenblättrige Ahorn (Acer Negundo *Linn.*) der in Deutschland, auf einem feuchten Boden vorzüglich gut gedeihet, und unter den europäischen Ahornen, der gemeine weisse Ahorn (Acer Pseudo-Platanus *Linn.*) und die Lenne, Leinbaum, Linbaum, (Acer Platanoides *Linn.*) Wie der Zucker aus diesen verschiedenen Ahornen zubereitet wird, lehren die Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm im 13ten Bande Seite 149. f., und du Hamel Traité des arbres & arbustes, nach der deutschen Uebersetzung von Oelhafen von Schollenback S. 30. u. f. auch das hannoverische Magazin von 1781. St. 28. S. 440. und von 1792. St. 31. S. 489; daher es denn sehr überflüßig seyn würde, hier noch etwas darüber zu erwähnen. Dagegen will ich aber kürzlich dasjenige hersetzen, was ein praktischer Arzt und Landphysikus, der in den Forsten des Gr. v. R. den Ahornsaft in großer Menge sammeln lassen, und eigene Versuche damit gemacht hat, noch ganz neuerlich über die Heilkraft dieses Wassers sagt.*) Es löset in allen Theilen unsers Leibes den dicken zähen Schleim auf, und macht ihn geschickt zum ab- und aussondern; es dämpft die hitzige Galle und versüßt die Schärfe in unserm Geblüt, und ist also die beste Geblütsreinigung. Es stillet krampfhafte Zufälle, und kon-

*) Man sehe den Anzeiger Nro. 99. vom April 1792. Seite 803. f.

konvulsivische Bewegungen; lindert Schmerzen, dämpft widernatürliche Hitze und allzuheftige Bewegungen unsers Geblüts. Es befördert und erleichtert vornemlich den Urin und Brustauswurf. Es kühlt, feuchtet an, und hebt die Trockenheit u. s. w. Und dieses geschiehet alles auf die gelindeste Art, und ohne die geringste Gefahr. Es ist auch ein gutes Nahrungsmittel, und die schwächsten Personen, alt und jung können es brauchen, sowohl als eine Frühlingskur zum Vorbau vieler Krankheiten, als auch zur Heilung der schon gegenwärtigen; als der verhaltenen Blutflüsse, der Entzündungs- hitzigen, faulen, Gallen- und Ausschlagfieber, in rhevmatischen, schmerzenden, hitzigen Flüssen, Kopf- Augen- Ohren- Zahn- und Kolikschmerzen; in arthritischen Krankheiten, Homikraine, Hüftweh, ja selbst in dem Podagra; in der Hypochondrie und Nervenkrankheiten, von allzustarkem Reiz; in Steinschmerzen, verhindertem und schmerzhaftem Uriniren; in Stockungen und Verstopfungen der Säfte in den innern Theilen, als der Lunge, Leber, Milz, u. s. w. in dem Herzklopfen, Husten, Auszehrung, Lungen- Schwind- und Gelbsucht; in der Krätze und andern Ausschlägen, dient es. Es versteht sich ohnehin, daß, wer nöthig hat eine Aderlaß oder Ausführung vorzunehmen, es vor dieser Kur thue; auch daß man bei deren Gebrauch schickliche leichte Speisen genieße und sich nicht damit überlade, und — einen verständigen Arzt zu Rathe ziehe. Von diesem Ahornwasser werden täglich ein oder zwei Maaß, frisch oder überschlagen, zu jeder Zeit als ordentliches Getränk genommen. Es hält sich zwar verschiedene Tage gut, doch ist es besser, wenn es bald getrunken wird. Es wird in dem Ahornbaum zwei Schuh hoch von dem Boden eine Scharte eingehauen, und dieses schadet dem Baume nichts, woraus vom Anfange des März in 4 bis 5 Wochen, 15 bis 20 Maaß helles süßes Wasser in das untergestellte Gefäß lauft; nachdem die Witterung ist. Wenn mit diesem Wasser der Thee oder Kaffee gemacht, und der Wein damit vermischt wird, so sind diese Getränke viel angenehmer, als mit gemeinem Wasser. Bleibt es eine gewisse Zeit in einiger Wärme stehen, so wird es zu einem Weine. Aus diesem kann ferner ein Brantewein oder ein Essig gemacht werden. Wird dieses Wasser mit dem Kapillairkraut, oder Frauenhaare, etwas gesotten, durchgeseihet und eingesotten; so bekommt man den ehehin so berühmten ächten Kapillarsyrup. Der in den Apotheken befindliche ist nur nachgemacht. Wird dieses Wasser allein bis zur Honigdicke eingesotten, so hat man den besten Syrup.

Welch ein bisher ungenutzter Reichthum in dem Ahornbaum Deutschlands!

Außer dem Honig ist der Karottensyrup ein besonders gutes Zuckersurrogat.

Auf

Auf dem Eichsfelde, in Langensalze, in und um Quedlingburg, im Meklenburgischen, u. s. w. macht man dergleichen Syrup aus den bekannten gelben Wurzeln, oder Karotten, und gebraucht ihn nicht nur in der Haushaltung zur Versüßung verschiedener Speisen, sondern ißt ihn auch statt Butter oder Zwetschenmußes auf Brod geschmiert.

Grotjan in seinem immerwährenden Gartenkalender von 1765. Seite 277 bis 280. und die coburger Auszüge vom Jahre 1752. Nro. 35. lehren uns zwar die Bereitung dieses Syrups, allein folgende Verfertigungsart desselben ist doch leichter und besser.

Man nimt eine Portion Karotten, wäscht solche rein ab, schneidet die Pollen und Spitzen davon, und thut solche, entweder zerschnitten, oder ganz, in einen Sack. Nimt darauf eine Breche, dergleichen man zum Flachsbrechen gebraucht (es versteht sich aber von selbst, daß sie stark seyn muß; die eisernen sind die besten,) legt den Sack mit Wurzeln darzwischen, und quetschet vermittelst derselben die Wurzeln dergestalt, daß der Saft in ein darunter stehendes Gefäß lauft.

Man darf den Sack aber nicht zu voll Wurzeln nehmen, denn sonst würde die Arbeit schlecht von statten gehen. Auch muß man das Ausgequetschte in einen besondern Sack thun, um allen Saft der Karotten zu erhalten; denn durch das Brechen bekommt man nicht allen Saft, sondern es bleibt noch vieles zurück. Thut man daher das Gequetschte in einen besondern Sack, und beschwert solchen mit Steinen, so läuft der noch darin befindliche Saft nach und nach heraus.

Der Sack muß ferner stark seyn, damit er nicht beim Quetschen zerreisse, und der Saft verunreiniget werde.

Man läßt den ausgepreßten Saft durch ein Sieb in einen Kessel laufen, und ihn alsdenn brav kochen. Beim Kochen pflegen einige Unreinigkeiten auf der Oberfläche zum Vorschein zu kommen, welche man mit der Schaumkelle abnehmen muß.

Die Zeit des Kochens läßt sich so genau nicht bestimmen, sondern richtet sich nach der Portion des Saftes. Findet sich nach dem Einkochen des Saftes, daß der Syrup nicht dick genug geworden, so kocht man ihn zum andern, auch nochmals wohl zum dritten mal ein, bis er dick und zähe genug ist.

Funfzehn Wurzeln, welche sechs Pfund wiegen, geben vollkommen ein Quartier Saft; dieser kocht in drei und einer halben Stunde, und der übrig bleibende Syrup beträgt ungefehr ein drittel Quartier.

Sieht man bei dem Syrup mehr auf den Wohlgeschmack, als auf den Vortheil, so wird der Kern der Wur-

zel ausgeschnitten, und nur die äussere Rinde davon ausgepreßt. Der Kern ist zwar sehr saftreich, aber dabei wäßrig, und giebt dem Syrup einen etwas wäßrigen Geschmack.

Wenn der Saft so dick eingekocht ist, daß ein Löffel darin steht, und er dunkelgelbbraun aussieht, so thut man ihn in irdene Töpfe, bindet solche mit einer Blase fest zu, setzt die Töpfe an einen kühlen Ort, und auf diese Weise erhält er sich viele Jahre gut.

Hannover G. F. Wehrs.

Etwas über die Bekanntmachung vollzogener Strafen von den Kanzeln,

vom Pastor Reiche zu Quickborn bei Dannenberg:

veranlaßt durch den Vorschlag: Ueber die zweckmäßige Bekanntmachung vollzogener Todesstrafen,

vom Herrn Pastor Hempel zu Breselenz bei Dannenberg.

(S. neues hannov. Magazin, 28tes Stück, 1792.)

So manchen Nachtheil für erweckte religiöse Empfindungen und Rührungen die Publication irgend einer, wie ich sie überhaupt nennen will, weltlichen Angelegenheit, am Sonntage von der Kanzel nach geendigtem Religionsvortrage hat; so wenig die Kanzel zu einer Art von Bülletin mißbraucht, so wenig der Prediger, der, meinem Wunsch und Gefühl nach, gern mit Würde da steht und redet, und den gewirkten Eindrücken seines Vortrags eine längere als augenblickliche Dauer wünscht, mit Ankündigungen davon a) welche, außer anderen unzeitigen Wirkungen b) zugleich das Gemüth dieser und jener Menschenklasse mit einmal in weltliche Angelegenheiten vertiefen und Speculationen veranlassen, wodurch die oft mühsam beförderte dermalige Seelenstimmung plötzlich einen andern Schwung nimt, dienen sollte c): so haben doch auch auf der

a) Z. E. Daß die und die Ländereien, die und die Wiesen, der und der Krug oder Fischteich, anderweitig verpachtet werden sollen.

b) Bei der genaueren Bezeichnung und Angabe jener Pertinenzien, kommen oft Namen vor, die, das wenigste gesagt, Lachen erregen.

c) Wie doch wohl auf dem Lande geschieht: und was nun nach Bekanntmachungen solcher Art, als zur Gottesverehrung gehörig, gesagt wird, das ist — welcher beobachtende Prediger sollte das nicht bemerkt haben! im Ganzen vergebens gesagt.

der andern Seite gewisse Bekanntmachungen, deren Inhalt und Gegenstand einen allgemein heilsamen und wohlthätigen Zweck für die Landesunterthanen bezielt, von den Kanzeln, weil diese die Publicität begünstigen, und ihr, selbst in die Hütten der Niedrigsten, den Zugang öfnen, allerdings ihren wahren unbezweifelten Nutzen.

Zu jenen Bekanntmachungen von den Kanzeln rechne ich vorzüglich, die Publication gewisser Landesverordnungen und vollzogener Strafen im Lande.

Was Herr Pastor Hempel neulich in Absicht der zweckmäßigeren Bekanntmachung der Todesstrafen gesagt hat, war daher auch wohl schon lange, nicht nur der Wunsch manches, gern noch mehr Gutes wirken wollenden, moralischen Führers einer christlichen Gemeine, sondern überhaupt eines jeden ächten Menschenfreundes.

Indeß wäre nicht jenem Wunsche, dessen Erfüllung gleich wünschenswerth ist, ein weiterer Umfang zu geben? Sollte man bloß Todesstrafen zweckmäßiger d. h. von den Kanzeln, mit den nöthigen Belehrungen und Warnungen, publiciret wünschen? Sollte man dies nicht auch gern auf die Bekanntmachung jeder vollzogenen bürgerlichen geringen oder schweren Leibes- u. s. w. Strafe d) von jenem Orte ausgedehnt sehen?

Letzteres scheint —, denn auch dies sey der ernsthaften Prüfung besserer Einsichten unterworfen — mir um so heilsamer, weil unter den anzuzeigenden bestraften Vergehungen und Verbrechen manche vorkommen werden, deren Vermeidung vor Todesstrafen sichert e).

Würde dem Prediger in der Stadt f) und auf dem Lande erlaubt, die in den hannoverischen Intelligenzblättern bekannt gemachten vollzogenen Strafen, seiner Gemeine von der Kanzel zu publiciren; wobei jedoch die Zeit, wann sie bekannt zu machen — besonders da die hannoverischen Anzeigen nicht jedem Prediger zu gleicher Zeit in die Hände kommen, nebst der Beurtheilung, welche Strafvollziehung einer Gemeine

d) Welches bisher eben so wenig, wie mit der Todesstrafe, zweckmäßig geschehen ist.

e) Z. B. kleine Diebereien und Mausereien; Ehebruch; Mißhandlungen unter Ehegatten, Aeltern und Kindern; Völlerei; Schlägereien; entdeckte Attentate auf das Leben eines Andern. —

Neulich wurde die Bestrafung eines Unfugs in einer gewissen Kirche im Lande in den hannoverischen Intelligenzblättern angezeigt. Hätte wohl nicht die Publication derselben von den Kanzeln in mancher Stadt- und Landgemeine Aufmerksamkeit erregen, und einen lokalen Vortheil befördern können??

f) Denn der Mensch sieht sich ja allenthalben gleich!

meine mit den erforderlichen Winken und Warnungen, und welche besonders, dem gegenwärtigen und lokalen Bedürfniß nach, zu eröfnen, ihm lediglich zu überlassen wäre — wie manche Gelegenheit würde ihm dadurch gegeben, Etwas, auf die sittliche Beschaffenheit seiner Gemeine heilsam wirkendes — eine Menge Sünden — vielleicht — bedeckendes — sagen zu können, besonders, durch vorhandene Beispiele unterstützt, vor dem stuffenweisen Gange von einer gewissen Vergehung zu einem gewissen Verbrechen, welches die Todesstrafe verdient und nach sich zieht, mithin vor den ersten Schritten, die zum Blutgerüste führen, zu warnen!

Zu geschweige daß ich die Bekanntmachung der Todesstrafen auf die gewünschte Art nicht ausschließe, müßte aber weder hiebei, noch bei irgend einer Strafvollziehungsanzeige etwas von Strafmilderungsgründen g) hinzu gefügt, sondern die Todesstrafe, wie jede andere, nebst dem Verbrechen und Vergehen, dafür sie erlitten ist, schlechthin, etwa nach dem Buchstaben der Intelligenzblätter — versteht sich, daß die Begleitung von Ermahnungen und Warnungen, je nachdem es schicklich ist, hinzukömmt, — angezeigt werden. Denn, so wie der Mensch gern — zu seinem Vortheil oder Nachtheil? — Ausflüchte aufsucht, so dürfte hie und da, bei starken inneren und äußeren Veranlassungen zu einem gewissen Vergehen oder Verbrechen, das Raisonnement oder die Reflexion der Vollziehung einer bösen That die Hand bieten: N. N. ist nur so gelinde bestraft, weil der und der Umstand eintrat. Wenn Du nun gar das und das nicht so machst; so kömmst Du, wo nicht ganz ohne Strafe, doch mit noch gelinderer ab.

Durch den, ich mögte sagen, glücklichen, und ich setze hinzu, glücklich-unerklärbaren Widerspruch h) unter den Bestrafungen eines und desselben Vergehens und Verbrechens (weil hier mitigantia eintraten, die sich dort nicht fanden) gewinnt, meines Erachtens, die Abschreckung vor der That selbst, unter dem großen Haufen ungemein; und zwar, weil die Art und Dauer der Strafe für eins und dasselbe Vergehen oder Verbrechen räthselhaft i) bleibt. „Die Kindermörderin ist hingerichtet; Die Zeitlebens, Die auf zehn Jahre ins Zuchthaus gesperrt? Wer weiß, du könn-

g) Z. B. N. N. ist wegen des und des Verbrechens auf zehn Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt. Er würde auf Zeitlebens dazu condemniret seyn. Allein das ist darum nicht geschehn, weil ꝛc.

h) Es ist dies zwar nur ein — scheinbarer Widerspruch, für den der Gesetze und Rechte Unkundigen; und das ist doch der größte Theil der Unterthanen.

i) Räthselhaft wegen Unwissenheit und Unkunde der Strafmilderungsgründe: und in jener lebt doch wiederum der größte Haufe.

könntest, wenn du dein Kind umbrächtest, hingerichtet werden!"

Das Schlimmste pflegt man denn doch, der Erfahrung und Beobachtung nach, zu fürchten. Und wo ist eine Täuschung oder Ungewißheit wünschenswürdiger als hier?

In Beziehung auf das, was ich Anfangs sagte, wäre es sehr zu wünschen, daß in der Nähe jeder Kirche ein sogenanntes schwarzes Brett angebracht, und darauf jede vollzogene Strafe, leserlich geschrieben, angeschlagen würde. Selbst mancher Bauer, der Schulze und Kirchenjurat wenigstens, kann Geschriebenes lesen, und würde Ehre darin suchen, das Gelesene, andern, zu welcher Zeit und wo es auch sey, wieder zu erzählen. Der Prediger könnte dann bloß, je nachdem er das Bedürfniß fühlte k), auf eine solche Affiche sich beziehn, und sie öffentlich, nicht immer am Schluß der Predigt, sondern auch wohl im Vortrage selbst, oder wie es sich fügen wollte, benutzen.

Aber es ist das auch weiter nichts als ein bloßer Wunsch, denn wer will die Anzeigen der vollzogenen Strafen aus den Intelligenzblättern leserlich abschreiben, oder wer will sie, wenn sich auch zu jenem Geschäft mancher Prediger, aus Liebe zum gemeinen Besten, hergeben wollte, an das schwarze Brett heften? — Eben so wird man sich auch mit den Worten, womit die Vollziehung einer Leibes- oder Lebensstrafe in den hannoverischen Anzeigen bemerkt ist, begnügen müssen; denn Wer wird uns einen aktenmäßigen Auszug des Lebenslaufs eines Missethäters geben? –

k) Denn, worauf ich schon hingedeutet habe, es müßte weise, behutsam und vorsichtig, bei diesem Geschäft überall verfahren werden, damit nicht auf die eine oder andere Art Verdacht und Animosität vermuthet, gestiftet oder befördert werde. Wo Eins von den letztern nur befürchtet würde, da thäte der Prediger wohl, entweder für dasmal nur bloß aus den Intelligenzblättern die vollzogenen Strafen zu referiren, oder manche davon auszulassen, oder die Bekanntmachung derselben auf eine andere Zeit zu verschieben.

Etwas für Liebhaber der Kanarienvögel *)

Um die Kanarienvögel gesünder und länger zu erhalten, bediene man sich in Ansehung des Futters, statt des so gewöhnlichen Hanfsaamen, folgender ganz einfachen Sämereien, unter einander gemengt, als:

1) ganze Haberkörner, so wie sie der Sperling frißt, oder auch Habergrütze.
2) Rübsaamen, und
3) Hirse und Kanariensaamen.

Bei diesem Futter befinden sie sich vortrefflich wohl. Will man ihnen dane-

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 64. von 1792.

daneben bisweilen etwas Zucker, oder zerriebenen Zwieback, oder geschälte Aepfel, Sonnenblumenkerne, und zur Frühlings- oder Sommerszeit etwas Grünes, als Hühnerdarm, Sallatblätter, Kohl oder Spinnat geben, so ist es ihnen nur alsdenn nachtheilig, wenn man davon zu viel oder zu oft vorsetzt. Besonders werden ihnen, wenn man zu viel Grünes aufsteckt, daß sie es nicht gänzlich verzehren können, die alsdenn welk und dürre gewordenen Blättchen, wenn sie solche mit fressen, höchst schädlich. Frisches reines Wasser müssen sie alle Tage bekommen.

Befinden sie sich krank, welches gemeiniglich daran zu erkennen ist, wenn sie traurig und am Leibe aufgetrieben aussehen; so liegt meistentheils der Grund in dem, daß

1) ihnen das Fettbläschen über dem Schwanz, (welches allen Vögeln gemein ist, und welches sie sich, wenn sie nasse Witterung vermuthen, selbst aufspicken, und die Federn damit bestreichen) worin das Fett alt und ranzig worden, weil weil sie im trocknen Käfig sich nicht gedrungen fühlen, dieses Bläschen öfters selbst aufzuhakken, Schmerzen verursacht
2) sie sich mausiern, und
3) die Heiserkeit oder den sogenannten Pips haben.

In Ansehung des erstern, so gebe man ihnen statt des gewöhnlichen Futters, ohne sie an das Aufstechen des Bläschen mit der Nadel zu gewöhnen, dann und wann auf ein oder zwei Tage lauter Sallatsaamen, der allem Uebel vorbeugt. Ist das zweite, so lasse man sie nur ruhig sitzen, und reiche ihnen bisweilen neben ihrem gewöhnlichen Futter, etwas Zucker und Zwieback. Haben sie endlich drittens die sogenannte Heiserkeit oder Pips, das ist, wenn sie zu viel Grünes gefressen, welches ihnen unnatürliche Hitze im Magen und Gedärmen verursacht, so, daß sie schwer verdauen und dabei aufgetrieben aussehen; so entziehe man ihnen auf einige Tage das gewöhnliche Futter, und gebe ihnen statt dessen Sallatsaamen, und darneben ein Stückchen geräucherten Speck, welchen sie ungemein gerne fressen, und zugleich dadurch von ihrem Uebel befreiet werden.

Durch diese kurzen Anzeigen, welche sich auf die bereits durch den Druck bekannt gemachten vieljährigen Erfahrungen des Predigers Friedrichs zu Camin im Mecklenburgischen gründen, hoft man dem für Kanarienvögel interessirten Publikum keinen unangenehmen Dienst erwiesen haben.

Hannoverisches Magazin.

46tes Stück.

Freitag, den 8ten Junius 1792.

Gedanken über die Verwandelung des Rocken in Trespen.

Die im 31sten Stück des neuen hannoverischen Magazins bekannt gemachte Beobachtung von der Erzeugung der Trespen aus dem Rocken, ist gewiß so unerwartet, je mehr man mit Recht vermuthen könnte, daß diese Meinung, längst der auf Theorie gegründeten Erfahrung Platz machen müßen, daß in dem vegetabilischen Reiche keine Verwandlungen zu suchen seyn. Wie irre die Welt durch Beobachtungen, und Erfahrungen ohne Theorie, geführet worden, ist bekannt, und ob in der Eingangs benannten Erfahrung, nicht ein Irrthum eingetreten sey, mögte bei genauerer Untersuchung sich offenbaret haben. Es ist aber diese Beobachtung nicht bloß ein Gegenstand eines unnützen Wortwechsels, sondern sie hat auch auf den Haushalt des Landmanns, und auf die Einkünfte des Gutsherrn, einen wichtigen Einfluß. Ich hoffe daher, daß der mir unbekannte Beobachter der Trespenpalingenesie mir einige Bedenken nicht übel nehmen werde. Es gehört nemlich zur Gewißheit, daß das Land keinen Trespen tragen werde, nicht allein eine von Trespen gereinigte Einsaat, sondern auch, daß in dem Lande, oder in dem Dünger, kein Trespen gesteckt, auch ihm von dem benachbarten Lande kein Trespen mitgetheilet worden. Dieses hätte vorher genau untersucht werden müssen, ehe man auf die Verwandlung des Rokkens in Trespen, das Daseyn des letztern zurück führen konnte. In der gedachten Beobachtung geschiehet von dergleichen vorher gegangenen Untersuchung keine Erwähnung, mithin bleiben alle vorbennante Einreden bei Kräften, welche wahrscheinlich bei dem Naturforscher einen großen Grad der Wahrscheinlichkeit behalten. Denn die vermeintliche Beobachtung, daß aus einer Pflanze, neben einander ein tragbarer Rocken und ein Trespenhalm aufgeschossen sey, mögte eben so wenig die Wiedergeburt des Trespen aus Rocken beweisen, als wenig jemand aus der vielfältigen Erscheinung eines Vogelbeerbaums, in dem hohlen Kopf eines alten Weidenbaums schließen kann, daß der Weidenbaum sich in einen Vogelbeerbaum verwandelt habe. Er wird vielmehr die Ent-

deckung machen, daß der Saame des Vogelbeerbaums in den Weidenkopf gefallen sey, und bei den Zwillingshalmen denken müssen, daß das Trespenkorn so dichte an das Rockenkorn gefallen, daß es im Aufgehen und Wachsen, sich so vereiniget habe, daß es nur für eine Staude anzusehen gewesen. Daß zween Aeste eines Baums auf gleiche Art so in einander verwachsen können, davon giebt jeder Wald Beweise genug, und daß zween aus der Erde aufkeimende Stämme eben so in einander verwachsen können, dazu könnte leicht ein Versuch für denjenigen gemacht werden, welcher, nach dem was er von dem Propfen der Bäume gesehen, sich von jenem keinen Begrif abstrahiren kann. Wenn nun ein Kirschen- und ein Apfelbaum dichte neben einander und in einander aus der Erde aufwachsen, so, daß sie einen Stamm ausmachen, und sodann der Baum Kirschen und Aepfel zusammen trägt, wird jemand daraus beweisen, oder nur vermuthen können, daß Aepfel sich in Kirschen zu verwandeln fähig wären? — Der äußere Schein betrügt bei Menschen wie bei Bäumen, und wenn es gleich wahr ist, daß das grüne Blatt des Rockens eine Aehnlichkeit mit dem grünen Trespenblatte habe, so reichet es doch nicht an die Gleichheit, wovon sich jeder mit klaren Augen leicht, und mit einem Vergrößerungsglase zuverläßig überzeugen kann.

Der Trespen ist eine für sich besondere, und von dem Rocken verschiedene Pflanze, nicht aber eine Ausartung, noch ein Bastart vom Rocken.

Ich nenne Ausartung einer Pflanze, wenn sie durch physische Ursachen, in einen so veränderten Zustand geräth, daß ihr Saame, und die daraus entstehende Pflanzen, von der Vollkommenheit der Mutterpflanze mehr oder minder abweichen, wornach auch die Größe der Ausartung ihre Bestimmung erhält. Wenn Petersilienwurzelsaame oder brauner Kohlsaame sehr dick ausgesäet wird, so entstehen zwo Ausartungen, nemlich Schnittpetersilie und Schnittkohl, welche den Fehler behalten, daß sie weder an den Wurzeln ansetzen; noch im Kraute sich verstärken, sondern in kurzer Zeit in Saamenhalme aufschießen. Diese Ausartung bleibet, und kann so viel ich weiß, zur Vollkommenheit des Mutterstammes nicht zurück gebracht werden; wenn verschiedene Sorten von Kohl oder Erbsen, oder Bietsbohnen, nicht weit von einander blühen, und der Saamenstaub von einer Gattung Kohl auf die andere, von einer Sorte Erbsen auf die andere, und von einer Art Bietsbohnen auf die andere verwehet wird, so entstehen Ausartungen von Kohl, Erbsen, und Bietsbohnen, welche nicht allein an der Pflanze kenntlich seyn, sondern auch in die Theile des Saamen übergehen, und nie wieder eine ursprünglich reine Saat liefern werden. Bei allen diesen Ausartungen an Petersilie, Schnittkohl, anderm Kohl, Erb-

Erbsen, und Vietsbohnen, bleibt indessen der Ursprung zu erkennen, und jeder siehet, daß die ausgearteten Pflanzen zu Petersilie, Kohl, Erbsen und Vietsbohnen gehören, indem das Kraut sich ähnlich bleibet, auch an den Blüten, Saamenschoten und Saamen, keine äußerliche Veränderung eintrit. Nach diesen Prämissen kann der Trespen keine Ausartung des Rockens seyn, vielmehr glaube ich, daß jeder Beobachter den Trespen eher für eine Art Winterhaber, als für eine Ausartung des Rockens halten werde.

Jede ausgeartete Pflanze behält mit der Mutterpflanze die Gleichheit in der Blüte, und in den Saamenbehältern. Der Rocken hat eine aufrecht stehende haarigte Aehre, an welcher die nackten Körner in zwo Reihen über einander fest sitzen. Der Trespen aber hat eine nackte büschelförmige Aehre, worin die mit einer Hülse überzogene Körner, nach Art des Habers neben einander wachsen. Für den Oekonomen ist dieser Unterschied zwischen Rocken und Trespen genug, wer weiter sehen will, mag den Botaniker begleiten, und sich in der Blüte an Rocken und Trespen die Verschiedenheit lehren lassen, wodurch er alsdenn sich überzeugen wird, daß der Trespen an der Form der Aehre, an der Gestalt des Saamen, auch an der Blüte von dem Rocken unterschieden sey, mithin als eine Rockenausartung gar nicht angesehen werden könne, vielmehr für eine vom Rocken ganz verschiedene Pflanze gehalten werden müsse.

Vielleicht aber mögte der Trespen ein Bastart vom Rocken seyn, und alsdenn wäre er die einzige Bastartpflanze in dem Reiche der Natur. Das Produkt von zwo animalischen oder vegetirenden Dingen verschiedener Art, nennt man eine Bastartfrucht. So bringet die Vereinigung eines Esels, oder Stiers, mit einem Pferde, einen Mauleſel. Ob aus der Vereinigung des Löwen mit dem Tiger ein Bastart unter dem Namen des Panterthiers, oder aus der Vereinigung des Schleies mit dem Karpfen, ein Bastart unter dem Namen des Spiegelkarpfens entstehe, stelle ich dahin. Gewisser habe ich die Bastarte als die Frucht der Paarung vom Kanarienvogel mit Stieglitzen, oder Hänflingen gesehen. So kenntlich die Verschiedenheit des Geschlechts bei diesen gepaarten Thieren ist, so gewiß ist die Erfahrung, daß sie unfähig sind, sich weiter fort zu pflanzen. Fruchtlos aber ist die Mühe in dem vegetabilischen Reiche, z. B. von Karotten mit Rüben, von Vietsbohnen mit Erbsen, vom Sallat und Spinat, oder vom Kohl mit Petersilie, oder von der Kresse mit Sauerampfer, von Gurken mit Pastinacken, oder von Melonen mit Radisen, eine Bastartpflanze hervor zu bringen. Die Natur versagt solche Produkte, und bis jetzt hat die Kunst nicht vermogt, sie zu bewirken. Es ist also nach der Regel von der Befruchtung des Rok-

kens durch den Blütenstaub einer andern Pflanze, kein Trespen zu erwarten. Wäre es aber möglich, daß durch nur unbekannte Zufälle der Trespen als eine Bastartpflanze des Rockens entstünde, so würde der Trespen allemahl unfruchtbar, und zur Aussaat untauglich seyn. Denn kein Bastart vermag seines gleichen hervor zu bringen, und die Zahl der Geschöpfe in der Natur zu vermehren. Man findet daher in der sich überlassenen Natur keine Mauleſel, auch keine Bastarte unter Vögeln, unter Kartoffeln oder braunem Kohl. Nicht, als wenn in der Wildniß sich nicht Thiere verschiedener Art begatten, und die Blüte von Kartoffeln und Kohl sich nicht vermischen könnte. Aber die Erfahrung lehret, daß es bei den Thieren nicht geschiehet, und wenn bei Kartoffeln und Kohl, bei Kirschen und Birnen, bei Aepfeln und Pflaumen, wenn sie zu dicht neben einander stünden, die Blütenvermischung geschehen wäre, daß alsdenn keine Befruchtung zu erfolgen pflege. Die Natur hat, wie es scheinet, den Thieren eine Abneigung eingepräget, in dem Zeugungstriebe sich nach Thieren von verschiedener Art umzusehen. und Gewächse, welche in der Fortpflanzung für einander nicht bestimmet sind, findet man in der Natur selten bei einander. Bringt sie der Zufall aber beisammen, so ist oft eine Pflanze dieser Art, der Fortpflanzung der andern hinderlich, oder sie ist für die Befruchtung durch den Saamenstaub einer heterogenen Pflanze nicht empfänglich. Daher kann man sich das Entstehen einer Bastartpflanze nicht gedenken.

Sollte aber bei dem Trespen eine Ausnahme angegeben werden, so müsten bei dessen Zeugung doch zwo verschiedene Pflanzen zusammen kommen, weil ein Bastart das Produkt von zwo heterogenen Substanzen ist. Nun ist aber der Rocken, in Hinsicht seiner Blüte eine Zwitterpflanze, welche sich selbst befruchtet, und ungeachtet er mit andern Kornarten, als Weitzen, Wintergerste, oder Spelz vermenget, und ausgesäet würde, wahren Rocken wider hervor bringet. Welche Pflanze ist es also, durch deren Verbindung mit dem Rocken das heterogene Produkt, der Trespen entstehen soll, da der Rocken für die Befruchtung durch den Saamenstaub einer andern Pflanze nicht empfänglich ist? Ich weis keine namhaft zu machen. Es müste also der Trespen selber seyn, welcher den Rocken in Trespen zu verwandeln die Bosheit haben, und die mir unbegreifliche Eigenschaft besitzen würde. Aber auch dieses ist physisch unmöglich. Denn, wenn der Saamenstaub des Trespen, durch Vermischung mit dem Saamenstaube des Rockens diese Verwandlung hervorbringen soll, so müsten beide Pflanzen nothwendig zu einer Zeit blühen, welches aber nicht geschiehet, vielmehr blühet der Rocken gewöhnlich um viele Tage eher, als der neben ihm stehende Trespen, mithin kann dieser

jenen

jenen nicht befruchten. Es bleibet also nichts übrig, als die Verwandlung des Rockens zu Trespen in der Erde anzunehmen.

Es widerspricht aber die Naturlehre dieser Hypothese, weil die Verwandelung weder die Gattung des Thiers ausrottet, noch dasselbe verändert, sondern allemal wieder herstellet. Es würde also, wenn die Verwandelung in dem vegetabilischen Reiche auch geordnet wäre, nach gleichem Gesetze der in Trespen verwandelte Rocken, sich endlich wieder in Rocken herstellen müssen, aber auch dieses geschiehet nicht, sondern wer Trespen aussäet, erndtet allemal richtig wieder Trespen. Es mögte also die Verwandelung des Rockens in Trespen a priori nicht zu erweisen, und die angeblichen darüber vorhandenen Beobachtungen einem Irrthum unterworfen seyn, welcher vielleicht berichtiget werden könnte.

Wenn man die Beobachtungen zusammen nimt, so bestehen sie fürnemlich darin:

1) daß aus einer Rockenpflanze, Halme aufgeschossen wären, welche Trespen getragen hätten,
2) daß ein Feld, welches mit Rokken von allem Trespen gereiniget, besäet worden, in trockenen Jahren wieder Rocken, in nassen Jahren aber Trespen hervor gebracht habe.

Was von der ersten Beobachtung zu halten seyn mögte, ist bereits oben bemerket worden. Es ist nichts gewöhnlicher, als daß 2 Saamenkörner neben einander fallen, welches bei dem Trespen keine Ausnahme leidet, vielmehr sehr leicht geschehen kann, weil der Trespe nach dem Ausdröschen nicht allemal getheilet wird, sondern mehrere Körner an einander bleiben, worin bei dem Aussäen, ein Rockenkorn hängen bleiben kann. Anfangs, nachdem beide Körner aufgegangen, wird man das Daseyn von zwo Pflanzen genau sehen können. Wenn aber beide Pflanzen neben einander zu einer Staude fortwachsen, so vereinigen sie sich so genau, und wachsen sofort in einander, daß man beide nur für eine Pflanze ansehen wird. Würde man aber die Pflanze aus der Erde ziehen, und sie zergliedern, so mögte der Unterschied bald zu erkennen seyn, und den Anschein wiederlegen, daß aus einer Pflanze, Rocken und Trespen gewachsen sey. In dem Garten wird man am Salat, daß er sich in mehrern Köpfen schließe, und bei Nelken, daß aus einer Pflanze Blumen von verschiedener Farbe hervor kommen, oftmals wahrnehmen, wovon die Ursach in der Verbindung von zwo Pflanzen liegt. Auf die Angabe, daß auf dem Lande quaest. in dem vorher gegangenen Jahre Wikken, und darauf ein Theil des Landes mit Sommerweizen und Winterrocken besäet, in den Wicken und Weizen aber kein Trespen, sondern bloß in dem Rocken bemerket worden, könnte man antworten, daß Wicken und Weizen wegen der jedem Korn

anklebend' überwiegenden Schwere, leichter von Trespen zu reinigen seyn, als der Rocken. Es giebt Trespen von solcher den Rockenkörnern gleichen Größe und Dicke, daß er schwerlich durch das bei Rocken gewöhnliche Worfeln und Sichten abgesondert werden wird. Der schwere Trespe gelangt im Worfeln mit dem Rocken auf eine Stelle, und bei dem Sichten bleibt der vollkommenste Theil des Trespen mit dem Rocken im Siebe zurück. Dagegen kann der Trespen von Wicken und Weizen, bloß durch Worfeln, welches bekanntlich bei dieser Frucht mit stärkerem Worf geschiehet, völlig gereinizet werden. Es ist daher kein anderes Mittel, um eine von Trespen völlig reine Rockeneinsaat zu erhalten, als das Verlesen, welches aber in kleinen Quantitäten beschwerlich, und in größern unanwendbar seyn mögte. Sodann ist die Bemerkung, daß in den Wicken, und Sommerweizen kein Trespen gesehen worden, unzulänglich, weil dem Beobachter bekannt seyn wird, daß der Trespen eine zweijährige Pflanze sey, mithin in Wicken und Sommerweizen bis zum Wachsthum zu Aehrenhalmen nicht gelangen konnte. Wäre aber auch im vorliegenden Fall, die Rockeneinsaat von Trespen völlig rein gewesen, so bleibt allemal die Einrede über, daß der Trespen mit dem Dünger in das Land gebracht, oder von dem angrenzenden Lande, darauf verbreitet seyn könnte, worauf ein Haushalter ein vorzügliches Augenmerk zu nehmen nöthig finden wird, und einer weitern Ausführung nicht bedürfen mögte.

Es bleibt noch die Beobachtung über, daß besonders in nassen Jahren, die Verwandelung des Rocken in Trespen zu geschehen pflege. Ich übergehe alles was darüber in den bekannten ökonomischen Schriften, bis zur Evidenz, widerlegend gesagt worden. Es ist, wie oben ausgeführet, die unter den Insekten geordnete Verwandlung im vegetabilischen Reiche nicht vorhanden, und vermag die von brandigem, oder Mutterkorn herzunehmende Einrede darwider nichts, indem die vom Brande angegriffene, oder in Mutterkorn verstellte Frucht, zur Einsaat nicht tauget, und keine Pflanze hervor zu bringen vermag. Man kann daher nicht sagen, der Saame sey in brandiges, oder Mutterkorn verwandelt, sondern die Körner der Einsaat haben vor dem Aussäen Schaden gelitten, und eine verdorbene oder schadhafte Frucht hervor gebracht, welche zur Fortpflanzung untauglich ist. Es ist gewiß, daß auf ein mit Rocken besäetes Feld, der darin etwa vorhandene Trespensaame, später als der Rocken, aufgehet. So gewiß diese Beobachtung ist, so sehr verdient diese Ereigniß die denkbarste Empfindung des Landmanns, weil hiedurch das Ueberhandnehmen des Trespen, und zwar bei einer frühzeitigen Rockeneinsaat verhindert werden kann.

Gewöhnlich wird der Rocken im 10ten Monat nach dem Aussäen, mithin

hin wenn er in der Mitte des Septembers geſäet iſt, am Ende des Julius des folgenden Jahrs zur Reife gelangen, wogegen der Treſpen noch im Auguſt zu grünen pflegt. Wird der unreife Treſpen alsdenn mit dem reifen Rocken abgemähet, ſo kann er dem Viehe zum Futter dienen, nicht aber der künftigen Ausſaat ſchaden, indem er in den Halmen feſt hänget, oder untauglich zum Aufgehen iſt. Dieſe Beobachtung mögte gewiß allen Kennern des Treſpen bekannt ſeyn, indem, wenn der Rocken mißrathen iſt, auf die Frage an einen unachtſamen Baurenhaushalter, warum er ſeinen Rocken noch nicht abgemähet habe, nichts gewöhnlicher als die Antwort ſeyn: ich habe auf den Treſpen gewartet, daß er reif werden ſolle; es wird alſo der Treſpen ſpäter reif als der Rocken. So gewiß es ferner iſt, daß das grüne Treſpenblatt, dem Rockenblatt ähnlich, aber nicht gleich ſey, ſo gewiß iſt es, daß der Treſpen, wegen ſeiner harten Hülſe länger als der Rocken in der Erde liege. Daraus iſt es kenntlich, warum im Anfange des Herbſts, in der grünen Rockenſaat, ſelten etwas von Treſpen gefunden werde. Iſt nun der Rocken im Herbſt frühzeitig ausgeſäet, ſind deſſen Pflanzen gut durch den Winter gekommen, ſo gewinnen ſie dem ſpäter aufgehenden Treſpen die Zeit ab, kommen eher zum Schuß, unterdrücken den Treſpen, und ragen mit ihren geſegneten Aehrenhalmen, hoch über den nachwachſenden Treſpen empor. Iſt aber der Rocken ſpät ausgeſäet, ſind deſſen Pflanzen von Schnecken oder Mäuſen beſchädiget, oder durch nachtheilige Witterung ausgewintert, ſo iſt die Beobachtung traurig, daß ein um Lichtmeß dünne ſtehendes Rockenfeld, in den warmen Frühlingstagen, zuweilen wieder zu grünen beginnet, wovon der Landmann glaubt, daß die Rockenwurzeln wieder auszuſchlagen, oder der ausgebliebene Rocken noch aufzugehen anfange. Denn der ſorgfältigere Beobachter, welcher einige dieſer Pflanzen aushebet, und an den Wurzeln, wo das Saamenkorn hänget, unterſuchet, erkennet ſehr bald dieſe Täuſchung, und daß der grüne Nachwuchs größtentheils aus Treſpen beſtehe, deſſen geſegneter Wachsthum, ſich gegen die naſſe Witterung, ratione inverſa, als der davon abhangende Miswachs des Rockens verhält.

Der Schluß folgt künftig.

Ueber

Ueber die Meisterstücke der Handwerker.

Zu den größten Mißbräuchen der Gilden gehören die Meisterstücke, wodurch angehende Meister ihre Geschicklichkeit beweisen müssen. Diese Meisterstücke sind in mehrern Handwerken dem gegenwärtigen Zustande derselben gar nicht mehr angemessen, erfordern einen unnöthigen Aufwand, und setzen dadurch junge Anfänger, denen man den Eintrit in den neuen Stand so viel als möglich erleichtern sollte, nicht nur in großen Schaden, sondern auch in Gefahr bei aller ihrer bekannten Geschicklichkeit, als Stümper abgewiesen zu werden. Die Perückenmacher müssen außer einer Alongeperücke eine große runde Perücke verfertigen, ungeachtet die erste gar nicht mehr getragen wird, und die sogenannten Perückenmacher dem bei weiten größten Theile nach nichts, als Fiseurs sind, und seyn wollen. Noch vor nicht gar langer Zeit nahm man zu dem Meisterstück der Alongeperücke graues Menschenhaar, welches fünf und mehrere Thaler kostete; und diese Auslage war gänzlich verlohren. Jetzt wählt man schlechteres Haar. Warum soll aber auch die geringere Summe, die dafür gegeben wird, ohne den geringsten Nutzen weggeworfen werden? Die Buchbinder müssen zum Meisterstück eine nürnbergische Foliobibel in Schweinsleder, und zwei große Andachtsbücher in Quart, das eine in Saffian gebunden, und das andere marmorirt liefern. Die Bibel in Schweinsleder muß mit allerlei künstlichen Figuren prangen. Diese drei Stücke können nicht anders, als in Gegenwart eines Mitgliedes der Gilde verfertigt werden, das man dafür bezahlen und gehörig traktiren muß. — Von den Tischlern verlangt man ein Bureau, das mit mancherlei Hölzern künstlich ausgelegt ist, und das nachher wegen seiner unmodischen Zierereien oft für ein geringeres Geld weggeschlagen werden muß, als die Zuthaten gekostet haben. Aehnliche Widersinnlichkeiten finden wahrscheinlich in andern Gilden Statt. Wenn man auch Gilden und Meisterstücke bestehen lassen will; so sollten die Gilden wenigstens angehalten werden, solche Meisterstücke zu fordern, durch welche junge Handwerker die Geschicklichkeit, welche sie künftig üben wollen, beweisen können, und die nicht mit einem durchaus fruchtlosen Aufwande verbunden sind.

G. C. M.

Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Montag, den 11ten Junius 1792.

Gedanken über die Verwandelung des Rocken in Trespen.

(Schluß.)

Der Trespen bestaudet sich bei der dem Rocken nachtheiligen Witterung ungemein, überziehet das Land, auf welchem die einzelnen Rokkenpflanzen zwar eine traurige Urkunde von dem darauf gesäeten Rocken; jedoch dem Vorurtheil, daß der Rokken sich in Trespen verwandelt habe, die mächtige Einrede darstellen:

warum nicht die übrigen Rockenhalme in Trespen verwandelt worden?

Für ein Spielwerk des Zufalls wird niemand das angebliche Entstehen des sich aus den Trümmern des Rockens fortpflanzenden Trespen ausgeben, weil der Zufall in der Natur zwar Mißgestalten, nicht aber Zeugung, und fortwährende Vermehrung hervorbringen kann. Man hat Beispiele, daß durch den Zufall Blaffarden von Mohren, Cretinen von Italiänern, auch Kinder mit 6 Fingern, mit Thierfüßen, oder mit Feuermählern, geboren werden, aber keine Erfahrung, daß Mißgeburten, wenn sie zur Zeugung fähig sind, sich auf die Kinder fortpflanzen, vielmehr kehret die Natur zu der ersten Bildung zurück. Auch treibt die Natur mit der Verwandelung kein Spielwerk, sondern gebraucht sie, wo eine zwiefache Zeugung zur Fortpflanzung eines Geschöpfes nothwendig ist, nach festgesetzten Regeln, so wie sie andere Geschöpfe einer periodischen Wachsthumsverwandelung unterworfen hat. Müste also unter gewissen Umständen, nach dem Gesetz der Natur die Verwandlung des Rockens in Trespen eben so nothwendig seyn, als die Verwandlung der Raupen in einen Schmetterling, so kann unter solchen Umständen schlechterdings kein Rokkenhalm verschont bleiben, eben so wie unter bestimmten Umständen, keine Raupe davon verschont, sondern wegen ihrer Bestimmung, der Verwandlung zugeführet wird. Nun stehen aber die auf dem ausgewinterten und mit Trespen überzogenen Lande, noch vorhandene Rockenhalme, sehr oft in gutem Wachsthum, und in aller Glorie einer gesunden Pflanze

da, und mit dem Zeugniß verſehen, daß ihre Pflanzenbrüder nur durch Zufall getödtet worden, wiederlegen beiläufig die angebliche Verwandlung des Rocken in Treſpen, und werden hoffentlich mit der Zeit die Ueberzeugung bewirken, daß der Treſpenſaame ſich in allen Feldern finde, und deſſen Vermehrung durch bekannte Mittel verhindert werden müſſe, nicht aber für eine Pflanze angeſehen werden könne, welcher von der Natur das Vermögen beigeleget ſey, den Rocken zu zerſtöhren, um ſeine Exiſtenz zu befördern. Sollte ſich keiner finden, welchem der verſuchte Beweis a priori genügte, ſo erſuche ich jeden, die von mir oft angeſtellte Probe aus Rocken wahren Treſpen hervor zu bringen, gefälligſt zu wiederhohlen.

Wie ſelten die Kunſt es dahin bringen könne, die jeder Pflanze nach der Natur angemeſſene Wartung nachzuahmen, iſt jedem Gartendilettanten bekannt, wogegen die Pflanzen, allen nur erſinnlichen Gebrechen, unter den Händen der gewöhnlichen Gärtner ausgeſetzet zu ſeyn pflegen. Ich bin daher ſo weit gekommen, daß ich in meiner Gewächsſtube, Honigthau, Mehlthau, Blattläuſe, und das grüne Inſekt an den Gewächſen hervor bringen, und jedem, welcher von der Entſtehung dieſer Dinge, einen andern Grund, als eine zu ſchnelle Abwechſelung der Kälte und Wärme, oder eine ſonſt nachtheilige Temperatur der Luft, oder Befruchtung von Inſekten ſich gedenket, den Beweis führen und vorzeigen kann. Ich habe daher zur Hervorbringung des Treſpen, meine Geſchicklichkeit angewendet, und den in Kaſten und Töpfen geſäeten Rocken, allen nur möglichen Chikanen, ihn im Wachsthum aufzuhalten, oder zu entarten, bloß geſtellet. Es iſt aber der Erfolg immer ſich gleich geweſen, daß die Pflanze entweder bald, oder langſam ausgegangen, oder eine elende Aehre, jedoch allemal eine Rockenähre, niemals aber etwas dem Treſpen ähnliches hervor gebracht hat.

Weſterhof. J. F. v. Retberg.

Herrn G. Hamilton's kurze Beſchreibung von Carnicobar.

(Aus dem Engliſchen; in dem zweiten Bande der Aſiatii Reſearches.)

Das Eiland, von dem ich eine kurze Nachricht geben will, iſt das nördlichſte von der Inſelgruppe in der Bay von Bengalen, die unter dem Namen der Nicobariſchen Eilande bekannt iſt. Es iſt niedrig, beinahe rund, ohngefehr zehn (engl.) Meilen im Umfange groß, und ſcheint in der

der Ferne gänzlich mit Bäumen bedeckt; doch sind einige entzückende Holzfreie Stellen auf demselben. Der Boden ist eine Art schwarzer Thon, wie Marscherde. Er bringt ohne viele Mühe und in großer Menge die mehresten tropischen Früchte hervor, als: die eßbaren Tannzapfen (pine-apples) Plantanen, Papayen, Cocus- und Areckanüsse, vortreffliche Yams, und eine Wurzel die man Cachu nennt. Die einzigen vierfüßigen Thiere des Eilandes sind: Schweine, Hunde, große Ratzen, und ein Thier von Eidexenart, aber groß, welches die Eingebornen Tolonqui nennen; diese stehlen oft Hühner und Küchlein. Das einzige zahme Federvieh sind Hühner, die aber nicht in großer Menge da sind. Eine große Menge Schlangen verschiedener Art findet man aber, und die Einwohner sterben oft an ihren Bissen. Auch wächst hier mancherlei Bauholz verschiedener Art, auch einiges sehr großes, welches vortrefflich zu Bau und Ausbesserung von Schiffen dient.

Die Eingebornen sind klein, aber sehr wohl gewachsen und bewundernswürdig rührig und stark; sie sind Kupferfarbig, und ihre Gesichtsbildung ist den Malayen ähnlich, aber nichts weniger als schön. Die Weiber insbesondere sind äußerst häßlich. Die Männer schneiden die Haare kurz ab; die Weiber scheeren die Köpfe ganz kahl, und tragen keine andere Bedeckung als ein kurzes, von Binsen oder trocknem Grase gemachtes, bis auf die Hälfte des Schenkels reichendes Röckgen. Das Graß ist dabei nicht nach der Queere, oder durch einen Einschlag verbunden, sondern hängt um sie, ohngefehr wie ein Strohdach. Diejenigen, denen von Schiffen Röcke geschenkt sind, binden sie gewöhnlich dicht unter den Armen fest. Die Männer tragen nichts als einen schmalen Streifen Tuch um den Leib, in welchen sie die Zeugungsglieder so dicht einwickeln, daß sie kaum zu sehen sind. Beiden Geschlechtern werden die Ohren in der Jugend durchbohrt, und dadurch, daß sie dicke hölzerne Pflöcke in diese Löcher treiben, oder schwere Gewichte von Muschelschaalen daran hängen, eröfnen sie diese Löcher so weit, daß sie einen unangenehmen Anblick geben. Gewöhnlich sind sie guter Laune und lustig, auch mögen sie sehr gern mit Europäern zu Tische sitzen, wo sie alles aufessen was ihnen vorgelegt wird. Sie können erschrecklich viel essen. Nach Wein fragen sie nicht viel; aber Arrack trinken sie mit vollen Gläsern, so lange sie noch stehen können. Einen großen Theil ihrer Zeit bringen sie mit Feiern und Tanzen hin. Wenn in einem Dorf ein Fest gefeiert wird, geht jeder der Lust hat, ungeladen hin, denn sie kennen gar keine Ceremonien. Bei diesen Festen essen sie eine unbeschreibliche Menge Schweinefleisch, welches ihr Lieblingsessen ist. Ihre Schweine sind sehr fett, sie mästen sie mit den Kernen der Cocusnüsse und Seewas-

ser; und überhaupt füttern sie alle ihre Hausthiere, Hühner, Hunde, ꝛc. alle mit einerlei Futter. Auch haben sie eine große Menge kleiner Seefische, die sie sehr geschickt mit Lanzen schiessen, wobei sie ohngefehr bis an die Knie in die See hinein waden. Sie sind sicher, einen sehr kleinen Fisch auf dreißig bis sechs und dreißig Fuß weit zu treffen. Das Schweinefleisch essen sie beinahe roh, und schrillen es nur ein wenig über einem schnellen Feuer. Hühner braten sie, indem sie dieselben auf einem hölzernen Spieß aufspießen, und so lange in ein schnelles Feuer halten, bis die Federn abgebrannt sind; denn sind sie für ihren Geschmack mundrecht. Sie trinken nie Wasser; bloß die Milch der Cocusnüsse, und ein Getränke welches sie Soura nennen, welches aus dem Cocusnußbaum heraus tröpfelt, wenn junge Sprosser oder Blüthen davon abgebrochen worden. Dies lassen sie vor dem Gebrauch gähren, wodurch es berauschend wird; welche Eigenschaft sie dadurch noch verstärken, daß sie es bei dem Trinken durch einen engern Strohhalm einsaugen. Nach dem Essen gehen die jungen Leute beider Geschlechter, nach eines jeden Geschmack mit Blättern bekleidet zum Tanz; die Alten setzen sich um sie herum, rauchen Tabak und trinken Soura. Während des Tanzes singen die Tänzer ihre Lieder, die gar nicht unharmonisch sind, und nach welchen sie sehr genau Takt halten. Sie haben nur ein einziges, und zwar das einfachste musikalische Instrument. Es ist ein ohngefehr dritthalb Fuß langes, und gegen drei Zoll dickes Ende Bambu. Längst seiner Aussenseite, ist eine einzige Saite die von einem dünnen Faden eines gespaltenen Rohrs gemacht ist, ausgespannt. Die Gegend unter der Saite ist ein bischen ausgehöhlt, damit sie frei schreien kann. Sie spielen darauf wie wir auf der Cither. Es giebt nur wenige Töne an; jedoch weiß der Spieler es harmonisch klingen zu machen, und begleitet es gewöhnlich mit seiner Stimme.

Ihre Kenntnisse in der Arzeneikunst, sind sehr geringe und einfach. Ich hatte einmal Gelegenheit die wundärztliche Behandlung eines jungen Mädchens zu sehen, die von einem Skorpion oder Hundertfuß (Centipes) gestochen war. Die Verwundung war von einer ansehnlichen Geschwulst begleitet, und die kleine Patientin schien große Schmerzen zu leiden. Einer von den Eingebornen brachte den ziemlich langen Unterkiefer eines kleinen Fisches, der mit zwei Reihen nadelspitzer Zähne besetzt war. Diesen nahm er in eine, und einen kleinen Stock statt eines Hammers, in die andere Hand; er schlug die Zähne drei bis viermal in die Geschwulst und veranlaßte, daß sie frei bluten konnte. Der Zehen wurde darauf mit einigen dazu bestimmten Blättern verbunden, und den folgenden Tag lief das Kind gänzlich wieder hergestellt, herum.

Ihre

Ihre Häuser sind gemeiniglich am Strande, in Dörfern jedes von funfzehn bis zwanzig Häusern zusammen gebauet; und jedes Haus enthält eine Familie von zwanzig und mehr Personen. Diese Wohnungen sind auf hölzernen Pfeilern ohngefehr zehn Fuß von der Erde erhaben; sie sind rund, und da sie keine Fenster haben, so sehen sie aus wie mit Stroh bedeckte Bienenstöcke. Der Eingang ist durch eine Fallthür im Boden, zu welcher sie auf einer Leiter hinauf steigen, die des Nachts in die Höhe gezogen wird. Diese Bauart soll die Häuser für Ratzen und Schlangen schützen, und deswegen sind auch um die Pfeiler glatte Blätter gebunden, welche diese Thiere hindern daran hinauf zu klettern. Ausser diesem ist noch jeder Pfeiler nahe am obern Ende, mit einem breiten, flachen, nach allen Seiten hervorragenden Stück Holz umgeben, welches das Ungeziefer, das etwa über die Blätter hinauf geklettert seyn mögte, von allem fernern Aufklettern gänzlich abhält. Der Fußboden ist von dünnen Latten von Bambu gemacht, die so weit von einander liegen, daß sie der Luft und dem Licht freien Zugang gewähren; inwendig sind sie nett zurecht gemacht, und mit Fischlanzen, Netzen ꝛc. verziert.

Die Kunst Tücher von irgend einer Art zu machen, ist den Einwohnern dieses Eilandes gänzlich unbekannt; diejenigen die sie haben, erhalten sie von den Schiffen, die dahin kommen Cokusnüsse zu erhandeln. Zum Tausch für ihre Nüsse, welche man für die besten in dieser Gegend von Indien hält, nehmen sie nur wenig Handelsartickel an; am liebsten ist ihnen Tuch von verschiedenen Farben, Beile, und Hirschfängerklingen, mit denen sie die Nüsse herunter hauen. Tabak und Arrack ist ihnen auch sehr willkommen, allein sie erwarten diese als Geschenke. Sie besitzen selbst kein Geld, und geben dem Gelde anderer Länder keinen andern Werth, als in sofern sie dasselbe als einen Putz, oder als Zierrathen ansehen. Die jungen Weiber tragen bisweilen Schnüre von Thalern um den Hals. Bei alle dem unterscheiden sie aber gutes Gold und Silber sehr wohl, und lassen sich nicht leicht durch geringere Metalle betrügen.

Sie kaufen viel mehr Tuch als sie auf ihrem eigenen Eilande verbrauchen, und bringen es nach Choury zu Markt. Choury ist ein kleines südlich von dem ihrigen gelegenes Eiland, wohin jährlich ohngefehr im November eine große Flotte ihrer Fahrzeuge hinsegelt, um Canoën gegen Laken einzutauschen, weil sie diese selbst nicht machen können. Diese Reise machen sie nach der Sonne und den Sternen, denn sie kennen keinen Compas.

In ihrer Denkungsart finden sich zwei sehr bemerkenswerthe Eigenschaften. Die eine ist: ihre gänzliche Vernachlässigung aller Complimente und

Ce-

Ceremonien; und die zweite ihre Abneigung gegen Unehrlichkeit. Ein Einwohner von Carnicobar der nach einen entfernten Ort in Geschäften, oder zu seinem Vergnügen reiset, kömmt auf diesem Wege durch manche Oerter, ohne vielleicht mit einem Menschen ein Wort zu wechseln. Wenn er hungrig oder müde ist, steigt er zum nächsten Hause hinauf, nimt sich was er bedarf, und setzt sich bis er ausgeruhet hat, ohne auf irgend jemand aus dem Hause zu achten, wenn er nicht Geschäfte mit ihnen, oder ihnen Neuigkeiten zu erzählen hat. Diebstahl und Raub sind so selten unter ihnen, daß jedermann ausgeht ohne die Leiter von seinem Hause abzuziehen, oder seine Thür zu verschließen; im Gegentheil läßt er sie offen, damit jedermann hinein gehen kann, ohne die entfernteste Besorgniß, daß ihm etwas gestohlen werde.

Sie haben so vielen Umgang mit Fremden, daß sie auch das in ganz Indien so gemeine barbarisch Portugiesische gewöhnlich verstehen. Ihre eigene Sprache hat einen von beinahe allen andern verschiedenen Laut, indem sie ihre Worte mit Unterbrechungen, oder Einhalten in der Kehle bei jeder einzelnen Silbe, aussprechen. Folgende wenige Wörter werden denen, die mit andern indischen Sprachen bekannt sind, Gelegenheit geben zu prüfen, ob sie sie mit derselben verwandt finden.

Ein Mann	Kigoneiä
Eine Frau	Kicanna
Ein Kind	Tschu
Lachen	Ayelahr
Ein Canoe	App
Essen	Gneiä
Trinken	Okk
Yams	T'aulä
Weinen	Poeng
Ein Tannzapfen	Frung
Ein Haas	Albänum
Ein Huhn	Hayam
Ein Schwein	Haun
Ein Fisch	Kä
Schlafen	Luhm Luhm
Ein Hund	T'ämäm
Feuer	T'ämeiä
Regen	Kuhmrä

(Die Wörter sind geschrieben, wie sie ohngefehr ein Deutscher aussprechen würde.)

Sie haben keinen Begriff von Gott, glauben aber sehr fest an einen Teufel, und verehren ihn aus Furcht. In jedem Dorf ist ein hoher Pfahl errichtet, an welchem lange Enden von den sogenannten Grundrottings hängen, welches, wie man sagt, die Kraft hat, ihn entfernt zu halten. Wenn sie die Zeichen eines herannahenden Sturms bemerken, glauben sie daß der Teufel sie heimsuchen wolle, und machen bei der Gelegenheit allerlei abergläubische Ceremonien. Die Einwohner jedes Dorfs begehen ihre Gränzen, und errichten von Zeit zu Zeit kleine Stöcker die oben eingespal-

ten

ten sind, und stecken in diese Spalte, ein Stück von einer Cokusnuß, einen Wisch Tabak, und ein Blatt von einer gewissen Pflanze. Ob dies ein friedliches Opfer, oder eine Vogelscheu für den Teufel seyn soll, um ihm bange zu machen, ist nicht bekannt.

Wenn ein Mann stirbt, so wird all' sein lebendiges Vieh, Kleidung, Beile, Fischlanzen, mit einem Wort, seine ganze bewegliche Habseligkeit mit ihm begraben, und das ganze Dorf betrauert seinen Tod. In einer Rücksicht ist dies eine herrliche Gewohnheit, weil sie augenscheinlich allem Streit unter den Verwandten wegen der Erbschaft des Verstorbenen vorbeugt. Seine Frau muß sich der Gewohnheit unterwerfen, ein Glied eines Fingers sich abschneiden zu lassen; weigert sie sich dessen, so muß sie in einen der Pfeiler, auf welchen ihr Haus ruhet, einen tiefen Kerben einhauen lassen.

Ich war einmal bei dem Begräbniß einer alten Frau gegenwärtig. Wie wir in das Haus kamen welches der Verstorbenen gehört hatte, fanden wir es voller weiblichen Anverwandten; einige waren damit beschäftigt den Leichnam in Blätter und Tücher einzupacken; andere zerrissen alles Zeug was der Verstorbenen gehört hatte, in Stücken. In dem nächsten Hause dabei waren alle Männer des Orts, und noch sehr viele aus benachbarten Oertern versammelt; sie rauchten Tabak und tranken Sourq. Zwei junge starke Leute waren damit beschäftigt, das Grab nahe bei dem Hause in den Sand zu machen. Wie die Weiber mit der Leiche fertig waren, erhoben sie ein höchst widriges Geschrei, auf welches sich alle Leute um das Grab versammelten, und vier Männer stiegen in das Sterbehaus den Leichnam zu holen. Bei dieser Arbeit wurden sie sehr von einem jungen Manne gestört, der sie mit aller Macht daran zu verhindern suchte; wie er es aber vergeblich fand, klammerte er sich fest an den Leichnam, und wurde mit demselben zum Grabe getragen. Nach einem heftigen Kampf trennte man ihn hier von dem Leichnam, und brachte ihn wieder zurück nach Hause. Der Leichnam wurde darauf ins Grab gelegt, und die Binden womit Arme und Füsse gebunden waren, wurden abgeschnitten; alles lebendige Vieh, was der Verstorbenen gehört hatte, wurde geschlachtet und ins Grab auf den Leichnam geworfen; es mogte etwa ein halbes Duzzend Schweine, und eben so viel Hühner seyn; darauf näherte sich ein Mann mit einem Bündel Blätter an dem Ende einer Stange, mit denen er zwei bis dreimahl gelinde den Körper abfegte, und darauf wurde das Grab zugeworfen. Einige Tage nachher wurde eine Art von Denkmal auf dem Grabe errichtet, auf welchem ei-

ne Stange stand, an welcher lange Streifen Tuch von verschiedenen Farben hingen.

Sie kennen keine Vielweiberei; und ihre Bestrafung des Ehebruchs scheint so strenge als wirksam zu seyn. Sie schneiden von der Vorhaut des Gliedes mit welchem der Mann sündigte, ein der Größe des Verbrechens, oder seiner öfteren Wiederholungen, verhältnißmäßiges Stück ab.

Sie scheinen in völliger Gleichheit unter einander zu leben. Es scheint als ob sie gegen einzelne alte Leute etwas ehrerbietiger wären; aber man findet keinen Anschein von der Macht eines über den andern. Ihre Gesellschaft scheint durch die beste und einfachste unter allen Verbindungen: eine gegenseitige unaufhörliche Leistung und Annehmung von Verpflichtungen, allein verbunden zu seyn.

Die Einwohner von Andaman sollen Cannibalen seyn. Dies Volk von Carnicobar hat eine mündliche Nachricht unter sich, daß vor vielen Jahren einige Canoen von Andaman mit bewafneten Leuten bemannt, gekommen wären, viele Räuberei ausgeübt, und einige Einwohner von Nicobar getödtet hätten. Anfangs scheint es sonderbar, daß eine so große Verschiedenheit unter den Sitten der Einwohner zweier so nahe gelegenen Eilande statt haben, und die von Andaman Cannibalen seyn sollten, da die Nicobarer das möglichst harmloseste friedfertigste Volk sind. Folgender historischer Umstand, von dessen unbezweifelter Wahrheit man mich versichert hat, wird es aufklären. Kurz nachdem die Portugiesen die Fahrt nach Indien, um das Cap der guten Hofnung entdeckt hatten, litt eins ihrer Schiffe, welches zum Theil mit Schwarzen von Mozambique bemannt war, an den damals noch unbewohnten Andamanschen Eilanden Schiffbruch. Die Schwarzen blieben auf den Eilanden zurück und liessen sich darauf nieder. Die Europäer baueten ein kleines Fahrzeug, mit welchem sie nach Pegu übersetzten. Dagegen wurden die Nicobarischen Eilande von Pegu, und dem gegenüber liegenden festen Lande bevölkert. Zum Beweise davon führt man die große Aehnlichkeit der Sprache dieser Eilande mit der von Pegu an, welche von denjenigen behauptet wird, die beide kennen.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Freitag, den 15ten Junius 1792.

Einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinewandmanufakturen, Bleichen, und über den Leinewandhandel in Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands.

Man wird schwerlich ein Produkt der Kunst anführen können, das seit ein Paar Jahrhunderten einen solchen Verschleiß gefunden hätte, als die Leinewand. Keine Waare wird so allgemein von Menschen ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts, und zu so manchen Absichten gebraucht, als diese. Es wird schwerlich ein Land in Europa seyn, wo nicht wenigstens eine Art von Leinewand verfertigt wird, nur ist sie, was die Güte anbetrift, sehr verschieden.

Kein Gewerbe kann daher, auf einen so sichern Absatz rechnen, als die Leinweberei, und dies um so mehr da der Tyrann der Mode noch nicht seine Macht bis auf die sogenannte Hausleinewand hat ausdehnen können, und daher bleibt der Debit derselben, auch wenn solcher nur auf das Land selbst, wo sie verfertigt wird, eingeschränkt seyn sollte, doch beständig gewiß. Allein daß dieser letzte Fall je eintreten sollte, ist nicht leicht zu befürchten, da verschiedene Länder in Europa, z. E. Portugal, Italien, Spanien, und ein Theil der nordischen Reiche viel Leinewand verbrauchen, aber den Flachsbau aus Nachläßigkeit, oder wegen Beschaffenheit der Himmelsgegend wenig treiben, und daher ist die Leinewand in diesen Gegenden die gangbarste und die beliebteste Waare. Dieses letztere gilt aber nicht bloß von Europa, sondern von allen 3 übrigen Welttheilen, da allenthalben, wo in jenen Gegenden europäische Schiffe hin handeln, der Leinenhändler auf den gewissesten und geschwindesten Absatz rechnen kann.

Deutschland ist das Land, das dem Kaufmanne vorzüglich dies Produkt liefert, und in diesem steht Schlesien oben an.

Der Flachsbau und die Leinengarnspinnerei sind durch ganz Schlesien verbreitet, und man findet in einigen Gegenden des Morgens und des

Abends von 6 bis 9 Uhr alles, jung und alt, von beiden Geschlechtern, auch selbst das Militair spinnen, da der höchstselige König von Preußen solches letzterm als ein für ihren Stand in Friedenszeiten nicht unschickliches Gewerbe hat anpreisen lassen, ja in mehreren Gegenden findet man, daß das angesehenste Frauenzimmer, wenn solches in Gesellschaft gehet, statt des Gestrickes die Spindel mitnimt. Fast in ganz Schlesien macht die Spinnerei einen Theil der Dienste aus, die die Unterthanen der Guthsherrschaft leisten müssen, da sie entweder eine bestimmte Zeit spinnen, oder eine gewisse Anzahl Stücke Garn liefern müssen. Auf dem Lande erhält jeder Knecht oder jede Magd als einen Theil des Lohns, entweder gewisse Bunde bereits spinnbaren Flachses, oder, welches das gewöhnlichste ist, ein Stück Land, das bereits mit einer gewissen Quantität Flachs besäet ist, zu dessen Bearbeitung denn der Sonntag angewendet wird, daher man, wenn man um die Zeit der Flachsfeldarbeit den Sonntag in jene Gegenden kömmt, fast eben so viel Arbeiter im Felde sieht, als den Werkeltag. So allgemein der Flachsbau und die Spinnerei ist, so ist bei letzterer doch nach Verschiedenheit der Gegend ein sehr großer Unterschied. Im Fürstenthum Neiße wird das gröbste Garn gesponnen, das mit dem Namen der Packloden oder des Packgarns belegt ist, und welches einen flachen, hohlen, und schloddrigen Faden hat. Der Goldberghainaische Kreis, Liebenthal und Greifenberg, liefern das feinste Garn, das größtentheils nach Holland und Braband zu der daselbst verfertigten Leinewand und den daselbst verfertigten Spitzen ausgeführt wird, das den Namen Lothgarn führt, und mit Recht diesen Namen verdient, da oft ein Stück kein Loth wiegt. In den übrigen Gegenden wird meist ein sogenanntes Weber- oder Mittelgarn, das zwischen jenen beiden die Mittelstraße hält, verfertigt, und das den Verordnungen nach, alles im Lande verwebt werden soll.

Der Hauptsitz der Leineweberei und der damit verbundenen Bleichen, ist das Gebürge, in welchem der Ackerbau nicht fortkommen will, und in welchem jeder unbedeutender Flecken, oder jedes unbedeutende Dorf mit Webern angefüllt ist, die wöchentlich ihr Gewebe in die Gebürgstädte zum Verkauf bringen. Die Regierung sucht diese Leute auf alle Art zu schonen, und so wenig als möglich in ihrem Gewerbe zu unterbrechen; sie geben daher nur ein geringes Schutzgeld, sind von Frohndiensten und Einquartirungen, da das ganze Gebürge keine Garnison hat, frei, und brauchen nur die Rekruten für die Königl. Leibwache zu liefern, sind auch an keine Innungen gebunden, sondern können ihr Gewerbe treiben, wo sie wollen. Indessen geben sich doch die Bauren, die Feldbau treiben, selten mit der Weberei

ab,

ab, sondern dies ist nur das Gewerbe derer, die solchen nicht haben.

In den meisten Gegenden, wo der feinste Flachs gebauet wird, wird der Acker dazu fast gar nicht, wenigstens in dem Jahre nicht gedünget, weil man glaubt, daß die Flachsstengel sonst zu geil wachsen, und keinen guten Flachs bringen würden.

Zum Säthermometer dienen die ausschlagenden Eichen, dies ist von der Mitte des Mai bis gegen das Ende des Junius, weil man wegen der im Frühjahre nicht ungewöhnlichen heftigen Kälte, erst die wärmere Witterung abwarten muß, wenigstens verfährt man so in den schönsten Flachsgegenden um Liegnitz, Jauer, und Glogau. In einigen Gegenden säet man den Leinsaamen gegen Abend, läßt ihn die Nacht über offen liegen, und vom Thau feucht werden, und egget ihn des Morgens bei guter Zeit unter, damit er nicht von den Vögeln verzehrt werde.

Man wählt zur Saat den feinsten Rigaer Leinsaamen, der aber in Schlesien sehr theuer ist, und womit der Landmann sehr oft betrogen wird, da Stettin und Frankfurt auf diesen Artickel das Stapelrecht haben, der Landmann ihn also beständig erst aus der 3ten Hand erhält, wodurch er oft um das Doppelte im Preise steigt.

Gewöhnlich wird der Flachs 2 mal gejätet, wobei ihn einige nach der 2ten Jätung stengeln, indem sie an die Ecken der Felder hölzerne Gabeln stecken, und auf solche queer über Stangen legen. Sobald als er völlig aufgeblühet ist, und grüne Knospen zu treiben anfängt, hält man ihn für reif, und rupfet ihn; hat sich der Saame bereits würklich angesetzt, so behauptet man; daß er zum feinsten Garn nicht mehr tauge. Auf demselben Felde, wo er gewachsen ist, pflegt man ihn hierauf auszubreiten, und 14 Tage lang Luft und Wetter auszusetzen, nach Verlauf dieser Zeit macht man ihn in kleine Handstarke Bunde, und rüffelt ihn alsdenn mit einem Rüffelkamm der runde Zähne hat, weil die eckigen den Flachs zu leicht zerschneiden. Da man alle Jahre frischen Saamen kommen läßt, so sind die Knoten ein Futter des Viehes, das sie sehr liebt. Nach dem Rüffeln breitet man den Flachs von neuem noch 5 bis 6 Wochen auf dem Felde aus, worauf er denn gebrochen wird.

Ohngeachtet die Thauröste in Schlesien die gewöhnlichste ist, so giebt es doch einzelne Gegenden, in welchen die Wasserrothen gebräuchlich sind. Welche Art die beste ist, ist im allgemeinen eine schwer zu beantwortende Frage; für Schlesien entscheidet die Thauröste, da alle die Gegenden, in welchen die Wasserrothe gebräuchlich ist, schlechten Flachs haben. Bei der Thauröste fängt der Flachs bereits an zu bleichen, welches der demnächstigen Bleiche des Garns oder der Leinewand zu gute kömmt, allein theils erfordert solche sehr viel Zeit, Aufsicht, und Wartung, theils muß man befürchten, daß

der Flachs dadurch an seiner Güte Schaden leidet, denn an heißen Tagen wird der nächtliche Thau von der Sonne bald aufgeleckt. Die Mazeration, die aber doch der Grund des Röstens ist, kann alsdenn in das innere des Flachses schwerlich hinein dringen, und folglich wird er ungleich geröstet, da die äußern Flachsstengel zu stark angegriffen werden müssen, wenn die innern nicht zu wenig geröstet werden sollen, auch verursacht die öftere Abwechselung vom naß und trokken werden, daß der äußere Theil zu mürbe wird, daher die fernere Bearbeitung nicht ertragen kann, und zuviel in den Werg oder in die Hede geht.

Die Wasserrothe, ob sie gleich bei weitem geschwinder geht, und nicht die anhaltende lange Wartung erfordert, hat doch demungeachtet auch ihre Unbequemlichkeiten. Ein mit mineralischen salinischen Theilen zu sehr geschwängertes Wasser taugt nie zu einer guten Flachsrothe, weil ein hartes salziges Wasser die verlangte Fäulung verhindert, und mineralische Eisen und Kupfertheile den Flachs schwärzlich oder bräunlich färben, welche Farbe durch die nachherige Bleiche schwer heraus geht. Hierin liegt auch ein Hauptgrund, warum bei uns die Hausmütter, die zu ihrer Hausleinewand, sehr oft den Flachs oder das Garn bei einzelnen Pfunden auf dem Markte kaufen, der also in ganz verschiedenen Gewässern gerothet ist, demnächst von der Bleiche, statt weißer grau gestreifte Leinewand erhalten, und mit Unrecht alsdenn dem Bleicher die Schuld davon beimessen. Ueberhaupt haben die Bestandtheile des Rothewassers, einen gar großen Einfluß auf die nachherige Weisse der Leinewand, und da mehrere Gewässer in Schlesien sehr mineralisch und hart sind, so liegt darin der Grund, daß man, um sicher zu gehen, sich lieber der Thauröste bedient.

Was die fernere Bearbeitung des rohen Flachses betrift, so ist solche von der in den hiesigen Gegenden wenig unterschieden, außer daß man zur Dörrung des Flachses, bei mehrern Dörfern eigene Darrhäuser hat, wovon aber nach dem Spinnreglement bei jedem Dorfe eins seyn sollte, die man aber erst bei Beschreibung des Flachsbaues in der Oberlausenitz umständlich erwähnen wird, da solche dort häufiger und besser sind, und daß man außerdem noch in den meisten Gegenden einen Handgriff weniger hat, wie bei uns, indem das Bocken mit der gerieften Bockeschlage, das in einigen Gegenden, vorzüglich im Braunschweigischen gebräuchlich ist, dort fast gar nicht geschieht, sondern der Flachs wird vom Trocknen oder Dörren, sofort mit der Breche gebrochen, dann geschwungen und gerib-bet, und endlich mehrere male gehechelt.

In den Gegenden, in welchen man vorzüglich feines Garn spinnt, haben

denn einige noch den Gebrauch, den sie als ein großes Geheimniß betrachten, den zum Spinnen fertigen Flachs noch vorher auf folgende Art zu beizen. Man legt in ein Bückefaß oder wie es in Schlesien heißt, in einer Trübse eine starke Lage Stroh, hierauf ein grobes linnenes Tuch, und auf dieses den reinen Flachs Ristenweise dicht neben einander, doch so, daß jede Riste an beiden Enden etwas zusammen geknüpft ist, um das Verwirren zu verhindern. Hierüber wird wieder ein Tuch gelegt, auf dasselbe eine Lage Waidasche gestreuet, wieder ein Tuch, alsdenn eine neue Lage Flachs, und auf diese Art verfährt man bis das Faß voll ist, in welchem alsdenn die oberste Lage Asche ist. Ueber diese ganze Masse gießt man eine Lauge die aus 2 Theilen Waidasche, und aus einem Theile Kalk besteht, und läßt hierauf den Flachs 2 Tage in dieser Beitze stehn, doch so daß man die unten sich sammelnde Lauge beständig oben wieder aufgießt, alsdenn wird der Flachs getrocknet, da er steif zu seyn pflegt, etwas geklopft, gewaschen, wieder getrocknet, und nochmals gehechelt, um ihn wieder in Ordnung zu bringen. Andere verrichten dieses Beitzen in einem Kessel, und lassen den Flachs, nachdem er einen Tag darin gestanden hat, eine Stunde mit der Beitze kochen, verhindern aber, daß er nicht in Unordnung gerathe, welches leicht geschieht, wenn zu viel Lauge im Kessel ist.

Das Spinnen geschieht in den meisten Gegenden, wenigstens im allgemeinen auf die älteste Art, nemlich mit der Spindel *), doch hat man unter der Regierung des vorigen Königs auch versucht, das Spinnrad einzuführen, allein es scheint nicht allgemein zu werden, und so lange ein gewisses Vorurtheil in Schlesien noch herrscht, ist auch zu wünschen, daß es nicht allgemein werden möge. Es halten nemlich die Mannspersonen, vorzüglich das Militair, das Spinnen mit der Spindel, für keine Arbeit, die unter ihrer Würde ist, da sie bei solcher stehen, und auch allenfalls gehen können, wohl aber das Sitzen hinter dem Rade, würde daher das Spinnrad allgemeiner werden, und die Spindel mehr vertreiben, so würde sich, so lange dies Vorurtheil nicht gehoben ist, das Spinnen der Mannspersonen in gleichem Verhältnisse verringern. Wo man sich aber des Rades bedient, da ist solches dadurch von dem unsrigen unterschieden, daß das Rad weit größer, die Spuhle kleiner, aber etwas länger als bei uns ist, und man behauptet, daß sich hierauf in gleicher Zeit ¼ mehr spinnen lasse, als auf dem bei uns gewöhnlichen Rade, weil die Spuhle gegen die Peripherie des grossen Rades, sich mehrmals umdrehet.

Aus-

*) Das jetzt gewöhnliche Trittrad zum Spinnen des Flachses ist erst 1530. von einem Bürger, Namens Jürgen, in Braunschweig erfunden.

Auſſerhalb Schleſien und der Lauſitz verwirft man allenthalben die Spindel, ob man hierzu im allgemeinen Recht habe, das bezweifelt man, da die ſchleſiſche Leinewand und das damit geſponnene Garn, derſelben gewiß das Wort redet. Das iſt wohl ausgemacht richtig, die Spindel macht mehr Mühe, liefert einen loſen Faden, und erfordert mehr Geſchicklichkeit, allein dieſer Faden ſchickt ſich für die Lauge, das Weben, und Bleichen ſehr gut. Das Spindelgarn iſt, obgleich von mehreren das Gegentheil behauptet wird, dauerhafter, ſchöner und egaler, und die daraus verfertigte Leinewand dichter und ſtärker. Das Spinnen auf dem Rade geht bei weitem geſchwinder, allein der Faden reißt leicht, wird zu drall, und nicht allenthalben gleich und eben, bei jeder Näſſe wird derſelbe dichter, welches ſogar bei dem Schlichten zum Weben eintrit, wodurch er dem Reiſſen um ſo viel eher ausgeſetzt wird. Allein wie bei allen Dingen es auf Geſchicklichkeit ankömmt, ſo hat auch hier die Hand des Spinners auf beide Arten des Geſpinnſtes großen Einfluß, und bei gleichen Umſtänden verdient die Spindel doch immer, in den Gegenden in welchem ſie nicht eingeführt iſt, zugleich mit dem Rade eingeführt zu werden, da Wächter, Schäfer und Hirten, mit ſolcher im Felde ſpinnen können, welches beim Rade der Fall nicht iſt, und dadurch vielleicht auch der Widerwille, den bei uns die Mannsperſonen gegen das Spinnen haben, allmählig gänzlich gehoben werden könnte.

Die ſtärkſten Flachsſpinnörter ſind Liebenthal, Goldberg, Zuckmantel, Ziegenhayn, Neiße und Brieg, woher das Garn durch eigene Garnſammler nach Breßlau, Schmiedeberg, Neuſtadt und Landshuth, welches die Hauptörter ſind, die den Garnhandel treiben, geliefert wird. Der Grund zu dem jetzt ſo beträchtlichen Garnhandel in Neuſtadt in Oberſchleſien, iſt erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts, von einem aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, Namens von Schmettau gelegt worden, nach ihm erwarben ſich ſeine Nachfolger in der Handlung, von Loen, und die Großväter der noch vorhandenen Häuſer Weydinger und Brita, bei dem Garnhandel viele Tauſende, wohin es ſchwerlich jetzt einer in der Maaße bringen wird.

Man bezeichnet das ſchleſiſche Geſpinnſt nach dem Grade der Feine mit drei verſchiedenen Benennungen, nemlich Packloden oder Packgarn, Grobgarn, welches zu Säcken und Packleinewand verwebt wird, Weber- oder Mittelgarn, woraus die ſchleſiſche Leinewand und übrigen Waaren größtentheils gemacht werden, und welches nicht ausgeführt werden darf, und endlich Lothgarn, wovon wo nicht mehr, doch gewiß eben ſo viel, als in Schleſien verbraucht wird, in die Lauſitz, nach Holland und Pohlen geht. Ehemals gieng eine beträchtliche Menge Garn nach Rußland, ſeit der Zeit

daß

daß solches aber daselbst bei der Einfuhr mit 70 pro Cent belegt ist, hat dieser Handel sehr nachgelassen.

Das rohe ungebleichte Garn wird Stückweise verkauft, und hält ein Stück 4 Strehn, ein Strehn 3 Zaspeln, eine Zaspel 20 Bind, ein Bind 20 Faden, und gilt das Stück von 4 Sgr. bis zum Rthlr., beim gebleichten Zwirn oder Garne besteht aber das Stück nur aus einer Strehn. Das Spinnelohn für das Stück beträgt 6 bis 16 Sgr.

Vom Lothgarne, welches das feinste ist, darf das rohe ungekochte Stück nicht über 15 Loth wiegen, sonst heißt es Webergarn, und darf alsdenn nicht mehr ausgeführt werden, ersteres aber wird bei 6000 Stück größtentheils ungebleicht, mittelst eigener Pressen, in Fässer, so fest als möglich gepackt, um das Rütteln zu verhüten, und so nach Berlin, in die Lausitz, nach Holland und Braband versandt. Die Leineweber in Berlin haben die Erlaubniß für 4000 Rthlr. schlesisch Garn, Accisefrei einzuführen, welches roh und gebleicht größtentheils in Kisten gepackt, dahin versandt wird, eine solche Kiste enthält 5 bis 10 Bund, ein Bund 60 Puppen, und eine Puppe 4 Strehne. Aus dem feinsten Garne, da man, solches bis auf 40 Stück aus dem Pfunde hat, wie schon gesagt ist, werden in den Niederlanden die Brabantischen Kanten größtentheils verfertigt, aus dem übrigen aber wird, wenn man es nicht zu Zwirn daselbst bereitet, die erste und zweite Nro. der holländischen Leinewand verfertigt, indem daselbst bei der besten und feinsten Gattung der Einschlag schlesisches, der Aufzug aber holländisches Garn ist, die zweite Nro. aber daselbst ganz aus schlesischem Garne gewirkt wird.

In neuern Zeiten hat man, durch die Ermunterung des verstorbenen Königs gereizt, angefangen, selbst verschiedenes von diesem Lothgarne, theils zu verarbeiten, theils aber gebleicht als Garn oder Zwirn auszuführen. Man ahmt dabei das Verfahren der Holländer, in Absicht des Garns und Zwirns nach, packt solches in dunkelblaues Papier bei halben und ganzen Pfunden, schreibt auf das Papier mit weisser Dinte die Nro. des Garns, wobei man sich mit ihnen gleiche Nummern von 61. bis 300 bedient, und auch so wie sie mit der ungleichen Nro. bloß das Garn, mit der egalen aber nur den Zwirn bezeichnet, da also beim Garn und Zwirn jedesmahl eine Nro. ausfällt.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Mittel wider das Nachtwandeln. *)

Man breitet ein wohl durchgenäßtes Tuch auf den Boden vor das Bette des Nachtwandlers. Wenn nun diesem die Lust zu seiner nächtlichen Promenade ankommt, und er mit bloßen Füßen das nasse Tuch berührt; so wird er sich flugs eines Bessern besinnen, und dahin zurückkehren, woher er kam, und wohin denn doch auch eigentlich der Mensch zur Nachtzeit gehört. Hält man mit dieser Wasserkur eine Zeitlang an; so wird der Nachtschwärmer nach und nach allen Geschmack an solchen unzeitigen Streifereien verlieren.

Dieses einfache, gewiß unschädliche, und dabei äußerst wohlfeile Hausmittel pflegt ein außer Deutschland lebender berühmter akademischer Lehrer in seinen Vorlesungen als untrüglich zu empfehlen. Will Jemand, der dazu Gelegenheit hat, den Versuch anstellen; so wird er hiedurch im Namen des ganzen nachtwandelnden Publikums gebeten, von dem Erfolge Nachricht zu ertheilen.

*) Aus dem 16ten Stück des braunschweiger Magazins, v. J. 1792.

* * * * * * * *

Die pariser Monatsschrift, L'Esprit des Journeaux beschreibt folgende neue Art von Goldfirniß auf Metalle. Man digerirt in einer Bouteille, welche man acht Tage hinter einander der Sonne oder einem warmen Orte aussetzt: ein Unze Gummi Gutti, (ambre jaune) 20 Drachenblut in Körnern (Sang. Dragon en larmes) 20 Gran Gationis Safran, und 20 Unzen Spiritus vini, nach welcher Zeit man diesen Firniß durchsäugt, und in einer Bouteille zum Gebrauch aufbewahret: wenn man sich solchen bedienen will, so erwärmt man die kupfernen, messingenen oder silbernen Arbeiten, und bringet ihn darauf: nachdem er erkaltet ist, nimt er eine vortreffliche Goldfarbe an. Um sie zu reinigen, wäscht man sie in kaltem Wasser ab, ohne zu befürchten, daß der Firnis abgehet, noch sonsten davon Schaden leidet. *)

*) Aus dem Anzeiger, Stück 63, von 1792.

Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Montag, den 18ten Junius 1792.

Einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinewandmanufakturen, Bleichen, über den Leinewandhandel in Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlandes.

(Fortsetzung.)

Da die schlesischen Weber größtentheils nur rohes Garn verbrauchen, so ist durch eine Verordnung vom 17ten Jun. 1790. alles gebleichte Garn, gegen einen Ausfuhrzoll von 1 Rthlr. 4 ggr., auszuführen erlaubt, die Ausfuhr des rohen aber nur auf Pack- und Lothgarn eingeschränkt, wovon auch das gedoppelte auf der Zollstätte entrichtet werden muß.

Um allen Unterschleifen vorzubeugen, muß das Garn, dessen Ausfuhr erlaubt ist, den Zollbedienten erst gezeigt, und alsdenn in ihrer Gegenwart, oder in der von eigenen dazu bestellten Aufsehern, verpackt werden; die Contraventionsfälle hiergegen werden zum erstenmal mit Confiscation des Garns, und so immer mit einer ums duplum, quadruplum steigenden Buße bei jeder neuen Uebertretung gestraft, wovon der Denuntiant, wenn er ein herrschaftlicher Diener ist, den sechsten, sonst aber jeder anderer den dritten Theil erhält.

Alle Webergarne, deren in Schlesien eine erstaunliche Menge gesponnen werden, werden also, das abgerechnet, was als Contrebande ausgeht, in dem schlesischen Gebirge verwebt, und alsdenn theils gebleicht, theils ungebleicht, über Hamburg, Altona und Amsterdam, nach Spanien, Portugal, Frankreich und in alle übrigen Welttheile versandt. Vorzüglich viel geht für eigene Rechnung nach Spanien, woselbst die schlesische Leinewand nicht mehr Abgaben, als die französische hat, nemlich 17¼ pro Cent. Ueberhaupt rechnet man, daß Schlesien jährlich an Linnenwaaren im Durchschnitte für 6 Millionen ausführt, da die 6 Haupthandelsstädte in diesem Artikel, nemlich Breslau, Schweidnitz, Landshut, Hirschberg und Schmiedeberg, im Jahre 1789. allein 508008 Schock

und 440742 Weben ausführten, und im Jahre 1786. die Ausfuhr aus Landshut allein 1,342,569 Rthlr. betragen hat. Beim Schlusse des Jahrs 1790. waren in dem ganzen preußischen Schlesien 28,704 Leinenstühle, die 50,553 Arbeiter beschäftigten, im Gange, und hatten in dem Jahre für 7,990,114 Rthlr. Waare verfertiget, davon für 6,190,554 Rthlr. ausgeführt war.

Schlesien hat den Flor dieser Manufaktur, in so fern solche die Hausleinewand betrift, vorzüglich den Hamburgern zu verdanken, die, weil sie fanden, daß die schlesische Leinewand von allen deutschen die wohlfeilste war, eigene Leute nach Schlesien sandten, welche die Weber in der Zurichtung unterrichteten, ihnen die erforderlichen Muster verschaften, auch der von ihnen verfertigten Waare die italiänischen, spanischen und französischen Namen gaben, und worin man so glücklich war, daß man mehrere Arten der französischen Leinewand am Ende so sehr übertraf, daß die Franzosen sich genöthigt sahen, einen Preis für den auszusetzen, der Leinewand verfertigte, die in der Apretur gewissen Sorten der schlesischen gleich wäre.

Die Hauptprodukte der schlesischen Leinewandsmanufaktur sind einfache oder Hausleinewand, Schleier, Bett- und Tafeldrell, anderer unbeträchtlicherer Artikel, die bloß von der Mode abhängen, nicht zu gedenken.

Die Hausleinewand hat nach der Breite und Länge der Stücke, nach der Feine, nach der Glätte, und Apretur, wieder ihre gewisse Namen, wobei die Breite, und ehemals auch die Länge, gesetzliche Bestimmung haben, wovon man unten ein Mehreres anführen wird. Die Hauptgattungen der Leinewand sind:

Weben, sind $6\frac{1}{2}$ Viertel breit, und 72 Ellen lang nach der Bleiche.

Schock, 60 Ellen lang, $6\frac{1}{4}$ breit. Hieraus wird die sogenannte Jauersche Leinewand verfertiget, da ein Schock in 4 Stücke, à 15 Ellen, geschnitten, und 40 bis 44 Schock, oder 160 bis 176 Stück, in eine Kiste gepackt und verschickt werden.

Platilles sind $\frac{7}{8}$ Ellen breit und 5 Ellen lang, werden sehr weiß gebleicht, mit einem rothen seidenen Faden gebunden, mit einigen Goldflittern geziert, und über Spanien nach Amerika gesandt, da sie zu Hemdern für die Neger dienen.

Hollandilles sind $\frac{3}{4}$ Ellen breit, 10 Ellen lang, geglänzt, und von verschiedenen Farben, Güte und Feine, gehen größtentheils nach Frankreich, woselbst man sie in Rouen hat nachmachen wollen, welcher Versuch aber misglückt ist.

Bretagnes, diese haben wieder nach ihrer Güte, Feine, und Dichtigkeit viele Unterabtheilungen, als: extra fines, fines, premieres fines, seconds superfines, und premieres superfines; sie sind 36, 30 und 25 Zoll breit, und haben darnach wieder eigene Namen. Gewöhnlich unterscheidet man in Schlesien, wie bei uns,

uns, die Breite der Leinewand nach den Gängen; allein, bei dieser verfährt man wie in Frankreich, zählt die Faden der Breite, und nennt sie daher 1300ter, 1800ter ꝛc. Die schwerste Arbeit bei dieser Art Leinewand ist das Zusammenlegen, da ein Ballen, der gewöhnlich 60 Stück enthält, einen Arbeiter oft 3 Wochen beschäftigen kann. Indessen gestehen die Schlesier selbst, daß die in Quentin und Uzel in Bretagne gearbeitete und gepackte Leinewand dieser Art, doch noch den Vorzug habe.

Dieses sind einige der Hauptarten, außer welchen es noch wohl 20 und mehrere Gattungen giebt, deren Namen, Länge, Weisse und Breite bestimmen, da Feinheit des Gespinstes nicht so sehr Einfluß auf die Benennung hat, die man aber hier übergeht; und nur noch das anführt, daß die meiste schlesische Leinewand in Kisten und nicht in Ballen, wie in mehreren andern Gegenden geschieht, versandt wird.

Der zweite Hauptzweig der schlesischen Leinenmanufaktur, ist die Schleierfabrik, eine Anlage, deren Ursprung in Schlesien noch nicht in Dunkel gehüllt ist. Man verfertigt von diesen Schleiern 3 Arten, nemlich dichten, der fast so gut wie der holländische Batist ist, auch mit demselben gleiche Länge und Breite hat; dünnen oder Nonnenschleier, welcher ein sehr dünnes und zartes Gewebe hat; und endlich gemuschten Schleier.

Die Stücke von allen drei Gattungen, müssen nach den deshalb erlassenen ältern Verordnungen nach der Bleiche entweder 8 Viertel, 7½ Viertel, 7 Viertel, 6½ Viertel breit und 58 Ellen lang, oder 5 Viertel und 6 Viertel breit und 60 Ellen lang seyn; nach den neuern komt es aber nur lediglich auf die Breite an.

Der Hauptsitz der Manufaktur der dichten Schleier, ist Hirschberg und Schmiedeberg mit der Gegend. Nach Hirschberg ist solche durch einen Schuhknecht, der eines Webers Sohn aus der Stadt war, Namens Joachim Grind, gebracht. Dieser arbeitete im Jahre 1464. in Harlem, woselbst es ihm auffiel, daß man die feinen Garne, die man damals in Schlesien noch nicht zu nutzen wußte, dort zu einem solchen feinen Gewebe zu verarbeiten verstand. Er lernte hierauf daselbst bei einem Weber 5 Jahre, kam 1470. nach Hirschberg zurück, ward Bürger, und trieb jene Weberei mit seinen Schwestern bei seiner Schuhmacherprofeßion als ein Geheimniß; da aber diese heiratheten, so wurde die Sache nach und nach bekannter und ausgebreiteter. Die dünnen Schleier wurden zuerst 1624. auf Kosten eines Domherrn, von Frankenberg aus Breslau in Hirschberg von einer Weberin, Namens Moaban, gemacht, und da dieser Versuch mit Hülfe ihres Lehrburschen, sehr gut von statten ging, und Absatz fand, so legten sich ganze Dorfschaften auf dieses Gewerbe. Die

geblümten und gemuschten Schleier sind 1711. zuerst von einem Weber, Namens Steimann, zu Seydorf, nach französischen und schweitzer Mustern verfertigt, dessen Sohn noch lebt; seit der Zeit werden sie aber auch in mehreren Gegenden von Schlesien gemacht.

Was das in Schlesien verfertigte Bettzeug, Drell und den Leinendamast betrift, so soll die Fabrikatur dieser Artikel sich in den letztern 20 Jahren, oder überhaupt seit der Zeit, daß das Land unter preußischer Regierung steht, sehr verbessert haben; allein, dem ungeachtet muß im Ganzen genommen, der Schlesier seinen Nachbar in der Oberlausitz für den Meister erkennen. Einzelne Weber haben es zwar bereits weit darin gebracht; allein, die Rede ist vom Allgemeinen.

Der Handel mit Bettzeug ist vorzüglich in den Händen der Kaufleute in Breslau, und wird in Ballen, die unter dem Namen der breslauer Ballen bekannt sind, versandt, wovon es vorzüglich vier Gattungen giebt, als Zwilligballen, welche in allen Farben auf Drellart verfertigt werden; Leinewandsballen, welche sich durch die farbigen Streifen von der Leinewand unterscheiden; Schürzenleinewandsballen, die gedruckt sind; und endlich Zeugballen, welche in allen Farben in Ruthen gewebt sind.

Der Drell und Damast wird entweder als Gedecke, die aus einem oder mehreren Tischtüchern von 6 Ellen Breite mehr oder weniger, und aus einem oder mehreren Dutzenden Servietten bestehen, oder bloß als Servietten in Serviettenballen verkauft; sie haben alle nur erdenkliche Muster, und sind nach der Kunst derselben theurer oder wohlfeiler.

Von diesen Produkten der Leinewandmanufaktur, geht sehr wenig ungebleicht aus dem Lande, da sie größtentheils erst im Gebirge gebleicht und appretirt werden. Hierin liegt die größte Kunst des Schlesiers, wobei sich auch der Nutzen, und der Werth der Spindel vorzüglich zeigt, indem manche Art Leinewand vorher eher einem Siebtuche, als Hausleinewand, ähnlich sieht, nach der Bleiche sich aber so verändert hat, daß man bezweifeln muß, ob sie eben die Gattung Leinewand ist. Indessen geht hierbei doch noch immer sehr viel Blendwerk, der nachdrücklichen Gesetze ungeachtet, vor, und der Leinenhändler muß oft seine ganze Kunst aufbieten, um nicht hintergangen zu werden.

Was die Bleichen anbetrift, so sind solche sehr oft das Eigenthum ganzer Communen, oder Gilden, oft einzelner großer Entrepreneurs, sehr oft auch nur das, einzelner geringer Leute, wenn sie nur die erforderliche Geschicklichkeit besitzen, indem die Bleichermeister oder auch die ersten Knechte, auf den Bleichen sich, ehe sie als solche angenommen werden, einer strengen Prüfung unterwerfen müssen. Meistentheils beschäftigen diejenigen, die sich mit dem Bleichen der Garne oder Zwirne abgeben, sich

nicht

nicht mit dem der gewebten Zeuge, sondern beide Bleichen sind verschieden; von erstern zählt man in Schlesien etwa 90 bis 100, und von letztern noch einmal so viel.

Das Bleichen geschieht fast zu jeder Jahrszeit, selbst im Winter, auf dem Schnee, da die Leinewand alsdenn nicht eben auf dem Rasen liegt, sondern über Stangen gezogen wird. Das Büken geschieht mit einer Lauge von der sogenannten Sinterasche, wovon es weisse und graue giebt; erstere wird aus altem zum Theil faulen harten Holze, letztere aber aus eben solchen Weißtannen gebrannt, da das junge Holz zu kostbar ist.

Wie lange und wie oft die Leinewand mit dieser Lauge gebeitzt werden soll, hängt von der Güte und der Art der Leinewand ab, da solches sich nach den besondern Gattungen richtet.

Aus dieser Lauge legen einige die Waare in eine Seiflauge, andere aber sparen die Seife, legen sie aber dafür in einer Trubse mit zerquetschten wilden Kastanien, die deshalb in einem Zuber auf einer eigenen Mühle zermalmet und alsdenn mit Wasser vermischt werden. Ehemals sollen mehrere diese Kastanienseife mit einem Theil schlechter französischer Mandeln versetzt haben; doch scheint dieses jetzt außer Gebrauch zu seyn, wenigstens hat man in den Vorrathskammern, die man besucht hat, keine Spur mehr davon gefunden. Nachdem die Leinewand mit dieser Masse in dem Zuber eine Zeitlang durchgearbeitet ist, werden Bretter darauf gelegt, und sie mit Bäumen, die unter die Balken geklemmt werden, fest eingepreßt. In dieser Presse bleibt die Waare so lange stehen, bis die ganze Masse zu gähren anfängt, wozu im Winter längere Zeit als im Sommer gehört; alsdenn wird sie gewaschen, und bei großen Bleichen wie der Catun gewalket, nur daß die Stempel in den Leinewandmühlen etwas schwerer und stärker sind. Hat sie auch dieses überstanden, denn erst wird sie auf dem Bleichplatze ausgebreitet, von Zeit zu Zeit gebüket, und liegt alsdenn so lange, bis sie die gehörige Weisse hat. Wenn der Bleicher endlich glaubt, daß sie diese besitzt, so wird sie von neuem von der Bleiche aufgenommen, in Seife ausgewaschen, zuweilen auch mit solcher gewalkt, wieder getrocknet, und endlich durch sehr weisse Stärke, die mit etwas Tragant vermischt ist, gezogen und getrocknet. Einige Arten sind nach diesem Trocknen, wenn sie alsdenn noch etwas gezogen oder gereckt sind, fertig, werden zur Schau gebracht, und an die Kaufleute verkauft; andere werden aber erst durch eine Mangelmaschine mit 3 über einander gehenden Walzen gezogen und geglättet, und noch andere werden nur auf einer gewöhnlichen Mangel gerollt, hierauf wie ein Buch, oder wie Tuch zusammengeschlagen, und gelten alsdenn erst, und wenn sie geschauet sind, für Kaufmannsgut.

Die

Dieses ist die gewöhnlichste Art der Bleiche, wie man sie bei jedem Bleichmeister sehen kann; die großen Fabrikanten und Entrepreneurs hingegen, die nicht für Lohn, sondern bloß die Artikel ihrer Handlung bleichen, haben mehrere Künsteleien, womit sie aber äußerst geheim sind, und es auch vorzüglich, was den Gebrauch des Kalks betrift, Ursache haben, da der Gebrauch desselben bei Zuchthaus- und Halseisenstrafe verboten ist. Auf mehreren von diesen Bleichen setzt man die Büke von der Sinterasche mit Kuhmiste an, wobei man entweder die Asche sofort mit dem Kuhmiste vermischt, und die Lauge auf einem gewöhnlichen Bükefasse abzieht, oder man gießt auf die Asche Wasser, worin Kuhmist eingerührt ist; in beiden Fällen bleibt die Waare eine Nacht in der Lauge liegen, und wird darauf den andern Tag damit auf die gewöhnliche Art heiß gebüket.

Will man aber das Leinen geschwinder weiß haben, so läßt man in vier Eimer verfaulten Kuhmist ein Pfund ungelöschten Kalk zergehen, gießt noch einen Eimer Wasser hinzu, seigt solches durch, und verfährt ferner auf die vorher angeführte Art. Bei dieser Lauge von Kalkasche und verfaultem Kuhmiste, muß man aber sehr viel Vorsicht gebrauchen, und Acht haben, daß die Leinewand, ehe solche zum Bleichen ausgebreitet wird, recht rein gewaschen, geschlagen oder gewalkt wird, sonst frißt diese gallichte, scharfe Beitze, und das darin enthaltene flüchtige Laugensalz, wenn sie in der Waare trocken werden, solche dergestalt an, daß sie Flecken bekömmt, die nicht wieder herausgehen, und wohl gar mürbe wird; so lange als die Lauge naß ist, schadet sie so leicht nicht. Je mehr der Kuhmist durchfaulet ist, je würksamer ist selbiger, desto gefährlicher aber auch, wenn er nicht rein ausgewaschen wird. Das flüchtige Laugensalz des mit Kalk vermischten Dunges greift fast jede Farbe an, dahingegen man mit frischem, ohne Zusatz des Kalkes, gefärbte Leinewand und Catun, der Farben unbeschadet, bleichen kann, nur muß man in jedem Falle darauf Acht geben, daß zwischen dem Miste so wenig Stroh als möglich, ist, weil solches oft färbet.

Jede dieser Verfahrungsarten wird nach einigen Tagen wiederholt, da die stärkste Leinewand bei günstiger Witterung oft in kaum Monatsfrist bereits weiß ist.

Der Gebrauch des Kalkes zum Bleichen, ist in Schlesien, wie bereits erzählt ist, bei scharfer Strafe verboten, und dieses nicht mit Unrecht, weil solcher, wenn er von unverständigen Händen gebraucht wird, der Leinewand äußerst schädlich ist, wie man solches auch in Schlesien durch mehrere Versuche bewährt gefunden hat. Wo er gebraucht wird, da geschieht solches als ein großes Geheimniß, und wird, vorzüglich wenn es darauf ankommt, mit der Bleiche geschwind fertig zu werden, in sehr

gerin-

geringen Quantitäten, entweder auf die oben angeführte Art zugesetzt, oder man nimt ein Paar große gebrannte Kalksteine, setzt solche auf einander, und umgiebt solche oben und an den Seiten mit vieler Asche, macht oben in der Spitze der Asche ein Loch, und gießt allmählig Wasser darauf, so, daß der Kalk sich nach und nach ablöschen kann. Trift man hierbei die rechte Maaße, da bei weitem nicht so viel Kalk genommen werden darf, daß solcher, wenn er demnächst mit der Asche durchgearbeitet ist, ihre Farbe verändert, so wird aus dieser geschärften Asche eine Lauge, die weit würksamer ist, als die von Pottasche und Sinter, weil durch die Verbindung der alkalischen Salze mit dem Kalke, die Schärfe des Kalks geschwächt, hingegen die Kraft der Asche verstärkt und fähiger wird, die erdartigen, fetten und farbigen Theile der Leinewand zu zerstöhren, und dadurch das demnächstige Ausziehen derselben durch die Luft zu beschleunigen, dahingegen mit zu vielem Kalk gebleichte Leinewand, außer den bereits oben angeführten Mängeln, noch den an sich hat, daß, wenn sie verschift wird, sie die Feuchtigkeit an sich zieht, und gelb wird. Ist der Zusatz von Kalk beträchtlich gewesen, so bedient man sich in Schlesien, um dieses zu erfahren, der frischen Gerberbrühe, und tunkt einen Abschnitt oder einen Zipfel der Waare, in solche, da sie alsdenn, wenn sie beträchtlichen Kalkzusatz bekommen hat, sofort braun wird, welches sonst nicht so bald geschieht.

Das bisher Gesagte betraf nur das Technische dieses Manufakturzweiges in Schlesien, jetzt wird es nöthig seyn, auch noch etwas von dem zu sagen, was von Seiten der Oberlandespolicei zur Beförderung dieses einträglichen Nahrungszweiges geschehen ist, und geschieht.

In den ältesten Zeiten bauete Schlesien seinen Flachs, und verspann solchen bloß für die Oberlausitz, Holland, und auch etwas für die Schweitz. Die österreichische Regierung verbot zwar zu verschiedenen malen die Ausfuhr der rohen Garne, allein, man hielt nicht auf die Befolgung dieser Verordnungen, und so waren sie ohne Wirkung. Kaum aber hatte sich der verstorbene König von Preussen in den souverainen Besitz des Landes gesetzt, als man nicht nur Anfangs die Ausfuhr aller Webergarne, nachher aber auch die der sämtlichen Garne, verbot, welches letztere Verbot doch aber in der Folge wieder aufgehoben ist, sondern auch zu Verhütung von Betrug und Unterschleif beim Flachse, bei der Spinnerei, Weberei und bei dem Bleichen, zur Vermehrung des Flachsbaues, und zur Verbesserung aller dieser Artikel, mehrere Verordnungen erließ, und den Landräthen anbefahl, auf Befolgung derselben zu halten, ja sogar den Unterthanen, die sich hierbei am vorzüglichsten zeigen würden, Prämien versprach.

Die

Da bisher fast in jedem Orte oder in jeder Gegend von Schlesien, ein anderer Haspel, oder Weife, wie man sie in jenen Gegenden nennt, gebräuchlich gewesen war, so wurden durch eine Verordnung vom 15ten Febr. 1746. nicht nur die einarmigten Handweifen, wobei der Unterschleif sehr leicht war, abgeschaft, und an deren Stelle die Kreuzweifen von 4 Armen anzuschaffen befohlen, sondern auch hierzu eigene Probeweifen gemacht, und für das ganze Fürstenthum nur 2 Arten von Weifen, nemlich eine von $1\frac{7}{8}$ breslauer Ellen für die Lothgarne, und eine von 2 Ellen für die Webergarne und Packloden erlaubt, die nach den Probeweifen gebrannt und gezeichnet werden mußten; und um hierbei desto sicherer zu gehen, wurde festgesetzt, daß von den Untergerichtsbedienten alle Monate, sowohl in den Städten als auf den Dörfern, die Weifen visitirt, und nachgesehen werden sollten, daß in jedem Hause für jeden Spinner eine Weife, und daß solche gehörig gebrannt und gezeichnet sey, damit nicht auf einer Weife das Garn von mehreren Spinnern geweifet würde, und also ein Stück Garn aus mehreren Gespinsten bestünde. Eben diese Personen müssen auch darauf achten, daß jedes Stück die bereits oben angeführten Zaspel, Binde und Faden hat, und in Uebertretungsfällen die Armen mit dem Stocke, Reichere aber mit Erlegung der Umweifungskosten und Confiscation des Garns bestrafen.

Da ferner bisher ein jeder, wer Lust gehabt, den Garnsammler gemacht hatte, so wurde im Jahre 1759. festgesetzt, daß hierzu nur Leute genommen werden sollten, die hinlängliche Kenntniß vom Garn hätten, und daß ihnen alsdenn hierauf ein eigener Freiheitszettel ertheilt, und sie in ein bei den Land- und Steuerräthen niederzulegendes Verzeichniß eingeschrieben werden sollten. Dabei wurde ihnen zum Gesetz gemacht, daß sie die Garne, so roh, wie sie solche von dem Spinner oder von der Gutsherrschaft kauften, an die Weber oder Garngroßisten verkaufen, und, damit sie nicht für sich das beste Garn aussuchten, kein Garn auf den Kauf selbst verweben oder bleichen lassen sollten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Freitag, den 22ten Junius 1792.

Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna.

(Aus dem Englischen des Herrn William Jones. *)

Das Eiland Hinzuan, dessen Name nach und nach in Anzuame, Anjuan, Johanna, und Juanny verkehrt worden, wird seit ohngefehr zweihundert Jahren durch eine Colonie von Arabern beherrscht, und stellt ein merkwürdiges Beispiel einer allmähligen Annäherung eines kleinen Völkgens zu einer gesitteten bürgerlichen Einrichtung dar, welche dasselbe unter mannigfaltigen natürlichen Vortheilen, aber nur dürftigen Mitteln zu ihrer Verbesserung, gemacht hat. Eine Nachricht dieses afrikanischen Eilandes, in welchem man die Sprache der Araber hört, und ihre Sitten findet, wird eben so interessant an sich selbst seyn, als sie es auch wegen der Seltenheit der Nachrichten ist, die man von demselben hat.

Montags den 28ten Julius 1783. wurden unsere Augen durch einen so schönen Anblick ergötzt, daß weder malerische noch dichterische Schilderungen ihn vollkommen darzustellen vermögen, der uns so erfreulich war, daß nur die, welche mit uns in einerlei Lage gewesen sind, sich einen deutlichen Begrif davon werden machen können; wir waren nemlich im Crocodil zehn Wochen und zwei Tage von den schroffen Eilanden des grünen Vorgebirges bis hieher unterwegs gewesen. Die Sonne stieg in vollem Glanze hinter dem Eilande Mavata (wie die Seeleute es nannten) herauf, welches wir freudenvoll den vorhergehenden Nachmittag an der Höhe seines Pics erkannt hatten, und welches wir nun nicht beträchtlich entfernt aus den Fenstern der Kajüte sahen; dabei lag Hinzuan, nachdem wir uns so lange gesehnt hatten, gerade vor uns, dessen hohes Land uns vorzüglich zugänglich schien. Das Wetter

*) Dieser Aufsatz ist aus dem 2ten Bande der Asiatic. Researches entlehnt. Das Eiland liegt auf der Küste von Zanguebar, nach Robertson, unter 12 Grad 5 Min. südl. Breite, und im 46ten Grade östlicher Länge von Londen.

d. Uebersetzer.

ter war schön, das Wasser eben; und ein gelindes Lüftgen brachte uns kurz vor dem Mittagsessen, um einen Felsen, an welchem der Brilliant genau ein Jahr vorher scheiterte, in eine gemächliche Rheede, wo wir unsern Anker des Abends bei guter Zeit fallen ließen. Den Tag über hatten wir auch Mohila, ein anderes nahe gelegenes Eiland, gesehen.

Die Fregatte war sogleich mit Canoen umgeben, und das Deck voll von Einwohnern aus allen Ständen, von dem Hochgebohrnen Befehlshaber, der sein Linnengeräth wusch, bis zum halbnackten Sklaven, der nur ruderte. Die mehresten derselben hatten Empfehlungsschreiben von Engländern, die aber keiner von ihnen lesen konnte, ob sie gleich verständlich englisch sprachen. Einige schienen stolz zu seyn auf Titel, die ihnen unsere Landesleute, nach ihren vermuthlichen Geschäften zum Spaß gegeben hatten. Wir hatten, Lords, Herzoge, und Prinzen an Bord, die sich um unsere Kundschaft bewarben, und uns um Geschenke plagten. Wirklich waren sie zu vernünftig auf bloße Töne stolz zu seyn; aber sie glaubten mit Recht, daß diese lächerlichen Titel sie besonders auszeichnen, und dadurch daß sie Aufmerksamkeit erregten, ihnen wesentliche Vortheile verschaffen würden. Die einzigen wirklich angesehenen Leute, die wir sahen, ehe wir an Land kamen, waren: der Gouverneur Abdullah, zweiter Neffe des Königs, und sein Bruder Alwi mit einigen von ihren Söhnen, die in der Folge noch wieder werden erwähnt werden; sie verstanden arabisch; schienen eifrige Anhänger des mahometanischen Glaubens, und bewunderten meine Exemplare des Alkoran, in welchem sie einige Verse lasen, unterdessen daß Alwi ein anderes arabisches Manuscript öfnete, und es genauer ins Englische übersetzte, als ich es erwartete.

Den folgenden Morgen zeigte sich uns das Eiland in seiner ganzen Schönheit; der Anblick war so mannigfaltig, daß der beste Pinsel kaum fähig seyn würde, ihn genau darzustellen. Sie müssen sich also mit einer an Ort und Stelle geschriebenen, und sorgfältig mit der natürlichen Landschaft verglichenen Beschreibung begnügen. Wir lagen in einer schönen Bay vor Anker, und hatten ein weitläuftiges Amphitheater vor uns, von welchem Sie sich einen allgemeinen Begriff machen können, wenn Sie sich eine Menge in Gestalt und Größe verschiedener Hügel denken, und sich diese mit kunstloser Symmetrie in allen möglichen Lagen unter einander geworfen, vorstellen. Den Hintergrund bildete eine Reihe Berge, unter denen einer, auf eine Entfernung von etwas mehr als drei Meilen (Engl.) vom Gestade, beinahe eine halbe Meile senkrecht über dem Wasserspiegel der See empor ragte; alle waren reichlich mit Holz, größtentheils Fruchtbäumen, von einem vorzüglichen Grün bekleidet. Ich hatte manchen Berg

von

von außerordentlicher Höhe in Wales und in der Schweitz gesehen, aber nie einen, um dessen Busen Wolken beinahe beständig herum rollten, und der dabei seinen grünen blühenden Gipfel über sie erhoben hätte, und durch sie einen Zusatz seines schönen Ansehens erhielt. Zunächst vor dieser entferntern Hügelreihe, war eine andere zum Theil reizend grün bekleidet, zum Theil unfruchtbar; aber der Contrast machte auch diese Nacktheit schön. Noch näher waren unzählbare Berge, oder eigentlicher Klippen, deren grüne Bekleidung und Fruchtbarkeit ganz bis zum Gestade herunter reichte. Jede Schattirung von Grün, der angenehmsten Farbe, stellte sich dem Auge auf dem Lande und im Wasser zugleich dar. Nichts trug mehr zur Abwechselung dieser bezaubernden Aussicht bei, als die vielfältigen Reihen von Palmbäumen, vorzüglich die hohen und anmuthigen Areca's, die am Ufer, in den Thälern, und auf den Rücken der Hügel so regelmäßig standen, daß man glauben sollte, sie wären absichtlich so gepflanzt worden. Ein angenehmerer Anblick als dieser, den eine so große Menge schöner Palmen, in einer solchen Stellung, mit ihren wollüstigen, wie grünende Federn gestalteten Gipfeln, nach abgemessenen Zwischenräumen geordnet, zwischen denen man die entferntere Landschaft erblickt, deren Ergänzung sie der Einbildungskraft des Beschauers überlassen, ein angenehmerer Anblick als der, den diese gewähren, läßt sich kaum gedenken. Die Stadt Matsamuda lag uns zur Linken, sie zeichnet sich in der Entfernung durch den Thurm der Hauptmoschee aus, welche Halimah eine Königin des Eilandes, von welcher der jetzige König abstammt, erbauete. Etwas zur Rechten lag eine kleinere Stadt, Namens Bantani. Weder die Gegend von Nizza mit ihren Oelbäumen, Dattelbäumen und Cypressen, noch die hierischen Eilande, mit ihren entzückenden Orangenwäldern, haben mir so reizend geschienen, als die Aussicht von der Rheede von Hinzuan; die jedoch, wie uns der Capitain des Crocodils versicherte, durch die Ansicht mancher Eilande in der Südsee, noch sehr übertroffen werden soll. Wenn das Leben zur vollständigen Erfüllung aller unserer Pflichten gegen Vaterland und die Unsrigen, und zu Erwerbung der nöthigsten Kenntnisse in irgend einem Grade von Vollkommenheit, nicht so sehr kurz wäre, mit wie vieler Wonne und Nutzen, ließe sich ein beträchtlicher Theil desselben auf Bewunderung dieser wundervollen Welt, und die Betrachtung der Natur des Menschen in allen ihren Mannigfaltigkeiten verwenden!

Wir eilten an festes Land zu kommen, dessen wir so lange entwöhnt waren, und fuhren gleich nach dem Frühstück an Land, die Stadt zu besehen, und den Besuch des Gouverneurs zu erwiedern. Wie wir in Begleitung von einer großen Menge

Volks, durch die Stadt giengen, setzte ich sie dadurch in Erstaunen, daß ich eine arabische Inschrift über dem Eingange einer Moschee laut las; und noch ungleich mehr, wie ich hinein gieng, und ihnen vier an die Wand derselben geschriebene Denksprüche erklärte, deren Inhalt folgender war:

„Die Welt ist zu unserer Erbauung, nicht zur Errichtung prächtiger Gebäude gegeben; das Leben: zur Erfüllung der Pflichten gegen Gott und unsere Mitmenschen, nicht zum Müßiggang bei eitlem Vergnügen; Reichthümer: zu freigebiger Verwendung, nicht zu geitziger Bewahrung; und Gelehrsamkeit: zu Erzeugung guter Handlungen, nicht zu leeren Streitigkeiten."

Wir konnten nicht umhin den Tempel, selbst des falschen Propheten zu ehren, in dem wir so vortreffliche Moral fanden; wir sahen nichts besser unter allem römischen Flitterstaat in der Kirche zu Madera. Wir kamen zu Abdullahs Hause; man führte uns durch einen kleinen Hof in ein offenes Zimmer, in welchem an zwei Seiten bequeme Sofa's standen, und darüber eine erhöhete Schlafstelle in einer dunkeln Abtheilung, über welchen eine durchgenähete bunte zitzene Decke, von der Decke des Zimmers herunter hieng. Dies ist die allgemeine Einrichtung der besten Zimmer auf diesem Eilande; und die mehresten mittelmäßigen Häuser haben eins, an der dem Hofe gegenüber liegenden Seite, um zu allen Tageszeiten ein Zimmer zum Speisen, und zur Ruhe zu haben. Man setzte uns reife Datteln von Yemen, und Milch aus Cocusnüssen vor; aber die Hitze des Zimmers, welches Jedem offen zu stehen schien, der Neigung hatte, hinein zu gehen, und der starke Geruch von Muskus und Cibeth, mit welchem es parfümirt war, erzeugte sehr bald in uns ein Verlangen reinere Luft zu genießen. Auch mich konnten die arabischen Manuscripte, welche der Gouverneur uns vorlegte, nicht aufhalten, weil sie mir wenig nutzbar, und folglich von keinem Werth schienen, ausgenommen etwa für Liebhaber bloßer Seltenheiten. Doch würde ich eins darunter, das eine Beziehung auf die mahometanischen Strafgesetze hatte, gern für einen billigen Preiß gekauft haben; aber er wuste nicht was er fordern sollte, und ich wuste daß bessere Schriften über eben diesen Gegenstand in Bengalen zu haben wären. Er bot mir darauf einen schwarzen Knaben für einen von meinen Alkorans, und quälte mich eine jüdische Kleidung, die er am Bord gesehen hatte, gegen eine Kuh und ein Kalb zu vertauschen; die goldenen Pantoffeln gefielen ihm am besten, weil, wie er sagte, seine Frau sich sehr dazu freuen würde, sie zu tragen; deswegen schenkte ich sie ihm; das Buch und das Kleid hatte ich seinem Herrn bestimmt. Ich konnte keine hohe Meinung von Saiyad Abdullah fassen, weil er sehr gewinnsüchtig, und niederträchtig

tig schien, wo er Etwas zu erhalten hofte.

Den nächsten Besuch statteten wir bei Schaikh Salim ab, dem ältesten Sohn des Königs. Hätten wir ihn zuerst gesehen, so würden wir nach ihm die Verfeinerung der Nation auf der alleruntersten Stufe geschätzt haben. Der ärmste englische Häuerling wohnt in dem schlechtesten Stall besser, und hat in demselben ein fürstlicheres Ansehen, als dieser Kronprinz. Wenn gleich sein Ansehen und seine Bekleidung äußerst wild waren, so ist jedoch etwas davon auch mit auf seine Krankheit zu rechnen, welche, wie wir in der Folge hörten, ein Abscess in der Milz war; welcher in diesen Gegenden nicht selten seyn, und oft, nach arabischer Heilart, durch wirkliches Brennen geheilt werden soll. Er kaute unaufhörlich Stükken von einer Arekanuß mit Muschelkalk, eine Gewohnheit, die wie ich glaube, von den Indiern entlehnt ist, welche jedoch das Gemisch durch Gewürz und Betelblätter, wozu sie ehemahls auch Kampher mischten, ungemein verbessern. Prinz Salim gafte sich von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen in einem Spiegelscherben an, der auf ein Brett geklebt war, ein Beweis einer Armseligkeit, die wir in keinem andern Hause bemerkten. Mancherlei Veranlassungen überzeugten uns, daß die anscheinend elenden Umstände seiner Königlichen Hoheit, da er sich mit seinem Vater recht gut stand, und es ihm auch an Ansehen nicht zu fehlen schien, bloß in seinem Geiz gegründet waren.

Sein Bruder Hamdullah, der gewöhnlich zu Domoni residirt, ist von ganz verschiedener Gemüthsart, und wird für einen würdigen, klugen und gelehrten Mann gehalten; er war den Tag vorher zu Matsamuda angekommen, weil er gehört hatte, eine englische Fregatte sey auf der Rheede, und da ich ein Paar Minuten ausgegangen war, um eine arabische Inschrift zu lesen, fand ich ihn bei meiner Zurückkunft beim Verschlingen eines Manuscripts, welches ich Einem von der Gesellschaft in Verwahrung gegeben hatte. Er ist ein Kadi oder mahometanischer Richter, und scheint mehr Kenntnisse zu besizzen, als seine Landesleute, es war mir ungemein leid, daß ich mich nur wenig mit ihm unterhalten konnte. Der König Schaikh Akmed hat noch einen jüngern Sohn, Namens Abdullah, der gewöhnlich in der Stadt Want residirt, die er aber selten verläßt, weil er eine schwächliche Gesundheit hat. Da die Thronfolge der Sultane nicht unveränderlich bei einer Linie festgesetzt ist, sondern eine Bestätigung der Vornehmsten des Eilandes erfordert, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Prinz Abdullah zur Regierung kommen wird.

An der Seite des Lochs, in welchem uns Salim empfieng, war sein Haram, oder die Wohnung seiner Frauenzimmer, die er uns alle zu sehen erlaubte, nicht aus Höflichkeit gegen

gen uns als Fremde, wie wir zuerst glaubten, sondern wie er uns nachher selbst sagte, in Erwartung eines Geschenks. Wir sahen nur zwei oder drei elende Geschöpfe, mit bedeckten Köpfen, unterdeß seine Favoritin, wie wir glaubten, hinter einem groben Vorhang stand, und uns ihre mit silbernen Ringen beladenen Fußknöchel zeigte; welche sie, wenn sie einiges Nachdenkens fähig war, mehr für glänzende Fesseln als für Zierrathen halten mußte. Aber ein vernünftiges Geschöpf, würde den Zustand eines, der Gefahr des Hungers in einem Walde ausgesetzten wilden Thiers, dem glänzenden Elende vorgezogen haben, Salims Maitresse oder Frau zu seyn.

Vor unserer Rückkehr wollte mir Alwi noch seine Bücher zeigen; aber es war schon zu weit am Tage, und ich versprach ihn den folgenden Morgen zu besuchen. Der Gouverneur vermogte uns aber dahin, den folgenden Tag seinen Landsitz zu besehen, wohin er uns auf den folgenden Tag zum Mittagsessen einlud. Der Weg dahin war sehr angenehm, an der Seite eines Baches, der an einer Stelle ein kleines zum Baden sehr bequemes Becken bildete, und von dannen durch kleine Wälder und Alleen, bis zum Fuß eines Hügels führte. Das Speisezimmer war aber wenig besser, als ein offenes Wetterdach, und nur wegen der Kühle seines Schattens empfehlungswürdig. Bei der Rückkehr wollte uns Abdullah mit zwei Mufti's, die nur schlecht Arabisch sprachen, und sehr begierig schienen alle meine Manuscripte zu sehen, an Bord begleiten. Sie waren aber keine sonderliche Gelehrte, und staunten ein schönes Exemplar vom Hamasah, und andere Sammlungen alter Gedichte, mit dummer Bewunderung an.

Früh am folgenden Morgen kam ein schwarzer Bote vom Prinzen Salim, mit einem gelben Jungen, der ihm als Dollmetscher diente. Der Prinz hatte sein Perspectiv zerbrochen, und wünschte ein anderes zu kaufen, oder einzutauschen. Man schickte eine höfliche Antwort zurück, und traf Veranstaltung zu Erfüllung seiner Wünsche. Da wir unserer Seits ein Verlangen bezeugten, den König zu Domoni zu besuchen, sagte uns des Prinzen Bote, sein Herr würde uns ohne Zweifel Palankins leihen, (denn auf dem ganzen Eilande war kein Pferd,) und einer zureichenden Anzahl seiner Unterthanen befehlen uns zu tragen, die wir nach Billigkeit für ihre Bemühung bezahlen könnten. Wir trugen ihm deswegen auf, diese Gefälligkeit für uns zu erbitten, und baten, daß alles zur Reise vor Sonnenaufgang mögte in Bereitschaft gehalten werden, um der Mittagshitze zu entgehen, die wir, ob es gleich Winter war, außerordentlich stark fanden. Der Junge, dessen Name Combo Madi war,

blieb

blieb länger bei uns als sein Begleiter; er hatte etwas vorzüglich Kluges in seinem Blick, und sprach sein gebrochenes Englisch so natürlich, daß wir ihn aufmunterten sein unschuldiges Geplauder fortzusetzen. Er las und schrieb das Arabische erträglich gut, und schrieb auf mein Verlangen die Namen verschiedener Städte des Eilandes auf, auch sagte er mir zuerst daß der eigentliche Name des Eilandes Hinzuan wäre. Er hatte den Fehler mit dem Gouverneur und andern Edlen gemeinschaftlich, daß er sich alles ausbat was ihm gefiel; doch kaum in höherm Grade als jene. Seine erste Bitte um etwas Lavendelwasser, wurde ihm bereitwillig gewährt; und eine kleine Flasche davon machte ihn so erfreut, daß er, wenn wir es hätten leiden wollen, unsere Füße geküßt haben würde. Aber er freuete sich nicht so außerordentlich um sein selbst willen; er bezeugte uns unter dem Ausbruch von Thränen, daß seine Mutter sich sehr darüber freuen würde, und die Vorstellung ihrer Freude erfüllte ihn mit Entzücken. Nie sah ich wärmeres Gefühl kindlicher Liebe, und zärtlichern, und meiner Meinung nach, ungekünsteltern Ausdruck derselben. Doch war dieser Knabe kein Günstling unserer Officiere, die ihn für einen Heuchler hielten. Er sagte seine Mutter hieße Fatima, und drang in uns sie zu besuchen, indem er, wie ich glaube, dafür hielt, jedermann müsse sie lieben und bewundern; wir versprachen seinen Wunsch zu erfüllen, und entließen ihn mit einigen Geschenken.

Da ich mich bei ihm des Aladdin in den arabischen Märchen erinnerte, nahm ich mir vor, ihm diesen Namen in dem Empfehlungsbriefe zu geben, um den er mich inständig bat, anstatt des Namens St. Domingo den ihm einige Europäer lächerlicher Weise gegeben hatten. Weil aber die Anspielung nicht allgemein bekannt gewesen seyn mögte, und der Titel Alau' Jdin Hochgläubig, seine Obern hätte beleidigen können, so hielt ich es für rathsamer, seinen afrikanischen Namen beizubehalten.

Wir fanden nur eine sehr mittelmäßige Mahlzeit in dem Hause des Gouverneurs für uns bereitet; ihn selbst sahen wir den ganzen Tag nicht, weil es der Anfang des Ramadan, oder der mahometanischen Fasten war; er war mit Andachtsübungen beschäftigt, oder brauchte sie zur Entschuldigung; aber sein ältester Sohn, nebst Musa, der nebst seinem Bruder Hussain dem Capitain als Unterhändler zugegeben war, saßen die Zeit über daß wir aßen, bei uns.

Ich hatte eine sehr schöne sechs Fuß hohe Staude, die aber damals nicht blühete, in dem Hofe bemerkt, und erfuhr mit Vergnügen, daß es der Hinna wäre, von dem ich so viel in arabischen Gedichten gelesen hatte, welchem die europäischen Botaniker den lächerlichen Namen Lawsonia gegeben haben. Musa zerquetschte einige seiner Blätter, befeuchtete sie mit Wasser und

legte

legte sie auf unsere Nägel und Fingerspitzen, welche in kurzer Zeit mit einer dunkeln scharlachrothen, ins orangegelbe spielenden Farbe davon gefärbt wurden. Ich hatte mir vorher von dieser Färbung eine irrige Vorstellung gemacht, und geglaubt, die Araber brauchten sie dazu, um die natürliche Röthe dieser Theile bei jungen gesunden Leuten nachzumachen, die in allen Ländern für eine Schönheit gehalten werden muß. Vielleicht daß eine geringere Menge des Hinna, oder eine andere Zubereitung diese Wirkung geleistet hätte. Die alten Leute in Arabien bedienen sich dieser Farbe ihre grauen Haare zu verbergen, und ihre Töchter färben sich Lippen und Zahnfleisch schwarz, die Weisse ihrer Zähne abstechender zu machen. So allgemein ist bei allen Nationen und Altern persönliche Eitelkeit, und die Liebe die Wahrheit zu verstecken; wenn gleich in allen Fällen unser Geschlecht, je weiter es sich von der Natur entfernt, auch desto weiter hinter wahrer Schönheit zurück bleibt. Wenigstens sollten Männer dergleichen Künsteleien um sich bei irgend einer Gelegenheit oder zu irgend einem Zweck zu verstellen, ihrer unwürdig halten; und wenn Frauenzimmer von Stande zu Paris oder London wünschen ihnen nachzuahmen, und Araber Barbaren nennen wollen; so sollten sie ihren Haarputz und Wangen in einem Spiegel betrachten, und wenn sie nicht erröthen können, sich wenigstens innerlich ihrer Vorwürfe schämen.

Des Nachmittags gieng ich ein beträchtliches Stück eines geschlängelten Pfades an den Bergen hinauf, zwischen Pflanzen und Bäumen, die so schön als neu für mich waren, und beklagte sehr, daß so wenige derselben in Blüthe standen, weil ich Muße genug hatte, sie näher zu untersuchen. Neugierde leitete mich von Hügel zu Hügel, und zuletzt kam ich zu den Quellen eines Baches, über welchen wir nahe bei dem Gestade gegangen waren, und aus welchem unser Schif mit vortrefflichem Wasser versehen wurde. Ich sahe keine Vögel auf den Bergen als Guineische Hühner, die man leicht hätte fangen können. Keine Insekten waren mir beschwerlich als Mükken; auch fürchtete ich keine gistigen kriechenden Thiere, weil man mich versichert hatte, die Luft sey zu rein, als daß sie darin leben könnten, aber oft verscheuchte ich die angenehmen harmlosen Eidexen, die zwischen den Stauden herum liefen. Auf meiner Rückkehr verlor ich den Weg, auf dem ich gekommen war; aber einige Schwarze die mir mit Yams und Plantanen beladen begegneten, zeigten mir einen andern, welcher mich durch einen angenehmen Wald von Cocusnußbäumen, wieder zum Landsiz des Gouverneues brachte, wo unser Tractament mit einem Sillabub beschlossen wurde, dessen Bereitung die Engländer die Araber gelehrt hatten.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Montag, den 25ten Junius 1792.

Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna.

(Fortsetzung.)

Wir erhielten keine Antwort von Salim, auch erwarteten wir keine, weil wir es für unbezweifelt hielten, daß er unser Vorhaben seinen Vater zu besuchen, nicht anders als billigen könnte; wir kamen deswegen vor Sonnenaufgang an Land, in sicherer Erwartung einer angenehmen Reise nach Domoni, aber unsere Hofnung schlug glücklicher Weise fehl. Die Diener des Prinzen sagten uns an der Thür, ihr Herr wäre nicht wohl, sie glaubten er schliefe noch, er hätte wegen der Palankins nichts befohlen, und sie dürften ihn nicht stören. Alwi kam bald, uns sein Compliment zu machen, und hatte seinen ältesten Sohn bei sich, wir giengen mit beiden in die Gärten der beiden Prinzen Salim und Hamdullah. Ihre Lage war natürlich gut, aber sie waren wüst. In Salims Garten, in welchen wir durch ein elendes Schauer eingiengen, sahen wir einen bequemen Badeplatz von Steinen erbauet, aber damals in großer Unordnung; auch ein Wetterdach statt eines Gartenhauses, völlig so, wie das unter welchem wir bei dem Gouverneur gegessen hatten, aber kleiner, und nicht so nett. Auf der Erde lag eine Art von Wiege, gegen sechs Fuß lang, und wenig über einen Fuß breit aus gedreheten in eine Art von grobem Netzwerk verbundenen Strängen, welche an jeder Seite an einem langen und dicken Bambu befestigt war. Wir hörten mit Verwunderung dies sey ein königlicher Palankin, und eins von den Behältnissen, in welchem wir auf Menschenschultern über die Berge hätten sollen geschaukelt werden.

Ich sprach viel mit Achmed, und fand ihn wohl unterrichtet, und mittheilend. Er erzählte mir, mehrere von seinen Landesleuten hätten Gesänge, und Melodien dazu gemacht; er selbst sey ein leidenschaftlicher Liebhaber der Dichtkunst und Musik, und wenn wir bei ihm essen wollten, so wollte er uns vorsingen und vorspielen. Wir lehnten seine Einladung ab, weil wir Bana Gibu versprochen

hatten; wenn wir einen Tag zu Matsamuda zubringen würden, bei ihm zu speisen. Von Bana Gibu, der ein ehrlicher Mann war, kauften wir Eier und Gartengewächs, die Engländer hatten ihm den Beinamen Lord gegeben, der ihn äußerst eitel machte. Wir konnten Sayyad Achmed deswegen bloß einen Morgenbesuch machen. Er sang uns einen oder ein Paar Hymnen arabisch vor, und begleitete seinen gezogenen doch pathetischen Gesang mit einer Art von Mandoline, die er mit einer umgekehrten Federspuhle strich. Das Instrument war sehr unvollkommen, schien ihm aber große Freude zu machen. Die Namen der Saiten waren mit arabischer oder indischer Schrift, einzeln und vermischt, darauf geschrieben; mir schien es keiner Abschrift würdig. Er gab dem Capitain Wilson, welcher einige litterarische Seltenheiten der Bibliothek zu Dublin schenken zu können wünschte, eine kleine Rolle, die einen mit arabischen Buchstaben geschriebenen Hymnus enthielt, in der Sprache von Mombaza, mit arabisch vermischt. Sie schien kaum einer Untersuchung würdig; denn das Sprachstudium an sich hat nur geringen innern Werth, und ist nur als Hülfsmittel zu wahren Kenntnissen nützlich, die wir aber schwerlich bei Dichtern von Mozambique suchen dürfen. Achmed würde, nach meiner Meinung, eine europäische Arie (ich nehme allemal französische Melodien aus) mit Entzükken gehört haben; denn sein Leibstükgen, war ein gemeiner Irischer Bauerntanz, in den er höchst verliebt schien.

Bei unserer Rückkehr an das Gestade hatte ich mir vorgenommen den alten Alwi, und den Prinz Salim, mit dessen Denkungsart ich damals noch nicht bekannt war, zu besuchen. Ich entschloß mich deswegen allein am Lande zu bleiben, weil wir unser Mittagsessen bei Gibu früh bestellt hatten. Alwi zeigte mir seine Manuscripte, welche vorzüglich, auf die Gebräuche und Gesetze seiner Religion Beziehung hatten. Eins derselben, das ich vormals auch schon in Europa gesehen hatte, war eine Sammlung erhabener und schöner Lobgesänge auf Mohammed, mit erklärenden Anmerkungen am Rande. Ich bat ihn einen derselben nach arabischer Weise zu lesen, und er sang sie mir in einer gar nicht unangenehmen Melodie vor; aber ich bin überzeugt, daß er sie nur sehr unvollkommen verstand. Das gegen die Straße zu offene Zimmer, wurde bald voll Besuchender, die größtentheils Mufti's oder Ausleger des Gesetzes waren. Alwi der vielleicht Neigung hatte, seinen Eifer vor ihnen, auf Kosten guter Erziehung zu zeigen, leitete meine Aufmerksamkeit auf eine Stelle einer Auslegung des Korans, welche mir gegen die Christen gerichtet schien.

Der Commentator nachdem er mit einigen Zusätzen, jedoch im ganzen mit ziemlicher Genauigkeit, die Umstände

stände der Versuchung erzählt hat, legt dem Versucher folgende Worte in den Mund: „Bin ich gleich unfähig dich zu betrügen, so will ich doch durch dich mehr Menschen verführen, als du zurecht bringen kannst." „Diese Drohung war auch nicht vergeblich," sagt der mahomekanische Schriftsteller, „denn die Bewohner eines viele tausend Meilen großen Landes, werden noch immer so vom Teufel betrogen, daß sie gottloser Weise J'sa den Sohn Gottes nennen; der Himmel bewahre uns," fährt er fort, „sowohl für Gott lästernden Christen, als Gott lästernden Juden."

Obgleich ein Religionsstreit mit diesen hartnäckigen Eiferern sehr an der unrechten Stelle und gänzlich fruchtlos gewesen seyn würde, so schienen sie mir doch deswegen einen leichten Verweis zu verdienen, weil sie diesen Angrif wahrscheinlich unter sich verabredet hatten.

„Der Commentator, sagte ich, verdient großen Tadel wegen seines übereilten und ungerechten Urtheils. Der Beiname, der eurem Gesetzgeber, und auch euch, so anstößig scheint, wurde in einer starken Figur der hebräischen Sprache gemäß, wenn gleich nicht der arabischen, Engeln, heiligen Menschen, und sogar allen Menschen, beigelegt, denen sogar anbefohlen ist, Gott ihren Vater zu nennen. In diesem weitläuftigen Sinn, nennt der Apostel an die Römer die Auserwählten Kinder Gottes, und den Meßias, den Erstgebornen unter vielen Brüdern; aber das Wort: eingeboren, kömmt ihm im höhern Verstande und ausschließlich zu *). Was mich betrift, der ich an die Schrift glaube, an die ihr gleichfalls zu glauben eingesteht, wenn ihr gleich, ohne es bewiesen zu haben, vorgebt, wir hätten sie verfälscht, so kann ich ihm einen Beinamen nicht versagen, durch den, wenn er gleich unsere Begriffe weit übersteigt, er in dem Evangelio besonders ausgezeichnet wird. Auch machen sich die Mahometaner, die ihn ausdrücklich den Meßias nennen, und auch glauben, daß er von einer Jungfrau geboren worden, welcher Umstand allein hinreichend wäre, den Ausdruck zu rechtfertigen, den euer Schriftsteller verdammt, selbst der Wortklauberei schuldig, wenn sie nicht läugnen können, daß unser Glaube in der Hauptsache mit dem ihrigen übereinstimmet.

Die Muselmänner hatten hierauf nichts zu erwiedern, und wir sprachen darauf von andern Dingen.

Ich erstaunte über die Fragen, die Alwi mir wegen des letzten Friedens, und der Unabhängigkeit von Amerika vorlegte; von der Stärke und den Hülfsquellen Großbritanniens, Frankreichs, Spaniens, und Hollands; vom Charakter und den anscheinenden Absichten des Kaisers; von einer ver-

*) Röm. 8, 29. 1 Joh. 3, 1. 2 Barrow 231. 232. 251.

hältnißmäßigen Stärke der rußischen, der kaiserlichen, und der türkischen Kriegsheere, und den verschiedenen Arten, sie zur Wirksamkeit zu bringen. Ich beantwortete alles ohne Rückhalt, mit Ausnahme des Zustandes unserer Besitzungen in Ostindien; auch waren meine Antworten nicht verlohren, denn ich bemerkte, daß sie auf die ganze Gesellschaft mannigfaltige Eindrücke machten, gewöhnlich durch Erstaunen, oft durch Theilnahme; besonders, wenn ich ihnen die große Stärke, und bewundernswürdige Kriegszucht des österreichischen Heeres, und die dummen Vorurtheile der Türken schilderte, die sich durch nichts dazu wollen bringen lassen, ihre alte tatarische Kleidung abzulegen, und die Schwäche ihres Reichs in Afrika, und selbst in den entferntern Provinzen ihrer Besitzungen in Asien, nicht verbergen können.

Zur Vergeltung gab er mir eine deutliche, wenn gleich nur allgemeine, Nachricht von der Regierungsform und dem Handel dieses Eilandes. „Sein Vaterland," sagte er, „sey arm, und erzeugte nur wenige Handelsartikel; wenn sie aber nur Geld anschaffen könnten, welches sie jetzt den Spielsachen vorzögen," das waren seine eigenen Worte, „so würden sie auch leicht im Stande seyn, sich fremde Bequemlichkeiten anzuschaffen, und diese mit Vortheil bei ihren Nachbaren, auf den nächsten Eilanden, und auf dem festen Lande absetzen können. Mit ein wenig Geld kaufen wir jetzt Schießgewehre, Pulver, Kugeln, Hauer, Messer, Laken, rohe Baumwolle, und andere Waaren, die uns von Bombay gebracht werden, und mit diesen handeln wir nach Madagascar, um natürliche Erzeugnisse des Landes, oder um Thaler, mit denen die Franzosen Vieh, Honig, Butter und dergleichen daselbst einkaufen. Mit dem Gelde, das wir von euren Schiffen erhalten, können wir von den Einwohnern von Mozambique Elephantenzähne einkaufen, welche sie auch gegen Ammunition und Stabeisen vertauschen. Auch geben uns die Portugiesen in diesem Lande Laken verschiedener Art für die Erzeugnisse unsers Landes. Das Laken setzen wir mit vielem Vortheil auf drei benachbarten Eilanden ab; woher wir Reis, Vieh, und eine auf Comara wachsende Brodfrucht, auch Sklaven, zurückbringen, die wir gleichfalls in andern Oertern, nach denen wir handeln, einkaufen. Und allen diesen Handel treiben wir mit unsern eigenen Schiffen."

Hier konnte ich mich nicht enthalten, meinen Abscheu an ihrem Sklavenhandel zu bezeugen, und ihn zu fragen, mit was für Recht sie sich ein Eigenthum an vernünftigen Wesen anmaaßen könnten, da unser Schöpfer unserm Geschlecht doch nur eine mit Mäßigung zu benutzende Oberherrschaft, über die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, aber keine Herrschaft des Menschen über Menschen ertheilt habe. „Durch gar kein

Ge-

Gesetz," antwortete er, „es sey denn, daß man Noth für ein Gesetz anerkenne. Es giebt Nationen in Afrika, die weder Gott, noch seinen Propheten, noch Moses, noch David, noch einen Meßias kennen. Diese Nationen leben beständig im Kriege, und machen viele Gefangene, welche sie gewiß tödten würden, wenn sie sie nicht verkaufen könnten. Einzelne unter ihnen leben in der äußersten Armuth, und haben viele Kinder, welche, wenn sie dieselben nicht los werden könnten, mit ihren elenden Aeltern Hunger sterben müßten. Dadurch, daß wir diese kaufen, erhalten wir ihnen das Leben, und vielleicht noch manchen andern, die unser Geld rettet. Die Summe unserer Schlüsse ist die: Wenn wir sie kaufen, erhalten sie ihr Leben: — wenn sie gute Diener werden, können sie gut leben; wenn sie aber nicht verkauft werden, müssen sie elendiglich umkommen."

„Es mag einzelne solche Fälle geben, sagte ich, allein, ihr macht aus einzelnen Fällen, irrig einen allgemeinen Schluß; und das ist eben der Fehlschluß, der die Menschen bei so mannigfaltigen andern Gelegenheiten irre führt. Unbezweifelt erregt ein beständiger vortheilhafter Handel mit Menschen, Kriege, in welchen allemal Gefangene gemacht werden, und unterhält dadurch eine beständige Feindschaft. Diese haltet ihr für die Ursache eines schädlichen tadelnswürdigen Gewerbes, da sie doch in der That die Wirkung derselben ist. Eben dieser Handel bestärket die Faulheit einiger Aeltern, und verleitet andere, ihr natürliches Gefühl zu betäuben, da sie doch alle durch gehörigen Fleiß ihre Familien würden haben erhalten können. Höchstens kann aber diese Rettung solcher unglücklichen Kinder, nur ein persönlicher zwischen beiden Theilen eingegangener Vertrag seyn; zu Dankbarkeit und billigen Dienstleistungen von ihrer, und zu Güte und Leutseligkeit von eurer Seite. Könnt ihr aber euch wohl überreden, diesen von eurer Seite erfüllt zu haben, wenn ihr gegen ihren Willen über sie verordnet, und sie mit eben der Gleichgültigkeit verkauft wie ein Stück Vieh; besonders denn, wenn sie fähig werden, den Koran zu lesen, und Stützen eures Glaubens zu seyn?"

„Das Gesetz," erwiederte er, „verbietet uns, sie zu verkaufen, wenn sie an den Propheten gläubig werden; auch werden bloß kleine Kinder verkauft, auch diese nicht oft, und nur von einzelnen Herren." —

„Ihr, die ihr an Muhammed glaubt," sagte ich, „seyd nach dem Buchstaben und dem Geist seiner Gesetze verbunden, Sorge zu tragen, daß auch sie an ihn gläubig werden; und wenn ihr diese wichtige Pflicht, um schnöden Gewinstes willen, vernachläßigt, so begreife ich nicht, wie ihr auf Glück in dieser, und Seligkeit in jener Welt hoffen könnt."

Mein

Mein alter Freund und die Muftis gestanden das zu, und murmelten einige Gebete, hatten aber wahrscheinlich vor Ablauf weniger Minuten meine ganze Predigt vergessen.

Bei dieser Unterredung war die Zeit so verlaufen, daß ich dem Prinzen Salim nur einen kurzen Besuch machen konnte. Die Absicht meines Besuchs war, die Zeit unserer Abreise nach Domoni, auf morgen möglichst früh anzusetzen. Sein Aeußeres war wilder als jemals, und ich fand ihn in einer Laune, sich aufs bitterste über die Engländer zu beschweren. „Man hätte auf keine Weise, sagte er, die gütige Aufmerksamkeit, die er selbst und die Vornehmsten seines Landes, den Officiren und dem Schiffsvolk des Brilliant bewiesen hätten, erkannt, obgleich schon ein ganzes Jahr seit dem Schiffbruch desselben verflossen wäre." Ich wunderte mich wirklich über die Vergessenheit, der man eine solche Vernachläßigung zuschreiben müßte, und versicherte ihn, daß ich mich darüber an beiden Orten, in Bengalen, und durch Briefe in England äußern wollte. „Von Briefen, sagte er, haben wir wenig zu hoffen, denn wenn wir damit anstatt des Geldes bezahlt wurden, und sie an Bord eurer Schiffe vorzeigten, wurden wir gewöhnlich mit Verachtung, oft mit Verwünschungen behandelt." Ich versicherte ihn, daß diese Briefe entweder von sehr gleichgültigem Inhalt, und von Leuten ohne allen Einfluß gewesen, oder sehr ungezogenen Leuten vorgezeigt seyn müßten, deren in jeder Nation nur zu viele wären, daß aber solche einzelne Beispiele von Grobheit bei ihm kein allgemeines Vorurtheil gegen den Charakter der Nation erzeugen könnten. „Aber," erwiederte er, „ihr seyd eine reiche Nation, und wir sind dürftig; und obgleich alle unsere Cocuswälder, unsere Früchte, und unser Vieh zu euren Diensten sind, so sucht ihr uns doch immer den Kauf alles dessen zu erschweren, was ihr Lust habt uns zu überlassen, und wollt uns sehr oft nicht einmal weder geben noch verkaufen, was uns vorzüglich mangelt." Um eine angemessene Meinung von uns zu erhalten, antwortete ich ihm, müßtet ihr uns in unserem eigenen Eilande, oder wenigstens in Indien, besuchen. Hier sind wir Fremde und Reisende; viele von uns haben überall keine Neigung zum Handel, und keiner von uns denkt daran, auf Hinzuan Handel zu treiben, wo wir bloß anlegen, um uns zu erfrischen. Diejenigen Kleider, Waffen oder Werkzeuge, die ihr verlangt, sind uns gewöhnlich unentbehrlich, oder dienen zu unserer Bequemlichkeit. Sollten aber Sayyad Alwi, oder seine Söhne, einmal Fremdlinge in unserem Lande werden, so sollten sie sicher keine Ursach haben, sich größerer Gastfreiheit zu rühmen. Er zeigte mir darauf zum zweitenmal ein Stück einer alten seidenen Weste, mit dem Stern des Distelordens, und

ersuch-

ersuchte mich, ihm die Umschrift zu erklären; dabei bezeugte er einen Wunsch, daß der König von England, ihm zur Vergeltung der guten Dienste, die er den Engländern geleistet hätte, diesen Orden ertheilen mögte. Ich stellte ihm die Unmöglichkeit der Gewährung seines Wunsches vor, und benutzte die Gelegenheit, ihm zu sagen: daß viel mehr wahre Würde in ihren eigenen angebornen Titeln wäre, als in den Benennungen Prinz, Herzog, Lord, die man ihnen alberner Weise gegeben hätte, die aber gar keine Beziehung auf die Einrichtung ihrer Regierungsform hätten.

Da diese Unterhaltung für keinen von uns beiden angenehm war, veränderte ich sie durch eine Bitte, daß die Palankins und ihre Träger, den folgenden Morgen in aller Frühe für uns mögten in Bereitschaft gehalten werden. Er antwortete: seine Palankins wären umsonst zu unsern Diensten; aber wir müßten für die zu jedem gehörigen Träger, ihm zehn Thaler bezahlen. Das wäre der gesetzte Preis, den auch Hr. Hastings bezahlt habe, wie er den König besucht hätte. Dies war, wie ich in der Folge hörte, nicht wahr. Aber ich wußte ein für allemal, daß er die Thaler für sich selbst behalten, und den Trägern, die sie eher verdienten, nichts geben würde, die er zwänge, ihre Wohnungen und Geschäfte zu verlassen, um sich dadurch Vortheil zu machen. „Könnt ihr glauben, versetzte ich, daß wir 24 Leute brauchen würden, uns so weit auf ihren Schultern zu tragen, ohne sie dafür reichlich zu belohnen? Da sie aber freie Leute, und nicht eure Sklaven sind, (dessen hatte er mich vorher versichert) so wollen wir sie ihrem Fleiß und ihrer guten Aufführung gemäß, bezahlen; und es ist weder eurer noch unserer Würde anständig, dies vorher zu bedingen."

Ich zeigte ihm eine schöne Abschrift des Korans, die ich seinem Vater bestimmt hatte, und beschrieb ihm meine übrigen Geschenke. Er frug mich aber ganz kalt: „Ist das alles?" Wäre er König gewesen, so würde ihm ein Beutel mit baaren harten Thalern mehr Freude gemacht haben, als das beste und heiligste Manuscript. Da ich ihn bei einem ferneren Gespräch ganz ohne alle Kenntnisse und Grundsätze fand, so nahm ich meinen Abschied, und besuchte ihn nicht weiter, versprach ihm aber, ihn sicher wissen zu lassen, ob wir die vorhabende Reise machen würden.

Wir assen den Mittag ziemlich fröhlich, und hatten den übrigen Theil des Tages Gelegenheit, die Lebensart der Eingebornen vom Mittelstande, die sie Banas nennen, und sämtlich beständig Sklaven in Arbeit für sich haben, zu beobachten. Wir

besuch-

beſuchten Combo's Mutter, die in einem, dem Anſchein nach, nur wenig über Dürftigkeit erhabenen Stande lebte. Ihr Mann, der ein Seefahrer war, vertauſchte eine arabiſche Abhandlung über Sternkunde und Schiffahrt, die er geleſen hatte, gegen einen Seekompaß, deſſen Gebrauch er ſehr wohl kannte.

Des Morgens hatte ich zwei ſehr alte Araber von Yemen geſprochen, die einige Handelsartikel nach Himzuan gebracht hatten; und des Nachmittags traf ich einen andern an, der von Maskat (wo damals ein bürgerlicher Krieg war) kam, um wenn er könnte, hundert Waffenrüſtungen einzukaufen. Ich ſagte ihnen allen, daß ich ihre Nation liebte, und ſie erwiederten meine Höflichkeit mit vieler Wärme, beſonders die beiden Alten, die beinahe achtzig Jahre alt waren, und mich an Zonair und Hareth erinnerten.

Man hatte mir von dem Wege über die Berge eine ſo ſchlechte Beſchreibung gemacht, daß ich meinen Geſellſchaftern ausredete, an die Reiſe zu denken, zu welcher der Capitain auch gar keine Luſt hatte. Da ich aber wünſchte, ein Land kennen zu lernen, welches ich nie wieder ſehen mögte, ſchrieb ich den folgenden Tag an Salim, bat ihn um einen Palankin, und eine gehörige Anzahl Leute. Er antwortete mir nicht ſchriftlich, welches ich vielmehr ſeiner Ungeſchicklichkeit, als ſeiner Grobheit zuſchrieb; aber der Gouverneur kam gegen Abend mit Alwi und ſeinen beiden Söhnen an Bord, und ſagten mir, ſie hätten meinen Brief geſehen; alles ſollte fertig ſeyn; aber weniger als zehn Thaler könnte ich für die Leute nicht bezahlen. Ich ſagte, ich wollte mehr bezahlen, aber an die Leute ſelbſt, wenn ſie ſich darnach anführten. Sie gingen etwas unzufrieden weg, nachdem ich vorher mit Alwi's jüngſtem Sohn Schach geſpielt hatte, in deſſen Betragen und Anſtand etwas vorzüglich Angenehmes war.

Die Fortſetzung folgt künftig.

Etwas vom Schmack.

Ein Dekoct von Schmack zum Weiſſelkalk gemiſcht, benimt demſelben den übeln Kalkgeruch ſogleich, und für 1 ggr. Schmack iſt zu allen Wänden, und der Decke eines geräumigen Wohnzimmers, hinreichend.

V. V.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Freitag, den 29ten Junius 1792.

Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna.

(Fortsetzung.)

Den zweiten August begab ich mich des Morgens vor Sonnenaufgang, mit einem kleinen Korbe mit Vorrath für den Tag, und einigen Kissen, um des Prinzen Palankin zu einem einigermaaßen erträglichen Behältniß zu machen, ganz allein an Land. Aber der Prinz war fest entschlossen, das Geld in Empfang zu nehmen, das seinen Leuten zukam; und da er wuste, daß ich auf die Reise bestand, so konnte er mir die Bedingungen vorschreiben. Alwi kam mir am Strande entgegen, und brachte mir Entschuldigungen von Salim, von dem er mir sagte, er sey unpaß. Er führte mich in sein Haus, und schien große Lust zu haben, mich zur Aufgebung des Vorhabens den König zu besuchen, zu bewegen. Aber ich bezeugte ihm: daß, wenn mir der Prinz die gehörigen Leute nicht geben wollte, ich Willens wäre zu Fuße mit meinen eigenen Leuten und einem Wegweiser nach Domont zu gehen.

„Schaikh Salim" sagte er, sey jämmerlich geitzig; „er schämte sich eines so geitzigen Vetters; aber er wäre eben so eigensinnig als mißtrauisch; und er glaubte nicht daß es möglich seyn würde, Träger zu erhalten, wenn die zehn Thaler nicht vorausbezahlt würden." Ich gab ihm drei Guineen, die er Salim brachte, oder zu bringen vorgab, aber ohne den Ueberschuß zurück zu bringen wieder kam, und zur Ursache angab, er hätte kein Silber, indessen versprach, er wolle mir die übrigen Thaler bei meiner Zurückkunft wieder geben. In ohngefehr einer Stunde kam das alberne Behältniß mit neun trotzigen Schwarzen, die kein Wort arabisch sprechen konnten, an; so, daß ich während meiner Reise nichts von dem Lande erfahren konnte, durch welches sie gehen sollte; aber Alwi half mir in diesem für mich so wichtigen Stück.

„Ihr könnt ohne Dollmetscher nicht reisen", sagte er, „denn der König spricht nichts wie die Landessprache; aber ich habe einen Knecht, Namens Tumuni, der englisch versteht, und den der König sehr wohl leiden mag;

er ist in ganz Hinzuan bekannt und geschätzt. Dieser Mensch soll euch begleiten, und ihr werdet bald finden was an ihm ist."

Tumuni wollte meinen Korb tragen, und wir reiseten mit einer Aussicht auf schönes Wetter, aber einige Stunden später ab, als ich gewünscht hatte. Ich gieng zu Fuße die Gärten der Prinzen vorbei, bis zum äussersten Ende der Stadt, und kam in ein kleines Dorf, das aus einigen sehr netten, größtentheils von Cocusblättern errichteten Hütten bestand. Aber etwas weiter hin wurde der Weg so steinig, daß ich mich in den Palankin setzte, und mit der größten Sicherheit über einige Felsen weggetragen wurde. Ich bat meinen Führer die Leute zu versichern, daß ich sie reichlich bezahlen wollte; aber die armen Bauern, die aus ihren Hütten von den Hügeln geholt waren, kannten den Gebrauch des Goldes nicht recht, und nahmen mein Versprechen sehr gleichgültig auf.

Ohngefehr fünf (engl.) Meilen von Matsamuda, liegt die Stadt Wani, wo der schon erwähnte Schaikh Hamdullah gewöhnlich residirt. Ich sah es in der Entfernung, und es schien mir sehr angenehm zu liegen. Nachdem ich den felsigten Theil des Weges zurückgelegt hatte, kam ich an einen steinigen Strand, den die See verlassen zu haben schien, weil ein feiner Sand zur Linken war, an dessen anderer Seite eine schöne Bay lag, der von Weymouth ähnlich, und eben so bequem zum Baden; auch schien es mir nicht, als ob die See kürzlich die Steine bedeckt gehabt hätte. Hier sah ich die Fregatte, und nachdem ich auf zwei Tage Abschied von ihr genommen hatte, kam ich von der Küste ab in sehr schönes nett angebauetes Land. Es bestand theils aus vorzüglich grünen Hügeln, theils aus Ebenen, die damals mit einer frölichen Decke reicher gelber Blumen bekleidet waren. Mein Führer belehrte mich, es seyen Felder, mit einer Art Wicken bestellt, welche bloß die Eingebohrnen äßen. Hütten und Bauerhäuser lagen überall auf diesem frölichen Felde zerstreuet, und der ganze Schauplatz war entzückend; bald aber veränderte er sich durch Schönheiten anderer Art.

Wir kamen in ein kühles Thal hinab, durch welches ein Bach von sehr hellem Wasser floß. Ich fand mein Behältniß hier unbequem, und ob ich gleich aus dem Lachen und der Frölichkeit meiner Träger schloß, daß sie völlig guter Laune wären, so befahl ich ihnen doch mich nieder zu setzen, und gieng den ganzen übrigen Weg vor ihnen her. Mit schönen Bäumen und blühenden Stauden bekleidete Berge, zeigten sich nun, wie wir aus dem Thal herauf stiegen, und wir kamen eine halbe Stunde lang durch anmuthige Holzgänge, in denen ich die Unthunlichkeit bedauerte, hier etwas zu verweilen, um die Menge der jungen Blüten zu untersuchen, die sich bei jedem Schritt darstellten, de-

ren Kräfte und Namen Tumuni sehr bekannt zu seyn schienen.

Endlich stiegen wir wieder in ein größeres Thal als das erste hinab. Ein größerer Strom lief mit seinem Winterwasser durch dasselbe, und stürzte sich an seinem Ende von einem steilen Abhange herab, wo er sich in den Felsen zu verlieren schien. Vieh grasete an den Seiten des Flusses, und die Hütten der Eigenthümer standen auf den Hügeln. Keinen angenehmern Fleck habe ich in der Schweiz, und in Merionethshire geschehen; aber diesem folgte noch eine Vereinigung natürlicher Schönheiten, die ich in einem kleinen Eilande, zwölf Grade jenseits der Linie, kaum zu finden geglaubt hätte. Ich war mit meiner einsamen Reise nicht völlig zufrieden, Schönheiten zu entdecken, die nicht wirklich vorhanden waren, und der erste Eindruck des Contrasts zwischen St. Jago und Hinzuan hatte nachgelassen. Aber ohne irgend eine Neigung, der Landschaft ein zu hohes Colorit zu geben, kann ich mit Wahrheit sagen, daß es mir damals schien, daß die ganze Gegend, die sich zunächst darstellte, Ermenonville oder Blenheim, oder andere Nachahmungen der Natur, die ich in Frankreich und England gesehen hatte, so weit übertraf, wie eine schöne Bay, eine künstliche Wasserparthie in einem Garten übertrift.

Zwei bis zu ihren höchsten Gipfeln mit dem reichsten Grün bedeckte hohe Berge, waren mir auf einige Entfernung zur Rechten; Wiesen mit Hütten und Heerden verschönert, oder von dem Getöse mehrerer Wasserfälle wiederhallende Thäler, schieden mich von ihnen; linker Hand sah ich die See, durch Oefnungen zwischen den Hügeln und Wäldern, und der Weg war ein ebener durch einen Wald gewürzhafter Sträuche, Fruchtbäume und Palmen natürlich sich schlängender Pfad. Einige hohe Bäume prangten mit weißen Blüten, die wie Orangenblüten dufteten; mein Führer nannte sie Monongo's; aber der Tag neigte sich so eilig zu Ende, daß es unmöglich war sie näher zu untersuchen. Die Menge Früchte, Blüten, und Vögel, deren vorüber gehenden Anblick ich in diesem prächtigen Garten genoß, würden einen Naturforscher monatlanges Vergnügen gewährt haben. Aber ich sah kein bemerkenswerthes Insekt, und kein kriechendes Unzieser irgend einer Art. Das Gehölz wurde durch einige offene Plätze abwechselnder, und öfnete beständig neue Aussichten. Endlich kam wieder eine neue unerwartete Aussicht nach der See, und nachdem wir noch über einen oder ein Paar Hügel gekommen waren, kamen wir wieder an den Strand, der mit Hügeln umgeben war, auf denen Hütten standen. Wir wendeten uns wieder ab vom Strande, und auf der nächsten Höhe sahen wir die Stadt Domoni nahe unter uns. Hier begegneten uns mehrere Eingebohrne, unter denen einige Arabisch sprachen. Ich hielt dies für

einen bequemen Ort zum Ruhen, und sandte meinen Führer dem König meinen Besuch zu melden. In einer halben Stunde kam er mit einer höflichen Antwort zurück, und ich gieng in die Stadt, die mir groß und volkreich schien. Eine große Menge begleitete mich, und ich wurde in ein Haus geführt, welches eben so wie die besten Häuser zu Matsamuda gebauet war. In der Mitte des Hofes stand ein grosser Monongobaum, der die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Das Zimmer zur Linken war ledig, und in dem zur Rechten saß der König auf einer mit einem gewöhnlichen Teppich bedeckten Bank oder Sofa. Da er aber bloß die Sprache von Hinzuan sprach, so nahm ich meine Zuflucht zu meinem Freunde Tumuni; einen fertigern und genauern Dollmetscher hätte ich nicht finden können. Ich schenkte dem König eine sehr schöne indische Kleidung, von blauer Seide mit goldenen Blumen, die nur auf einer Maskerade getragen war, und eine schöne Abschrift des Korans, aus welcher ich ihm einige Verse vorlas. Er nahm beides mit großer Gefälligkeit an, und sagte: „Er hätte gewünscht daß ich zur See gekommen wäre, damit er eins von meinen Fahrzeugen mit Früchten, und etwas von seinem schönsten Viehe hätte beladen können. Er hätte mich am Bord der Fregatte gesehen, wo er seiner Gewohnheit nach verkleidet gewesen wäre, und hätte von seinem Sohn Hamdullah von mir gehört.“ Ich gab ihm Nachricht von meiner Reise, und rühmte die Schönheit seines Landes. Er legte mir verschiedene mich betreffende Fragen vor, und bezeugte große Achtung für meine Nation. „Aber ich höre“, sagte er, „ihr seyd ein Richter, und sollt Frieden stiften; warum seyd ihr mit einem breiten Schwerd bewafnet.“ Ich antwortete: „ich wäre zuerst ein Mann, und denn ein Richter, und wenn es sich jemals ereignen sollte, daß das Gesetz mich nicht schützen könne, so müßte ich mich selbst schützen.“

Er schien ohngefehr sechszig Jahr alt, hatte ein freundliches Angesicht, und den größten Anschein eines guten, und mit einer gewissen Würde begabten Herzens, welche ihn von dem Haufen der Minister und der Bedienten, die ihn umgaben, auszeichneten. Unsere Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daß ihm gemeldet wurde es sey Zeit zum Abendgebet. Wie er aufstand, sagte er: „dies Haus ist euer, und ich will euch in demselben besuchen, nachdem ihr werdet einige Erfrischungen eingenommen haben.“ Bald nachher brachten einige Bediente ein gebratenes Huhn und einen Reispudding, nebst einigen andern Gerichten, auch Paypayas und Granatäpfel; mein eigener Korb ergänzte das übrige Abendessen.

Das Zimmer war mit altem rothen Tuch, und mit Stücken von Porzellain, und Festonen von englischen Buteljen behangen; die Lampen wurden in großen Muscheln auf die Erde gesetzt; und die Schlaf-

stelle

stelle war eine Art von Alkoven, der durch einen zitzenen Vorhang von dem Zimmer geschieden, und dem Sofa gegenüber war, auf welchem ich gesessen hatte. Ob es gleich keine Stelle war, die zur Ruhe einlud, und die Mücken unaussprechlich lästig waren, so gewährte mir doch die Ermüdung des Tages einen erquickenden Schlummer. Ich wurde durch die Zurückkunft des Königs und seines Gefolges erweckt, von denen einige Araber waren, denn ich hörte einen sagen: „Huwa rahid" oder: er schläft. Sogleich wurde es ganz stille, und ich schlief die Nacht ohne weitere Beunruhigung, als die von dem unwillkommenen Gesange der Muskiten.

Des Morgens war es eben so einsam und stille um mich her, das Haus schien ganz verlassen zu seyn, und ich fing an mich zu wundern, was von Tumuni geworden seyn mögte. Endlich kam er, mit Kummer auf dem Gesichte, und erzählte mir, die Träger wären in der Nacht davon gelaufen, aber daß der König, der mich in einem andern seiner Häuser zu sehen wünschte, mich mit Trägern versehen wollte, wenn er es nicht von mir erhalten könnte, zu warten, bis nach einem Fahrzeuge gesendet würde.

Ich gieng gleich zum Könige, den ich auf einem erhabenen Sofa in einem großen Zimmer sitzen fand, dessen Wände mit Sprüchen aus dem Koran, mit sehr leserlichen Schriftzügen verziert waren; ohngefehr funfzig seiner Unterthanen saßen in einem halben Kreise vor ihm auf der Erde, und mein Dollmetscher stellte sich in die Mitte. Der gute alte König lachte herzlich, wie er mein Abentheuer von voriger Nacht hörte, und sagte: „Ihr werdet nun, wie ich hoffe, eine Woche lang mein Gast bleiben; „wenn ihr aber ernstlich bald wieder zurück müßt, so will ich auf das Land senden, einige Bauern holen zu lassen, die euch tragen." Er entschuldigte darauf Schaikh Salims Betragen, welches er durch Tumuni erfahren hatte, der mir nachher sagte, es habe ihm sehr mißfallen, und er werde gewiß seine Unzufriedenheit darüber äußern. Er beschloß mit einer langen Rede über die Vortheile, welche die Engländer davon haben würden, wenn sie jährlich ein Schiff sendeten, mit seinen Unterthanen zu handeln, und über die bewundernswürdige Wohlfeile ihrer Waaren.

So lächerlich diese Idee an sich selbst auch scheint, so bezeugt sie doch Freimüthigkeit, Verlangen die Wohlfahrt seines Volks zu verbessern, und einen Begriff von der Wohlthätigkeit des Handels, wie man sie von einem kleinen afrikanischen Landesherrn erwarten konnte, und welche, wenn er Herr von Yemen gewesen wäre, zu vernünftigen, der Größe seines Gebiets verhältnißmäßigen Entwürfen, hätten erweitert werden können. Ich antwortete: der indische Handel sey mir nicht zureichend bekannt, daß ich aber den Inhalt seines Antrages weiter anzeigen, und immer seinen edlen

Ei-

Eifer zum Besten seines Landes, und die Milde seiner Regierung bezeugen würde.

Da ich keine Lust hatte, eine zweite Nacht am Lande zu bleiben, so bat ich ihn um Urlaub zurück kehren zu dürfen, ohne die Träger zu erwarten. Er schien mich sehr ernstlich zu nöthigen, meinen Besuch zu verlängern, hatte aber zu viel arabische Höflichkeit, um ungestüm in seinen Nöthigungen zu werden. Wir reiseten desfalls ab; und auf Tumuni's Antrag, der mich versicherte, wir würden nur wenig Zeit verlieren, um einen der würdigsten Männer auf Hinzuan kennen zu lernen, machte ich dem Gouverneur der Stadt noch meinen Besuch, dessen Name Mutckka war. Sein Betragen war sehr gefällig, und er zeigte mir einige Briefe von den Officieren des Brilliant, welche warm aus dem Herzen geschrieben zu seyn schienen, und das höchste Lob seiner Höflichkeit und Freigebigkeit enthielten. Er bestand darauf, daß ich meine Körbe mit den schönsten Granatäpfeln, die ich je gesehen hatte, anfüllen muste; darauf verließ ich die Stadt mit der günstigsten Meinung vom Könige und seinem Gouverneur.

Wie ich in Begleitung vieler Eingebohrnen den Hügel wieder hinaufstieg, sagte mir einer von ihnen arabisch: man würde mir die höchste Ehrenbezeugung erweisen, deren der König fähig wäre; und kaum hatte er ausgeredet, so hörte ich den Knall einer einzigen Kanone: Schaikh Ahmed begrüßte mich mit seiner ganzen Artillerie. Ich schwenkte meinen Hut, und sagte: „Allàh Acbar!" das Volk jauchzte, und ich setzte meine Reise fort, nicht ohne Furcht vor den nachtheiligen Folgen der starken Hitze, und der Ermüdung von Ersteigung der Felsen. Indessen war mein Marsch im Ganzen nicht unangenehm. Ich ruhete bisweilen in den Thälern, und watete durch alle Bäche, die mich mit ihrer Kühlung erfrischten, und mir vortreffliches Wasser darboten, um es mit dem Saft meiner Granatäpfel, oder nach Umständen mit Brantewein zu vermischen. Einige Bauern, die einen nähern Weg über die Hügel gekommen waren, begegneten uns, und brachten des Königs Geschenk, eine Kuh mit einem Kalbe, und eine Ziege mit zwei Lämmern; sie waren augenscheinlich wegen ihrer Schönheit ausgewählt, und kamen glücklich mit über nach Bengalen.

Die Aussichten, die mich den vorhergehenden Tag so sehr entzückt hatten, hatten ihre Reize noch nicht verloren, ob ihnen gleich die Empfehlung der Neuheit fehlte. Aber ich muß doch gestehen, daß der entzückendste Anblick während dem heutigen Marsch von ohngefehr zehn Meilen, die schwarze Fregatte war, die ich bei Sonnenuntergang von einem Felsen, nahe bei des Prinzen Garten wieder erblickte.

Nahe bei der Stadt begegnete mir ein Eingebohrner, der, wie er wahrnahm daß ich müde war, eine schöne

Cocos-

Cocusnuß öfnete, die mir einen herrlichen Trunk gewährte. Er erzählte mir auch, daß diesen Nachmittag einer seiner Landesleute am Bord der Fregatte wegen eines Diebstahls wäre bestraft worden; und setze hinzu, seiner Meinung nach wäre die Strafe eben so gerecht, als das Verbrechen schimpflich für sein Vaterland. Ich erfuhr nachher, daß der Bestrafte ein junger Mensch von guter Familie, und ein Schwiegersohn von Alwi wäre. Man hatte ihn einen Augenblick in der Kajüte allein gelassen, wo er ein Paar blaue saffianene Pantoffeln sahe, und der Versuchung nicht widerstehen konnte; sie aber so ungeschickt unter seinem Kleide verbarg, daß ihn das gestohlene Gut gleich verrieth. Dieses bezeugt, wie wenig Grundsätze von Ehre, Leuten von guter Erziehung auf diesem Eilande beigebracht werden; selbst Alwi, wie er einmal sagte: „In dem Monat Ramadan wäre es so unschicklich sich mit Hinna zu färben, als zu lügen;" und ich ihn fragte: ob beides denn das ganze übrige Jahr recht wäre? antwortete: „Lügen wären unschuldig, wenn niemandem dadurch Schaden zugefügt würde."

Tumuni nahm, von der Reise so vergnügt als ich, seinen Abschied. Ich sagte ihm in Gegenwart seines Herrn; ihm sollten die Thaler zukommen, die ich von den drei Guineen noch zu gute hätte; und wenn sie jemals aus einander giengen, so wollte ich ihn gern in meine Dienste nehmen.

Herr Roberts, der Schiffer der Fregatte, hatte den ganzen Tag mit Sayyad Ahmed zugebracht, und von ihm einige merkwürdige Nachrichten von der Regierung von Hinzuan erfahren; er fand, es sey eine durch Aristokratie eingeschränkte Monarchie. Der König, sagte man ihm, habe nicht die Gewalt, nach seinem Willen Krieg anzufangen; sondern, wenn die Versammlung des Adels, die der König von Zeit zu Zeit beriefe, den Krieg gegen ein benachbartes Eiland beschlösse, so trügen sie auch die Kriegskosten durch freiwillige Beiträge unter sich; dafür behielten sie aber auch alle im Kriege gemachte Beute und die Gefangenen als ihr Eigenthum. Hofnung der Beute, oder Mangel an Sklaven wären gewöhnlich die wahren Ursachen solcher Kriege, und Scheinvorwände dazu fänden sie leicht. Eben jetzt dächten sie auf einen Krieg, weil ihnen Arbeiter zur bevorstehenden Erndte fehlten. Ihre Flotte bestände aus sechszehn oder siebenzehn kleinen Fahrzeugen, die sie mit ohngefehr zweitausend fünfhundert, mit Schießgewehr und Hauern, oder mit Bogen und Pfeilen bewafneten Eingebohrnen bemannten. Vor ohngefähr zwei Jahren hätten sie sich in den Besitz zweier Städte auf Mayata gesetzt, welchen sie durch eine Besatzung die sie in denselben noch unterhielten, behaupteten. Die gewöhnlichen Ausgaben der Regierung würden von einer auf hundert

Dör-

Dörfer gelegten Abgabe bestritten. Die drei Hauptstädte wären von allen Abgaben frei, ausgenommen daß sie jährlich dem obersten Mufti, den vierzigsten Theil des Werths aller ihrer beweglichen Güter bezahlten; von welcher Abgabe weder der König noch der Adel eine Ausnahme machten. Die königliche Würde beruhe, nach den Grundsätzen ihrer Verfassung, auf Wahl, obgleich die Linie der Erbfolge, seit sie einen Sultan hätten, noch nie wäre unterbrochen worden. Ein wandernder Araber, der sich auf dem Eilande niedergelassen hätte, habe durch seinen Muth in mehreren Kriegen zuerst sich die Würde eines Oberhaupts, und nachher die einer eingeschränkten königlichen Macht erworben. Dies wäre der Großvater des Schaikh Ahmed gewesen.

Mich hatte man versichert: die Königin Halimah wäre seine Großmutter gewesen, und er wäre der sechste König. Aber man muß bemerken: daß die arabischen Wörter Jedd, und Jedda, sowohl männliche als weibliche Vorfahren bezeichnen; und daß es ohne einen richtigen Stammbaum von Ahmed's Familie, den ich zu erhalten vergeblich hoffte, es kaum möglich seyn wird, genau zu bestimmen, zu welcher Zeit seine Vorfahren zur höchsten Würde erhoben wurden.

Capitain John Davis, der eine Nachricht von seiner Reise hinterlassen hat, fand im Jahre 1600 Manata durch einen König, und Anzuame oder Hinzuan durch eine Königin regiert, die ihm große Freundschaft erzeigten. Er ankerte vor der Stadt Demos, (sollte er Domoni meinen?) die, wie er sagt, so groß wie Plymouth war; und schließt aus den Ruinen, die er um sie fand, daß sie ehemals ein starker und großer Ort gewesen seyn müsse. Ich kann nur bezeugen, daß ich keine solche Ruinen bemerkt habe. Funfzehn Jahre nachher, legten Capitain Peyton und Sir Thomas Roe, bei den Comara Eilanden an; aus ihren Nachrichten erhellt: daß damals eine alte Sultanin in Hinzuan regierte, die eine Oberherrschaft über alle diese Eilande hatte; und drei ihrer Söhne regierten in ihrem Namen auf Mohila.

Wenn dies wahr ist, so müssen Sohiati und die Nachfolger der Halimah ihren Einfluß auf den andern Eilanden verlohren haben, und durch Erneuerung ihrer fortwährenden Ansprüche, mögen sie allezeit, wenn sie Vortheil davon zu haben glauben, leicht einen Vorwand zum Kriege finden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Montag, den 2ten Julius 1792.

Nachricht von dem Eilande Hinzuan oder Johanna.

(Schluß.)

Fünf Generationen der Erstgebohrnen Söhne würden auch gut zu einer Zeit von hundert und siebenzig Jahren passen, die seit der Zeit verflossen sind, daß Davis und Peyton, Hinzuan von einer Sultanin regiert fanden. Ahmed war in so hohem Alter, daß man die Zeit seiner Regierung für eine volle Generation rechnen kann. Im Ganzen ist es wahrscheinlich, daß Halimah die Witwe des ersten arabischen Königs war, und daß die von ihr erbauete Moschee von ihren Abkömmlingen in baulichem Stande erhalten worden ist. Man kann also annehmen: daß ohngefehr zweihundert Jahre verflossen seyn werden, seit ein einzelner Araber Muth und Geschicklichkeit genug hatte, auf diesem schönen Eilande eine Regierungsform einzuführen, die, so schlecht sie an sich selbst auch seyn mag, doch zum wahren Nutzen der ursprünglichen Einwohner bisher ist verwaltet worden.

Neuerlich hat man innere Unruhen auf Hinzuan gehört, welche, wie wir zu behaupten wagen, sicher nicht durch Grausamkeit oder Gewaltthätigkeit Ahmeds, sondern wahrscheinlich durch eine dem Könige und dem gleich nachtheilige Oligarchie veranlaßt worden sind.

Daß die Gebirge der Comara Eilande Diamanten und edle Metalle enthalten, welche die Klugheit ihrer Regierungen sorgfältig geheim halten, kann wahr seyn; ob ich gleich keine Ursach habe es zu glauben, indem ich es bloß ohne weitere Beweise habe behaupten hören. Aber ich hoffe, daß weder die Erwartung solcher Schätze, noch irgend ein anderer Vortheil eine europäische Macht verleiten werde, durch Anmaaßung einer Oberherrschaft über Hinzuan, die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit zu verläugnen, da dieses Eiland keinen größern Nutzen haben kann, als den, unsre Flotten mit bedürftigen Erfrischungen zu versehen. Obgleich die Eingebohrnen einen in die Augen fallenden Nutzen davon haben, daß sie uns bereitwilligst aufnehmen; so sind wir

doch verbunden, wenn wir anderst wünschen, daß ihre Neigung zu uns ungeheuchelt, und ihr Verkehr mit uns aufrichtig seyn soll, ihnen ein strenges Beispiel in Erfüllung unserer Versprechungen zu geben. In der That scheint unsere Nation von den Einwohnern von Hinzuan nicht aufrichtig geliebt zu seyn, die, wie es gewöhnlich geschieht, ihre allgemeine Meinung von uns, nach einzelnen Beispielen von Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit, bestimmen.

Es ist noch nicht lange her, daß ein Europäer, der gastfrei zu Matsamuda aufgenommen, und daselbst freigebig unterstützt war, sich unschicklich gegen eine junge Ehefrau betrug, die, weil sie aus einem der niedern Stände war, des Abends verschleiert auf der Straße gieng. Ihr Ehemann lief zu ihrem Schutze herzu, erwiederte die Grobheit, wahrscheinlich durch Drohungen, vielleicht auch durch wirkliche Gewalt. Man sagt: der Europäer hätte ihm mit einem Messer, oder einem Bajonet, eine tödliche Wunde versetzt, welches er nach dem Handgemenge aus seiner Wohnung hohlte. Dieser häßliche Mord, welcher schon nach bloßem Recht der Natur jede Obrigkeit berechtigt haben würde, ihn mit dem Tode zu bestrafen, wurde dem Könige gemeldet, welcher dem Gouverneur sagte: (ich bediene mich hier Alwi's eigener Worte) „Es würde am besten seyn, die Sache zu vertuschen."

Alwi erzählte mir auch eine bürgerliche Rechtssache, die nicht verschwiegen werden muß: wie er in Afrika, in dem Lande eines sehr wilden Fürsten war, litt ein kleines europäisches Fahrzeug daselbst Schiffbruch. Der Fürst nahm nicht allein alles, was von dem Schiffbruch gerettet werden konnte als sein Eigenthum zu sich, sondern machte auch den Capitain und das ganze Schiffsvolk zu Sklaven, und begegnete ihnen mit der grausamsten Härte. Alwi versicherte mich: er wäre, sobald er den Vorfall erfahren hätte, eiligst zu dem Fürsten gegangen, hätte sich vor ihm niedergeworfen, und hätte mit Thränen und Ungestüm ihn dahin vermogt, den Europäern die Freiheit zu geben. Er habe sie auf seine Kosten unterstützt, und sie in den Stand gesetzt, ein Fahrzeug zu erbauen, mit dem sie nach Hinzuan gefahren, und nachher von da nach Europa oder Indien abgegangen wären. Er zeigte mir des Capitains Obligationen für Summen, die allerdings für einen nach Afrika handelnden Schiffer beträchtlich, aber kein verhältnißmäßiger Preiß für Freiheit, Sicherheit, und vielleicht Leben waren, welche seine guten und uneigennützigen Dienste verschaft hatten.

Ich beklage, daß es in meiner Lage ganz außer meiner Macht ist, dem guten Alwi zu Erhaltung seines Rechts beizustehen. Aber er bat mich einen arabischen Brief von ihm, mit diesen Obligationen, dem General-

gou-

gouverneuer zu überbringen, von dem er ſagte, daß er ihn recht gut kenne; und ich gewährte ihm ſeine Bitte.

Weil es möglich iſt, daß derjenige der auf dieſe Weiſe eines ſehr großen Unrechts beſchuldigt wird, eine gegründete Vertheidigung gegen dieſe Beſchuldigung aufſtellen kann; ſo will ich weder ihn, noch das Schif welches er führte nennen. Sollte er aber noch leben, und dieſes Papier ihm in die Hände fallen, ſo wünſche ich, daß es ihm Anlaß werden möge, zu überlegen: wie wichtig es für die Ehre unſerer Nation iſt, daß ein Volk, welches wir Wilde nennen, die wir aber zu unſerm Nutzen gebrauchen, keine Urſache haben möge, uns gegründete Vorwürfe wegen gebrochener Verträge zu machen.

Nähere Nachrichten von dem Aetna und einigen andern Feuerſpeienden Bergen, beſonders von dem Krater oder Feuerſchlunde.

Herr Spallanzani, ein italiäniſcher gelehrter Naturforſcher, hat im Jahre 1788. eine Reiſe nach den Flegreiſchen Gefilden, dem Aetna und den aeoliſchen Inſeln unternommen, auf welcher er vor andern reiſſenden Naturforſchern, vorzüglich intereſſante und neue Entdeckungen gemacht hat. Beſonders hat er das ſeltene Glück gehabt, ſelbſt den Krater des Aetna und anderer Vulkane zu unterſuchen, welches andern Forſchern entgangen iſt, und unmöglich ſchien.

Vorläufig iſt erſt im vorigen Jahre ein kleiner Abriß von dieſer Reiſe gegeben werden, welchem ein größeres Werk bald nachfolgen ſoll.

Der Aetna, welcher unter allen Vulkanen, die heutiges Tags auf der Erdkugel brennen, der größte iſt, ſcheint ſeine Geheimniſſe vor dem Auge des begierigen Forſchers verhüllen zu wollen. Mörderiſche Dampfmaſſen, die in unzählbaren Wirbeln, um den ungeheuren Keſſel ſich emporheben; Winde, die in der Höhe raſend wüthen; eine grimmige Kälte, welche man, Troz dem heißen Klima, in den ſchwülſten Hundstagen fühlen muß; Wolken, Eis und Schnee, die gewöhnlich den Gipfel deſſelben umgränzen, ſind eben ſo viele Hinderniſſe, welche von der Natur beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, den Zugang zu dieſem Berge zu verſperren, auch dann noch, wenn völlige Ruhe auf demſelben herrſchet. Aber, als Herr Spallanzani dieſes hohe und fürchterliche Gebürge beſtieg, war der Himmel durch ein ſeltenes Glück heiter und lächelnd, die Winde ruhten, Schnee und Eis waren ſchon geſchmolzen, und die Dämpfe zeigten ſich nur klein und ſelten. Die Dampfſäule ſelbſt, wel-

che aus dem weiten Schlunde hervor gieng, ward von einem sanften Südwinde, auf die dem Herrn Sp. entgegengesetzte nördliche Seite gebeugt, so, daß er weiter nichts von den tödlichen Dünsten litt, und bis an den äussersten Rand dieses ungeheuern Vulkans hinauf steigen konnte. „Als ich, sagt Hr. Sp., einige Jahre vorher die Schweizeralpen besuchte, war es ein herrliches Schauspiel für mich, mitten im Sommer, Gebürge von Schnee und Eis auf Felsgebürgen liegen zu sehen; aber der Eindruck, welchen der Krater auf dem Aetna auf mich machte, war viel stärker und lebhafter, und meine erschütterte Seele fühlte den Stoß weit länger. In einem Augenblicke lagen die Ufer des großen Schlundes vor mir, ich sah seine innern Wände, den Boden und eine Seitenhöhle, worum eine flüssige und flammende Materie leise sprudelte." Der Rand des Kraters hatte nach dem Augenmaaße anderthalb italiänische Meilen im Umfange, und schien von Spalten und Einstürzen gleichsam ausgehackt zu seyn. Das ganze bildete ein Oval, wovon der größere Durchmesser von Osten nach Westen gieng. Die innern Wände des Schlundes waren fast senkrecht, und zogen sich eine halbe Meile (es ist immer von italiänischen Meilen die Rede) hinunter. Der Boden hatte mehr als eine Meile im Umkreise, und er sowohl als die Wände, waren mit Salammoniak überzogen, welches das Ansehn von orangefärbigten Streifen hatte. Auf der südlichen Seite öfnete sich der Abgrund in ein rundes Loch, dessen Diameter fünf Ruthen zu haben schien. Aus diesem Loche erhob sich plötzlich eine Dampfwelle allein sie hinderte nicht, das Innere zu sehen, weil ein Lüftgen sie auf die entgegengesetzte Seite jagte. In dem Abgrunde beobachtete Hr. Sp. eine flüssige Materie, welche bald sich langsam erhob, und auf der Oberfläche große Blasen bildete, bald wieder kam, und gieng wie eine ruhige Meereswelle. Die flüssige glühende Materie schien eine blutrothe Farbe zu haben. Steine, welche in den Abgrund geworfen wurden, verursachten, sobald sie die kochende, flüssige Materie berührten, ein Getöse, wie wenn sie auf einen vesten und zähen Teig gefallen wären. Es ist von selbst deutlich, daß dieses nicht die geschmolzene Lava war, aber jeder Stein, der längst den innern Wänden des Kraters hinab gerollt wurde, traf immer mehrere, und stürzte unzählige mit sich in den Abgrund, wodurch das dumpfe Getöse auf der flüssigen Lava hundertfältig vermehrt wurde. Länger als eine Stunde wagte Hr. Sp. mit seinen Wegweisern nicht, an diesem interessanten aber sehr gefährlichen Orte zu verweilen, denn ein Windwechsel, konnte jene ungeheure Dampfsäule nur gegen sie beugen, so liefen sie die größte Gefahr zu ersticken, oder die glühende Lava hätte sich leicht aus dem Krater plötzlich hervor stürzen, und die Neugierigen darunter begra-

ben können. Die Wegweiser versicherten, daß sie unter vielen mit Fremden vorgenommenen Reisen auf den Aetna, nur dieses einzigemal die innern Theile des Vulkans enthüllt gesehn hätten.

Gegen Norden ist auf dem Aetna noch ein anderer rauchender Krater, der aber im Umfange kaum halb so groß ist, als der erstere. Er ist nur durch eine Wand von Lava von diesem geschieden, welche sich von Osten nach Westen zieht. Die starken und häufigen Dampfkugeln erschweren den Zugang recht sehr; allein Hr. Sp. war doch nicht so weit von ihm entfernt, um nicht den Hauptkessel gesehen zu haben, aus welchem im Jahre 1787. ein verheerender Strom von Lava hervorbrach.

Vom Gipfel des Aetna sieht man die vielen Lagen von Lava, welche in verschiedenen Zeiten aus der Höhe des Berges herabgeflossen sind, und seine Ausdehnung vergrößert haben. Eine größere Anzahl ist aus seinen Seiten hervorgebrochen, wovon diejenige die merkwürdigste ist, welche im Jahre 1669. von dem Monte Rosso bis nahe vor Catania, einen Weg von funfzehn Meilen durchlief. Man sieht vom Aetna mehr als hundert kleinere Berge, die sich gleichsam wie Kinder rund um ihn erheben, und ihre besondern Kessel haben.

Unter den äolischen Inseln ist Lipari die größte. Sie hat neunzehn und eine halbe Meile in ihrem Umfange. Jede Gegend derselben liefert Spuren von alten Vulkanen. Es giebt ganze Gebürge von Bimsteinen, womit alle Jahre viele Schiffe beladen werden, viele vulkanische Gläser, wovon der sogenannte Monte della Castagna, welcher vier Meilen im Umkreise hat, allein besteht. Wenn die Sonne ihn bescheint, so ist es ein Wunder zu sehen, wie er ganz von dem Lichte glänzt, welches diese Gläser zurück stoßen. Man sieht ihn nach den verschiedenen Gläsern mit verschiedenen Farben bemalt; einige sind aschfarben, andere roth, einige haben weiße, graue und gelbe Streifen, und andere wetteifern in ihrer Schwärze mit dem Ebenholz.

Vulkano, eine andere Insel, warf noch in neuern Zeiten Lava, Asche und glühende Steine aus, und giebt jetzt durch ihre heissen Dämpfe und Dünste, deutliche Beweise von einem lebendigen Feuer in ihrem Schooße. Der Krater, aus welchem jene feurigen Materien geworfen wurden, hat sich noch bis jetzt völlig erhalten, und giebt an Ausdehnung dem Aetna nichts nach, außer, daß die wirbelnden Dampfkugeln, welche aus ihm und aus seinen Seiten hervorgehen, von geringerm Umfange und seltener sind. Ueberdem ist sein Boden, der eine halbe Meile im Umkreise haben mag, nicht so voll Löcher, wie jener des Aetna. Die Wände des Kraters sind, wie sein Boden, sandig. Wenn man auf dem letztern geht, so spürt man eine Wärme, und wenn man mit den Füßen darauf stampft, so

er durch ein Getöse zu erkennen, daß er eine ungeheure unterirdische Höhle verbirgt. Aber außer diesem Getöse giebt es noch ein anderes, das nicht von einer Erschütterung durch die Füße oder andere Körper, herrührt. Es ist ein Geräusch und Zischen, gleich demjenigen der Solfatara, an dem Platze, wo man das Salammoniak ausgräbt. Nahe an dem Boden krümmen sich die Wände des Kraters auf einer Seite zu einer sehr geräumigen und finstern Grotte, deren Gewölbe mit cristallisirtem Alaun, welcher mit Salammoniak vermischt, die seltsamsten Figuren bildet, bekleidet ist. Diese Höhle ist, unter allen andern Plätzen, am meisten fähig, demjenigen, der sie zu betreten wagt, Schrecken einzujagen, sowohl durch die Schwefeldünste, welche häufig in derselben aufsteigen, und den kühnen Beobachter alle Augenblicke beunruhigen, auch wenn er mit den besten Mitteln gegen die schädlichen Ausdünstungen versehen ist; als weil die unterirdische Gruft hier stärker tönt, wenn man über die Fläche der Grotte einher geht, und weil diese bei jedem Fußtritte etwas zu wanken schien. Ausser dem Salammoniak und Alaun, hängen von dem Gewölbe und den Wänden der Höhle lange Cylinder von sehr feinem Schwefel herab, die, wenn man mit einem Steine oder andern vesten Substanz an sie schlägt, einen Ton von sich geben, als wenn man auf irgend ein hartes Metall geschlagen hätte.

An der Wurzel des Vulkano, versteckt sich eine andere Grotte mitten unter der Lava. Ihr oberer Theil ist gleichsam mit arabischem Laubwerk verziert, welches von cristallisirtem Alaun und Salammoniak gebildet wird. Ihr Boden ist voll heißen Wassers, das beständig in Luftblasen aufsprudelt die an die Oberfläche desselben aufsteigen und da zerspringen. Wenn man einen Stein in das Wasser wirft, so, entsteht plötzlich ein Haufen solcher Blasen, deren Anzahl nachher, anstatt sich zu vermindern, immer wächst, so daß binnen wenig Minuten die untern, mittlern und obern Theile des Wassers, die von dem fallenden Steine berührt wurden, so wie die angränzenden, auch in Bewegung gesetzten Theile, alle eine unzählbare Menge von diesen Luftblasen aufkochen, die nicht aufhören häufig zu erscheinen, so lange das Wasser noch das geringste Ueberbleibsel von der Erschütterung behält. Die Luft welche darin aufstößt, ist fix.

Es ist schon seit mehrern Decaden von Jahrhunderten bekannt, daß Stromboli Flammen und glühende Steine auswirft. Vorzüglich ist er wegen der Abwechselungen im Auswerfen berühmt, worin die Ausbrüche oft eine halbe Stunde, zuweilen mehr oder weniger einhalten, allein Herr Sp. wiederlegt diese Meinung aller andern Schriftsteller über diese Insel, indem er den Vulkan bei Tage und bei Nacht so nahe als möglich beobachtet hat. Er hört nie auf

Lava,

Lava, Schlacken, Bimſteine und Aſche auszuwerfen, ſondern arbeitet unaufhörlich fort, nur ſind ſich die Auswürfe nicht immer an Größe gleich, und daher werden die kleinern von den entferntern Beobachtern nicht bemerkt. Auch die Einwohner von Stromboli, die den Vulkan beſtändig vor Augen haben, betheuerten einmüthig, daß ſeine Ausbrüche fortdauern, und nur nach den verſchiedenen Zeiten, bald mehr bald weniger wüthen. Der Krater, welcher ſich nicht wie beim Veſuv und Aetna auf der Spitze des Berges, ſondern gegen die Mitte öffnet, hat vielleicht dreihundert Fuß im Umkreiſe. Er ſtellte, gleich den andern, in ſeinem Innern, einen Trichter vor, deſſen unterſte Theile mit einer flüßigen, äußerſt glühenden Lava angefüllt waren, und die nicht beſſer als mit geſchmolzenem Erz zu vergleichen iſt, wenn dieſe flüßige Lava nicht von zwei ſehr merklichen Bewegungen hin und her getrieben worden wäre. Die erſte beſtand in einem innern lärmenden Wirbel; die andere hob und ſenkte die flüßige Materie; und dieſe letzte Bewegung verdiente die größte Aufmerkſamkeit. Dieſe hob die Lava bald mehr bald weniger in dem Krater, bis ſie eine gewiſſe Höhe erreichte, dann entſtund plötzlich ein Knall wie ein Donnerſchlag, und in dem Augenblicke ſchoß ein Theil Lava, mit unglaublicher Schnelligkeit hoch empor. Einige Augenblicke vor dem Knall ward die Oberfläche der Lava voller Knollen und großer Blaſen, die ſich beim Aufbrechen ſichtbar entzündeten, und in demſelben Augenblicke folgte der Knall und der Ausbruch. Die höchſten Auswürfe ſchienen, bei dem Lichte der glühenden Steine, über eine halbe Meile hoch zu ſteigen, die kleinern hoben ſich einige hundert Fuß und zuweilen weniger über den Krater. Als die Exploſion vorüber war, ſank die Lava in dem Krater, aber kurz nachher hob ſie ſich wieder, es entſtanden neue Entzündungen der Blaſen, neue Donnerſchläge, neue Steinhagel, deren Hr. Sp. in einer Stunde ſieben und zwanzig zählte. Außer dem feuerſpeienden Krater lag gegen Oſten, in geringer Entfernung, eine andere Oefnung oder Höhle, die viel weiter als der Krater war, aber nur häufigen ſehr dicken Dampf aushauchte. Ein wenig über dem Krater, gegen Weſten, erhoben ſich hundert und mehr Dampfſäulen aus dem Boden, und ſtiegen bis zu einer beträchtlichen Höhe. Am Tage fielen ſie durch ihr blendendes Weiß ins Auge, und in der Nacht leuchteten ihre untern Theile von einem mehr dumpfen als hellen Lichte. Der Krater des Vulkans ſteht mit dieſen Dampfſäulen in einer Verbindung, denn, ſo wie die Ausbrüche von jenem ſich mindern, ſo werden die vorher ſtill emporſteigenden Dampfſäulen lärmend und ziſchend, und jede glänzt da, wo ſie aus der Erde hervor geht, von einer äußerſt hellen Flamme. Vielleicht können dieſe rauſchenden Dampflöcher am beſten mit den grö-

ſten

ſten Blaſebälgen verglichen werden, die mit Ungeſtüm die Luft in einen Schmelzofen treiben, nur daß dieſer natürlichen Blaſebälge mehr als hundert ſind, die zuſammen ein betäubendes Geräuſch machen.

Herr Sp. hat auch die Inſeln Alicuda und Felicuda unterſucht, und ſie als äußerſt vulkaniſch gefunden, wovon die Gläſer, die Schmalten, die Bimſteine, die vulkaniſchen Tuffe, die Lava, und endlich die Spuren von alten Kratern, die deutlichſten Beweiſe geben. Felicuda hat neun und Alicuda ſieben Meilen im Umkreiſe. Beide ſind mehr als eine halbe Meile hoch, aber, anſtatt die erſte an mehrern Plätzen bewohnt iſt, verbietet die andere dieſes, gegen Süden einige erbärmliche Hütten ausgenommen. Um zu dieſen zu gelangen, muß man ſo gut von den Händen als von den Füßen Gebrauch machen, ſo ſteil iſt der Weg hinauf. Der übrige Theil von Alicuda bildet nur ſchroffe Felſen, Spalten, Abgründe und Schrecken. Unter den aeoliſchen Inſeln iſt dieſe von dem unterirdiſchen Feuer am übelſten behandelt. Man ſieht, daß es zu verſchiedenen Zeiten in ihr gewüthet, und ſie von unten bis oben umgeſtürzt und ausgebrannt hat, aber beide Inſeln brennen heutiges Tags nicht mehr, zeigen auch keine Spuren von innerer verſteckter Hitze.

* * * * * * * * *

Es wird hier im Bremiſchen jetzt ſehr häufig bei Krankheiten ein Pulver gebraucht, das von den ſogenannten Hülſen, einer Staude, welche breite ſtachlichte, und auch im Winter grün bleibende Blätter hat, zubereitet wird. Ein Organiſt im Lande gebrauchte ſie zuerſt, und empfahl ſie in einer kleinen Schrift, als Univerſalmedicin. Seit der Zeit wird es beſonders unter den Landleuten gegen alle Krankheiten gebraucht. Ich ſehe es täglich mit an, wie jeder Patient ſich dieſes wohlfeilen Medikaments bedient, und glaube ſchon nachtheilige Folgen davon bemerkt zu haben. Sollte ein erfahrner Arzt ſchon Unterſuchungen darüber angeſtellt haben, ſo würde ſeine Belehrung darüber für uns ſehr gemeinnützig werden können; ob nemlich dieſe Blätter überhaupt eine Heilkraft haben? Gegen welche Uebel ſie zu gebrauchen? und in welchen Fällen ſie beſonders ſchädlich ſeyn mögten?

Camman.

Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Freitag, den 6ten Julius 1792.

Einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinewandmanufakturen, Bleichen, über den Leinewandhandel in Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlandes.

(Fortsetzung.)

(Man sehe das 49ste Stück v. d. J.)

Obgleich im Jahre 1759. die Ausfuhr aller Webergarne aus Schlesien verbothen war, so klagten doch die Weber sehr über Mangel des nöthigen guten Gespinnstes, da die Spinner in den meisten Gegenden außer dem Gebürge nur Packloden spannen, allein der Krieg ließ es nicht zu auf Remedur dieser Klage zu denken, sondern dies geschah erst nach dem Kriege im J. 1765. da der König unterm 7ten Julii d. J. ein eigenes Reglement zur Vermehrung der Spinnerei in Schlesien und in der Grafschaft Glatz, durch anzulegende Spinnschulen bekannt machen ließ, wovon seiner Merkwürdigkeit und der außerordentlich vortheilhaften Folgen wegen, die es für Schlesien gehabt hat, ein Auszug mit Weglassung der speciellen und lokalen Umstände, die den Ausländer nicht interessiren, und wogegen man dasjenige mit einrücken wird, was in neuern Verordnungen darin verbessert ist, hier nicht am unrechten Orte seyn wird. *)

Nach diesem Reglement sollten von dem ersten October des Jahrs an, in allen Dörfern des Fürstenthums und der Grafschaft Glatz, die im Gebürge ausgenommen, wo bloß Weberei getrieben wird, Spinnschulen angelegt, und dazu nach der Größe des Dorfes ein oder mehrere der größten und bequemsten Stuben im Dorfe genommen, und entweder dem Spinnemeister oder der Spinnemeisterin zur Wohnung eingeräumt, oder doch wenigstens zur täglichen Zusammenkunft bestimmt werden, damit die Kinder bei-

*) Wer es in extenso zu lesen verlangt, findet solches in Beckmanns Beiträgen, zur Oekonomie, ꝛc. 12ter Th. S. 231. und im leipziger Intelligenzblatte vom Jahre 1765. S. 408. ꝛc.

beiderlei Geschlechts, und auch Knechte und Mägde, im Spinnen unterrichtet würden; und könnte man, wenn die den Schullehrern des Abends nöthige Ruhe nicht dadurch gestört würde, vorzüglich wenn ihre Frauen die Spinnemütter abgeben könnten, die Schulstuben dazu nehmen, und sollte die deshalb erforderliche Miethe von der Grundherrschaft wegen ihres Gesindes, und aus der Gemeindekasse bezahlt werden. Auf gleiche Art sollten auch die Spinnemeister, oder Meisterinnen bezahlt, und dahin gesehen werden, daß solche außer dem Spinnen mit dem Rade und der Spindel auch das Hecheln verstünden, auch die verschiedenen Gattungen der Garne kennten, und um letzteres noch mehr zu befördern, so sollten die Landräthe auf Kosten der Gemeindekassen, Proben von verschiedenen Arten der guten Garne, wie sie die Leinewandfabriken verarbeiten, kommen lassen, sie den Guthsherrschaften zufertigen, und dahin sehen, daß bei jeder Spinnschule dergleichen Proben aufgehoben würden, um darnach das gesponnene Garn examiniren zu können.

Die Kinder sollten, sobald sie das 8te Jahr zurück gelegt hätten, als bis dahin die Aeltern sie im Hause unterrichten sollten, außer den Schulstunden, diesen Unterricht besuchen, das Gesinde aber nur in den Wintermonaten, vom ersten October bis letzten März, bei Abendzeit nach Abfutterung des Viehes von 6 bis 9 Uhr. Die Kinder sollten so lange diese Schulen besuchen, bis sie den Unterricht in der Spinnerei mit dem Rade und der Spindel vollkommen gefaßt, und solches durch 2 bei der Gutsherrschaft und den Gerichten vorzuzeigende Proben bewiesen hätten, worüber ihnen alsdenn vom Gerichte unentgeltlich ein Attestat ertheilt werden sollte. Eben so sollte es auch, was den letzten Punkt anbetrift, in Absicht der Knechte, Dienstjungen und Mädchen gehalten werden, die die Spinnschulen besuchten, und die sämtlich zu deren Besuchung angehalten werden sollten. Damit auch die Spinnerei in Schlesien noch allgemeiner würde, so sollten auch die Gerichte darauf sehen, daß die Dienstjungen die auf dem Felde das Vieh hüteten, dabei mit dem Rocken spännen. Damit man aber desto sicherer wäre, daß diese Anordnungen genau befolgt würden, so sollten auf dem Lande von den Pfarrern keine Knechte unter 30 Jahr eher getrauet werden, bis sie vor der Trauung einen von der Gutsherrschaft ihnen umsonst zu ertheilenden Schein geliefert hätten, daß sie das Spinnen erlernt, und nach Verlangen ihrer Gutsherrschaft solches bisher verrichtet hätten. Eben dieses sollte auch von den Mägdchens gelten, und sollten diese außerdem noch erweisen, daß sie entweder bereits ein Spinnrad hätten, oder doch Behuf Anschaffung desselben bei den Gerichten 12 Sgr. deponirt hätten. Was übrigens das in den Schulen zum Spinnen nöthige Geräthe und Flachs

anbetrift, so sollte sich jeder, der die Schule besuchte, solches selbst halten, und alsdenn auch das Gespinnste sein Eigenthum seyn, sollte aber der Lehrer solches hergeben, so sollte demselben auch letzteres verbleiben. Dies Garn der Lehrlinge sollte aber bei 8 Ggr. Strafe für das Stück von Niemandem verkauft, sondern zu Hausleinewand verwebt werden. Die Aufsicht über die Spinnstuben sollten die Vögte, ein Gerichtsmann, die sämtlich darauf beeidigt werden sollten, und wenn mehrere solche Spinnstuben im Dorfe wären, die allgemeine Aufsicht über solche, ein herrschaftlicher Bediente führen.

Alle Monate sollte eine Hauptrevision sämtlicher Spinnschulen im Beiseyn des herrschaftlichen Verwalters oder Gerichtsschreibers vorgenommen werden, die alsdenn alle Unordnungen sofort abstellen, und vorzüglich darauf sehen sollten, daß Gesinde und Kinder nicht aus der Schule blieben. Bei dieser Gelegenheit sollten sie denn auch die gesammte Spinnerei im Dorfe, auch außer der Spinnschule untersuchen, denen, wobei sie schlechtes Garn fänden, Anweisung geben, wie solches zu verbessern, und wenn sie bei der nächsten Visitation fänden, daß solche nicht befolgt wäre, veranstalten, daß diese Leute, zur Erlernung einer bessern Spinnerei, die Spinnschulen besuchten.

Um ferner zu verhüten, daß die Garnsammler nicht schlechtes Gespinnste, und das in einem Stücke von mehreren Spinnern zusammen gesponnen wäre, und nicht die erforderlichen Fäden ꝛc. hätte, einhandelten, so sollten die Landräthe alle mit Freiheitszetteln bereits versehene Garnsammler prüfen, ob sie die für ihr Gewerbe nöthige Kenntniß hätten, und sich solche durch von ihnen eingekaufte Proben erweisen lassen, ihnen alsdenn den Einkauf der schlechten Garne, bei Verlust ihres Erlaubnißzettels und 3tägiger Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verbieten, auch aufgeben, daß sie die Dörfer und die Spinner, die schlechtes Gespinnste lieferten, ihnen jedesmal, wenn sie solches merkten, sofort anzeigen sollten, sich hierauf dieses alles von ihnen mittelst Handschlages angeloben lassen, und sie sämtlich aufzeichnen; auf gleiche Art sollte alsdenn auch demnächst mit jedem neu anzunehmenden Garnsammler verfahren werden.

Außerdem aber sollten die Revisoren der Spinnerei, die sich zum Einkauf anfindenden Garnsammler öfters vornehmen, ob sie Unordnungen und Unrichtigkeiten bei dem Gespinnste bemerkten, und die Landdragoner und Polizeireuter, die Garnsammler, die sie mit gesammelten Garne anträfen, besonders in Ansehung der Richtigkeit der Stücke nach der Weise examiniren, unrichtiges Garn ihnen abnehmen, und dem Landrath zu fernerer Untersuchung übergeben, da denn der Garnsammler nicht nur deshalb nach der Vorschrift gestraft, sondern auch angehalten werden sollte, dem De-

nuncianten für jedes unrichtige Stück Garn 6 Ggr. und daneben noch die Kosten der Umweisung zu bezahlen. In den Städten aber sollten die Garnhändler ad protocollum, das sie unterschreiben sollten, von der Obrigkeit gewarnt werden, von den Spinnern und Garnsammlern kein unrichtiges Garn zu kaufen, nicht weniger sollte dieses mit den Webern geschehn, auch ihr Vorrath sowohl auf dem Lande als in der Stadt, wenigstens alle Monate revidirt werden. Ferner sollte der Magistrat das zu Markt kommende Garn, durch die Polizeibediente visitiren, wegen Unrichtigkeiten die Spinner bestrafen, oder wenn sich das Garn bei einem Garnsammler fände, solches dem Landrathe anzeigen lassen, auch sollten die Bleicher sich nicht unterstehen bei 12 Ggr. Strafe, ein unrichtiges Stück Garn anzunehmen, und zu bleichen.

Alle bei diesen Gelegenheiten vorfallende Geldstrafen, sollten zur Unterhaltung der Spinnstuben angewandt werden, und gegen den 1sten April jedes Jahrs von den Gutsherrschaften, Magistraten und herrschaftlichen Beamten dem Landrath ein Verzeichniß gesandt werden, worin die Namen der Dörfer, die Zahl der Spinnemeister und der Kinder in den Spinneschulen namentlich, die Zeit wenn letztere in die Lehre gekommen, und wieder abgegangen wären, ob sie Zeugnisse wegen ihrer sich erworbenen Geschicklichkeit erhalten, wie viel Dienstboten von beiden Geschlechtern die Schule besucht hätten, und wie viel Garn überhaupt in dem Jahre gesponnen wäre, enthalten seyn sollten. Der Landrath sollte alsdenn aus diesen Specialtabellen eine Generaltabelle verfertigen, und mit jenen an die Departements der Kriegs- und Domainenkammern senden, um daraus den Zustand der Spinnschulen ersehen zu können.

Die buchstäbliche Befolgung dieses Reglements und anderer dasselbige erläuternder Circularien, die man da, wohin sie gehören, eingeschaltet hat, muß man nun nicht in allen Gegenden von Schlesien vorzüglich in Oberschlesien suchen, in mehreren Gegenden haben Gutsherrschaften und andere Umstände verschiedenes darin geändert, wohin vorzüglich die Anlegung der Spinnschulen gehört.

In mehreren mittelmäßigen oder großen Dörfern fehlte es an Stuben, die groß genug waren, sämtliche Spinner und Spinnerinnen zu fassen, und wo sie waren, beförderten sie sehr oft allerlei Unfug, so, daß man sie, aller Aufsicht ohngeachtet, nicht selten statt Spinnstuben, hätte anders benennen können, und in solchen, wo der Unfug noch nicht so weit gieng, ward doch gewöhnlich die Zeit des Abends unnütz vertändelt. Es fingen daher die Besitzer mehrerer großen Dörfen an, zu befehlen, daß der Wirth in jedem Hause, zu der nach dem Reglement zum Spinnen bestimmten Zeit, zwar alle zum Spinnen anhalten, daß aber

das Spinnen selbst ein jeder in seinem Hause verrichten lassen sollte. Die sämtlichen Häuser des Dorfs wurden alsdenn unter mehrere Aufseher, die Garnsammler, Weber, oder auch gute Spinnerinnen waren, vertheilt, so, daß jeder etwa 20 unter seiner Aufsicht erhielt, und diesen ward es zur Pflicht gemacht, alle Tage während den Spinnstunden, die ihnen zugetheilten Häuser zu besuchen, dahin zu sehen, daß alle, die in das Haus gehörten, spännen, und denen, die noch kein tadelfreies Gespinnste lieferten, die nöthige Weisung zu geben. Ausserdem müssen sie aber jeden Abend noch einzelne Höfe außer der Reihe unverhofft visitiren, und ihr vorzügliches Augenmerk auf das Deputatspinnen der Unterthanen, und auf die Conservirung der zur Reinigung des Flachses nöthigen Werkzeuge richten. Diese Leute sind zugegen, wenn den Unterthanen der Flachs zum Deputatspinnen gegeben wird, auch wenn sie solches den herrschaftlichen Beamten wieder abliefern; sie müssen darauf achten, daß sämtliches Garn eines jeden Spinners mit seinem Namen und mit dem ihrigen bezeichnet wird, da alsdenn der Spinner, wenn er schlechtes Garn liefert, solches zurück erhält, nicht nur keinen Spinnelohn empfängt, sondern auch der Herrschaft was das beste Garn der Art kostet, bezahlen muß. Ein solcher Aufseher ist für seine Mühe von Flachsarbeiten und vom Spinnen, auch von einigen Abgaben frei, und erhält monatlich, nach der Größe der Dörfer, 16 Ggr. einen Rthlr., auch wohl darüber.

So wie man aber von Seiten der Oberlandespolizei damit beschäftigt war, den Webern besseres Garn, und das richtig gehaspelt war, zu liefern, so suchte man zu gleicher Zeit auch den Betrügereien der Weber durch Aufsicht und Schauordnungen vorzubeugen, wovon man jetzt noch etwas sagen will.

Der Weber ist nicht im Stande gute fehlerfreie Waare, die die erforderliche Breite hat, zu liefern, wenn er sich nicht auf die Blätter, die er zur Verfertigung derselben braucht, verlassen kann, und daher wurden den Blattmachern in Schlesien eigene gestempelte Maaßstäbe, wornach sie die Blätter verfertigen sollten, gegeben, ihnen auch befohlen, die Blätter durchgehends von gleicher Feine, und nicht, wie sehr oft der Fall gewesen war, in der Mitte gröber, wie an den Enden zu verfertigen. Außerdem muß aber jeder Blattmacher das Blatt mit dem Handwerkssiegel des Orts besiegeln, an beiden Enden einen L. (Leinewandblätter) und zwei römische Zahlen einbrennen, wovon die erste die Breite der Leinewand, die darauf gewebt werden kann, die andere aber die Zahl der Gänge der Leinewand bezeichnet. Der Leineweber darf sich keiner andern als dieser Blätter bedienen, muß alle Gänge ausfüllen, und darf daher z. E. durch ein 42ger Blatt kein 28ziger ꝛc. einscheren. Findet man hiergegen Uebertretungen, so werden die Blätter confiscirt, die Leinewand in Stükken, die zu einzelnen Hemden nur

brauch-

brauchbar sind, zerschnitten, und der Leineweber noch überdem gestraft, und deshalb von Zeit zu Zeit von den Gerichts- und Polizeibedienten Untersuchungen angestellt.

Kein Leineweber darf bei Karrenschieben- oder Halseisenstrafe seine Leinewand, und Schleier, ehe solche geschauet sind, verkaufen, daher sind in allen einigermaaßen beträchtlichen Weberdörfern beeidigte Messer oder Schaumeister, die einen 3, zuweilen auch 6 Ellen langen und 2 Ellen breiten Meßtisch, die nöthigen Stempel, eine Elle und die Maaßen der in den Gegenden gewöhnlichen oder erforderlichen und gesetzlich bestimmten Breiten der Leinewand haben, angestellt. Ehemals war auch die Länge bestimmt, allein diese ist jetzt unbestimmt, dagegen muß aber auch jeder Kaufmann seine Leinewand und Schleier mit einem ihm eigenen aber selbst zu wählenden Zeichen bezeichnen, und dasselbe auch beim Eintragen der Waare in seine Handlungsbücher dabei schreiben, damit man, wenn von außen Klage über untüchtige Waare entsteht, wisse, von welchem Kaufmann solche sey. Jeder Schaumeister muß das Messen selbst verrichten, und untersuchen, ob die Leinewand durchgehends von gleicher Güte sey, alsdenn auf jedes Stück an beiden Enden die Breite, Länge, einen Adler und den Anfangsbuchstaben des Namen des Webers, und eine jedem Weber beizulegende Nummer drucken, weshalb das Stück so viel länger seyn muß, als die Stempel Platz einnehmen. Auch muß der Schaumeister das Messen jedesmahl beim besten Ende anfangen, damit, wenn der Weber Ueberellen hat, solche an dem schlechtesten Ende abgeschnitten werden können. Ist die Waare zu schlecht, vorzüglich wenn sie in der Mitte eingewürkt ist, so muß er solche in Hemdstücken zerschneiden, und es sofort der Obrigkeit anzeigen. Sowohl hierüber, als über die schaufähige Waare, muß der Schaumeister, mit Beischreibung des Namens des Webers, und einer jedem Weber beizulegenden Nro., ein vollständiges Register führen, weßwegen auch der Weber nicht von einem Schaumeister zum andern laufen darf, sondern beständig bei dem, der ihm am nächsten ist, bleiben muß. Für diese Arbeit erhält der Schaumeister von jedem Schock Leinewand 3 pf. und von jeder Webe $4\frac{1}{2}$ pf., die der Weber zwar auslegt, die ihm der Kaufmann aber über den Kaufpreiß der Waare jedesmal baar bezahlen muß, und nie mit eingehandelt werden soll. Das so gestempelte Linnen, muß wie ein Buch zusammen gelegt werden, wozu man in einigen Gegenden eine eigene Maschiene hat, und müssen die Stempelenden beständig, damit sie gleich in die Augen fallen, den Mantel ausmachen.

Nachdem man nun glaubte alles gethan zu haben, was zur Aufnahme der Spinnerei und der Weberei dienen konnte, so richtete man sein Augenmerk auf die Bleichen, da, wie bereits oben gesagt ist, die Leinenbleichen in Schlesien ein eigenes Hand-

werk

werk oder Gewerbe ausmachen, und erließ auch für sie unterm 24ten Mai 1766. ein eigenes Reglement.

Nach dieser Verordnung darf niemand eher zum Bleichmeister angenommen werden, der nicht von den Bleichmeistern, bei welchen er bisher in Arbeit gestanden hat, hinlängliche Attestate seiner Kenntniß und Geschicklichkeit beibringen kann, die er alsdenn 2 oder 3 geschickten Meistern, die von der Kaufmannschaft in den Handelsstädten dazu bestellt werden, übergeben, und sich von ihnen förmlich über das Bleichen examiniren lassen muß. Diese ertheilen ihm alsdenn ein Attestat darüber, doch muß solches, ehe er als Bleichermeister angenommen wird, von der Kaufmannschaft, und nachher von der Obrigkeit bestätigt werden. Geht hierbei Partheilichkeit vor, und es entsteht daraus demnächst Schaden, so müssen die, welche solchen verursacht haben, ihn stehen.

Kein Bleichmeister darf dem andern das Gesinde aufbieten, bei 5 Rthlr. Strafe, und eben so wenig dürfen die Bleicherknechte von einem Meister zum andern laufen, sondern müssen die Zeit, auf welche sie sich vermiethet haben, aushalten, ist diese um, so können sie sich zwar nach Willkühr bei einem andern Meister vermiethen, allein dieser darf sie nicht eher in Arbeit stellen, bis sie ein Zeugniß des vorigen Meisters producirt haben, daß sie von ihm entlassen sind, auch darf kein Bleichmeister, die auf den Garnbleichen ausgenommen, Ausländer als Bleichknechte annehmen.

Jeder Bleichmeister muß die Waare, die ihm von dem Kaufmanne zum Bleichen geliefert wird, sofort sortiren, und sobald als möglich einweichen, finden sich nun schadhafte Stücke, so muß der Bleicher solche dem Kaufmanne 10 Tage, ist es aber Garn, 14 Tage nach dem Empfange zurück bringen, thut er es binnen der Zeit nicht, so muß er für allen Schaden stehn.

Kein Bleicher darf mehr Waare annehmen, als er zu verarbeiten im Stande ist, daher darf er auch keine Bütten machen lassen, die über 30 bis 40 Schock Waare, und 20 bis 30 Schock Garne halten, weil ein mehreres sich in denselben nicht gut verarbeiten läßt, auch nicht mehr Waare in eine Bütte thun, als darein gehört, nicht weniger sollen sie zu jeder Bearbeitung sich die gehörige Zeit nehmen.

Bei der Waare sollen sie zum Bleichen kein Salz und Kalk, und beim Garne auch keine Potasche gebrauchen, auch die Waare nicht übermäßig walken, weil alles dieses der Güte Schaden thut, dahingegen solche aber fleißig begießen, und im Winter darnach sehen, daß sie nicht einfrieret, überhaupt sie gehörig auswaschen, und erst, wenn sie völlig trocken ist, solche stärken und blauen. Liefert der Bleicher die Waare nicht weis genug und tadelfrei, sondern so, daß sie erst noch einem andern Bleicher zur völligen Appretur gegeben werden muß, so muß er, nach Ermäßigung dazu gezogener sachverständiger Personen, dem Kaufmanne allen Schaden ersetzen, so

wie

wie im Gegentheil den Bleichern, die Leinewand bleichen, welche der Harlemmer gleicht, eine Belohnung gereicht werden soll.

Es ist unglaublich, wie sehr diese Einrichtungen und Verordnungen unter der preußischen Regierung diesen Manufakturzweig in Schlesien gehoben haben, und dieses um so mehr, da jeder angehender Fabrikant in diesem Manufakturzweige freies Bürger- und Meisterrecht, 10jährige Vergütung der Accise, eine eben so lange Befreiung von den öffentlichen Cassen, zum Bau der Gebäude etwas Holz und Steine, und ausserdem noch für jeden Meister und Gesellen, den er aus der Fremde, Behuf der Manufaktur anzieht, respective 20 und 10 Rthlr. erhält. Indessen ist dieser Nahrungszweig doch nicht mehr in dem vollen Flohre, worin er vor dem amerikanischen Kriege war. In diesem Kriege stockte wegen Unsicherheit des Seetransports, da, wie bereits oben gesagt ist, der gröſte Theil der Leinenartickel nach Amerika geht, dieser Handel sehr, u. alle Magazine wurden leer, es konnte daher der Friede nicht anders als sehr erwünscht seyn. Kaum war daher dieser geschlossen, so wurden die Bestellungen sogleich so stark, daß man allen nicht vorkommen konnte, und die verschiedenen Artickel stiegen 20 bis 30 pro Cent. Der gröſte Theil dieser Bestellungen gieng nach Amerika, allein hier wurden die Lager bald so überladen, daß man endlich die Leinewand wieder zurück kommen lassen, oder nach langer Lagermiethe und nach langem Zinsenverluste mit 50 bis 60 pro Cent Schaden verkaufen mußte, woraus in Cadix in kurzer Zeit über 3 Millionen Piaster Fallimente, die ähnliche von mehreren der angesehensten schlesischen Häuser nach sich zogen, entstanden, wodurch denn auf einmal ein förmlicher Stillstand im schlesischen Leinnenhandel entstand. Diesem Unglücke folgte ein Paar Jahre hinter einander Mißwachs im Flachse, und verursachte dadurch Theurung desselben, man wollte nun wohlfeile Waare liefern, fing der Schauordnungen ohngeachtet an, den Flachs nicht recht rein zu machen, das Garn nicht richtig, fest, und rund zu spinnen, die Blattmacher lieferten falsche Blätter, und folglich der Weber falsche Waare, und so sank der Credit der schlesischen Waare beträchtlich. Seit dieser Zeit hält man aber mit gedoppelter Sorgfalt auf die Beobachtungen der erlassenen Verordnungen, und der ungemeinen Thätigkeit des vorigen schlesischen Ministers, hat man es zu verdanken, daß die letzten beiden Jahre doch in Absicht der Ausfuhr, gegen die vorigen einen ansehnlichen Ueberschuß gegeben haben, u. daß man hoffen kann, in Zeit von ein Paar Jahren, diesen für Schlesien so äusserst wichtigen Nahrungszweig wieder zu dem vorigen Glanz gehoben zu sehen, wenn nicht unerwartete Unglücksfälle solches verhindern.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Montag, den 9ten Julius 1792.

Einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinewandmanufakturen, Bleichen, über den Leinewandhandel in Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlands.

(Fortsetzung.)

Nächst Schlesien sind die Oberlausitz und das Erzgebürge die Provinzen Deutschlands, die dem Kaufmanne die meisten Leinenartickel liefern, vorzüglich gilt dieses von der Lausitz, die in Absicht der künstlichen und feinen Arbeit, es Schlesien noch in mehreren Stücken zuvor thut, da man z. E. was Zwillig, Drell, und die sehr feine Leinewand anbetrift, es in Schlesien noch bei weitem nicht dahin gebracht hat, als in der Lausitz geschehen ist. Man rechnet hier über 3000 Menschen auf die Quadratmeile, und man kann annehmen, daß im Durchschnitte wenigstens $\frac{2}{3}$ sich mit den Leinewandmanufakturen beschäftigen. Es wird im Lande selbst eine beträchtliche Menge Flachs gebauet, allein bei weitem nicht in der Maaße als die Fabriken verbrauchen, daher der größte Theil des Flachses und Garns aus dem Erzgebürge, aus Schlesien als Contrebande, aus Böhmen und aus mehreren andern Gegenden Deutschlands dahin gebracht wird.

In den Gegenden im Erzgebürge und in der Lausitz, wo leimigter Boden ist, giebt es größtentheils schlechten Flachs, da die Saat in der bald zähen, bald hart gebackenen Erde nicht eindringen kann, indessen kömmt der rigaische Lein, wenn er durch eine Aussaat naturalisirt ist, in solchem doch noch ziemlich gut fort. Kiesigte und bergigte Gegenden hält man zwar für eben so nachtheilig, allein der Fleiß des Landmanns weiß letztere doch gut zu nutzen. Für die beste Flachsgegend hält man die Ebenen an der Queis, die mehr sandig als leimigt sind, da im Sandboden der Flachs am besten geräth. Das Gebirge besteht größtentheils aus einer rothen eisenhaltigen Erde, worüber nur 2 oder 3 Zoll hoch sich güte Erde befindet, und doch wächst hier durch Hülfe der Kunst der

beste Flachs, der 2 Ellen lang, zuweilen auch noch länger ist. Man hütet sich so viel als möglich, diesen Oker in die Höhe zu bringen, der auch bei der besten Düngung unfruchtbar bleibt, und wagt es überhaupt nur auf einem Felde alle 6 Jahre Flachs zu säen, weil man behauptet, daß er sich sonst verbohnt, d. i. roth wird, und keine gute Bleiche annimt. Den Brachacker, der für das nächste Jahr zum Flachsbau bestimmt ist, bricht man das Jahr vorher zum erstenmale mit dem Haken auf, oder, wie man es nennt, man reißt die Brache, stürzt solche mit der Egge mit Nachdruck nieder, um den Rasen zu zermalmen, alsdenn wird sie zum zweiten male in Diagonallinien gehäket oder geandert, diesen Aufriß läßt man den Winter über in der Luft verwittern, düngt ihn gegen die Aussaat, nur nicht mit Schaafmiste, weil man solchen für zu hitzig hält, wohl aber mit einem Theile Sagespänen, deren es in jenen Holzreichen Gegenden genug giebt, und die sich ganz vorzüglich gut dazu gebrauchen lassen, häket ihn alsdenn noch einmal, oder er wird gedrittet, und egget ihn. Ist dieses geschehen, so bestreuet man den Acker mit einer Mischung von Asche und Kalk, wobei die Witterung die Proportion beider Theile gegen einander bestimmt, indem man in trockenen Jahren mehr Asche, in nassen mehr Kalk zusetzt, weil letzterer in trockenen Jahren den Acker zu sehr ausbrennt; gewöhnlich rechnet man auf eine Tonne Rigaer Saamen 15 bis 16 Scheffel der Mischung. In andern Gegenden, wo besseres Land ist, verwirft man diese Mischung ganz, und behauptet, der Flachs würde darnach zwar länger, erhielte aber nicht die gehörige Festigkeit; gewöhnlich bedient man sich solcher aber doch bei jenen okerartigen Ländereien.

Einige streuen diese Mischung auf den Acker, ehe sie solchen eggen, und durcheggen solche vor der Saat, gewöhnlich aber wird sie zugleich mit der Saat unter geegget.

Die Saatzeit fängt an, wenn die Buchen Blätter treiben, und dauert gewöhnlich bis gegen das Ende des Mays, doch wird die sämmtliche Saat nicht auf einmal gesäet, sondern man macht gewöhnlich 3 Theile daraus, theils der veränderlichen Witterung wegen, theils damit die Erndte nicht auf einmal eintrete, weil man wegen der erstaunlichen Menge Flachses, die gesäet wird, alsdenn Mangel an den nöthigen Arbeitern haben würde.

Man braucht zur Aussaat rigaischen, neu- oder grünmärkischen und endlich naturalisirten rigaer Saamen, gewöhnlich nimt man vom ächten rigaischen und neumärkischen, oder vom letztern und naturalisirten Saamen, aber auf verschiedenen Feldern, die Hälfte, weil in nassen Jahren der neumärkische besser wie die andern Arten geräth, da er nicht so lang wird, und folglich sich auch nicht so leicht legt, dahingegen der rigaer oft

4 Fuß

4 Fuß und zuweilen noch darüber lang wird. Der ächte rigaer giebt im ersten Jahre nicht den besten Flachs, weil er zu grobe Stengel treibt, desto mehr und bessern Saamen aber, und der in der Folge den besten Flachs mehrere Jahre hintereinander liefert, wenn man ihn nur zuweilen 1 oder 2 Jahre ruhen läßt, und nicht säet. Den ächten rigaischen Saamen, wovon die Metze gewöhnlich 1 Rthlr. mehr oder weniger kostet, kann man ohne Schaden auf 2 oder auch wohl auf 3 Jahre vertheilen, da er gleich gut bleibt, und rechnet man in einigen Gegenden auf den Acker von 120 rheinländischen Ruthen etwa 1¾ Scheffel, von dem neumärkischen oder selbst gezogenen Saamen aber etwas mehr, in andern giebt man auf einen Acker, der einen Scheffel Korn zur Aussaat verlangt, 6 bis 8 Metzen rigaer, und 9, 12, Metzen, ja auch wohl einen Scheffel, von den übrigen, in der Niederlausitz rechnet man den rigaer Leinsaamen dem Korne gleich, und säet von beiden gleich viel, vom naturalisirten aber noch ein beträchtliches mehr, das an einigen Orten bis auf das doppelte steigt. *)

Man hält überhaupt jährigen oder zwei jährigen Saamen für den besten zur Aussaat, weil er, wenn er zu frisch und zu fett ist, vorzüglich wenn nach der Aussaat nasse Witterung eintrit, gerne zurück bleibt, ferner hält man den, der in trockenen Jahren geerntet ist, für besser, als den aus nassen Jahren, daher man letztern, wenn ersterer nicht mangelt, zum Oehlschlagen gebraucht. Auch säet man auf leichten Boden bei weitem nicht so viel Leinsaat, als auf festern, weil hier gewöhnlich viel zurück bleibt.

Was den Saamen selbst anbetrift, so hält man den für den besten, der gleich, grobkörnig, glatt, mehr gelb als braun, und glänzend ist, auch, wenn man ihn in der Hand drückt, durch die Finger witscht; andere thun, um den Saamen zu probiren, einige Körner in einen Löffel, und halten solchen über das Feuer, da er, wenn, beim heiß werden, alle Körner aus dem Löffel springen, für sehr gut gehalten wird. Viele benetzen auch einen halben Bogen Löschpapier mit Wasser, so daß er recht naß wird, und streuen etwas Lein darauf, rollen das Papier zusammen, und legen es in ein Gefäß nicht weit vom Ofen, wo alsdenn der Saame, wenn er gut ist, und das Papier etliche mal angefeuchtet wird, binnen 48 Stunden keimt, und Wurzel schlägt. Glaubt man alsdenn sich auf den Saamen nicht ganz verlassen zu können, weiß aber keinen bessern zu bekommen, oder will das Geld nicht daran wenden, so nimt man zu einem dresdner Viertel Leinsaamen, 4 Kannen Bier, oder Lauge, sprengt damit den Saamen

*) Ein dresdner Scheffel Korn hat 16 Metzen, und hält beinahe 3 ⅝ hiesige Himbten.

an, rührt ihn zuweilen um, und läßt ihn alsdenn noch zwei Tage stehen, ehe man ihn säet.

Wenn der Flachs 3 Zoll lang ist, wird er gejätet, gewöhnlich nur einmal, und geschieht solches gegen den Wind, und baarfuß, weil er alsdenn am ersten sich wieder hebt.

Was das Raufen anbetrift, so sind sich darin nicht alle sächsischen Gegenden gleich, einige thun es, wenn der Stengel ins gelbliche spielt, der Bast sich von unten bis oben abziehen läßt, und nicht leicht zerreißt, und sortiren beim Raufen die kürzern Stengel sofort von den längern, in andern Gegenden, wie z. E. um Annaberg wird er, ehe die Knoten reif sind, gerauft, und in noch andern Gegenden läßt man einen Theil so lange stehen bis die Knoten reif sind, und braucht alsdenn den hieraus entstehenden schlechtern Flachs für die Dienste.

Auch das Rüffeln geschieht nicht bei allen zu gleicher Zeit, einige binden den Flachs sofort nach dem Raufen in Bunde, die man Booßen heißt, und schaffen ihn sogleich auf die Scheunen zum Rüffeln, andere breiten ihn erst noch 14 Tage auf einer abgemäheten Wiese aus; und behaupten, daß durch den Saft, der sich alsdenn in die Knoten aus den Stengeln zöge, solche noch nachreifen, legen ihn auch wohl bei Tage über einander, und breiten ihn gegen die Nacht wieder aus. Der Boden, worauf der Flachs gewachsen ist, hat aber hierbei großen Einfluß, denn z. E. um Pegau hören, muß der Flachs sofort nach dem Aufziehen gerüffelt und ins Wasser geschaft werden, weil man mit Schaden erfahren hat, daß dem, der dieses versäumt, und es ein oder zwei Tage aufgeschoben hat, der Flachs angelaufen, erhitzt, mürbe, ja wohl gar schwarz geworden ist.

Diejenigen, die den Flachs sofort nach dem Aufziehen rüffeln, ziehen ihn erst mit dem Saamen, und dann mit dem Wurzelende durch den Rüffelkamm, um die Halme dadurch gleich zu legen, das Laub abzustreifen, und die Erde von den Wurzeln abzubringen, von dem Flachse aber, den man erst auf einer Wiese abgestauchet und getrocknet hat, werden die Saamenknoten, Bolen, Knutten oder Capseln, gewöhnlich abgedroschen; in beiden Fällen aber läßt man den Saamen in den Hülsen oder Knutten erst nachtrocknen, und hebt ihn alsdenn bis gegen die Saatzeit in Tonnen auf.

Da das Erzgebürge und die Oberlausitz bei der erstaunlichen Menge Flachs die jährlich gebauet wird, bei weitem nicht hinlängliches Wasser haben, um solchen in demselben rohten zu können, auch die Wasser sehr mineralisch sind, so wird der Flachs größtentheils durch die Thauröste zur fernern Bearbeitung geschickt gemacht. Zu diesem Ende wird der Flachs bei einzelnen Risten, weil solches das demnächstige Verwirren und Zerreissen der Fasern sehr verhindert, auf bergigten abgemäheten Wiesen, so dünne als möglich, und so, daß die

Spitzen

Spitzen Bergan liegen, ausgebreitet, und wünschen sich alsdenn diejenigen, die den Flachs grün gerüffelt haben, hierzu trockenes, hingegen die den Flachs bereits vor dem Abknoten gedörret haben, nasses Wetter, weil er in beiden Fällen sich besser anlegt, und den Winden nicht so ausgesetzet ist, und bleibt der Flachs so lange liegen, bis der Bast sich leicht vom Holze ablößen läßt, und er so viel möglich eine weiße Silberfarbe erhalten hat, wozu bei warmer veränderlicher Witterung 4, bei trockener aber wohl 8 Wochen, erforderlich sind. Einige legen ihn auch, um dieses zu beschleunigen, ehe sie ihn auf dem Felde ausbreiten, vorher 24 Stunden in einen Mistpfuhl. Die Wasserrohte ist in jenen Gegenden, vorzüglich in der Oberlausitz, wo die feinsten Gewebe gemacht werden, in einem solchen Mißcredit, daß die Garne aus der Niederlausitz, woselbst man sich der Wasserrohten bedient, beständig niedriger im Preise stehen, und nicht so gerne genommen werden, weil sie gar zu leicht in der Leinewand, nach dem Bleichen, nach der Verschiedenheit der Gewässer, worin der Flachs gerohtet war, Streifen zurück läßt.

Nach der Röste muß der Flachs erst ganz trocken werden, ist er dieses, so wird er aufs neue in Boosen zusammen gebunden, wovon eine solche wohl 3 frische in sich begreift, und solcher zwei einen Kloben ausmachen, und wird alsdenn in die Brechhäuser zum Dörren und Brechen geliefert. Bringt man ihn hin, ehe er recht trokken ist, so geht er zu sehr in den Werg, und zerreißt unter der Breche, doch können ihn in einigen Gegenden die ärmern Tagelöhner nicht so lange erhalten, sondern verkaufen ihn oft vor dem Brechen.

Die Brechhäuser sind eigene Häuser oder Scheunen, wovon nach der Größe des Dorfes mehrere oder wenigere vor dem Dorfe, etwa zu desto mehrerer Sicherheit gegen Feuersgefahr, an einem Teiche angelegt sind, und das Eigenthum ganzer Gemeinen, oder einzelner Einwohner, die solche vermiethen, ausmachen, und oft so groß sind, daß 50 Schock Kloben auf einmal darin gedörret werden können. Jedes Gebäude ist in zwei Theile abgesondert, wovon der eine einen Raum für 20 bis 30 Personen zum Brechen, der andere aber die eigentliche Dörrstube ausmacht. In dieser steht ein leimener mit einem Mantel versehener Ofen, der, wo möglich, mit Buchenholz geheißet wird, weil die harzigen Hölzer, durch den Rauch, oder Dunst, dem Flachse sehr leicht ihr Harz mittheilen, wodurch er klebricht wird. Um den Ofen und durch das ganze Zimmer sind ¼ Ellen von dem Fußboden ab, Stangen über einander befestigt, worauf die Bunde Flachs, nachdem sie etwas gelößt sind, locker neben einander gelegt werden, da alsdenn der Flachs 18 bis 24 Stunden in dieser Stube bleibt, und wobei die Hitze in derselben, die nach und nach immer verstärkt wird, endlich

so

so unerträglich gemacht wird, daß es nicht möglich ist, daß jemand sich in derselben aufrecht etwas verweilen kann. Wer aber dörrt, muß die ganze Zeit über eine Wache im Hause lassen, und da dieses immer mehrere sind, so ist man gegen Feuersgefahr hinlänglich gesichert. In einigen Gegenden wird der Flachs nach diesem Dörren erst gebocket, wozu man gewöhnlich in der Nähe dieser Häuser eigene Bockemühlen mit gereiften Stampfen hat, worunter alsdenn der Flachs durch eine Person gehalten, u. durch die Stampfe auf beiden Enden und auf jeder Seite einige Stöße erhält. Ist dieses geschehen, so wird er von verschiedenen Oekonomen über den Revelbock, der mit dem Stollen der Weißgerber viele Aehnlichkeit hat, und von hartem Holze oder Eisen ist, gezogen, um das Holz größtentheils abzustreifen, welches auch zuweilen ohne das Bocken geschieht. In andern Gegenden wird er nur bloß auf einem Klotze mit einem Schlägel geklopft, wo aber alles dieses nicht geschieht, da wird der Flachs sofort in den Brechhäusern, von einigen gleich den Tag nach dem Dörren, von andern aber mit mehrerem Vortheile, ein oder 2 Tage nach solchem, nachdem er sich erst gehörig abgekühlt hat, gebrochen, womit sich gewöhnlich in den Dörfern bestimmte Personen abgegeben, die nach Schock Risten bezahlt werden, und die den Flachs abermals in Kloben, die aus 30 Risten bestehn, und wovon immer 2 mit den Spitzen zusammen laufen, binden. Dieses Brechen von so vielen Personen in diesen Häusern, macht einen solchen Lerm, und giebt in den Bergen einen solchen Wiederhall von sich, daß man es in weiter Entfernung hört. Hierauf wird der Flachs geschwungen, gerippet, worzu man sich aber gewöhnlich der Ripphölzer, und nicht der Rippeisen bedient, und endlich gehechelt. Im Durchschnitte rechnet man von dem Scheffel Aussaat 8 bis 10 Stein unreinen, und hieraus 70 bis 90 Pfund reinen feinen Flachs.

Ist der Flachs ganz fertig, so pflegen in der Lausitz einige, ehe sie solchen zum Aufheben bei Seite legen, sich die Hände mit reinem Leinöhle, Butter, oder Schweinefett zu beschmieren, lassen alsdenn jede Riste der Länge nach durch die Hände gehen, und verwahren ihn demnächst vorzüglich gegen Ratten und Mäuse. Ein solcher Flachs soll dadurch, wie man behauptet, am austrocknen verhindert, milder und zäher werden, und sich feiner spinnen lassen.

Das Spinnen geschieht in der Lausitz, in welcher von den sächsischen Provinzen das feinste Garn gesponnen wird, mit der Spindel, im Erzgebürge aber größtentheils mit dem Rade. In jener Gegend sieht man bei guter Witterung im Felde alle Hirten und Wächter grobes Werg mit der Spindel spinnen, das auf einen Hechelkamm, der entweder unmittelbar

oder

oder mittelst eines Brettes auf einem Reife befestigt ist, und den man um den Leib bindet, gesteckt wird, da der Spinner demnächst stehend oder gehend fort spinnt.

Im Erzgebürge, wo man sich wie gesagt, mehr des Rades bedient, findet man mehrere hundert Spinner, die auf einem Rade mit 2 Rollen, und also 2 Fäden zugleich spinnen, und man rechnet, daß auf einem solchem Rade eine geübte fleißige Spinnerin täglich $2\frac{1}{2}$ Stück oder 3840 Ellen spinnen kann. Die Weber nehmen das auf diese Art gesponnene Garn lieber, als das auf die gewöhnliche Art verfertigte, theils weil der Flachs hierzu reiner und besser gehechelt seyn muß, theils weil solcher mit mehrerer Aufmerksamkeit, gleicher und besser gesponnen ist, weil wenn diese mangelt, und die Spinnerin herumschauet, der Faden sehr leicht reißt. Aus eben dem Grunde nehmen auch die Wirthe diese Spinnerinnen gerne, weil solche oft wider Willen mehrere Aufmerksamkeit auf ihr Garn verwenden müssen, als eine andere Spinnerin, und daher ein solches Rad ein natürlicher Trieb zur Aufmerksamkeit ist. *)

Man hat behauptet, daß es auch in der Lausitz Leute gebe, die 2 Fäden auf dem Rocken und mit der Spindel spinnen könnten, allein dies ist ungegründet, wenigstens hat man bei allen deshalb an Ort und Stelle angestellten Erkundigungen, keine auffinden können, und die Sache scheint auch eine Unmöglichkeit zu seyn, da dieser Faden beide Hände erfordert.

Im Durchschnitte kann man annehmen, daß von dem vielen Flachse der im Erzgebürge gebauet wird, $\frac{1}{3}$ ungesponnen in die Lausitz verführt, und dort zu Lothgarn und zu anderm für die Fabriken nöthigen Gespinnste verarbeitet wird, weil der Flachs aus der Unterlausitz, theils weil man ihn im Wasser rohtet, welches Mißtrauen gegen

*) Das Spinnen von zwei Fäden ist bei uns auch nichts neues. In dem Inventario des Zuchthauses zu Celle, befanden sich noch vor nicht langer Zeit, ob noch, weiß man nicht, 7 Räder mit 2 Rollen, die aber nicht mehr gebraucht werden, weil der Flachs dem Zuchthause nicht so fein geliefert wird, als zu diesem Spinnen erforderlich ist.

Die Töchter des Einwohners Johann Hermann Thölke, in Deckendorf, Amts Hoya, fingen im Herbste 1784. an, jede auf 2 Spinnrädern zugleich zu spinnen. Da ihnen aber das Treten mit beiden Füßen zu beschwerlich ward, so ließen sie bald darauf ein Spinnrad mit 2 Rollen in Bremen, und nach diesem noch eins in Büken, und eins in Hoya verfertigen, und spannen jede die Woche auf diesen Rädern 18 bis 20 Stück Kaufgarn, welches, nach dem schriftlichen Geständnisse eines verstorbenen Leinenhändlers, das man in Händen hat, das beste Garn war, was er aus dortiger Gegend empfing.

gegen ihn erweckt hat; theils, weil er würklich nicht so gut ist, als der aus dem Erzgebürge und der Oberlausitz, da der Saame zu dick gesäet, und er dadurch nicht so lang wird, sich nicht gut zu diesem so feinem Gespinnste gebrauchen läßt. Alles Gesinde erhält daselbst, das Land zu zwei Metzen Lein, dessen Bearbeitung sie selbst besorgen müssen, und außerdem noch jährlich 24 Ellen weiße Hausleinewand, und jedes Mägdchen 5 Kloben spinnbahren Flachs. Will das Mägdchen seinen guten Namen und den Ruf einer wirthschaftlichen Person erhalten, so darf es den Flachs nicht verkaufen, sondern muß solchen bis zu seiner Verheirathung aufheben, und die Menge desselben ist es, worauf dort die Frauenspersonen ihren künftigen Haushalt bauen, denn wenn auch der Bräutigam hiernach sich nicht erkundigen sollte, so versäumen es doch seine Aeltern und Anverwandte gewiß nicht, und wenn beide Theile in diesem Punkte haushälterisch gewesen sind, so können sie bei der Verheirathung leicht 100 bis 150 Kloben zusammen bringen.

Im Erzgebürge wird größtentheils nur Hausleinewand die Elle zu 2, 4 Ggr. ꝛc. gerechnet, entweder zum eigenen Gebrauch oder zum Verkauf verfertigt, welche man größtentheils nur in den 3 Monaten Febr. März und April webt, da in den ersten Wintermonaten das Garn dazu gesponnen wird. Vor Ende des Januars schlägt der Bauer seinen Weberstuhl nicht auf, da er bis dahin im Felde, mit Reinigung des Getreides, und im Holze noch beschäftigt ist; ist der Stuhl aber einmal aufgeschlagen, so wird auch beständig bis Ende Aprils fortgewebt, hat er selbst jemand, der es versteht, so verrichtet es dieser, wo nicht, so nimt man einen Tagelöhner, der außer dem Essen die Zahl der Stücke, die er verwebt, bezahlt erhält, selten giebt der Bauer das Garn zum Weben aus dem Hause, weil er etwas darin sucht, in jenen Monoten einen Weberstuhl in seiner Stube zu haben. Kaum ist aber der April vorüber, so beeifern auf der andern Seite die starken Landwirthe sich in die Wette, den Stuhl je eher je lieber aus der Stube zu schaffen, weil solcher sonst für den Beweiß einer unordentlichen Haushaltung angesehen wird, desto mehr prunken sie alsdenn aber mit der in ihren Gärten zum Bleichen ausgelegten Leinewand, die aber gegen die Heuerndte auch gewöhnlich fertig ist.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Freitag, den 13ten Julius 1792.

Einige Bemerkungen über den Flachsbau, über die Leinewandmanufakturen, Bleichen, über den Leinewandhandel in Schlesien, und in einigen andern Gegenden Deutschlandes.

(Schluß).

In der Oberlausitz ist die Behandlung des Leinenwebens ganz anders, denn dort werden die Leinewandfabriken Jahr aus Jahr ein betrieben, und mehrere tausende leben davon. Hausleinewand wird nur zum eigenen Gebrauch verfertiget, sonst aber werden alle die Artickel wie in Schlesien, und zum Theil, vorzüglich was die feinen betrift, noch in weit größerer Vollkommenheit gemacht, und die Garne dazu theils gesponnen, theils gekauft, daher man sich hier nur auf das, was man davon bereits vorher bei Schlesien gesagt hat, beziehet. Außer jenen Artikeln, wird hier aber noch eine Menge feine Leinewand von gebleichtem Garne, das in Schlesien nicht geschieht, gemacht; die erst seit der Aufnahme der Hugenotten, ihren Anfang genommen haben, und auf Verlangen der Hamburger verfertigt wurden. Man theilt sie gewöhnlich in halbe Stücke zu 56 Ellen lang, und 5½viertel breit, wozu das Garn ungebleicht meßrst aus Böhmen und Schlesien kommt, und richtet sich der Preis nach der Nummer der Feine, der überhaupt sehr verschieden ist, weil man in der Lausitz Leinewand macht, wovon die Elle gegen 2 Rthlr. kostet.

Auch die Art des Bleichens, ist in der Lausitz, im ganzen genommen, nicht sehr von der in Schlesien verschieden. Kenner ziehen indessen die schlesische Bleiche jener vor, da ein Stück, welches daselbst gebleicht ist, sich bei weitem besser und feiner, als jenes, anfühlen läßt; doch hat man auch hier Waare gesehen, die schwerlich jener den Vorzug zugestehen wird. Daß sie aber im Durchschnitte nicht so gut als jene ist, rührt wohl mit daher, weil man sich in der Lausitz zu häufig der Kesselbleiche, und nicht, wie in Schlesien, der Trübs oder Buttenbleiche bedient. Jene, wobei die Waare gekocht wird,

beschleunigt zwar mehr das Bleichen, allein sie wird nicht so gut und geschmeidig. Um diesem Uebel abzuhelfen, pflegen einige vorzüglich die Leinewand, so wie sie aus der Bücke kömmt, zu trocknen, sie alsdenn mit Oel, Fett oder Butter, zu beschmieren, ein Paar Tage einzupressen, und hierauf mit Seife und warmem Wasser auszuwaschen, und so zu bleichen.

An einigen Orten in Sachsen, hat man auch Versuche mit der neuen und geschwinden Bleichmethode, vermittelst des Braunsteins, der Salzsäure, und anderer dephlogistisirter Luftarten gemacht, allein man findet auch hier das wahr, was allgemein von diesen Anlagen des Bertholets, Valette, und Watt, gesagt wird, nemlich: daß die Weiße der gebleichten Waare, doch nie der schönsten holländischen und schlesischen Bleiche gleich kömmt, und daß der Unterschied der Geschwindigkeit bei diesem Verfahren, gegen die mit mehrerer Sicherheit in Schlesien forcirte geschwinden Bleichen, nicht so beträchtlich ist, daß solcher die Anlagen und Kosten, und das Risico, hinlänglich vergüten sollte, da bei dem geringsten Versehen die Waare ganz verdorben werden kann. So verdarb z. E. ein angesehener Chymiker in einer beträchtlichen Stadt in Sachsen, der mit Hülfe seiner Frau mehrere Versuche mit dieser Bleiche unternommen hatte, und eine Anlage im Grossen, die denen des Watt bei Grigor's Bleiche zu Glasgow, des Walters zu Lille, und Hausmanns zu Colmar ähnlich werden sollte, zu machen, sich vorgesetzt hatte, doch ein Stück Zeug von einer neuen Erfindung, das Ihrer Durchlaucht der Churfürstin vorgelegt, und, um es geschwind weiß zu bekommen, auf diese Art gebleicht werden sollte, bei aller darauf verwandten Vorsicht. Das Zeug erhielt nemlich diejenigen gelben Flecken, die von den wärmsten Vertheidigern dieser neuen Bleichmethode, nur als zufällig von heterogenen Bestandtheilen der Salzsäure herrührend, angesehen werden, die aber, so lange die Wahrscheinlichkeit noch da ist, daß sie leicht entstehen können, immer die allgemeine Einführung derselben bei weißem Zeuge verhindern, und sie nur auf einige gefärbte einschränken werden, anderer Gründe, die ihrer allgemeinen Einführung entgegen stehen, nicht zu gedenken. Träten jene Umstände nicht ein, so könnte die Anlegung einer solchen Bleiche mit der Zeit ein sehr einträgliches Gewerbe werden, da die Salzsäure nicht bloß zum Bleichen der Zeuge, und wie auch bereits geschehen ist, zu dem des Wachses würde gebraucht werden können, sondern auch aus dem Residuo, woraus die Salzsäure gezogen ist, mit Vortheil ein sehr gutes glauberisches Salz sich würde ziehen lassen. Auch die Lauge, worin die Zeuge ausgewaschen werden, und die dadurch mit dephlogistisirter Luft aus der Salz- und Braunsteinsäure geschwängert wird, giebt ein Salz, womit die Chymisten zwar

noch

noch nicht zureichende Versuche gemacht haben, um dessen technischen Nutzen bestimmen zu können, das aber doch wahrscheinlich noch zu mancherlei Gebrauch dienlich seyn, und einen 3ten Gewinnst aus dieser Bleiche verursachen kann. Indessen hat doch jene damals fehl geschlagene und mißlungene Bleiche, viel dazu beigetragen, daß diese Erfindung in Sachsen den Credit verlohren hat.

Auch aus Sachsen wurde ehemals ein großer Theil der gesponnenen Garne zum Nachtheil der einheimischen Weberei ausgeführt, daher unterm 17ten Sept. 1763. die Ausfuhr der Leinengarne in die Länder, aus welchen solche in die sächsischen nicht ausgeführt werden dürfen, oder in solche, wo die daraus in Sachsen verfertigten Zeuge verboten sind, untersagt, und befohlen wurde, daß die Garne nur in solche Oerter im Lande, die das Marktrecht haben, gebracht werden dürfen, und daß bis 11 Uhr Vormittags die Leineweber den Vorkauf haben sollen; nach 11 Uhr sollte zwar jedem frei stehen, Garn zu kaufen, doch sollten die Fremden, die alsdenn Garn eingekauft hätten, solches jedesmal bei der Accise des Orts melden, und zur Legitimation, daß sie die Garne nicht auf dem Lande, sondern in einer Stadt und auf dem Markte eingekauft hätten, einen Zettel erhalten, um solchen bei dem Grenzzolle wieder abzugeben, ohne welchen kein Garn, bei Strafe der Confiscation, selbst in die Länder nicht ausgeführt werden sollte, wohin die Ausfuhr sonst erlaubt ist.

Da diese Verordnung theils für die Spinner, theils auch für die Leineweber, die entfernt von den Städten wohnten, und nach derselben ihr Garn nur auf den Märkten verkaufen oder kaufen konnten, zu beschwerlich war, und Aufenthalt mancherlei Art zum Schaden dieser Leute veranlaßte, so ist unterm 6ten Aug. 1778. diese Verordnung dahin abgeändert, daß den Leinewebern nachgelassen ist, ihre nöthigen Garne, selbst auf dem Lande zu sammeln, doch sollen alle von den Handwerkern einer Lade, zum Einkauf des Garns abzuschickende Meister nicht allein mit einem vom Obermeister unterschriebenen und mit dem Handwerkssiegel besiegelten Attestate, daß sie Innungsverwandte sind, versehen seyn, sondern sie sollen auch von der Obrigkeit ihres Orts beeidigt werden, und ein Zeugniß erhalten, daß sie das Garn lediglich für sich und ihre Mitmeister, nicht aber für Krämer und Kaufleute, in oder außer Land, einkaufen wollen. Dieses Zeugniß sollen sie an jedem Orte, wo sie Garn einkaufen wollen, von der Ortsobrigkeit unterschreiben, auch die Zahl der Stücke Garn, die von ihnen gekauft sind, darauf bemerken lassen, und solches demnächst mit der Angabe für wen sie das Garn gekauft haben, zurück liefern. Ohne einen solchen Paß soll kein Garnsammler auf dem Lande geduldet werden.

Die Churpfalz hat, was die Leinewandmanufacturen, die daselbst erst im Werden sind, und die Polizei derselben betrift, nichts besonders, wohl aber unterscheidet sich der Flachsbau von dem, der in beiden eben beschriebenen Gegenden gebräuchlich ist, daher man von solchem hier ein Paar Worte sagen wird.

Zum Flachsbau nimt man daselbst, wenn man die Wahl hat, einen Acker, der zwischen schwerem und leichterm Boden das Mittel hält, gewöhnlich ein Kleefeld oder Brachacker, und bestreuet solchen vorher sehr stark mit Asche, weil man glaubt, daß diese das Unkraut und das Ungeziefer vertreibt. In einigen Gegenden wird das Land im Herbste, in andern im Frühjahre gedüngt, da erstere alsdenn das Land 2 mal im Herbste, und 2 mal im Frühjahre durchzupflügen pflegen. Die Saatzeit ist theils nach der Gegend, theils sehr oft nach blösser Grille, verschieden, fängt aber gewöhnlich in der Mitte des Aprils an, und dauert bis Johannis, gerne wählt man die Zeit zur Saat nach einem Regen, und rechnet auf 160 rheinische □ Ruthen, gewöhnlich 5 Simmer. *)

Man wählt zur Saat dicken schweren braunen Saamen, gewöhnlich rigaer, hat man aber solchen nicht, so vertauschen die Dörfer den selbst geernteten Saamen dergestalt unter sich, daß man den in schwerem Boden gezogenen, auf einen leichtern, und den von einem leichten auf einen schwerern versetzt.

Man unterscheidet 3 Arten von Flachs, den langen frühen, den späten, und den sogenannten Springflachs, welcher letztere eine Mittelgattung ist; den ersten hält man gewöhnlich für den besten, doch bringen die Besitzer des letztern, solchen durch etwas mehr Arbeit an Klopfen und Hecheln, zu eben der Feine.

Wenn der Lein gerupft ist, welches, wenn der Saame zeitig ist, geschieht, läßt man ihn einige Tage auf dem Acker liegen, daß er abstirbt, bindet ihn in starke Bunde zusammen, und stellt ihn in eine lustige Scheune, oder Boden, bis er ganz trocken ist. Man schlägt hierauf den Saamen ab, macht nachher die Bunde wieder zu, und hebt sie da, wo man sie vorher hat stehen gehabt, bis gegen den Herbst auf, da man sie alsdenn von einander macht, und den Flachs zur Thauröste im Felde ausbreitet, welches wegen des sich um diese Zeit einstellenden häufigen Regens, oder starken Nebels, sehr geschwind von statten geht.

Aus dem Flachse wird in diesen Gegenden gewöhnlich nur Garn für die Hausleinewand gesponnen, wobei nichts auszeichnendes vorfällt, daher man solches übergeht, und nur das noch anführt, daß in der Pfalz in den Wintermonathen die Spinnstuben, über

*) 5 Simmer sind beinahe 4½ hiesige Himbten.

über deren Einfluß auf Moralität seit einiger Zeit so sehr viel gestritten wird, so häufig sind, wie kaum in einer Gegend Deutschlands, daß man aber von solchen, seitdem wegen selbiger unterm 10ten April 1767. eine eigene Verordnung erlassen ist, vermöge welcher alle Mannspersonen bei Thurmstrafe aus denselben gewiesen sind, nichts nachtheiliges sagen kann, wohl aber, daß die Hausmütter sehr mit solchen zufrieden sind, da sie Aemulation erwecken, und selbst ihre Töchter und ihr Gesinde, zum Besuchen derselben antreiben.

Auch die in und um Magdeburg sich nieder gelassenen Pfälzer, brauchen zu ihrer Aussaat nie fremden Saamen, sondern den in ihrer Gegend gezogenen sogenannten Manheimer Saamen, der gewöhnlich bei ihnen vortrefflich wieder gedeihet, da sie den Flachs nie eher rupfen, bis der Saame in den Knoten braun und glatt wird, und alsdenn den Flachs so lange auf dem Felde ausbreiten, bis jener sich durch Reiben in der Hand leicht und rein auflößen läßt, da er dann abgedroschen und in den Knoten bis zur nächsten Saatzeit aufgehoben wird. Gewöhnlich lassen sie den Saamen ein Jahr ruhen, ehe sie ihn wieder aussäen, und wenn sie solches ein Paar mal gethan haben, so vertauschen sie ihn mit ihren Nachbarn, gegen andern im Lande gezogenen, nie aber wird ausländischer gekauft.

Zum feinsten Gespinnste ist freilich ihr Flachs nicht geschickt, allein hieran ist nicht der Saame, sondern das späte Aufziehen schuld, ließen sie nur, wie in andern Gegenden geschieht, einen Theil des Saamen zur Aussaat, in den Knoten recht reif werden, und rupften den übrigen Flachs früher, so würde dieser unstreitig zum feinsten Gespinnste recht gut zu gebrauchen stehen, da einige von ihnen solches selbst eingestehen, aber auch zu gleicher Zeit zur Antwort geben, daß sie keinen feinern Flachs nöthig hätten, als sie auf jene Art mit vollkommener Nuzzung alles Saamen erhielten.

Dieses sind Bemerkungen, die man bei Besuchung der Leinenmanufacturen in den namhaft gemachten Gegenden gesammelt hat, ein jeder wird finden, daß das Verfahren der Oekonomen und Fabrikanten in jenen Ländern von dem, welches gewöhnlich bei uns gebräuchlich, in vielen Stücken sehr verschieden ist, und die Erfahrung, die für jene Gegenden spricht, hat bewiesen, daß es sehr oft besser ist, daher man sie dem Kenner, dem practischen Oekonomen und Fabrikanten zu eigenen Versuchen vorlegt. Wem von ihnen Gelegenheit und Umstände es erlauben, der vergleiche sie mit seinen gesammelten Erfahrungen, prüfe sie im Kleinen in seiner Feldflur, mit den ihn umgebenden Bächen, Teichen, und andern Gewässern, wende einen ganz geringen Theil seiner Flachserndte zu solchen Versuchen an, und wage es, nur zuweilen im Kleinen von der Väter Weise abzuweichen, und er wird finden, daß von dem oben erzählt

zählten Verfahren unſerer Nachbarn um uns, doch wenigſtens etwas anwendbar und nützlich für uns ſeyn wird, ſey es auch noch ſo wenig, da wir noch bis jetzt keinen Grund haben, zu glauben, daß Verſuche (denn jedes allgemein ausführbar befundene Verfahren in dieſen Geſchäften, iſt ehemals doch immer erſt ein Verſuch geweſen,) die Auswärtigen geglückt ſind, bei uns alle mißglücken müſſen; allein wer nicht wagt, der nicht gewinnt, iſt ein Sprüchwort, deſſen Wahrheit ſich leider nur zu oft äußere.

Hannover. Hahn.

Von der Zubereitung des Lakmus.*)

Eine Stunde Weges über Lünel in der Provinz Languedock im ſüdlichen Frankreich liegt das Dorf Gallargius, auf einem Hügel, volkreich und wohlhabend durch einen beſondern Zweig der Indüſtrie. Dieſes Dorf iſt ſchon ſeit undenklichen Jahren im Beſitz, die blauen Lappen zu färben, aus welchen der Lakmus gezogen wird. Den 25. Jun. geben die Conſuln von Gallargius den Einwohnern die Erlaubniß, die Pflanze zu ſuchen, welche den blauen Saft enthält. Vor dieſem Tage darf es keiner wagen, darauf auszugehen. Sie halten ſo genau darüber, als die Holländer mit ihrem Anfang des Heringsfanges. Die Pflanze wird in der dortigen Gegend la Maurelle genannt. Die Bauern des Dorfs vertheilen ſich in Haufen. Einige gehen hierhin, andre dorthin, und durchſtreichen das Land auf 15 Meilen in die Runde. Eine Gegend, wo dieſe Pflanze häufiger wächſt, als an andern Orten, bleibt ein Familiengeheimniß, das man ſorgfältig vor dem Nachbar zu verbergen ſucht. Jeder, der ſeine Bünde geſammelt hat, eilt damit nach Hauſe, ehe die Pflanze welkt und ihre Säfte gähren. Dann wird die Maurelle auf einer Mühle, die einer Oelmühle ähnlich ſieht, zu einem Brei zerrieben, und dieſer in einem Sack von geflochtenen Binſen unter eine Preſſe gelegt. Mit dem ausgepreßten grünen Safte werden dann wohlgewaſchene linnene Lappen gefärbt, welche an die Sonne gehängt werden, damit ſie geſchwinde trocknen. Dieſes wird noch zwei bis dreimal wiederhohlt. Die Lappen erhalten auf dieſe Weiſe eine olivengrüne Farbe. Um dieſe in ein ſchönes Blau zu verwandeln, wird folgende Behandlung vorgenommen. Man hebt einen Monat vor der Maurellenſammlung allen Urin aus dem Hauſe in ſteinernen Gefäßen auf. Auf dieſe werden Stäbchen gelegt; die gefärbten Lappen, nachdem etwas ungelöſchter Kalk beigemiſcht worden, darüber ausgebreitet, und endlich alles mit einem

*) Aus den lippiſchen Intelligenzbl. St. 11. von 1792.

nem Tuch bedeckt. Der Kalk entwickelt das flüchtige Laugensalz des Urins; dieses dringt in die Lappen, vereinigt sich mit der Farbe, und verwandelt sie in 24 Stunden in ein schönes Blau. Es giebt auch Leute, die den Mist von Pferden und Mauleseln dazu brauchen, die blaue Farbe zu entwickeln. Diese Behandlungsart ist aber der Gefahr ausgesetzt, daß die Lappen oft roth statt blau werden, wenn nicht alle mögliche Sorgfalt dabei angewendet wird. Endlich werden die Lappen noch einigemal mit dem Saft der Maurelle gefärbt bis sie stark dunkelblau sind. Diese Lappen verkaufen die Bauern an Kaufleute in Montpellier, welche sie in Ballen nach Holland versenden. Einige holländische Fabrikanten besitzen das Geheimniß, die Farbe aus diesen Lappen zu ziehen, ihr einen festen Körper zu unterlegen und Haltbarkeit und Dauer zu verschaffen. In dieser Gestalt wird diese Farbe unter dem Namen Lakmus verkauft. In Frankreich hat man einen Preis darauf gesetzt, wenn Jemand dort eben so, wie in Holland die Farbe aus den Lappen ausziehen könnte. Es ist aber bis jetzt vergebens gewesen. Die Bauern erhalten für jene Lappen jährlich an die 4 bis 5000 Rthlr.

Der mannigfaltige Gebrauch des Lakmus ist bekannt genug. Jedem, der bei allem was er braucht, gern wissen mögte: woher es kommt, und auf welche Art es das geworden ist, wie er es vor sich hat, kann diese nicht allgemein bekannte Nachricht nicht unangenehm seyn. Sie findet sich weitläuftiger in den kürzlich heraus gekommenen Fisch-Briefen über die südl. Provinzen von Frankreich.

Auch noch etwas über das Pochen in Gräbern.

Dem Anschein nach scheints Lieblingsmaterie zu werden, darüber zu schreiben, zu sprechen, und zu beweisen, daß viele Menschen lebendig begraben werden; und wirklich findet man hie und da schon manche, die aus Besorgniß, ihnen mögte auch so etwas begegnen, in Furcht und Schrecken gesetzt werden. Man sollte wirklich die Sache nicht als so allgemein vorstellen: denn gewiß ist es doch wohl, daß sich der Fall höchst selten zugetragen, und nicht mit Gewißheit erwiesen werden kann, daß unter 20000 Einer lebendig begraben wird, und daß wirklich, wenn auch ein Mensch 3 — 4 Tage: denn so lange läßt man doch wenigstens unter uns die Todten über der Erde stehen, sich in einer Ohnmacht, oder einem Todten ähnlichem Zustande befunden hätte, derselbe, alsdenn im Sarg verschlossen und mit 4 Fuß hoher Erde bedeckt, sich so weit wieder ermuntern sollte, daß er pochen und Lärm machen

chen könnte. Bei den Juden, die am Tage des Todes noch vor Sonnenuntergang begraben werden müssen, mögten die Fälle sich häufiger zutragen können. — Nun eine Geschichte vom Pochen im Grabe.

Es mögen ungefähr 22 Jahre seyn, als in hiesigen Landen zu H. im Amt L. ein Paar Eheleute lebten, unter welchen beständige Zwistigkeiten herrschten, die auch in Thätlichkeiten ausbrachen, und in der ganzen Gegend nicht unbekannt blieben. Eins von diesem Paare starb, und wenige Tage nachher starb auch der andere Gatte. Schon bei Heraustragung des letztern, wollten die Träger ein Geräusch im Sarge gehört haben, inzwischen er ward ohne weitere Untersuchung beerdigt. In den folgenden Tagen nun verbreitete sich das Gerücht, daß man im Grabe pochen hörte, dies dauerte Wochen lang, und viele Menschen aus den umliegenden Gegenden zogen hin zum Kirchhofe, und hörten — alle — das Pochen.

Daß aber etwa einer lebendig begraben, fiel keinem ein, vornehmer und geringer Pöbel schrieb die Erscheinung, der Antipathie der Eheleute zu, die auch in der Erde sich so nahe bei einander nicht dulden könnten. Königl. Amt untersuchte die Sache, die Särge wurden ausgegraben und geöfnet, und man fand die Todten so ruhig liegen, wie sie eingelegt waren, auch nicht das allergeringste Merkmal, woraus sich hätte schließen lassen, daß ein oder der andere im Grabe wieder erwacht wäre, und gepocht hätte. Hiermit war die Frage zu Ende, und die Ursach des Pochens ward nicht entdeckt.

Ich selbst hielt es nicht der Mühe werth, hin zu gehen und pochen zu hören, weil ich 2 Stunden davon entfernt war, an die Antipathie der Verstorbenen im Grabe nicht glaubte, an kein wieder lebendig geworden seyn denken konnte, weil das Pochen erst einige Tage nach dem Begräbnis ausgieng. Aus meinem damaligen Wohnorte, war auch eine Gesellschaft hingefahren, und sie versicherte bei ihrer Rückkunft, daß sie das Pochen gehört hätte. Als ein ungläubiger Thomas ließ ich den Fuhrmann kommen, und fragte ihn, ob er denn auch das Pochen gehört hätte? Ja. Ich drang näher in ihn, und konnte aus der Lage, in der ich mit ihm war, erwarten, daß er mir die Wahrheit sagen würde. Hier ist seine Aussage: „Die ganze Gesellschaft hätte kein Pochen gehört, und er auch nicht; allein der Herr C. und die Frau O. hätten ihm befohlen, er sollte jedermann der ihn fragte, sagen: daß die Gesellschaft, die er gefahren, und er auch, wirklich das Pochen gehört hätten."

So mag es denn wohl mit mehrerm Pochen im Grabe zugehen.

E-d-m-ßn. B-ß-e.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Montag, den 16ten Julius 1792.

Nachricht von einigen Verhandlungen der Königl. Churfürstlichen Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle in den beiden Frühjahrsversammlungen des gegenwärtigen Jahres.

Von den mehreren Gegenständen, welche den engeren Ausschuß der Landwirthschaftsgesellschaft in den beiden obigen Versammlungen beschäftiget haben, dürfte etwa die öffentliche Mittheilung folgender, den Lesern dieser Blätter interessant seyn. Vielleicht ist es eben diesen noch erinnerlich, daß die Societät in Ansehung des Kleebaues, im vorigen Jahre bekannt machte: daß, um die Sorgfalt und das Interesse für den glücklich angefangenen Anbau desselben zu befördern, diejenigen, die bisher Kleesaamen unentgeldlich bekommen hätten, und mit dessen Anbau zu continuiren wünschten, in Zukunft solchen nur gegen Erlegung von 3 mgr. das Pfund, für das laufende Jahr erhalten könnten. Sie hatte dabei die doppelte Absicht, theils mehrere Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf den Anbau desselben, bei dem Landmanne zu bewirken, theils zu sehen, was für ein Grad von Ueberzeugung des Nutzens, bei demselben durch die bisherige unentgeldliche Vertheilung in dem Falle entstanden sey, wenn er etwas dafür erlegen solle. Und da bekanntlich der Landmann überall sehr schwierig bei Neuerungen in der Oekonomie ist, und diese Schwierigkeit sich in dem Falle vorzüglich vergrößert, wenn die Neuerung mit baaren Auslagen verbunden ist; so muste es der Societät ein nicht geringes Vergnügen seyn zu bemerken: daß, da die unentgeldliche Vertheilung des Kleesaamen, im vorigen Jahre 7680 Pfund betragen, das in diesem Jahre mit 3 mgr. für das Pfund bezahlte Quantum, sich gleichwohl auf 7386 Pfund belief; die ganze, durch die Societät veranlaßte Kleeaussaat aber, die Pfundeszahl von 9895 Pfund ausmachte. Diese Bemerkung hat daher zu dem Beschlusse die Veranlassung gegeben: daß, um dies Interesse beim Landmanne noch zu vermehren, und diese Culturverbesserung zu erweitern, für das künftige Jahr dem contribuablen Landmanne in Heidgegen-

den das Pfund gegen Erlegung von 2 mgr., jedoch unter gewissen Bedingungen verlassen werden solle, welche demnächst noch genauer bestimmt werden.

In Betreff der zu Veredlung und Verbesserung der Viehzucht getroffenen Anstalten, ist nicht nur die von dem Herrn Vogt Molsen zu Lehrte unternommene Anlegung einer Kühe-rei, friesischer Raçe, aus welcher die Kälber an solche, die mit Bestand Stallfütterung bereits eingeführet haben, unentgeldlich vertheilet werden sollen, wirklich zu Stande gekommen, und von gutem Fortgange; sondern es sind auch die den fünf Dörfern im Osterstadischen, für die drei besten ihrer Kühe oder Quenen von eigener Aufzucht auf drei Jahre verwilligte Prämien, an die unten benannten Personen zahlbar geworden.

Zu Fortsetzung und Vermehrung des vorzüglich von den Dörfern Hanstedt und Quarrendorf, Amts Winsen an der Luhe, mit Kunstkenntniß und einem ausnehmenden Fleiße angefangenen und fortgesetzten Wiesenbaues, dieses im Lüneburgischen so wichtigen ökonomischen Gegenstandes, hat die Societät die Kosten zu Anordnung der vortheilhaftesten Anlegung der Wasserleitungen aus der schmalen Aue, und der desfalls nöthigen Vermessung und Untersuchung eines Kunstverständigen, bewilliget.

An Prämien für errichtete Steinmauern sind an nachstehende Personen des Amts Medingen, die Ruthe zu 12 mgr. ausgezahlt:

1) an Johann Jürgen Grim für 204 Fuß Länge.
2) an Hinrich Christian Meyer, für 450 Fuß Länge
3) an Hans Hinrich Helmcke, für 330 Fuß Länge
4) an Hinrich Jürgen Schenck, für 116 Fuß Länge
5) an Nicolaus Menrich, für 31 Ruthen und 14 Fuß Länge
6) an Franz Hinrich Hartig, für 8 Ruthen Länge
7) den Anbauern auf dem Hahnenberge im Oehmer Holze, Amts Rehburg, für Anlegung lebendiger Hecken und Steinmauern, 25 Rthlr.
8) dem Gutsmann des Klosters St. Michaelis, Johann Jürgen Radel aus Bohndorf, für 24½ Ruthe Steinmauern
9) dem Einwohner Weishun, zu Beedenbostel, für angelegte 660 Fuß Weisdornhecken, die Ruthe zu 9 mgr. nebst einer größern silbernen Medaille
10) dem Einwohner Cordes im Neuenlande, dem Einwohner Wischel zu Sandstedt, und dem Vogt Allmers zu Rechtenfleth, einem jeden 10 Rthlr., als die Prämie für die beste junge Kuh von eigener Aufzucht
11) der Dorfschaft Landesbergen, wegen errichteten gemeinschaftlichen Holzkamps, zwei größere

größere silberne Medaillen, zur Aufbewahrung in die Bauerlade.

Zu Mitgliedern sind aufgenommen:

Herr Cammerherr Baron von Hohberg, auf Prausnitz in Schlesien.

Hr. Geh. Oberfinanzrath und Director der Ritterakademie zu Liegnitz, von Bülow.

Hr. Hofrath Müller, zu Rosenau in Schlesien.

Hr. Oberforstmeister von Spörcken, hieselbst.

Hr. Oberhauptmann und Landrath von Schrader, zu Blekede.

Herr Stadtdirector Schniebert, zu Liegnitz.

Herr Drost von Becquer, zu Rehburg.

Herr Senator und Forstinspector Benecke zu Hameln.

Herr Hofapotheker Seyler, hieselbst.

Herr Zieglei- und Seidenbauverwalter Wundram in Herrenhausen.

Herr Amtschreiber Neuburg zu Nienburg.

Herr Amtschreiber Kritter, daselbst.

Hr. Förster Bühmann, zu Schneeren.

* * *

Uebrigens sind die dermalen bei der Societät subsistirende Prämien, folgende:

1) für die ersten 9 Einwohner der Dörfer in Heidgegenden, die dahin unter sich überein kommen, einen District in ihrem Felde nahe am Dorfe auszuwählen, solchen rund um zu befriedigen, sich darauf der Koppelweide zu begeben, und ihn zu einem Futtercampe zu aptiren, für jeden vorbeschriebenermaaßen aptirten Morgen drei Thaler, und den dazu erforderlichen Kleesaamen unentgeldlich.

2) Für die 3 folgenden Jahre, für jede neu angelegte und bis aufs dritte Blatt gebrachte Ruthe Weisdornhecken, 9 mgr.

3) Für jede neu angelegte Ruthe Steinmauer, 12 mgr. gleichfalls für die ersten drei Jahre.

Weiblicher Putz, im Verhältniß zu weiblicher Schönheit.

Ein prachtvoller Anzug reizt weniger, als ein modischer, und ein modischer weniger, als ein geschmackvoller, aber mehr als alles reizt ein nettes Negligee. Das ist eine Regel, die ein unter dem Namen Anton-Wall bekannter und geschätzter Schriftsteller mit zum Hauptinhalte der Lehren rechnet, die eine gescheute Mutter ihrer aufblühenden Tochter gab. Sie

ist auch so ganz der Natur, Bestimmung, und den Verhältnissen des andern Geschlechts, besonders in den mehr verfeinerten Ständen der Gesellschaft, angemessen, daß ich glaube, es giebt entweder gar keine Aesthetik des weiblichen Putzes überhaupt, oder sie muß auf ihr beruhen, und in ihr gewissermaaßen enthalten seyn. Bekanntlich ist es gleichwohl gerade diese Grundregel, welche das wunderbare und launische Spiel der weiblichen Phantasie am gewöhnlichsten vernachläßigt, so oft sich auch diese Vernachläßigung selbst bestraft.

Als die Göttinnen des Olymps nach jener Dichtung des Alterthums, die neugeschaffene Pandora ausstatteten, gab ihr Venus Schönheit und das holde Lächeln; Minerva wand einen Schleier um sie her, die Horen kränzten ihr Haar mit Blumen des Frühlings, die Charitinnen knüpften goldne Spangen um die Arme, und, was die belebte und geschminkte Figur zur siegenden Schönheit vollendete, Mercur legte die süße Ueberredung auf ihre Lippen. Welch eine Simplicität, und doch zugleich, welch ein Ideal des Putzes, das die Fabel hier aufstellt! Pandora sollte den Prometheus, jenen listigen Sterblichen, fesseln und — betrügen, der den Vater der Götter selbst getäuscht hatte. Alle Göttinnen musten ihre Talente aufbieten, um ihr den Zauber des Himmels zu leihen, und, was thaten sie? — Lieblichkeit des Körpers war das erste Geschenk; um diese lebhafter ahnden zu lassen, wo sie nur geahndet werden darf, schürzte Minerva bescheiden und züchtig das Gewand; das Haar wurde durch Blumen gehoben, und nur, damit der Arm vor dem Übrigen nicht übersehen würde, fanden die Grazien goldne Spangen nöthig. Schon der Dichter jener Fabel, macht dem Geschmacke der Göttinnen das Compliment, daß er den Prometheus von der Pandora beim ersten Blicke erobert und betrogen werden läßt. Ein unendlich größeres Compliment aber macht eben diesem Geschmacke, die griechische Kunst, deren höchsten Flor die vereinigte Stimme aller Kenner des Schönen in die Epoche setzt, wo sie ihn nachbildete.

Der weibliche Putz kann und soll keinen andern Zweck haben, als die natürliche Schönheit des Körpers zu erhöhen, sie mit der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen, und den Eindrücken derselben noch mehr Gefälliges, oder auch mehr Bestimmtes zu geben. Das Interesse des andern Geschlechts erfordert es, durch Schönheit, Bescheidenheit, und Anmuth im Wesen, Herz und Sinn zu gewinnen. Jeder Putz ist also diesem Interesse durchaus entgegen, der die Reize verbirgt, die sich nicht nur frei zeigen können, ohne zu beleidigen, sondern selbst durch ihn anziehender werden sollen; der das Auge durch zu großen Reichthum blendet, ohne es auf das zu heften, worauf er es eigentlich heften soll; der durch zu bunte Mannichfaltigkeit auffällt; der eine

schlan-

ſchlanke edle weibliche Figur, zu einer Carricatur umgeſtaltet; der da zu viel andeutet, wo ein zartes unverdorbenes Gefühl mit etwas Wenigerem zufrieden wäre. Mich dünkt, daß ſich in den neuern Zeiten die Moden, denen das andre Geſchlecht ſeinen Beifall gegönnt hat, im Ganzen ungemein vortheilhaft vor den ehemaligen auszeichnen. Das Geſchnürte, Gepreßte, Enge, Steife des Anzugs, hat ſich verloren, und die Reifröcke und Vertugadons, gehören jetzt zur modernen Antike. Der eitle Prunk ſteht in den beſſern Cirkeln mit ſeinen Anſprüchen nicht ſelten beſchämt und zum Lachen da. Die Manier des Putzes, iſt prachtloſer, einfacher, weniger koſtſpielig, und weniger beſchwerlich geworden. Die ſchöne Form eines weiblichen Körpers, wird bei der heutigen Art ſich zu kleiden ſichtbarer, und das iſt doch wahrlich eine Hauptſache. Sie wird noch immer ſichtbarer werden, je weiter die Moden ſich von alberner Etikette entfernen, und einem natürlichen Negligee nähern, das noch nicht darum, weil es Negligee heißt, nachläßig ſeyn darf. Wie ſehr ſollte man wünſchen, daß die gegenwärtige Mode immer herrſchender, und immer vollkommner würde! Es hängt von dem Geſchmacke der Weiber im Putze mehr ab, als man ihn ſich einbildet; größere Geſundheit, geringerer Aufwand, mehr Zufriedenheit, in den Ehen, und ſo viele andere Annehmlichkeiten des Lebens, und der Geſelligkeit, die dadurch allein, wo nicht ganz beſtimmt, doch ſehr modificirt werden. Freilich läßt es ſich nicht erwarten, daß das erfinderiſche und unruhige Genie der Weiber nicht ferner auf dieſe und jene Seltſamkeiten geriethe; daß es nicht auch an Wülſten, Commoden, Poſchen, Trompeuſen, Bouffanten und ſineſiſchen Hüten, mit unter Vergnügen fände. Man muß ſich überdem beſcheiden, daß ohne dieſe Seltſamkeiten der Herausgeber des Modejournals zu viel verlöhre, und daß doch jene Sachen ihren Nutzen, und manche kleine Vortheile haben, von denen man nicht immer laut ſprechen kann. Wenn aber nur die Schönheit das königliche Siegel, das die Natur ihr aufdrückte, nicht entſtellt; wenn ſie nur nicht Moden fröhnt, die aus Bedürfniſſen erſonnen wurden, welche ſie nicht kennt; wenn das Prächtige, Gezierte, und Bunte, weniger beliebt wird, als das Einfache, Kunſtloſe und Anſtändige, ſo iſt ſchon genug gewonnen.

Kurze Anzeige der Rettungsmittel zur Wiederherstellung der Ertrunkenen.

(Aus dem zweiten Stück der Biblioth. für Chirurgie und praktische Medicin.)

Vom Hrn. Professor Arnemann in Göttingen.

Die Einrichtung der humanen Gesellschaft in London, zum Besten der Wiederherstellung ertrunkener, oder verunglückter Personen, hat so wohlthätige, und so ausgebreitete Folgen für die Menschheit, und hauptsächlich für Ertrunkene gehabt, als wenige Stiftungen der Art.

Es ist auffallend, wenn man die Berichte dieser Gesellschaft, mit ähnlichen Nachrichten aus andern Ländern, und zumal aus Deutschland, zusammen hält, daß hier so äußerst selten einmal ein Verunglückter wieder zum Leben gebracht wird, und daß dies außerordentliche Fälle: eine in der That sehr traurige Bemerkung. Die Ursache kann unmöglich in etwas anderm, als in der unschicklichen und unzweckmäßigen Anwendung der Rettungsmittel liegen.

Ich habe mich bemüht, aus den zerstreueten Berichten der humanen Gesellschaft, das allgemeine Verfahren, und die Vorschriften dieser so glücklichen Gesellschaft zusammen zu tragen, und unter eine allgemeine Uebersicht zu bringen. Die Mittel selbst sind einfach, und auch anderwärts gebräuchlich; der Unterschied liegt ohne Zweifel in der Methode sie anzuwenden. Ohnehin sind diese Nachrichten wenig in Deutschland bekannt, und ich wünsche, daß die Verbreitung derselben von glücklichen Folgen seyn möge.

Das Hauptmittel zur Wiederbelebung der Ertrunkenen ist:

I. **Die Wiederherstellung der Wärme.** Sobald ein Ertrunkener aus dem Wasser gezogen wird, sollten gleich die Kleider ausgezogen werden, oder, wenn er nackend ist, sollte man ihn in Kleider oder Tücher wickeln, um ihn zu trocknen. Sobald als möglich, sollte er in das nächste Haus getragen werden, und zwar **behutsam, und den Kopf ein wenig erhaben.** — In kalter und in nasser Jahrszeit, muß man den Körper auf Betten legen, in einem mäßig warmen Zimmer. Im Sommer in der Sonne.

Ueberhaupt sollten **nicht mehr als sechs Personen** zugelassen werden, weil eine größere Anzahl nachtheilig werden kann. Dann muß man den Körper wohl abtrocknen und **behutsam** mit Flanell reiben, welcher mit Brandtwein, Rum oder Senf besprengt ist, um den Reiz zu vermehren. Das Reiben muß hauptsächlich gegen die linke Seite geschehen; um die Bewegung des Herzens dadurch wieder zu erwecken. Auch Behungen von geistigen Mitteln um die Herzgrube, und die Gegend des Magens, sind

sind von Nutzen. Zur Erwärmung sollte eine Warmpfanne in Flanell gewickelt, langsam längst dem Rückgrat auf und nieder bewegt werden; Blasen oder Kruken mit heißem Wasser angefüllt, heiße Steine mit Flanell bedeckt, sollten an die Fußsohlen, an die Hände, und an andere Theile des Körpers angebracht werden.

II. **Die Wiederherstellung des Athemholens**, ist das zweite Hauptmittel. Man kann die Luft mittelst einer Röhre durch die Nase einblasen, indem man den Mund und das andere Nasenloch zuhält, oder man kann auch einen Blasebalg dazu gebrauchen. (Zu dem ersten Endzweck kann man das Röhrchen, welches **Kite** beschrieben und abgebildet hat, sehr bequem anwenden, und zu letzterem den Blasebalg von **Gorcy**). Wenn die Luft eingeblasen ist, muß ein Gehülfe jedesmal die Brust langsam drucken, um die eingeblasene Luft wieder auszutreiben. Im Nothfall kann man auch durch den Mund Luft einblasen.

III. Um die Gedärme gelinde zu stimuliren, kann man den Tabacksrauch anwenden.

Ein Tabacksrauchklystir sollte in der ersten Stunde **drei** oder **viermal** beigebracht werden (also nicht unaufhörlich fort, wie ich einmal sahe, und wie es gewöhnlich geschieht.) Im Fall daß man den Rauch nicht anwenden kann, ist ein Dekokt von Tabacksblättern, oder andern reizenden Gewächsen mit Salz vermischt, ebenfalls zuträglich.

IV. **Bewegung**, (Agitation) **gelindes Schütteln** des Ertrunkenen, ist, in Verbindung mit den vorigen Mitteln, ein sehr wichtiges Hülfsmittel zur Wiederbelebung, zumal bei Kindern. Ein oder ein Paar Gehülfen fassen die Arme und Beine des Ertrunkenen, und schütteln sie fünf oder sechs Minuten lang. Dieses Mittel kann in der ersten Stunde selbst einige male wiederholt werden.

Wenn diese Mittel eine Stunde lang wiederholt worden, und ein Brauhaus oder Bäckerhaus in der Nachbarschaft ist, wo warmes Getreide, warme Asche oder Hefen zu bekommen sind; so sollte der Körper in diese gelegt werden. Die Wärme muß ein wenig stärker seyn, als der natürliche Grad der menschlichen Wärme, um auf diese Art den Körper durch und durch zu erwärmen. Kann man ein warmes Bad haben, so ist dies ebenfalls in Verbindung mit den zuerst empfohlenen Mitteln von großem Vortheil.

V. Die Elektricität, zumal gelinde Schläge, können ebenfalls als Reizmittel angewendet werden.

VI. Wenn Convulsionen, oder andere Zeichen des rückkehrenden Lebens eintreten, so kann man einen oder ein Paar Theelöffel voll warmes Wasser dem Kranken in den Mund gießen. Kann er schlingen, so kann man warmen Wein, oder Brandtwein dazu nehmen. (Auch ein Brechmittel ist unter den Umständen ungemein hülfreich.)

reich.) Kehrt das Athemholen wieder zurück, so ist es am besten, wenn man ihn in ein warmes Bette legt. Gewöhnlich fallen solche Personen in Schlaf, und hierin darf man sie nicht stöhren; wenn sie erwachen, sind sie meistens wieder hergestellt.

Alle angeführten Hülfsmittel, müssen drei oder vier Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt werden. Manche Verunglückte werden oft nicht wieder hergestellt, weil man zu früh mit den Mitteln aufhört.

Aderlässe sollten nie angestellt werden, außer in ganz besondern Fällen, und nur unter besonderer Leitung eines Arztes von Erfahrung. — Der Mißbrauch der Aderlässe bei Ertrunkenen, kann nicht genug gerügt werden. Auch in Deutschland ist dies das erste Mittel, wodurch man solchen Verunglückten zu Hülfe zu kommen glaubt, weil man den Schlagfluß für die Ursache des Todes hält, und das Blut ableiten will. Eben dadurch wird die Wiederherstellung unmöglich gemacht. —

Berichtigung.

Die Seite 741. des Magazins, durch eßbare Tannzapfen, übersetzte pine apples sind nichts anders als Ananas, welche in der Form freilich etwas ähnliches mit Tannzapfen haben.

Policei. *)

In Wien hat die Policei den Kehraustanz, als der Gesundheit schädlich, bei 20 Gulden Strafe verboten.

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 9. von 1792.

Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Freitag, den 20ten Julius 1792.

Etwas über die Anwendung der Kohle zur Verbesserung des faulen Wassers, und über den Nutzen der Kohle überhaupt. *)

Eine der auffallendsten Eigenschaften der Kohle, die Herr Lowitz von derselben zuerst bekannt machte, ist die schnelle Zerstöhrung des stinkenden Geruchs, des in Fäulniß gegangenen Fleisches: sobald dasselbe mit Kohlenpulver zusammen geknätet wird, hört der stinkende Geruch gänzlich auf, und bleibt nur ein reiner Geruch des flüchtigen Laugensalzes zurück.

Die Kohle hemmt aber keinesweges die entstandene Fäulniß des Fleisches: denn auch in Verbindung mit derselben, geht es in gänzliche Zerstöhrung über; ohne also Antisepticum im eigentlichen Sinne des Worts zu seyn, schränken sich ihre Kräfte nur auf die Ausdünstungen der faulen Stoffe ein.

Diese Eigenschaften der Kohle brachten Herr Kels auf den Gedanken, sie zur Verbesserung des faulen stinkenden Wassers anzuwenden. Er machte deshalb im Jänner 1789. die ersten Versuche, die ganz nach Wunsch ausfielen.

Die Verbesserung des faulen Wassers mittelst der Kohle, ist so leicht, einfach, und so wenig kostbar, daß ihr von dieser Seite nichts im Wege steht, um sich derselben auf Seereisen zu bedienen. Bei allen seinen Versuchen, hat Herr Kels das Kohlenpulver, mehr oder weniger, je nachdem die Menge der faulen Theile größer oder geringer war, mit dem Wasser vermischt und einige Minuten geschüttelt: oft, wenn gleich die nöthige Menge Kohlenpulver genommen wurde, war im Augenblicke der Berührung aller widrige Geruch des Wassers weggenommen. Die nachmalige Absonderung

*) Ein kurzer Auszug aus des Herrn D. Kels Abhandlung: über die Pflanzenkohle, in des Herrn Bergraths Crell chemischen Annalen von 1792. St. 3. Seite 198 bis 218.

derung des Kohlenpulvers vom Waſſer, iſt wenigen Schwierigkeiten unterworfen, und kann auch ſelbſt im Großen leicht bewerkſtelliget werden.

Selbſt die Ventilation des faulen Waſſers, deren man ſich auf Seereiſen als eines vorzüglichen und noch unter allen, des beſten Mittels bedient, entfernt zwar durch die Verflüchtigung den üblen Geruch zum Theil, allein nach Forſters Zeugniſſe b) benimt dieſes Verfahren doch dem Waſſer nicht allen faulen Geruch und Geſchmack. Daſſelbe gilt auch von dem häufigen Schütteln der geöfneten Waſſerfäſſer, welches Askow c) und Lind d) als nützlich empfohlen haben. Letzterer empfiehlt auch das ſchnelle, aber nicht lange Aufkochen des faulen Waſſers, ſo wie auch den Zuſatz des Alauns; erſteres Verfahren fand Herr Kels nach ſeinen Verſuchen nicht zureichend, auch den Alaun ohne alle verbeſſerte Wirkungen auf das Waſſer: der Zuſatz des Alauns mögte auch wohl der Geſundheit eben nicht vortheilhaft ſeyn.

Herr Forſter empfiehlt den lebendigen Kalk, als ein vorzügliches Verbeſſerungsmittel des faulen Waſſers, und iſt der Meinung, daß die faulen Theile des Waſſers, von der Natur der Schwefelleber wären, welche durch den Kalk niedergeſchlagen würden. So ungezweifelt wahr auch die Entſtehung einer Schwefels auf dem naſſen Wege ſeyn mag, ſo ſcheint es doch nicht wahrſcheinlich zu ſeyn, daß die faulen Theile des Waſſers, weder eine völlig gebildete Schwefelleber noch Schwefelluft enthalten: denn nie war es Hrn. Kels möglich, dem mit Leberluft künſtlich angeſchwängerten Waſſer, mittelſt des Kohlenpulvers ſeinen eigenen Geruch zu benehmen, wenn gleich derſelbe Geruch nach Leberluft, den das faule Waſſer öfters hat, dadurch ſogleich erſtickt wird; die Salpeterſäure bewirkte auch in einem ſolchen Waſſer nicht die geringſte Entfernung des Geruchs, welches doch bei einem mit Leberluft künſtlich geſchwängerten Waſſer ſogleich geſchieht.

Der lebendige Kalk bleibt aber in Verbindung mit der Kohle, immer ein vorzügliches Mittel zur Verbeſſerung des faulen Waſſers, vorzüglich wenn daſſelbe viel Extractivſtoff enthält, alsdenn bewirkt der lebendige Kalk die Niederſchlagung deſſelben; hellet das Waſſer ab, und macht es völlig klar. Dies geſchieht aber um ſo ſchneller und vollkommener, je mehr die Fäulniß des Waſſers fortgeſchritten iſt; nie aber wird man dem Waſſer durch den Kalk ſeinen üblen Geruch benehmen können. Am auffallendſten zeigte ſich Herrn Kels die Wirkung des Kalks in Verbindung mit der

b) Man ſehe deſſen Bemerkungen a. d. engl. Berlin 1783. 8. Seite 551.
c) Diarii medici navalis conſcripti annus I. 1774. 8vo. Pag. 64.
d) Abhandlung vom Scorbut. S. 290.

der Kohle bei einem Wasser, worin Flachs gefaulet war; ein solches Wasser hat bekanntlich einen eigenen höchst stinkenden Geruch. Dasjenige, welches Herr Kels dem Versuche unterwarf, hatte zugleich auch vollkommene Dintenschwärze; der hinzugeschüttete lebendige Kalk, welcher etwas an der Luft zerfallen war, machte dasselbe in sehr kurzer Zeit völlig helle und durchsichtig, indem sich mit dem Kalke zugleich schwarze Flocken zu Boden senkten: allein der üble Geruch des Wassers, wurde, bei der Vermischung mit dem Kalke, statt zerstöhrt, noch um vieles verstärkt; und nur ein Kohlenzusatz war im Stande, denselben zu entfernen; auf gleiche Weise konnte Herr K. einem schmutzigen im hohen Grade faul gewordenen braunen Kohlaufguß, durch einen kleinen Theil lebendigen Kalk gänzlich abhelfen, und wasserhelle, mit der Kohle aber völlig geruchloß darstellen.

Um die im Wasser aufgelößt gebliebene Kalkerde, bei dieser Verbesserungsweise wieder daraus abzuscheiden, hat man die Luftsäure empfohlen; allein diesem Vorschlage dürften bei der Ausführung im Großen wohl mehrere Hindernisse im Wege stehen; und besser wäre es wohl, diese Kalkerde durch die Weinsteinsäure, oder auch durch die Vitriolsäure zu präcipitiren; vielleicht könnte man sich auch im Großen nur des gereinigten Weinsteins bedienen, welcher die Kalkerde ebenfalls niederschlägt.

Jedes der Fäulniß unterworfen gewesene Wasser, büßet, bei dieser Veränderung, seinen erfrischenden lebhaften Geschmack ein, den ihm auch die Kohle nicht wieder zu geben fähig ist, indem das durch dieselbe verbesserte Wasser einen weichen, etwas faden Geschmack behält; vielleicht wäre in dieser Hinsicht die Luftsäure ein vortreffliches Mittel zur Wiederherstellung des angenehmen erfrischenden Geschmacks.

Das salpetersaure Silber, welches Herr Doctor Hahnemann in Crells chemischen Annalen von 1788. Bd. 2. S. 486. als ein so kräftiges Antisepticum empfohlen hat, von dem er versichert, daß es = 1 : 100000 mit dem Wasser vermischt, dasselbe im Schatten allmählig gegen die faule Verderbung schützt, fand Herr K. bei einem schon faulen Wasser ohne Wirkung. Der üble Geruch desselben wurde dadurch um nichts vermindert; es entstand in demselben aber sogleich ein schwarzer Niederschlag des Silbers, und nach einigen Stunden fanden sich auf der Oberfläche des Wassers, Flocken, die den metallischen Glanz und das volle Ansehn des Silbers hatten.

Mit der Thonerde, die Herr Hofrath Beckmann in seiner phys. ökonomischen Bibliothek, Bd. 3. S. 551. als ein Verbesserungsmittel des faulen Wassers anführt, machte Herr K. ebenfalls eine Probe, die auch nicht sehr günstig ausfiel, wenigstens

macht sie der Kohle den Vorzug keinesweges streitig.

Herr Kels erhielt im Laufe seiner Versuche, ein im hohen Grade faules Wasser, aus einem der amsterdammer Stadtgräben (gragten) bei dem sich die Kohle gleichfalls als ein sehr vortreffliches Verbesserungsmittel zeigte; und würde ohne allen Zweifel dieses Wasser dadurch zum großen Vortheil der amsterdammer Einwohner trinkbar gemacht werden können, wenn es leider nicht zugleich Kochsalz enthielte, dessen Abscheidung auf diesem Wege nicht wohl möglich ist.

Die Kohle verbessert auch den unangenehmen moderichten Geschmack, den manches Wasser auch in seinem natürlichen Zustande hat, sehr leicht, wenn man in diesem Falle das Wasser nur durch einen Theil Kohlenpulver laufen läßt, wobei man zugleich noch den Vortheil erreicht, daß die dem Wasser oft mechanisch beigemischten fremden Theile zurück bleiben, und ein sehr klares Wasser erhalten wird.

Auch ist die Kohle im Stande, das Wasser selbst gegen die faule Verderbniß eine geraume Zeit zu schützen. Herr K. fand ein mit Kohlenpulver vermischtes Wasser, auch nach Verlauf eines ganzen Jahrs ohne alle Spuren von faulem Geruche, und erklärt sich diese Kraft der Kohle, die, ob sie gleich kein wahres Antiseptieum ist, in diesem Falle doch so zu wirken scheint, aus der schnellen Absorbirung der sich in dem Wasser entwickelten faulen Theilchen, die dadurch außer Stand gesetzt werden, nicht als Ferment auf die übrigen im Wasser vorhandenen fäulungsfähigen Theilchen zu wirken. — Es ist wohl der Mühe werth, diesen Umstand durch Versuche im Großen auf Seereisen weiter zu untersuchen. Unter allen Arten der Kohle, beweiset sich die Pflanzenkohle zur Wasserverbesserung am kräftigsten, obgleich die thierische und selbst die Steinkohle nicht ohne alle Wirkung auf das Wasser sind: den Braunstein fand Hr. K. aber zu Abscheidung der faulen Theile ohne allen Nutzen. Außer zur Verbesserung des Wassers könnte man auf Seereisen noch einen andern wichtigen Gebrauch zur Verbesserung des in Fäulniß gehenden und daher übelriechenden Salzfleisches von der Kohle machen. Diese Verbesserungsart des Fleisches ist weit besser, als das Verfahren, welches man auf Schiffen in dieser Absicht beobachtet, indem man das faule Fleisch in ein Netz legt, und es eine beträchliche Zeit im Wasser hinter dem Schiffe herschwimmen läßt. Es ist einleuchtend, wie nachtheilig diese Methode seyn muß, da ein großer Theil des nährenden Stoffes dadurch weggespühlt wird, der aber gewiß erhalten würde, wenn man ein solches Fleisch eine Zeitlang in Kohlenpulver einhüllte, und nachmals wieder abspühlte.

Auch ist es nicht ohne beträchtlichen Nutzen für die längere Erhaltung des Fleisches, gleich beim Einsalzen einen Theil Kohlenpulver damit zu vermischen,

schen, hiedurch würde man auch eine große Quelle des Verderbnisses der Schifsluft verstopfen, da es wohl außer Zweifel ist, daß die Luft durch die Ausdünstungen, des in Fäulung gehenden Fleisches und anderer Nahrungsmittel, in hohem Grade verdorben wird.

Wie leicht und schnell das Kohlenpulver auch die faulen Theile des im untern Theile des Schiffs stockenden faulen Wassers (Bilgewater) welches durch Pumpen nicht gänzlich herausgebracht werden kann, und wodurch nach Forsters Zeugnisse die Luft des Schiffs ebenfalls sehr verdorben wird, absorbiren würde, bedarf hier wohl keines besondern Beweises.

Der Hr. Bergrath Crell hat schon vorlängst den Vorschlag gethan, das Kohlenpulver zur Verbesserung der stinkenden Ausdünstungen der Kloaken anzuwenden; mit gleich gutem Erfolge würde man es auch in Hospitälern anwenden können, um dadurch die stinkenden Ausdünstungen zurück zu halten, die so vieles zur Luftverderbniß an diesen Orten beitragen.

Auch selbst als Arzneimittel empfiehlt Hr. K. die Kohle. Herr Hofrath Mönch hat sie noch neulich in seiner systematischen Lehre von den Arzneimitteln, Marburg 1789. S. 221. angepriesen. Dieser Gelehrte gab sie bei einem gallichten Faulfieber mit gutem Erfolge täglich sechsmal zu einer halben Drachme, wobei zugleich ausleerende Mittel gegeben wurden; in kurzer Zeit sah Herr Mönch den gespannten und vollen Puls gut werden; nach seiner Erfahrung, benimt sie auch bei alten Geschwüren, trokken aufgestreuet, dem Eiter in kurzer Zeit den üblen Geruch.

Mit Nutzen gebrauchte sie Herr Kels gleichfalls zu dieser Absicht bei alten Geschwüren, und er glaubt, daß man sie innerlich in allen den Fällen würde mit gutem Erfolg geben können, wo man in den ersten Wegen einen fauligten stinkenden Stoff wegzuschaffen wünscht.

Mit gutem Erfolge gab Herr K. auch die Kohle mit Wasser vermischt, als Mundwasser, um den üblen Athem zu verbessern. — Wie gut wird man daher nicht mittelst der Kohle den unleidlichen Gestank beim Beinfraße und krebsichten Geschwüren entfernen können?

Mittel, jederzeit frische Eier zu haben. *)

Die Eier sind nicht allein ein angenehmes, sondern auch ein sehr nützliches Nahrungsmittel, sie werden von Reichen und von Armen gesucht, man gebraucht sie sowohl für Gesunde als Kranke, und vorzüglich Städ-

*) Esprit des Journaux Janv. 1792. p. 396.

Städtebewohner, die selbst kein Federvieh halten können, sehen sich oft in die Nothwendigkeit gesetzt, wenn sie in der Jahrszeit, da die Eier rar sind, einigermaaßen frische Eier gebrauchen, solche sehr theuer zu bezahlen; ja oft können sie selbige nicht einmal für Geld bekommen. Am übelsten aber sind die daran, welche in dieser Zeit zur Speise eines Wiedergenesenden, oder zur Arznei eines Kranken, ein frisches Ei nöthig haben, solches entweder gar nicht bekommen können, oder wenn sie es theuer bezahlt, statt eines frischen, ein altes unbrauchbares Ei gekauft haben. Nicht unwichtig für den Haushalt ist daher die Bekanntmachung eines sichern, durch die Erfahrung bewährt gefundenen Mittels, **die Eier lange Zeit frisch und gut zu erhalten.** Es sind von Zeit zu Zeit mehrere dergleichen Mittel bekannt geworden, und auch das hannoverische Magazin redet verschiedentlich davon. **Reaumur** unter andern räth an, die Eier mit einem Firniß, mit Oel, Talg, u. s. w. zu überziehen; allein der Erfolg hat gelehrt, daß sie hierdurch nicht gar lange frisch erhalten werden können. Von andern Mitteln sind zwar einige einfach genug, aber sie erfordern zu viel Zeit, zu viel Aufmerksamkeit, welche man nicht immer darauf verwenden kann, ja zuweilen Dinge, die man gar nicht hat.

Das Mittel, welches hier angezeigt werden soll, ist höchst einfach, und hat vor allen schon bekannten, den großen Vorzug, daß es sehr leicht, ohne viele Mühe und ohne Kosten, von jedermann angewandt werden kann. In der Legezeit der Hühner, schaffe man sich so viel frische Eier an, als man zu seiner Absicht gebrauchen will, und bemühe sich solche Eier zu bekommen, die an dem nemlichen Tage gelegt sind. Man koche diese Eier sofort in kochendem Wasser, nicht zu stark, und nicht zu wenig, sondern so, wie man frische gekochte Eier auf die Tafel zu bringen pflegt. Hierauf nehme man die Eier wieder aus dem Wasser, zeichne sie mit einer Bleifeder, oder Röthel, und bewahre sie an jedem beliebigen Orte auf. Man wiederhohlt dieses Mittel nach und nach an andern frischen Eiern, bis man überhaupt so viel gekocht hat, wie man zu seiner ganzen Provision bedarf; nur sehe man genau dahin, daß allemal die Eier, welche an einem Tage mit einander gekocht sind, besonders numerire oder zeichne, und nächstdem die zuerst gekochten auch wieder zuerst verspeise oder verbrauche, so, daß man in der Ordnung zuletzt diejenigen verbraucht, welche zuletzt gekocht sind. Wenn man von diesen Eiern welche gebrauchen will, wirft man solche erst vorher in mäßig heisses, aber nicht kochendes Wasser, und läßt sie nur so lange darin liegen, bis sie sich wieder erwärmt haben, da sie denn zum Verbrauch gut sind.

Die auf die Art zum Aufbewahren zubereiteten Eier, sind an Geschmack

und

und dem äußern Ansehen, den frischen Eiern so völlig ähnlich, daß sie auch der feinste Gaumen für frische Eier ißt, die erst an dem nemlichen Tage gelegt sind. Man kann durch dieses Mittel die Eier mehrere Monate frisch und gut erhalten, und man hat bemerkt, daß im dritten oder vierten Monat, das Ei überall weiter keine Veränderung leide, als daß die innere Haut, welche das Ei umgiebt, ein wenig dicker wird, wodurch indessen das Ei selbst nicht das geringste von seiner Güte verliert.

Bruchstücke aus einem Schreiben des Herrn Ritters de Bray, an die Regensburgische botanische Gesellschaft.

Wichtig ist das Studium und die Aufzeichnung der Eigenschaften der Erdstriche, in dem man die Pflanzen bemerkt, die darauf von selbst wachsen. Ich bin überzeugt, daß sie, sich selbst überlassen, allezeit den für sie zuträglichsten Boden wählen, und ich glaube, man könnte gar leicht beurtheilen, was ein Strich Landes gewähren kann, wenn man in acht nähme, ob die Kräuter, die er am häufigsten trägt, ein hartes, sandigtes, feuchtes, leichtes, steinigtes, thonigtes, fettigtes oder anderes Erdreich lieben, denn andere in die Augen fallende örtliche Beschaffenheiten, z. B. der Hügel, Felsen, der Gestade an Flüssen und Bächen, haben nicht so viel besondere Anzeigen nöthig, um erkannt zu werden. Solche Kenntnisse würden die Bebauung dieses oder jenes Erdstriches, mit der einen oder andern Art Gewächse bestimmt an die Hand geben. Ich habe oft unsere Landleute sagen hören: hier ist der Boden hart, die Eiche würde hier gut fort kommen, denn es giebt hier viel männliches Farrenkraut (Polypodium filix mas L.) oder der Boden ist hier tief, denn es giebt hier stengellose Disteln (Carduus acaulis L.) deren gerad hinuntergehende Wurzeln oft 1½ Fuß in die Tiefe treiben, u. s. w.

Dergleichen Beobachtungen, die gewissermaaßen die Kräuterkunde mit dem Ackerbau in nähere Verbindung setzen, würden erstere noch interessanter machen, wenn sie es anders noch werden kann. Der Ackerbau ist nur ein Theil der mit Fleis getriebenen Botanik. Er ist die Kultur einer gewissen Anzahl von Pflanzen, die für uns von allgemeinem und anerkanntem Nutzen sind. Schon in dieser Hinsicht allein, konnte der Botaniker auf den Titel des ersten Freundes und Wohlthäters der Menschen Anspruch machen. In der That verdanken wir den Gelehrten, die sich mit dieser Wissenschaft abgegeben haben, größtentheils die glücklichen Entdekkungen, die unsere Gärten bereichert, und dadurch, daß sie den Menschen

eine

eine gesündere, leichtere, überflüßigere Nahrung an die Hand gegeben, die Summe seiner Vergnügungen vermehrt, und die seiner Bedürfnisse verringert haben.

* * *

Seitdem die Wissenschaften in Europa so große Vorschritte gethan haben, daß sie der menschliche Geist nach ihrem ganzen Umfange nicht mehr fassen kann, hat man auch über den Ackerbau mit mehr Sorgfalt nachgedacht, und es haben sich ganze Gesellschaften zu seiner Vervollkommnung zusammen gethan. Eine dergleichen Gesellschaft zu **Rennes** in **Bretagne**, hat die Kräuter, welche auf den herrlichen Weiden in Rennes wachsen, studirt, gezählt und classificirt, und deren 27 Arten gefunden, wovon dem Vieh 6 **schädlich**, 13 **gleichgültig**, und 8 **entscheidend gut** waren. Sobald man einmal dies wuste, ergriff man die nöthigen Maaßregeln, um die schädlichen Kräuter auszurotten. Man säuberte die Wiesen vom Unkraut, man düngte erstere mit der Asche der letztern, man jätete die schädlichen Kräuter aus, verminderte durch Ableitungen die zu große Feuchtigkeit mancher Stellen, und reinigte solchergestalt die schönen Weiden von allen den Uebeln, die ihrer Nützlichkeit schädlichen Eintrag thaten. — Mögte doch eine aufgeklärtere Landescultur mit gleicher Sorgfalt, auch über die schönen Wiesen anderer Orten wachen. So sahe ich z. E. die Wiesen in Baiern der Natur zu viel überlassen. Mausöhrlein (Myosotis L.) der Ackerkandelwisch (Equisetum L.) und die Dornhecken wucherten daselbst fort, und erstickten und verdrängten die nützlichen Grasarten. Insonderheit habe ich die umliegenden Wiesen mit dem — dem Hornvieh so schädlichem, Ackerkandelwisch größtentheils überdeckt gefunden. Beim Abmähen wird an die Wegwerfung dieses Krauts gar nicht gedacht. Ohne Zweifel ist dies die Ursache der Magerkeit des Viehes und der epizootischen Krankheiten, womit die Heerden heimgesucht werden, und die fürs Land ein wahrer Ruin sind.

Man giebt sogar den Schneckenklee (Medicago L.) dem schmarotzerischen Seidenflachs (Cuscuta L.) Preis, der den Saft jenem kostbaren Kraute wegnimt, und den man gar leicht auszurotten im Stande wäre.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Montag, den 23ten Julius 1792.

Beitrag zum Costum Deutschlands, im mittlern Zeitalter, Turniere betreffend. *)

(Aus Hrn. v. Stetten Geschichte der Reichsstadt Augsburg.)

An Turnieren, oder Ritterspielen konnte nur der Adel Theil nehmen, und unsere Geschlechter; so wie auch viele von der mehrern Gesellschaft, die von turniermäßigem Herkommen waren, große Liebhaber davon gewesen sind. Ihr Endzweck war, den Adel in den Waffen zu üben. Hier wurden große und kleine Turniere gehalten. Es kamen oft Herzoge von Bayern hieher, und stachen mit unsern Geschlechtern; oft kamen viele vom benachbarten Adel, oft auch Geschlechter aus andern Städten. Der gewöhnliche Platz dazu war der Fronhof. Daselbst machte man große und weitläufige Schranken und Gerüste für die Richter, und für die Frauen die zusahen. Die Ritter tummelten vor den Schranken ihre Pferde; alsdann ließ man sie Paar- und Paarweise hinein, da stießen sie mit großer Heftigkeit auf einander. Manchmal, wann Wohlgeübte zusammen kamen, konnte auf etliche Gänge keiner den andern von der Stelle bewegen: manchmal wurde einer aus dem Sattel gehoben; und das war für den andern die größte Ehre. Wann er fiel, so wurde er von seinen Narren aufgehoben, und besorgt: denn ein jeder Ritter hatte etliche in Narrenkleidern um sich, die meistens vornehme junge Leute waren. Wann alle Ritter gestochen hatten, fällete man ein Urtheil, wem der Dank gebührte, und er wurde demjenigen, der ihn verdiente, durch das vornehmste dazu erbetene Frauenzimmer zugestellet. Gemeiniglich beschloß sich alsdann das Fest mit einer Mahlzeit, und einem Tanze. Waren bei solchen

*) Den Lesern des Magazins, welche die Verschiedenheiten vormaliger und jetziger deutscher Sitten, lieber aus einzelnen Thatsachen selbst abstrahiren, als aus vorgesagtem allgemeinen Raisonnement wollen kennen lernen, werden vielleicht die beiden folgenden Beiträge nicht unangenehm seyn, ob sie gleich aus gedruckten Schriften entlehnt sind. H.

chen Tänzen Fürsten, so erwieß man ihnen die Ehre, und ließ Zween mit Fackeln vor ihnen her tanzen, hernach folgte die übrige Gesellschaft, nach dem Range, wie die Preise ausgetheilt worden waren.

Uebrigens giengen diese Lustbarkeiten nicht eben allezeit vergnügt aus. Es geschah manches Unglück dabei; denn es hat mancher Hals und Bein gebrochen. Indessen waren sie nach dem Geschmack der Zeiten: man machte sich nicht viel aus eines Menschen Leben. Ich rede noch dazu nur von den Turnieren, die zur Lust gehalten wurden: denn bei den Scharfrennen, die eine Art von Duellen waren, verstand es sich von selbst, daß einer oder der andere todt auf dem Platze bleiben muste. Hiebei waren die Kämpfer ohne Harnisch, und bedienten sich scharfer Lanzen, wie in den Schlachten; ja sie ließen Todtenbahren auf den Kampfplatz bringen, in deren einer der Gebliebene fortgetragen wurde. Schon im Jahre 1409. war ein solcher öffentlicher Zweikampf, zwischen Goswin Marschall von Donnerspark, und Dieterich Hechsenacker, zween fremden Edelleuten, hier auf dem Weinmarkte, worin der erstere blieb. Die Geschlechter waren, wie ich schon sagte, große Freunde solcher Uebungen. Es hat Helden unter ihnen gegeben, die nicht nur hier tapfer gestochen, sondern auch, um sich zu zeigen, weite Reisen vorgenommen haben. Die größten Fürsten, die tapfersten Ritter, ließen sich oft in Kampf mit ihnen ein; und sie trugen oft, vor ihnen, den ersten Dank davon. Es kam so weit, daß andere Edelleute darüber erbittert wurden: es ist auch wirklich einmal ein Ram von einem von Schaumburg deswegen erstochen worden. Unsere Bekanntesten sind, der im vorigen gedachte Georg Ram, einige Welser, Langenmantel, Herwart, und vornemlich einige Sulzer, welche letztere sich ganz besonders hervorgethan haben.

Vor allen andern aber war ein Marx Walter der ärgste Lermer. Hier sind seine eigenen Worte, die er von einem Stechen, bei dem er gewesen ist, gebraucht hat; denn er hat alle seine Turniere malen lassen, und seine eigene Beschreibung hinzugefügt. Er muß ein ganzer Mann gewesen So schreibt er: „Im Jahr 1489. führte ich, Marx Walter ein überaus großen Spies, und randt inn auch wider Jacob Ridler von Mönnichen, für alles Besuchen, dann mich besuchten Vier der berümpteſten Wappenmeister, so sie auf dißmahl lebten — und wardt des Besuechens gar nachendt drey Stundt, und was alles zu thon, von des Spies wegen. Dann er war also groß, daß Jn Otto Laugunger auf sein Roß nit auf pan füeren kundt, der was mein Wappenmeister, aber Jr zween trugen Jn auf pan, Einer da vornen, der ander da hinden, da mainten meine Widertail, Ich füert Jn aus einer Kunst, das dann nit on was,

dann

dann mit dem Vortheil, das mihr niemand wehren mogt. Also gienge darnach die Rede aus, der Spieß were hol, da fuer ich Marx Walter zu, und beritt mich ungefehr auf dem Fronhof zu Augsburg, und hatt bey mir einen Knaben dienen, der was im vierzehenden Jahr, den ließ ich mir auf den Spieß setzen und füert In über den Fronhof, und wieder herüber, das hat gesehen und ist dabey gewesen Graf Friederich von Oettingen, ꝛc. und sonst viel Leuth, und darnach schlug ich das Eisen vom Spieß herab, da goß ich ein Maas Weins ins Spieß Eisen hinden Ins dickh, und drancks aus."

Dieser Walter hat auch manchmal zwölf Narren um sich gehabt, lauter junge Leute aus den besten Familien, und die Größern trugen die Kleinern auf den Schultern. Er hat auch verschiedenemal mit Herzogen in Bayern gestochen.

Beitrag zur Geschichte des altdeutschen Luxus.

(Aus Meusels historisch litterarischem Magazin. Th. 2. S. 169.)

Wahrhafte Nachricht, was an allerhand Victualien bei des Hochwohlgeb. und edlen Herrn, Herrn Günthers Grafen zu Schwarzburg im Anno 1560. zu Arnstadt gehaltenen vornehmen Beilager, den Donnerstag nach Martini beschehen und aufgegangen, nemlich:

700 Malter Korn zum Brod verbacken. 4800 Malter Hafern verfüttert.

Im Keller ist über den, sonst vorhanden gewesenen Vorrath, zum Beilager verordnet aufgegangen:

20 Tiegel Malvasier. 25 Tiegel Kleinfall. 25 Fuder rheinischer Wein. 30 Fuder Würzburger und Franken-Wein. 6 Faß Necker Wein. 12 Faß Brayhan. 24 Tonnen Hamburger Bier. 12 Faß Eimbecker Bier. 12 Faß Mumme. 6 Faß Gose. 6 Faß Mindisch Bier. 12 Faß Neustädter Bier. 10 Faß Arnstädter Bier. 30 Faß Zellisches Bier. 10 Faß Englisches Bier. 100 Faß Speisebier, ohne was sonsten an allerhand Kräutern, als Hirschzungen, Salvey, Beyfuß, Wermuth, und dergleichen Bier aufgegangen ist, ist nicht gerechnet.

Auch ist im Pfarrhof vor die Wagenknechte und ander gemein Gesinde aufgegangen: 1010 Eimer Landwein, und 120 Faß Bier.

Eine Unterhaltung von 3500 Pferden soll dem Anschlage nach auf die Personen, hohen und niedern Standes, geschaft werden:

120 Hirsche und Stücke Wildes. 116 Rehe. 150 große und kleine wilde Schweine. 850 Hasen. 20 Uhrhahnen. 25 Birkhahnen. 300

Rebhüner. 200 Schnepfen. 60 Haselhühner. 85 Schock Krammetsvögel. 150 welsche Hühner. 20 Schwäne. 24 Pfauen. 14 Schock wilde Endtvogel. 8 Schock wilde Gänse. 100 Ochsen. 1000 Hammel. 70 Schock Hühner. 45 Schock zahme Gänse. 355 Schock Eier. 175 Kapaunen. 245 Spannferkel, ganz gebraten. 200 Seiten Speck. 8 Rinder, davon war das dürre Fleisch. 70 Wachteln. 1 Faß Austern. 47 Brat Schweine. 24 Säugekälber, jedes ein Jahr alt, so auch so lange gesogen. 40 junge Senkkälber. 4 Tonnen geschmelzte Butter. 8 Tonnen gesalzene Butter. 5 Tonnen Schmalz. 150 Schinken. 16 Faß Weinessig. 16 gemästete Schweine zum Schnitzwerk. 10 Faß Biereſſig. 200 Fässel eingemachtes Wildprett. 120 Schock große Karpfen. 21 Centner Hecht. 4 Centner grüner Aal. 85 Schock grüne Forellen. 7 Fuder Krebse. 60 Stübchen Schmerlinge. 24 Stübchen kleine Gemengfische. 10 Schock lebendige Neunaugen. 30 Schock Barben und Saalfische. 3 Tonnen gesalzener Hecht. 6 Tonnen gesalzener Lachs. 2 Tonnen Stör. 1 Tonne gesalzener Aal. 1 Ballen Schollen. 1 Ballen Stockfisch. 2 Tonnen Rothschar. 4 Schock Rogen. 3 Tonnen Heringe. 3 Schock dürre Lampretten. 3 Centner Zwetschen. 1 Tonne Honig. 13 Centner Wachs. 20 Schock Lerchen. 2 Centner Reis. 3 Centner Hirsen. 10 Centner Unschlitt. 1 Centner Kirschmuß. 1 Fäßlein Wein-Biermus. 200 Thaler Holz. 200 Fuder Kohlen. 1 ganzer Parmesan Käß. 200 holländische Käse. 4 Körbe Rosinen. 1 Butten Oblaten. 150 Cronen vor Zukker und Confekt. 200 Thaler vor Zwiebeln und anderes Kraut und Wurzeln, zu dem Essen in der Küche verbraucht. 4800 Thaler an Stallmiethe, Rauhfutter und Trinkgeld. 1500 Thaler vor Kleidung und Pferdegeschirr. 10,000 Thaler Tapezereien und Teppiche, wie auch Umhänge in den Gemächern.

Noch einiges über den Bau des Mohns, und über einige Eigenschaften desselben.

(S. das 11te Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre.)

In diesem Stücke habe ich schon (S. 169–176.) verschiedenes über die Kultur, den Nutzen und Gebrauch dieses inländischen Produkts gesagt, aber doch noch nicht alles erschöpft, was sich über diese Materie sagen läßt. Einige weitere Versuche, die ich vorigen Sommer damit anzustellen Gelegenheit hatte, gaben mir Stof zu neuen Beobachtungen, die

mit

mit jenen leicht zu verbinden sind, und auch ihren Nutzen haben.

Die Mohnpflanze, ist kein Winter- oder Herbstgewächs, wie doch anderswo a) behauptet wird. Der allergeringste Frost; selbst der Reif einer einzigen Nacht, kann ihr schaden. Sie verträgt kein kaltes, rauhes und unfreundliches Klima; unter einem mittelmäßigen, nicht zu warmen und nicht zu kalten Himmelsstriche, kömmt sie vortrefflich fort. Ihre aus den feinsten Zäserchen und Härchen bestehende Blätter, ihre saftreichen Zweige, sind viel zu weich, als daß sie einer mehr oder wenigern Kälte ausgesetzt seyn könnten. Man kann freilich wohl den Mohnsaamen im Herbste säen; er wird aufgehen, aber nie seine gewöhnliche Höhe, die zum Blühen und Saamentragen erforderlich ist, bei den kalten Winden, und der Schärfe der Luft, erreichen.

Junges Mohnkraut hat einen ausserordentlich widerlichen und bittern Geschmack, das Rindvieh frißt es daher ungern. Noch herber und bitterer ist der Geschmack des **wilden Mohns**, oder der **Jammerblume**, die auf den Feldern, als ein Unkraut sich selbst einsaamet. Dieser ist zur Futterung gar nicht tauglich. —

Man kultivirt im Hannoverischen verschiedene Mohnarten, von denen aber der **ofne graue**, und der **ungeöfnete weiße**, die vornehmsten sind. Ich sage: die vornehmsten; denn der Bau der andern, als des **ofnen weißen**, und des **ungeöfneten grauen**, ist bei weitem nicht so beträchtlich; ob dieses aber vom geringern Ertrag des Saamen, oder von geringerer Masse und Güte des Oels herrührt, kann ich nicht mit Gewißheit behaupten. So viel ist indessen gewiß, daß der Mohn das eine Jahr besser geräth, als das andere, und auch die Masse des Oels ist verschieden.

Die Mohnart mit weißem Saamen, großen schneeweißen Blumen und dicken Köpfen, wird mit der andern zu gleicher Zeit gesäet, reift aber wohl 8 — 14 Tage später, als diese, welches daher kommt, daß der Saame in den engen Raum des Kopfes eingeschlossen ist, wo er aus Mangel an Luft und Ausdünstung, nicht sobald trocken wird. Sie verlangt ebenfalls einen mittelmäßigen Boden, dessen Bestandtheile weder zu fett noch zu mager sind. Die Kultur derselben habe ich schon beschrieben b), daher ich solche hier übergehe, um Wiederholungen zu vermeiden. Nur von dem

a) Im hannov. Magazin 1786. St 54. S. 851. wird gesagt, daß man den Mohn vor dem Winter säen könnte, welches aus dem Hervorkommen des verstreueten Mohnsaamen auf dem Lande, wo dieser gestanden, bewiesen werden soll. Solches aber kann wohl nicht gut der Fall seyn, weil dieser Saame gemeiniglich in beträchtlicher Maaße mit Erde bedeckt ist.

b) a. a. O. S. 172. f.

dem Ertrage dieser Mohnart, muß ich hier etwas umständlicher seyn, um ihn mit dem Ertrage des ofnen zu vergleichen.

Auf einem mittelmäßigen Sandfelde von $5\frac{1}{64}$ Quadratruthen, welches ich voriges Jahr mit ungeöfnetem weissen Mohn kultivirt hatte, wuchsen $2\frac{3}{8}$ Metzen Saamen. Auf einem andern Stück Acker, von eben so viel Quadratruthen, wuchsen an ofnen grauen, nur ohngefehr $1\frac{9}{10}$ Metzen. Wenn man diese Zahl von der ersten abzieht, so bekömmt man $\frac{19}{40}$ zur Differenz, also beinahe eine halbe Metze. Nimt man das Verhältniß $2\frac{3}{8} : 1\frac{9}{10}$ für wahr an, so verhält sich der Ertrag des ofnen, zu der Menge des weißen Mohnsaamen, auf einerlei Quadratfläche, beinahe wie 152 : 190, d. i. wenn man beiderseits durch 19 dividirt, wie 4 : 5, oder wie $1 : 1\frac{1}{4}$, folglich trägt der ungeöfnete um den vierten Theil Körner mehr, welches auf einer großen Fläche, z. B. einem Morgen, schon ein beträchtliches ausmacht. Nach obigem Verhältniß nemlich ist die Menge des ungeöfneten auf 1 Morgen $= 4\frac{1}{2}$ Malter, ofnen hingegen nur $3\frac{181}{475}$ Malter. Doch diese Verhältnisse können nicht völlig, sondern nur beinahe zutreffen, weil die Jahrszeiten sowohl, als die Kultur ꝛc. verschieden sind. Dieses ist auch der Fall beim Ertrage des Oels. Ich habe schon angemerkt, daß die Massen desselben verschieden sind. Voriges Jahr erhielt ich aus der Metze ofnen Mohnsaamen 4 Pfund, hingegen aus der Metze vom ungeöfneten 4 und beinahe ein Viertelpfund Oel. Dieses Jahr kann leicht der umgekehrte Fall eintreten. Doch sey der Ertrag dieses Produkts noch so verschieden, es ist doch immer eines der vorzüglichsten unsers Vaterlandes, unter denen es sogar den Rang behauptet. Es kann auf schlechtem Boden, wenn er nicht gar zu viel Säure und Nässe hat, mit Vortheil erzielt werden. Für den Landwirth, ist es in der Haushaltung in mancher Rücksicht schätzbar, denn er kann das daraus gepreßte Oel auf mancherlei Art nutzen.

Vom Ausrotten einiger Krautpflanzen aus Aeckern und Feldern.

Einige Kräuter sind so beschaffen, daß ihre Wurzeln sich nie völlig ausgraben lassen. Sie stehen oft 4 – 5 Fuß tief, wohin man sie selten mit dem Grabscheit verfolgen kann. Ich habe oft Wehwindenwurzeln von 3 Ellen und darüber gesehen, und doch war, allem Anschein nach, das Ende noch lange nicht da. Oft theilen sie sich noch in unzählige kleine Fäden,

Fäden, die sich in der Erde herumschlängeln, und also das Uebel noch vermehren. —

Das erste von diesen unedlen Gewächsarten, ist die Quecke (Taraxacum Linn.). Sie wächst in jedem Boden, nur kömmt sie natürlicher Weise in magerm sandigtem Boden nicht so gut fort, als in fetterm und schwererm. Im Lande ist sie von gar keinem Nutzen, wohl aber wird ihr Extrakt in den Apotheken häufig gebraucht. Sie auszurotten ist kein anderes Mittel, als sorgfältiges Ausgraben und Aufsammlen derselben. Dieses ist sehr leicht, da ihre Ranken gemeiniglich auf der Oberfläche des Bodens zu liegen pflegen. Nur muß man sich darin vorsehen, daß man ein Feld, worin dieses Unkraut häufig steht, nicht mit Wurzeln-, sondern vielmehr mit Pflanzengewächsen kultivire, weil sonst beim Ausroden die Quecken in lauter kleine Stükken zerstoßen werden, wodurch die Vermehrung derselben um ein Beträchtliches zunimt.

2) **Wehwinde.** Diese ist fast noch schädlicher als Quecken, und auch weit schwerer auszurotten, da die Wurzeln derselben tief und senkrecht in der Erde liegen, und durch tiefes Nachgraben nicht völlig heraus gebracht werden können.

3) **Taubenkraut, Taubenkropf,** (Cucubalus Linn.) Ebenfalls ein schädliches Unkraut, schwarz von Farbe, die oft mit der Farbe des Erdreichs einerlei ist, und daher oft nicht gesehen wird. Die Wurzeln dieses Krauts stehen 4 — 5 Fuß tief in der Erde, und beim tiefsten Nachsuchen erhält man sie nie ganz. Nur das muß ich bemerken, daß sie, wenn man sie ein Jahr recht tief heraus gegraben hat, das folgende Jahr zurück bleiben. Auch schadet es ihnen, wenn man sie ausgräbt, wenn sie schon grün sind, und ihre kammartigen Blätter sich auf der Erde ausgebreitet haben.

4) **Katzenkraut, Katzenmünze.** (Nepeta Linn) Dieses Unkraut bedecke den Boden, wo es steht, völlig; außerhalb der Oberfläche mit seinen blätterreichen Zweigen, und in der Erde schlängeln sich seine dicht in einander verwachsenen Wurzeln herum. Seine Substanz erfordert einen schweren sumpfigen und einen mittelmäßigen, aber keinen Sandboden. In diesem trift man es selten an, und wenn sich solches ja etwa einmal ereignet, so sind die Wurzeln nicht so weiß und gelstrich, als wenn sie im schwerern Lande gewachsen wären. Das einzig sichere Mittel dagegen ist, daß man das Land, worin sich dieses Kraut befindet, zur Zeit der Blüte desselben, umgrabe, dann kommt es nicht wieder zum Vorschein.

5) **Diskel, Gartendiskel.** Sie wird, besonders im fetten Boden, oft Ellen hoch, und ist eine wahre Last für die Gartenliebhaber, wenn sie kein Mittel kennen, selbige auszurotten. Dieses ist das wiederholte Aufziehen ihrer Zweige und Schößlinge

im Sommer; sobald nemlich die Distel einen Fuß lang hervorgeschossen ist, so zieht man sie heraus, und dieses wiederholt man verschiedenemal: dann werden ihre saftreichen Wurzeln und Zweige sich verbluten, und nach und nach von selbst absterben. —

Kenner und Liebhaber werden, hoffe ich, es mir gütigst verzeihen, wenn ich hier nur die Namen und Eigenschaften einiger schädlichen Kräuter und Krautpflanzen aufgeführt habe, ohne mich in die Naturgeschichte derselben weitläuftig einzulassen, denn ich wollte nur über deren Vertilgung ein Paar Worte sagen.

Vor Hannover. Blumhof.

---

* * * * * * *

Die Erfahrung, daß der eingepackte Zichorienkaffee sich selbst entzünde, und ohne angewandte Vorsicht, Feuer-gefährlich werde, hat zu verschiedenen nützlichen Warnungen die Veranlassung gegeben. Eine ähnliche Erfahrung, die man mit in Säcken verwahrten Wacholderbeeren gemacht hat, darf also wohl ebenfalls für solche zur Warnung bekannt gemacht werden, die etwa einen Vorrath derselben aufbewahren mögten.

Ein Landmann ladet als Frachtgut mehrere Säcke voll Wacholderbeeren. Weil ihm die Ablieferung nicht eilig gemacht ist, verweilet er sich, seiner Arbeit wegen, einige Zeit zu Hause, und legt inzwischen seine vollen Säcke auf den Hausboden. Von ohngefehr besiehet er seine Ladung, und findet mit nicht geringer Verwunderung, daß alle Säcke zum Anbrennen heiß sind. In möglichster Geschwindigkeit schaft er sie also von seinem Boden unter dem Strohdache weg, ins Freie, läßt sie öfnen, und so die weitere Entzündung verhindern.

Ein größeres Unglück war hier sehr wahrscheinlich. Die Wahrscheinlichkeit aber ist schon Warnung genug, um in Aufbewahrung der Wacholderbeeren vorsichtig zu seyn.

Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Freitag, den 27ten Julius 1792.

Ueber die Rechte der Menschen in Ansehung der unvernünftigen Thiere.

Vom Herrn Hofrath Feder in Göttingen.

Denen, die nie ein Zweifel über dasjenige beunruhiget, was sie durch allgemeine Gewohnheit, Gesetze und Religion des Landes bestätiget sehen, mögte wohl die Frage von den Rechten der Menschen über die unvernünftigen Thiere, eine der überflüßigsten und unnatürlichsten zu seyn scheinen. Ihnen entsteht vielleicht eher Zweifel am Glauben, oder am gesunden Menschenverstand desjenigen, der noch erst darüber nachzuforschen sich erlaubt, ob und aus welchem Grunde den Menschen das Recht zukomme, nicht nur alle beliebige Lasten und Arbeiten den Thieren aufzulegen, oder was irgend zur Leibesnahrung und Nothdurft dienlich scheint, ihnen abzunehmen, sondern auch, nach Lust und Belieben, sie zu tödten. Manchen mögte es vielleicht auch hier bedenklich scheinen, über unangefochtene, durch einen langen Besitzstand versicherte, und so schwer zu entbehrende Gerechtsame, tiefer eindringende Untersuchungen anzustellen; weil — am Ende die leidige Aufklärung wohl gar noch unter die Thiere sich verbreiten mögte.

Den meisten unserer Leser wird es doch aber bekannt seyn, daß nicht nur unter den berühmtesten Männern des Alterthums, einige wenigstens das Recht, den Thieren das Leben zu nehmen, bezweifelten oder sehr einschränkten, sondern daß noch immer ganze Völker für viele Thiere, eine solche Achtung und Zärtlichkeit beweisen, wie kaum Menschen in den gemeinen Verhältnissen einander zu erweisen pflegen. a)

So unvernünftig nun dies auch uns scheinen mögte; so kann doch nicht mit Zuversicht behauptet werden, auf welcher Seite natürliches Recht sey, bevor Gründe angegeben und geprüft

a) S. Meiners im hist. Magaz. B. III. St. 1. 1 oder meine Untersuchungen über den menschl. W. Th. I. S. 362.

prüft sind. Und gesetzt, daß wir von der Wahrheit unserer Meinung, ohne eine solche Untersuchung, durch irgend eine Auctorität, schon völlig versichert wären: so könnte es doch noch immer sehr der Mühe werth seyn, die natürlichen Gründe aufzusuchen, auf welchen die Rechte der Menschen in Ansehung der Thiere beruhen. Denn auch göttlich geoffenbarte Gesetze haben gewiß: nur Grund in der Natur der Dinge. Aber auch bei den wahrsten Meinungen ist es gefährlich, falsche Gründe sich zu denken. Wenn auch nicht die allmählich sichtbar werdende Falschheit der Gründe, an jener Wahrheit zweifeln machte: so kann doch das Irrige, was als Grund einer Wahrheit betrachtet wird, bei andern Anwendungen irre führen; um so mehr, je weniger man das Eine, was man darauf gegründet glaubt, in Zweifel zu ziehen geneigt ist.

Die angezeigte Untersuchung bekömmt aber noch ungleich mehr Interesse, wenn man erfährt, wie sehr von einander abweichende, und zum Theil sonderbare Meinungen, es in Ansehung des Grundes dieser Rechte giebt. Sie lassen sich in zwo Hauptclassen bringen. Nach der einen nemlich haben die Menschen die uneingeschränkteste Gewalt und Herrschaft über die Thiere, können nach Belieben mit ihnen schalten und walten, wie sie es für gut finden; oder werden doch wenigstens nur durch Rücksicht auf ihre eigene Natur und Vollkommenheit dabei eingeschränkt. Nach der andern äußersten Meinung haben die angeblichen Rechte der Menschen über die Thiere, so gut als keinen — wenigstens keinen der Vernunft einleuchtenden Grund. Es sind, nach einigen b), Rechte des Stärkern, also nach richtigen Begriffen, Gewaltthätigkeiten, Unterdrückungen, Usurpationen, keine Rechte. Nach andern aber sollen die Rechte der Menschen über die Thiere zwar nicht philosophisch erweißlich, aber nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift, ausdrücklich von Gott verliehen seyn c).

Das Urtheil über diese beiden letztern Meinungen wird sich von selbst er-

b) Eodem modo acquiritur jus in animalia ratione carentia – nimirum viribus & potentiis naturalibus. — Licitum est ea in servitutem subigere, quæ & curari & usui esse possunt, cetera bello perpetuo, ut noxia, persequi & destruere. *Hobbes de Cive* VIII. 10.

c) Concessio divina etiam *quadantenus* ex ratione & notione demonstrari potest — Difficulter ista via procedemus. — Igitur maneamus potius in possessione libertatis naturalis, præprimis cum deprehendamus, revelationem scripturæ sacræ huic sententiæ non refragari, sed potius concessionem specialem homini factam. *Thomasius Instit. Jurispr. div.* lib. II. c. X. v. 9. 10. 12.

ergeben, wenn die Beleuchtung jener erstern, uns auf die Bemerkung der Wahrheit, die auch hier zwischen den Extremen liegt, geführt haben wird.

Der erste Grund eines unbeschränkten Rechtes der Menschen über die Thiere, der von vielen angenommen wird, liegt in der Voraussetzung, daß alles, wenigstens auf dieser Erdwelt, und also auch die Thiere, um des Menschen willen, vorhanden seyn d).

Dies ist oft behauptet, und oft geleugnet worden. Es behaupten dasselbe jetzt aufs neue einige der berühmtesten Philosophen. Und einer derselben trägt kein Bedenken, es für ein Urtheil des gemeinen Menschenverstandes zu erklären, daß alles um des Menschen willen vorhanden sey. Aber dieser Behauptung, daß die Thiere und alles Irdische um des Menschen willen vorhanden seyn, stehen zwo, wie mich dünkt, sehr erhebliche Einwendungen entgegen. Erstlich hat sie keinen Grund in den Begriffen, auf die es hier ankömmt; sondern diese geben vielmehr eine entgegengesetzte Folge. Wenn thierisches Leben in sich selbst einen Werth hat, oder etwas Gutes ist: so nimt man ohne Grund an, daß die Thiere nur um des Menschen willen vorhanden seyn. Nun aber ist es unleugbar, daß Leben und Wohlseyn, auch ohne Vernunft, an sich etwas Gutes ist, was Gott bei einem Theil seiner Geschöpfe zur Absicht haben konnte. Welcher vernünftige Mensch wird nicht gerne einem unschädlichen Thiere das Leben gönnen, und, wenn es auf ihn ankömmt, erhalten; auch ohne alle Rücksicht auf irgend einen andern Nutzen und Entzweck, bloß in der Voraussetzung, daß auch diesem Thiere sein Daseyn angenehm ist? Nur das Gefühllose, welches am Wohlseyn gar nicht Antheil hat, kann nicht um sein selbst willen, vorhanden seyn. Aber was an sich schon Werth und Zweck des Daseyns hat, kann doch auch um des Andern willen mit vorhanden seyn. So läßt sich ohne Schwierigkeit behaupten, daß nicht nur die einen Thiere um der andern, und zum Theil um des Menschen willen da seyn; sondern auch die Menschen unter einander, einer zum Besten des andern; nur keiner bloß um des andern willen.

Die Vorstellung, daß die Thiere nur um des Menschen willen vorhanden seyn, gewinnt aber auch ein sonderbares Ansehn, bei der Ueberlegung, was für ein in Vergleichung unbeträchtlich kleiner Theil derselben, dem menschlichen Geschlechte wirklich erweißlichen Nutzen bringe? Man hat hier nicht nöthig, an die gelehrteren naturhistorischen Bemerkungen zu erinnern; an die Millionen Thierarten, die berühmte Naturforscher

d) *Cicero fin.* III. 20.

mit Wahrscheinlichkeit annehmen, an die Hunderttausende von Eiern, die der Bildungstrieb in manchen einzelnen Thieren alle Jahre hervorbringt. Man bleibe nur bei dem, was jedem in die Augen fällt. Wenn bloß für den Menschen die Thiere vorhanden seyn sollten: so würden sie größtentheils die Absicht ihres Daseyns nicht erreichen. Und wie vieles andere, was den Thieren, aber nicht den Menschen Nutzen schaft, müßte dann auch zwecklos scheinen, wenn die Thiere nicht in sich selbst, absoluten Werth des Daseyns hätten?

Ich will mich jetzt nicht in die Frage einlassen, ob auch im Menschen nur allein die Vernunft absoluten Werth habe, und letzter Zweck sey. Die vollständige Entwicklung und genaue Beantwortung dieser Frage würde zu lange aufhalten. Aber denen die unbefangen nachdenken, wird es wohl nicht leicht scheinen, alles in der menschlichen Natur zweckmäßig zu finden, wenn die Vernunft allein absoluten Werth hätte. Höherer Werth bleibt der Vernunft und ihren Freuden. Regentin soll sie seyn. Aber auch die Herrscherin Vernunft, obgleich an den Grund und die Nothwendigkeit dieser Herrschaft, keine andere Herrschaft reicht, auch sie, die zur Regierung der Triebe und zur Ordnung der Sinnlichkeit bestimmte Vernunft, würde Tyrannin werden, wenn sie sich allein Zweck, und alles um ihrentwillen geschaffen glaubte.

Vom Besitz und Mangel der Vernunft, ist ein zweites Argument für die unumschränkte Herrschaft der Menschen über die Thiere abgeleitet worden; indem man dabei als Grundsatz annahm, daß nur zwischen denjenigen Verbindlichkeiten Statt finden können, welche durch Einverständniß und Verträge dergleichen wechselseitig anerkennen. Da nun ein solches Verhältniß zwischen Menschen und Thieren sich nicht denken läßt: so können auch die letzten durch die ersten nicht beleidiget werden; und diese seyn also zu allem berechtiget, was sie in Beziehung auf sich selbst für gut erachten. e)

Allein wenn gleich dieser letzte Satz, gehörig erklärt, bestehen könnte: so ist doch der Grundsatz verwerflich, daß alle Pflichten und Rechte auf Verträgen beruhen. Man darf nur an die Pflichten gegen Kinder, oder des Vernunftgebrauchs unfähige Erwachsene,

e) V. *Pufendorf* I. N. lib. IV. c. III. §. V. Nullum hominibus brutisque jus, nullaque obligatio intercedit, nec intercedere potest. Nam neque lege naturali pro imperio nobis injunctum deprehendimus, ut cum brutis *amicitiam* & *societatem* colamus; neque illa obligationis ex pacto oriundæ adversus homines sunt capacia. Ex quo defectu communis juris sequitur velut status belli &c.

sene, sich erinnern, um die Verwerflichkeit dieses Grundsatzes wahrzunehmen.

Auch eine dritte, mit der vorigen nah verwandte Voraussetzung, führt noch nicht in die rechten Wege; ob sie gleich berühmten Männern den besten Beweisgrund für die Rechte der Menschen in Ansehung der Thiere zu enthalten schien. Nach derselben waren es nemlich **Kriegesrechte**. Da die Thiere, ohne Achtung für uns und unsere Eigenthumsrechte, angreifen, was ihre Triebe reizet: so dürften wir, schließt man, unsere Ueberlegenheit an Kräften und Geschicklichkeiten gegen sie gebrauchen. Gegen Feinde, zumal solche unverbesserliche Feinde, sey alles erlaubt f). Aber das Schwankende und Irrige des Satzes, daß das Kriegsrecht keine Grenzen habe, bei Seite gesetzt; wer sieht nicht bald, daß wir mit diesem Grundsatze noch immer nicht im Stande wären, alles zu rechtfertigen, was hiebei doch als Aufgabe zu betrachten ist, und unter dem rechten Gesichtspunkt sich bald als wahres, natürliches Recht zu erkennen giebt.

Und diesen Gesichtspunkt wollen wir jetzt, ohne länger mit abweichenden Meinungen uns zu beschäftigen, nehmen. Er findet sich bei dem **allgemeinsten Grundsatze der praktischen Philosophie**, daß der Mensch das für recht zu halten habe, was nach seiner bestmöglichen Erkenntniß, in ihm und außer ihm, kurz **im Ganzen**, am meisten Gutes stiftet, erhält, beschützt, oder **zum wahren Wohlseyn am meisten beiträgt** g).

Dieser Grundsatz führt auf die gemein anerkannten Rechte der Menschen in Ansehung der Thiere, durch zween Mittelsätze. Viele Vortheile nemlich können wir von den Thieren auf eine solche Weise uns verschaffen, wobei diese selbst im Ganzen eher gewinnen als verlieren. Und, wenn durch andere Rechte, die wir über sie ausüben, dieselben auch wirklich belästiget und in ihrem Wohlseyn eingeschränkt werden, eben dadurch aber den Menschen es möglich wird, ihre höhern Geisteskräfte mehr auszubilden, also sich dermaaßen zu vervollkommen, daß im Ganzen der irdischen Schöpfung das Gute überwiegend dadurch befördert wird: so ist auch dies dem höchsten Grundsatze der praktischen Vernunft gemäß.

Es

f) V. *Pufendorf* l. c.

g) Diejenigen meiner Leser, welche gegen diesen Grundsatz Zweifel hegen, werden Erläuterungen, so gut ich sie zu geben fähig bin, finden, in der Vorrede zur neuen Ausgabe des dritten Theils meiner Untersuchungen über den menschl. W.

Es wird niemandem schwer scheinen, vom ersten dieser beiden Mittelsätze, Anwendung auf diejenigen Verhältnisse der Menschen und der Thiere zu machen, wo diese durch die Fürsorge der Menschen beschützt, ernährt, und also selbst vermehrt werden. Wenn man dagegen den auch den Thieren nicht ganz gleichgültigen Verlust der Freiheit in Anschlag bringen will: so ist erstlich zu bedenken, daß die Thiere, da sie kein solches Selbstbewußtseyn und Gefühl der Freiheit haben, wie die Menschen, auch nicht, gleich diesen durch den Verlust der Freiheit leiden. Wie bald gewöhnen sich nicht auch eben diese Thierarten, von denen hier die Rede ist, also an den Menschen, daß sie sich ganz freiwillig zu ihm halten? Wollte man aber auch annehmen, was nicht wahrscheinlich ist, daß das thierische Wohlseyn durch die Angewöhnung an den Menschen, der Nutzen davon zieht, im Ganzen vermindert werde; so könnte doch diese Verminderung gewiß nicht in Vergleichung kommen mit den Vortheilen, die dem menschlichen Geschlechte nur allein daraus erwachsen, daß so viele Arbeiten durch Thiere verrichtet, so viele Lasten durch sie getragen werden, die außerdem Menschen, zum Nachtheil ihrer geistigen Vollkommenheiten, aufgelegt werden müsten.

Aber auch das Recht, Thiere zu tödten, läßt sich aus obigen Grundsätzen, unter mehreren Gesichtspunkten, ableiten. Denn erstlich ist klar, daß wenn die Menschen sich des Fleischessens enthalten wollten und könnten, sie um so mehr Produkte des Pflanzenreiches gebrauchen; folglich, zu deren Gewinnung und Bewahrung, von den Thieren, die ihre Nahrung auch daher nehmen, noch mehrere zurück treiben, oder vielmehr ausrotten müsten; als nun, da wir nicht nur vieles, was von selbst wächst, den Thieren überlassen, sondern mit Mühe und Sorgfalt erbauete Früchte auf ihren Unterhalt, in gleichem Verhältnisse verwenden können, wie das Bedürfniß vegetabilischer Nahrung durch die animalische bei uns vermindert wird. Es findet also auch in Beziehung auf den Menschen Statt, was überhaupt schon lange in Ansehung der fleischfressenden Thiere bemerkt worden ist, daß Leben und Wohlseyn durch diese Einrichtung der Natur offenbar vermehrt werde. Denn, daß viele Thiere andern zur Nahrung dienen, heißt: anders ausgedruckt, eben so viel, als daß ein Theil der thierischen Nahrung selbst erst eine Zeit lang am Leben und Wohlseyn Antheil nimt. Sollte man nicht eher versucht werden zu wünschen, daß diese Theilnehmung sich auf alle Nahrungsmittel erstrecken mögte, als daß man dieselbe, so weit sie wirklich Statt hat, übel fände?

Es kann also kaum nöthig scheinen, die mehrern Gründe, womit sich das Recht der Menschen über das Leben der Thiere noch unterstützen läßt, an-

wenigſtens nicht, ſie umſtändlich auszuführen; daß nemlich auch der Tod für die Thiere das lange nicht ſey, was er für den Menſchen durch die mancherlei ſich ihm zugeſellenden Vorſtellungen wird; daß der langſamere natürliche Tod insgemein mit mehr Leiden verknüpft ſeyn würde, als der ſchnellere gewaltſame; daß der Menſch in ſeinem Körperbau nicht darauf eingerichtet ſey, für das Bedürfniß ſeiner mannichfaltigen Thätigkeit, bloß aus vegetabiliſcher Nahrung, den täglichen Abgang von Lebenskräften hinreichend erſetzen zu können; daß er ſich beſonders nicht in dem Verhältniß vermehren könnte, ohne die Kraft und Reize der animaliſchen Nahrung, und in manchen Gegenden ohne dieſelbe gar nicht beſtehen; daß eben die Thierarten, die auch dem Menſchen eine angemeſſene Nahrung geben, ſich in einem dieſer Abſicht und ihrer Erhaltung vollkommen entſprechenden Verhältniſſe vervielfältigen.

Alle Einwürfe h), die dagen gemacht worden ſind, beruhen entweder auf ungegründeten Vorausſetzungen, z. B. der Seelenwanderung; oder daß die thieriſchen Seelen doch auch Vernunft beſitzen; oder treffen nur Ausſchweifungen und Mißbräuche; oder laufen ſonſt auf eine fehlerhafte Schlußart hinaus. Wie, wenn man daraus, daß der Menſch keine ſolche angebohrne Waffen, Klauen, Fangzähne, hat, wie die Thiere, ſchließen will, daß die Natur ihm bloß vegetabiliſche Nahrung beſtimmt habe; und nicht bedenket, daß die Vernunft dieſe angebohrnen Waffen, ſo wie die andern den Thieren anerſchaffenen Vortheile, die ihm mangeln, überflüßig erſetze. Auch in dem rohſten Zuſtande, weiß er ſich bald die Mittel zu erfinden, die ihn in den Stand ſetzen, der Thiere Herr zu werden.

Wie übrigens meine Abſicht nie ſeyn konnte, alles, was ſich Menſchen in Anſehung der Thiere erlauben, durch Geſetze der Vernunft zu rechtfertigen: alſo leugne ich auch nicht, daß bei den aufgeſtellten Grundſätzen noch wohl hie und da Zweifel entſtehen können, wenn es darauf ankömmt, die Rechte der Menſchen über die Thiere, in allen Stücken aufs genaueſte zu beſtimmen. Aber wer darum dieſe Grundſätze

h) Unter den berühmten neuern Philoſophen hat der Engländer David Gartley, noch allerlei Zweifel gegen das Fleiſcheſſen erregt, am Ende aber doch eingeſehen, daß ſich keine große Veränderungen in dieſem Stücke machen laſſen. S deſſen Betrachtungen uber den Menſchen, Th. II. S. 198. ff. der deutſchen Ueberſetzung. Eben derſelbe iſt auch geneigt zu glauben, daß erſt durch die Sündfluth die Natur der vegetabiliſchen Säfte ſo verändert worden daß nun berauſchende Getränke daraus bereitet werden können. l. c.

sätze selbst verwerfen wollte, der müste nicht wissen oder bedenken, wie alle philosophischen und besonders auch alle moralischen Grundsätze in der Anwendung ähnliche Schwierigkeiten veranlassen. Und so befremdend auch dieß manchem zu seyn scheint: so begreiflich wird es, wenn man den Unterschied allgemeiner Begriffe und Grundsätze, und völlig bestimmter wirklicher Dinge und Verhältnisse kennt; und einsieht, daß die Natur wohl nicht allein für die Abstractionen oder überhaupt die Beschäftigungen des menschlichen Verstandes eingerichtet seyn könne. Begriffe und Grundsätze wegen dieser ihnen anklebenden Unvollkommenheit, ganz verachten, hieße auf der andern Seite sich verirren, und der Vernunft widerstreben. Aber die Mühe, die der Mensch bei der Anwendung seiner praktischen Grundsätze auf einzelne Fälle findet, ist keinesweges so ganz ein Uebel für ihn. Diese Schwierigkeiten der Anpassung und genauern Bestimmung allgemeiner Grundsätze, ist eine beständige Uebung des Verstandes und der Gewissenhaftigkeit. Wenn die Vorschriften der Sittenlehre überall so leicht anzuwenden wären, wie die dem Gedächtniß eingeprägten Regeln des Schönschreibens oder einer Sprachlehre: würde dann nicht aus dem Rechtverhalten ein Mechanismus werden, wobei die Moralität, wenn nicht ganz sich verlöhre, wenigstens vermindert würde? Wenn diese Schwierigkeiten bisweilen Unentschlossenheit und Gewissensskrupel veranlassen: so saget dagegen doch auch dem Menschen die Vernunft, daß unerreichbare Erkenntniß von ihm nicht gefordert werde; und daß anhaltend gutes thun, vernünftiger sey, als durch überspanntes Ergrübeln des Besten unter mehrerm Guten zur Unentschlossenheit und Unthätigkeit sich gewöhnen; oder durch Aengstlichkeit und Gemüthsunruhe, sein Leben verkümmern und verkürzen.

Anfrage.

Unser erst kürzlich errichtetes Militairhospital, ist noch über dem Haupteingange mit keiner Inschrift versehen. Wäre folgende vielleicht nicht paßlich?

Invicibili aegrore militi victo.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Montag, den 30ten Julius 1792.

Verhaltungsregeln bei den unterschiedenen Luftarten.

Die Luft wirkt als Nahrungsmittel, als Gift, und Heilungsmittel. Ihre Wirkung ist die Seele von alle dem, was lebt. Sie ist die Urheberin und Beherrscherin alles dessen, was dem Körper begegnet. Sie giebt den Gliedern Empfindung und Bewegung, und dem Geiste Klugheit. Wie die Luft und das, was in derselben enthalten ist, beschaffen sind, so sind es auch die Lebensgeister, und so geschiehet auch die Bewegung der festen, und, dieser zu Folge, die Bewegung der flüssigen Theile. So wie die Temperamente die Ursache des sittlichen Verhaltens sind, so ist die Luft die Ursache der Temperamente. Die Luft wirkt, unter allen Dingen, am stärksten auf den menschlichen Körper, und zwar zu allen Zeiten und an allen Orten. Es durchdringt nichts so sehr den Körper als sie, und ist diese schädlich, so wird davon der ganze Körper inficirt.

Von den schädlichen Eigenschaften der Luft, handelt der Hr. Hofr. u. Leibmedik. Ritter v. Zimmermann ausführlich in seinem schätzbaren Buche von der Erfahrung in der Arzneikunst, im zweiten Theile.

Man hat schon lange die Bemerkung gemacht, daß die Luft, oder ein Theil der atmosphärischen Luft, in die thierischen Körper auf eine verschiedene Weise eindringt, und Nahrung und Bestandtheil, u. s. w. derselben wird. Die Verrichtungen, auf welche die Luft einen mehr wesentlichen und in die Augen fallenden Einfluß zu haben scheint, sind auf der einen Seite das Athemholen und die Bereitung des Bluts; auf der andern, die Verdauung und Bereitung des Nahrungssaftes. An einigen Orten giebt es Gewohnheitskrankheiten, da man sich, in Ansehung der Luft, am besten nach der Gewohnheit richtet, unter allen scheint das Klima des Geburtsorts für jeden das gesundeste zu seyn. Man hat Exempel, daß Leute, in einer fremden, sonst gesunden Gegend, unheilbare Krankheiten gehabt, die, sobald sie an ihren gewöhnlichen, sonst nicht so gesunden Aufenthaltsort gekommen, wieder genesen sind. Die Luft hat beständig fremde Theile bei sich, ja es ist vielleicht kein einzi-

ger Körper, aus allen drei Reichen der Natur, von dem man nicht Theile oder Ueberbleibsel in der Atmosphäre findet. Daher ist auf die Menge dieser Theilchen und ihre Beschaffenheit zu sehen, ob sie schwer oder leicht, kalt oder warm, trocken oder feucht, still oder in Bewegung sind. So fein die Luft auch ist, hat sie doch ihre Schwere, ihr Druck erstreckt sich auf jeden Körper; man siehet das beim Barometer und der Luftpumpe. Nach der Berechnung der Physiker, druckt der Dunstkreiß mit einer Last von 36576 Pfund auf unsern Körper. Man sehe die sehr lesenswürdige Abhandlung des Doctors und Professors Richter in Halle, über die Witterung in diesem Magazin, vom Jahre 1790. vom 51 bis 53 Stück. Daß wir diesen Druck nicht so sehr empfinden, kömmt von der innern, in unserm Körper und zwischen den Säften befindlichen, Luft, welche mit der äußern in einem beständigen Aequilibrio steht. Es ist zu merken, daß die innere Luft, auf welche Art sie sich auch als fixe Luft in den Körpern der Thiere befindet, und aus solchen entbunden wird, doch allemal von dem Zustande der äußern Luft mehr oder weniger verändert wird. Diese Veränderung scheint mit dem Grade, auf welchen die Luft mit den andern Bestandtheilen verbunden ist, und mit dem fixen Zustande, welchen sie bei ihrer Trennung behält, im Verhältniß zu stehen. Dieses ist die Ursach, welche macht, daß sich die Luft, unter den verschiedenen Gestalten von fixer, phlogisticirter oder entzündbarer Luft, darstellt. Unter diesen Gestalten ist sie weder in der Luft, welche das Thier einsaugt, noch in der Substanz derselben, enthalten; sie wird erst zu fixer und entzündbarer Luft durch die Operation, wodurch sie von ihrer Verbindung getrennt wird. Man kann daher nicht sagen, daß irgend diese oder jene der sogenannten künstlichen Luftarten, als solche, schon in die chymische Substanz und den organischen Bau der Thiere komme.

Eine ausgemachte Wahrheit ist, je schwerer die Luft, je geschwinder der Umlauf der Säfte. Schwächliche Leute leben bei schwerer Luft gleichsam auf, weil alle körperliche Functionen dadurch belebt werden. Die Schwere der Luft wirkt auch sehr auf die Lungen, dehnt diese stark aus, die Inspiration wird dadurch leicht, die Exspiration schwerer gemacht, und ist Personen, die schwache Lungen haben, schädlich: auch denen, so zu Blutflüssen geneigt sind, weil diese bei schwerer Luft sich leicht einfinden. Sie vermehrt die Vollblütigkeit. Sie bekömmt dagegen in allen Krankheiten, die aus einer Schwäche entstehen; diese haben wenig Feuchtigkeiten, die schwere Luft constringirt die Gefäße, und sie werden dadurch gestärkt; solche Leute haben ein wäßrigtes Blut, die Luft macht es fester und sie befinden sich dabei wohl.

Eine im äußersten Grade schwere Luft schadet, weil sie die ganze Oberfläche

fläche des Körpers zusammen zieht, das Blut von den äußern nach den innern Theilen treibt, und davon die größte Vollblütigkeit entsteht. Die Regel ist daher, so lange die schwere Luft anhält, müssen alle Verhitzungen vermieden werden, als: starke Motionen, Gemüthsbewegungen, erhizzende Speisen und Getränke; denn alle übeln Folgen entstehen von der zu starken Bewegung des Bluts und übrigen Säfte. Ist die Luft sehr leicht, so druckt sie auch mit weit weniger Kraft auf unsern Körper, weil die innere Luft sehr stark ist, und gleichsam den Körper aufbläset; die flüßigen Theile nehmen bei leichter Luft einen größern Raum ein, werden leichter und flüßiger, die Gefäße werden ausgedehnt; hieraus entstehen Schweiße und alle Absonderungen werden vermehrt, wobei sich diejenigen Personen wohl befinden, die viel Wasser im Blute haben, so auch viele Schärfe. Leichte Luft reinigt das Blut, wenn sie aber stark und anhaltend ist, so erregt sie eine ordentliche Entkräftung, durch den vielen Verlust der Feuchtigkeiten und die große Ausdehnung der festen Theile. Bei ausserordentlich leichter Luft können die Gefäße so ausgedehnt werden, daß, durch deren Oefnungen, Blut ausgeht. Besonders wirkt die leichte Luft auf die Lungen; je leichter sie ist, je weniger dehnt sich diese aus, alsdenn seufzet der Mensch, um dadurch den Mangel der Schwere der Luft zu ersetzen; besonders sieht man dieses im Sommer, wenn ein Gewitter aufsteigt, weil man alsdenn nicht Luft genug in die Lunge bekömmt. Ist die Luft äußerst leicht, so kann das Blut nicht durch die Lungen, wobei Peripneumonici leicht ihre Paroxismen bekommen; das Blut häuft sich in der Lunge an, und kann leicht Blutspeien entstehen.

Ich setze voraus, daß die mehrsten Leser schon Kenntnisse in diesem Theile der Naturkunde haben; und werde mich auch hier nicht auf die Eintheilung der Luft, die man chymisch und physisch macht, einlassen können, sondern dieses, wie Thouvenel sagt, den neuern Arbeitern über die Luft überlassen: diese haben und werden dereinst vielen und großen Stoff zu den Gebäuden der theoretischen und praktischen Arzneikunst darbieten; und ohne Zweifel wird man darin neue Verbindungen zwischen dem Einfluß der Luft auf den Körper, dem Magnetismus und der Elektricität finden.

Die zum Athemholen dienliche Luft ist die gemeine oder atmosphärische, und die dephlogisticirte Luft; und die nicht zum Athemholen tauglichen Luftarten, sind die phlogisticirte, die entzündbare und fixe Luft; und endlich hat man verschiedene andere Luftarten oder luftähnliche Flüßigkeiten, als: die saure und alkalische Luft, und zulezt die Salpeterluft, die man auch die mittelsalzartige Luft (air neutre) nennen könnte, weil sie nach den, von dem berühmten Fontana angestell-

ten, Versuchen, aus der Sättigung der Salpetersäure durch das brennbare Wesen zu entstehen scheint. Man sehe Thouvenel, Mitglieds der medicinischen Fakultät zu Montpellier, gekrönte Preisschrift, 1787. von der Luft, welche übersetzt ist in den Sammlungen auserlesener Abhandl. für praktische Aerzte, 6 B. S. 547.

Es fehlt zwar nicht an diätetischen Büchern und akademischen Vorlesungen, unter welchen sich die des Hrn. Hofraths und Leibmedicus Richter auszeichnet, und die den ersten Wink zu diesem kleinen Aufsatze gegeben; da diese aber nicht so gemeinnützig werden, als es die diätetischen Beobachtungen der Luft verdienen, so habe ich in diesen Blättern, so kurz als möglich, ein Probestück liefern wollen, wo ich bloß derjenigen Eintheilung der Luft, in warme und kalte, in feuchte und trockene, getreu bleiben werde.

Warme Luft ist nahe an der Oberfläche der Erde am stärksten; noch wärmer bei Sonnenschein an steinigten und sandigten Orten; weil die Hitze hier wieder zurück prellt, und wir sie doppelt empfinden. Das erste, was die warme Luft thut, ist: sie theilt allen Körpern, die sich in ihr befinden, ihren Grad der Wärme mit. Die Sonnenwärme kömmt dem Grade der thierischen Wärme nicht gleich, ja unser Körper theilt der Luft noch Wärme mit, wenn selbige kalt ist. Verliehren wir viel, so wird unser natürlicher Grad zu gering, und wir frieren. Der Grad der Wärme ist unter allen Thieren bei den vierfüßigen am stärksten; sie steigt in Fieberhitze bei Vollblütigkeit, bei starkem motu musculari, wohl über 100 Grad, welches man schon einen starken Grad der Wärme nennen kann. Der Grad der thierischen Wärme ist immer höher, als die Wärme der Atmosphäre im Schatten. Fällt die Wärme der Atmosphäre bis zu 60 Graden, so fängt der Mensch schon an zu frösteln, und steigt sie bis zu 80, so ist ihm allenthalben zu warm. Es können Menschen und Thiere einen starken Grad der Wärme ertragen, wenn sie zwischendurch nur ein kühles Lüftchen erquickt. Die Lunge transpirirt in warmer Luft stark: Sanctorius hat berechnet, daß sie fast eben so viel transpirire, als der ganze übrige Körper. Krankheiten, die bei heißer Luft entstehen, sind fast alle faulend, und wo Moräste, stehende Seen sind, entstehen im Sommer allemal solche Krankheiten.

Die Galle disponirt zur Fäulniß, und es entstehen Gallenkrankheiten, welche sich gemeiniglich erst im Herbst zeigen. Wahrscheinlich liegt die Ursache davon darin, daß man im Sommer, und zumal bei vestgesetzter Witterung, stark transpirirt; wird es aber kälter, so bleibt ein großer Theil der sonst ausgeführten Feuchtigkeiten im Körper zurück, und diese fangen alsdenn an zu wüthen; auch wirkt sie stark auf den Magen. Die heisse Luft, besonders wenn sie dabei feucht ist, erregt Fäulniß im Blute; diese

sieht man an den Oertern, wo die Pest zu seyn pflegt: im Sommer entsteht sie, und im Winter ist sie weg. Die gemeinste Veränderung der Luft ist die, welche sie fähig macht, fäuligte Krankheiten zu erzeugen. Die Krankheiten, die am häufigsten hitzig, epidemisch und ansteckend zu seyn pflegen, herrschen, wie die Beobachtungen aller Aerzte zeigen, vornemlich bei einer warmen, feuchten und stillstehenden Luft, bei stillstehendem und faulem Gewässer, Morästen, großen Haufen faulender Pflanzen und Thiere. Dieses alles gilt aber von einer sehr heißen Luft; eine mäßige, warme Luft ist fast allem zuträglich; sie unterhält die so nothwendige Ausdünstung, reinigt das Blut, und erhält es flüßig. Der Umlauf der Säfte wird von ihr vermehrt, wovon so zu sagen alle Leichtigkeit des Körpers und alle Zufriedenheit der Seele abstammt.

Tissot sagt im Unterricht für Standespersonen: die warme Morgenluft, bringt dem, der sie genießt, Stärke und Wohlbefinden. Die Ausdünstungen des Thaues, welcher der Saft der Pflanzen und eine Art eines flüchtigen Balsams ist, und die Ausdünstungen der Blumen, die niemals empfindlicher sind, als bei dem Anbruche der Morgenröthe und bei dem Aufgange der Sonne, geben einen gewissen neuen Urstoff des Lebens, dessen diejenigen beraubt sind, die niemals eine andere, als die in den Zimmern einathmen.

Man muß bei heißer Luft viel trinken und wenig essen, und im Winter sich umgekehrt verhalten. Schon Hippokrates sagte, daß das fehlende Wasser im Blute, durch vieles Trinken müste ersetzt werden. Gartenfrüchte, Kirschen, Pfirschen, Zwetschen und Erdbeeren; wer diese genug genießt, wird von der Hitze nicht incommodirt werden, denn diese sind säuerlich, und corrigiren die Fäulniß, auch haben die mehrsten eine Urin treibende Kraft. Es haben einige den Genuß dieser Obste für die Ursache der Ruhr angegeben, aber bekanntlich ist diese Meinung verkehrt, sie widerstehn vielmehr derselben, und wenn auch eine Diarrhoe auf den Genuß derselben erfolgen sollte, so ist diese sehr heilsam, um die Schärfe auszuführen. Die Getränke müssen seifenartig, etwas zusammenziehend, und resorbirend seyn; bloß wäßrigte Getränke laufen gleich durch die Schweislöcher wieder weg, oder wenigstens währet ihret Effect nicht lange. Unser Blut ist im Sommer aufgelößt, daher zur Fäulniß geneigt; ein Adstringens aber constringirt dasselbe und vermehrt die Verbindung seiner Bestandtheile; auch wird dadurch die Disposition zur Fäulniß verhindert; und hiezu ist nichts besser, als ein wenig Wein oder Brantewein. Man kann daher im Sommer kein besseres Getränk zu sich nehmen, als Limonade mit etwas Zucker, Zitronensaft und Wein. Bier erquickt nicht, und stillt keinen Durst. Einige verwerfen, im

Som-

Sommer alle hitzigen Getränke, weil sie noch mehr erhitzten; allein, in geringer Maaße genommen, sind sie nicht schädlich. Der Wein, und besonders der Brantewein, ist das beste und herrlichste Präservativ für faulende Krankheiten, weil sie das Blut constringiren, und es daher nicht so sehr zur Fäulniß disponiren kann. Wenn man sehr erhitzt ist, muß man nicht zu kalt trinken, weil der Körper bei der Hitze expandirt ist, Kälte aber auf einmal zusammen zieht. Einige Theile können alsdenn plötzlich leiden, als der Magen, die Leber, und überhaupt entstehen leicht Entzündungen in allen denen Theilen, welche die Kälte besonders afficiret; daher erfolgen leicht Brustfieber und Seitenstechen, Koliken; auch wirkt sie stark auf die Luftröhre, und es kann eine höchst gefährliche angina daraus entstehn. Tissot erzählt, daß ein Mensch, der sehr erhitzt gewesen, bei einen Brunnen gelaufen und eine Menge kaltes Wasser getrunken, worauf er sogleich tod liegen geblieben. Wenn man Gelegenheit dazu hat, muß man das Getränk vorher an der Sonne erwärmen, oder es erst ein wenig im Munde halten, und nach und nach niederschlucken. In Absicht der Speisen, bei warmem Wetter, muß man kein Fleisch essen; da der Körper von selbst zur Fäulniß disponirt, so vermehrt es diese Neigung, wenigstens muß man den Victum durch Pflanzen und Säure verbessern. Und wenn man Fleisch isset, muß es von solchen Thieren seyn, die von Vegetabilien leben, wie Hüner; auch fault das Fleisch derer Thiere leichter, die in starker Bewegung sind, als Wildfleisch. Man muß bei heißem Wetter mehr schlafen, wie im Winter.

Noch einen fürchterlichen Effekt hat die Hitze auf den Kopf, vermöge ihrer ausdehnenden Kraft. Es häuft sich das Blut im Kopfe an, wovon folgende Krankheiten entstehen können: wahre phrenitische Rasereien, der Sonnenstich; man hat Exempel, daß Personen, die mit bloßem Kopfe in der Sonne geschlafen, nach wenig Stunden, rasend geworden: das Blut dehnt sich stark aus, und druckt also das Gehirn, wovon Lähmungen entstehen können. Man hat Beispiele, daß Leute stock blind geworden und apoplektische Anfälle bekommen haben. Hieraus folgt, daß man an einem solchen Orte, wo die Sonne streng scheint, den Kopf bedecken muß. Man hat bemerkt, daß auf der weissen Farbe die Hitze am besten abprelle, schwarze hingegen läßt sie am meisten durch. Wollene Zeuge, zumal schwarze, muß man eigentlich im Sommer nicht tragen, lieber weiße, und zwar von Leinewand, denn Wolle ist ein wahrer Behälter für allerhand böse Miasmata. Die Kleider muß man täglich wechseln, oder wenigstens reine Wäsche anlegen. Man muß, wenn es möglich ist, an einem feuchten Orte wohnen, oder in einem Theile des Hauses, wo man in Gärten sieht, um die Pflanzendüfte zu genießen.

Kalte

Kalte Luft thut, im Ganzen genommen, eine entgegengesetzte Wirkung. Will man ihren Effect auf den menschlichen Körper recht beurtheilen, so muß man Folgendes in Betracht ziehen. Es kommt 1) auf den Grad der Wärme an, worin der Mensch sich befindet. Wer einige Stunden in einem heißen Zimmer zugebracht hat, wird einen geringen Grad der Kälte sehr kalt schätzen. Die strengste Kälte kann nicht schaden, wenn man sich derselben nur nach und nach aussetzt. Boerhave erzählt von einem Arzte, welcher mehrere Jahre sein Leben nach den Regeln des Sanctorius eingerichtet, und eine recht mathematische Diät beobachtet hatte, daß, wie er einstmals von einer kühlen Luft getroffen worden, er nicht nur voraus gesagt, er würde davon sterben, sondern auch sein Wort gehalten habe. 2) Kommt, wie überall, also auch hier, vieles bloß auf die Gewohnheit an. Man sieht Kinder mit bloßen Füßen im Winter; auch wohl zärtliche Frauenszimmer einen großen Theil ihrer Brust der strengsten Kälte aussetzen, ohne Schaden zu nehmen, obgleich die robusteste Mannsperson es ihnen darin nicht gleich thun könnte, 3) Wirkt die Kälte mehr auf schwache, als starke Personen. Ist die Kälte aber zu stark, so macht sie die flüßigen Theile dick, die festen zur Bewegung untüchtig, und so kann der Tod darauf erfolgen. Die Wirkung der Kälte ist verschieden, nach ihrem Grade; gelinde Kälte ist jedem zuträglich, sie macht die festen Theile elastisch, und die Bewegung aller Functionen wird vermehrt.

Im Winter entstehn weniger Krankheiten von der Kälte, als des Frühlings und Herbstes. Die Ursach ist, weil man die Kälte schon gewohnt ist, und die Luft des Winters trockener, als zu andern Jahrszeiten zu seyn pfleget; denn man friert in einer nassen und etwas kalten Luft stärker, als in einer trockenen, obgleich viel kältern.

So richtig dieses ist, so hat doch Sydenham schon angemerkt, daß die vornehmste Ursach von den häufigen Frühlings- und Herbstkrankheiten, diese sey, daß man im Frühlinge die Sommerkleider zu zeitig an- und im Herbste zu spät ablegte.

Wenn die Kälte stark ist, so werden die festen Theile so stark zusammen gezogen, daß sie fast starr werden und alle Gelenksamkeit verliehren; die Ausdünstung wird gehemmt, daher denn Krankheiten von unterdrückter Ausdünstung, Gicht, Podagra, Hüftweh u. d. gl. entstehen. Diejenigen, welche zu Husten geneigt sind, bekommen selbigen. Wird die Kälte noch stärker, so macht sie Konvulsionen, wovon eine der gewöhnlichsten das Klappern mit den Zähnen ist, und oft wirkt sie so heftig, daß der Mensch kein Glied stille halten kann. Hier erstrecken sich die stärksten Konvulsionen auf die Lunge, man kann nicht athmen, und so erfolgt alsdenn Erstickung. Die ganze Oberfläche des

Kör-

Körpers wird zusammen gezogen, und alle Säfte zu den innern Theilen getrieben, und daher entstehen Beängstigungen. Am stärksten wirkt die Kälte auf den Kopf, und der Erfolg ist Schwindel, außerordentliche Mattigkeit und Entkräftung; man wird endlich schläfrig, und wenn man dieser Neigung folgt, so ist man sehr bald des Todes, und stirbt am Schlagflusse. Wer daher sehr erkältet ist, muß sich nicht auf einmal, sondern nach und nach, der Wärme nahen, sonst läuft er auf folgende Art Gefahr: die ganze Oberfläche des Körpers ist von der Kälte zusammen gezogen, die Hitze relaxirt sie plötzlich, und so entsteht auf einmal eine wahre Vollblütigkeit in der ganzen Oberfläche, welche verschiedene übele Folgen nach sich zieht. Ein mäßiger Gebrauch hitziger Getränke ist nicht übel, wenn man sich dabei bewegt; die Circulation wird dadurch vermehrt. Insonderheit ist ein glühender Wein mit aromatischen Dingen versetzt, ein vortreffliches Mittel gegen die Kälte, weil beide den Umlauf des Bluts vermehren und die unmerkliche Ausdünstung befördern. Aber ein Ueberfluß dieser geistigen Getränke ist mit Recht zu tadeln. Man muß harte, und keine weichliche Speisen genießen, denn man hat im Winter mehr Appetit und Verdauungskraft, wie im Sommer. Wenn man sich der Kälte aussetzet, muß man ehender die Füße, als den Kopf warm halten. Pelzmützen sind gar nicht zu empfehlen; sie erregen Schlagflüsse, oder schwächen doch wenigstens die innern Sinne. Alles das hat man in einem höheren Grade zu befürchten, wenn besonders diejenigen, welche schwitzige Füße haben, selbige kalt werden lassen.

Der Schluß folgt künftig.

Mittel zur Vertilgung der Blüthenraupen. *)

Im dritten Bande des Journ. für Franken S. 729 f. wird folgendes Mittel zur Tilgung der Blüthenraupen gerühmt: Nimm 3 Finger breite Papierstreifen, binde sie mit eingeweichten Hopfenranken feste rings um den Baum, siede auf 8 Loth Pech, und 2 Loth Oehl, einen zähen gut klebenden Leim, streiche davon auf das Papier, so fangen sie sich, und können dann vertilgt werden. Alle drei Tage kann frischer Leim aufgestrichen werden.

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 145., 1792.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Freitag, den 3ten August 1792.

Verhaltungsregeln bei den unterschiedenen Luftarten.

(Schluß.)

Feuchte Luft ist eine mit wäßrigten Theilen überladene Luft, welche ihr, aus den Gewässern sowohl als dem Pflanzen- und Thierreiche zugeführt werden. Daher ist immer eine feuchtere Luft in Wiesen und Wäldern, als in einer sandigten Gegend; in großen Städten mehr, als in Dörfern. Je höher die Atmosphäre, desto leichter ist die Luft, und je leichter, desto weniger feuchte Theile in selbiger. Hieraus folgt, je niedriger der Ort, desto feuchter ist die Luft. Die untere Luft ist schon so mit Feuchtigkeiten versehen, daß sie keine mehr admittirt, folglich die Ausdünstung verhindert. Diese sonst ausdünstende Materie bleibt im Körper zurück, und verursacht kleine Krankheiten, als Rheumatismen, Flüsse, Katharren; sehr oft entstehen Diarrhoen und häufiges Urinlassen, sie wirkt stark auf die Lunge, und verhindert deren Transpiration; die Lunge wird ödematös, schwillt vom Wasser auf, und erschwert das Athemholen. Die ausdünstende Materie, die in der Lunge zurück bleibt, ist ein scharfes Wesen, das darin stockt, corrupt wird, woraus zuletzt Eiter und Husten entsteht. Bei feuchter Luft machen die resorbirten wäßrigten Theile das Blut dünne, dessen Umlauf wird langsamer, und die Wärme verliert sich. Von einer feuchten, weichen und schlaffen Luft, leiden Personen, die allzureizbare, gespannte, trockene oder magere Fasern haben, und die sich in leichter Luft bewegen, nicht so viel, als die Sitzenden, und so auch der Wachende nicht so viel als der Schlafende. In einem so feuchten Clima, wo die Transpiration gehemmt wird, entstehen leicht Hautkrankheiten, als Krätze, wie auch Gicht und Rheumatismen. Alle phlegmatische, schwammigte Körper, befinden sich dabei schlecht, so auch alle die, so eine sitzende Lebensart führen, und zur Wassersucht geneigt sind.

Der größte Grad der Feuchtigkeit ist nahe an der Oberfläche der Erde;

daher muß man so hoch wohnen, als man nur kann. Wenn es möglich ist, bei einer feuchten Luft, in eine Sandgegend ziehen. Man muß die Zimmer oft räuchern mit aromatibus, welche Ausdünstungen sich mit den Feuchtigkeiten vermischen, und so in den Körper gehen, und den Umlauf des Bluts vermehren. Man muß keine wäßrigte erschlaffende Speisen genießen, sondern spirituöse und gewürzte. Die Speisen müssen trocken seyn, gebraten Fleisch, Backwerk, u. s. w. sind dabei gut. Man muß trocken wohnen, und hauptsächlich für die Trockenheit des Schlafzimmers Sorge tragen; oft die Kleider wechseln, und sich viel Bewegung machen.

Trockene Luft vermehrt die Ausdünstung; je stärker diese ist, desto mehr wird das Blut gereinigt. Alle Hautkrankheiten werden darin gelinder; das Blut wird fester, der Körper röther, und sieht munter aus; das Blut wird öligter, die natürliche Wärme vermehrt sich, und die Circulalation wird lebhafter. Indem der Körper dieses empfindet, wird er leichter, die festen Theile werden belebt, und folglich werden auch alle körperliche Verrichtungen lebhafter. Bei trockener Luft wird das Blut, ferner entzündlich, daher entstehen, leicht Peripneumonien, und andere entzündliche Krankheiten. Ganz alte Personen befinden sich dabei in denselben Umständen wie Melancholici; ihre Trockenheit in den festen und flüßigen Theilen wird vermehrt. Hippokrates sagte schon, daß man im Sommer dem Tode allezeit näher käme, wie im Winter, weil da der Körper mehr ausgetrocknet wird. Die Regeln für solche, die sich in trockner Luft nicht wohl befinden, sind: so lange und soviel zu schlafen als möglich; nicht stark zu arbeiten, weil dadurch die Ausdünstung vermehrt wird; sie müssen in einer feuchten Gegend wohnen, als nahe an Flüssen, Gärten, Wäldern und Wiesen; wenig essen und viel trinken; viel Suppen und wenig Braten; die Luft im Zimmer feucht machen, durch Pflanzen oder Geschirre mit Wasser. Die Experimente des Hales haben gelehrt, daß die Pflanzen zum Theil eine unglaubliche Menge Feuchtigkeiten ausdünsten; besonders die Weiden, Rosen, Pappeln, der Hollunder, Maulbeerbaum, und diejenigen Pflanzen, welche am Wasser wachsen.

N. Dr. J. F. B.

Eini-

Einige Beiſpiele von wirklicher oder ſcheinbarer Simplicität, und Wohlfeilheit, aus dem dreizehnten, vierzehnten, und funfzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 1238. entſchieden alle Gottesgelehrte der hohen Schule zu Paris, unter dem Vorſitze des Biſchofes der Hauptſtadt: daß kein Geiſtlicher ohne Gefahr ſeines Seelenheils, zwei Pfründen zugleich beſitzen könne, wenn eine derſelben funfzehn Pariſer Livres einbrächte. Funfzehn Livres Pariſ. waren alſo damals hinreichend, einen Geiſtlichen zu ernähren. (Crevier Hiſt. de l'Univerſité de Paris I. 381.)

Im Jahre 1304. ſtiftete **Johanna**, Gemalin **Philipp des Schönen**, das Collegium von Navarra zu Paris, und in dieſem Collegio zwanzig Stellen für die Schüler der Grammatik, dreißig für die Zuhörer der Philoſophie, und zwanzig für junge Gottesgelehrte. Die erſtern erhielten wöchentlich vier, die andern ſechs, und die dritten acht Sols Pariſ. Die Einkünfte des ganzen Collegiums, aus welchem die Lehrer und Schüler ſowohl, als die Gebäude unterhalten werden muſten, beſtanden in nicht mehr, als zweitauſend Livres Tournois. (II. 209. ib.)

Es iſt bekannt, daß die Studirenden in Paris, und auf andern hohen Schulen in ſogenannte Nationen eingetheilt waren. Im J. 1417. gab die franzöſiſche Nation in Paris dem Könige, und dem ganzen Hofe ein Frühſtück, das mit einem feierlichen Hochamt, und mit Muſik verbunden war. Dies Frühſtück koſtete eilf Livres, eilf Sols, und vier Deniers. Einige Jahre vorher bezahlte man bei dem Leichenbegängniß des **Herzogs von Orleans**, das Pfund Wachslichter mit drei Sols und vier Pariſer Deniers. Das beſte weiße Wachs koſtete ſechs Pariſer Sols. (ib. III. 385.)

Im J. 1479. hatte die Univerſität zu Paris, einen verwickelten Rechtsſtreit mit dem Abte des Kloſters der heiligen **Genevieve**. Der Anwald der hohen Schule muſte die Sache derſelben zu wiederhohlten Malen vertheidigen, und erhielt für dieſe ſeine Mühewaltung einen Goldgulden. (un écu d'or. ib. p. 389.)

Der heilige **Ludewig** von Frankreich, brauchte während ſeines Kreuzzuges, der vom J. 1248. bis 1254. dauerte, nicht mehr als: 1,537570 Livres Tournois. Das Löſegeld, welches die Königin für ihren gefangenen Gemal zahlen muſte, betrug allein 167102., oder gar 500000 Livres. (Die erſte Summe führt **du Cange** aus einem Regiſter der Rechnungskammer zu Paris, die andere gibt **Bodin** an, Obſerv. ſur l'Hiſtoire de St. Louis p. 82. Bodin. de rep. VI. p. 1028.) Vielleicht eben ſoviel koſtete

stete die Befestigung von Joppe, welche Stadt der fromme König mit starken Mauern, Thürmen, und Thüren umgeben ließ. (Joinville Hist. de St. Louis p. 104. 105.)

Die Hofhaltung des heiligen Ludewig, kostete in einem der letzten Jahre seiner Regierung 111688 Livres: (du Cange p. 82. An dieser Stelle steht 1271. Diese Jahrszahl muß falsch gedruckt seyn, weil der h. Ludewig schon 1270. starb.) Die des Königs Philipp des Schönen im J. 1301. 267888, und die des Königs Philipp des VI. im J. 1329., 347457 Livres. (ib.) Nach Froissart's Zeugniß (T. V. Ch. 119.) lebte nie ein König von England so prächtig, als der unglückliche Richard, denn sein Hofstaat allein habe jährlich beinahe hunderttausend Gulden gekostet. (Qui despendist à cent mille florins pres par an, pour son estat seulement, & hostel entretenir.) Die Einkünfte des französischen Reichs betrugen im J. 1449. unter Carl VII. nicht mehr, als 437500 Livres, und diese Summe schätzte Bodin fast eben so hoch, als die 13,125000 Livres, welche man im J. 1574. unter Carl IX. gehoben habe. (Bodin l. c. p. 1028. 1029.)

Du Cange theilt in seinen Anmerkungen über die Geschichte des h. Ludewig zwei Hofordnungen, eine vom h. Ludewig vom J. 1261. und eine von Philipp dem Schönen vom J. 1285. mit, die äußerst merkwürdig sind. Ich schreibe aus der erstern bloß folgende Artickel aus. Kammerherren, befiehlt der h. Ludewig, (p. 108. seq. l. c.) sollen inskünftige mit Aufhebung aller Vortheile, die sie sonst genossen haben, täglich nicht mehr als 6 Sols, und die Freiheit haben, drei Bediente am Hofe essen zu lassen. Ueberdem solle man ihnen Abends ein halbes Maaß Wein, jede Woche eine Fackel, und 12 kleinere Lichter reichen; auch drei Pferde beschlagen lassen. Die Kammerdiener und Leibchirurgi erhielten täglich 2 Sols, für 2 Pferde Haber und Beschläge, und für 2 Bediente den Tisch, wöchentlich 1 Fackel, und 8 kleinere Lichter, und jährlich 100 Sols zu einem Kleide. Wer wirklich am Hofe Dienste leistete, empfing täglich noch 6 Deniers Zulage. Den Waffenträgern und Marschällen setzte der König am Sold täglich 2 Sols, und eben soviel, für ihren und ihrer Bedienten Unterhalt, aus. Er gestattete ihnen ferner, für Licht täglich 12 Deniers, auf Reisen 8 Deniers für Quartier, und 8 Sols für Vortheile, die sie sonst genossen hätten: Zur Livree jährlich 100 Sols, und den Waffenträgern zur Unterhaltung des Pferdegeschirrs 36 Livres, und 3 Pferdeknechte. Der Kanzler erhielt täglich 7 Sols, wovon er sein ganzes Gefolge unterhalten muste. (Bodin. p. 1028.)

Während seines ersten Kreuzzuges, und auch nach demselben, hatte der

h.

h. Ludewig, weder geſtickte Waffenröcke, noch geſtickte Sättel. Als daher der Herr von Joinville auf dem Pferde Philipps des Dritten, des Nachfolgers ſeines guten Herrn, einen geſtickten Sattel wahrnahm, und von dem Könige hörte, daß die Stickerei 8 Pariſer livres gekoſtet habe; ſo ſagte der freimüthige Ritter zu dem Könige, daß er dieſes Geld beſſer zur Ehre Gottes, und zum Beſten der Menſchen hätte anwenden können. (Hiſt. de St. Louis p. 5.)

Maitre Guillaume de Harſely, der gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts Leibarzt bei Carl VI. von Frankreich war, ſtarb nach Froiſſarts Erzählung, als ein ſehr reicher Mann, indem er wohl 3000 Franken im Vermögen gehabt habe. Eben dieſen Arzt ſchildert der Geſchichtſchreiber als einen der größten Filze ſeiner Zeit, weil er täglich für ſeine ganze Haushaltung nur 2 Pariſer Sols ausgegeben habe. (W. Ch. 50.)

G.

Mehrere von den angeführten Datis ſetzen nur ſo lange in Verwunderung, als man ſich nicht beſinnt, daß das Geld bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts einen viel höhern Werth hatte, als nachher, und daß die ſilbernen und goldenen Münzen, im dreizehnten Jahrhundert, von einem größern Gehalt waren, als in den folgenden. Bodin behauptet nach vielen Vergleichungen, die er angeſtellt hatte, daß die Preiſe der Dinge von der Regierung Ludewigs XII. bis auf die Regierung Carls IX. wenigſtens zehnfach geſtiegen ſeyen, und daß ein livre Tournois noch unter der Regierung Philipps des Schönen einen viermal größern Gehalt gehabt habe, als unter Carl IX. (p. 1028. 1030. l. c.)

Hieraus erklärt er es, daß Carl V. Herrſchaften gekauft habe, wofür man zu Bodin's Zeiten wenigſtens dreißigmal ſoviel würde gegeben haben, als der König dafür bezahlt hatte.

C. M.

Bruchſtück aus einem Schreiben des Herrn Ritters de Bray, an die Regensburgiſche botaniſche Geſellſchaft.

In den Gärten von Schönaich, drei Stunden von Regensburg, ſah ich die Pflanze, worauf Jamaika ſtolz iſt, ſie zu erzeugen; ich meine den großen Schlangencereus (Cactus grandiflorus L.) Die Stengel deſſelben ſind walzenförmig, äſtig, geſchlängelt, grünlich, an 5 bis 6 Orten hervorragend, und an den Seiten mit kleinen ſtrahlenförmigen und buſchigten Stacheln verſehen. Die Blumen ſproſſen ſeitwärts hervor,

ſind

sind sehr schön, und haben 6 bis 7 Zoll im Durchschnitt. Ihr Kelch ist sehr groß, lang, rohrförmig, und inwendig schuppicht. Er besteht an seiner Staubspitze aus schmalen, gestreiften, spitzigen, gelblichten Blättchen, die in mehrere Reihen geordnet, offen sind, und um die Blume herum eine Krone zu bilden scheinen. Die Blumenblätter sind weiß, zahlreich, lanzettförmig, und in verschiedenen Reihen zu einem schönen hohlen Röschen angeordnet. Der Staubweg ist etwas länger als die Staubgefäße, und seine Oefnung ist in ungefehr 20 Franzen eingetheilt. Schwerlich kann man etwas schöneres sehen, als diese Blume. Außerdem machen sie alle ihre übrigen Eigenschaften interessant. Ihre ausländische Bekleidung, ihr imponirender Anblick, die Majestät, womit sie sich von ihrem walzenförmigen Stengel auf einem etwas langen Halse empor schwingt, und dem Auge eine schöne, tief ausgehöhlte, gestreifte Rosette zeigt, aus deren Fülle ein Strom von Düften empor steigt, der einen ähnlichen, aber noch sanftern Wohlgeruch gewährt, als die Vanille, der Reiz dieser Wohlgerüche, die einen — über 60 Schuhe langen und verhältnißmäßig hohen Saal ganz durchbalsamirten, die Zartheit die jedes andere Opfer von uns verschmähend, von unsern Gefühlen nur Bewunderung und Sehnsucht von uns zu verlangen scheint — alles — bis auf die unbedeutendsten Umstände, zieht uns bei ihr an, interessirt uns für sie. Des Abends, wann die Sonne untergegangen ist, fängt sie sich zu öfnen an. Sie entfaltet sich Stuffenweise, bis um Ein Uhr des Morgens, alsdann schließt sie sich nach und nach, um nie wieder aufzublühen. Gegen 8 Uhr des Morgens ist sie schon nichts mehr, als ein langer, unförmlich gebildeter Kelch, ohne Glanz, und ohne Anmuth. Ihr Geruch ist sogar nicht mehr der nemliche, er ist stark, ohne angenehm zu seyn. So entfaltet sich diese Blume nur in der Stille, und in der Einsamkeit der Nacht, um noch ein augenscheinlicheres Bild von jener Blume der Schönheit zu seyn, die unter den Menschen so hoch geachtet wird, — die nur Freuden eines Tages gewährt, und ohne Rückkehr verschwindet.

Die Lianen.

Nachstehende eben so kurze als interessante Bemerkung über die Lianen, hat man für diese Blätter aus einer Rede des Herrn Düval entlehnt, welche derselbe in der ersten feierlichen Versammlung der Regensburgischen botanischen Gesellschaft gehalten, und die in dem ersten Bande der Schriften dieser Gesellschaft. Regensburg 1792. 8. Seite 97 — 108. abgedruckt ist.

Die sogenannten Lianen, deren Benennung von dem französischen Worte lier, binden her kommt, sind eine Art holzigter Seile, von einer übermäßig

mäßig großen Stärke und ungleicher Länge, wobei sie von einem halben Zoll im Durchmesser bis zu 18 Zollen im Umfange haben. Man versteht überhaupt unter dem Namen Lianen alle die Pflanzen, die mit einer unbeschreiblichen Menge Ranken, oft eine äußerst große Strecke fortlaufen, und die Bäume auf eine solche Art mit einander verbinden, daß sie den Durchgang durch die Wälder deswegen oft unmöglich machen. Nicht selten geschieht es, daß der Baum, welchen sie umschlingen, schon verdorrt und verfault ist, indeß daß die schneckenförmige Ranke der Liane noch übrig bleibt, die das prächtigste Schauspiel darbietet, indem sie eine Art von einer umgewundenen von selbst aufrecht stehenden und durchsichtigen Säule vorstellt, deren schönen Anblick die Kunst nachzuahmen kaum im Stande ist. In Guyana, in den innern und erhaben liegenden Theilen des Landes, wo man sie ohne Blätter und Aeste auf die Gipfel der höchsten Bäume hinauf, und wieder zur Erde hinabsteigen, wieder neue Wurzel treiben, und sich wieder um die in der Nähe befindenden Bäume umschlingen sieht, laufen sie auf diese Art von einem Baum zum andern, in allen möglichen Richtungen, beinahe wie das Seilwerk eines Schifs, ziemlich weit fort. Nach den Beobachtungen eines französischen Officiers, der seine Reise nach den Inseln Frankreich und Bourbon beschrieben hat, giebt es auch da unter der großen Menge mannigfaltiger Pflanzarten, viele unter der Benennung Lianen. Sie schützen die Bäume, woran sie sich machen, sogar gegen die Gewalt heftiger Orkane. Will man in den Wäldern Holzschläge anstellen, so schneidet man ungefähr 200 Bäume am Fuße durch, welches doch nicht hindert, daß sie noch so lange aufrecht bleiben, bis man endlich die daran festhangenden Lianen abgehauen hat, und alsdann stürzt ein ganzer Theil des Waldes in einem Augenblick mit einem schrecklichen Getöse nieder. Der arbeitsamste Botaniker, sagt la Condamine in seiner Relation d'un Voyage fait dans l'interieur de l'Amerique meridionale depuis la mer sud jusqu'a la Guyane fände in Südamerika wegen der großen Menge und Verschiedenheit der Pflanzen, auf viele Jahre zu thun, und die Summe der Lianen sey unbeschreiblich.

Etwas

Etwas für Liebhaber aufbehaltener Kräuter, sauberer Gemälde und Kupferstiche, und verschiedener Insektensammlungen.

Liebhabern von Naturalien aus dem Pflanzen- und Thierreiche und Besitzern guter Gemälde und Kupferstiche ist oft sehr daran gelegen, mit Mitteln versehen zu seyn, wie sie ihre davon gemachten Sammlungen erhalten und sie besonders vor Würmern und vor allem Anschuß bewahren können. Diesen glauben wir keine ganz unwillkommene Nachricht zu geben, wenn wir sie hier mit zweien Mitteln dieser Art bekannt machen, die sich in großen Sammlungen beide als sehr bewährt bewiesen haben. Das erste ist von dem großen Naturgeschichtskenner und Naturaliensammler J. Th. Klein: das letztere ist von dem berühmten Insektensammler Rösel; und beide haben ihr Mittel nicht allein als das beste in seiner Art mit großem Vortheil selbst benutzet, sondern es auch ihren Freunden als ein nie fehlendes Mittel mitgetheilet.

Um seine getrockneten Kräuter und Blumen, seine Gemälde und Kupferstiche stets gut zu erhalten, nimt man 10 Loth Gum. Sandar., 4 Lth. Mast., beides auserlesen, und ½ Lth. Campt., zerstößt die Gummata und thut sie mit dem Kampfer, welcher zuvor klein gemacht wird, in ein Glaß, das oben einen langen Hals hat: alsdann gießt man 3 Quart hochrektificirten Weingeist darauf, und rüttelt es oft damit herum, da sich denn die Gummata ergeben. Sobald dieses nachher recht klar geworden ist, hat man seinen gewünschten Firniß. Je älter dieser Firniß ist, je besser wird er. Herr Klein hat damit alle seine gesammleten Pflanzen überzogen und es befunden, daß sie kein Wurm angefressen hat. Ueberdies werden dadurch die frischen Farben, so lange ein Stück daran ist, konserviret, und die erstorbenen werden releviret. Er sieht sehr fein aus, bricht nicht ab, und darf nur ganz dünne mit einem Pinsel überzogen werden, sowohl was die Blätter und Blumen, als was die Gemälde und Kupferstiche betrift.

Seine Insektensammlungen erhält man in einem guten Stande, wenn man 3 Quent. Terpentinöl, 1 Quent. cyprischen Terpentin, 15 Tropfen Nelkenöl und 2 Lth. Petrol. oder Steinöl, oder auch jedes gedoppelt, wohl unter einander gemischt, so lange in der Wärme stehen lässet, bis alles recht vereiniget ist, und dann die Behältnisse der Insekten damit bestreichet. So erhielt Herr Rösel seine Schmetterlinge und andere dergleichen Kreaturen in einer beständigen Schönheit.

*) Aus den Schleswig Holstein. Anzeigen, Stück 26. von 1792.

Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Montag, den 6ten August 1792.

Von der schnellen Hülfe bei innerlichen Arsenikvergiftungen.

Arsenikvergiftungen, vorsätzliche oder unvorsichtige, sind nicht so selten, daß es sich gewiß der Mühe lohnt, das nicht medicinische Publikum mit dem Heilverfahren derselben bekannt zu machen. Da dieses Verfahren sowohl leicht zu begreifen, als auch auszuüben ist, und bei Vergifteten gleich und ungesäumt angewendet werden muß, ehe in den mehresten Fällen ein Arzt oder Wundarzt herbei gerufen werden kann; (denn durch diesen kostbaren Zeitverlust, stirbt mancher der zu retten war) so ist dasselbe ein würdiger Gegenstand zur Belehrung des nicht medicinischen Publikums, und verdient in der populären Arzneikunde eher einen Platz, als die Heilung einer Krankheit.

Vielleicht wird auch manchem Arzte und Wundarzte dieser Aufsatz willkommen und sehr nützlich seyn, der nicht die Gelegenheit gehabt hat, sich aus den Schriften a) selbst, über diesen Gegenstand zu belehren.

Der Arsenik b) ist ein scharfes, fressendes Gift, welches jeden empfindlichen Theil des Körpers anfrißt und entzündet, und folglich innerlich, nur zu wenigen Granen genommen, im Munde, Schlunde und Magen, sogleich einen brennenden, stechenden, schneidenden Schmerz verursacht; nicht zu löschender Durst, Schmerzen, kalte Schauder, Krämpfe, Entzündung und Brand im Magen, Gedärmen, Lungen, u. s. w. heftiges Würgen und Erbrechen, Diarrhoe, Angst, Beklemmung, Zuckungen und der Tod, sind die unausbleiblichen Folgen, wenn nicht geschwind genug Hülfe geleistet wird.

Sogar äußerlich auf wunde Hautstellen applicirt, und von da durch die einsaugenden Gefäße in die Masse

a) Ueber die Arsenikvergiftung, ihre Hülfe und gerichtliche Ausmittelung von S. Hahnemann, Dr Leipzig 1786. Navier Gegengifte des Arseniks, — von Weigel Greifsw. 1787.

b) Der weiße ist der gewöhnlichste, unter diesem giebt es rothen und gelben (Operment, Rauschgelb) und Cobalt oder Fliegenstein.

se der Säfte gebracht, ist er fast eben so schnell tödlich, als wenn er durch den Mund in den Körper gebracht wird. Häufige Beispiele von den schnell tödlichen Wirkungen arsenikalischer Salben, Tropfen, Pulver, u. s. w. gegen Geschwüre und den bösen Kopf gebraucht, beweisen dieses gar zu deutlich. In diesem Falle ist die Heilung weit schwerer, als wenn das Gift in den Magen gekommen ist, ja, wenn schon ein beträchtlicher Theil des Arseniks mit den Säften vermischt ist, unmöglich, weil man das Gift wohl aus dem Magen und Gedärmen, wie man nachher sehen wird, schaffen kann, nicht aber aus den feinen einsaugenden Gefäßen, die auf der Haut entspringen, und zu den innersten edlen Theilen gehen.

Man kann alle Vergiftungen in Absicht ihrer mehrern oder mindern Heftigkeit, füglich in drei Grade theilen, wovon der erste Grad, der schnell tödliche, sich durch die vorher angeführten schnell entstehenden und schnell fortschreitenden traurigen Zufälle bezeichnet, und binnen 20 bis 24 Stunden durch den Tod endigt.

Beim zweiten Grade der Vergiftungen sind die Zufälle denen des ersten Grades ähnlich, sie steigen nur langsamer, und haben verschiedene minder heftige Episoden und Nachlässe. Das Gift hat Zeit gehabt, mehr den Darmkanal zu erreichen, und schränkt sich folglich mehr auf die Eingeweide des Unterleibes ein, daher giebt es in diesem Grade, nebst den fürchterlichen Koliken, häufigere ruhrartige Stühle, statt des fürchterlichen Erbrechens im ersten Grade. Besonders zeichnet sich dieser zweite Grad durch langsamere Fortschritte und längere Dauer, von mehrern Tagen aus.

Unter dem dritten Grade der Vergiftungen versteht man die langsame, schleichende Vergiftung, die entweder durch kleine Gaben des Giftes entstehet, oder eine Folge der vorhergehenden, zwar nicht tödlich gewordenen, aber doch vernachläßigten Grade, ist. Die Zufälle in diesem Grade sind langwierig, können Monate, ja mehrere Jahre lang dauern, und entstehen von den aus den Gedärmen in die feinen Gefäße und alle Glieder des Körpers übergegangenen Giftheilchen. Schleichendes Fieber, Schmerzen in den Eingeweiden sowohl als in den Gliedern, Durst, langwieriges Erbrechen c) Contrakturen, Lähmungen, Zittern, Ausdörrung, blödsichtige, wol gar steife Augen, Ausschläge und Abschuppung der Haut, Anschwellen der Füße, Verfall der Kräfte, Schlaflosigkeit, Widerwillen gegen Speise und Trank, und alles Angenehme des Lebens, und fahles Ansehn, u. s. w. die Scene beschließt Wassersucht, schwärzlicher Frieselfels

c) Wepfer hist. cic. aquat. cap. 21. pag. 354. über drei Jahre.

schlagsschlag, Eklampsie, oder Kräfte schmelzender Schweiß und Durchfall. d)

Der Unterschied der Vergiftungen in Grade, hängt von drei Ursachen ab;

1) von einer größern oder kleinern genommenen Gabe des Gifts. So wird z. B. eine Quente den ersten Grad, und fünf bis zehn Gran, den zweiten Grad hervorbringen.

2) Von der Leere oder Anfüllung des Magens. Eine größere Portion Gift, wirkt auf einen mit Speisen angefüllten Magen, nicht so geschwind und heftig, als eine kleinere im leeren Magen. Daher können zwanzig Gran im erstern Fall den zweiten Grad, und zehn Gran im letztern Fall den ersten Grad verursachen.

3) Von dem Vehikulo, womit das Gift verschluckt wird. Eine größere Gabe in einem schleimigten und fetten Brei (von Mehl, Milch, Reis, Kartoffeln, u. dgl.) gegessen, wird spätere und weit gelindere Zufälle erwecken, als eine ungleich kleinere Portion mit Bier, dünnen Suppe, Wasser, oder gar Wein und Brantewein, (unter diesen Umständen außerdem so schädlichen Sachen!) genossen. — Eine Person verschluckte ungefähr eine Quente Arsenik; sie aß Milchbrei darauf, erbrach sich bald, und wurde gerettet. — Arsenik ist ohne Schaden in Chokolade genommen worden. — Ein Paar Kinder die vom Arsenik die schrecklichsten Zufälle erlitten, wurden durch einen Milchbrei völlig wieder hergestellet. Hat man daher von solchen breiigten Flüßigkeiten sogleich etwas bei der Hand; so wird man, wenn die Gefahr dringend ist, anfänglich sehr viel damit ausrichten, ehe die eigentlichen Gegenmittel fertig sind. —

4) Von der Beschaffenheit des Körpers. Ein vollblütiger, reitzbarer, mit straffen Fasern versehener, und überhaupt zu entzündlichen Krankheiten geneigter Körper, wird von ebenderselben Vergiftung in den ersten Grad fallen, von welcher ein schleimigter, phlegmatischer, sogenannter kalter, oder gar mit einem sehr verschleimten Magen versehener Körper, nur in den zweiten Grad geräth.

Meine Leser, für welche ich besonders schreibe, gehen vorzüglich die beiden ersten Grade der Vergiftungen an, wo schnelle, wirksame Hülfe geleistet werden muß, und man nicht so eilig eines Arztes habhaft werden kann, denn in diesen Graden hängt Leben und Tod von der Benuzzung der ersten Stunden nach dem bekommenen Gifte ab, denn auch eine Vergiftung im zweiten Grade verlangt eine baldige wirksame Hülfe,

d) Die Krankengeschichten einiger Päbste und hohen Fürsten stimmen hiemit überein.

wenn sie nicht durch eine Entzündung und Vereiterung der Gedärme tödten, oder wenigstens in den langwierigen dritten Grad übergehen soll.

Wie mancher Vergiftete hätte gerettet werden können, wenn er schnelle Hülfe gehabt hätte, und die ersten zwanzig Stunden nicht ohne Hülfe gewesen wäre! Wem solche Beispiele nicht bekannt sind, der kann sie in Pyl's, Metzger's, Schweickhardts, u. a. m. gerichtlich-medicinischen Beobachtungen nachlesen.

Heilanzeigen der Arsenikvergiftung in den ersten beiden Graden:

1) Das verschluckte Gift (weisser Arsenik, Giftmehl, Fliegenstein, Operment) muß durch ein schickliches Brechmittel aus dem Magen geschaft werden.

2) Das zurückbleibende (weiße Arsenik-) Pulver muß so geschwind als möglich aufgelößt und zugleich

3) neutralisirt werden, um diese ätzende Schärfe, während ihres Verweilens möglichst unschädlich zu machen, bis sie nach und nach ausgeleert werden kann.

4) Muß man suchen die innere Haut des Magens und der Gedärme durch einen schmeidigenden Ueberzug zu sichern,

5) die Ausleerung durch die Gedärme zu erleichtern und zu befördern, und

6) die allgemeine und örtliche Entzündung der leidenden Eingeweide zu verhindern.

Es ist gut, daß zu einer jeden dieser sechs Heilanzeigen, nicht ein besonderes Mittel erforderlich ist, sondern ein Mittel, wie wir gleich sehen werden, thut mehrern Heilanzeigen zugleich genug.

Seife, Oehl und Milch mit Milchrahm sind die vortrefflichen, überall zu habenden Mittel, womit man Menschenleben solchen großen Gefahren des schmerzhaftesten Todes entreissen kann. In der Seife ist ein ätzendes freies Laugensalz enthalten, welches den unaufgelößten und in den Falten des Magens festsitzenden Arsenik geschwinde auflößt, und sich mit der scharfen Arsenikſäure verbindet, diese mildert und neutralisirt e), und hiedurch wird die Seife ein specifisches Gegengift des Arseniks. Eine starke Auflößung von Seife in Wasser ist von zäher Consistenz, schmeidiget und schützt daher die innern Wände des Magens, wickelt einen grossen Theil des Giftpulvers ein, und bringt ihn mit sich heraus; den aufgelößten Theil des Arseniks, neutralisirt sie, und sie macht ein zuverläßiges Erbrechen, ohne den Magen heftig

e) Laugensalze mildern die Arsenikauflösung. Navier Gegengifte, 1 Th. S. 26. Maquer Mem. de l'acad. des sc. 1776.

tig zu reizen, wie es der Brechweinstein f) und andere in diesem Falle, wo schon ein tödtlicher Reiz im Magen ist, höchstschädliche Brechmittel thun. Wie viele Heilanzeigen erfüllt nicht die Seife allein! Das Oel und der Milchrahm mit Milch, tragen das ihrige zu einem schmeidigenden, sichernden Ueberzuge im Magen und zur Einhüllung des scharfen Giftes bei.

Nun das Mittel selbst:

Sobald die vorher genannten Zufälle der Vergiftung der ersten Grade sich äußern, löse man geschwind ein Pfund gemeine weiße Seife in vier Pfunden heissem Wasser auf. Um es desto geschwinder fertig zu haben, reibt oder schneidet man die Seife klein, und kocht sie unter beständigem Quirlen in einem großen Topfe, der wohl, damit er nicht überlaufe, eine doppelte Portion fassen kann, und nach zwei Minuten ist dieses kräftige Mittel fertig. Warm ist es von dicklich zäher Consistenz; in der Kälte wird es ganz steif.

Man giebt es dem Kranken Tassenweise mit etwas Zucker im Munde, kaum so warm, als man gewöhnlich Thee oder Kaffee zu trinken pflegt, zu trinken. Ist der Kranke eine Person von reifem Alter, also zwischen dem zwanzigsten und sechzigsten Jahre, so kann man ihr eine solche Tasse, worin fünf bis sechs Loth Wasser gehn, alle drei bis vier Minuten reichen. So wird in ungefähr zwei Stunden diese Seifenauflösung von fünf Pfund verschluckt seyn. Man kann auch längere Zwischenzeiten zwischen jedem Trunke wählen, der dann aber jedesmal desto stärker seyn muß, damit diese dickliche Flüßigkeit in genannter Zeit gewiß verschluckt sey. Will der Kranke selbst seine Hülfe beschleunigen und mehr trinken, so kann ihm mehr gereicht werden, will er aber nicht so viel trinken, so muß er trinken. Eine Person von sechzehn bis zwanzig Jahren, kann vier Pfund, von zwölf bis sechszehn Jahren, drei Pfund, ein Kind von acht bis zwölf Jahren, ein Pfund dieser Seifenauflösung trinken, doch in der angegebenen Zeit und Dosis.

Die in die Augen fallende Wirkung dieses Mittels, ist gelindes aber fortgesetztes und zweckmäßiges Erbrechen. Die Trinkzeiten dürfen des Brechens wegen nicht aufgeschoben werden, sondern das Einflößen ist wieder fortzusetzen, sobald der Kranke einige Augenblicke ausgeruhet hat. Gemeiniglich stellt sich gleich nach dem Trinken dieser Seifenauflösung ein heilsames Brechen ein; sollte es aber, welches doch

f) *Boerhaave* Prælect. acad. T. VI. p. 382. verbietet sie nachdrücklich. *Fried. Hoffmann* opusc. park. pract. dec 2. diss. 5. p. 410. sagt: „Wer einem mit einer geringen Arsenikgabe Vergifteten, ein Antimonialbrechmittel giebt, sey mehr am Tode Ursache, als der Giftgeber."

doch sehr selten der Fall seyn wird, in der ersten Viertelstunde nicht dazu kommen: so muß der Schlund mit dem Finger, oder einer in Oel gesteckten Feder, dazu gereizt werden.

Einige nicht unwichtige Nebenumstände kommen hiebei noch in Betrachtung; z. B. ist der Vergiftete zu starken Wallungen des Bluts zum Kopfe, zum Schlagflusse, Herzklopfen und zum Blutspeien geneigt, ist er überhaupt vollblütig, hat er eine Brustkrankheit, als: Brustwassersucht, verschlossenes Lungengeschwür, Verhärtungen und Geschwüre, in irgend einem andern Eingeweide, in welchen Fällen ein starkes Brechen nachtheilig werden könnte; so wird nach den ersten sechs bis acht genommenen Tassen, ein starkes Aderlaß vorgenommen. Hat der Kranke einen Bruch; so muß dieser zurück gehalten werden. Bei einer verspäteten innern Hülfe, wo das Gift eine Zeit lang ungehindert wirken konnte, findet man immer eine Entzündung des Magens vor; kömmt man daher erst eine Stunde hernach, nachdem das Gift genommen worden; dann muß man auf alle Fälle, der Körper sey vollblütig, jung oder nicht, ein verhältnißmäßiges Aderlaß vornehmen, das ist, stets nach den Graden der schlaffern oder festern Fibern, der schwächern oder stärkern, Blut- oder wasserreichern Körperbeschaffenheit, und dem Alter gemäß abgewogen.

Ist die nöthige Menge starker Seifenauflösung in der angegebenen Zeit getrunken: so ist das meiste geschehn, was möglich war; — das mehreste Gift ist größtentheils ausgeleert, das noch rückständige neutralisirt, und die heftigsten Zufälle, das gewaltsame Würgen und Fressen im Magen hat sich gegeben. Nun wird man es noch mit der Fortschaffung eines kleinen, etwa im Magen zurück gebliebenen, oder gewisser in die Gedärme übergegangenen Theils des Giftes zu thun haben. Ein Durchfall mit dann und wann noch untermischtem seltnern Erbrechen, wird dieser Heilanzeige genug thun. Hierzu läßt man drei Pfund jener stärkern Seifenauflösung mit eben so viel warmem Wasser verdünnt g) und unter jedes Pfund Mischung, vier Loth eines verhandenen Oels, Lein- Baum- Mandelöls, oder zerlassener von Salze abgewaschener Butter, gerührt, eine ausgewachsene Person binnen zwei Stunden trinken, also alle zwei Minuten eine Tasse; Jüngere nach Verhältniß weniger.

Sobald das Kneipen in den Gedärmen oder der Durchlauf schon bei der ersten Behandlung erfolgt, müssen vielfach übereinander gelegte Tücher, in die erstere starke Seifenauflösung

g) Diese 6 Pfund dünnere Seifenauflösung halten also 19 bis 20 Loth Seife; man kann sie frisch verfertigen, wie die stärkere, wenn man 20 Loth geschabter Seife in $5\frac{1}{2}$ Pfund kochendes Wasser quirlt, bis zur gleichartigen Auflösung.

lösung getaucht, um den ganzen Unterleib gelegt werden. Eben dasselbe geschieht auch, wenn beim Anfange des zweiten Trinkens noch kein Durchfall erfolgt ist.

Bei dem Gebrauch der Umschläge müssen sogleich Klystire von Milch und Oel, oder wenn der flüßige Stuhlgang zögert, das Erbrechen selten, und Leibschneiden vorhanden ist, von dem dünnern Seifenwasser mit Oel, wie das zweite Getränk gemischt, beigebracht werden.

Zufälle von Entzündung im Unterleibe, als beim äußern Drucke, schmerzhafte Spannung des Leibes, gespannter Puls, erfordern ein Aderlaß, und ein ganzes oder nur halbes lauwarmes Bad, besonders von Seifwasser.

Ist das zweite Getränk hinunter; so wartet man eine halbe Stunde mit der Nachhülfe, theils, damit sich der Kranke von der Anstrengung etwas erhohle, theils auch, damit die beigebrachte Flüßigkeit Zeit habe, ihren Abgang zu nehmen.

Um sich von der gänzlichen Fortschaffung des Giftes zu überzeugen, kann der Kranke nach jener Ruhe, noch mit dem letztern Getränke von Seifwasser und Oel, oder zerlassener Butter, oder wenn er es nicht trinken will, mit einem Getränke von etlichen Kannen Milch mit einem Achtel bis Drittel süßem Milchrahm bis zur völligen Besserung fortfahren. Dieses kann statt folgendem auf dem von einer Apotheke entfernten Lande geschehen.

Kann man aber ohne etwas zu versäumen, eine Apotheke benutzen: so lasse man etliche Kannen mit Schwefelleberluft gesättigtes Wasser, worin der vierte Theil süßer, starker Milchrahm, oder arabisches oder Tragantgummi (ersteres im Verhältnisse zum Wasser wie 1 : 10, letzteres wie 1 : 30) aufgelößet worden, bis zur Linderung aller beschwerlichen Zufälle trinken, und die Umschläge von Seifwasser nebst den Klystieren von ebendemselben mit Oel gesättigt, unterdeß fortsetzen.

Zur Bereitung dieses, in der Arsenikvergiftung und vorzüglich bei ihren Nachwehen, so heilsamen schwefelleberlufthaltigen Wassers, nimt man eine gläserne Flasche mit zwei Pfund reinem lauem Wasser bis an den Hals angefüllt, schüttet ein Loth gepülverte Kalkleber mit fünf Quentchen Cremor Tartari gemischt, hinzu, stopft die Flasche geschwind und fest zu, und schüttelt das Gemisch zehen Minuten lang; man läßt das gröbere Pulver setzen, und gießt die entstandene stinkende Flüssigkeit von ihrem Bodensatze ab in eine andere Flasche, worin schon drei bis vier Theeköpfchen süßer starker Milchrahm, oder drei bis vier Loth gepülvertes arabisches oder ein Loth Tragantgummi befindlich sind. Man verstopft die Flasche, schüttelt das Gemisch einige Minuten bis zur Auflösung um, und giebt dem Kranken davon zu trinken. Nach jedesmaligem Herausgießen,

gießen, muß die Bouteille geschwind wieder zugestopft werden.

Die Kalkschwefelleber bereitet man zu diesem Behuf, durch etliche Minuten langes Weißglühen einer gepülverten Mischung gleicher Theile Schwefels und ungelöschten oder frischgelöschten Kalks. (Im Nothfall kann man auch Kreide nehmen, da dann aber die Mischung etwas längeres Glühen erfordert.) Binnen sechzehn Minuten wird in einem Windofen (oder auf dem Lande, in einer Schmiedeesse) zwischen glühenden Kohlen die Leber, und in noch andern funfzehn Minuten, das Wasser fertig seyn.

Dieses schwefelleberlufthaltige Wasser, mit Milchrahm oder Oel oder frischen Eidottern angerührt, ist das große und unvergleichliche Hülfsmittel, wodurch alle im Körper zurückgebliebenen Arsenikheilchen fast völlig unschädlich gemacht, und so zu sagen vernichtet werden. Es verwandelt nemlich alles, was es von aufgelößtem Arsenik im Magen und den Gedärmen antrift, augenblicklich in eine Art Operment, ein höchst feines pomeranzenfarbenes Pulver, das fast nicht den mindesten Nachtheil, es müßte denn in großer Menge zugegen seyn, im menschlichen Körper verursacht, und nach und nach auf gelinde Ausleerungsmittel mit dem Stuhlgange unschädlich abgeht. Dieser künstliche Operment ist durch das größere Verhältniß von Schwefel zum Arsenik, weit milder als der natürliche Operment, auch weit auflößlicher, und daher leichter durch die Ausführungswege aus dem Körper zu schaffen. Dieses Heilmittel nun, muß der Kranke statt alles andern Getränkes, so lange zu sich nehmen, auch sich wohl in Klystieren beibringen lassen, bis alles Brennen im Magen und Schneiden in den Gedärmen verschwunden ist. Sollte man dieses auf dem Lande ganz und gar nicht haben können: so muß man sich zur Neutralisirung und völligen Fortschaffung der letzten Gifttheile, mit dem ölhaltigen Seifwasser und mit Milchrahm unter Milch gemischt, behelfen.

So geht man mit der Ausleerung und Neutralisirung des Arseniks im ersten und zweiten Grade der Vergiftung zu Werke. Nachbleibende Zufälle aus Schwäche oder von einem kleinen in die Säfte übergegangenen Theile des Gifts, und der langwierige dritte Grad der Arsenikvergiftung, lassen so viel Zeit zu, und gehören folglich nicht so sehr zur Volksarzneikunde.

G. C. Conradi, Dr.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Freitag, den 10ten August 1792.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1792.

Im April.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Morgen.	12.	6.	3.	0.	5.	0.	2.	1.
Mittage.	17.	4.	3.	0.	5.	0.	1.	0.
Abende.	12.	13.	0.	0.	4.	0.	1.	0.
Mitternächte.	14.	10.	1.	0.	3.	0.	2.	0.
Ganze Tage.	13¾.	8¼.	1¼.	0.	4¼.	0.	1½.	½.

6 Abende Nordlicht; 13 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 41, 1 / Mittags im Schatten 56, 1 } Gr. Fahrnh.
größte d. 24ten 75 Grad.
kleinste d. 15ten, 20ten und 21ten, 30 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 30, 014 Zoll engl. { größte d. 29ten 30, 352 Zoll. / kleinste d. 5ten 29, 229 Zoll.

Gesamter Niederschlag { 1, 46 Zoll Regenwasser. / 0, 64 Zoll Schneewasser. } gr. d. 2ten 0,62 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 3, 80 Zoll, gr. d. 24ten 0,308 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 10½ Minuten.
größte d. 25ten 20 Gr. 18 Min.
kleinste d. 16ten und 20ten 20 Gr. 4 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Grad 40½ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	$2\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	1.	3.	1.	5.	$1\frac{1}{2}$.	5.
Mittage.	1.	$3\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	$6\frac{1}{2}$.	5.	3.	$5\frac{1}{2}$.	1.	0.
Abende.	1.	4.	3.	7.	$5\frac{1}{2}$.	3.	6.	$\frac{1}{2}$.	0.
Mitternächte.	$1\frac{1}{2}$.	5.	$3\frac{1}{2}$.	$4\frac{1}{2}$.	4.	3.	$4\frac{1}{2}$.	1.	3.
Ganze Tage.	$1\frac{1}{2}$.	$4\frac{3}{4}$.	$3\frac{7}{8}$.	$4\frac{3}{4}$.	$4\frac{3}{8}$.	$2\frac{1}{2}$.	$5\frac{1}{4}$.	1.	2.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
24, 0	21, 3	20, 0	18. 8	14, 1	15, 2	32, 3	31, Fuß.

größte d. 18ten Wind O. 59 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 38 / Abends 9, 60 } Fuß.

größte d. 6ten 11, 55 Fuß. Wind NNW. Geschwindigkeit 28 Fuß.
kleinste d. 18ten 7, 40 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 59 Fuß.

Im Mai.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	8.	7.	7.	0.	8.	1.
Mittage.	9.	9.	3.	0.	7.	3.
Abende.	7.	14.	3.	0.	6.	1.
Mitternächte.	8.	5.	8.	0.	5.	5.
Ganze Tage.	8.	$8\frac{3}{4}$.	$5\frac{1}{4}$.	0.	$6\frac{1}{2}$.	$2\frac{1}{2}$.

1 Tag Gewitter; 5 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 47, 3 / Mittags im Schatten 57, 8 } Gr. Fahrnh.

größte den 21ten, 84 Grad.
kleinste den 12ten, 38 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 971 Zoll engl. { größte d. 24ten, 30, 364 Zoll. / kleinste d. 28ten, 29, 594 Zoll.

Ge

Gesamter Niederschlag 2,52 Zoll Regenw. gr. d. 27ten 0,48 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 5,29 Zoll, gr. d. 10; 0,26 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 12½ Minuten.

größte d. 13ten und 23ten, 20 Gr. 17 Min.
kleinste d. 15ten, 20 Gr. 4 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Gr. 46 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	1½.	7½.	4½.	4½.	3½.	2½.	2.	3.	2.
Mittage.	½.	6.	6½.	8.	3½.	2.	3½.	0.	1.
Abende.	1½.	4½.	7.	7½.	5½.	1.	2½.	1½.	0.
Mitternächte.	2½.	2½.	4.	8.	3½.	1.	3½.	4.	2.
Ganze Tage.	1½.	5⅛.	5½.	7.	4.	1¼.	2⅞.	2⅛.	1¼.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
17,0	19,2	22,1	34,3	27,6	27,7	27,5	15 Fuß.

größte d. 3ten, Wind NW. 48 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9,88 / Abends 10,32 } Fuß.

größte den 10ten 12,1 Fuß. Wind NW. Geschwindigk. 41 Fuß.
kleinste den 26ten 8,4 Fuß. Wind SW. Geschwindigk. caret.

Im Junius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	6.	9.	6.	0.	9.
Mittage.	8.	8.	4.	0.	10.
Abende.	8.	13.	4.	0.	5.
Mitternächte.	5.	10.	10.	0.	5.
Ganze Tage.	6¾.	10.	6.	0.	7¼.

1 Tag Gewitter; 1 Abend Nordlicht; 9 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 54, 6 / Mittags im Schatten 64, 4 } Gr. Fahrnh.

größte d. 18ten 72 Grad.
kleinste d. 10ten 46 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29, 94 Zoll engl. { größte d. 15ten 30, 254 Zoll. / kleinste d. 14ten 29, 484 Zoll.

Gesamter Niederschlag 6, 46 Zoll Regenwasser, gr. d. 20ten 1, 86 Zoll.

Gesamte Ausdünstung in freier Luft, 2, 96 Zoll. gr. d. 4; 0, 22 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 8 Minuten.

größte d. 4ten und 5ten, 20 Grad 15 Minuten.
kleinste d. 23ten, 19 Grad 57 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 71 Grad 37½ Minute.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	3.	6.	2.	4.	2½.	1½.	2.	2.	7.
Mittage.	2.	2.	6.	9.	4½.	3.	1½.	1.	1.
Abende.	1.	1½.	4½.	11.	3.	1½.	2.	1½.	4.
Mitternächte.	0.	2.	4½.	7.	2½.	1½.	2.	1½.	9.
Ganze Tage.	1½.	2⅞.	4¼.	7¾.	3⅛.	1⅞.	1⅞.	1½.	5¼.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
22, 0	14, 7	24, 1	21, 2	26, 5	17, 4	21, 0	13, Fuß.

größte d. 3ten Wind NNW. 43 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 9, 64 / Abends 10, 32 } Fuß.

größte den 14ten 11, 7 Fuß. Wind O. Geschwindigk. 21 Fuß.
kleinste den 18ten 8, 7 Fuß. Wind SW. Geschwindigkeit 20 Fuß.

Die Quantität des Regenwasser in diesem Monat ist ungewöhnlich groß, und wird den niedrigern Marschländern, die keine gute Entwässerung haben, insonderheit nachtheilig, so wie auch überhaupt für Heu- und Torfgewinnung nicht vortheilhaft seyn.

C. W.

Von

Vom Theetrinken, und einem würdigen Surrogate deſſelben. *)

Man will berechnet haben, daß jährlich für Thee über 20 Millionen Gulden aus Europa an China baar in Golde **) bezahlt würden, weil es von unſern Produkten nichts dagegen nimt. Und was wirkt dieſes theure, weither geholte Kraut? Es muß für unſere Geſundheit außerordentlich heilſam ſeyn. Nichts weniger. Selbſt diejenigen Aerzte, die dem Thee ſehr gewogen ſind, geſtehen ein, daß die Theeblätter eine betäubende, die Lebensgeiſter in unordentliche Bewegung ſetzende Kraft haben, und daß es ſogar gefährlich ſey, jungen, noch kein Jahr alten Thee zu trinken, weil er das Gehirn verwirre, und Gliederweh errege; ja daß ihm die Chineſer und Japaner ſelbſt keine andere Güte beimeſſen, als daß er ſchlechtes Trinkwaſſer verbeſſere; welches denn auch in Holland die Urſache ſeines ſtarken Gebrauches iſt, wogegen er freilich aber auch den Holländerinnen ein anderes höchſt unangenehmes Uebel faſt allgemein verurſacht. Aus Veranlaſſung dieſer und andern Beobachtungen fanden ſich ſchon mehrere deutſche Aerzte und Naturforſcher bewogen, den Theeliebhabern andere Surrogate vorzuſchlagen. So empfahl **Georgi** und **Pallas** das Rhododendron tauricum, ein in Grönland und Rußland häufig wachſendes Geſträuch, welches auch in Deutſchland fortkommt. Ein anderer hielt die abgeſtorbenen, braunrothen Blätter der Saxifraga craſſifolia, wovon in Sibirien, unter dem Namen des **Tſchagiriſchen Thees**, häufig ein Trank getrunken wird, der dem chineſiſchen Thee im Geſchmacke ſehr nahe kommt, für gut. In **Canada** trinkt man Thee von den Blättern der Spiraea Hypericifolia Linn. Das Chenopodium botrys giebt auch einen ſehr angenehm ſchmeckenden Thee, welcher ſchon lange in Deutſchland unter

*) Aus dem Anzeiger, Nro 78., von 1792.

**) Ehemals nahmen die Chineſer dieſe und andere Waaren, welche die Europäer von ihnen nahmen, in Silber bezahlt an, aber ſeit einigen Jahren wollen ſie ſchlechterdings Gold dafür haben. Die ſtarke Ausfuhr des Goldes muß dieſes Metall daher natürlicher Weiſe ſeltner machen; und weil die Seefahrer und Kaufleute, welche Waaren aus China holen, nothwendig ſuchen müſſen, daſſelbe, unter welcher Geſtalt es nur iſt, zuſammen zu bringen, auch das Agio erhöhen, wie denn wirklich ſeit 1784. in vielen Handelsplätzen das Agio bis zu 4 und einem halben Procent, gegen Conventionsſorten geſtiegen iſt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dies Agio ſo lange noch ferner ſteigen wird, als das Goldbedürfniß der Chineſer nicht befriediget iſt, anderwärts her keine neue Zufuhren eröfnet, oder bis die Theetrinker ſich mit europäiſchem Thee begnügen werden.

unter dem Namen Paraguaythee oder Jesuitenthee getrunken wird. Auch die Blätter der Preuſſelbeere, (Vaccinium vitis idaea Linn.) der Primelblüte, (Schlüſſelblume, Primula veris Linn.) und der Citronenmeliſſe geben einen Thee, der wirklich geſunder iſt, als der chineſiſche. — Sowohl die Blätter der Monarda didyma Linn. (vielfadigte Monarde) als auch die Monarda fiſtuloſa Linn. (röhrigte Monarda) welche in unſern Gärten ſehr gut fortkommen, geben ebenfalls einen fürtrefflichen Thee. — Man verſuche einmal die Blätter der gemeinen Garten Erdbeere als Thee, und ich bin gewiß, daß, wenn der Aufguß nicht zu ſtark iſt, dieſer Geſchmack den mehrſten behagen wird. Von allen aber iſt der Thee von der Pfeffermünze (Mentha piperita Linn.) der wohlſchmekkendſte von allen. Man übergießet etwa 5 getrocknete Blätter davon mit 2 Taſſen ſiedenden Waſſers, und trinkt ihn, wie gewöhnlich, mit Zucker und Milch. Man wird dieſen Thee gewiß ſo gerne als chineſiſchen trinken. Der Nutzen dieſer einheimiſchen, höchſt balſamiſchen Pflanze an unſern Theetiſchen, würde groß ſeyn; indem ſie die wichtigſte Heilkraft beſitzt, und als ein fürtreffliches Tonicum bei unſern Herrn und Damen, die ein wenig weichlich leben, das Vergnügen der Tafel und andere Genüße des Lebens lieben, und deswegen oft mit Unverdaulichkeiten, Koliken, ꝛc. zu kämpfen haben, bereits an mehrern Orten in großem Credit ſteht. Wollte ſich irgend ein ſpekulirender Kaufmann, oder Apotheker, die leichte Mühe geben, den Blättern der Pfeffermünze die äußere Appretur des Chineſer Thees zu geben, und in blechernen Büchſen zum Verkauf aufzuſtellen, ſo wäre der erſte Schritt, dieſen neuen Mentha-Thee in Deutſchland einzuführen, gethan; und es iſt zu glauben, daß bald des Unternehmers Mühe mit Vortheil würde belohnet werden.

Etwas von dem Baumwollwaſchen und Färben.*)

Man mag das baumwollene Garn allein weben, oder unter anderes miſchen, ſo bedarf es doch noch immer gereiniget, oder wohl gar gebleicht zu werden. Bei dem Waſchen deſſelben verfährt man alſo: Man weicht das Garn eine Nacht ein, und läßt es am folgenden Tage mit Seifwaſſer aufkochen, hängt es ſofort unausgeſpühlt in die Sonne, und, wenn es trocken iſt, feuchtet man es wieder an, ſo wird es ſchön weiß. Wäre die Baumwolle ſehr gelb, und man wollte ſie zur höchſten Weiße bringen,

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 145. von 1792.

gen, so muß man sie förmlich bleichen. Dieses geschieht auf folgende Art: auf ein Pfund Baumwolle, oder Zeug, nimt man 2 Loth Buchenasche und 2 Loth Kalk, gießet kaltes Wasser drüber und rührt es wohl um. Wenn es sich gesenkt hat, schöpft man das Klare davon ab, gießt nochmals Wasser darauf, und wiederholt dieses so oft, bis die Kraft davon ausgezogen ist, oder bis man hinlängliche Lauge hat. Diese klare Lauge wird in einem Kessel warm gemacht, und mit dem baumwollenen Garn, oder Zeug, 2 Stunden lang gekocht, und alsdann in fließendem Wasser ausgespühlt. Nun wird der Kessel von neuem mit kaltem Wasser angefüllt; auf ein Pfund Baumwolle; 2½ Loth Seife in frischem Wasser aufgelößt, 2½ Loth Potasche darunter gerührt, das Garn, oder Zeug, wieder 2 Stunden gekocht, und alsdann, wie vorher, in klarem Wasser ausgespühlt. Zuletzt wird noch einmal Seife gekocht, und die Baumwolle in warmem, und dann in kaltem Wasser gespühlt, wo sie gewiß schön weiß werden wird.

Man kann auch, wenn man sich keine Mühe dauern lassen will, die Baumwolle, in Molken, oder in Wasser, welches mit Vitriol versäuert worden, eine halbe Stunde liegen, dann auswinden und an der Sonne trocknen lassen.

Besser ist es immer, daß man sich das baumwollene Garn selbst bleicht, weil es manche betrügerische Kaufleute mit Schwefel weiß zu machen pflegen, welches bei dem Färben von nachtheiligen Folgen ist.

Eine Art schönes aschgraues Garn, welches völlig wie Seide aussieht, kann man auf folgende Art verfertigen: Man zupft alte seidene schwarze Lappen, die sonst zu nichts mehr zu brauchen sind, und vermischt mit 6 Loth Baumwolle, 4 Loth dieser gezupften Seide, und mehr oder weniger, nachdem man die Farbe dunkel oder heller haben will, läßt es zusammen kratzen und spinnen. Will man Handschuhe oder Strümpfe daraus machen, so muß man es zwirnen. Auch kann man hieraus ein schönes streifigtes Zeug weben lassen; nur muß man sorgen, daß das weiße baumwollene Garn einen festen Faden habe, sonst wird es von der Seide durchschnitten.

Durch folgendes Mittel kann man das baumwollene Garn schön roth färben. Man nimt zu einem Pfund baumwollenen Garn, 6 Loth zerstoßene Galläpfel, 4 Loth rothen Sandel, und 1 Loth Alaun; gießet 4 Pfund Wasser darüber, und läßt es mit der Baumwolle kochen. Dann zieht man das Garn heraus, läßt es ablaufen und trocknen. Hierauf nimt man ½ Pfund Grapp und 2 Loth zartgemachte Glasgalle, schüttet beides in ein Maaß Wasser, läßt es 2 Stunden lang an einem warmen Orte stehen, thut sofort die Baumwolle hinein, und läßt sie eine Viertelstunde darin liegen,

drückt

drückt sie aus, und trocknet es nochmals. Um das Garn desto schöner in der Farbe zu haben, spühlet man es einigemal in warmem, und zuletzt in kaltem Wasser aus, und läßt es trocknen. Ist nichts dabei versehen worden, so wird diese Farbe schön und dauerhaft werden, obwohl nicht so schön als türkisches Garn, auch nicht die Probe aushalten, wie dieses.

Vom Brand der Bäume. *)

Zu den Krankheiten der Bäume gehöret der Brand, daß die Rinde des Stammes schwarz und brandig wird, loßspringt, das Holz entblößet, und solches endlich trocken und abgeborsten wird. Dieses Uebel ist oft unheilbar, sonderlich an einem jungen Baum, der noch nicht lange versetzet worden ist, und seine gesunde Rinde zur Herbeiziehung des Saftes zu seinem Wachsthum sehr nöthig hat. Es ereignet sich gern an Stämmchen aus Waldungen, die man pfropfet; vornemlich entstehet es durch unvorsichtige Beschädigungen und Verletzungen der Bäume.

Dem Brande zu begegnen ist das einzige Mittel, daß man die Rinde, so weit sie brandig ist, mit dem Messer abschneide, ohne Beschädigung des darunter befindlichen gesunden Holzes. Ist der Baum jung, so wird die Wunde mit einer guten Baumsalbe beschmieret, und ein Lappen darüber gebunden. Bei einem alten Baume aber kann man sich des Rindviehmistes mit Lehm vermischet, bedienen, und sodann die Stelle verbinden. Die Rinde pfleget sich darnach wieder zuzuziehen, und gesund zu werden. Hat aber das Uebel bei einem alten Baum sehr überhand genommen, und ist viel trocknes und geborstenes Holz unter der brandigen Rinde befindlich; so ist diese scharfe Kur vorzunehmen, daß man alles todte Holz heraus schneide, bis man auf das gesunde kommt, und wenn auch gleich die Höhlung des Stamms oder Astes etwas groß wird, so kann er doch, wenn sich auf der andern Seite noch gesunde Rinde zeiget, verschiedene Jahre noch grünen, und Früchte tragen. Die ganze Höhlung aber muß mit folgendem Baummörtel ausgeschmieret werden: Man lösche frischen Kalk mit feuchtem Rindmist ab, und mischet etwas Lehm darunter. Dieser Mörtel wird im Baum so hart, daß kein Wasser eindringen, oder ihn aufweichen kann, und braucht also keines weitern Verbindens, als anfänglich in dem Fall, wenn das Loch des Astes unter sich stünde, und sich der Mörtel heraus senken wollte, ehe er verhärtet.

*) Aus den wöchentlichen Hallischen Anzeigen, Nro. 54. von 1792.

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Montag, den 13ten August 1792.

Fragmente über Londons Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

Groß und edel ist der Britte in allen seinen Handlungen! davon überzeugten sich alle, die mit ihm in längern Verhältnissen lebten, und ihn beobachteten. Indem andere Nationen eine Ehre darin suchen, Tausende ihrer Mitbürger ins Treffen zu führen, und abschlachten zu lassen, so findet der Engländer es hingegen ruhmvoller, einem einzelnen Bürger das Leben gerettet zu haben. Wenn andere Völker nach der Niederlage von 1000 guten Menschen, die nicht für ihre eigene Sache fochten, ein Te Deum anstimmen, indem noch dampfendes Blut der Erwürgten, von den gezuckten Schwerdtern, laut um Rache schreiet, so preiset man es in dieser glücklichen Insel als die würdigste Handlung, einen Menschen dem Tode entrissen zu haben. Der Segen, wo nicht aller Einwohner, doch vieler Edelen, begleitet den Retter, und ansehnliche seiner That angemessene Geschenke, belohnen ihn. a) Freilich sind auch Englands Medicinalanstalten noch nicht ohne Fehler, ja es sind einige von der Art, daß ich sie würde rügen müssen, aber es ist mir eine Freude zu sagen, daß sie sich der Vollkommenheit mehr nähern, als ähnliche Anstalten in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Holland und Italien, und daß hier mancher vom Tode gerettet wird, der in genannten Ländern ein Raub desselben geworden wäre. Dies wird klarer werden, wenn ich einige derselben besonders erwähnt, und bei der Anführung mancher Hospitäler, authentische Mortalitätslisten beigefügt habe. Vorzüglich auffallend wird sich diese Wahrheit ergeben, wenn ich, wie ich mir vorgenommen habe, zu Zeiten französische und englische Hospitäler neben einander aufstelle. Im Hotels Dieu

a) Ich werde bald von einer solchen Anstalt (Human society) Gelegenheit haben zu reden, die ansehnliche Preise dem ertheilt, der einen plötzlich Gestorbenen ins Leben zurück bringt.

Dieu verhält sich die Mortalität wie 1 zu 2, in den Hospitälern zu London aber, wie 1 zu 13. Welcher Kranker wird sich daher nicht lieber in ein londoner als Pariser Hospital bringen lassen?

Ich werde diesmal von keiner Medicinalanstalt insbesondere reden, sondern nur etwas Allgemeines über die Mortalität in London beibringen. Um so lieber mache ich hiermit den Anfang, weil sie in einem sehr günstigen Verhältniß zur Bevölkerung der Stadt erscheint, wovon ich einige Gründe unten anführen werde.

Ich rede diesmal von der Sterblichkeit im Jahr 1790. und hoffe, wenn es Interresse genug erregt, im Stande zu seyn, den Lesern dieser Blätter, von Jahr zu Jahr gleiche Nachrichten liefern zu können. Die Sterbelisten sind richtig, denn sie sind aus den Bills of mortality genommen, die unsers Königs Majestät überreicht werden. Daß sie aber für den Staatsmann noch immer Mängel haben, werde ich zu zeigen suchen.

Es wurden in diesem Jahr nach dem 7. Monat todt geboren 807.
An Abscessen starben — 17.
Am Alter — — 1000.
– kalten Fieber — 3.
– Schlagfluß — 77.
An Engbrüstigkeit — 311.
Im Bette erstickten — 13.
An Verblutungen starben — 7.
Am Blutfluß — 1.
An Brüchen — 13.
Am Krebs — — 55.
An falschen Pocken — 2.
– wahren Kinderpocken 1617.
Im Kindbette — 150.
An Erkältung — 3.
– Kolicken — 6.
– Schwindsucht — 4852.
– Convulsionen — 4003.
– Stick- u. gewöhnl. Husten 391.
– Harn-Ruhr — 1.
– Wassersucht — 767.
– zufälligen Unglücksfällen 6.
– bösartigen, Fleck- und Scharlachfiebern — 2185.
– Fistuln — 5.
– Bauchflüßen — 4.
– venerischen Krankheiten 27.
– Gicht und Podagra — 83.
– Stein und Verhaltung des Urins — 41.
– Kummer — 4.
– Wasserköpfen — 48.
– Gelbsucht — 33.
– innern verschlossenen Geschwüren — 2.
– Entzündung — 142.
– Aussatz — 3.
– Schlafsucht — 3.
– Leberverhärtung — 1.
– Wahnsinn — 52.
– Masern — 119.
– kaltem Brande — 183.
– Folgen des Schlagflusses 80.
– Brust-Fell-Entzündung 7.
– Bräune — 7.
– Geschwüren im Halse 7.
– Hautausschlägen — 2.
– Rheumatism — 7.
– englischer Krankheit 2.
– Scorbut — 5.

An

An Magenbeschwerden —	7.
— schleunig ums Leben Gekommenen waren	121.
— Ueberfüllung des Magens starbē	2.
— Zahnen — —	410.
— Aphten — —	45.
— Würmern —	8.
— Beinbrüchen —	6.
— Quetschungen —	3.
— Verbrennungen —	16.
— Erstickung — —	5.
Ertrunken sind im Wasser	119.
An übermäßigem Trinken starben	5.
— Todtgefundene waren	6.
An Schrecken starben —	2.
durch Fall und andere Zufälle sind umgekommen	64.
Selbstmörder waren	31.
Ermordete —	3.
An Vergiftungen starben	4.
— Verbrennungen mit heissen Flüssigkeiten —	8.
Aus Dürftigkeit —	4.
Nach dem Rechtsausspruche	14.

Die sämtlich Verstorbenen machen die Zahl von 18,038. b)

Unter dem Alter von 2 Jahren starben — —	5877.
Von diesem Alter bis zum fünften Jahre —	1948.
Von fünften zum zehnten	748.
— 10 — 20ten	640.
— 20 — 30 —	1277.
— 30 — 40 —	1733.
Von 40 — 50 —	1785.
— 50 — 60 —	1548.
— 60 — 70 —	1233.
— 70 — 80 —	818.
— 80 — 90 —	376.
— 90 — 100	51.
102 Jahr alt war —	1.
103 — —	1.
105 — — —	1.
107 — — —	1.

Unter diesen waren 9192 Knaben, und 8846 Mädchen.

Büsching und einige andere bewährte Schriftsteller, geben der Stadt London's Bevölkerung über eine Million an, woraus ein außerordentlich günstiges Verhältniß sich ergiebt. Ja es ist so vortheilhaft, daß es beinahe zur Unwahrscheinlichkeit wird. Ich berichtige dies indessen dadurch, daß in der Bestimmung der Bevölkerung gegenwärtig einige Dörfer mitgezählt sind, die in den Mortalitätslisten (bills of morrality) nicht aufgeführt werden. Ferner, daß Manche sterben, ohne daß ihr Tod angezeigt wird. Unordnungen, die in einer so großen Stadt nicht zu vermeiden sind.

Der Umstand bleibt für Europens größte Stadt wichtig, und der Anführung würdig, daß in diesem Jahre mehr Menschen in derselben geboren worden, als gestorben sind.

b) Es ist äußerst wichtig, den Feind genau zu kennen, und die Zeit zu wissen, wenn er am mehrsten angreift, daher füge ich noch eine Liste bei, in welchen Jahren jene starben.

Es betrug in den 146 Pfarren, die Zahl getaufter Knaben 9766; und der Mädchen 9214. Folglich die Totalsumme von 18,980.

Nun aber sind ungleich mehr Menschen geboren, als getauft. Denn es giebt in England außer Juden noch andere Sekten, als Quäcker, und verschiedene Partheien der Dissenters, ꝛc. welche ihre Kinder gar nicht taufen, auch werden die Katholiken nicht in den Registern der Getauften aufgeführt, ja manche Eltern lassen ihre Kinder aus Armuth nicht taufen. Dieser letzte Fall ist mir selbst einigemal vorgekommen. Ich entband bei meinem halbjährigen Aufenthalte in London viel arme Frauen. Es beklagten sich verschiedene, daß sie das Kind nicht würden taufen lassen, weil der Preis dafür ihre Casse überstiege. Ich schenkte ihnen dazu das Geld, welches nach Verhältniß der übrigen Preise der Dinge wenig beträgt. Indessen erfuhr ich hernach, daß sich der Ehemann Porter und Austern dafür gekauft hatte, und sich auf die Gnade Gottes verließ, der dies ungetaufte Kind aus lauter Barmherzigkeit ins Paradieß aufnehmen werde. Gerade in London muß jedem das Uebergewicht der Gebornen um so mehr auffallen c) weil theils der entgegengesetzte Fall in allen großen Städten eintrift, und theils weil der, der Bevölkerung so nachtheilige illegitime Genuß der Liebe, nirgends so begünstigt wird, nirgends mit so viel äußerm Reiz verbunden ist, als hier. Ich werde eine andere Gelegenheit haben, hievon zu sprechen.

Mit Recht wird daher Mancher die Frage aufwerfen, woher denn ein so gutes Verhältniß der Mortalität entstehe? — Diese Frage ist zwar sehr interessant, aber nicht leicht zu beantworten. Meine Kräfte fühle ich zu schwach, um diesen Gegenstand ganz zu erschöpfen, da ich ihn indessen eben so wenig ganz übergehen darf, so werde ich mich nur zu bemühen suchen, einige der wichtigsten Ursachen aufzufinden. Zuvor aber muß ich noch den Fehler der Mortalitätsliste rügen, daß alle die Vornehmen, welche in London sterben, aber in ihren Familiensitzen beerdigt werden, in derselben nicht aufgeführt sind. Weil diese Zahl nicht gering ist, so würde sie freilich noch ein beträchtliches Plus machen. d)

Den ersten und Hauptgrund suche ich in der simplen, guten medicinischen Behandlung der Kranken. Mehr Sorg-

c) Dies verhält sich indeß nicht in jedem Jahre so günstig, wie im Jahr 1790.

d) Aus Berechnungen weiß man, daß in Städten in fünf Familien jährlich einer stirbt. Auf dem Lande in 7, 8 oder 9, und in sehr gesunden Oertern, in 10 nur einer. Hergegen stirbt von 7 Sklaven in den Westindischen Inseln einer, in derselben Zeit, 24 Millionen sterben in einem Jahre auf unserm Erdballe. 17,000 in einem Tage. 3000 in einer Stunde, und 50 in jeder Minute.

Sorgsamkeit würde die Aerzte zwar liebenswürdiger machen. Aber ihre Heilart ist einfach, und der Natur näher und angemessener, als der, von andern mir bekannten Völkern.

2) Die gewöhnliche Diät der Engländer ist dem Körper die zuträglichste. Sie essen wenig Gerichte, aber nahrhafte. Das Fleisch wird häufiger gebraten, als gekocht auf den Tisch gebracht, und enthält dann noch allen ihm eigenen Saft. Es ist keine Suppe, und kein Gemüse damit gekocht, weil sie jene gar nicht, und dieses nur selten essen. Frisches Fleisch und Fische sind ihre Hauptnahrung, und Vegetabilien genießen sie nicht als Nahrungs-, sondern nur als corrigirendes Fäulniß widriges Mittel. Hierzu kommt noch der so nahrhafte als antiseptische Porter, als das gewöhnlichste Getränk. Ueberhaupt ist es sehr wohl eingerichtet, daß bei septischen Speisen, die Getränke sehr antiseptisch sind. Dahin gehören alle 3 Arten des gewöhnlichen Biers, der rothe Port Wein, der starke Thee, Punsch, Rum, Brantewein, Negus, u. s. w.

3) Die große Reinlichkeit, sowol in den Kleidungen als Wohnungen, die sich selbst bis auf die Diensiboten erstreckt.

4) Sie lieben und haben mehr körperliche Bewegung, wie irgend eine andere Nation.

5) Die Allgemeinheit der Blatterimpfung, denn die natürlichen, reiben Ländern mehr Menschen als die Pest in Constantinopel auf. Es ist hier nur die allerunterste Classe der Menschen, die dieß Mittel nicht anwendet, ihre Kinder zu erhalten. Selbst Armuth hält die Einwohner davon nicht ab, denn es ist zu dem Ende ein Impfspital angelegt, in welchem zu jeder Jahrszeit, jährlich 800 Kinder geimpft werden. Also nur die Classe, denen Leben und Tod ihrer Kinder völlig gleichgültig ist, verachten dieß Mittel für die Erhaltung dieser Unmündigen, die ihrer Verantwortung anvertrauet sind. In der Grafschaft Esser wurden 9000 in dem Jahre 1766. und 1767. geimpft, von denen keiner starb. Dr. Suttons hat 17,000 geimpft, welche bis auf 7 glücklich durch kamen. Innerhalb 20 Jahren sind daher durch dieß einzige Mittel dem Königreiche Großbrittanien 40 000 Menschen erhalten worden. Weitläuftiger werde ich die Vortheile des Blatterbelzens aus einander seßen, wenn ich nächstens vom Impfspitale reden werde. e)

6) Die Lage der Stadt an der Themse, die der Länge nach durch dieselbe fließt. Die Bewegung des Wassers macht Erneuerung der Luft, und reinigt folglich dieselbe. Dieselbe Wirkung machen auch die breiten und und geraden Straßen. Wie groß

der

e) Baron Dimsdale hat berechnet, daß in Rußland jährlich 2 Millionen Kinder an den natürlichen Pocken sterben.

der Einfluß hievon ist, zeigt sich sehr deutlich, indem die Mortalität in der City f), die viel schmalere und gebogenere Straßen hat, ungleich grösser ist, als im westlichen Ende der Stadt.

7) Schwangere Frauen werden hier weniger, als in irgend einem mir bekannten Orte, von Hebammen entbunden. Diejenigen, welche unvermögend sind, einen Accoucheur zu bezahlen, gehen alsdenn in ein diesem Zweck bestimmtes Hospital, oder werden gratis im eigenen Hause vom Geburtshelfer entbunden, welchen eine Gesellschaft dafür belohnt. In Kurzem werde ich von solchen Anstalten bestimmter reden.

Den unvermögenden Kranken selbst mangelt es niemals an Hülfe. In den Hospitälern bezahlen sie nichts, und haben Speise, Aufwartung, ꝛc. frei. Wollen sich aber manche nicht gern von ihren Familien trennen, so können sie in ihren Häusern bleiben, und geben dem Arzte, an bestimmten Tagen und Stunden, vom Zustande ihrer Gesundheit Nachricht. Eine solche Anstalt nennt man Dispensary. In nöthigen Fällen, geht er auch in das Haus des Patienten; da aber jedes Dispensary seinen angewiesenen Distrikt hat, so nimt auch dieses, was ohnehin selten ist, nicht gar viel Zeit weg.

8) Die Zahl der Aerzte ist nicht sehr groß, aber die Einrichtungen, welche getroffen sind, um in kurzer Zeit viele Kranke besorgen zu können, erleichtern denselben ihr Geschäft. 110 war 1791. nur die Zahl der Mitglieder des Königl. Collegiums der Aerzte. Freilich giebt es außer diesen noch manche praktisirende promovirte Doctores, welche nur noch nicht vom Collegio medico approbirt sind. Quacksalber sind hier, wie an jedem andern Orte. Ich habe selbst gerade 16 Curankündigungen dieser Menschen, die allein ungestraft morden können, vor mir liegen. Diese Heilungsversprechungen erstrecken sich gewöhnlich nur auf venerische Uebel. Diejenigen, welche noch mehr Krankheiten mit demselben Mittel heben wollen, stellen sich selbst mit ihrer Dummheit so sehr an den Pranger, daß sie auch dem einfältigsten Menschen auffallen muß. Ich besitze einen solchen Zettel, der an allen Ecken mit Freimaurerzeichen wohl ausgeschmückt ist, worin Herr Doctor (so nennen sich die Unverschämten gewöhnlich) Willard verspricht, mit derselben Arzenei, alle Arten lokaler und totaler venerischer Uebel, Scorbut, Epilepsie, Aussatz, Rheuma-

f) Innerhalb den alten Gränzen der City sind 97 Pfarren; außer diesen, aber doch jetzt zur City gehörig, 17, und 23 in dem Theil der Stadt von Middlesex und Surrey abhängt.

matismus, Gicht, (und nun ist demohnerachtet noch ein &c. angebracht) zu heilen. Diese Menschen gehen in ihrer Frechheit so weit, daß sie des Abends im Fenster ihren Namen illuminiren.

Von dieser kleinen Ausschweifung kehre ich zu den Ursachen zurück, die dem Publiko weniger Aerzte nöthig machen, und die Mortalität zugleich vermindern. Ich meine die häufigen Hospitäler und Dispensary's. In beiden sind viel Patienten in demselben Hause, und der Arzt verliert keine Zeit, durch das Gehen von einer Straße zur andern. Auch nicht durch vieles Ermahnen, seine Vorschriften zu halten, weil er sich deshalb auf die Krankenwärter verlassen kann.

9) Das eingeführte fleißige Waschen des ganzen Körpers, trägt viel zur Erhaltung der Gesundheit bei.

10) Das Erwärmen der Zimmer durch Kamine, rarefacirt die Luft in denselben, die schwerere des Zimmers dringt natürlich dahin, wo der Widerstand am geringsten ist, und so findet immer eine Erneuerung derselben Statt.

11) Jedes Zimmer hat eine eigene Bestimmung. Eine heilsame Einrichtung, die man selbst bei Handwerkern findet. Man schläft, ißt, und arbeitet in besondern Zimmern.

12) Manche Kleidungsstücke sind zur Erhaltung der Gesundheit vortrefflich eingerichtet. Jedem Menschen, Arzt oder Nichtarzt, ist es bekannt, wie viel Uebel von Erkältung der Füße entstehen. Daher tragen die Männer nicht nur durchgehends sehr dicke Sohlen, sondern außerdem auch Oberschuhe. Das Frauenzimmer aber, welches hier auf Schönheit des Fußes mehr hält, als irgend wo, und die Schuhe nur von Seide, oder gefärbtem Leder trägt, ist auf eine gute Erfindung gekommen, um schöne Füße zu zeigen, und sich zugleich gegen das Naßwerden derselben zu schützen. Auf einem runden eisernen Ringe ist ein Stück Leder befestigt, damit der Fuß bequem darauf ruhen möge. Das Eisen ist nicht schwer, und hat etwa 3 oder 4 Zoll Höhe, und dieß zusammen wird unter die Füße mit Bändern gebunden. Es ist eine eigene Kunst auf dieser Art Stelzen zu gehen. Eine Gewohnheit, die auch nur in London, nicht in den Landstädten üblich ist, und daher von den Landmädchen, wenn diese zur Stadt kommen, erst erlernt werden muß.

13) Ein Hauptvergnügen der Nation ist das Reiten. Bekanntlich eine der gesundesten Bewegungen.

14) Tanz ist kein Lieblingsvergnügen, daher ist der Vorfall auch nicht häufig, daß die Gesundheit dadurch gestöhrt würde.

15) Im Sommer reiset eine große Anzahl der Stadtbewohner aufs Land. Dies thun nicht bloß die erstern Stände, sondern mir sind viel Handwerker bekannt, die ihre Familie in den Som-

Sommermonaten auf dem Lande wohnen lassen, bei denen der Hausvater nur etwa vom Sonnabend bis zum Montage verweilet. Eben so machen es die Kaufleute. Man reiset im Sommer überhaupt viel, bald zu Pferderennen, bald zu Seebädern, bald nach Windsor, bald hie, bald dort hin.

16) Es ist ein Nationalzug, daß jeder sein Geschäft mit Eifer unternimmt, und dadurch wird er dann für Nahrungssorgen geschützt, und gewinnt hinreichend, um seinen Vergnügen nachzuhangen. Entweder ins Schauspiel zu gehen, oder zu einem Theegarten, oder Vauxhall, oder wohin sonst ihn seine Neigung zieht.

Dies sind die vorzüglichsten Ursachen, die ich als Gründe für die Erhaltung der Gesundheit der Einwohner von London ausgemacht habe. Ich werde es gern sehen, wenn Jemand, der länger als ich mit dieser großen Nation bekannt ist, noch andere ausgemacht hat, und mich dadurch berichtigen wird. Jedes Publikum wird es ihm mit mir verdanken, weil es keine wichtigere Angelegenheit giebt, als zu wissen, wie man einem frühern Tode entgehen kann.

Der Schluß folgt künftig.

Sehr einfaches Mittel sich von den Mäusen zu befreien. *)

Mein hiesiger Oekonom, wurde seit einiger Zeit sehr mit Ratten und Feldmäusen geplagt; er hatte also den Einfall, eine Wanduhr, (welche alle Viertelstunden schlägt) auf den Boden, auf dem die Frucht lag, zu hängen, und so das Glück, binnen einigen Tagen seine unangenehmen Gäste loß zu werden. **)

*) Aus dem Anzeiger, Stück 151, von 1792.

**) Eben dasselbe versicherte vor einiger Zeit ein glaubwürdiger Mann, durch einen guten Flügel der oft gespielt wurde, bewerkstelliget, und so diese Thiere aus der Etage, die er bewohnte, ganz vertrieben zu haben. Ob diese Wirkung durch schlechte Musik auch hervor gebracht werden könne, bliebe aber nun noch unentschieden; da diese Verbannung mittelst — vorzüglich guten Spiels geschah.

Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Freitag, den 17ten August 1792.

Fragmente über Londons Medicinalanstalten.

Vom Herrn Hofmedikus Domeier.

(Schluß.)

Obgleich London keine Universität hat, so übertreffen doch die mediciniſchen Lehranſtalten jede Akademie in ganz Europa. Hier bilden ſich Aerzte, Wundärzte, und Geburtshelfer, nicht nur aus allen Ländern unſeres Welttheils, ſondern auch aus Amerika und Aſien. Da hier alle Vorleſungen theuer bezahlt werden, ſo entſteht durch Wetteifer der Grad von Vollkommenheit, welcher alle mediciniſche Lehrſchulen hinter ſich läßt.

Botanik wird zwar nicht ſo gut, als z. B. Anatomie und Geburtshülfe, vorgetragen, dennoch aber fehlt es nicht an guten Lehrern in dieſem Fache, und einige öffentliche Inſtitute erleichtern dies Studium außerordentlich.

Mr. Curtis gehört das Verdienſt vor einigen Jahren einen Garten für dieſen Zweck in Lambeth-Marſch nahe bei London, angelegt zu haben, worin er außer einheimiſchen Pflanzen, beſonders diejenigen ſammelte, welche in der Oekonomie und Medicin, und ſolche, welche vorzüglich zur Zierde der Gärten angewandt werden.

Hier hatten Studenten Gelegenheit, die Pflanzen, in verſchiedene Hauptquartiere geordnet, in dem ihnen eigenen Standorte, ſich bekannt zu machen, zu welchem Zwecke ſie den Linneiſchen und engliſchen Namen jedesmal an einem Holze bemerkt fanden. Und um die Pflanze näher zu unterſuchen, und ihre Anwendung kennen zu lernen, ſo war zu öffentlichem Gebrauche bei dem Garten eine Bibliothek der beſten Bücher für Botanik, Heilmittellehre und Agrikultur die gegenwärtig auf 248 Stück angewachſen iſt.

Der Garten vervollkommnete ſich in ſeiner Einrichtung jährlich, welches dem Unternehmer dadurch um ſo mehr erleichtert wurde, daß er ſich den Eintrit bezahlen ließ. In der That eine nützliche Anſtalt, und ein ſchöner Beitrag zu den mancherlei wiſſenſchaftlichen Inſtituten der Stadt. Aber

ein Feind war dem Garten fürchterlich, der nahe Rauch der Stadt, verheerte die Pflanzen, vorzüglich die von den Alpen. Dies, und verschiedene andere nachtheilige Umstände bestimmten den Eigenthümer, seinen Garten zu verlegen, und weil seine mehrsten Subscribenten im westlichen Ende der Stadt wohnten, so wählte er Bromptor *) zur neuen Anlage. Oeffentlicher Nutzen war dabei wieder eben so sehr sein Zweck, dem edelen Vergnügen, Botanik zu studieren, suchte er eine bequeme Gelegenheit zu geben, woran es oft dem eifrigsten Liebhaber fehlt; diese Wissenschaft ist um so wichtiger, weil nicht nur die Wohlfahrt ganzer Nationen davon abhängt, in so fern sie einen Bezug auf Agrikultur hat, sondern auch das Glück jedes einzelnen Menschen, in sofern es auf Arzneiwissenschaft, und die Wahl der Küchenkräuter ankommt, damit nicht eßbare Pflanzen mit giftigen verwechselt werden.

Durch diesen Wechsel des Orts, hat der Garten allerdings an Reichthum, und Wohlstande einzelner Pflanzen verlohren; weil aber sein Umfang jetzt größer, und der Grund desselben gut ist, so wird er in wenig Jahren den erstern übertreffen. Der eifrige Eigenthümer ist ein Quäker, und hat deshalb seine Pflicht, die Vermehrung der Pflanzen und Bücher, um desto mehr vor Augen.

Es ist für das Studium nicht nur äußerst bequem, daß man neben jeder Pflanze den englischen und Linneischen Namen findet, sondern dies wird durch die mancherlei Abtheilungen des Gartens auch sehr erleichtert. Besonders geordnet sind Bäume, Gesträucher, Küchenkräuter, Gräser, einheimische ökonomische Giftpflanzen, Wasser- und Mauerpflanzen; den letztern 3 Klassen hat man natürlich den ihnen eigenen Boden zubereitet. Wasserpflanzen werden in hölzernen Kasten erhalten, neben welchen eine Pumpe steht, um das nöthige Wasser bequem in sie zu bringen. Unter den Mauerpflanzen habe ich die Gentiana acaulis gefunden, die ich außer ihren Alpen-Vaterlande nirgends gesehen habe. Schade, daß dem Garten noch ein Treibhaus abgeht, denn ein sehr kleines Haus mit Fenstern, das nicht geheizt werden kann, entspricht diesem Zwecke nicht. Die Wege haben hinreichende Breite, daß die Gehenden den Untersucher nicht stöhren. In dem Bibliothekssaale ist auch in Käfigen eine für Naturgeschichte nicht unwichtige Sammlung in- und ausländischer Vögel. Die etwas zu große Entfernung ist der Nutzbarkeit des Gartens hinderlich.

Man

*) Ein Dorf, welches London so nahe liegt, daß es in wenig Jahren wegen des starken Anbaues völlig damit zusammen hangen wird.

Man subscribirt mit einem oder zwei Guineen für 12 Monate. Für den ersten Preis genießt man außer dem täglichen freien Zutrit von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, die Erlaubniß einen Freund jedesmal dahin mit zu nehmen. Wer aber 2 Guineen bezahlt, ist nicht nur nicht eingeschränkt, in der Zahl der Freunde, die er mitbringen will, sondern er kann von allen den Pflanzen, von welchen es thunlich ist, Wurzeln und Saamen erhalten, wenn er sich nur zur gehörigen Zeit, im September, October, März oder April meldet, und vorher das Verzeichniß derjenigen eingegeben hat, die er zu besitzen wünscht. 634 war die Zahl, von welchen im Jahr 1790. Exemplare diesen Subscribenten gegeben wurden. Das Register derselben wird jährlich gedruckt, und den Theilnehmern gratis gegeben. Die Zahl der gesammten Subscribenten im genannten Jahre betrug 122., von denen die mehrsten 2 Guineen bezahlten, ja manche erhöhen sich freiwillig diesen gesetzten Preis.

Die Bücher können nur in der Bibliothek genutzt werden, weil durch das Verleihen manche verlohren gegangen sind.

Den Garten für geringe Leute zu verschließen, muß jeder nicht Subscribent, oder der nicht durch einen solchen eingeführt wird, eine halbe Krone für den Eintrit bezahlen, die er jedoch alsdenn zurück erhält, wenn er sich als Subscribent einschreiben läßt. Besteht die eingetretene Gesellschaft aus mehrern Personen, so erhält jeder die halbe Krone zurück, wenn nur einer aus derselben subscribirt. Für Hunde ist der Garten verschlossen, und Bouquets zu pflücken ist ernstlich untersagt.

Institute dieser Art können nur in London so geschwind entstehen, und sich vervollkommnen, und nur vom Engländer, ohne Verlust fürchten zu dürfen, unternommen werden.

Der **Apothekergarten** in Chelsea, ist ein anderer älterer botanischer Garten, der von Sir H. Sloane der Gesellschaft der Apotheker, welche zu Apothecairy's Hall gehören, geschenkt ist. Man hat sein Andenken, durch seine im Garten aufgerichtete Statüe verewigt, an dessen Piedestal man folgende Inschrift lieset:

Hans Sloane. Bar. Archiatro
Insignissimo botanices fautori
Hoc honoris causa monumentum
Inque perpetuam eius memoriam
Sacrum voluit Societas Pharmacopaer. Londin. 1733.

Der Garten hat die Verpflichtung durch seinen Stifter erhalten, jährlich 50 gut getrocknete Pflanzen in das Herbarium der Kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu liefern. Ist diese Sammlung aber zu 2000 Stück angewachsen, so nimt die zu liefernde Anzahl jährlich um ein bestimmtes ab.

Mr. Wheeler, ein geschickter Apotheker, ist gegenwärtig der dabei an-

gestellte Lehrer. Er giebt 2 mal in in der Woche Demonstrationen, die vorzüglich für Apotheker Lehrlinge bestimmt sind, wofür sie nichts bezahlen. Der Lehrer wird jährlich mit 30 L. St. besoldet. Nach Kew Garten ist dieser der reichste an Pflanzen im Königreiche. Der Lehrer gab ihre Zahl auf 3000 an. Seine Lage ist sehr angenehm, hart an der Themse, die hier die Grafschaften Esser und Surrey scheidet. Auch ist dies nahe Wasser zum Gebrauche für den Flor eines botanischen Gartens von Wichtigkeit.

Obgleich der Gärtner, ein Kenntnißvoller Mann, und daher auch zum Mitglied der Linneischen Gesellschaft aufgenommen, im Garten sein Wohnhaus hat, folglich immer zugegen ist, so vermißt man doch gute Ordnung, die angenommene aber nicht ausgeführte, ist die Linneische. Außer dieser sind die officiellen Kräuter zusammen gestellt. Beides ist äußerst unvollkommen erfüllt, so, daß in den der ersten ost ein Pentadrist bei einem Syngenesisten ꝛc. steht. Der Myrthenbaum blühet hier im Freien, zum Beweise, daß das Klima milder als unser deutsches ist.

Die Gewächshäuser sind schön, geräumig, und in hinreichender Menge. Für jeden erforderlichen Grad der Wärme eingerichtet. Eben so fehlt es nicht an der nöthigen Zahl wohleingerichteter Mistbeete. Mauerpflanzen wachsen in zusammen gehäuften Steinen. Wasserpflanzen in großen bleiernen Kasten, und die, welche zu sehr wuchern, werden darin durch irdene Töpfe, die ins Wasser gesetzt sind, beschränkt.

Jeder Apotheker, der zu Apothecairy's Hall gehört (dies ist nicht bei allen der Fall) muß eine jährliche Abgabe von 6 Schilling bezahlen, davon 4 zur Erhaltung des Gartens verwandt werden. Die Vortheile der Apotheker, die zur Hall gehören, bestehen vorzüglich im Verkauf der Arzneimittel. Denn die Navy ist verpflichtet, ihre Arzneimittel von hier zu nehmen. Deshalb wird ein eigener Chemist gehalten, der jährlich mit 120 L. St. besoldet wird. Außer dem sind sie frei vom Militairdienst und von allen öffentlichen Aemtern. Der Beitrit kostet 40 L. St. und ein unbedeutendes Examen muß vorhergehen. Die Zahl der Mitglieder ist etwa 300.

Außer diesen beiden genannten, ist hier noch ein so Pflanzenreicher botanischer Privatgarten, daß ihm nicht leicht ein anderer gleich kommen wird. Es hält gar nicht schwer, vom Eigenthümer Dr. Pitcairne die Erlaubniß des Eintrits zu erhalten, und ist wegen seiner, von den angeführten Gärten ganz entgegen gesetzten Lage, denen die in der City wohnen, sehr bequem. Er liegt in Islington. Ein schönes so gesundes Dorf, daß man chronische Kranke, der bessern Luft halber, hieher führt, und das nunmehro mit London schon ein Ganzes ausmacht. Der Garten ist nach

den

dem Linneischen System geordnet, und zwei Abtheilungen, in deren einen Pflanzen, in der andern Bäume und Sträucher befindlich sind, werden vorzüglich bemerkbar. An Amerikanischen und Botany-Bay Pflanzen hat er seinen vorzüglichsten Reichthum. Es fehlt nicht an Gewächshäusern, die in verschiedenen Graden der Wärme geheitzt sind. Nur ein reicher, unternehmender Engländer, kann und wird so viel Geld an einen Garten für die Kräuterkunde wenden.

In Rücksicht des mündlichen botanischen Unterrichts, kann man seine Wünsche durch verschiedene Lehrer befriedigt finden. Sie unterrichten an allen Enden der Stadt. Der vorzüglichste ist ohne Zweifel der Dr. Smith, welcher das Linneische Herbarium für 900 L. St. gekauft hat. Dieser giebt Frauenzimmern sogar Vorlesungen.

Kew Garten erwähne ich in diesem Aufsatze nicht, theils, weil er nicht in London, sondern 8 Meilen davon entfernt liegt, und theils, weil er ohnehin durch den Catalogus hort. Kewensis und durch viele Reisende bekannt genug ist.

Etwas von der Seidenfärberei für Frauenzimmer. *)

Karmoisinfarbe.

Auf ein Pfund Seide zu dieser Farbe, werden 3 Loth Kochenille fein gestoßen und durch ein Haarsieb geschlagen. Diese Kochenille nun wird, nebst der andern zurückgelassenen Hälfte der ersten Beitze von Weinsteinsalz, in einem Gefäße zum Feuer gesetzt, und bis zum Sieden gebracht. Wenn es anfängt zu kochen, hebt man es ab, und läßt es stehen, damit die Farbe wohl ausziehe. Dann setzt man es wieder zum Feuer, thut noch 3 Loth pulverisirten Arsenik und 5 Loth Weinstein dazu, läßt es eine Viertelstunde zusammen kochen, nimt es abermal vom Feuer, läßt es etwas abkühlen, und legt endlich die Seide hinein. Hier muß man nun wohl Achtung geben, daß man die Seide sogleich hinein thue und durcharbeite, daß die Farbe überall angreife und die Seide nicht fleckig werde. Sollte diese Farbe noch nicht hoch genug seyn, so muß man das Gefäß noch einmal zum Feuer setzen, und dann, wann es verkühlt ist, die Seide hinein legen. Hat es aber endlich die gehörige Farbe, so wird die Seide in heissem Wasser, worin ein Loth venezianische Seife aufgelößt worden, ausgewaschen, und zuletzt in frischem Wasser ausgespühlt, ausgedrückt und aufgehangen.

Mor-

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 153. 155 und 156. von 1792.

Mordore.

Wenn die Seide in der oben beſchriebenen Beitze die beſtimmte Zeit gelegen hat, ſo nimt man auf ein Pfund Seide 3 Viertelpfund Fernambuck, ſetzt es mit klarem Flußwaſſer zum Feuer, und wann es zu kochen anfängt, ſchüttet man nach und nach langſam einen Eßlöffel voll Potaſche dazu, und zuletzt, einer halben welſchen Nuß groß, Vitriol. Nun kann man die Farbe mit einem Läppchen probiren. Iſt ſie noch nicht dunkel genug, ſo thut man noch etwas Vitriol dazu. Endlich wird die Seide durchgezogen, daß ſie bald und gleich angreife, und einige Stunden in den zugedeckten Keſſel gelegt. Iſt die Farbe noch zu hell, ſo wird ſie wieder heiß gemacht, und die Seide noch einmal hinein gelegt. Je mehr man Vitriol nimt, deſto mehr fällt die Farbe Couleur de Puce aus.

Ponceau.

Man nimt 2 Loth guten Fernambuk, und läßt denſelben in einem halben Maaße reinen Bachwaſſers über Nacht weichen; alsdann ſo lange kochen, bis es ein Paar Finger hoch eingekocht iſt. Nun werden auf ein Loth Fernambuk 3 Meſſerſpitzen Alaun und 9 Meſſerſpitzen feiner Zucker dazu geſchüttet, und, wenn es ſchäumt, nimt man es vom Feuer, thut die Seide hinein, und läßt ſie eine gute Weile darin liegen. Erſt ſcheint ſie nur roſenfarbig zu ſeyn, je länger man ſie aber in der Farbe liegen läßt, und je öfter man ſie eintaucht, deſto dunkler wird die Farbe, bis ſie endlich die ächte Ponceaufarbe erhält. Wollte man aber Purpurfarbe haben, ſo darf man nur zu der oben beſchriebenen Farbe etwas Potaſche hinzu thun, und darin aufkochen laſſen, ſo erhält man eine angenehme Farbe. Nachdem man mehr oder weniger Potaſche dazu thut, wird die Schättirung heller oder dunkler.

Hellblau.

Man zerreibt ein Quentchen vom beſten Indig, und rührt ihn in einem Loth Vitriolöl eine gute Weile mit der Röhre einer irdenen Tabackspfeife, oder einer gläſernen Röhre, worauf man es 48 Stunden lang an einem kühlen Orte ſtehen läſſet. Wenn man färben will, darf man nur etliche Tropfen jenes präparirten Indigs in reines Bachwaſſer fallen laſſen. Dieſe Farbe iſt ſehr ſcharf, und zerfrißt alle leinene Zeuge, wenn ein Tropfen drauf fällt. Man kann die übrige Farbe lange aufheben, wenn nur das Glas, worin man ſie aufbewahrt, wohl verſtopft iſt.

Etwas umſtändlicher und kunſtmäßiger kann auf folgende Art blau gefärbt werden: Man füllt ein Gefäß mit einem Eimer Waſſer, wirft eine Handvoll Steinkalk, zwei Pfund Indig, und ein Pfund Potaſche hinein, und läßt es ſo lange zuſammen kochen, bis es völlig aufgelößt iſt.

Uns

Unterdessen setzt man auch ein anderes Gefäß übers Feuer, worin 2 Pfund Grapp, 2 Pfund Weizenkleie und eben so viel Pottasche sind, und läßt es gelinde aufkochen. Endlich läßt man beide Gefäße durch ein Haarsieb in eines zusammen laufen, setzt es wieder auf die heiße Stelle, und rührt es alle 2 Stunden um. Fängt nun der Indig an zu fließen, und gelblich zu scheinen, so ist er gut. Sollte die Farbe noch nicht stark genug seyn, so muß man noch 1 Pfund 8 Loth Grapp, 8 Loth Potasche und 2 Hände voll Weizenkleie, in reinem Wasser aufsieden lassen, und durch das Haarsieb zu der obigen Farbe seigen. Hätte die Farbe allenfalls von der Potasche zuviel Fettigkeit erhalten, so darf man nur einige Hände voll Weizenkleie in einem Säckchen in die Farbe hängen. Und wollte etwa, wie bisweilen geschieht, die Seide die Farbe nicht recht annehmen, so darf man nur ein wenig Salpeter in die Farbe thun, und darin zergehen lassen.

Strohgelb oder Paille.

Auf ein Pfund Seide nimt man ein Pfund Scharte, kocht, klärt sie ab, und legt die Seide einige Stunden lang in die heisse Farbe. Da aber die Seide nicht vom ersten mal die verlangte Farbe erhält, so muß man das Abkochen mit frischen Blumen wenigstens noch zweimal wiederholen, und die Seide jedesmal einige Stunden darin liegen lassen, zuletzt aber in frischem Wasser ausspühlen.

Orangegelb.

Auf ein Pfund Seide nimt man vier Loth Orlean und weicht ihn eine Nacht ein. Hernach thut man zwei Loth Potasche und zwei Loth Gelbspähne dazu, und läßt es aufkochen. Die Gelbspähne werden in ein leines nes Säckchen gebunden, damit die Farbe klar bleibe. Dann wird die Seide hinein gelegt und eine halbe Stunde damit gekocht, zuletzt ausgespühlt und getrocknet.

Grasgrün.

Obige paillegelbe Seide kann man leicht graßgrün färben, wenn man von der oben beschriebenen hellblauen Farbe zur Hand nimt, die gelbe Seide ein oder zweimal durchzieht, die Farbe wohl umrührt, und sie eine Stunde stehen läßt, damit sie sich wieder stärkt, alsdann aber das Durchziehen der Seide so oft wiederholt, bis sie die gewünschte Farbe erhält. Je nachdem man den Grund mit der gelben Farbe hell oder dunkel gemacht hat, fällt auch die Schattirung der grünen Farbe mannichfaltig aus. Auf eine andere Art kann man auch noch

Olivengrün

färben. Man nimt auf ein Pfund Seide ein Viertelpfund Scharte, thut

sie

ſie in 6 Maaß Bachwaſſer, und läßt es eine halbe Stunde kochen. Alsdann wird die Scharte rein heraus genommen, 3 Loth Potaſche, 1 Loth rother Weinſtein, ein halbes Loth Kurkume, und 1 Loth Kupferwaſſer dazu gethan und aufkochen laſſen. Endlich wird die Seide oder das Zeug hinein gelegt, und noch eine halbe Stunde damit gekocht.

Geſchenk an einen Generaliſſimus.

Im Jahr 1644. wurde, laut der hieſigen Kirchenrechnung von dieſem Jahre, von dem zu Barnſtorf (in der Grafſchaft Diepholz) liegenden Generaliſſimus, der hieſige Prediger, ſamt den Rath- oder Altarleuten, und den Vornehmſten des Kirchſpiels, nach Barnſtorf gefordert, und da wurde dieſem Generaliſſimus verehrt — Ein Thaler, und in dieſem Einen Thaler, beſtand höchſt wahrſcheinlich die ganze Verehrung. In der nemlichen Rechnung findet ſich auch folgende Ausgabe: Alſo der H. Generaliſſimus den Paſtoren ſampt den Radtleuten wie den fürnehmeſten des Caſpels nach Barnſtorf gefurdert — verzerth 1 Thaler 3 Grote. Mehr iſt ohnfehlbar, indem dieſer Ort von dem hieſigen, nur einige Stunden entfernt iſt, überhaupt nicht verzehret worden. Wäre dieſer Eine Thaler nur ein Beitrag von Seiten der Kirche geweſen, ſo würden die Zehrungskoſten auch nur zum Theil von ihr getragen worden ſeyn. Da aber dieſe insgeſammt von ihren Mitteln genommen wurden, ſo kann man auch wohl annehmen, daß davon die ganze Verehrung genommen worden iſt. Wie rar und in welchem Werthe mag damals das Geld geweſen ſeyn!

Bewährt gefundenes Mittel wider den Schaden, welchen die Sperlinge auf den Kirſchbäumen und an Früchten verurſachen. *)

Man nehme hellblaues wollenes Garn, wozu ein alter aufgetrodelter Strumpf ſich recht gut ſchickt, und ziehe einen Faden um den Baum, von Aſt zu Aſt, wie er am bequemſten angeknüpft werden kann. Oder aber ein Stück Garten- oder Feldfrüchte ziehe man Fäden und binde ſie an die nebenbei eingeſetzten Sträuche oder Stöcke an. Sobald die Sperlinge dieſe Fäden gewahr werden, fürchten ſie ſich davor und vermeiden dieſe Gegend.

*) Aus den Schleswig Holſtein. Anzeigen, Stück 26. von 1792.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Montag, den 20ten August 1792.

Veredelung der inländischen Kaninchen.

Da jetzt die Benutzung der häufigen feinen und weichen Haare an den sogenannten Seidenhasen, oder angorischen Kaninchen, sehr geschätzt wird, so bemühete sich der verdienstvolle Herr Commissionsrath Riem in Dresden, nach Art anderer Viehveredelungen, diese Zucht dadurch zu erleichtern, daß er unsere inländischen kurzhaarigen Kaninchenweibchen, mit den angorischen feinen und langhaarigen Männchen zu paaren suchte, und da noch neulich in diesem Magazin, im leipziger und wittenbergischen Wochenblatte und in mehr neuern Schriften verschiedenes von dem Seidenhasen bekannt gemacht, auch von einigen behauptet worden, daß die angorischen Kaninchen gegen die inländischen ein eigenes Geschlecht (genus) seyn, und erstere letztere erwürgten, so schien ihm dieses, bei seiner schon ehemals gehabten Erfahrung in der Kaninchenzucht, bedenklich, und die desfalls angestellten Versuche, so wie die von den gewonnenen Haaren bereits gefertigten Waaren bewiesen, daß die Veredelung durch Belegung unserer inländischen Kaninchenweibchen mit den männlichen angorischen, so glücklichen Fortgang finde, und eine dauerhaftere Art erzeuge, als es die Veredelung der inländischen Schafe durch spanische Böcke gezeigt hat.

Mir ist von verschiedenen hiesigen Landwirthen bekannt, daß sie, nach dem von mir im hannoverischen Magazin aus dem Mayerschen Werke mitgetheilten Auszuge über die angorische Kaninchenzucht, die Absicht haben, selbst Zuchten von diesen nützlichen Thieren anzulegen, und mehrern habe ich bereits schriftliche Anweisung geben müssen, wo die Seidenhasen zu bekommen sind. Diesen, vielleicht auch manchem andern Leser, hoffe ich daher keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn ich hier aus Herrn Riems über diese veredelte inländische Zucht mir gewordenen Bemerkungen, und aus dem, was bis jetzt hierüber erschienen, oder mir meine Freunde mitgetheilt haben, ein und das andere bekannt mache. Zuerst aber etwas über die ächt angorischen Kaninchen. —

Die angorischen Kaninchen oder Seidenhasen, am besten Seidenkaninchen (Lepus cuniculus Angorensis pilis tenuissimis & longissimis) genannt, waren anfänglich nur in Angora, und der benachbarten Gegend Syriens, woher auch die angorischen Ziegen mit feinen Haaren, imgleichen die angorische Katze kommen, zu Hause. Von da kamen sie nach Frankreich, Italien, Dänemark und England, endlich von den zwei letzten Reichen nach Deutschland, daher sie denn an vielen Orten schlechtweg nur dänische und englische Kaninchen heissen.

In Deutschland finden sich die ersten Spuren von diesem Thiere in Franken und Schwaben. Auch in Thüringen hat man sie seit 10 oder 12 Jahren in Menge erzogen. Der Herzog von Weimar errichtete eine Fabrik von Handschuhen, Hüten und allerlei Zeugen von diesen Haaren, und der Herr Condukteur Ehlert zu Magdeburg, fing vor 2 Jahren mit einem Paar angorischen Kaninchen seine Zucht an, davon das Herzogthum Magdeburg wenigstens schon mit 400 Stück besetzt ist.

Büffon giebt uns in seiner Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere eine ziemlich genaue Abbildung von dem angorischen Seidenhasen, seine Beschreibung dieses Thiers aber ist sehr dürftig, und von der so wichtigen Benutzung der Haare, sagt er kein Wort. — Folgendes ist ein kurzer Auszug aus dem Büffon.

„Das angorische Kaninchen, (Lepus cuniculus Angorensis. Lepus caudatus, pilis tenuissimis toto corpore vestitus. Le Lapin d'Angora. *Brisson.* Quadr. p. 96. *Linn.* l. c. p. 78. n. 2. Dict. des Animaux II. p. 600.) unterscheidet sich von andern zahmen Kaninchen, bloß durch die Beschaffenheit seines längern Haars, wie die angorischen von den gemeinen Ziegen. Das Haar dieser Thiere ist wellenförmig, oft so krauß, als Wolle. In der Zeit, wo sie sich haaren, verwirret sich diese Wolle zusammen, und bildet sehr entstellende Klumpen. Bisweilen hängen die Haarknäuel bis an die Erde, und pflegen dann die Gestalt eines fünften Beins anzunehmen. Sie sind wie ein Filz in einander gewebt oder gedrückt. Herr Daubenton hat auf dem Kreutz eines angorischen Kaninchens, das er zerschnitten, eine Lage von diesem Filz gesehen, welcher über einen Zoll in der Dicke betrug. Ueberhaupt hatten die Haare dieses Thiers über zwei bis drei Zoll in der Länge. An den Spitzen war es röthlich, übrigens weiß und schiefferfarbig. Sein Kaninchen hatte schwärzliche Ohren und röthliches Haar an den Füssen. Doch pflegen die Farben an den angorischen, wie an den Hauskaninchen abzuwechseln. Wenn die Kaninchen sitzen, scheint ihr Bauch auf der Erde zu liegen, die Schnautze vorn, der Untertheil des Unterkinnbackens dichte bei der Erde. Die Ohren halten sie gerade, die Vorderbeine sind auf die Art gebogen,

daß

daß der Vorarm (Avantbras) den Arm beinahe berührt, der Fuß aber auf die Erde trit, und fast an die Schultern stößt. Der Ellenbogen befindet sich aber doch in einiger Entfernung von der Erde. Die langen Hinterbeine bleiben in drei Theile gebogen. Der Fuß, der Mittelfuß und die Fußwurzel, pflegen auf der Erde von den Nägeln bis an den Stral zu stehen. Das Bein ist vorwärts geneigt, der Schenkel hinterwärts, so, daß das Knie sich beim Fuß, und die Hinterbacke noch näher beim Strale befindet. Der Schwanz strecket sich waagerecht hinterwärts, oder krümmet sich nach oben.

Wenn sich das Thier zum Gehen anschickt, erhebt sichs auf seinen Beinen, indem es zum Theil den Arm und Vorarm, den Schenkel und das Bein ausstreckt. In dieser Stellung rühren die Vorderbeine nur mit den Zehen an die Erde, die Hinterbeine aber berühren solche mit einem ziemlich langen Theile, welcher sich vom Stral bis an die Spitze der Zehen erstreckt, und waagerecht liegen bleibt. Weil dieser Theil fast eben so lang, als der Hintertheil in dieser Stellung hoch ist, so könnte das Thier, wenn es auf seinen Stralen aufgerichtet steht, unmöglich mit so langen Füssen Schritte thun, wofern es nicht auf der Spitze des Fußes, oder auf dem Strale ginge. Im ersten Fall würde das Kaninchen, wie der Hund oder die Katze, und wie die meisten Thiere gehen. Weil aber die Beine des Kaninchen nicht ausgestreckt sind, wie die Beine solcher Thiere, so würde sein Gang sehr langsam und höchst gezwungen seyn. Der andere Fall würde den Gesetzen der Natur zuwider laufen, und einen Theil der Fußwurzel, den ganzen Mittelfuß und alle Zehen unnütz machen.

Das Kaninchen geht weder auf dem Strale, noch auf dem Fuße, oder vielmehr, es pflegt auf den Hinterbeinen ganz und gar nicht zu gehen, sondern bloß zu springen. Bei seinem allerlangsamsten Gange setzt es den einen von den Vorderfüßen vor, und rückt hernach mit dem andern weiter. Bei diesem ersten, sogar noch bei dem zweiten und dritten Schritt der Vorderfüße, bleibt noch immer der Hintertheil unbeweglich, der Leib aber verlängert sich; der Hintertheil des Leibes wird hiernächst vorgezogen, die Schenkel richten sich wieder, die Stralen erheben sich, das Thier thut endlich einen Sprung, und bringt nun den ganzen Hintertheil des Leibes vorwärts. Es schiesset vor, indem es die Hinterfüße auf die Erde stellt. So springt und galopirt es mit seinem Hintergeschleppe, indessen es mit seinem Vordergeschleppe nur einen Schritt weiter geht. Wenn sichs aber anstrengt, und zu einem schnellen Laufe bewegen läßt, gallopirt es mit den vordern Füßen, wie mit den hintersten. Diese streckt es dann so weit aus, als nur ihre Muskeln reichen, und kann mit einem Satz einen ziemlich weiten

Sprung thun. Alsdann fällt es wieder auf seine Vorderfüße, stützt sich abermals auf die Hintern, um von neuem fortzuschießen. In vielen Fällen haben die Kaninchen männlichen und weiblichen Geschlechts, den Hintertheil so hoch, daß sie die Erde ganz verlieren, und fallen dann wieder mit solcher Stärke auf ihre Stralen, daß es ein Geräusch macht, wenn sie auf die Erde treten. Oft setzen sie sich so auf die Stralen und Hinterbacken, daß ihr Leib in einer schrägen Richtung ist, welche sich vorwärts neiget. Alsdann bedienen sie sich der Vorderpfoten, wie der Arme und Hände, um ihre Ohren bald nieder zu drücken, bald aber diese und ihren Knebelbart zu reiben. Zugleich pflegen sie dabei ihre Pfoten zu lecken.

Diese Thiere sind ihrer Natur nach sehr munter und hurtig, ob gleich ihr Hintertheil halb gelähmt zu seyn scheint, weil sich die Beine nur zum Theil ausstrecken, und bloß durch Sprünge bewegen können. Indessen verändern sie doch öfter, als die meisten andern thun, ihre Stellung, und wissen alle möglichen Bewegungen mit vieler Leichtigkeit zu verrichten."

Dem angorischen Seidenkaninchen ist unser rauhes Klima nicht zuwider, sondern seiner Gesundheit und Haarwuchse vielmehr zuträglich. Es hat in seiner Abbildung mehr Aehnliches von dem zahmen, als von den wilden Kaninchen, nur daß es beide an Größe um ein merkliches übertrift.

Es erreicht binnen einem Jahr, seine gewöhnliche Größe. Nach diesem Zeitraum hört es auf zu wachsen, und seine Größe und Schwere ist um die Hälfte beträchtlicher, als der gewöhnlichen Kaninchen, so, daß es, wenn es in seiner Jugend gut genährt, und wohl in Acht genommen worden, leicht acht bis zwölf Pfund wiegt. Wenn es bis zu dieser Größe gediehen ist, so fängt es an, einen ziemlich beträchtlichen Nutzen zu geben, je, nachdem ihm die Natur verhältnißmäßig die Kräfte dazu gegeben hat. Bis jetzt gehört es in Europa zu den Hausthieren, die nur in der Nähe, und unter der Aufsicht der Menschen gedeihen. Es käme auf einen Versuch an, ob sich dieses Thier auch in der Freiheit erhielte, wenigstens hat man die Erfahrung bereits in Thüringen gemacht, daß es sich in Gärten, die mit guten Wänden eingeschlossen sind, auch in der strengsten Kälte hält, wenn es ihm nur nicht am Futter fehlt. Doch würde man dadurch nichts gewinnen, wenn man sie wild werden ließe, weil alsdenn der periodische Haarnutzen wegfiele.

Sein Fleisch nähert sich am Geschmack dem Fleische der zahmen gewöhnlichen Kaninchen, doch geben Personen, welche gern Kaninchen essen, selbigem vor diesem den Vorzug, ja sie schätzen es als eine ausgesuchte wohlschmeckende Speise sogar noch höher, als Hasenfleisch.

Das

Das Nutzbarste dieses Thiers sind seine Haare, die an Weiche und Feinheit alles ähnliche, selbst das theure Biberhaar übertreffen. Sie zeigen sich nicht gleich bei der Geburt des Thiers, sondern erst vier bis sechs Tage hernach, aber sie fangen dann schon sehr merklich an zu wachsen, so, daß das Thier drei Monate nach seiner Geburt, und in der Hälfte seiner gewöhnlichen Größe, schon mit reifen Haaren bedeckt ist. Was den Werth dieser Haare noch um ein großes vermehrt, ist dies, daß sie am ganzen Leibe von gleicher Güte sind, da von dem Feldhasen z. B. nur die Spitzen der Rückenhaare zu feinen Hüten gebraucht werden können.

Die kurzen und verlockten Haare des Seidenkaninchens, welche sich nicht spinnen lassen, verarbeitet man zu Hüten, welche an Leichtigkeit und Glanz ihres Gleichen nicht haben, die längern Haare aber werden nach Art der Baumwolle gekratzt, auf einem Baumwollenrade gesponnen, und zu allerlei Zeugen verarbeitet, die außerordentlich weich, leicht und schön sind. Ein Mannsrock von diesem Zeuge mit Taft gefüttert, wiegt ein und ein halbes Pfund, und hält sehr warm. In Magdeburg hat man Westen, Handschuhe und dergleichen, die vorgeblich von angorischen Kaninchenhaar verfertigt seyn sollen, aber nicht ächt, sondern offenbar mit Baumwolle oder spanischer Schafwolle vermischt sind. Zu Handschuhen und Strümpfen, thun sie die besten Dienste. Verarbeitet man sie mit Baumwolle, so ist dies das beste Verhältniß, wenn der vierte Theil dazu genommen wird. Zu einem Paar Handschuhen werden demnach, wenn sie gewebt werden, 2 Loth; wenn sie aber gestrickt werden sollen, drei Loth Haare erfordert, und auf letztere Art gemacht, kann man bei dem Gebrauche derselben der strengsten Kälte Trotz bieten. Die Engländer verdanken, wie man sagt, die Feinheit ihrer Tücher, nicht nur ihrer vortrefflichen Schafwolle, sondern auch diesen Haaren, deren sie sich als einer wesentlichen Zuthat jedesmal in beträchtlicher Menge bedienen. Wenigstens ist dies in Ansehung ihrer kostbaren Hüte ganz gewiß entschieden. Denn, da die Hutmacher weder das Kameelhaar, noch die Haare von Bibern, und den gewöhnlichen Haasen, bei der Vermischung mit der Schafwolle, nicht anders, als durch mühsames und vieles Schlagen mit dem Fachbogen, um eine gleiche Vermischung daraus zu machen, brauchen können, so nehmen sie diese Kaninchenhaare um so lieber, da sie just die entgegengesetzte Eigenschaft haben, sich sehr leicht, ungemein gleich und ohne Schwierigkeit mit allem mengen lassen, was man nur dazu thun will.

Die Bälge dieser Kaninchen kann man auch wie Pelzwerk nutzen, und diesen Gebrauch macht man vorzüglich in Frankreich von ihnen. So leicht sonst ihre Haare auszurupfen sind, so fest sitzen sie nach dem Absterben der Thiere, oder wenn man

sie

ſie im Winter ſchlachtet. Da man ſchon gewöhnliche zahme Kaninchenfelle zu Pelzwerk nimt, ſo kann man leicht denken, um wie viel dies ſeidenartige, über alles feine Fell des angoriſchen Kaninchens, ſeine hierländiſchen Brüder übertreffe. Und, weil endlich das Thier von ſo verſchiedenen Farben, als ſchwarz, weiß, grau, rothbunt, u. ſ. w. fällt, ſo können die Bälge bejahrter Seidenkaninchen, dem Kürſchner nicht anders als willkommen ſeyn.

Um das Kolorit der Felle noch mehr zu erhöhen, kann man ſich ſolche, wie man ſie zu haben wünſcht, ſehr leicht färben laſſen. Das weiße Haar nimt alle Farben, eben ſo wie die Seide, an, und auch die von anderer Farbe haben dieſe Eigenſchaft, wenn ſie gehörig behandelt werden.

Wenn man aber alle dieſe an ſich natürlichen Farben, weil man ſie von dem Rücken dieſer Kaninchen gewinnt, nemlich die weiſſen, ſchwarzen, blauen, himmelblauen, grauen und röthlichen, unter einander mengt, ſo geben ſie ein ſehr einfaches, aber ganz vortreffliches Biberhaar, deſſen natürliche Farbe ſich nicht nur niemals verändert, ſondern vielmehr durch den Gebrauch verſchönert. Auch iſt jede dieſer natürlichen Farben, ſchon für ſich beſonders zu Handſchuhen und Strümpfen ſehr angenehm, — ein Umſtand, der nicht überſehen werden darf, da er uns eine Erſparniß macht, und uns zuweilen der gerechten Beſorgniß überhebt, daß unſere Mühe und Arbeit, nicht durch die Färberhitze und die Zurichtung, welche man dergleichen Dingen durch Potaſche, Salpeter, Schwefel, Vitriol, Alaun, Weineſſig, Urin, u. ſ. w. giebt, verlohren gehen, und wohl dieſe Farbe nicht einmal ſo dauerhaft und beſtändig ſey, als die natürliche.

Die Männchen müſſen deswegen von den Weibchen abgeſondert ſeyn, damit ſie die Weibchen nicht gleich wieder beſpringen, und dieſe, da ſie nur vier Wochen gehen, die erſten Jungen, wenn die zweiten ſchon wieder da ſind, nicht umkommen laſſen, denn fünf Wochen muß das Junge wenigſtens alt ſeyn, ehe es ſich ſelbſt ernähren kann. Es iſt zwar letzteres nicht allemal der Fall, denn es kommt darauf an, wie viel Junge ein Weibchen hat; hat es wenige, ſo werden ſie eher groß, hat es aber 8, ja 11 Stück auf einmal, ſo dauert es länger, ehe ſie ſo weit ſind, daß ſie ſich ſelbſt erhalten können; da man dieſes aber nicht wiſſen kann, weil einige Alte ihre Jungen verlaſſen, wenn man eine Viſitation anſtellt, ſo iſt es gut, wenn man das Weibchen, nachdem es geworfen, 8 Tage gehen läßt, dann ein Männchen aus ſeinem Käfig heraus nimt, dieſes 24 Stunden beim Weibchen läßt, und dann wieder wegnimt.

Wenn ein Weibchen geworfen hat, verſtopft es ſeine Höhle ſorgfältig, rupft ſich auch von der Bruſt die Haare aus, und dies iſt das Merk-

mal,

mal, woran man erkennt, daß es Junge hat.

Jedes Männchen muß einen besondern Abschlag haben, welcher nur 2 bis 3 Quadratfuß groß seyn darf; sind mehrere beisammen, und darunter nur eins, das seine Mannbarkeit erprobt hat, so werden sie auf einander böse, und bringen sich um.

Es ist gut, wenn man Höhlen für die Weibchen, um ihre Jungen darin zu verstecken, macht, diese können nach beliebiger Größe eingerichtet werden; jedoch so, daß man nachher, wenn die Jungen ausgelaufen, die Haare aus den Nestern nehmen kann.

Raum brauchen sie nicht viel; in einem Stall von 5 Fuß breit und 8 Fuß lang, kann man 40 Junge und Alte haben.

Die Seidenkaninchen sind wegen der Stärke und Breite ihrer Füße, und der Härte und Länge ihrer Nägel, die größten Minirer. Und schon aus diesem Grunde müßte man sie von den Ställen zurück halten, und ihnen den Zugang zu den Scheunen versperren. Es sind aber noch andere wichtigere Ursachen, nemlich: ihre Haare kommen dadurch zu sehr in Unordnung, und verflechten sich ganz mit Stroh, Heu, und andern Dingen. Und für die Jungen ist der Stall wegen des Schlagens und Stoßens des Viehes, gefährlich. Wie leicht können sie zertreten, erschlagen, oder gestoßen werden! Auch riechen dann ihre Haare immer nach den Ställen. Man thue also die Kaninchen nicht an solche unreine Oerter, sondern man gebe ihnen eine gedielte oder gepflasterte Kammer, oder Boden.

Die Seidenkaninchen hecken das ganze Jahr hindurch, doch bedürfen sie zur Sammlung ihrer Kräfte einer gewissen Ruhe, und es ist zu rathen, daß man sie nur vom März bis October hecken, die übrige Zeit aber ruhen lasse. Dies sind acht Monate, und in dieser Zeit erhält man gewiß 6 mal Junge, und im Durchschnitt gerechnet, jedesmal 6 Stück, also wenigstens 36 Stück. Sie fressen alle grünen Kräuter, als: Mußdisteln, oder Hasenkohl, den Wegerich, den Erdrauch und alle Arten Unkraut; alle Wurzeln, roh und gekocht, als: rothe Rüben, in kleine Stücken geschnitten, Kohlrüben, Möhren, Krautstrünke, u. d. gl. Kartoffeln, alle Kornarten, auch gern Brod, und es ist ihnen nichts schädlich, als gar zu viel weisser Kohl, und im Herbst nasse und bereifte Kräuter; hievon bekommen sie die Wassersucht und den Durchlauf, und sterben, doch kann man diesem Uebel zuvor kommen, wenn man ihnen ein Paar Tage mitunter Körner giebt. B im trocknen Futter saufen sie mehr, wie beim grünen, und überhaupt ist ihre Unterhaltung gar nicht künstlich, auch nicht kostbar. Der Landmann hat alle Mittel hierzu in Händen, und beim Städter fällt in der Küche und vom Tische immer so viel ab, daß er ohne Kosten einige Stücke ernähren kann, zumal wer etwas Garten hat.

Die

Die Haare können dem Thiere durch Kämmen oder Rupfen abgenommen werden. Herr Conducteur Ehlert ist fürs Rupfen, ohne Rücksicht auf die Kälte. Er sagt, das Kämmen müsse wenigstens alle 14 Tage geschehen, und sey daher äußerst mühsam, man könne überdem mit dem Kamme nicht zu allen Theilen des Körpers kommen, auch ginge dadurch immer etwas von den Haaren verlohren. Er glaubt, das Kämmen sey den Thieren weit peinigender, als das Rupfen, weil es achtmal gegen letzteres geschehen müsse, und dieses nur alle zwei Monate nöthig sey, da man denn auf jede Schur von einem ausgewachsenen Kaninchen 3 Loth, also in einem Jahre, den etwanigen Abfall abgerechnet, ein halbes Pfund erhielte.

Die kastrirten Männchen geben feineres, mehreres, und längeres Haar, als die andern, bei jeder Schur wohl 5 Loth und darüber.

Die Jungen setzen ihre Haare in dem ersten halben Jahre ihres Lebens geschwinder, als die Alten, so, daß die jungen Haare schon immer unter den alten hervor wachsen, welches bei den Erwachsenen der Fall nicht mehr so ist.

Die Weibchen müssen in der Heckezeit nicht ganz kahl abgerupft werden, sondern man muß ihnen die Brusthaare, und die an den Lenden herum lassen, damit sie zu ihren Nestern etwas haben; diese gewinnt man nachher doch, wenn die Jungen ihre Nester verlassen. Beim männlichen Geschlecht ist diese Vorsicht nicht nöthig.

Daß sie, wenn man das Kämmen oder Rupfen nur im geringsten versäumt, sterben sollten, wie der Herr Pastor Mayer sagt, hat keinen Grund. Herr Ehlert versäumte es oft, und es starb ihm keins daran. Gut ist diese Versäumniß indessen nicht, denn die Haare filzen sich alsdenn über dem ganzen Körper wie ein Panzer zusammen, und man kann die eingefilzten Knoten zum Theil gar nicht gebrauchen.

Diese Kaninchen werden gewöhnlich acht bis 12 Jahre alt, wo sie mehrentheils verblinden, aufschwellen, die Zähne verlieren, und endlich sterben. Sie werden gemeiniglich sehr mager, und die Läufte steif und unfähig ihre Dienste zu thun. Sie suchen sich alsdenn einen einsamen entfernten Ort, wie ein Sterbebette aus.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Freitag, den 24ten August 1792.

Veredelung der inländischen Kaninchen.

(Fortsetzung.)

Diejenigen, welche sich Seidenkaninchen anschaffen wollen, und die dieserwegen bereits beim K. Ch. Intelligenzcomtoir angefragt haben, wo man solche erhalten könne, können sie in Magdeburg beim Herrn Condukteur Ehlert, das Paar alte für 4 Rthlr., die jungen aber wohlfeiler bekommen.

In dem Herzogthum Magdeburg beschäftigen sich bereits viele mit dieser so sehr vortheilhaften Kaninchenzucht. Das Königl. preußische General Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium, hat zur Vermehrung dieser nützlichen Thiere, wegen ihrer den Manufakturen so nützlichen Haare, für das Jahr 1792. eine Prämie von 16 ggr. für das Pfund denen, die davon 5 Pfund oder darüber, durch eigene Zucht gewinnen werden, Kosten frei versichern lassen, und die Königl. Provinzial Kriegs- und Domainenkammern instruirt, diejenigen, die wegen des Ankaufs und der Behandlungsart dieser Thiere, Unterricht zu haben begehrten, an die magdeburgische Kriegs- und Domainenkammer zu verweisen.

Mit Genehmigung erwähnter magdeburgischen Kriegs- und Domainenkammer, machte der magdeburgische Kriegs- und Domainenrath J. J. Sombart, den Unterricht verlangenden mit diesem Thiere durch eine aktenmäßige und getreue Relation bekannt, aus der ich hier folgendes anführe.

Der Kaufmann Friedrich Wilhelm Klotz, zu Calbe an der Saale, schickte im Jänner dieses Jahrs an den König von Preussen einen Hut, den er von selbst gewonnenen angorischen Kaninchenhaaren, durch einen dortigen Hutmacher hatte machen lassen, als einen Versuch, der vielleicht mehrere veranlassen und nützlich werden könnte.

Der König befahl hiervon näher unterrichtet zu werden, welches das General Fabriken- und Commerzialdepartement veranlaßte, das Begleitungsschreiben des Kaufmanns Klotz und gedachten Hut der magdeburger

Königl. ꝛc. Kammer mit dem Befehl zuzuschicken, genau zu untersuchen und zu berichten,

ob eine Anlage dieser Kaninchen im Großen mit Nutzen getrieben werden könnte?

Herrn Sombart wurde dieses aufgetragen, und er vernahm also wegen des Huts und seiner Beschaffenheit zwei geschickte magdeburger Hutfabrikanten, wovon folgendes das Resultat war:

Der Hut wurde für schlecht gearbeitet, aus gewöhnlichen Hasenhaaren gemacht, und nur mit etwa sechs Loth angorischer Kaninchen- oder Seidenhasenhaaren gedeckt, anerkannt. Die Fabrikanten bezweifelten, daß das Haar der angorischen Kaninchen, die Stelle des Biberhaares würde vertreten können, weil es ihnen nicht elastisch genug zu seyn schien; dieses könnten sie aber doch noch nicht mit Gewißheit sagen, weil sie noch keine hinreichenden Versuche gemacht hätten, und vieles auf die Vermischung ankomme; doch glaubten sie, daß die Haare besser zu feinen Strümpfen, Handschuhen, Westen, ꝛc. gebraucht werden könnten, weil sie lang, mithin gut zu spinnen wären.

Da der Herr Pastor Mayer zu Oberntreit in Franken, schon 1789. eine Anweisung zur angorischen Kaninchenzucht, heraus gegeben, und der Herr Pastor Lilie zu Nedlitz im Jahre 1791. in den magdeburger gemeinnützigen Blättern, eine Abhandlung vom Seidenhasen hatte einrücken lassen, so stellte Herr Sombart diese beiden Stücke, dem beim magdeburger Chausseebau angestellten, schon erwähntem Herrn Condukteur Ehlert zu, welcher eine starke Anzahl dieser Thiere besitzt, mit dem Ersuchen, solche durch zu lesen, und ihm alsdann seine Erfahrungen und Bemerkungen darüber mitzutheilen, welches denn auch geschahe.

Um sich seines Auftrages ganz zu entledigen, ließ Herr Sombart durch den Strumpffabrikanten Hase in Magdeburg, ein Paar große Mannshandschuhe aus 3 Loth Seidenhasenhaaren und $1\frac{1}{2}$ Loth der feinsten Baumwolle, so gehörig durch einander gekratzt und gesponnen wurde, weben, die vorzüglich schön und gut geriethen. Diese, nebst des Pastor Mayers und Lilie Abhandlungen über die angorische Kaninchenzucht, imgleichen den Erfahrungen des Herrn Condukteur Ehlert über den Seidenhasen, übergab er hiernächst der magdeburger Königl. ꝛc. Kammer mittelst Berichts, und verwandte sich dahin, daß durch Prämien die Zucht dieser Thiere befördert, oder vervielfältigt, und dadurch ihre Haare wohlfeiler gemacht werden mögten, welchemnächst es an allerhand Versuchen sie zu benutzen, die bis dahin wegen ihrer Seltenheit und Theurung nicht möglich gemacht werden können, nicht fehlen würde.

Da

Da die Königl. ꝛc. Kammer, schon vorher beschlossen hatte, die Zucht dieser Thiere dem Hofe bei Gelegenheit eines Prämienberichts, um so mehr zu empfehlen, weil einige Mitglieder derselben durch bessere ihnen zu Gesicht gekommene Proben, als der calbesche Hut war, überzeugt waren, daß, wenn das Haar dieser Thiere sortirt, nur das kurze gehörig vermischt zu Hüten verarbeitet, und das längere zur Weberei oder zum Stricken gesponnen würde, ersteres die Stelle des theuren Biberhaares vertreten könne: so ergrif sie gern diese Gelegenheit, sich für die Multiplikation dieser nützlichen Thierart, deren Unterhaltung, wie wir gesehen haben, nicht kostbar ist, und die sich so außerordentlich schnell vermehren, bei Hofe zu interessiren.

Das General Fabriken- und Commerzial-Departement, wollte sich indessen noch vorher von der Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieser Haare näher überzeugen, und verordnete also, daß davon ein Paar Pfund eingesandt, und damit in Berlin zuverläßige Proben gemacht werden sollten. Beides geschah, und zwar ersteres zu 6 und 8 ggr. das Loth, und das Resultat der letztern war:

Daß die eingeschickten Haare zu verschiedenen Waarengattungen sehr brauchbar gefunden wurden, so, daß sie bei Verfertigung von Handschuhen, Strümpfen, Westen und Hüten, den theuren ausländischen Biberhaaren substituirt werden könnten.

Da Herr Sombart den Einkauf obiger zwei Pfund Haare zu besorgen hatte, und sie vor der Absendung umpacken lassen mußte, so dehnten sie sich bei diesem Geschäfte so sehr auseinander, daß sie einen Speisetisch für 6 Personen ganz bedeckten; woraus sich also ergiebt, daß der ihnen von den magdeburger Hutfabrikanten zur Last gelegte Mangel an Elastizität ungegründet sey.

Man hielt bisher die Seidenkaninchen für ein anderes Geschlecht (genus) als unsere stichelhaarigen oder kurzhaarigen Kaninchen (Lepus cuniculus pilis curtissimis auriculis nudis), und das vorzüglich auch mit darum, weil man oft Streit unter beiden Gattungen bemerkt hatte.

Jetzt aber hat Herr Riem die inländischen kurzhaarigen zahmen Kaninchenweibchen, durch Zugebung der angorischen langhaarigen Männchen bereits vielfältig befruchtet, und dadurch nützlich veredelt. *)

*) Herr Pastor Lilie zu Nedlitz irrt also, wenn er in seiner Abhandlung über den Seidenhasen behauptet, daß sich solcher mit keinem andern Kaninchen begatte, sondern, seiner eigenthümlichen Zahmheit ungeachtet, sowohl Kaninchen als Feldhasen, die mit ihm eingesperrt würden, ohne Rücksicht auf männliches oder weibliches Geschlecht zu nehmen, würge.

Diese veredelten Jungen unterscheiden sich in nichts von den originellen angorischen; ihre Haare sind bei der ersten Generation schon ziemlich lang und fein, auch zum Spinnen völlig brauchbar, und bei der zweiten Generation schon eben so lang, wie die der angorischen, auch die Ohren eben so kurz wie dieser ihre. Indessen, da von den durch angorische Männchen belegten kurzhaarigen inländischen Kaninchen, immer doch noch beim ersten Stamme einige kurzhaarige zugleich mit geboren werden, so sehen auch diese in allem noch der Mutter ähnlich, die Ohren nemlich sind länger, wie die ihrer angorisch gefallenen Geschwister, und die Haare sind kürzer und stichelhaarig, d. i. glatt und nicht kraus. Aber ihre Felle taugen jezt auch besser zu Kürschnerarbeiten, und ihre Haare zu Hüten, weil sie für erstere einen weit egaler besezten Pelz, für lezstere aber keine so gar lange Haare liefern. Denn die Hutmacher wollen die ganz langen Haare nicht sogern zu Hüten, und ziehen daher eben so die Haare der jungen angorischen Kaninchen vor, wie sie auch die kürzere Lämmerwolle der längern Schafwolle vorziehen.

Sezt man angorische und inländische Kaninchen ohne Vorsicht als fremde neben einander, so beißen sie sich sehr. Auch angorische Kaninchen thun es unter einander, wenn solche von einander entfernt gelebt haben. Dies aber hindert eine wirkliche Vereinigung nicht.

Will man die angorische Art von Kaninchen mit der inländischen Art paaren, so ist nur die Vorsicht nöthig, beide an einer fremden Stelle erst 2 bis 3 Tage, jedes Stück besonders einzusperren, damit sie durch die Einsamkeit williger zur Geselligkeit werden; alsdenn kann man beide an einen dritten Ort, der beiden fremd ist, einige Zeit zusammen sezen. Hier werden sie von selbst die Gesellschaft lieben, und sich vereinigen; und so wird man sich auch bald überzeugen, daß beide eben so einerlei Geschlecht (genus) und nur zweierlei Arten (species) seyn, wie spanische, dänische und deutsche Schafe auch einerlei Geschlechtes, und nur in Rücksicht der Größe und Feinheit von Haaren, zweierlei Arten sind. Auf gleiche Art muß man verfahren, wenn Männchen unter Männchen, und Weibchen unter Weibchen, künftig beisammen leben sollen. Erstere leben jedoch während der Heckezeit, besonders im Sommer, weniger friedlich neben einander, als im Winter. Auch beneiden sich die jungen Männchen von einem Wurfe schon nach drei bis vier monatlichem Alter, und der Vater leidet sie nur die drei bis vier ersten Monate gerne, aber alsdann, wenn sie mannbar geworden, und ihm seine Weiber verführen wollen, schon ungerne, obgleich eher, als fremde; welche lezstere er uns leben bringt, wenn man sie ohne einige Vorsicht, besonders zur Heckezeit, unter seinen Trupp sezt. Sogar das

Weib-

Weibchen, wenn solches von seinem Männchen, zu dem es bereits einzeln gepaart war, aber wieder einige Zeit von ihm abgesondert und mit einem andern gepaart worden, muß jedesmal von neuem an einem fremden Ort zu ihm gethan werden, ehe selbiges sich zu demselben aufs neue gewöhnt.

Die in dieser Art von Herrn Riem versuchte Zucht, verhielt sich vom ersten Februar 1791. bis dahin 1792. also: Von einem weißen angorischen männlichen Seidenkaninchen, und einem inländischen zahmen weiblichen Kaninchen, das eine ins Blaue fallende Farbe hatte, erhielt Herr R., nachdem beide auf die obgedachte Art zusammen gesetzt wurden, am 6ten März vier, am 4ten April sechs, am 4ten Mai acht, am 3ten Jun. acht, am 18ten Jul. fünf, und am 20ten December fünf, zusammen also sechs und dreißig Junge. Die ersten vier Heckungen erfolgten immer in Zeit von vier Wochen nach einander: nur der vorletzte Wurf verzog sich vierzehn Tage länger, ob sich gleich die Mutter, wie nach allen vorherigen Würfen, bald nach dem Gebähren begattet hatte; und dies beweiset, daß sie nicht allemal trächtig bleiben, welches auch nach dem letzten Wurfe der Fall war. Die Mutter ward im Julius mager und dünnhaarig, erholte sich auch erst im November, wurde aber bis zum Decemberwurf wieder frisch und stark. Meistens bestanden die Würfe aus zwei Drittheil männlichen und einem Drittheil weiblichen Kaninchen: unter den ersten wurden die überflüßigen durch eine Unterbindung, wie es bei männlichen Schafen geschieht, kastrirt. Denn so geben sie eine größere Quantität, zugleich auch feinere Haare, und zuletzt fett gemacht, eine weit zärtere Speise. Die Jungen bewiesen bei dieser Veredelung, daß die Gestalt und das Haar nach dem Vater, von der Mutter aber die Beschaffenheit des Fleisches und innern Körpers forterbe; wie man ebenfalls bei der Belegung europäischer Ziegen mit angorischen Ziegenböcken, so wie bei einer Zucht von Widdern und weiblichen Rehen befunden hat, und wie es sich bei der deutschspanischen Schafzucht bestätigte. Nur die Farbe des ersten Wurfs war schwarz, die folgenden fielen schon zur Hälfte weiß, und in der Folge die meisten weiß nach dem Vater aus: über zwei Drittheile wurden langhaarig, wie die ächt angorischen, und ein Drittheil derselben gab eine Halbart mit kürzern, aber sehr feinen Haaren, die zwar nicht so gut zum Gespinnste, desto mehr aber für Hüte dienlich sind; und eben diese Halbart wieder mit angorischen Männchen begattet, liefert immer langhaarigere Abarten, und desto mehrere Ganzarten: um so mehr die, welche schon in der ersten Generation langhaarig zur Welt kamen.

Die zweite Generation, als Enkel der Hauptmutter, zeigte sich ganz fein, und war folgende:

Ein

Ein Weibchen vom zweiten Wurfe des vierten Aprils, das schon durchaus schöne lange angorische Haare hatte, brachte am 8ten August drei weiße Junge, die noch feiner, und ganz angorisch wurden. Bemerkenswerth ist hierbei, daß diese Zeugung gegen die bisherigen Regeln, schon im viermonatlichen Alter geschah, und daß das Weibchen eins dieser Jungen tod zur Welt brachte, daher es solches auch nicht in seinem doch drei Tage vorher zubereiteten Neste, sondern einen Schritt vor demselben, mitten unter dem übrigen Trupp, dagegen nur die zwei lebenden ins Nest abgesetzt hatte; dieses Weibchen warf am 24sten December abermals vier schöne weiße Junge.

Ein zweites, aber schwarzes Weibchen, so vom ersten Wurfe des vierten im Märzmonat abstammte, und noch stichelhaarig war, gebar am 11ten August drei schwarze und zwei weisse, davon nur eins stichelhaarig blieb; am 22ten December brachte dasselbe bei einem zweiten Wurfe vier Junge, davon zwei weiß und zwei schwarz, aber alle, bis auf eins, angorisch wurden.

Ein drittes, auch schwarzes, aber langhaariges Weibchen, vom zweiten Wurfe des vierten Aprils, setzte am 15ten September drei Junge; alle waren von Haaren wie angorische, zwei von ganz weißer, und eins von schwarzer mit weißen Punkten schattirter Farbe. Dieses hatte also zwar ein fünf monatliches Alter, jedoch auch früher, wie gewöhnlich davon geglaubt wird, die erste Zeugung unternommen; und es wiederhohlte am 29sten December eine Geburt von vier Jungen, worunter ein schwarzes und drei weiße, äusserst fein angorisch waren. Hierbei war das besondere, daß dieses Weibchen seine Jungen in jenes Nest setzte, worin die vier jungen der obgedachten weißen Mutter vom 21sten December, also von 9 Tagalter lagen, die beiderseits ohne Neid wechselsweise von beiden Müttern gesäuget wurden. Es hatte zwar die letzte Mutter ihre Jungen in diesem Neste anfänglich etwas an die Seite gelegt, aber in der andern Stunde schon waren sie zu jenen in ein Lager gekrochen, ohne sich zu schaden.

Diese beiden Schwestern, die das erstemal so sorgfältig ihre Jungen in einem Neste wechselsweise pflegten, wählten sich im neuen Jahrgange wieder ein Nest zusammen, ob zwar an einem andern Orte. Die schwarze Mutter nemlich suchte sich am ersten März einen Kasten aus, und trug eine halbe Stunde — so lange ihre Wehen währten — Stroh hinein, machte das Nest davon, verrammelte aber nun den Eingang mit Miste, ohne noch Junge zu werfen. Am 4ten früh machte ihre weiße Schwester diesen Eingang auf, trug auch noch Stroh, endlich Haare, so sie sich schnell ausrupfte, dazu, und in 10 Minuten fünf Junge hinein, suchte nun ihr Männchen, begattete

sich

sich sogleich, und scharrte sofort ihr Nest zu. Jene schwarze Schwester bekam den Abend wieder Wehen, da sie aber dieses Nest zu klein, und besetzt fand, so war sie so gefällig, ein anderes zu suchen, in einer halben Stunde mit Stroh, dann mit Haaren zu versehen, und endlich vier Junge in 10 Minuten hinein zu legen.

Ein viertes langhaariges schwarzes Weibchen vom zweiten Wurfe des vierten Aprils, lieferte am 21sten Nov. also regelmäßig im siebenmonatlichen Alter seine vier ersten Jungen, nemlich drei schwarze und ein weißes, alle gut angorischer Art: das Besondere war, daß sogleich, wie seine Jungen in der vierten Woche vor das Nest gingen, die oben gedachte weiße Mutter, die wie schon gesagt worden, am 21sten December zum zweitenmal gebahr, ihre Jungen da hinein setzte, ohnerachtet noch mehrere leere Nester, von Brettern und Ziegeln zusammengesetzt, vorhanden waren. Weil nun jene starken Jungen die schwächern zu zertreten schienen; so wurden solche samt der Mutter in einen Nebenverschlag gebracht, in diesem blieb die Mutter zwar nicht, sondern sprang immer über zum Haupttrupp; indessen nährten sich die Jungen auch ohne sie recht gut, und sie wurden erst dann, da sie ihr altes Nest vergessen hatten, wieder zum allgemeinen Haufen gesetzt. Diese Mutter brachte am 21ten Januar, also nach Verlauf von acht Wochen, abermals fünf Junge, die alle weiß und völlig an langen weißen Haaren angorisch waren.

Am 25sten December machte ein fünftes weißes, aber noch stichelhaariges Weibchen, vom dritten Wurfe des Maimonats, seine ersten Jungen vier an der Zahl und alle weiß, wovon nur eins stichelhaarig, und die andern drei lang und feinhaarig geworden. Dieses Weibchen machte am 22sten und 26sten Februar, also in Zeit von vier Tagen, noch zweimal Junge. Am 22ten Februar 1792. legte es Vormittags ein todtes Junges mitten im Truppe ab, am Nachmittage wieder eins, am 26sten Abends machte es erst ein Nest, und setzte diese Nacht in selbigem zwei todte und zwei lebendige Junge ab. Am 28sten Morgens machte es noch ein todtes dazu: es hatte also vom 22sten bis zum 28sten nach und nach sieben Junge geboren. Am 29sten starb eins von den beiden übrig gebliebenen Jungen. Dem andern wurde, um es dem Erkälten nicht auszusetzen, eins aus einem fremden Neste, darin eine Mutter an diesem Tage fünf eingesetzt hatte, zugegeben, die beide von ihr gut genährt wurden. Man kann dieses immer in Nothfällen thun, denn die Mütter nehmen fremde Junge, die man ihnen in den ersten Tagen zulegt, gern an, und es thut gut, wenn sie nur etliche Tage im Alter unterschieden sind: denn, da zwei bis drei Junge bei einer Mutter weit größer werden, als die, wo fünf bis acht in einem Satze zusammen kommen, so

ist

ist es immer vortheilhaft, wenn man denen, die wenig haben, etliche von denen, die mehrere haben, zugiebt.

Am 13ten Jänner setzte ein sechstes und langhaariges schwarzes Weibchen, vom dritten Wurfe des vierten Aprils, seine ersten Jungen, drei an der Zahl, davon eins ganz weiß, das andere halb weiß und halb blau, beinahe mausfarbig, das dritte ganz blau und fast mausfarbig wurde, und also das einzige war, so die Farbe der Großmutter wieder hervor brachte. Diese Farbe erschien auch bei seinen zweiten Jungen, die im März erfolgten, und wozu sein Bruder eben so, wie zu dem erstern, Vater war.

Endlich setzte noch ein siebendes schwarzes, aber kurzhaariges Weibchen vom Wurfe des 3ten Junius 1791. am 29ten Jänner 1792., also in einem Alter von sieben Monaten, zum erstenmal drei Junge, die alle weiß, und ganz angorisch, oder deutsch zu reden, fein und langhaarig waren.

Die Haut der Jungen verräth gleich bei der Geburt, was für Farbe die nach fünf Tagen erfolgenden Haare bekommen; so sieht die Haut der Jungen, welche weiße Haare bekommen, fleischfarbig aus, und bei denen, die schwarze Haare erlangen, braun, oder beinahe schwarz. Weil bei allen Würfen, immer die meisten, zuweilen alle Jungen ganz weiß werden, und man doch auch etwas schwarze und graue Haare gebraucht, so braucht man nur weisse Männchen zu unterhalten, die Weibchen aber können aussehen, wie sie wollen, wenn sie nur langhaarig sind. Auf diese Weise bekommt man zum Untermengen gehörigen Vorrath, und eine Silberfarbe, davon man die Fabrikate gar nicht zu färben nöthig hat: ja man kann durch mehr oder weniger Zumischung der schwarzen Haare unter weiße, eine so helle oder dunkle Naturfarbe hervor bringen, als man sie von einer oder der andern Art verlangt. Denn sie färben zu lassen, ist nicht rathsam; weil das schöne Ansehen, besonders durch das Schwarzfärben bei Strümpfen, sehr verliert.

Die Abkunft von dieser zweiten Generation betrug 42 Stück und machte mit den 36 Stück von der ersten Generation eine Summe von 78 Stück, welche also in einem Zeitraum von einem Jahre, als vom ersten Februar 1791. bis dahin 1792. durch ein einziges Stammpaar gezeugt wurden.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Montag, den 27ten August 1792.

Veredelung der inländischen Kaninchen.

(Fortsetzung.)

Die veredelten Kaninchen sind dauerhafterer Art, als die ächt angorischen. Was ihre Haare anbetrift, so zeigen sie sich bei der ersten Generation schon fast durchgängig von der Güte, und Länge, auch großentheils von der Farbe des Stammvaters: bei der zweiten Generation durchgängig feiner, und bei der dritten noch feiner.

Kälte und Feuchtigkeit, besonders im Winter, hält die Mütter an der Trächtigkeit zurück, denn alsdenn pflegen sie nur alle 8 Wochen Junge zu machen, ob sie schon wie im Sommer gleich nach dem Gebähren, wieder aufs neue belegt werden. Auf vier bis sechs Weibchen rechnet man ein Männchen, weil jene nicht zu einer Zeit hizzig werden. Indessen würden gar zu wenige eine schwache Zeugung veranlassen, zumal ihr Begattungstrieb ohnehin gar weit geht; denn selbst ein wirklich trächtiges Weibchen will nach 10 und 21 Tagen, auch noch 2 bis 3 Tage vor dem Gebähren besprungen seyn.

Das Nest erbauen sich die Weibchen von Strohe, womit man alle 8 bis 14 Tage ihren Aufenthalt bestreuet, um darin ihren Dünger, der Lorbeern ähnlich sieht, aufzufangen. Den Platz zu solch einem Neste kann man ihnen durch ein schief in die Ecke angestelltes Brett verschaffen, oder man stellt vier Mauersteine an eine Wand, je zwei und zwei auf einander, und 12 Zoll breit von einander entfernt, und bedeckt diese, gleich einer Höhle, mit Dachziegeln, oder einem Brette, setzt auch hiervor einen halben Mauerstein auf jede Seite an; die man oben bedeckt, damit der Eingang nur halb so hoch, wie das innere Nest werde. Wer will, kann besonders dazu bereitete dreiviertel Ellen lange, 10 Zoll bis ½ Elle hohe und 10 Zoll breite Kasten mit beweglichem Deckel für sie aufstellen. Auch deren Eingang braucht nur 6 Zoll ins Gevierte weit zu seyn. Den Deckel macht man deswegen beweglich, um bequem, und ohne sie zu beunruhigen, nach den Jungen sehen zu können.

Sehr selten, und nur dann, wenn sie in Ermangelung einer Höhle nirgends wo einwühlen können, bauen sie ihre Nester ins Freie, oder gar unter ihren Mist. Zuweilen hilft das Männchen, von dem durch das Weibchen mit dem Maule herzu getragenen Strohe, das Nest bereiten, indem damit der Boden belegt, und die Wände ausgefüttert werden. Man sieht ihm jetzt die Schmerzen gar leicht an, denn es ergreift mit einem besondern Gefühle, und ohne sich in dieser Stunde stöhren zu lassen, das Stroh; welches den Instinkt, ohne Lehre zu nisten, erklärt, zumal die, welche Todte gebähren, keine Schmerzen vorher haben müssen, weil sie keine Nester machen, sondern ihre todten Geburten auswärts verzetteln. — Sind die Wehen vor regelmäßigen Geburten falsch gewesen, so hört das Weibchen mit dem Nestmachen zwar wieder auf, aber es verrammelt dieses Nest demungeachtet nun so gut, als lägen schon Junge darin.

Zuweilen vertragen die Weibchen wirklich, d. i. sie werfen schwache, oder gar todte Junge: allein dies müssen sie vorher empfinden, denn jetzt machen sie kein Nest, sondern lassen solche im Freien auf den Mist unterm Trupp fallen, und ohne auf sie zu achten, liegen. Meistens aber macht ein sonst gesundes Weibchen, sein Nest etliche Stunden vorher. Sobald es nun sich und andern, besonders dem sich ihm nähernden Männchen, Haare auszurupfen anfängt, und solche in sein Nest trägt, dann sind seine Geburtsschmerzen aufs höchste gestiegen, und es erfolgen die Jungen auch bald, und so leicht, daß in etlichen Minuten, drei vier bis acht Junge unter ihm liegen.

Das Männchen wartet so lange bei dem Weibchen vor, oder gar in dem Neste, bis alle Junge da sind; daher es denn auch besser ist, das Männchen so lange wegzusperren, bis die Mutter fertig ist, weil sein Trampeln den zarten Jungen nachtheilig seyn könnte. Man befolge dies oder nicht, so gehen alsdann beide zugleich zur neuen Paarung hervor: die Jungen hüllen sich indeß in die vorhandenen Haare so ein, daß diese wegen ihrer Elastizität bald über sie emporsteige, und sie auf diese Weise dicht bedecken. Den Eingang verwahrt das Weibchen hierauf mit der ihm diesfalls vorgelegten Erde, oder mit andern Materialien, sey es Stroh, oder ihr eigener Mist. Jede Mutter wiederhohlt diese Verrammelung des Nestes, so lange die Jungen nicht hervor gehen, allemal, wenn sie die Jungen nach dem Saugen verläßt. Wenn man den Weibchen weder vorher, noch in der Folge Materialien, womit sie ihre Höhle verschließen können, giebt, so lassen sie ihre in einen Winkel hinter ein Bret gelegten Jungen auch bloß in den Haaren liegen, und den Eingang offen.

Je sorgfältiger und gewöhnlicher man die Jungen und die Alten behandelt, desto zahmer und freundlicher sin-

findet man sie, daß man sogar die Nester aufdecken und die Jungen heraus nehmen darf, ohne die Alten zu erzürnen.

Am fünften Tage erscheinen bei den Jungen die Haare, am 9ten und 10ten Tage öfnen sich die Augen, welche bei den weißen roth, und bei den schwarzen und blauen, schwarz aussehen. Den 14ten und 15ten Tag öfnen sich die stärksten Jungen den Ausgang aus dem Neste, wenn es die Mutter nicht thut, und versuchen zu fressen. Weil nun die Mutter zuweilen das Nest verschließt, wenn Junge draussen sind, so ist unsere Aufsicht jetzt nöthig, um sie durch die obere Oefnung wieder zu ihren Kameraden zu bringen; im Winter würden sie sonst draussen einzeln erstarren. In der Folge, wenn sie etwa 3 Wochen alt sind, bedürfen sie unserer Hülfe hierzu weniger, da ihnen ihr Aus- und Eingang jetzt bekannter wird: denn am 17ten und 20sten Tage fressen sie schon mehr und vieles, saugen dabei aber immer auch noch zuweilen an der Mutter, und verlangen um so mehr darnach, wenn man ihnen kein Wasser vorsetzt. Die Mutter entzieht sich ihnen nur dann nach 3 bis 4 Wochen schon, wenn sie alle vier Wochen neue Junge wirft. Gebährt sie dergleichen erst nach 6 bis 8 Wochen wieder, so pflegt sie noch nach 5 bis 6 Wochen zu säugen: um dies aber zu verhüten, muß man die Jungen von ihr separiren.

Die Jungen müssen mit Vorsicht gefüttert werden, sie dürfen nichts schädliches, vorzüglich keine beregneten, und im Frühjahr oder Herbste, keine bereiften Gräser und Kräuter zu fressen bekommen; diese sind ihnen äusserst schädlich, ja schnell tödlich.

Die Jungen aus der veredelten Race, sind dauerhafter, als die ächt angorischen, von denen, auch bei der besten Aufsicht weit mehrere, als von den veredelten sterben, und das, wenn sie schon 5, 6 bis 7 Wochen alt geworden sind. Die Winterwürfe sind überhaupt von stärkerer Konstitution, als die Sommerwürfe, daher es nützlich ist, daß man erstere um diese Zeit, durch gute und richtige Fütterung befördere.

Daß die Väter die jungen todt beissen sollten, ist ungegründet. So lange nicht die heranwachsenden Männchen Eifersucht erregen, ist kein Streit zwischen diesen und den Vätern zu befürchten: und will man diesen bei mehrern mannbaren Männchen ganz verhüten, so braucht man bei der Paarzeit täglich nur ein Männchen, von zwei oder drei vorräthigen unter den Trupp zu lassen, die andern jedes separat einzusperren, und alle zwei bis drei Tage mit dieser Einsperrung und Loßlassung abzuwechseln. Alle einzusperren, und nur zu Zeiten eins unter den Trupp zu lassen, taugt nicht: denn da die Weibchen nicht allemal trächtig bleiben, und dann, wenn man ein Männchen zuläßt, sie gerade nicht hitzig seyn könnten, so

würden manche zu lange gölte gehen; welches dann kein Vortheil ist.

Fremde, besonders alte eigensinnige Mütter, ermorden oft die Jungen in den Nestern, wenn sie nicht leiden wollen, daß eine oder die andere jüngere Mutter ihr Nest einnehme.

Junge Mütter sind so eigensinnig nicht, diese vertragen sich zuweilen, und ernähren ihre zusammen gelegten Jungen schwesterlich. Folgendes trug sich bei Herrn Riems Kaninchenzucht zwischen der alten Hausmutter und einem Weibchen ihrer jüngsten Nachkommenschaft zu, als dieses zum erstenmale in ihr Nest, das sie von jeher eingenommen hatte, seine Jungen einsetzte, ungeachtet sie in der Zwischenzeit einmal einem andern Weibchen mit Gelassenheit erlaubt hatte, seine Jungen darin zu erziehen. Gedachtes Weibchen machte nemlich im 7ten Monatsalter seine ersten Jungen, vier an der Zahl, in ein Nest, darin vor 8 Wochen die Hauptmutter ihre Jungen hatte; die jüngere Mutter scharrte zwar immer den Eingang ihrer Höhle wieder gehörig zu, wenn sie ihre Jungen gesäugt, allein eines Tages kam die Hauptmutter auf den Einfall, dies Nest zu öfnen; so sehr selten dies sonst bei verschlossenen und mit Jungen besetzten Nestern geschieht, weil eine Mutter es eben deswegen sorgfältig verrammelt, damit keine andere eingehen soll. Als sie es nun beim Eingehen mit Jungen besetzt fand, ward sie hierüber — vermuthlich darum, daß sie bald selbst wieder Junge hinein machen wollte — so aufgebracht, daß sie diese darin befindlichen vier Jungen ohne Barmherzigkeit erbiß, und aus dem Neste heraus scharrte. Die rechte Mutter kam nun zwar dazu, und wollte immer wieder das Nest zuscharren, weil sie von dem Mord nichts wuste, sondern ihre Jungen noch darin vermuthete. Wie diese Abends that, und wie sehr sie trauerte, wird weiter unten vorkommen.

So sinds denn also bloß böse Mütter, die morden, und nicht die unschuldigen Männchen! Und diese Barbarei üben sie bloß deswegen aus, wenn es ihnen nicht gefällt, daß andere ihre Nester besetzen. Da nun diese Mutter schon 3 Jahr alt war, so machte Herr Riem daraus den Schluß: daß man, wegen des grausamen Ermordens in Nestern, die Mütter, welche über 2 Jahr alt sind, nicht unter ihren Kindern lassen, sondern zur Anlegung einer neuen Kolonie absondern solle. Er nahm mit dieser alten Mutter solche Veränderung vor, entzog sie ihrer Gesellschaft, und sperrte sie zu einem einzigen Männchen ein, das ihr alle drei Tage, wenn er im Haupttrupp die benöthigte Abwechselung traf, auch verwechselt wurde. Der Erfolg lehrte, daß Hrn. R. Vermuthung richtig sey; denn nachher machte diese auf ihr Nest so eigensinnige Mutter in ihrer Einsiedelei 7 Junge, 4 weiße und 3 schwarze.

Die

Die jungenloße Mutter fand Herr R. am Abend in ihrem nun leeren Neste, und so traurig, daß sie auch das beste Fressen nicht annehmen, noch weniger aus dem oberwärts ganz geöfneten Neste gehen wollte, wie es doch sonst geschieht. Ihre gesammelte Milch, und da sie zu deren Erledigung ihre Jungen nicht fand, dies machte ihr doppelten Schmerz. Herr R. gab ihr aus einem andern mit fünf Jungen besetzten Neste, beinahe von eben dem Alter, wie die getödteten, 2 Stück, und mit Freuden nahm sie solche als wiedergefundene eigene Junge an, säugte sie alsbald, machte hierauf ihr Nest wieder zu, und erzog solche in der Folge in Ruhe und mit Sorgfalt.

Gut ist es, wenn man seinen Kaninchen täglich zweimal reines Wasser giebt. Sie werden niemals zur Unzeit, nie zu viel, und nie zu wenig trinken; nur weniger bei grünem Futter, und viel bei dürrem, z. B. Heu, Kleie und Körnern.

Was die Sammlung der Haare betrift, so erhält man solche theils häufig aus den Nestern, theils vom Thiere selbst. Auch in den Nestern, worin sich Junge befinden, kann man sie im Sommer größtentheils schon am 4ten bis 6ten Tage, da sie noch rein sind, und die Jungen nunmehr eigene Haare erhalten, wegnehmen, und sie benutzen. In kälterer Zeit läßt man solche bis zum 10ten, und wohl 12ten Tage liegen, länger bedürfen die Jungen keiner Decke. Indessen kann man ihnen auch für den Winter durch folgende Art die Haare, die gegen den 10ten bis 12ten Tag doch schon unrein werden, früher aus den Nestern nehmen. Man muß nemlich sowohl die unreinen Haare aus den Nestern, als auch diejenigen, welche beim Kartätschen als Abfall übrig bleiben, sorgfältig aufheben: wenn nun ein Weibchen Junge gemacht, und solche bedeckt hat, so vertauscht man ihnen nach fünf Tagen zu allen Zeiten die reinen Haare mit gedachten unreinen.

Von den Kaninchen selbst erhält man das Haar entweder durch Rupfen oder Kämmen; und da hiervon schon oben bei den ächt angorischen Kaninchen geredet worden, so soll hier nur noch folgendes darüber angemerkt werden. Das Kämmen geschieht am besten mit einem Frisirkamm; ein anderer Kamm leistet diese Dienste nicht, am wenigsten ein elfenbeinerner; nur jener kann zuerst mit dem weiten, dann mit dem engen Theile nützlich angewendet werden, wozu man die Jungen bereits mit der 5ten oder 6ten Woche anfängt zu gewöhnen. Es geschieht dieses Kämmen im Sommer monatlich zweimal; im Winter nur einmal, und das bei Alten und Jungen, an allen Theilen des Leibes, so bekömmt man nach und nach viele, vom Stück jährlich wohl 12 bis 16 Loth reine Haare, die außerordentlich

elastisch und erwärmend sind: auch sind sie elektrisch, indem Feuerfunken, wenn man sie im Dunkeln etwas schnell kämmt, wahrgenommen werden. — Das Ausrupfen der Haare muß behutsam, und nur so geschehen, daß man gleichsam, wie mit dem Kamme, schwach anzieht, so, daß man bloß die reifen, und daher willig ausgehenden Haare ausrupft. Vortheilhaft ist das Rupfen, wenn man es bei den Männchen und Kastraten alle 8 bis 12 Wochen einmal vernimt, und zu der Zeit rupft, sobald etwas neue Haare zwischen den alten sich zeigen, sie denn zwischen dieser Zeit wieder ein bis zweimal kämmt. Die Weibchen hingegen, da sie viele Haare zum Bedecken ihrer Jungen bedürfen, und man diese in der Folge dennoch aus den Nestern erhält, kämmt man zwar das ganze Jahr hindurch einmal, aber nur leise, so lange reife Haare ausgehen; alsdenn berupft man sie im Jahre einmal, zu einer Zeit, wo sie lange keine Jungen hatten, besonders dann, wenn viele neue Haare unter den alten hervor stechen, und das so, daß man sie jetzt bloß von den alten Haaren, die je älter, desto härter und rauher, auch beim Spinnen nicht mehr so seidenartig werden, und ausserdem nach und nach verloren gehen, befreiet.

Die Jungen kämmt man nach einem Monatalter bis zum dreimonatlichen, alle vierzehn Tage, weil sich deren Haare bei sparsamern Kämmen leicht verwirren: da denn die alten Haare auf einmal alle zwei Monate ausgerupft werden, wenn etliche Linien lange von den jungen erscheinen. In der Höhe der Gebäude werden die Haare feiner erzeugt, als in niedrigen und feuchten Behältnissen, daher die Dachkammern und Winkel in der Höhe dazu zu gebrauchen sind: nur müssen sie nicht zu enge und zu dunkel sitzen, sonst gedeihen die Jungen selten, werden mager, und krepiren nach 5 bis sieben Wochen meistens. Indessen kann man doch auch die Haare der krepirten nutzen, indem man sie ihnen von ½ Stunde zu ½ Stunde ausrupft, weil sie sich bei diesen nur nach und nach lösen, und alsdann total ausgehen.

Man kartätschet und spinnt die Haare entweder für sich allein, oder man vermengt solche beim Kartätschen mit ⅓ Schaf- oder Baumwolle. Die Leichtigkeit und Wärme empfiehlt diese Haare sehr, besonders zu aller Art Strumpfwirkerarbeit. Den Abgang kann man eben so, wie die Haare der jungen angorischen, so wie auch die der ordinairen Kaninchen, weil solche kürzer sind, zu Hüten gut gebrauchen: denn diese sind, wie gedacht, besser dazu, eben so, wie die Lämmerwolle vor der langen Schafwolle, von den Hutmachern vorgezogen wird.

Im Sommer verwahrt man die Haare und die daraus verfertigten Kleidungsstücke dadurch wider die

Mot-

Motten, wenn man Güldenkleesaamen darein streuet, welcher durch seinen starken und durchdringenden Geruch die Motten aus allen Pelzwerken, aus der Wolle und den Haaren vertreibt, und tödtet. Dies ist ein eben so leichtes als wohlfeiles Mittel, da jeder, der einen Garten hat, ihn, wie den gewöhnlichen Klee selber säen, oder, im Fall dies nicht ist, diesen Saamen in jeder Apotheke kaufen kann.

Ein Raum von 6 Ellen breit und lang, ist zu Haltung von 100 bis 150 Stück veredelten Kaninchen, hinreichend; Hr. Commissionsrath Riem hat eine übrige Küche, 6 Fuß breit und 9 Fuß lang, dazu, worin die Vermehrung bis 60 Stück noch Platz genug findet: zumal da er ihnen Etagen gemacht hat, so, daß sie mittelst Zwischenböden von Brettern in dieser Küche eine Art von 3 Stockwerken haben, in die sie auf schief angelehnten Brettern, worauf Lattenstücke genagelt sind, gleich auf bequemen Treppen hinauf und herab kommen, auch bis unter die Bodendecke gelangen, und in der Höhe in Kasten Junge hecken können. Herr R. füttert sie meistens auf dem obersten Stocke, daher sie am liebsten dahin kommen, auch diese Stelle rein halten. Erst alsdann, da die Vermehrung über 50 Stück gieng, vergrößerte ihnen Herr R. diesen Raum, und erhielt ihn auch dadurch schon etwas größer, daß er ihre Futterraufe auf der Erde erhöhete, indem er sie, wie in manchen Schafställen geschiehet, an Stricken ins Kreutz schwebend aufhieng, so, daß sie unter ihr durchlaufen können.

Daß man diesen Thieren Sommers und Winters reine Luft verschaffen müsse, ist bei ihnen eben so nöthig, wie bei den Schafen. Ist man wegen Katzen und Hunden sicher, so kann man Tag und Nacht die Fenster offen lassen. Wo man aber diesen den Eingang bei Eröfnung der Fenster nicht verwehren kann, da muß man Dunstschornsteine anlegen.

Je mehr man Vorsicht für die Erhaltung der Jungen gebraucht, desto größer ist der Vortheil bei ihrer so großen Fruchtbarkeit. Rechnet man nur davon die Hälfte erwachsen lassen zu können, da doch bei guter Pflege mehreres Statt findet, so giebt der Ertrag an Haaren zu Handschuhen, Strümpfen, ꝛc. leicht mehrere Thaler, und die Schlachtung der Kastraten giebt auch Gewinn, da man doch wenigstens 4, 6 bis 8 ggr. für das Stück erhalten kann.

Der Dünger ist zu sammeln, und kann in Gärten nützlich gebraucht werden.

Der Schluß folgt künftig.

Verfertigung der berühmten Roſeneſſenz (Otter of Roſes), wie man ſie in Oſtindien macht.*)

(Aus einem Briefe des Dr. Monro in London.)

Dr. Monro hat die Zubereitung dieſes köſtlichen Roſenöls ſchon in ſeinem Werke über die Chemie, B. 2. S. 311. beſchrieben. Obgleich die Jahrszeit ſchon vorüber iſt, daß der Roſenbuſch ſeine herrlichen Blüten liefert, ſo werden wir dennoch hoffentlich manchen unſrer Leſer, beſonders die Damen, verbinden, wenn wir die Beſchreibung des Verfahrens bei Verfertigung der Eſſenz, welche bekanntlich unter allen Wohlgerüchen oben an ſteht, mittheilen.

„Man nehme" – dies ſind die Worte des Dr. Monro – „ein ſehr weites glaſirtes irdenes oder ſteinernes, oder auch ein weites hölzernes Gefäß; fülle daſſelbe mit den Blättern oder Blüten der Roſen, die gut gepflückt, und von allem Saamen und Stengeln geſäubert ſeyn müſſen; ſchütte darauf ſo viel reines Quellwaſſer, als nöthig iſt, den Vorrath der Blätter zu bedecken; ſetze das Gefäß an die Sonne, und zwar des Morgens bei ihrem Aufgange; laſſe es ſtehen, bis es Abend wird, und nehme es auf die Nacht ins Haus. Auf dieſe Art verfährt man ſechs bis ſieben Tage lang; am Ende des dritten oder vierten Tages wird man eine Menge Theilchen von einer ſchönen, gelblichten, ölichten Materie auf der Oberfläche der Maſſe ſchwimmen ſehen, welche ſich zwei oder drei Tage ſpäter in einen Schaum anhäufen, und da hat man denn die Roſeneſſenz. Um ſie von der übrigen Maſſe zu ſcheiden, nimt man den Schaum vermittelſt einiger, an dem Ende eines Stöckchens befeſtigten, Baumwolle ab, drückt ihn mit den Fingern aus, und thut ihn in eine kleine Flaſche, welche man unmittelbar darauf gut verwahrt. Dieſes Verfahren wird einige folgende Abende, oder ſo lange ſich auf der Oberfläche des Waſſers etwas von dieſer ſchönen Oeleſſenz in Geſtalt der eben beſchriebenen Partickelchen zeigt, beobachtet.

Dies Recept, ſagt Dr. Monro, habe er von dem Major Mackenzie erhalten, welcher ihn verſicherte, die Beſchreibung von einem Officier ſeines Corps erhalten zu haben, der ſich in dem Lande, wo die Eſſenz verfertigt wird, aufhielt, und ſie ſelbſt verfertigen half.

Sollte hier zu Lande der Verſuch glücken, ſo würden diejenigen, die ſich damit abgeben, mit der Zeit den außerordentlich koſtbaren Artickel des Luxus liefern, wovon in Oſtindien ein Tropfen beinahe eine Guinee koſtet.

*) S. Monthly Review. June 1792. p. 198.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Freitag, den 31ten August 1792

Veredelung der inländischen Kaninchen.

(Schluß).

Das Futter der veredelten Kaninchen, besteht, so wie das der ächt angorischen, in Kräutern, Klee und Wicken, oder anderm guten Heue, nebst dem Küchenabgange von Wurzelwerken und Kräutern, Kartoffeln, Brodkrumen, u. s. w. So gesund ihnen unbethauete Gräser und Kräuter bei Darreichung reinen Wassers sind, so ungesund findet man für sie die nassen oder beregneten. Daher muß man, so lange im Sommer grüne Fütterung vorhanden ist, lieber alle Gräser erst ein bis 2 Tage, wenn es Regenzeit ist, trocknen, und bei gutem Wetter solche wenigstens 10 bis 18 Stunden abwelken: denn solche nasse Gräser blähen die Kaninchen eben so tödlich auf, wie der nasse Klee das Rindvieh. Nur denen, die über 3 Monate alt sind, kann man eher ohne Nachtheil nassen Klee und nasses Graß grün geben, wenn man ihnen dazwischen etwas Haber, oder auch nur Kleie, besonders Weitzenkleie giebt. Am sichersten ist es, wenn man alle grüne beregnete Fütterung für sich allein, oder mit etwas Heu vermengt, auf einer Hexellade schneiden läßt, und ihnen solche alsdenn, unter Kleie vermischt, vorsetzt. Von allem diesem wird ihnen jedoch niemals zuviel auf einmal, sondern nach drei und vier Stunden wiederhohlt, in kleinen Portionen gegeben — eine Regel, die bei allen ökonomisch behandelten Thierarten als goldene Regel beobachtet werden sollte — und reines Wasser zum Saufen, so oft es daran mangelt, muß auch bei allem dem wieder herbei geschaft werden. Möhren, Krautblätter, Kartoffeln, giebt man nur zur Veränderung, besonders aber grüne oder auch trockene Weinblätter mit den abgeschnittenen Ranken; auch Erlen- und Weidenblätter, und mehr andere Laubarten, vorzüglich die von wilden Kastanien, Akazien, Linden, u. s. w. dienen ihnen grün und getrocknet zur Veränderung, so wie zu gewisser Zeit die Früchte von wilden Kastanien zum Präservativ.

Obgleich der grüne Klee, wenn er nur nicht naß ist, nichts schadet, so kann man es doch dann versehen, wenn es regnet. Herr Riem läßt daher lieber im Sommer allen Klee dörren, und ihnen solchen jetzt eben so, wie im Winter als Heu, und mit Wasser, so viel sie trinken wollen, geben. Bei dieser Methode hat man nicht leicht Gefahr, die Jungen in großer Anzahl zu verlieren. Durch den Versuch, den Klee gedörrt zu füttern, hat Herr R. auch Gewißheit erlangt, wie viel ein Paar Kaninchen jährlich Unterhalt koste: nemlich sie bedürfen monatlich 14 bis 15 Pfund; also jährlich ungefehr 1½ Centner an Kleeheu oder anderm guten Heu. So viel man nun nebenbei von Abgang aus den Küchen, oder auch an Kleie oder Körnern füttert, kann man an Kleeheu ersparen. Jenes Heu würde zu ¾ Centner auf ein Stück gerechnet, und den Centner in wohlfeilen Jahren zu 16 ggr. angenommen, einen Aufwand von 12 ggr. machen. Bei theurem Heue ist folgende Art zu füttern am wohlfeilsten, und dabei auf 48 Stück monatlich nöthig:

½ Scheffel Weitzenkleie — 8 ggr.
½ Scheffel Haber — — 4 ggr.
1 Centner Heu — 1 Rthlr. —

Es kommt also noch nicht 1 ggr. auf ein Stück monatlich, jedoch, wenn man auch 1 ggr. annimt, so macht solches aufs Stück in 12 Monaten oder einem Jahre ½ Rthlr. Wer nun den Haber, das Heu und die Kleie wohlfeiler, oft im halben Preise haben kann, darf nur 6 ggr. rechnen.

Auch mit gedörrten Vegetabilien der schlechtesten Gattung nehmen diese Thierchen vorlieb, welche Schafe und Rindvieh nicht verlangen, z. B. mit wilder Ochsenzunge (Echium vulgare L.) und mit Heidekraut (Erica vulg. L.) Dieses dürfte denen, welche der Kaninchen wegen ihren Schafen kein Heu entziehen können, wohl zu statten kommen.

Endlich bestätigt sich auch bei dieser, sich so reichlich vermehrenden Thierart, der bei allen andern Thieren angenommene Grundsatz: je früher man ihnen die Zeugung zuläßt, desto kleiner bleiben sie; im Gegentheil werden sie desto größer, je weiter hinaus man solche auf eine angemessene Weise verhindert, und dieses sowohl beim männlichen, als auch beim weiblichen Geschlecht.

Die durch Veredelung dauerhafter gemachten angorischen Seidenkaninchen, können nur im Herbste nach Michaelis mit Vortheil verkauft und versendet werden: theils, weil die Weibchen im Sommer entweder Junge haben, oder sehr bald werfen, so, daß man in der Ungewißheit, welches die Mütter zu diesem oder jenem Neste seyn, durch ihre Wegnahme ganze Nester verlassen sehen muß, theils, weil ihre Transportirung im Sommer auch beschwerlich, und überhaupt

um

um Michaelis eigentlich die Zeit ist, wo man den Ueberfluß wegschaft, und nur die Einwinterungszahl behält.

Herr Commissionsrath Riem wird diesen Michaelis eine gewisse Anzahl, nach Abzug seiner Einwinterung, verkaufen. Da aber der Bestellungen schon sehr viele bei ihm eingegangen sind, so wird er solche nicht anders ablassen, als wie die Bestellungen eingegangen, und nach den Tagen notirt sind.

Die Preise sind bei Herrn Riem verschieden: von halbfeinen der ersten Generation ist bei ihm die Taxe das Stück zu 12 mgr., ganz feine von 2ter, 3ter und folgender Generation aber 18 mgr., und dieses von 4 bis zu 6 monatl. Alter; darüber 24 mgr. und darunter 12 bis 15 mgr. Alles dieses versteht sich von bloß weißfarbigen; schwarzfarbige, deren immer weniger zu fallen pflegen, und deren Haare doch zur Vermischung zu melirten Farben dienen, kostet das Stück 6 mgr. mehr; und bläuliche, deren die wenigsten erscheinen, 9 mgr. mehr.

Mittel, die Seide mit Seife auszukochen, ohne daß ihre Güte darunter leidet. *)

Die Seide hat, so wie sie vom Cocon abgenommen worden, einen firnißartigen Ueberzug, der ihr genommen werden muß, wenn sie die Farbe recht und gut annehmen soll. Diese Verrichtung nennt der französische Färber le décreusage de la soie. Bislang glaubte man, daß es außer den Laugensalzen kein anderes Mittel gebe, das sich hierbei anwenden ließe; allein, da diese die Seide angreifen und verschlechtern, so gebraucht man nun gewöhnlich Seife dazu, weil das in ihr befindliche und mit dem Laugensalze verbundene Oel, das Laugensalz mildert, und solches abhält die Seide zu corrodiren; aber man bemerkte auch, daß hier das Oel die schlimme Wirkung äußerte und der Seide den Glanz benahm.

Dieserwegen that Herr Rigaud von St. Quentin den Vorschlag, man sollte die Laugensalze in einer gehörigen Menge Wasser verdünnen und schwächen, damit sie zwar geschickt wären, den natürlichen Firniß, womit die Seide überzogen ist, weg zu nehmen, ohne jedoch die Seide selbst zu verletzen. Diese Procedur hat wirklich von Sachkundigen allen Beifall erhalten, man folgt ihr aber in den Manufakturen noch nicht überall.

Der Abt Colomb hat erst kürzlich über das Auskochen der Seide eine Reihe Erfahrungen bekannt gemacht, die jener Absicht weit besser entsprechen.

*) Journal de Physique Tom. 27.

Er macht diese Auskochung mit gemeinem Wasser, und ohne andern Zusatz, nur verstärkt er die auflösende Kraft des Wassers durch einen höhern Grad der Hitze, indem er die Auskochung in einem verschlossenen Gefäß, oder einer Art von Digestor unternimt. In diesem Gefäß erlangt das Wasser einen solchen Grad der Hitze, daß der Dampf davon Blei oder Zinn in Fluß bringen kann. Dieser Weg gewährt mehrere wichtige Vortheile, und auch den, daß die Seide von keinem ätzenden Körper angegriffen wird; daß keine Substanz in die Seide kommt, oder sich an die Oberfläche derselben ansetzt; und daher ist auch nichts natürlicher, als daß die gefärbten Hefen des Färbemittels, wenn sie auf Seide niederschlagen, deren Zwischenräume mit keinem fremden Körper saturirt worden sind, da desto besser eindringen, und sich fester und dichter anhängen müssen. Kurz, auf diese Art bekömmt man aus der Auskochung die Seide völliger, reiner und kernhafter heraus.

Die Procedur ist leicht und mit wenig Kosten in Absicht auf die Feurung verknüpft; es braucht nur acht Stunden Hitze vom gewöhnlichen Grade, den Barometer zu 28 Zoll voraus gesetzt.

Der Grad der Hitze, welcher zum Auskochen der Seide erfordert wird, ist unter dem, welcher dazu gehört, die Knochen mürbe zu machen. Bei dem, welchen gewöhnlich der Abt Colomb gebraucht, dünstet alle Minuten eine Unze Wasser aus, wenn das Wasser auf dem Deckel des Digestors zu 4 Pfund, und der Ofen mit 2¾ Pfund Kohlen angefüllt wird.

Etwas über die Hochzeiten unserer Vorfahren.

Die Zeiten unsrer Vorfahren, — und wir dürfen nicht weit zurücke gehen — zeichnen sich auch durch manche Gebräuche bei Hochzeiten, vor den unsrigen sehr aus. Hochzeiten waren ihnen große Feierlichkeiten, an denen nicht nur die ganze Familie, sondern auch oft der halbe Ort, wo sie gehalten wurden, Antheil nahm. Warum sie es jetzt nicht mehr, oder doch nur selten sind, davon ließen sich verschiedene Ursachen angeben. Sie hatten ihr Beschwerliches, und verursachten große Geldkosten, Zeitverlust und viele Zerstreuung; das ist nicht zu leugnen: allein, von einer andern Seite betrachtet, hatten sie auch ihr Gutes. Sie waren gleichsam Tugendfeste, die nur solche Bräute feiern konnten, die den Kranz, ohne roth zu werden, tragen durften. Manches Mädchen wird gewiß damals ihre Tugend desto sorgfältiger bewacht haben, um der Ehre zu genießen, mit dem Kranze auf dem Kopfe und in einem feierlichen Aufzuge, von ihren

Freun-

Freunden öffentlich zu ihrer Verbindung in die Kirche geführet zu werden. Wenigstens erregte es Verdacht, wenn Bräute bei ihrer ehelichen Verbindung sich den Augen des Publikums entzogen. — Vorzüglich zeichneten sich auch die Hochzeiten in vorigen Zeiten, durch die beträchtlichen Geschenke aus, die dem jungen Ehepaare von allen Freunden aus der Familie, und von allen Gästen, gemacht wurden. Ein Beweis davon ist folgendes Verzeichniß eines Hochzeitsgeschenks, vermuthlich von einer Bürgerhochzeit zu Hannover, aus dem vorigen Jahrhunderte. Wie es der Augenschein lehret, ist dasselbige von der Hand des Bräutigams selbst aufgesetzt, und scheint ein übrig gebliebenes Bruchstück aus einem alten Haushaltsbuche zu seyn. Es ist getreu nach dem Originale mit Ausdruck und Schreibart kopiret.

„Anno 1663. d. 5. Augusti unserer Hochzeit Geschenken Verzeichniß.

Der Herr Vatter und Frau Mutter nebst Bruder Schwester, Schwägern und Freunden.

1 silberne Schale I. K. E. H. K. wiegt ohngefehr	56½ Loht
1 verguldet verdeckt Pokahl I. K. junior.	13 —
1 verguldet Pokahl. B. K.	7 —
1 silberne Confektschüssel C. E. K. M. E. K.	14½ —
1 ein verguldet verdeckter Pokahl I. O. L. A. K.	24½ —
Latus	115½ Loht

Transport	115½ Loht
1 silberne Schalichen A. E. O.	7 —
1 verguldet verdeckter Pokahl. H. V. A. M. K.	21 —
1 silbern Dreyfuß E. H. K. Großmutter	8 —
1 ziervergoldeter Trinkbecher L. A.	12½ —
1 Silbern Stop. T. Latmann. J. Hine	29 —
1 Silbern Becher T. Stessen Bock	8 —
1 Silbern Becher T. Jobst Grote	10 —
1 silbern Leffel Vincent. Pollmann	3½ —
1 silbern Leffel, Hermann Mirich	3½ —
1 Silbern Leffel, Johanneß Renneß	2¾ —
Hinrich Calmeß von Hamburg und andern Freunde:	
1 Gülden Pokahl Becher sonder Deckel H. C.	16 —
2 vergüldete Leffel. Jürg. Helmark i. Kasp. v. Beseler	8 —
1 vergüldete Leffel Ludewig Carsten	4 —
1 silberne Leffel. Geb. Eber. Wortmann, Petershagen	3 —
1 silberne Becher, Johann Hamelin	5 —
1 silbern Dreyfuß, Christian Sivert	5 —
Latus	261¾ Loht

Trans-

Transport	—	261¾ Loht
1 silbern Dreyfuß, Heinr. Christian Pollmann	9	—
1 silbern Leffel, Tonnieß Drönewolff	2	—
1 silbern Leffel, Cord Hinrich Schmidt.	2	—
1 silbern Leffel, Tonnies Ludewig Hacke	2	—
Summa	—	276¾ Loht

1 hellgrün gepreßt Dischdeck, Aßmus Wetke von Hamburg.

Gelt.

Aßmuß von Dam Amptm. Steierberg	3	Thaler.
Gabriel seiner	2	—
Cord Pauli	1½	—
Johann Reinhardt Hase	2	—
Jost Lange	1½	—
Erich Cassel ein gfl.	1½	—
Philip Krick von Wunstorff	1½	—

Der Herr Schwiegervater und Mutter nebst deren Freunden:

1 zier vergüldete Kanne H. K. J. N.	42	Loht
1 silberne schale A. H. K.	11	—
1 silbern schaligen L. I. K.	4	—
1 silbern Becher H. Grupe	8	—
1 silbern Becher T. Falkenreich	8	—
1 silbern Becher C. Deichmann	7	—
1 silbern Leffel H. Bodenstab	2	—
1 silbern Leffel H. Tiedemann	3	—
1 silbern Leffel H. Alers	4	—
1 silbern Leffel P. Robbe	3	—
1 silbern Leffel J. Hurhaven	3	—
Summa	—	95 Loht

Gisten von erbetenen Gästen:

Hr. Johann Duve	4	Thaler.
— Moriz Duve	3	—
— Berendt Wortmann	3	—
D. Ambsing	2	—
— Westenholz W.	2	—
— Engelbrecht	2	—
— Conerding	2	—
— Wissels W.	1	—
— Friedrich	1	—

— Schade, daß hier das Verzeichniß abgerissen ist!

Das ganze Hochzeitsgeschenk läßt sich nun freilich nicht bestimmen; es muß aber doch sehr ansehnlich gewesen seyn; zumal wenn man annimt, daß die meisten der angezeigten Geschenke, von Personen kamen, die zur Familie gehörten, und daß die meisten, die von gebetenen Gästen gegeben worden sind, noch fehlen. Diese Gewohnheit, jungen Eheleuten bei ihrer Verheirathung Geschenke zu machen, die in unsern Tagen, wo nicht ganz, doch größtentheils abgekommen ist, hat gewiß ihre gute Seite, von der sie empfohlen zu werden verdient. Es ist edel und billig, wenn jeder aus der Familie, die oft sehr weitläuftig ist, nach seinen Vermögensumständen, und nach eigener Wahl, zur Einrichtung der Haushaltung des jungen Ehepaars, und zur Erleichterung ihres Aufwandes, den sie bei solchen Gelegenheiten machen, etwas beiträgt. Es ist gleichsam eine Familienausſteuer. Der eine schenkt ein silbernes, der andre ein zinnernes, der dritte ein kupfernes oder hölzernes

Ge-

Gefäß. Von hier erhalten die jungen Eheleute einige Dutzend zinnerne Teller; von dort einige Tischgedecke oder Stücken Leinewand; von hier einen kupfernen Kessel, von dort Gefäße zum Waschen; von hier porzellainene Schüsseln und Teller, von dort einige silberne Löffel, oder baares Geld. Genug, es sammelt sich, formirt jungen Anfängern gleich die Haushaltung, und setzt sie in einen Wohlstand, den sie sich entweder nicht sogleich selbst verschaffen, oder doch die Kosten, die er erfordert, ersparen, und zu etwas Nöthigerm anwenden können. Sie werden dadurch von der Familie auf die erste Stufe des Wohlstandes gesetzt, von der sie dann die andern mit mehr Leichtigkeit erreichen können. Keiner aus der Familie verlieret etwas. Was heut der Herr Vetter an seiner Jungfer Waase thut; das thut in einem oder zwei Jahren, die Frau Waase an ihrem Herr Vetter im ähnlichen Falle; oder sie schenkt ihm wohl gar noch etwas Besseres. Diese Geschenke werden zugleich ein angenehmes Andenken an Freunde, die uns nicht nur bei ihrem Leben, sondern auch nach dem Tode noch werth sind. Sie sind Familienstücke, die bei der Familie bleiben, von dem Vater auf den Sohn, vom Sohne auf den Enkel, und vom Enkel auf den Urenkel kommen, und deren Veräußerung nur drückende Noth, oder ein allzuhohes Alter zuläßt. Ueberhaupt wird jungen Eheleuten dadurch eine Freude gemacht, die ihnen viel werth ist, und die ihre hochzeitlichen Freuden um ein Merkliches erhöhet. Aus diesem Grunde nun dem jungen Ehepaare Geschenke zu machen, war in den vorigen Zeiten, und wäre auch in den unsrigen edel und schön, und würde vielleicht manche gute Ehe erleichtern. Ohne Zweifel aber hatte ehemals diese Gewohnheit noch einen andern Grund, der zwar keinen Tadel verdient, weil er aus einem gewissen Gefühle der Billigkeit entstand, doch aber nicht so edel, wie der erste ist. Wenn man denn auf Kosten der jungen Eheleute oft halbe Wochen, und noch länger tapfer geschmauset und sich lustig gemacht hatte, so war denn wohl der Billigkeit gemäß, daß man ihnen, durch ein Geschenk eine Art von Ersatz oder Vergütung gab. Dieser Grund würde in unsern Tagen wegfallen, da unsere Hochzeiten, nur selten noch durch feierliche Zusammenkünfte gehalten werden. Denn es hat Menschen gegeben, und giebt deren auch noch eine große Menge, die ihre Geschenke, nach dem Schmause den sie dafür erhalten, sorgfältig abwägen. Nun bleibt zwar auch das wahr; daß man in unsern Tagen, so wohlfeil nicht schmausen kann, als vor hundert und mehr Jahren. Theils ist unser Geschmack verwöhnt, und wir begnügen uns nicht mehr mit dem, womit sich unsere Väter begnügten, zu deren Zeiten gekochte Zwetschen nur ein fürstliches Essen waren; theils aber sind auch die Lebensmittel im

Preise

Preise gestiegen. Damals, als 1507. zu Berlin der Scheffel Rocken 21 Pfennige, der Scheffel Gerste 16 Pfennige, der Scheffel Haber 12 Pfennige, die Tonne Wein 30 Groschen und die Tonne Bier 12 ggr. kostete; und in dem Vergleiche einer adelichen Gutsherrschaft in der alten Mark, einem Pfarrer, statt des freien Tisches jährlich 6 Gulden ausgemacht wurden, um sich selbst zu beköstigen; – ja damals ließ sich noch eher eine große Hochzeit ausrichten. Wenn aber auch das alles nicht wäre, so ist man in unsern Tagen zu stolz, von Freunden ein wohlgemeintes Hochzeitsgeschenk anzunehmen. Man glaubt Freunde zu beschweren, und nennt das eine Bettelei, was wirklich eine würdige Erwartung eines guten Andenkens von unsern Verwandten und Blutsfreunden ist, und seyn muß. Es bleibt immer eine gute und edle Sache, wenn Freunde, das Vergnügen, den Wohlstand und das Glück junger Eheleute aus ihrer Familie, durch ein Geschenk, das ihnen keine Beschwerde macht, und vielleicht bald wieder vergolten wird, befördern. Der Urenkel nimt einst ein solches Geschenk in die Hand, erinnert und freuet sich seines Urältervaters, und denkt: er müsse ein guter Mann gewesen seyn.

L. C. P.

Mittel, dessen sich die englischen Bierbrauer bedienen, zu verhindern, daß nach Ost- und Westindien zu verfahrendes Bier nicht sauer werde.

Nachdem das Bier wohl ausgegohren hat, und in tüchtige Gefäße gefaßt, auch an Bord gebracht ist, so daß es vors erste nicht weiter gerührt zu werden braucht, werden in jedes Faß auf fünf Gallonen (etwa eine Achtel Tonne oder fünf Stübchen deutsches Maaß) zwei gute frische Eier mit der Schale gelegt. In ohngefehr vierzehn Tagen lösen sich die Schalen der Eier ganz auf, und das Ei wird bloß von der dünnen Haut zusammen gehalten. Diese Haut und das Weisse lösen sich auch allmählig auf, so, daß bloß das Gelbe zurück bleibt.

Dies Mittel soll in England allgemein bekannt seyn, und die Brauer sich dessen auch bedienen, das Märzbier vor dem Sauerwerden zu bewahren. Sollte dies Mittel nicht auch bei deutschen Bieren anwendbar seyn?

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Montag, den 3ten September 1792.

Einige Bemerkungen über Ostfrieslands Activ und Passivhandel.

Ostfriesland lieget hart am Gestade der Nordsee, hat einen flachen Boden, und gänzlichen Mangel an Mineralien, Salz und Holz. Die □ Fläche beträgt ungefähr 68 Meilen, und die Seelenanzahl, etwas über 100,000; so, daß auf eine □ Meile 1470 Menschen kommen. Diese Volksmenge ist für hiesige Provinz nicht hinreichend, die Naturprodukte des Ackerbaues zu erndten, geschweige denn, daß überflüßige Hände vorhanden wären, welche in Fabriken oder zu Manufakturen gebraucht werden könnten. Selbst die Schiffahrt, wozu der Ostfriese, so wie der benachbarte Holländer, große Neigung hat, wird nicht ganz mit Landeskindern betrieben. Ein Theil der Mannschaft der Heringsbuysen sind Einwohner des Fürstenthums Minden, und des Bisthums Münster. Zur Zeit der Erndte kommen aus dem Churfürstenthum Hannover, dem Bisthum Münster, dem Herzogthum Oldenburg, und sonstigen im westphälischen Kreise liegenden Gegenden, viele hundert Arbeiter, und helfen dem Landmanne den Seegen des Landes erndten. Alle Arbeiter auf den Ziegelbrennereien, deren es 42 giebt, und worauf 215 Mann arbeiten, kommen sämtlich aus der Grafschaft Lippe. Der Tagelohn ist hieselbst 8 ggr. und zur Erndtezeit steiget er bei freier Beköstigung öfters auf einen halben, ja Zweidrittel Thaler. Die hiesige Wolle ist zu Hüten, mittler Sorte Tuchs, und sonstigen Wollenwaaren, geschickt; indeß findet man nicht einmal Manufakturen von Boie, Bauern- oder Mittel-Tuch, und alle Tuchhändler führen statt einheimischen, fremde Hüte. Da die wohlthätige Natur $\frac{2}{3}$ Theil des Landes mit Torfgründen gesegnet hat, so beut derselbe den Eingesessenen, den weitläuftigsten und unbeschränktesten Buchweizenbau dar. Dieser große Nahrungszweig belebet den gemeinen Arbeiter dermaaßen, daß er den Verdienst und Tagelohn des grossen Landmanns entbehren kann, und von seiner eigenen Arbeit reichlich uns-

terhalten wird. Alle diese in der Natur des Bodens und Climas vorliegende Geschenke der Natur, lassen das Aufkommen der Manufakturen und Fabriken, worin nur ein geringer Tagelohn gegeben werden kann, nicht gedenken. Bevor also nicht das Land eine doppelte Anzahl Einwohner zählen wird, ist die Zunahme oder Anlegung neuer Manufakturen und Fabriken nicht zu erwarten. Das Augenmerk der Landesregierung muß daher nur vorzüglich auf die Vermehrung der natürlichen Produkte gerichtet seyn, wozu dieses Land, ein weitläuftiges Feld darbeut. Außer der Witterung, die sich durch Künste der Menschen nicht verändern läßt, hat Ostfriesland mit seinem Hauptfeinde, der See, und inländischem Wasser zu kämpfen. Durch gute Seedeiche und innerliche Abwässerung, woran es noch in vielen Gegenden mangelt, kann die Erndte gesichert werden; da oftmals bei anhaltenden Regengüssen viele 1000 Morgen Landes überschwemmet, und zur Erndte untauglich werden. Da einmal die Marschgegenden und das Sandland nicht vergrößert, auch bei derselben Cultur im Ganzen genommen, wenige Verbesserungen angebracht werden können; so kann man sicher annehmen, daß Ostfriesland in diesem Punkte den höchsten Gipfel erstiegen hat. Es lassen sich daher keine mehrere Lasten Weizen, Rocken, Rappsaat, Gerste, ꝛc. gewinnen, und wenn auch die Cultur in einigen Gegenden höher gebracht werden könnte, so ist leicht einzusehen, daß dieser Gewinn nicht sehr beträchtlich werden kann. Bei dem Aufleben aller europäischen Nationen, und insbesondere da die nordischen Gegenden, seit der Mitte dieses Jahrhunderts, ihre Schiffahrt sehr empor zu bringen suchen, lässet sich der Nahrungszweig hieselbst nicht höher herauf zwingen, und Ostfriesland kann sich glücklich schätzen, wenn es nur für die Zukunft, auf diesem Punkte bleibt. Die hiesige Heringsfischerei ist der einzige Handlungszweig, welcher durch ein königliches Wort erhalten und weiter gebracht werden kann. Sie zählet jetzt 50 Schiffe, welche die preußischen Staaten mit diesem Bedürfniß versehen. Eine vollständig ausgerüstete Buyse kostet ohne Proviant p. m. 4400 Rthlr. Wenn aber nicht auf jede Tonne fremder Heringe ½ Rthlr. Accise, welches jährlich 20,000 Rthlr. und mehr beträget, und der Heringscompagnie aus königlicher Milde geschenket wird, und eine größere Summe als das Capital der Accionisten ausmachet, gelegt wäre; so wäre sie in den ersten Jahren ihrer Entstehung gescheitert. Denn da ihre Fonds nur pl. m. 300,000 Rthlr. beträget, und sie bei der mehr, wie 20,000 Rthlr. betragenden Accise jährlich, nicht mehr als 5 pro Cent Zinsen austheilet; so ist ersichtlich, daß sie nur durch diese Unterstützung erhalten wird. Jede Heringsbuyse führt 13 Mann, mithin werden 650 Schiffer

in

in den Monaten, Junius bis September, beschäftiget. Rechnet man, daß jede Buyse 180 Tonnen Hering fänget, diese aber mit 7 Rthlr. bezahlet wird, so ist die Summe der Fischerei, 63000 Rthlr. und mit der Königl. Unterstützung 83000 Rthlr. Will man übertrieben hoch rechnen, so wird man nur 100,000 Rthlr. herausbringen können. Dieser Gewinn verbleibet nur aufs höchste für $\frac{1}{3}$, wo nicht gar nur für die Halbscheid in hiesiger Provinz, weil der größte Theil der Accionisten sich in andern preußischen Staaten befindet, und für das Schiffsbauholz, Salz, Hanf, Pech, Theer, Eisen, Segeltuch, Holz zu den Fässern, Lohn auswärtiger Matrosen, große Summen in das Ausland geschickt werden müssen. Indeß ist nicht zu leugnen, daß dieser Handlungszweig sehr wichtig ist und bleibet, weil außer den Seeleuten, vielleicht noch doppelt so viel Menschen, in Arbeit gesetzet werden, wodurch die Circulation des Geldes außerordentlich vermehret wird. Es ist einleuchtend, daß Handlungszweige, die vielleicht doppelt soviel betragen, indeß nur von wenigen Handlungshäussern betrieben werden, und wenige Hände in Arbeit setzen, bei weitem nicht das Nützliche stiften, welches solcher Art Gewerbe darbieten. Weil England, Holland, ꝛc. den Unternehmern der Fischerei, ansehnliche Prämien zufließen lassen, und die preußische Compagnie nicht ein Jahr bestehen könnte und würde, wenn nicht Einfuhrsverbote, und wo diese Einfuhr erlaubt ist, eine Accise eingeführt wäre, so ist leicht einzusehen, daß gerade die Zunahme der Compagnie, den Impost verringern, und die Erhaltung der Compagnie erschweren würde. Weit wichtiger als diese Heringscompagnie ist der in hiesiger Provinz verkannte Torfstich auf den Vehnen, wovon ich für diesmal nur einen ganz kurzen Umriß geben will. Außer dem Torfe welcher durch die Are angefahren wird, ist der Schiffstorfbedarf der Provinz, ohngefähr 23,000 Last. Die inländische Vehne, welche pl. m. eine □ Meile halten, schaffen jährlich 16000 Last, welche à $6\frac{1}{2}$ Rthlr. angeschlagen, mehr wie 100,000 Rthlr. einbringen. Sie haben bereits pl. m. 2500 Diemath, jede à 400 Ruthen einländisch á 12 Fuß, cultiviret, welche sicher auf 10 Rthlr. jährliche Nutzung, mithin auf 20,000 Rthlr. angeschlagen werden können. Ueber 4000 Menschen sind auf diesen Gründen angesetzet, worunter man, außer den zur Torffahrt nöthigen Schiffern, 200 zählet, welche die Nordsee, und den Kanal, und die Küsten des Landes befahren; daher sich mit dem Torfbau gar nicht abgeben. Wenn man den Verdienst jedes Schiffes jährlich nur auf 300 Rthlr. anschläget, so ist der Nationalgewinn wenigstens auf 60,000 wo nicht auf 100,000 Rthlr. und darüber anzuschlagen.

Wird bemerket, daß von dieser □ Meile, nur $\frac{1}{4}$ cultiviret ist, und bei

weitem nicht eben so viel, zum Torfstich gebrauchet werde, und der Ueberrest dieser Besitzungen in der ursprünglichen Wildniß, wie sie die Natur geschaffen, lieget; so muß man über die Volksmenge, welche auf diesem wenigen Lande lebet, und welche auf die □ Meile 16000 Menschen liefern würde, erstaunen. Erweget man dabei, daß dieser kleine Flecken, nach obigen berechneten Angaben über 200,000 Rthlr. Nationalgewerbe produciret, welches so zu sagen, ganz im Lande verbleibet; so muß dieser ostfriesische Oekonomiezweig, als der erste des Landes betrachtet werden. Nach der neuen Gusfeldschen Karte von Ostfriesland, werden jährlich nur

800	Last	Weizen	a	80	Rthlr.	64000
9000	—	Rocken	–	80	—	720000
6400	—	Gerste	–	50	—	320000
7000	—	Haber	–	40	—	280000
1400	—	Bohnen	–	60	—	84000
400	—	Erbsen	–	80	—	32000
300	—	Buchweizen	–	60	—	18000
1300	—	Rappsaamen	–	100	—	130000
						1,648,000 Rthlr.

genommen, wozu wenigstens der halbe Flächeninhalt der Provinz, ungefähr 30 Meilen, so zu sagen die Werkstätte darbeut. Weil dieser Flächeninhalt ohne Behnkultur, zum Kornprodukte nicht vergrößert, wohl aber etwas verbessert werden kann, so läßet sich außer dem Buchweizenbau, keine größere Vermehrung der Landesprodukte gedenken. Da aber die Torfgründe wenigstens 15 Meilen □ betragen, und nur $\frac{1}{4}$ Meile zum Anbau genommen ist, so wird jedem die mögliche Vervielfältigung dieses Nahrungszweiges einleuchten. Richtig haben schon große Oekonomen geurtheilet, daß gute Torfgründe mäßigen Bergwerken den Vorzug abgewinnen. Die Harzbergwerke gehören in Europa unter die vorzüglichsten, betragen nach Büschings Erdbeschreibung 5te Auflage 3ten Theils 3ter Band, Seite 194. jährlich 1,172,733 Rthlr. Schlägt man nach der Homannschen Harzkarte den Flächeninhalt dieses Gebirges auf 15 Meilen □ an, oder will man einen großen Abschlag machen auf 10 Meilen, so ist die brutto Ausbeute einer □ Meile 80, höchstens 100,000 Rthlr. Bemerket man dabei, daß Bergwerke oft große Verwüstungen in den Wäldern verursachen, nie kultivirtes Land hervor bringen, sondern, wenn sie ausgebauet sind, einen wüsten Berghaufen nachlassen, so wird jeder vernünftige Leser die Vergleichung dieser Torfbergwerke, mit jenen der Metalle, leicht machen können. Die Provinz Gröningen, welche weder ost- noch westindischen

Han-

Handel, weder Herings- noch Wallfischerei, noch vorzügliche Fabriken und Manufakturen, noch weitläuftigen Seehandel hat, schätzet die Torfgründe als vorzüglichstes Geschenk der Natur, sehr hoch, und man kann sicher annehmen, daß sie jährlich aus den übrigen 6 vereinigten Provinzen, Ostfriesland und den Gegenden der Jade, Weser, und Elbe, viele Tonnen Goldes löset und einführet, und daß nur darin ihr innerlicher Reichthum und Wohlstand gesetzet werden müsse. Diese Art Nationalverdienst ist sicherer als die des Handels, weil selbiger gar zu oft eine widrige Richtung erhält, und einen andern Weg nimt. Ostfrieslands weitläuftige Torfgründe könnten dasselbe, wo nicht gar ein mehreres leisten, allein! alle Veranstaltungen bezielen nur derselben baldigsten Untergang, und die Vehne, welche in der Bergmannssprache vormals freie Gruben waren, sind in Zubusgruben verwandelt. Denn da seit 1748. der hiesige Torfstich von 3 bis 16000 Last gestiegen ist, das benachbarte Oldenburgsche und Münstersche, wegen lokaler Umstände, den Torf 50 pro Cent wohlfeiler, als der hiesige Schiffer geben kann, überdies die inländische Schiffahrt sich nur auf die Stadt Emden und dortige Gegenden, einschränken soll, welche nur 7000 Lasten verbrauchen, so ist durch diesen vermehrten Torfstich, der Preis dermaaßen gefallen, daß der mittlere und schlechte Torf, weit unter dem Arbeitslohn verkauft werden muß.

Statt, daß man nun dafür sorgen sollte, diese Hindernisse zu heben, die beträchtliche fremde Einfuhr einzuschränken, und den Absatz zu vermehren, wird nur darauf gearbeitet, diese Hindernisse beyzubehalten, den Torfstich und die tödtende Concurrenz zu vermehren, und dadurch mit diesem Gewerbe in hiesiger Provinz ein gänzliches Ende zu machen. Heinrich des VIII. Sprüchwort: Man ist nirgends kurzsichtiger, als in seinem eigenen Hause, mag auf diesen Oekonomiezweig, und unsere Landesväter, die denselben so unglücklich leiten, wohl angewandt werden. Warum aber die Vehnbesitzer und derselben Einwohner wider den ausdrücklichen Willen des besten Königs und des höchsten Generaldirectorii ruiniret werden sollen? und welche Mittel und Wege bereits dazu angewandt sind? werde ich nächstens öffentlich, und mit eben der Freimüthigkeit, wie der Herr Geheime Rath von Burgsdorf die Forstwirthschaft um Berlin geschildert hat, anzeigen.

Aurich,
im Monat Jul. 1792.

C. R. Ihering,
Kön. Preuss. Adv. Fisci in Ostfriesl.

Etwas

Etwas über den spanischen Ginst, oder Genister (spartium junceum L.)

(Aus dem Französischen.)

Nachfolgende Beobachtungen über den Anbau und ökonomischen Gebrauch des spanischen Ginsts, sind vom Herrn Broussonet, und enthalten viel neues über diese binsenartige Staude, die auch in Frankreichs südlichen Provinzen wild wächst.

Aus den Stengeln des Ginsts verfertigen die Spanier Seile, Matten, Fußdecken, Korbmacherwaaren und Zeuge in großer Menge. Man säet ihn an den dürresten Orten auf Hügeln und steinigtem Boden, wo sonst keine andere Pflanze fortkommen würde. Nach einigen Jahren ist er zu einem starken Strauch angewachsen, dessen Wurzeln in die Zwischenräume der Steine eindringen, und eben so viel Bänder abgeben, wodurch der Boden befestigt und zusammen gehalten wird.

Die Aussaat des Ginsts wird im Januar verrichtet, nachdem die Erde vorher leicht gepflügt worden ist: die Menge des dazu erforderlichen Saamen, hängt von der Größe des Feldes ab, das man damit besäen will; man muß indessen davon immer etwas mehr als weniger nehmen, weil sich gemeiniglich viele taube Körner unter dem Saamen befinden, und auch selbst von den schon aufgegangenen Pflanzen noch viele wieder verdorren.

Das Gewächs vermehrt sich bloß durch den Saamen, und nur schwer durchs Verpflanzen, auch selbst in den Gärten, wo man es mit Fleiß bauet. Es bleibt drei Jahre ohne alle weitere Cultur stehen, und nach Verlauf dieser Zeit ist es stark genug, um beschnitten werden zu können.

Man benutzt die abgeschnittenen Zweige entweder wie Flachs, woraus man Linnen verfertigt, oder als Winterfutter für die Schafe und Ziegen.

Zur Gewinnung des Flachses wählt man vorzüglich die jungen Zweige, die den ganzen Monat August hindurch geschnitten, in kleine Bündel gebunden, und an der Sonne getrocknet werden. Wenn sie trocken sind, schlägt man sie mit einem Holze, läßt sie etwa vier Stunden in einem Flusse oder Pfütze weichen, bringt sie sodann auf einen etwas ausgehöhlten Platz nahe am Wasser, bedeckt sie mit Stroh oder dürren Rasen, und läßt sie so 8 oder 9 Tage rösten. Man thut dabei weiter nichts, als daß man einmal des Tages Wasser über den Haufen hergießt, ohne die darüber gelegte Bedeckung abzunehmen. Nach Verlauf dieser Zeit wäscht man die Bündel in Flußwasser, und alsdenn löset sich die äußere dünne Schale von der Pflanze ab. Jedes

des Bündel wird nunmehr mit einem Schlägel auf einem Stein geschlagen, damit sich alles Werg loß mache. Nach dieser Operation werden die Bündel aufgebunden, und zum Trocknen auseinander gebreitet.

Man darf die Stengel, oder Ruthen nicht eher schälen, als bis sie vollkommen trocken sind, das Abgelöste wird hierauf gehechelt, sortirt, und die verschiedenen Gattungen Flachs jede besonders verwahrt.

Das Gehechelte spinnt man mit dem Rade zu Garn, das zu Hauslinnen unterschiedlicher Art verwebt wird.

Die Bewohner der Dörfer und Flecken um Lodeve in Niederlanguedoc, gebrauchen kein anderes Gewebe für sich und ihre Leute zu Hemdern, Tischzeuge, u. dgl. als dieses. Man weiß hier nichts von Flachs- und Hanfbau, weil der Boden dieser Gegend viel zu dürre und unfruchtbar ist, daß eins oder das andere von diesen Produkten fortkommen sollte.

Die aus Ginstergarn verfertigten Gewebe, sind dauerhaft und dabei weich. Die Weisse bekommen sie nach dem Maaße, wie sie mehrere male in Seifenlauge gebracht worden.

Bei der Handlung findet man nur selten Gewebe, die von Ginster verfertigt sind, denn jedwede Haushaltung auf dem Lande macht nur so viel davon, als fürs Haus nöthig ist. Das Pfund vom feinsten Ginstergarn kostet gewöhnlich 24 Sous.

Die Schäben, Stengel und Splittern des geröfteten Ginsters, gebraucht man zum Feueranzünden.

Nach der Memorie dell' instituto di Bologna röften die Bewohner des Casciinaberges in der Gegend von Pisa ebenfalls den Ginster und bereiten Flachs daraus.

Die Art und Weise, wie die Italiäner die faserigten Theile gewinnen, ist von der eben beschriebenen verschieden. Die Pisaner röften ihren Ginster in einer warmen Quelle, und da ist die ganze Operation in drei bis vier Tagen beendigt, denn die Wärme des Wassers beschleunigt die Absonderung des faserigten Wesens der Pflanze um vieles. Die kleinen Fasern, die man von dem Werg scheidet, dienen zum Ausstopfen der Meublen, Stühle und Sattelzeuge, anstatt der Wolle oder Pferdehaare, deren Geschmeidigkeit und Federkraft sie zum Theil auch an sich haben.

Der zweite und vornehmste Zweck, auf den es bei dem Bau dieses Gewächses abgesehen seyn kann, ist der, es zum Futter der Schafe und Ziegen über Winter anwenden zu können. Diese Thiere haben zu dieser Jahrszeit auf den Bergen in Niederlanguedoc kein anderes Futter, als Baumlaub. Hier also können die Zweige vom Ginster mit Vortheil gebraucht werden, und geben das einzige frische

Fut-

Futter ab, das man ihnen in der kalten Jahrszeit schaffen kann. Sie fressen diese Zweige bis auf den Stock oder Stummel ab, und ziehen die Pflanze zu jeder Zeit allen andern vor.

Bei guter Witterung treiben die Schäfer die Heerden ins Freie und lassen sie den Ginster auf der Stelle abfressen, ist die Witterung dagegen rauh, so schneiden sie die Zweige ab, und bringen sie dem Viehe zu.

Man läßt die Heerden erst dann auf die Ginsterpflanzungen treiben, wenn die Gewächse im dritten Jahre sind; man schneidet hernach die benagten Stengel mit einem Gartenmesser ab, und nach Verlauf von 6 Jahren muß man den ganzen Stock abhauen, wenn er aufs frische ausschlagen soll. Auf diese Weise dauert das Gewächse sehr lange Zeit, und treibt alle Jahr ziemlich lange Stengel.

Der Bau dieses Futtergewächses war ehemals auf einige Dorfschaften in der Gegend um Lodeve eingeschränkt; allein jetzt hat sich derselbe fast durch alle gebirgigen Gegenden von Niederlanguedoc ausgebreitet. Die Landleute sehen ihn für das beste Mittel an, durch das sie die unfruchtbarsten Flecken Landes benutzen können. Auch die Bienen suchen ihr Futter von diesem Gewächse, weil es in reichlicher Maaße honigshaltige Theile enthält. Es verdient also auch in dieser Rücksicht, wo nichts besseres angebauet werden kann, empfohlen zu werden.

Wohlfeile Feuereimer.

In Böhmen werden die Feuereimer nur von Stroh geflochten und mit Weiden zusammen geheftet. Damit aber solche Wasser halten, verpicht man sie inwendig. Zu diesem Verpichen nimt man drei Pfund Pech und ein halbes Pfund Unschlitt. Diese werden über dem Feuer zerlassen, mit etwas Ziegelmehl vermischt, und dann der Feuereimer inwendig damit ausgegossen. Heißgemachter Theer mit Ziegelmehl vermischt, taugt ebenfalls dazu. Feuereimer von dieser Art können bald von jedem gemacht, und dadurch außerordentlich viel Leder erspart werden. Diese Feuereimer rinnen niemals, und dauren länger, als die von Leder.

Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Freitag, den 7ten September 1792.

Warum heitzen wir unsere Kirchen nicht?

Vom Hofrath Ebell.

Die Frage, die ich hier aufwerfe, und zu deren Beantwortung ich wenigstens etwas beizutragen versuchen will, scheint für medicinische Policei, für Wohl, Gesundheit, und Bequemlichkeit der Mitbürger, wichtig zu seyn.

Weder dem Arzt, der jetzt allgemein über die Schädlichkeit der Kirchenluft klagt, noch menschenfreundlicher Policei, welcher die Gesundheit, und Bequemlichkeit der Mitbürger am Herzen liegt, noch den Dienern der Kirche, welche mit Recht alles wegzuräumen trachten, was den fleissigen Besuch der Gotteshäuser verhindert, noch dem Mitbürger, welcher sich gern in Kirchen belehrt und erbauet, ohne dafür seiner Gesundheit schaden zu wollen, kann diese Untersuchung gleichgültig seyn.

Um den Gegenstand mit einiger Ordnung zu prüfen, sey mir erlaubt,

I. von den Ursachen zu handeln, warum unsere Kirchen nicht geheitzt werden.

II. Zu erwägen, wie schädlich ungeheitzte Kirchen der Gesundheit im Winter sind, und seyn müssen, und welche Vortheile eine gut angegebene Heitzung der Kirchen, noch außer der mehreren Wärme, haben würde.

III. Von der Einrichtung und architectonischen Zierde solcher Ofen zu reden; und

IV. die Zweifel zu berühren, die die Sache haben kann.

I. Die Ursache, warum unsere Kirchen nicht geheitzt werden, oder vielmehr nicht heitzbar sind, liegt weder in der Unmöglichkeit noch in der Unnützlichkeit der Sache, sondern vielmehr in der Geschichte unserer Kirchen, und unserer Heitzung.

Die alten heidnischen Bewohner des nördlichen Theils von Europa, hatten zu ihrer Gottesverehrung keine Tempel.

Ein hoher Wald von nie verletzten Eichen, deren Wipfel die obere Luft bewegte, die Gipfel unbebaueter Berge von oberer Luft umschwebt, eine rieselnde Quelle, die noch nie künstlich geleitet war, ein ebener Hügel, den noch kein Pflug, keine Hacke verwundet hatte, und zum Altar, große

Steine von der Natur, nicht aber durch Menschenhand geebnet, dies diente ihnen statt der Tempel. Ja, wenn man den gleichzeitigen und den neuesten Schriftstellern a) trauen darf, so hatten sie würklich zu erhabene Begriffe von der Gottheit, als daß sie nicht jedes Menschen Werk, und jeden Tempel für zu klein und unwürdig zur besondern Gegenwart derselben gehalten hätten. Diesem sey aber wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß bei Einführung des Christenthums, im Lande selbst nichts war, welches zum Muster eines dem Klima angemessenen Gotteshauses hätte dienen können, sondern Plan und Ausführung der ersten Kirchen, die den nachfolgenden wieder zum Muster dienten, kam aus dem warmen Italien, und aus dem noch wärmeren Griechenlande zu uns herüber, mithin konnte keine Heitzung im Plan dieser Kirchen liegen, noch Heitzung älterer Tempel des Landes, dieses Bedürfniß anschaulich machen. Ein h llbrennendes Feuer war das Erwärmungsmittel des alten Deutschen in seiner Hütte, und auf seinen Versammlungsplätzen, dergleichen durfte in christlichen Kirchen oder deren Vorhöfen nicht seyn, weil es heidnischen Opferfeuern zu ähnlich gewesen wäre, wovon auch aller Schein mußte vermieden werden.

Allein es war dieser aus dem warmen Klima zu uns herüber gebrachte Plan der Kirchen nicht nur ohne Heitzung, sondern es scheint in selbigem alles, jenen heißen Gegenden angemessen, darauf abzuzielen, sie recht kalt zu machen. Mauern, weit dikker, als es die Festigkeit des Gebäudes erfordert, außen mit Pilaren von schiefen Flächen besetzt, die alle Erwärmung der Sonnenstrahlen verhindern, eine überflüßige Höhe des Gewölbes, welche in allem andern Betrach. schädlich ist. Schalllöcher in selbigen, die nicht zu verschließen stehen, und welche die durch die Menge Menschen erwärmte Luft ausführen, überall aber nichts zur Verbesserung des Schalls beitragen. Vorzüglich aber der hohe Thurm, welcher das stärkste Mittel ist, einen beständigen sehr heftigen Zugwind zu erhalten.

Ich will hierdurch nicht behaupten, daß alle diese Eigenheiten unserer Kirchen, ganz absichtlich Erkältung dieser Versammlungsplätze zum Grunde hatten, besonders dachten die ersten Erfinder der Thürme an den heftigen Zugwind, den sie veranlassen würden, vielleicht nicht; allein in China, Aegypten und dem übrigen Orient, wo diese Erfindung zu Hause zu seyn scheint, mußte doch auch diese Eigenschaft der Thürme, die in unserm Him-

a) Die Schriftsteller der mittleren Zeit, verschreien die heidnischen Religionsbegriffe unserer Vorfahren, als Teufelsdienst, und freilich kann man ihre Menschenopfer nicht rechtfertigen, allein eben so wenig den Mönchen, die allen heidnischen Gottesdienst vor sich her ausrotteten, Glauben beimessen.

Himmelsstriche schädlich wird, der großen dortigen Hitze wegen, höchst willkommen seyn, und um so mehr zur Nachahmung auffordern.

Man konnte auch hier in unsern nordlichen Gegenden, nicht früher darauf fallen, ganze Kirchen durch Oefen zu erwärmen, da die höchst unvollkommenen Oefen unserer Vorfahren hierzu nicht dienen konnten, die Erfindung besserer Oefen noch keine 100 Jahr alt b), und noch jetzt gewissermaaßen in ihrer Kindheit ist.

Man glaube nicht, daß man durch Pelz und Fußsack, durch Warmflaschen, Wärmsteine, und Kohlfeuer, die Heitzung der Kirchen entbehrlich machen könne.

Verschiedene dieser Mittel sind nicht für alle Classen, außerdem verzärteln sie, und veranlassen nur um so gewisser Erkältung, wenn man den Pelz aufschlägt, den Fußsack zurück legt, ꝛc. oder sich bei dem Hinausgehen dem Zugwinde aussetzen muß. Die vielen Kohlfeuer in irdenen und blechernen Pfannen aber, verursachen arsenikalische Dämpfe, und, zumal wenn sie nach geendigter Versammlung stehen bleiben, Feuersgefahr.

Ueberdem aber schadet die hohe Erkältung unserer Kirchen, nicht bloß durch Mangel der Wärme, sondern auf manche andere Weise, wie ich gleich zu zeigen versuchen werde, wofür kein Pelz und keine Wärmflasche ꝛc. schützt.

Wenn man

II. überlegt, wie schädlich ungeheitzte Kirchen der Gesundheit im Winter sind, und seyn müssen, und welche Vortheile eine gut angegebene Heizzung der Kirchen, noch außer der mehreren Wärme, haben würde; so theilt sich der erste Gegenstand, die Schädlichkeit der Kirchenkälte, in zwo besondere Beobachtungen.

1) In den Nachtheil, den die Kälte unmittelbar, und

2) in denjenigen, welchen sie mittelbar veranlaßt.

1) Die Kälte unserer Kirchen ist weit beträchtlicher, wenigstens empfindlicher und schädlicher, als die Kälte in freier Luft. Deshalb warnen, mit großem Recht, die Aerzte

b) Ich glaube nicht zu irren, wenn ich Leutmann für den Erfinder besserer Ofenheitzung halte; dieser lebte und schrieb vor etwa 100 Jahren Die Schweden haben nachher zuerst Ofenheitzung vervollkommnet. Dr. Lehmann erhielt von hiesiger Königl. Regierung 1735. ein Monopolium über bessere Ofeneinrichtung, er hatte aber unendliche Schwierigkeit zu überwinden, seine guten Erfindungen nur in Privathausern einzuführen, und kannte, wie es scheint, die besseren Einrichtungen schwedischer Heitzung nicht. Verschiedene Gelehrte in Sachsen und neuerlich eine, allein um diesen Gegenstand, der Holzersparung und besserer Einrichtung der Oefen, zusammen getretene Gesellschaft in Berlin, haben große Verdienste um diese wichtige Aufgabe; Kirchenheitzung war jedoch, so viel ich bemerken können, bis jetzt noch nicht in ihrem Plan.

dafür, und wir können ihrer Erfahrung um so mehr trauen, da sich die Sache leicht begreifen, und erklären läßt. Kein Arzt wird daher einem Schwächlichen oder kurzens Genesenen, gestatten, bei heftigem Frost, in stark gemauerte und gewölbte Kirchen zu gehen; wie manches Recidiv gefährlicher Krankheiten, hat nicht, in dem, an vielen Orten eingeführten, frommen Gebrauch seinen Grund gehabt, daß nach ausgestandener schweren Krankheit, der erste Ausgang in die Kirche seyn mußte?

Jedes Gewölbe über der Erde hat im Winter einen vorzüglichen Grad der Kälte. Ferner der Zugwind, den, wie eben gesagt, der Thurm mit seinen gewöhnlichen Oefnungen gegen die Kirche, und außerdem das übermäßig hohe Gewölbe der Kirchen, und die unverschließbaren Schallöcher in selbigen jedesmal veranlaßt, erhöhet die schädliche Würkung der Kälte. Besonders ist das Gemäuer jeder Kirche in den kältesten Wintertagen mit Steinsalz überzogen, und die vielen Ausdünstungen der in diesen Gewölben versammelten Volksmenge, und die Schwaden der Gräber, welche leider noch immer den Fußboden unserer Kirchen täfeln, können nicht anders als salpeterartige Dünste liefern; wer daher mit den neueren Versuchen der Physik, zu welchem entsetzlichen Grad der Kälte man gewöhnlichen Frost durch Salpeter und Steinsalz erhöhen kann, kennet, der wird sich die Erfahrung der Aerzte von der vorzüglich schädlichen Kälte der Kirchenluft, leicht erklären c).

Die schädliche Würkung der Kälte der Kirchen, wird nun noch dadurch vermehrt, daß die nöthige Andacht des Gottesdienstes in protestantischen Kirchen, ein fast unbewegliches Stillsitzen einer, oder mehrerer, Stunden mit sich bringt.

Doch, so schädlich die Kirchenluft schon ihres hohen Grades der Kälte wegen ist, so ungleich nachtheiliger kann sie noch dadurch werden, wenn

2) diese Kälte Luftarten hervor lockt, welche schon ihrer Natur nach schädlich und giftig sind.

Die Luft, die in jedem Gemäuer sich in dem Kalk und Steinritzen aufhält, ist verderbt, noch weit verderbter aber diejenige, die in, faulende Gährung enthaltenden, Särgen, und in viele Jahre lang verschlossenen Gräbern anzutreffen ist; diese letztere tödtet, wie man unendliche Erfahrungen dar-

c) Wenn man sich davon überzeugen will, daß die Kirchenluft mit vielen Salz- und Salpetertheilchen angefüllt ist, so untersuche man nur bei starkem Frost, der nach einem Thauwetter einfällt, die Gestalten des Schnees, der in der untern Luft vor einer Kirchenöfnung entsteht, welcher jedesmal in gar schönen auf mancherlei Art gebildeten Sternchen, (welche Gestalt der Schnee aus höherer Luft, oder auf freiem Felde, nie hat,) nieder fällt.

darüber hat, oft augenblicklich d). Mephytische Grabluft ist zum Glück der Menschen beträchtlich schwerer, als gemeine atmosphärische Luft, zumal, so bald die faulende Gährung vorüber ist, und bleibt daher den Regeln des Gleichgewichtes zufolge, gewöhnlich in den Gräbern, wenn sie auch wenig oder gar nicht verschlossen sind.

Allein eben so bekannt ist es, daß jede Luftart ausgedehnter und daher leichter wird, nach dem Verhältniß, wie sie sich erwärmt, und schwerer, wenn sie durch Kälte zusammen gedrückt wird, und daß kein Grab luftdicht sey; wenn nun die Luft in der Kirche um einen großen Grad kälter als die Luft der darunter liegenden Gräber wird, so können nach den Regeln des Gleichgewichts, die Dünste der Gräber in der Kirche aufsteigen, und sich mit der atmosphärischen Luft vermischen, welches, um wenig zu sagen, doch sehr besorglich seyn muß; und es findet diese Ausdünstung der Gräber um so eher statt, wenn der Kalk oder feuchte Sand, der den Leichenstein umgiebt, gefroren, mithin aufgelockert war, und dann Thauwetter eintrit.

Ein fernerer Grund der Schädlichkeit der Kirchen, zumal im Winter und Frühjahr, ist ihre Feuchtigkeit.

Alle diese Nachtheile werden gehoben, oder doch wenigstens bis auf das Unbedeutende vermindert, wenn man Kirchen mit gut eingerichteten Oefen heitzt.

Einer großen hohen Kirche durch Ofenheitzung in allen ihren Theilen eine völlig gleiche Wärme zu geben, ist zwar um deswillen unmöglich, weil die obern Luftschichten durch künstliche Erwärmung in einem so hohen Versammlungssaal immer sehr viel heißer, als die untern werden; dies ist in jedem geheitzten Zimmer der Fall, nur wird solches in Kirchen wegen der Emporpriechen wichtig. Immer würde man Kirchen mit Gewißheit so heitzen können, daß die Luft der Kirchenstände, die unten auf dem Boden sind, temperirt, und die Hitze der obersten Emporpriechen doch nicht zu lästig wäre.

Die Wände würden zwar nicht so sehr wie gute im Winter täglich geheitzte Wohnzimmer, aufhören, feucht zu seyn; allein es ist begreiflich, wie sehr sich dies Uebel vermindern und die Wände austrocknen würden, wenn ein solches großes Gebäude auch nur in jedem Winter 20 mal geheitzt würde.

Allen Zugwind zu vermeiden, ist bei so hohen Sälen, wie unsere Kirchen sind, sehr schwer, und scheint dieses noch schwerer durch Heitzung der Kirchen zu werden, weil die kalte Luft

d) Vielleicht wäre es eine nöthige Vorsicht, die alten Grabgewölbe der Kirchen mit trocknem Sande auszufüllen, um wenigstens diese Magazine schädlicher Luft unter den gottesdienstlichen Versammlungsorten los zu werden; doch dies beziehlt den Gegenstand dieser Anfrage nicht.

Luft einen starken Trieb hat, unten am Fußboden in ein geheitztes Zimmer zu dringen, und dieser Trieb des Eindringens sich nach Verhältniß der Größe der Zimmer vermehrt. Wenn indessen die Oefen, wie nothwendig seyn muß, so ersonnen werden, daß sie eine große Menge frische bei ihrem Eintrit erwärmte Luft in dem Raum der Kirche führen; wenn dann die überflüßigen Oefnungen in den obern Theil des Gebäudes und besonders zwischen Thurm und Kirche vermieden, und die nothwendigen Oefnungen gut verschlossen, doppelte Kirchthüren angelegt, und bei strenger Kälte an der Windseite nicht geöfnet werden, so steht gewiß zu hoffen, daß man auch des Zugwindes Meister würde.

Am sichersten aber ist man, daß diese Heitzung den Nutzen haben werde, alle schädliche Dünste, alle Grab- oder sonst mephytische Luft, völlig wegzubringen, indem es überall nicht schwer oder zweifelhaft ist, die feste, die durch Aushauchen verdorbene, und die sonst schwere schädliche Luft, wie auch die Grabluft e), durch das Feuer, und die zu leichte schädliche phlogistische Luft, durch Oefnung oberer Klappen wegzuschaffen, mithin die Kirche nur mit gesunder erwärmter atmosphärischer Luft zu erfüllen.

Was

III. den architectonischen Plan der Anlegung der Oefen in Kirchen betrift, so würde ich gern hiezu völlig ausgearbeitete Vorschläge liefern, wenn solches sich ohne Zeichnungen thun ließe, und wenn nicht der Raum, die innere Einrichtung, die Höhe, die Decoration der Kirchen, die mehr oder minderen Grabstätten und Gewölbe in den Kirchen, die Lage der Kirche, gegen gesunde gute Luft und gegen erkältende Winde, der Ort, wo die Kanzel, die Sacristei, die Kirchenthüren angebracht sind, die Höhe des Thurms, die Schwere des Gewölbes der Decke, die innere Einrichtung des Daches der Kirche, die Vertheilung und mehr oder mindere Nothwendigkeit ihrer Pilaren und Säulen, die Kosten, die eine Kirche hierzu anwenden will und kann, die Geschicklichkeit der Arbeiter, die dabei angestellt werden können, ferner die Wasserhöhe unter der Kirche, alsdenn das Feuermaterial, womit am Ort die Kirche geheitzt werden kann, hierbei völlig entscheidend wäre.

Ich muß also einen architectonischen Plan einer solchen Kirchenheitzung zu entwerfen, bis dahin verspaken, daß ich, so viel meine Muße erlaubt, Beruf erhalte, solche Ofen-

heitzung

e) Unter der Benennung Grabluft, verstehe ich hier alle schädliche Gas- oder Luftarten, alle Schwaden, welche sich in Gräbern erzeugen; Kenner der Luftlehre wissen, daß Salzsäureluft, stinkende hepatische Schwefelluft, Salpetersäureluft, feste Luft, gährender Schwaden, essigartiger Gas- und andere unter Abtheilungen erstickender und schädlicher Luftarten, in Gräbern zu Hause sind.

heitzung für ein oder andere Kirche besonders zu entwerfen, da es alsdenn leicht seyn wird, durch Modelle oder Zeichnungen mich deutlich zu machen.

Um jedoch hierunter gleichsam vorläufig etwas zu sagen, und einsichtsvollen Baumeistern der Kirchen zum weiteren Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand Gelegenheit zu geben, will ich nur folgendes berühren.

Am leichtesten ist solche Heitzung für ganz neu zu errichtende Kirchen anzugeben, wo die innere Oekonomie des Raums, selbst die Decoration, die Säulenordnung, die Zulage des Daches ꝛc. sich etwas nach dem Plan der Heitzung richten kann.

Es ist nicht unrecht, wenn man unter dem Fußboden der Kirche, wo solche von Gräbern frei ist, Heitzungskanäle anlegt, nur gehört eine besondere Kenntniß dazu, den hierin erkälteten Rauch, diesem ungeachtet, die Leichtigkeit wieder zu geben, daß er aus dem vielleicht 100 Fuß hohen Fast des Daches zum Schornstein hinaus sich erhebe.

Um der Schönheit der Decoration der Kirche nicht zu schaden, würde ich vorzüglich ordentliche Säulen zu Oefen wählen. Eine oder zwo recht hohe Säulen mit und vor ihren Pilastern, schicken sich zu einem Kirchenofen, als wenn sie absichtlich dazu erfunden wären.

Die toscanische und dorische Ordnung, welche strenge Kritik ohnehin nicht erhabenen Ausdrucks genug für schöne Stadt- oder Schloßkirchen, und bei diesen allein wird von richtiger architektonischer Verzierung die Rede seyn, finden würde f); könnte der inneren Construction des Ofens Schwierigkeiten geben, weil der Schaft der Säule sich zu sehr verjüngt.

Indessen wenn auch diese, den Gedanken von ländlicher Einfalt gebende toscanische oder dorische Ordnung,

f) Diese Kritik ist nicht zu strenge, indem billig alle Verzierungen unserer Andachtshauser, mit der Stimmung harmoniren sollen, die die Rede des Predigers, und die Feierlichkeit des Gottesdienstes, in uns hervorbringt; die Rede aber eines Landpredigers für seine Dorfgemeinde zu der Rede eines Consistorialraths zu seiner Hofgemeinde, wenn beide gut, und dem Auditorio angemessen sind, sich verhalten müssen, wie die toscanische zur corintischen Säulenordnung, oder, welches einerlei ist, wie die edle Einfalt des ehrlichen Bauren, zur höchsten Schönheit menschlicher Bildung. Besonders würde ich für neu zu errichtende Lutherische Kirchen, die jonische und römische Säulenordnung empfehlen, die corinthische scheint mehr dem Jubel der Freude, oder dem höheren Pomp des römischen Gottesdienstes angemessen zu seyn.

nung, für Stadtkirchen gewählt, oder auch Landkirchen die in diesen Ordnungen verziert wären, zur Heitzung vorgerichtet werden sollten, so muß man jene Schwierigkeit zu überwinden suchen, und ja nicht um bequemerer Heitzung wegen, die zu Oefen bestimmten Säulen nach jonischer, römischer oder corinthischer Ordnung vorrichten lassen, weil dem Auge des Kenners die Vermischung dieser Ordnung in demselbigen Versammlungssaale höchstens mißfallen muß g).

Die Säulen, welche man zur Kirchenheitzung vorrichten will, müssen ja nicht zu klein seyn, unter anderthalb bis 2 Fuß Durchmesser, mithin wenn ein richtiges Verhältniß da seyn soll, vom Bassement bis zum Hauptgesimse, unter 21 bis 28 Fuß Höhe sind alle Säulen zur Heitzung zu klein, eng und niedrig.

Weit lieber will ich ganz hohe Kirchenpilaren von 4 bis 6 Fuß dicke und 40 bis 50 Fuß Höhe zur Heitzung einrichten, als zu kleinliche Säulen.

Die Architrave, das Fries und das Hauptgesims, schicken sich zur Leitung des Rauchs von der Säule in den Pilaster, oder von einer Säule in die andre, so sehr, daß man sie auch ohne Rücksicht auf Baukunstregeln, nicht zweckmäßiger angeben könnte.

Kann man die Höhe von 21 bis 28 Fuß nicht erhalten, so muß man dem Ofen eine andre Baukunstmäßige Form geben, die nicht schwer zu erfinden, ist.

g) Es ist kaum zu begreifen, daß selbst neu gebaucte Kirchen so höchst selten nach richtiger edler Baukunst schön verziert werden, vielleicht glauben Patroni und Vorsteher, daß eine solche Verzierung die Kosten zu sehr erhöhen würde, dies ist gewiß irrig. Möchte man doch die aller edeln Baukunst, so sehr widersprechenden hohen gothischen Thürme unsrer Kirchen abschaffen, die ohnehin immer so viel Reparationskosten erfordern, und oft andere Nachtheile haben, auch den Häusern der Stadt, eingedrücktes niedriges Ansehn geben. Der 10te Theil der Kosten eines hohen Thurms, ist mehr wie hinreichend, die Kirche nach Regeln edler Baukunst zu verzieren, und sie auf immer zu heitzen, und das richtige Ebenmaaß der Theile kostet natürlich nichts.

Der Schluß folgt künftig.

Neues Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Montag, den 10ten September 1792.

Warum heitzen wir unsere Kirchen nicht?

Vom Hofrath Ebell.

(Schluß.)

Der Ort, wo die zur Heitzung bestimmten Säulen angebracht werden, muß natürlich so gewählt werden:

1) daß sie nicht einen Theil der Gemeinde verhindern, den Prediger zu sehn, und

2) daß diese Säulen nicht dem Zugwinde ausgesetzt sind, dies Letztere ist wichtiger als man denket, sobald ein kalter Zugwind den Ofen trift, so resolvirt sich der Rauch in selbigem, und das Gemäuer schwitzt den Holzessig aus, dann verliert der Rauch seine specifische Leichtigkeit, seine Elasticität, und kann nicht mehr aus dem Schornstein hinaus sich erheben a).

Wenn die Kirche so gebauet ist, oder werden soll, daß das Chor mindere Breite, als das Schiff der Kirche hat, so biethen diese Ecken vortreffliche Gelegenheit dar, selbige zu verkröpfen

a) Ich habe seit etwa 14 Jahren unzählige Versuche, von bester Anlegung der Heitzöfen gemacht, und viel Lehrgeld gegeben, ehe ich diese Wahrheit fand, doch ist die Sache so begreiflich; daß man billig a priori darauf kommen sollen. Wenn das Rohr welches den Rauch leitet, von außen heftig erkältet wird, so wirkt diese Erkältung wie das Kühlfaß, auf das Schlangenrohr der Brandteweinsblase, das heißt: es zersetzen sich die öligten und wäßrichen Theile des Rauchs, und nun wird der Rauch unfähig ferner aufzusteigen, und wie es billig seyn soll, Wolkenhöhe zu erreichen. Die Nachtheile hiervon sind, Verschlammung der Röhren, Rauch und übler Geruch in den Zimmern, auch Ausschwitzen, des Holztheers und Holzessigs, gegen welches kein Gemäuer und kein eisernes Rohr, leicht dicht genug gemacht werden kann. Die vortreffliche Feuermaschine der Engländer, erklärt es ebenfalls, wie der Dampf durch Erkältung seine große Ausdehnung und damit in Verbindung stehende Leichtigkeit verliert.

köpfen und jede derselben mit zwo gegen einander im rechten Winkel zu stellende heitzbare Säulen zu verschönern. Das Bassement, Pieddestal, und Listello, dieser vier Säulen, wird zu zween Feuerkasten Raum geben, zween Pilaster werden die dritten Züge der beiden Oefen aufnehmen, und die zween andre Pilaster zu den Schornsteinen Raum darbieten; welche Schornsteine auch gar wohl in den Pfeilern der Kirchen angelegt werden können.

Diese beiden aus vier Säulen bestehende Oefen allein, werden sehr wahrscheinlich hinreichen, eine große sonst gegen Kälte gut verwahrte Kirche nothdürftig zu erwärmen.

Ist dieses aber nicht genug, oder kann dieser Ort dazu nicht angewandt werden, so würde ich den Altar mit vier hohen Säulen verzieren b), oder zwischen dem Chor und dem Schiff der Kirche eine Colonnade anbringen.

In diesen letzten beiden Fällen würde der Feuerkaste nicht im, sondern unter dem Bassement und Pieddestal mithin unter dem Fußboden des Chors angebracht werden müssen.

Vielleicht wäre zu beiden Seiten neben der Orgel Raum, zu solchen Heitzungssäulen, ohne Nachtheil der innern Einrichtung der Kirche, anzuweisen.

Man darf diesen Heitzungssäulen nicht zu viel Last auflegen, wenn man ihnen gleich die Consistenz geben kann, daß sie eine schwere Last tragen können, weil, (welches sehr zu bemerken ist,) selbige, wenn sie stark geheitzt sind auf 21 Fuß, um etwa zwei Zoll höher werden, als wenn sie wieder erkalten, mithin die ihnen anvertraute Last einer abwechselnden Bewegung, oder Aufwippung ausgesetzt seyn würde. Und eben diese abwechselnde Verhöhung der Säulen hat auf die Art ihrer Verbindung den wesentlichsten Einfluß.

Die Größe und Anlage der Feuerkasten hängt nicht nur von der Größe der Oefen oder Säulen, sondern vorzüglich auch von der Brennwaare ab, womit die Kirche geheitzt werden soll, und ist es begreiflich, daß sie für Steinkohlen kleiner als für Scheitholz, für dieses kleiner, als für Torf oder Reißholz seyn müßten.

Die Luftzüge, die das Feuer haben muß, um bei allen Winden gehörig zu brennen, erfordern eine vorsichtige Einrichtung, welche hier zu beschreiben über die Gränzen dieser Blätter gehn würde c). Eben so würde die innere

b) Die Altarsäulen würde ich am wenigsten gern zur Heitzung wählen, bei Ostwind sind sie der Erkältung meistens sehr ausgesetzt, und man würde ein Dach der Kirche kaum ändern können, die Schornsteine derselben von Osten nach Westen zu schleifen, welches in unserm Himmelstrich rauchende Schornsteine giebt.

c) Man will hier nur wiederholen, daß die Luft, die das Feuer zum Brennen erfordert, sowohl aus der Kirche und deren Grabgewölbe, als von außen muß genommen werden können, ersteres vor Angang des Gottesdienstes, um die Kirchen

innere Einrichtung dieser Oefen und ihre Verbindung hier nicht füglich, und ohne Zeichnung nicht verständlich beschrieben werden können.

Die Vorsicht, die bei Anlegung der Schornsteine nöthig ist, zu beschreiben, würde auch die Gränzen dieser Abhandlung überschreiten. Das Material, woraus die Ofen verfertiget werden müssen, ist, gut gebrannte Backensteine, und gut gewählter und zubereiteter Leimen, zur innern und äußern Verbindung dient Eisen, die äußere Bekleidung kann jede Art des Stucko, selbst wenn man will, Papp oder oft aufgeklebte Papierlagen seyn, denn eine so beträchtliche Wärme diese Art der Oefen giebt, so werden sie doch nie so heiß, daß der Gips, oder das darauf geklebte Papier verbrennen sollte.

Ich habe es von vortrefflicher Wirkung gefunden, das ganze Gemäuer eines Ofens mit einem Drathgitter zu überspinnen, und alsdenn erst lementiren, oder mit Stucko überziehen zu lassen, ein solches Drathgitter dehnt sich mit dem Ofen aus, wenn er erhitzet wird, und verkürzt sich wieder mit selbigen wenn er erkältet, vermeidet mithin alle Ritzen der Bekleidung, und giebt dem gut lementirten Gemäuer das Ansehn, als wenn es aus einem Stein gearbeitet wäre.

Am wesentlichsten sind die Luftzüge der Oefen, welche nicht ins Feuer blasen, sondern der Kirche frische gewärmte Luft zuführen müssen, aber auch solche zu beschreiben, getraue ich mir ohne Zeichnung nicht.

Das Reinemachen der Züge wenn sie verschlammt sind, (welches, wenn man die Oefen für Zugwind hütet, und das Feuermaterial gehörig trocken ist, in vielen Jahren nicht vorfällt, im entgegen gesetzten Fall aber öfterer nöthig seyn kann) zu erleichtern, läßt man oben und unten an den Zügen, Steine fehlen, und solche erst, wenn alles fertig ist, einsetzen, so, daß sie ohne Schaden des übrigen Gemäuers wieder ausgenommen werden können, die auf- und abgehenden Züge zu reinigen, nimt man abgestreiftes Igelfell, macht daraus einen Beutel, legt hierein anfangs eine kleine und diesemnächst eine größere und schwerere, etwa 6 oder 9 pfündige Kanonenkugel, und läßt solchen mit der Kanonenkugel beschwerten Beutel an einer starken hanfenen Schnur in die Züge hinab, da denn das Auf- und Niederziehn derselben allen Ruß abschabt.

In Ermangelung solcher Igelfelle kann man Beutel aus starkem Leder, welches, wie Wollkratzen, mit Drath besetzt ist, verfertigen lassen, und damit dasselbige erreichen.

chenluft von schädlichen Dünsten zu reinigen, und letzteres während des Gottesdienstes, weil sonst die Kirche während desselben zu zuchig seyn würde, indem die große Quantität Luft, die diese Windofen erfordern, sich zum Theil durch die geöfneten Thüren und durch die unvermeidlichen Fensterritzen ersetzen würde.

Sollen die Oefen mit Steinkohlen geheitzt werden, so ist wegen des gar zu häufigen Rußes derselben nöthig, noch eine andere Vorkehrung zu treffen, welche ich auf Erfordern zu beschreiben und mit Zeichnungen zu erläutern, mir vorbehalten muß.

Daß übrigens solche Kirchenöfen alle Vortheile und Erfindungen der besten Spaaröfen in sich vereinigen müssen, versteht sich von selbst, hierzu gehört manche bisher noch nicht beschriebene Erfindung, welche ohne Zeichnung sich nicht deutlich darstellen läßt.

Was ich oben gesagt habe, daß kein Eisen an solchen Oefen sichtbar seyn muß, zielt nicht bloß auf architektonische Schönheit, die nur gar zu leicht hierunter leiden würde, sondern es hat solches zur Hauptabsicht die Wärme die diese Oefen verbreiten, gesunder d) und angenehmer zu machen, und nicht bloß die Gegend des Ofens, sondern den ganzen Raum der Kirche möglichst gleich zu erwärmen, alles erhitzte Eisen ist der Gesundheit nachtheilig, und giebt einen durchdringenden Schein von sich, so daß man auf der einen Seite unerträgliche Hitze leidet, und auf der andern friert, anstatt daß erhitztes Gemäuer, eine Frühlingswärme über den ganzen Versammlungssaal verbreitet, ohne daß es bei dem Ofen selbst viel wärmer, als in den übrigen Theilen des Zimmers ist. Ja es scheint die Wärme, welche ein erhitztes Gemäuer der Luftmasse eines Zimmers mittheilt weit inniger mit ihr verbunden, die Wärme eines erhitzten Eisens weit flüchtiger in selbiger zu seyn. Letztere eilt weit mehr als erstere, der Decke des Zimmers zu, und wenn man in zwei Zimmern von gleicher Größe von gleicher Exposition, wovon das eine durch einen eisernen, das andre durch einen gemauerten Ofen gleich erwärmt ist, ein Fenster öfnet, so erkaltet erstes gleich, und letzteres behält seine Wärme.

Es bleibt

IV. nur noch über, einiger Zweifel, die man gegen Kirchenheitzung machen könnte, zu erwähnen.

Der erste Zweifel würde Besorgniß der Feuersgefahr, der zweite die Kosten der Anlage und der jährigen Feuerung seyn. Beide Zweifel scheinen nicht erheblich zu seyn.

Feuersgefahr würde durch Anlegung dieser Kirchenöfen nicht vermehrt, sondern vermindert, weil dadurch alle Feuerbecken, alle Heitzung der Kirchen-

d) Die Hitze eiserner Oefen tödtet Reseda Leucojen und viele andere Pflanzen, welche bei gleicher Hitze von gemauerten Ofen freudig fort wachsen, ist der Bau unsers Körpers mit seinen Saftröhren nicht in vielen Stücken den Pflanzen ähnlich? Wir Teutsche sind von Jugend auf an Eisenhitze gewöhnt, ganze Nationen, die Holländer, Engelländer und Franzosen, empfinden ihren Nachtheil sofort. Auch wir sind diesem Nachtheil ausgesetzt, bemerken solchen nur nicht.

chenherren, der Patronatstühle wegfallen würden; die Feuerbecken besonders werden jetzt in den hölzernen Stühlen, auf den Orgeln und Priechen gebraucht, wo das so viele Jahre ausgetrocknete Holz und viele andere sich äußerst leicht entzündende Gegenstände, eine billige Bedenklichkeit erregen. Anstatt dessen würden kleine Heitzkeller, die gar kein Holzwerk enthielten, mit nöthiger Vorsicht angelegt, die Schornsteine unten oder oben mit eisernen Klappen versehen, die, wenn man will, bei entstandenem Brande sich von selbst verschließen, mithin aller Gefahr, etwa einmal brennender Schornsteine, noch eher man sie merkt, ein Ende machen.

Die Kosten einer solchen Heitzbarmachung einer Kirche, würden zwar, zumal, wenn diese Oefen nach dem bisher Gesagten, der Kirche zugleich zur Zierde gereichen sollen, nicht ganz gering seyn; allein es läßt sich doch vorabsehen, daß sie nie ein im Verhältniß der dadurch beförderten mehreren Gesundheit und Bequemlichkeit des Publikums in Betracht kommendes Objekt ausmachen können. Das Mehr und Mindere dieser Kosten wird vorzüglich darauf ankommen, wie Bildhauer, Töpfer und Ziegelmeister des Orts sich einander unterstützen, und einer dem andern in die Hände arbeiten können und wollen. Die Capitale und Gesimse, welche der Ziegelmeister nach der gewöhnlich bei diesem Handwerk üblichen Kenntniß zu verfertigen nicht versteht, und in dem naſſen Thon, woraus der Ziegelformer streicht, nicht, sondern aus wachsweichem Thon geformt und gebildet werden müssen, müssen gleichwohl aus dem härteren Thon gemacht, und in dem höheren Feuer gebrannt werden, welcher und welches zu den härtesten Mauersteinen, die an der Maurerkelle Funken schlagen, erforderlich ist. Diese Verzierungen sowohl, als die ohne Lementirung 4 bis 6 Zoll dicken Wände des hohen Schafts, müssen ganz solide von Mauerstein, und dürfen daher nicht von leichtem Töpferthon, woraus die Kacheln der Stubenöfen gemacht sind, verfertigt werden, und keine Glasur haben, weil sie sonst die Feuchtigkeit und stärkeren Heitzung, denen sie in Kirchen ausgesetzt sind, nicht ertragen, sich auch nicht mit dem aufgesetzten Stucko oder anderer Bekleidung, vereinigen können.

Die Kosten der Heitzung selbst, können nicht beträchtlich seyn, und sollte ich glauben, daß durch völlig gut und zweckmäßig eingerichtete Oefen, die größte Kirche hier in Hannover, mit für zwei Reichsthaler bis ½ Louisd'or Holz oder Torf, hinreichend erwärmt werden könnte, wenn man nun ohngefehr rechnet, daß an 20 Sonn- oder Festtägen im Jahr, diese Heitzung nöthig seyn, und daß die Feuerung zur rechten wohlfeilsten Zeit angekauft, würde, so würde die jährliche Heitzung nur 40 bis 50 Rthlr. kosten. Das Heitzerlohn könnte man

jeden

jeden Heitzungstag auf 3 bis 4 mgr. und das Schornsteinfegerlohn das Jahr auf 24 mgr. rechnen, so, daß die jährliche Ausgabe einer solchen Kirchenheitzung etwa 43 bis 53 Rthlr. kommen würde. Eine Ausgabe die verhoffentlich nicht abschrecken darf, da sie zur Gesundheit der Mitbürger, und zu besserer Abhaltung des Gottesdienstes abzwecken würde c).

Hannover.

c) Die Heitzung der Opern- und Kommödienhäuser finde ich aus ähnlichen Ursachen verabsäumt, auch nöthig, und mit einiger Veränderung fast auf gleiche Weise zu erhalten.

Von den Thüren und Eingängen der Kirchen, Opernhäuser, Kommödien- und Redoutensäle, Börsen, u. dgl. m.

Vom Hofrath Ebell.

Es scheint Pflicht zu seyn, da zu warnen, wo man öffentliche Gefahr bemerkt, und dies ist bei den Thüren der Volksversammlungsorte der Fall. Fast ausschließend schlagen bei selbigen die Flügel nach innen a). Ein höchst gefährlicher Umstand.

Man denke sich einige hundert, vielleicht über tausend Menschen, in einem solchem Versammlungsorte, die in Gefahr, oder auch nur in Schrecken gerathen, und dann zu entfliehen trachten. Wie leicht kann dies durch einen Bliz, der den Thurm der Kirche während des Gottesdienstes trift, durch ein benachbartes Feuer, durch das Anbrennen einer Coulisse im Opern- oder Kommödienhause b), oder

a) Etwa vor 20 Jahren hatte die gewöhnliche im innern Schloßhof führende Thür, des großen Königl. Opernhauses hieselbst, diesen Fehler; ich machte einem Menschenfreunde, von dem die Policei in Hannover mit abhing, diese Gefahr bemerklich, und dieser bewürkte deren Abstellung, die Thürflügel wurden verändert, und nach außen schlagend vorgerichtet. Bei der Veränderung des hiesigen Gefangenhauses zum Kleverthor, soll jezt, in gleicher menschenfreundlicher Absicht, die Hausthür nach außen schlagend vorgerichtet werden.

b) Wenn ich nicht irre, war es 1740. als ein solcher panischer Schrecken, wegen des Anbrennens einer Coulisse im hiesigen Opernhause, die Versammlung ergriffen hat; das Feuer war der Erzählung nach sehr bald gelöscht, und der König Georg der Zweite, der eben im Schauspiele gegenwärtig war, und welchem in weit wichtigeren Gefahren, bekanntlich nie die Gegenwart des Geistes verließ, soll die Versammlung selbst angeredet, und zu überzeugen gesucht haben, daß überall keine Gefahr vorhanden wäre. Dennoch ist das Gedränge am Ausgange so groß gewesen, daß nicht alles Unglück verhütet werden können.

oder auch nur, durch eine panische Furcht, geschehn?

Alles drängt nach den Thüren, um der Gefahr eilend zu entrinnen. Ein solches Gedränge läuft am stärksten an den Wänden hinaus, waren die Flügel der Thür offen, so werden sie hierdurch zugedrängt, und waren sie zu, so verhindert die entsetzliche Gewalt, die ein Gedränge immer mit sich führt, daß solche Flügel geöfnet werden können c). Vorstellungen und Gewalt, sind in solchen Augenblicken vergeblich. Alsdenn bleibt nichts übrig, als die Thüren von außen aufzuhauen, aber dies wirkt neue Gefahr für die einwendig gegen diese Thüren Gedrängten, und ist auch nicht so leicht. Ehe man dazu Anstalt machen und damit zu Stande kommen kann, kann schon durch das Gedränge, mancher Mitbürger um Gesundheit und Leben gebracht seyn. Ja, wenn nicht bloß Schrecken, oder entfernte, sondern würklich nahe Gefahr, die Ursache des Gedränges war, so kann leicht die einzige Zeit zur Rettung Vieler, versäumt seyn, ehe dies Aufhauen einer zugedrängten Thür geschehen konnte.

Also mögte ich gern allen, von denen die Bauveränderungen der Kirchen und anderer Volksversammlungsorte abhängen, recht warm ans Herz legen, daß sie doch ja die Thürflügel derselben nach außen schlagend vorrichten lassen mögen.

Ich weiß wohl, daß eine nach innen schlagende Thür, dem Auge des Baukunstverständigen besser gefällt, daß solche mehr palladischen Regeln gemäß ist, allein wer wird nicht gern dergleichen Zierde hintan setzen, wenn öffentliche Sicherheit und Mitbürger Erhaltung, diese Hintansetzung der Kunstregeln erfordert. Zudem kann es dem Baukenner, nicht schwer werden, auch nach außen schlagende Thüren zu erfinden, welche in Regelmäßigkeit und Schönheit denen nach Innenschlagenden wenig oder nichts nachgeben. Gern wollte ich hierzu Vorschläge liefern, wenn solches ohne Zeichnung möglich wäre. Eine zweite Bitte an die Baudirectionen der Komödien- und Opernhäuser ist, daß doch die einzelnen Stuffen in den um die Logen herum und zum Ausgang führenden Gängen vermieden werden mögen. Ein Fehler, welchen die meisten Schauspielhäuser, die ich je gesehen, haben, und welcher bei entstehender Gefahr und Hinausdrängen einer zahlreichen Versammlung das größte Unglück veranlassen kann. Ueber solche Stuffen, worauf man im Augenblick des Schreckens nicht achtet, fallen Einzelne, und über diese gefallene Personen, werden durch die unaufhältliche Gewalt des Gedränges an-

c) Das Gedränge würket gegen solche, nach innen aufschlagende Thürflügel, wie der Strom gegen die Thüren einer Schleuse, die er selbst verschließt.

andre hergeworfen. Ich könnte namentliche Beispiele hiervon, aus dem Vorgang von 1740. dessen ich eben in der Note erwähnt habe, anführen. Besonders auffallend und Schaudervoll aber ist das Beispiel, wie im Jahr 1770. bei einem Feuerwerke in Paris auf dem großen Platz Ludewigs des 15ten, über ganz unbedeutende kleine zum Abzug des Wassers gemachte Gräben oder Gossen d), Einzelne im Gedränge fielen, andre über diese her gedrängt auch fallen mußten, und die Volksmenge sich über einander herfallend, so anhäufte, daß mehr als 600 Personen tod auf der Stelle geblieben seyn sollen. Was hier auf einem sehr großen freien Platz ohne beträchtliche Ursache des Schreckens und der Bestürzung geschehn, das kann und muß, fast unfehlbar, in engen Gängen und in dem Schrecken einer nahen Gefahr statt haben, und das hierdurch veranlaßte Sperren der Ausgänge, muß neues Unglück nach sich ziehn.

Drittens haben die meisten Schauspielhäuser die gar nöthige Einrichtung, auf den Fall eines Nothstandes mehrere Ausgänge zu haben, allein es verdienten solche Ausgänge durch Inschriften, die durch die, in den Gängen ohnehin nöthige Leuchten, erhellet wären, oder auf andere Weise e), dem Publiko bekannt gemacht zu werden.

Da diese mehreren Ausgänge, meistens unbekannt sind, so haben sie bei entstehender Gefahr ihren Nutzen nur sehr unvollkommen, und drängt dieser mehreren Ausgänge ungeachtet, dennoch gewiß alles nach dem gewöhnlichen Ausgange hin.

Vielleicht geben diese wenigen Bemerkungen, denen auf die öffentliche Sicherheit und auf die Sicherheit des die Schauspielhäuser besuchenden Publici aufmerksamen Baudirectionen, Veranlassung diesen Gegenstand in einige Erwägung zu ziehn, wodurch die Absicht dieser Zeilen völlig erreicht seyn würde.

Hannover.

d) Es trug noch einiges Andere zur damaligen Volksverwirrung auf dem Ludewigsplatz bei, welches aber nicht hierher gehört. Die Franzosen geben uns oft warnende Beispiele, wie sehr die Impetuosität ihres Charakters schade.

e) Vielleicht am besten durch eine Note, von Zeit zu Zeit, unter das Komödienzettel.

Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Freitag, den 14ten September 1792.

An den Herrn W. in Neustadt unterm Hohnstein, Ueber das Aderlassen bei Erstickten.

Vom Herrn Doctor Conradi in Hameln.

(S. des neuen hannov. Magaz. 19tes Stück von 1792. Seite 303.)

Die Todesart der im Wasser Ertrunkenen, und diejenige, welche durch schädliche Dünste, als Kohlendampf, fixe Luft, entzündbare Luft, Luft aus lange verschlossen gewesenen Kloaken, Brunnen, Gräbern, Gewölben, Kellern, u. s. w. bewirkt wird, ist zweifach, und die eine ganz verschieden von der andern.

Die erste tödet durch Hemmung des Athemholens, theils suffokativisch, theils apoplektisch, die zweite durch plötzliche Unterdrückung ja Tödtung der Nervenkraft. Jene Todesart kann man ihrer Natur und Symptomen nach, füglich mit dem Blutschlag, diese, mit dem Nervenschlag vergleichen.

Der Aufenthalt in einer, mit dem Dampfe unausgebrannter Kohlen verderbten Atmosphäre, oder in fixer Luft, u. s. w. bewirkt eben sowohl eine Hemmung des Athemhohlens und Erstickung mit allen ihren Folgen, als der Aufenthalt unter dem Wasser. Diejenigen Personen, welche auf diese Art ersticken, sterben theils an einem wirklichen Steckflusse, theils an einem Blutschlage, denn durch den gehinderten Durchgang des Blutes durch die Lungen, (welcher mit einer jeden Hemmung des Athemholens verbunden ist, und ohne welchen sich keine Erstickung denken läßt,) entsteht die äußerste Ueberfüllung der rechten Herzkammer und der großen zurück führenden Blutadern, ein gehinderter Rückfluß des Blutes vom Kopfe, und die Anhäufung und Ausdehnung der Blutadern im Gehirn, daher findet man oft, bei den Erstickten außer den Zufällen eines Steckflusses, die Gefäße des Gehirns vom Blute aufgetrieben, das Angesicht dick und roth, die Augen starr, hervor getrieben und roth, die Zunge aufgeschwollen, so, daß sie wohl aus dem Munde hervorragt.

Bei Erstickungen, welche durch Wasser, Kohlendampf, fixe Luft, Bettkissen, Erwürgen, u. s. w. hervorgebracht sind, und besonders wo die oben genannten äußerlichen Zeichen der Apoplexie einigermaaßen sichtbar sind, ferner wenn der Scheintodte kurz vorher durch hitzige Getränke, Leidenschaften oder durch starke Bewegung sehr erhitzt, und vollblütig war, oder überhaupt einen habitum apoplecticum zu haben scheint; so wird ohne Zweifel ein Aderlaß das erste schickliche Mittel zur Wiederbelebung seyn, denn es vermindert die Anhäufung und den Druck des Blutes auf das Gehirn, wodurch die Nervenkraft in ihrer Quelle versiegt, oder ihr Einfluß auf die zum Leben nöthigen Verrichtungen unwiederbringlich gehemmt wird. — Man erreicht diese Absicht am besten durch die Oefnung der Drosselader. — Ehe das Gehirn nicht vom Drucke durch ein Aderlaß befreiet ist, werden die reitzenden Mittel, welche man außerdem zur Belebung anwendet, schwerlich auf die in ihrer Quelle unterdrückte Nervenkraft, einigen Einfluß haben können.

John Hunter a) welcher das Aderlassen bei Ertrunkenen, als ein schwächendes Mittel verbietet, nimt zwar an, daß bei jenen die Respiration gehindert ist, und folgert aber daraus den Stillstand des Herzens, als die einzige Ursache des Todes, ohne der so häufigen und natürlichen apoplektischen Zufälle als Folgen der unterdrückten Respiration zu erwähnen. Ein gelehrter Recensent sagt, „Herr Hunter schreibt gar nicht aus eigener Erfahrung, daher man seine Vorschriften nicht so ganz ohne Wiederrede anzunehmen braucht." — Der eben beschriebene suffokativische und apoplektische Scheintod, scheint aber durchaus ein Aderlaß zu erfordern, und der Schaden, welchen es als ein nervenschwächendes Mittel hervorbringen soll, ist nur scheinbar, denn es hebt gerade die Ursach, welche die Nervenkraft in ihrer Quelle unterdrückt. — Ein Purgiermittel, das an sich eine schwächende Arznei ist, schwächt in gastrischen Fiebern bei noch so großer Schwäche des Kranken, doch nicht, weil es die Ursach der Schwäche benimt. Die von großer Vollblütigkeit unterdrückten Kräfte, werden durch ein Aderlaß gehoben. — So ists auch der Fall bei den suffokativisch-apoplektischen Scheintodten.

Einer andern Todesart sterben aber diejenigen, welche plötzlich durch Dünste, aus lange und gänzlich verschlossen gewesenen Kloaken, alten Brunnen, Gräbern, Gewölben, Kellern, u. s. w. und durch entzündbare Luft ums Leben kommen. Diese Dünste

a) Proposals for the recovery of people apparently drowned, by *John Hunter* Esq. F. R. S Lond. 1776. 4 in den Philosophical Transactions of the Royal Society of Lond. Vol. LXVI. 1776.

sie tödten nicht bloß durch eine Hemmung des Athemhohlens und durch eine Erstickung, sondern sie unterdrücken oder tödten die Nervenkraft wie eine Pestilenz. Der Tod erfolgt durch dergleichen Ausdünstungen gewöhnlich so plötzlich, daß es scheint, als ob eine Stockung des Bluts in den Gefäßen des Kopfes, und eine durch Ausdehnung des Blutes verursachte Zersprengung der Gefäße, wie Portal b) meint, nicht die Ursach desselben sey, weil nur solche langsamer den Tod verursachen würde. Auch tödten diese giftigen Dünste nicht durch Hemmung des Athemholens, denn so geschwind tödtet kein einziges erstickendes Mittel, zehen und mehrmal länger kann man unter dem Wasser ohne Schaden zubringen, als in einem solchen Dunste, endlich ist auch die Lunge der hierin umgekommenen Thiere, wie es Bucquet's c) Versuche beweisen, anders beschaffen, als diejenige der Erstickten, Ertrunkenen und Erdrosselten. Es leidet vielmehr das Nervensystem unmittelbar, und es entsteht daraus ein sogenannter Nervenschlagfluß. Daß diese Dünste vorzüglich auf die Nerven wirken, beweiset auch die Beobachtung des Herrn Lorry, daß einige Personen, welche das Unglück gehabt haben, dergleichen pestilenzialischen Dünsten ausgesetzt zu seyn, an einem wahren Tetanus (Todenkrampf) gestorben sind. Ferner, kein Geschöpf kann sich natürlicherweise an Ursachen, welche das Athemhohlen hemmen, gewöhnen, aber durch die Gewohnheit können die schädlichsten dieser Dünste ohne Einfluß auf den Körper seyn, weil sich die Nerven oft an die schädlichsten Dinge nach und nach gewöhnen. Daher kömmts, daß die Frösche, wenn man sie der entzündbaren Luft aussetzt, ohne großen Nachtheil darin fort leben, denn die Sumpfluft, ihr Element, kömmt sehr mit der entzündbaren überein, dahingegen Vögel und andere Thiere, in wenigen Sekunden darin verscheiden. In andern schädlichen Luftarten aber, an welche die Frösche nicht gewöhnt sind, haben sie vor andern Geschöpfen nichts voraus.

Durch frische Luft und reizende, die unterdrückte Lebenskraft erweckende Mittel, werden diese Scheintodten geschwinder und öfter wieder ins Leben gebracht, als jene eigentlich Erstickten. Ein Aderlaß würde dieser Gattung von Scheintodten höchst nachtheilig seyn, indem es hier, wo bloß reizende Mittel angezeigt sind, wirklich schwächend wirken würde.

Portal d) scheint darin gefehlt zu haben, daß er diesen wichtigen zweifachen Unterschied der Ursachen, der Erstickung und des Nervenschlages,

b) Hist. de l'Acad. des scienc. A. 1775. à Paris 1777. p. 492. u. f.
c) Mem. de la societé Royale de Med. T. I. 1776. p. 177.
d) Hist. & Memoir. de l'Acad. des scienc. Ann. 1776. à Paris 1777. p. 492. u. f.

nicht bestimmt, und daher das Aderlaß zu allgemein empfohlen hat. Warum er es aber zu früh verordnet haben soll, sehe ich nicht ein, denn da, wo es paßt, kann es nicht zu früh verordnet werden.

Mit diesem Aufsatz, mein Hochgeehrtester Herr W! den ich nur als einen schwachen Versuch über diese Materie ansehe, kann ich mir nicht schmeichlen, Ihr Verlangen schon ganz erfüllt zu haben. Ich werde mich daher gern über das, was ich vielleicht entweder unrichtig, oder gar nicht behandelt habe, belehren lassen. Vielleicht wäre es auch besser ausgefallen, wenn ich einige Schriften, die zu dieser Materie gehören, selbst besitzen oder hier leihen könnte.

Zum Schluß will ich nach vielen traurigen Beispielen eins e) erzählen, zur Erläuterung der unglaublich schnell tödlichen Wirkung der eingeschlossenen Dünste.

Herr Faure, ein Kaufmann in Narbonne, ließ nahe an einem alten, großen, lange nicht gereinigten Kloak, ein neues 18 Fuß tiefes anlegen. Der eine Maurer, der auf einem 11 bis 12 Fuß hohen Gerüste in dem neuen Graben stand, kam Morgens um 9 Uhr (d. 16ten April 1779.) dem Gemäure des alten Kloaks zu nahe: es brach, und ein Strom — ergoß sich in den Graben mit großer Gewalt. Der unten im Graben arbeitende 29 Jahr alte, ergriff augenblicklich seine Gehülfin, ein Mädgen von 17 Jahren, um sie zu retten, allein der gute Jean Dartigues und die arme Marie Noyer, stürzten erstickt in den damals einen halben Fuß hohen Strom, dessen Zufluß immer zunahm. Gabriel Olive, ein starker Mensch von 32 Jahren, derselbe Maurergesell der zum Ausfluß Anlaß gegeben hatte, stieg auf der angesetzten Leiter hinunter vom Gerüste, seinem Kameraden zu Hülfe, stürzte aber selbst von dem giftigen Dunste betäubt hinab, und blieb bei ihm liegen. Pierre Verdier, ein dritter Maurergeselle, 56 Jahre alt, fällt auf dem Gerüste um, und liegt lebloß. Sein 14jähriger Sohn will ihm helfen, stürzt aber entkräftet in den Graben. Barthez ein Kaufmann, 38 Jahre alt, klein aber stark, eilt zu ihrer Rettung die Leiter hinab, und rührt schon einen von den Leblosen an, als er selbst niedersinkt und den Geist aufgiebt. Faure kömmt nun selbst, ruft einen jungen Menschen, der auf der Leiter schon blaß geworden war, zurück, steigt selbst hinab, fällt aber zwei Klafter tief zu den andern. Alles dies geschieht in einer halben Stunde. Antoine Zarnier, ein 56 jähriger Schuster, trocken und stark, und Caraquet, ein Böttcher von 35 Jahren, probieren es auch, und haben dasselbe Schicksal. Die beiden Neffen des Herrn Faure, eilen herbei, bringen eine Winde zuwege, der eine von ihnen läßt sich in Stricken hinab,

e) Journ. de Med. Chir. Pharm. &c. 1779. Tom. LII. August.

hinab, und holt seinen Oheim herauf, nachher auch den Verdier vom Gerüste. Ein Kerl bringt nach und nach die andern 7 Erstickten an die frische Luft, wo sie aber kein Lebenszeichen mehr von sich gaben. Es war um eilf Uhr. Die Stadtobrigkeit erscheint, läßt eine Menge ungelöschten Kalk in den Graben werfen, und die 7 Todten auf einen Kirchhof bringen. Faure und Verdier der Vater, wurden nun den Aerzten und Wundärzten anvertrauet. Faure starb. Verdier wurde aber mittelst Begießen mit kaltem Wasser und einem Trunk Essig, wieder zu sich selbst gebracht.

Anwendung des Kupfers zur Grünspanbereitung.

Die Franzosen ziehen das meiste Kupfer zu ihrem Grünspan aus Schweden und Deutschland. Da diese aber die Fracht und auch den Kupferpreis bei der Kupferverwandlung in Grünspan heraus bringen, so muß es wohl der Mühe lohnen, das Kupfer zu diesem Behuf zu verwenden, und Deutschland und dessen kupferreiche Länder sollten billig aufmerksam auf diese Umstände seyn. Lange genug hat Frankreich dieses Produkt fast monopolisch in den Handel gebracht, und schwedisches und deutsches Kupfer erkauft, um Grünspan daraus zu bereiten, und selbigen dem größten Theile Europens zuzuführen.

Herr Serane hat in den Schriften der Akademie zu Montpellier durch viele Versuche dargethan, daß eine Kupferplatte, welche ein Pfund Grünspan geliefert hat, von ihrem eigenthümlichen Gewicht nicht mehr als vier Unzen Kupfer verlohren habe. Man berechne nun den Werth von vier Unzen Kupfer, und den Werth eines Pfundes Grünspan. Der letztere ist bei den gewöhnlichen Broden 14 ggr., und nun entscheide man, ob die Anwendung des Kupfers zu Grünspan nicht vortheilhaft ist. In Frankreich ist das Geschäft von dem Betracht, daß man bloß zu Montpellier in den Jahren 1748. bis 1755. 10,000 Centner Grünspan verfertigte.

Es ist in Frankreich häufig ein Geschäfte alter verlebter Personen, vorzüglich auch des weiblichen Geschlechtes, und öfters selbst bei Dienstboten ein Nebenverdienst. Auch dieses giebt dem Staatswirthe einen Wink, daß die Grünspanbereitung für Bergbaugegenden ein gutes Nebengeschäft ist, wofür die Regierung in dergleichen Orten sehr zu sorgen hat, um dadurch das Arbeitslohn desto leichter mäßigen zu können.

Man verfertigt in Frankreich den Grünspan auf zweierlei Art.

Die

Die eine nennt man dort die alte, und sie besteht in folgender Behandlung.

Man weichet Weintraubenkämme in starken und guten Wein in unglasurten Gefäßen ein, nimt sie nach 8 Tagen heraus, läßt sie abtröpfeln, und macht sie zu Ballen; man bringt sie hierauf wieder in ähnliche irdene Gefäße, die oben weiter und unten enger sind, gießt den vorigen Wein wieder darauf, und deckt diesen Topf mit einem Zolldicken geränderten Strohdeckel fest zu, worauf man die Masse einer Essiggährung überläßt. Ist dies vollendet, welches im Sommer nach 7 oder 8 Tagen erfolgt, im Winter aber 10 bis 12 Tage dauert, so läßt man die Kämme, welche nun mit der Säure des Weins angefüllt sind, abtropfen, schüttet sie mit Kupferplatten in Töpfe, und bedeckt sie. Alles dies geschieht zu jeder Jahrszeit in Kellern. Sind die Kupferplatten neu, so müssen sie vorher 24 Stunden in schon fertigen Grünspan gelegt, und vor dem Einschichten erwärmt werden.

Man nimt sodann die grün angelaufenen Kupferbleche, sobald sich weisse Punkte auf denselben zeigen, heraus, setzt sie in Kellern über einander, und befeuchtet sie von Zeit zu Zeit, wenn sie trocken sind, mit Wasser, oder dem vorbemerkten zu schwachen Essig gewordenen Weine, und legt sie wieder über einander. Man wiederholt dieses dreimal hinter einander, wo denn von Zeit zu Zeit der Grünspan anschießt, und anschwillt, und mit einem stumpfen Messer abgeschabt wird.

Die zweite Methode aber, welche man in Frankreich die neuere nennt, ist eigentlich die allerälteste, welche schon Dioscorides kennt; das Verfahren dabei ist weit leichter und weniger kostbar. Man nimt Trebern von rothen Trauben, mit oder ohne Kämme, wobei die schwarzen und schimmlichten weggeworfen werden müssen. Mit diesen füllt man ein unglasurtes irdenes Gefäß bis auf einige Zoll, deckt dies mit einem Deckel zu, und läßt es mehrere Tage lang im Keller stehen; bemerkt man die Erhitzung der Treber, so giebt man acht wenn die Wärme aufhört oder die untere Seite des Deckels trocken wird. Am sichersten ist das Kennzeichen, wenn man ein Kupferblech Abends auf die Trebern legt, und den Morgen darauf eine dünne Schicht Grünspan sich darauf zeigt; bemerkt man dieses, so nimt man die Trebern aus dem Topfe, bringt sie in einen andern leeren Topf oder Korb schichtweise einen halben Zoll dick abwechselnd mit Kupferblechen, so, daß die oberste und unterste Schicht Trebern sind. Wenn nun die obern Kupferplatten an ihrer Oberfläche weisse Punkte haben, so nimt man sie heraus, befeuchtet sie mit Wasser, und legt, oder lehnt die Kupferbleche an und über einander.

Bei dieser Art kann man weit mehrere Kupferbleche in einen Topf bringen,

gen, als bei der andern Art, und man erspart über dies den Wein gänzlich, ob es gleich nicht zu leugnen ist, daß die Trebern von guten Weinen auch hier besser sind, als die von schlechtern Arten. Auf alle Fälle aber ist diese Bereitung leichter und wohlfeiler.

Statt der Weintraubentrebern kann man sich mit gleichem Nutzen der Trebern, vom wildem und zahmen Obst, imgleichen des Obstcyders zur Bereitung des Grünspans bedienen, und es wäre wohl der Mühe werth, daß man mehrere vegetabilische, vorzüglich starke Säuren dazu versuchte.

Etwas über die Kälberzucht.

Die Gesellschaft zur Beförderung des Landbaues in Dublin, hat nachfolgende neue Art, mit der Milch einer einzigen Kuh zu gleicher Zeit vier bis fünf Kälber aufzuziehen bekannt gemacht. Man nimt ein irdenes, mit einem festschließenden Deckel versehenes Gefäß, thut weiches und junges Heu hinein, nachdem man es ein- oder zweimal zerhackt, so viel, als hinein geht, drückt es mit der Hand etwas nieder, füllt es darauf mit kochendem Wasser, und deckt es fest zu. In einigen Stunden bekommt dies Wasser völlig die Farbe von starkem Aufguß von Thee, und enthält die ganze Kraft und Eigenschaften des Heues. Es hält sich zwei Tage, selbst im Sommer, und man kann es abgießen, oder auch in dem Gefäße lassen.

Sobald das Kalb drei oder vier Tage alt ist, und durch Säugen gehörig abgeführt hat, giebt man ihm von diesem Getränke, und zwar im Anfang $\frac{3}{4}$ Milch, und $\frac{1}{4}$ Heuwasser. Drei bis vier Tage nachher nimt man aber $\frac{2}{3}$ Milch und $\frac{1}{3}$ Heuwasser und giebt dem Thiere Abends und Morgens milchwarm davon zu trinken; dies muß aber allmählig geschehn, so, daß es anfangs $\frac{3}{4}$ erhält, und nach und nach gegen das Ende des Monats das Ganze.

Im zweiten Monate giebt man dem Kalbe, außer seinem bestimmten Maaße von $\frac{3}{4}$ Heuwasser und $\frac{1}{4}$ Milch, eine Handvoll weiches Heu, wovon es anfangen wird, zu fressen; oder leidet es die Jahrszeit, z. B. im Mai, so treibt man es auf einen reinen und gesunden Graßplatz, der mit einem Graben oder sichern Gehege umgeben, und vor den Winden geschützt ist. Auf eben die Art fährt man den dritten Monat fort; und fängt es denn gegen das Ende desselben an gut zu grasen, oder Heu zu fressen, so kann man den vierten Theil Milch zu dem Heuwasser schon verringern, und selbst statt der frischen, abgerahmte oder gute Buttermilch nehmen. Nach dem Ende des dritten Monats hat man nicht mehr nöthig, es mit derselben

selben Sorgfalt zu ernähren, wenigstens reicht es hin, wenn man ihm einmal des Tages Heuwasser giebt, selbst nicht einmal, wenn es im Sommer ist.

Der große Nutzen dieses äußerst einfachen und gar nicht umständlichen Mittels, ist so einleuchtend, daß es keiner weitern Empfehlung bedarf. Der ärmere Landmann schlachtet gemeiniglich seine Kälber, oder schaft sie sich auf die eine oder andere Art vom Halse, vorzüglich: wenn sie im Anfange des Jahrs fallen, weil er die Milch zur Ernährung seiner Familie durchaus nicht entbehren kann. Viele Kälber werden jährlich eingebüßt, sobald die Mütter krank werden oder sterben, so daß schon eine beträchtliche Anzahl heraus kommen würde, wenn man sich die Mühe nehmen und in einem Distrikt nur von ein Paar Geviertmeilen, die Todtenlisten von den gestorbenen aufzeichnen wollte. Gewiß keine unfruchtbare Arbeit zur Belehrung und Aufklärung des Landmanns. Diejenigen Kälber, welche man gewöhnlich mit etwas Milch von der Kuh, und nachher mit Butter- oder abgerahmter Milch aufzieht, oder einen Trank aus Erbsen, Bohnen, oder Habermehl, haben gemeiniglich einen hängenden Bauch, sind kurz und schlecht gebauet, und sterben entweder bald, oder sind auch zu nichts nütze.

Hierdurch geht alle Jahr eine erstaunliche Menge junges Vieh verloren, das durch dieses Mittel zum großen Vortheil des Handels und des Landmanns hätte können erhalten werden.

Noch ein Mittel wider den Maulwurf.

(Man sehe das 46ste Stück v. d. J.)

Frischer Ziegenmist wird auf alle die Stellen gebracht, wo man Maulwurfshügel wahrnimt; und der bloße Geruch vertreibet die ungebetenen Gäste.

Bei dem Schierling aber ist diese Vorsicht zu gebrauchen, zu verhüten, daß nicht andere Thiere davon fressen. Denn, da der Schierling giftig ist, so würden sie davon sterben. Man kann daher dieses vorgeschlagene Mittel nicht auf dem Felde, sondern nur in verzäunten Gärten anwenden. — Uebrigens werden die Hasel- oder wälschen Nüsse abgeschälet und mit einer guten Hand voll Schierlingskraut 1½ Stunden in Wasser gekochet. Der Maulwurf frißt die Nüsse gern; und alle, die davon gefressen haben, findet man todt in ihren Löchern.

E. Mr. Kand.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Montag, den 17ten September 1792.

Kurze Nachricht von hannoverischen vegetabilischen Hüten.

Daß man aus der Wolle verschiedener Pflanzen und Bäume, mit Vortheil gute, dauerhafte und dabei wohlfeile Hüte verfertigen könne, und daß solche an mehrern Orten bereits seit einigen Jahren daraus gemacht werden, dies habe ich nicht allein in diesem Magazin, sondern auch in meinen ökonomischen Aufsätzen a) weitläuftig gezeigt.

Der hiesige Hutmacheramtsmeister Herr F. G. Gräven, ist zwar wider mich aufgetreten, und hat im 92ten Stück dieser Blätter vom Jahre 1789., imgleichen in einer kleinen 1½ Bogen starken besonders gedruckten Schrift b), Namens des gesammten hiesigen Hutmacheramts behauptet, daß alle vegetabilische Haarwolle, sie möge Namen haben, und so fein seyn, wie sie nur immer wolle, mit gar keinem Vortheil zu Hüten zu gebrauchen sey, und zwar deswegen, weil ihr, wie er sagt, die innerliche Kraft des Zusammenziehens, die alles thierische Haar in sich enthielte, und allein die Krimpfung, das einzige Fundament, worauf bei der Hutmacherei alles ankomme, bewirke, gänzlich fehle, allein das beliebte wittenbergische Wochenblatt c), hat Hrn. Grävens Behauptung bereits hinreichend wiederlegt, und auch ich habe das darüber gesagt, was darauf zu erwiedern war d).

Wie ich meinen Landsleuten einige neue Hutmaterialien aus dem Pflanzenreiche vorschlug, hatte ich keine andere Absicht dabei, als durch die Anwendung dieser vaterländischen Produkte, welche wir im Ueberfluß haben, und die bis jetzt wie unbrauchbar

a) Schwerin, 1791. gr. 8. Seite 432. f.

b) Sie führt folgenden Titel: Ist es nutzbar, die im 28sten und 29sten St. des hannoverischen Magazins 1790. (von mir) gepriesenen Materialien aus dem Pflanzenreiche, zu Hüten zu gebrauchen? Hannover, gedruckt bei Lamminger, 1790. 8.

c) Von 1790. Stück 5. Seite 38.

d) In meinen schon erwähnten ökonomischen Aufsätzen, Seite 443. f.

bar verfaulen müssen, die im Preise immer höher steigenden Biberhaare und Hasenfelle entbehrlicher zu machen. Daß ich Widersprüche finden, daß es schwer halten würde, meinen Vorschlag in Gang zu bringen, sahe ich vorher, denn bloß mit Worten läßt sich gewöhnlich der Handwerker von neuen Vortheilen bei seinem Metier nicht überzeugen, und verlangt nicht mehr zu wissen, als ihm sein Vorgänger gewiesen. Kann man ihm aber bereits von Andern gemachte Versuche vorlegen, hat er nur erst einmal selbst Versuche gemacht, und sich dadurch von der Möglichkeit und Nützlichkeit derselben überzeugt, so treibt ihn alsdenn sein eigener Vortheil schon an, seinen gemachten Versuchen immer mehr Güte zu geben, und sie nach und nach ins Große zu treiben. Ich hatte beinahe schon alle Hofnung aufgegeben, daß jemals ein vegetabilischer Hut in Hannover verfertigt werden würde; indessen habe ich endlich doch das Vergnügen gehabt, zu bewürken, daß sich ein hiesiger geschickter Hutmachermeister, in Verbindung mit einem andern erfinderischen Kopfe, endlich entschlossen hat, Versuche hierin zu machen, und wie solche ausgefallen, mögen Kunstverständige selbst beurtheilen. Folgende Probehüte kann jeder im hiesigen K. Ch. Intelligenzcomtoir in Augenschein nehmen:

1) Einen kleinen Hut, ohne alle Appretur, halb von gemeiner Schafwolle und halb von Distelwolle e) verfertigt.

2) Einen großen runden ungefärbten Hut mit Appretur, von 5 Loth dänischer Wolle und 5 Loth Distelwolle.

3) Einen dergleichen Hut vom nemlichen Material, in nemlicher Quantität, schwarz gefärbt.

4) Einen runden kleinen Hut, halb gemeine Schafwolle und halb Wollengras f), ohne alle Appretur.

5) Einen dergleichen großen Hut, von 5 Loth Wollengrase und 5 Loth dänischer Wolle, ungefärbt, mit Appretur.

6) Einen dergleichen großen Hut vom nemlichen Material, in gleicher Quantität verfertigt, mit Appretur und schwarz gefärbt.

7) Einen kleinen runden Hut, von verfeinertem Flachse, mit Appretur.

Bemerklich mache ich hierbei, daß diese Hüte bloß in der Absicht gemacht worden, um die Möglichkeit zu zeigen, ohne Biber- Kaninchen- oder Hasenhaare einen guten leichten, feinen und dauerhaften Hut zu verfertigen. Daß die Versuche in der Folge immer vollkommner ausfallen werden

e) Es ist die Wolle der gemeinen Wegdistel, welche häufig unter Steinen aufwächst.
f) Linagrostis. Es wächst auf magern Wiesen, und vor allen in den zellischen Moorgegenden, häufig. Ich habe für eine geringe Kleinigkeit ganze Säcke voll davon zur Papierverfertigung sammeln lassen.

den, leidet gar keinen Zweifel. So wird man z. B. auf Nro. 2. und 5. hin und wieder noch kleine Stückchen Hülse von dem Saamen der Pflanzenwolle finden, allein diese Hüte können so fein, rein, und weiß geliefert werden, wie Hüte von weissem Kaninchenhaar, welches auch bei Nro. 7. der Fall ist.

Bei Nro. 6. ist beim Fachen ein Fehler vorgegangen, wodurch der Hut eine dünne Stelle bekommen hat.

Die Hüte selbst sind auf folgende Art verarbeitet: die Pflanzenwolle ist mit der thierischen Wolle durchgeschlagen, und das Filzen eben so, wie bei gewöhnlichen Hüten verrichtet. Bei der Walke ist gleich der schwierigste und mühsamste Weg gewählt, die Hüte sind nemlich roh, d. i. ungekocht in Essigbärme gewalket. Bekannt aber ists, daß ein gekochter Filz einen bessern Zug bekommt, mithin auch in weit kürzerer Zeit, und dabei fester gewalkt werden kann. Statt der Essigbärme kann man auch eben sogut Brantweinwäsche, jeden Eimer voll mit etwa 3 Loth Weinstein vermischt, zur Walke gebrauchen.

Sowohl die Hüte von Graßwolle als von Distelwolle, erfordern keine längere Zeit zum Walken, als ein mit Hasenhaar durchgeschlagener Hut. Die Appretur ist den Hüten auf die gewöhnliche, jedem Hutmacher bekannte Art gegeben, und überall weiter keine Künstelei dabei vorgenommen.

An der Farbe der beiden Probehüte Nro. 3. und 6. wird hoffentlich kein Kunstverständiger etwas zu tadeln finden. Sie ist vollkommen schwarz, egal, und glänzend, und so gut, wie man sie nur immer bei schwarzen Hüten vom gewöhnlichen Hutmaterial finden wird, ohnerachtet doch bekanntlich Pflanzenwolle immer weit schwerer zu färben ist, als thierische Wolle. Diese vegetabilischen Probehüte sind auf eine Art gefärbt, welche nur halb soviel Zeit und Feuerung erfordert, als die gewöhnliche Färbung zweier Hüte von gleicher Größe, von thierischem Haar. Alle Künsteleien sind dabei vermieden, alle theuren Farbematerialien, die oft so wenig zur Haltbarkeit als Schönheit des Huts etwas beitragen, sind gänzlich dabei erspart. Wer das Recept dieser neuen Hutfärberei zu haben wünscht, kann solches vom Herrn August Christoph Barck, bei der Aegidienkirche, für einen Thaler Cassenmünze erhalten.

Bei dem Einsammeln und Zubereitung der Graß- und Distelwolle zu Hüten, ist folgendes zu beobachten. Sobald die Wolle gesammelt worden, muß sie gleich aus ihren Saamenkapseln, oder Hülsen, gezogen werden. Vorzüglich ist solches bei der Distelwolle nöthig, denn läßt man selbige nur 24 Stunden in der Hülse stecken, so hebt sie sich von selbst heraus, und die Hälfte der Wolle geht verlohren. Hat man gleich nach dem Einsammeln keine Zeit, die Wolle von ihrer Hülse

zu befreien, so packe man sie fest in einen Sack, oder noch besser in einen mit Gage überzogenen Kasten, damit, wegen ihrer außerordentlichen Leichtigkeit, nichts davon verwehen kann. Doch ist es auch nicht gut, solche Wochen lang so liegen zu lassen, und am besten und sichersten ist's allemal, sie gleich auszuzupfen. Nach dem Auszupfen schneidet man von dem untersten Ende der Wolle das Saamenbehältniß und die nassen Enden mit einer Scheere ab, und trocknet sie alsdenn in einem Sacke von Gage oder losem Linnen, in den sie nicht zu feste auf einander geschüttet werden darf, auf einem luftigen Boden. Sobald die Wolle völlig trokken ist, welches in kurzer Zeit geschiehet, wird sie wie anderes thierisches Haar, ohne alle weitere Vorbereitung zu Hüten verarbeitet.

Die Nützlichkeit dieser neuen Hutfabrikatur, wird aus folgendem ersichtlich. Wir haben das Wollengraß und die Distelwolle im Ueberfluß, und machen bis jetzt aus beiden Produkten überall keinen Gebrauch.

4300 Distelknospen wiegen etwa 3 Pfund 24 Loth. Solche kann ein Knabe, wenn er nicht weit darnach zu gehen braucht, in 2 Stunden einsammeln, und daraus erhält man ein Pfund reine Wolle. Mit diesem einen Pfunde Distelwolle reicht man eben so weit, als mit zehn guten Winterhasenfellen. Ein Pfund Hasenhaar kostet gegenwärtig 4 Rthlr. 12 gr., und ein Pfund Biberhaar 16 bis 18 Rthlr. Die Distelhüte werden aber eben so dauerhaft, leicht und fein, als die mit Hasenhaar verfertigten.

Der Verfertiger gegenwärtiger Probehüte, will seine Versuche fortsetzen und ins Große treiben, wenn binnen drei Wochen sich so viel Liebhaber finden, daß er wegen des Absatzes von wenigstens 50 bis 60 Stück vegetabilischer Hüte gesichert ist. Er schlägt zu diesem Ende den Weg der Pränumeration vor, und verspricht jedem, der die Hälfte des Preises eines Graßwollen- oder Distelwollenhutes jetzt voraus bezahlt, die verlangten Hüte vier Wochen nach Michaelis unfehlbar abzuliefern.

Die Preise beider Gattungen Hüte sind einander gleich.

Ein völlig großer schwarzer Mannshut, wobei man die Zollmaaße des Randes nach Belieben selbst angeben kann, kostet 2 Rthlr. —

ein runder Mannshut mit hohem Kips — 1 — 18 gr.

Damenhüte nach jetziger Mode mit hohē Kipsen, von allerlei Farben, so wie sie verlangt werden, das Stück — 1 — 12 —

weisse Damenhüte nach jetziger Mode — 1 — 6 —

Finden seine Hüte von Distel- und Graßwolle Beifall, so wird er auch welche

che aus andern Pflanzenwollen, als: von Weiden- und Pappelwolle, von der Wolle der syrischen Seidenpflanze (Asclepias syriaca, foliis ovalibus, subtus tomentosis, caule simplicissimo, umbellis nutantibus) imgleichen unserer Teichkolben (Typha latifolia L.) machen.

Ich schließe diese Nachricht mit dem Wunsche, daß der im K. Ch. Hannover. Intelligenzcomtoir zu erfahrende Verfertiger von seinen Landsleuten aufgemuntert werden möge, seine Versuche fortzusetzen, solchen immer mehr Vollkommenheit zu geben, und dadurch das theure Biberhaar nebst dem Hasenhaar, bei der Hutfabrikation entbehrlicher wie bisher werde.

G. F. Wehrs.

Etwas über den Aufsatz des Herrn Pastor Bosse zu Edemissen, das Klopfen in Särgen betreffend, im 56sten Stück des neuen hannoverischen Magazins, d. J.

Es scheint mir erforderlich zu seyn, hierüber einige Worte zu sagen. Der Herr Verfasser jenes Aufsatzes, hat die Mühe auf sich genommen, die seit kurzem erregte Aufmerksamkeit auf die Gefahr lebendig begraben zu werden, wieder zu schwächen. Durch ein einziges angeführtes Beispiel sucht er zu beweisen, daß es mit jener Gefahr soviel nicht auf sich habe, als man glaube, und daß das in den Gräbern gehörte Klopfen in den mehrsten Fällen wohl nur in der Einbildung bestanden habe. Ob Hr. B**. wohl hieran thue? Meines Erachtens hätte er immer mit diesem Aufsatz zurücke bleiben mögen, den kein Freund der Menschheit ihm Dank wissen wird, da er zu nichts in der Welt dienet, als die gehofften Wirkungen der wohlthätigen Sensation für diese Angelegenheit im Publikum zu hemmen. Gesetzt auch, daß die Besorgnisse wegen des Lebendigbegrabens übertrieben wären, (welches aber das vom Hrn. B**. angeführte Beispiel gegen so viele unwidersprechliche Thatsachen ohnmöglich beweisen kann) so glaube ich doch, daß nirgends weniger als hier, aus der Uebertreibung, einiger Nachtheil erwachsen könne.

Hat Hr. B**, wie ich fast glaube, die an sich gute Absicht gehabt, die, durch die Furcht lebendig begraben zu werden, vermehrten Schrecken des Todes wieder zu mildern; so bedachte er wohl nicht, daß er damit der bisherigen schädlichen Sicherheit und Sorglosigkeit gegen eine, nicht eingebildete, sondern wirkliche Gefahr, das Wort redete, daß die Furcht vor dieser schrecklichen Todesart nur allein

durch

durch zweckmäßige und zureichende Verhütungsanstalten vollkommen gewähret werden könne, und daß nur dieses, nicht aber die armen Sterblichen durch täuschende Schreckbilder zu ängstigen, die Absicht derjenigen gewesen sey, welche uns ihre Erfahrungen hierüber bekannt gemacht haben, eine Absicht, welcher der Inhalt jenes Aufsatzes geradezu widerstreitet.

Um jedoch den dadurch vielleicht hie und da im Publikum gemachten schädlichen Eindruck zu verringern, will ich noch ein Faktum anführen, das ein, in allem Betracht glaubwürdiger Mann, in diesen Tagen uns erzählte.

Zu Quenstedt, in der Grafschaft Mannsfeld, wird der Körper eines Mannes, Namens Herneke, den zweiten Tag nach seinem vermeintlichen Tode, in einem ausgemauerten Gewölbe beigesetzt, in selbigem aber bald darauf ein Klopfen gehört. Der Aberglaube, der stets übernatürliche Dinge wittert, hingegen vor den nahe liegenden natürlichen Ursachen, sein Auge verschließt, sagte auch hier, wie leicht zu erachten, Herneke spüke in seinem Grabe. Einige Jahre hernach stirbt auch die Ehefrau desselben; und als man das Gewölbe öfnet, um ihren Sarg neben den ihres Mannes zu setzen, findet sich der Leichnam desselben nicht im Sarge, sondern in einiger Entfernung davon liegend. In dortiger Gegend nemlich ist es gebräuchlich, den Deckel nur lose auf den Sarg zu legen, ohne ihn durch Schrauben oder Nägel zu befestigen; woraus die Möglichkeit begreiflich wird, daß der wieder zu sich Gekommene aus dem Sarge steigen, und an die Wände seines schauderhaften Aufenthalts klopfen konnte. Schwerlich wird doch das in dem Grabe dieses Unglücklichen gehörte Pochen, von dem Hrn. P. B. für Einbildung und Täuschung gehalten werden können.

W. P.

Mittel wider die Bräune der Schweine.

Ueber die Eigenschaft und Kennzeichen dieser äußerst gefährlichen Krankheit, welche der Landmann gewöhnlich das wilde Feuer zu nennen pflegt, auch über die Mittel, die man wider dieselbe mit Nutzen anwenden kann, ist zwar im 56 Stück 1790. des hannoverischen Magazins, sehr viel gutes gesagt worden.

Da jedoch die Medicamente, welche der Herr Verfasser jenes Aufsatzes wider diese Seuche empfiehlet, mancherlei und von der Beschaffenheit sind, daß sie eine mit Umständen verknüpfte, auch zum Theil kostbare Zubereitung erfordern, so habe ich ein aus vieljähriger Erfahrung bewährt gefundenes sehr einfaches, und daher

für

für den gemeinen Landmann sich paſſendes Mittel wider dieſe Krankheit, hiemit öffentlich bekannt machen wollen.

Sobald sich die gewöhnlichen Merkmale der Bräune unter einer Heerde Schweine äuſſern, nimt man nach Maaßgabe der Stückzahl, eine erforderliche Quantität pulveriſirte weiße Nießwurz, macht vermittelſt klaren Waſſers einen Teig aus Gerſten- oder Haberſchroot oder auch Kleie, legt davon eine Handvoll in eine Sotte, auf ein Brett, oder ſonſt auf eine reinliche Stelle, miſcht darunter von obigem Pulver für ein groſſes Schwein ein Quentin, und für ein kleines, ein halbes Quentin.

Dieſes läßt man nun auf einer Oehle, und zwar, damit man nicht der Gefahr ausgeſetzt werde, daß ein Stück doppelte Portion; und dagegen ein anderes gar nichts erhalte, von jedem Stücke beſonders nüchtern auffreſſen, und bringt darauf die Schweine, welche ihre Portion auf vorgeſchriebene Art erhalten haben, in einen ſeparaten Stall.

Eine viertel Stunde nach dem Eingeben, wird denſelben klares Waſſer mit ein wenig Salz vermiſcht vorgegeben, und hierauf werden ſie ins Freie gelaſſen, worauf denn, wann die Nießwurzeln anders nicht zu alt, mithin, wie ich aus Erfahrung weiß, ohne Wirkung ſind, ein Erbrechen erfolget.

Ich muß indeſſen bemerklich machen, daß ſowol dieſe einfache Kurmethode, als die mehrſten andern wider dieſe Krankheit bekannten Mittel, vergeblich angewendet werden, wenn die Geſchwulſt des Halſes und der Zunge zu ſehr überhand genommen, und dieſe Theile bereits eine braunrothe Farbe erhalten haben. Und iſt daher nothwendig, mit dem Gebrauch der Mittel nicht zu lange zu warten, ſondern ſich derſelben, ſobald ſich die bekannten Merkmale dieſer gefährlichen Krankheit auch nur bei einem Stück unter einer Heerde äußern, ohne allen Zeitverluſt, nicht nur bei den bereits inficirten, ſondern auch bei den noch geſunden Schweinen, zu bedienen.

Die Frucht trächtiger Sauen gehet durch den Gebrauch jener Mittel, zwar oftmals verlohren, allein wie gern wird man nicht dieſen Verluſt ertragen, wenn man einem ungleich gröſſern dadurch vorbeugen kann!

Golle. J. H. Otto.

Bekanntmachung eines ſichern Hausmittels zu ſchneller Stillung der Zahnſchmerzen.

Zahnweh, iſt in der That ein ſehr empfindliches Uebel, woran der gröſſere Menſchenhaufe nicht ſowohl in geſunden als kranken Tagen leidet. Auch ich wurde ſieben Jahre hindurch von dieſer Plage mehr oder minder heim-

heimgesucht. Es giebt der Mittel viel, die Aerzte und Nichtärzte als wirksam dagegen anempfehlen. Alles, was mögliche Linderung empfindlicher Schmerzen verspricht, sind dem Leidenden in solchem Verhältniß willkommene Dinge; so auch mir. Fast nichts blieb unversucht, unangewandt, was man mir als schmerzstillend anempfahl: aber — auch nichts entsprach der Empfehlung und Hofnung in gewünschtem Maaße. Es kann seyn, und ich will es weder bezweifeln noch geradezu widersprechen, daß hie und da noch etwas vorhanden sey, dem Uebel Einhalt zu thun, nur ich fand unter den vielen in obgesagtem Zeitraum versuchten Mitteln keines, das mir geholfen, oder etwas anders als die Wahl zwischen ausdaurender Geduld und Ausheben des Schmerzen verursachenden Zahns — eine gewiß sehr theuer erkaufte Linderung durch unersetzbaren Verlust — übrig gelassen hätte.

Endlich ist mirs geglückt — und zu was erfinderische Versuche führen dergleichen betrübende Schmerzen nicht? — ein sehr einfaches und dabei schnell wirkendes Hausmittel gegen Zahnschmerzen zu finden, von dessen ungezweifelten allsofortigen Hülfe, ich ganz zu meinem Vortheil durch mehrmals mit gewünschtem Erfolg angestellte Versuche, vollkommen überzeugt worden.

Hier ist es: „man nehme zwei oder drei Prisen klein geriebenen oder geschabten Merrettig, thue dies in ein Stück feines Linnen, und lege es auf die Pulsader des rechten oder linken Arms, je nachdem der Schmerz der Zähne im rechten oder linken Kinnbacken oder obern Kinnlade seinen Sitz hat. Trift sich's, daß der Schmerz in beiden Kinnbacken zugleich ist; so lege man auf die Pulsadern beider Arme zu gleicher Zeit den zerriebenen Merrettig, und binde das Polster etwas fest an. Ich versichere, — und Erfahrung berechtiget mich dazu — daß in Zeit von 5 bis 6 Minuten, sobald der Merrettig zu ziehen anfängt, die Zahnschmerzen gänzlich aufhören."

„Sobald die gewünschte Wirkung da ist, wird der Merrettig abgenommen, und läßt sodann einen rothen Fleck, oft auch, wenn der Fluß heftiger war, eine kleine Blase mit klarer dünnen Feuchtigkeit auf der Stelle zurück, wo er gelegen. Diese eröfnet man mit einer Nadel, und läßt die wasserartige Feuchtigkeit heraus laufen. Der rothe Fleck verliert sich in kurzem von selbst."

Ich habe geglaubt, dem Publikum eine gemeinnützige Bekanntmachung dieser Art, und zwar durch den Weg dieser beliebten Blätter, schuldig zu seyn.

G. F. L. Backmeister.

Harburg.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Freitag, den 21ten September 1792.

Kurze Resultate meiner Versuche über die Elektricität und Wärme der Atmosphäre.

Vom Monat Mai, Junius und Julius.

Ehe ich zur Erzählung der Resultate übergehe, welche ich aus den täglichen Beobachtungen über die Elektricität und abwechselnde Temperatur unserer Atmosphäre gezogen habe, will ich nur kürzlich die Methode meines Verfahrens anzeigen.

Die Werkzeuge deren ich mich bediene, sind folgende:

1) Der Drache mit der elektrischen Schnur. Diese Schnur ist 160 Ellen lang mit feinem Messingdrath durchsponnen. Ich gebrauche diesen nur dann, wenn auf die gleich zu beschreibende Art keine Luftelektricität sollte zu finden seyn. Habe ich bei gehörigem Winde auf bekannte Art den Drachen gehoben, so ziehe ich die Schnur ins Fenster, und isolire sie durch ein seidenes Band.

2) Ein isolirter Drath, welcher mir dient die Elektricität bei Donnerwettern und Regen anzuzeigen. Ich richtete eine 25 Schuh hohe Stange in einer Entfernung von 12 Schritten im Lande auf, und auf ihre Spitze setzte ich einen hohlen oben verschlossenen Glascylinder, um an diesem Cylinder einen Drath der sich in 5 Spizzen endigt, zu befestigen und genau isoliren zu können. Die mittlere Spitze ist 7 Fuß hoch, und ihre oberwärts gehenden Nebenspitzen haben 6 Zoll Länge. Mit diesen isolirten Spitzen steht nun ein Messingdrath in Verbindung, den ich bei Gewittern und Regen im Zimmer isoliren kann.

3) Das Elektrometer des Herrn Bennet. Man wuste schon lange, daß Rauch die Elektricität stark leite; daher das Mittel Feuer auf Bergen anzuzünden, um sich vor dem Blitz zu schützen, allein eine bequeme und leicht zu unterhaltende Art, die Luftelektricität durch Dampf zu sammlen, fand mein Freund Hr. Lentin. Diese ist: zu dieser Absicht in lange Streifen zerschnittenen Zunder anzuwenden. Ich befestige nun einen von diesen Streifen von 2 bis 3 Linien Dicke,

auf der Spitze des Bennetschen Elektrometers, und nach dem ich dieselbe angezündet habe, fehlt es mir äußerst selten, in einer Höhe von 7 bis 9 Fuß über der Erde, und in einiger Entfernung von Bäumen, und andern Leitern der Elektricität, einige Elektricität zu finden. a)

Auf diese Art verfahren, hat es mir noch nie, ausgenommen, etliche mal, wo man aber auch mit der größten Wahrscheinlichkeit schließen kann, daß keine Elektricität gegenwärtig ist, z. B. beim Uebergang der positiven in die negative, bei Regen, u. s. w.) gefehlt, Elektricität zu finden. Wenn das Bennetsche Elektrometer mit aufgeschraubter Spitze keine Spur von Elektricität zeigt; so divergiren die Blättchen desselben, durch den Rauch oft 4 bis 6 Linien. Zur Untersuchung der Art der Elektricität dient mir bei schwacher Elektricität entweder eine Stange Siegellack, oder eine kleine Glasröhre.

Bei stärkerer Elektricität hingegen, wende ich die Figuren des Herrn Hofraths Lichtenberg an, wo ich nemlich Funken aus dem Drathe oder der Schnur, auf eine kleine, auf Art des Elektrophors eingerichtete Scheibe schlagen lasse.

Zur Messung der Wärme bediene ich mich des Quecksilberthermometers des Hrn. de Lüc, oder des fälschlich sogenannten Reaumürischen Quecksilberthermometers, im Schatten hängend.

Jetzt folgen die Resultate eines jeden Monats; deren genauere Erzählung ich nach einiger Zeit den Physikern vorlegen werde.

Monat Mai.

Vom 1sten bis zum 24sten Mai.

1) Die Elektricität der Luft, wenn sie völlig heiter war, war immer schwach positiv. Bald divergirten die Blättchen des Elektrometers mit dampfendem Zunder 2 bis 3, bald 4 bis 5 Linien.
2) Eben so blieb die Elektricität, wenn der Himmel mit Wolken besetzt war, die nicht regneten.
3) Die Elektricität der Strichregen, war sehr stark, und am häufigsten negativ. Fand während dem Regen ein Uebergang statt, so war eine Zwischenzeit wo sie Null war.
4) Den 2ten und 19ten Mai, waren Mittags einige Stunden, wo ich gar keine Elektricität entdeckte.
5) Die Elektricität des Wasserschnees am 5ten, war sehr schwach positiv.
6) Nach elektrischen Strichregen und Donnerwettern fiel das Thermometer 5 bis 10 Grad.

Unter 24 Tagen waren 12 Tage, wo die Elektricität regelmäßig schwach positiv blieb; an den übrigen regnigten Tagen, war sie bald negativ bald positiv.

Gang

a) Von einiger Veränderung des Bennetschen Elektrometers, und der gehörigen Vorsicht seines Gebrauchs, in Absicht auf Feuchtigkeit, u. dgl werde ich an einem andern Orte handeln, weil dieses hier zu weitläuftig seyn würde.

Gang der Wärme.

	Morgens, 6 Uhr.	Mittags, 12 Uhr.	Nachm. 3 Uhr.	Abends. 10 Uhr.	Elektricität.
den 1sten	12°,0	21,0	11,0	4,5	positiv und negativ.
— 2 —	3,0	9,5	5,5	2,0	— — —
— 3 —	1,5	6,0	7,0	2,0	negativ
— 4 —	3,0	6,5	5,5	5,5	negativ
— 5 —	0,5	2,5	4,5	5,0	posit. und negativ
— 6 —	4,5	7,0	6,0	6,0	— — —
— 7 —	5,0	7,5	8,5	8,0	positiv
— 8 —	8,0	12,5	12,5	12,0	— —
— 9 —	6,0	11,5	10,5	7,0	— —
— 10 —	5,5	7,0	9,5	8,0	posit. und neg.
— 11 —	7,0	9,0	9,5	5,5	+ und —
— 12 —	1,5	6,0	7,0	7,0	s. +
— 13 —	5,0	10,0	12,5	6,5	+
— 14 —	4,0	9,5	10,5	8,5	+
— 15 —	6,0	10,5	12,5	9,0	+
— 16 —	5,0	14,0	15,0	10,0	+
— 17 —	9,0	15,5	13,0	11,5	+
— 18 —	8,5	14,5	13,5	11,5	+
— 19 —	11,5	16,0	20,0	11,5	+ und 0.
— 20 —	8,0	21,5	22,0	14,5	+
— 21 b)	11,5	22,0	24,5	14,0	+ und —
— 22 —	10,5	14,5	14,0	8,5	+ und —
— 23 —	8,0	10,5	10,0	9,5	— s —
— 24 —	7,5	11,0	11,5	8,0	— s —

Hier wurden die Beobachtungen durch eine Reise unterbrochen.

Monat Junius.

1) Die gewöhnliche Elektricität der Atmosphäre mit und ohne Wolken, war die schwache positive. Selten nur Null.

2) Die Elektricität der Strichregen und Donnerwetter war gewöhnlich die negative; doch fanden sich auch zuweilen in einem solchen Gewölk positive Streifen.

b) Bei einem vorüber ziehenden Gewitter fiel das Thermometer von 24,5 auf 15,0 Grad, und die Elektricität war stark negativ, so daß ich Flaschen laden konnte.

3) Eine Elektricität der Landregen war gar nicht zu bemerken.

4) Bei der positiven gewöhnlichen atmosphärischen Elektricität nahm die Wärme regelmäßig nach der Wirkung der Sonnenstrahlen ab und zu. So auch bei Landregen, und etlichemal bei positiven Strichregen.

5) Nach starker gewöhnlich negativer Elektricität der Strichregen und Gewitter, nahm die Wärme der Atmosphäre ab.

Bei Strichregen betrug das Fallen des Thermometers 4 bis 5 Gr. bei Donnerwettern 9 bis 10 Grad.

6) War die Elektricität immer am stärksten im Anfange der Strichregen, und wenn nicht viel Regen fiel.

7) Aus dem Uebergange der der positiven in die negative Elektricität, war gewöhnlich ein Stillstand von einigen oder mehreren Secunden.

Junius.	Wärme. Morgens,c)	Mittags,	Nachm.	Abends.	Elektricität.
den 9ten	9,0	13,5	12,5	10,0	; — ; + und —
— 10 —	8,5	17,5	15,0	12,0	; — ; +.
— 11 —	12,0	16,0	12,5	11,0	: — ; + und o
— 12 —	9,0	14,0	10,0	7,0	; — : + und —
— 13 —	7,0	10,5	10,5	10,0	: — ; o u. — und +.
— 14 —	10,0	14,5	14,0	9,5	; ; o u. — und +.
— 15 —	7,0	13,5	14,0	8,0	; ; +.
— 16 —	7,0	—	—	7,5	; ; +.
— 17 —	6,0	16,5	17,0	13,0	; ; +.
— 18 —	11,5	19,0	14,0	13,5	; ; +. und —
— 19 —	11,5	14,0	14,0	13,0	; ; + und o.
— 20 —	8,5	14,5	14,5	9,5	; + und —
— 21 —	7,0	11,5	10,5	9,0	; ; +
— 22 —	7,5	13,0	16,5	10,5	; +
— 23 —	9,0	18,5	15,5	12,0	; +.
— 24 —	11,5	14,5	15,0	12,0	; +
— 25 —	12,0	15,0	11,0	9,0	= + und —
— 26 —	9,0	10,0	10,5	9,0	= o.
— 27 —	7,0	17,0	17,5	9,5	= +
— 28 —	12d),5	17,5	19,5	13,0	= +
— 29 —	12,0	23,5	22,5	13,5	= +
— 30 —	13,0	22,0	12,0	10,0.	= + und —.

Me:

c) Die Stunden eben wie im Monat Mai.
d) Bei ☉ Aufg. 10, 5.

Monat Julius.

1) Die gewöhnliche Elektricität der Atmosphäre, war die schwache positive.

2) Am schwächsten war sie bei der stärksten Hitze.

3) Die Elektricität der Nebel war ziemlich stark positiv. Sie hatte die Stärke, die Blättchen des Elektrometers ohne Zunderdampf divergiren zu machen e). Wendete ich diesen an, so schlugen die Blättchen stets an die Seiten um sich ihrer Elektricität zu entladen.

4) Die Elektricität der Strichregen und Donnerwetter war am häufigsten, sehr stark negativ mit positiver abwechselnd. Hier muß ich noch den Umstand anführen, daß oft die Elektricität der Strichregen stärker und regelmäßiger ist, wie die der Donnerwetter. Bei einem Gewitter häuft sich gewöhnlich die Elektricität stark an, und wird durch Ausbruch eines Blitzes, auf einige Zeit Null, und ist endlich bald positiv, bald negativ.

5) Fiel das Thermometer nach Donnerwettern und elektrischen Regen. Doch machten einige Gewitter in diesem Monat hievon eine Ausnahme, daß das Fallen des Thermometers nicht so beträchtlich war, und das die Wärme schnell wieder zunahm f).

6) Die Landregen, und die Regen, die wie feiner Staub fallen, waren nicht elektrisch.

7) Ein heftiges Donnerwetter war am 18ten Jul. mit Hagel begleitet. Kurz vor dem Hagel war die Elektricität sehr stark negativ. (Das größte 7eckigte Hagelkorn, welches ich wog, wog 10 Drachm. 30 Gr., ein anderes 7 Drachm., und eines 5 Drachm. Jedes Hagelkorn hatte einen undurchsichtigen Kern.)

Wärme.

e) Mittelmäßige Elektricität.

f) Meine Meinungen über diese Veränderungen in der Elektricität und Wärme, verspare ich, bis ich erst noch mehrere Erfahrungen über diesen Gang gemacht habe. Ich will nur anzeigen, daß ich zur Hauptabsicht meiner Versuche habe, einige Bestimmtheiten über die Bildung des elektrischen Fluidums in der Atmosphäre zu erlangen, indem ich den Gedanken des Hrn. de Lücs zu folgen suche. Man sieht leicht, daß diese Versuche Bezug auf die Bildung der Wolken; die Zersetzung der Luft; Entstehung des Hagels, die Composition des Wassers, und mehrere atmosphärische Phänomene haben.

Wärme.

	Morgens.	Mittags.	Nachm.	Abends.	Elektricität.
den 1sten	8,0	13,5	7,5	8,0	= + und —
— 2 —	6,5	14,0	15,0	10,0	= + und —
— 3 —	9,5	14,5	15,0	10,5	= +.
— 4 —	9,0	15,0	15,0	12,0	= +.
— 5 —	10,0	16,5	15,0	13,5	= + und —
— 6 —	12,0	15,5	16,5	12,0	= +.
— 7 —	10,5	16,0	17,0	19,0	= +.
— 8 —	7,0 g) ☉ 5,0	19,5	20,0	10,5	= + sehr schwach.
— 9 —	11,5. ☉ 9,0	22,0	22,5	15,0	= + — —
— 10 —	14,5 ☉ 9,5.	22,5	23,0	15,0	= + — —
— 11 —	13,0 ☉ 9,0	22,5	24,0	18,0	= + — —
— 12 —	16,0 ☉ 14,0	23,5	17,0	16,0	= + — —
— 13 —	14,0	12,0	13,0	12,5	= + — —
— 14 —	12,0	19,0	16,0	12,5	= + und —
— 15 —	11,5	16,5	16,0	10,0	= +
— 16 —	11,0 ☉ 7,	18,5	20,0	14,0	= +
— 17 —	14,5 ☉ 9,	21,0	22,0	16,5	= +
— 18 —	13,0	22,5	23,5	18,0	= + und —
— 19 —	16,0	21,5	14,5	17,0	= + und —
— 20 —	11,0	21,0	21,5	18,0	= +
— 21 —	16,0	20,0	21,5	12,5	= + und —
— 22 —	10,0	12,5	13,0	11,0	= +.
— 23 —	10,0	14,5	15,0	8,0	= +.
— 24 —	7,0 ☉ 3,5	12,0	13,5	8,5	= +.
— 25 —	7,5	15,0	16,0	13,5	= +
— 26 —	10,5	16,0	18,0	12,0	= +
— 27 —	11,5	18,0	17,5	13,5.	= +
— 28 —	11,0	15,0	12,5	11,5.	= + und o
— 29 —	10,5	15,5	12,5	10,0	= + und —
— 30 —	11,5	16,5	18,0	9,0	= + und — und o
— 31 —	9,0	14,5	16,0	10,5.	= +.

In meinen Hauptbeobachtungen der Wolken, Winde, und andere wovon dieses ein kurzer Auszug ist, Veränderungen angeben, werde ich umständlicher, die Form

Ich

g) Sonnenaufgang.

Ich wünschte, daß Physiker an entferntern Orten, ähnliche Beobachtungen anstellen mögten; um zu sehen, ob auch an der verschiedenen Lage des Landes ein Unterschied in dem Gange der Elektricität und Wärme statt finden würde. Ich glaube, daß z. E. auf sehr hohen Gebirgen, wegen gröſſerer Nähe der Wolken, oft der Gang der Elektricität anders wie im Thale ist.

Zum Beschluß ist es noch nothwendig, daß ich mich etwas deutlich über meine Sprache, über die Stärke der Elektricität, ausdrücke. Freilich hält dieses sehr schwer, weil unsere Elektrometer zwar Elektricität anzeigen, aber nicht messen.

1) Sehr schwache Elektricität nenne ich diejenige, wenn sie durch dampfenden Zunder gesammlet, nur eine Divergenz von 0,5 — bis 1 Linie hervor bringt.

2) Schwache Elektricität heißt die: wenn die Elektricität durch Zunderdampf geleitet, die Blättchen des Bennetschen Elektrometers 2 bis 7 Linien divergiren macht. Hier zeigt das bloße Elektrometer ohne Rauch noch keine Spur von Elektricität.

3) Mittelmäßige Elektricität: wenn die Blättchen durch Rauch unterstützt immer an die Seiten im Elektrometer schlagen, um sich ihrer Elektricität zu entladen. Alsdenn zeigt das Elektrometer, ohne Dampf, eine Divergenz von 0,5 bis 1,5 seiner Blättchen.

4) Starke Elektricität, ist diejenige, wenn der isolirte Drath schwache Funken giebt. Dann schlagen die Blättchen im Elektrometer ohne Zunder stets an die Seiten; auch in freier Luft.

5) Sehr starke Elektricität heißt endlich diejenige, welche Flaschen zu laden vermögend ist. Der Drath giebt alsdenn lebhafte Funken, und das Bennetsche Elektrometer kann nur höchstens mit der größesten Vorsicht gebraucht werden, wenn man von dem Drathe einen schlechten Leiter auf dasselbe gehen läßt; oder doch sonst einen Handgriff gebraucht.

Lampadius.

Berichtigung eines historischen Umstandes.

Der Herr Verfasser des politischen Staates, des Churfürstenthums Braunschweig Lüneburg äußert bei Aufführung der Grafschaft Diepholz seine Ungewißheit in Ansehung des ehemaligen Klosters Burlage mit folgenden Worten:

„ob hieselbst ein Kloster ehemals gewesen, das lasse ich dahin gestellet seyn."

Und in der umgearbeiteten neuen Auflage dieses Buches, welche den Titel statistische Sammlungen führet, sagt er nichts weiter hierüber, als:

„daß

„daß in Burlage ehemals eine Probstei gewesen." S. 1 Saml. S. 119.

Es ist aber jetzt ganz ausgemacht, daß zu Burlage, im Amte Lemförde ehemals ein katholisches Jungfrauenkloster gewesen ist. Es war vom Cistercienser Orden, gemischt aus adlichen und unadlichen Nonnen, und gestiftet von Kaiser Carl dem Großen im Jahr 772. S. Annalen der Braunschweig. Churlande, dritter Jahrg. IV. St. S. 809. Anm.

Dieses beweiset auch außerdem noch folgende Nachricht:

Im Jahre 1538., also zehen Jahre nach der Reformation der Grafschaft Diepholz a), die durch den bekannten Franziskaner Mönch, Patroklus Römeling, genannt Borgelanus, geschah — wurde am Tage des Apostels Andreas, die evangelisch lutherische Pfarre zu Burlage neben dem Kloster von dem Grafen Johann zu Diepholz gestiftet.

„Der ehemalige Probst des Klosters, Conrad Floß, Elsche von Westrup, Priorissa und Frau Jütte von Bodewisch, Seniorissa, und gemeine Conventsjungfern zu Burlage, haben diese Fundation beliebet und bewilliget, und das Klostersiegel b) an den Stiftungsbrief mit guter, einträchtiger Wissenschaft, gedruckt."

Noch findet sich auf dem Kirchhofe in Burlage nahe vor der Sakristei, ein kleiner freier Platz, der Jungfernkirchhof genannt, wo der Sage nach, die ehemaligen Nonnen ihre Begräbnisse hatten; und hinter der Kirche ist ein eingezäunter Acker, der gegenwärtig zum Burlager Pachthofe gehört, welcher noch den Namen Klosterkamp führet, und worauf die Klostergebäude gestanden haben sollen, wie auch unter andern der daselbst noch sichtbare Schutt bestätiget. Eben so heißt noch heute die Wohnung des Pächters die Probstei, weil daselbst einst der Sitz des Probstes war.

Echem. Kandidat Müller.

a) S. Annalen d. Braunschw. Churlande, V. Jahrg. 1 St. S. 63.

b) Der Verfasser sah es selbst. Es war von schwarzem Wachs, durch die zerstörende Zeit aber unkenntlich geworden.

Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Montag, den 24ten September 1792.

Belehrung durchs Unglück.

(Nach dem Französischen des Marmontel.)

Freilich verräth schon der, welcher den Tod nicht scheut, und das Unglück trägt, einen edlen und hohen Muth, aber es giebt meines Erachtens noch eine viel seltnere und nicht weniger bewundernswürdige Stärke der Seele. Ich will hievon ein Beispiel geben, welches mir mein Freund Watelet, den ich auf seinem Landgut besuchte, erzählte. — Dieser Watelet hatte, so viel ein Mensch es jetzt hat, den Beruf glücklich zu seyn. Er hatte seinen Geschmack für alles gebildet, er liebte alle Künste, er war selbst Künstler und Kunstkenner, freilich nicht in der Vollkommenheit die den Neid erweckt und auffodert, aber in der mäßigen Vollkommenheit die um Nachsicht bittet, und die ohne Lerm und ohne Geschrei, im Besitz der Achtung und ohne den Druck des Ruhms, die Muße einer edlen Einsamkeit unterhält und angenehm macht, oder eine freundschaftliche Gesellschaft aufheitert: — weise genug, um in diese Grenzen den Ruhm einzuschließen, und um keine Bewunderer und Neider in der Welt zu suchen. Außer diesen Vorzügen besitzt er noch eine außerordentliche Anmuth im Umgang, ein feines Gefühl, eine unermüdete Aufmerksamkeit, um nie die Eigenliebe anderer mit der seinigen in Collision zu bringen. — Kann sich ein vergnügteres und zugleich unschuldigeres Leben denken lassen? So lebte Watelet. —

Jeder kennt die philosophische Eingezogenheit in welcher er an der Seine lebt. – Ich besuchte ihn zuweilen. — Einst fand ich hier ein junges Ehepaar gänzlich von einander bezaubert, der Mann war noch jung, die Frau höchstens 20 Jahr alt. Watelet selbst schien in ihrem Glück glücklich, wofür ihre Blicke ihm dankten. Weil sie eben so rein französisch redeten als wir, erstaunte ich, wie ich hörte, daß sie nach Holland gehen, und eben jetzt Abschied nehmen wollten. Nach Tisch, wie wir allein waren, war ich sehr neugierig zu wissen, wer dies glückliche, dankbare Ehepaar sey. Watelet führte mich in seinen Garten,

wir seßten uns. Hören Sie sagte er, ein Beispiel wie die Ehre durch die Tugend gerettet worden.

Auf einer Reise nach Holland, die ich einzig und allein in der Absicht machte, um ein Land zu sehen, um welches sich der Mensch mit dem Meere streitet, und welches der Handel gleichsam der Natur zum Troß bereichert, ward ich einem großen Banquier Odelmann empfohlen: ein in seinem Hause eben so ehrwürdiger, als in seinem Handel geißiger Mann. In seinem Comtoir und an seinem Tische fand ich einen jungen Franzosen, von äußerst interessanter Gestalt und höchster Bescheidenheit. Er hieß hier nur Olivier. Odelmann, der in seinem Manieren äußerst simpel war, konnte ihn leicht als Freund und als seines gleichen behandeln, aber der junge Mensch betrug sich an seiner Seite ich weiß nicht, mit welchem ehrwürdigen Anstand, man mögte sagen, er betrug sich wie ein gelehriger und auf den Willen seines Vaters aufmerksamer Sohn, der nur aus Liebe folgsam ist.

Ich bezeigte ihm meine Aufmerksamkeit und unterredete mich mit ihm, er schien hierdurch bewegt. — Er antwortete mit sehr edlem Ausdruck, aber auf eine unterthänige Art, schlug seine Augen nieder und Schaam röthete sein Gesicht. Bei Tische redete er wenig, aber mit einem so gewählten, bestimmten Ausdruck, mit einem Anstand, der einen Mann vom Erziehung verrieth. Nach dem Essen kam er zu mir, und bot mir mit einem höchst annehmlichen Wesen seine Dienste an. Ich machte keinen Mißbrauch davon, doch bat ich ihn, mir mit seinem Rath in der Einrichtung meiner Oekonomie, und in den Preisen der Waaren zu helfen. Er that dieses mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit, und der innigsten Sorgfalt.

Ich versuchte von ihm zu erfahren, was ihn nach Holland gebracht. Er antwortete — das Unglück — und in allem was diesen Punkt betraf, glaubte ich zu bemerken, daß er sich nicht gern darüber erklären wollte.

Wir brachten unterdessen alle Zeit zusammen zu, die er für mich gewinnen konnte, und mit einer Gefälligkeit, die meine Neugierde zuweilen ermüdete, doch nie nachließ, suchte er mich von allem, was Holland interessantes hatte, zu belehren. Er lehrte es mich in allen seinen Verbindungen mit allen Völkern der Welt, die die Kunst geknüpft hatte, kennen, zeigte mir wie es beschäftigt sey, seine Freiheit und seine Dämme zu vertheidigen und zu erhalten. Erkenntlich gegen sein neues Vaterland, redete er mit einem Gefühl von demselben, welches seine Melancholie noch rührender machte, und welches, so voll es von Achtung war, doch immer mit einer Rückerinnerung und Reue vermischt zu seyn schien. — Ach! sagte er, wenn Frankreich doch nur ein Viertheil von dem thäte, um der Natur zu helfen, was Holland thut um sie zu zähmen. — In den

Sit-

Sitten, Gesetzen, in der Politik, in dem arbeitsamen und mühvollen Kunstfleiß des Landes, ließ er mich die Wunder anstaunen, die das Bedürfniß schaft.

Sie fühlen es gewiß, daß ich mich von einer außerordentlichen Zuneigung von ihm hingerissen sah. — Es ist ein einnehmender junger Mann, sagte ich zu Odelmann, wie sehr kann ich mir seinetwegen Glück wünschen, denn Sie haben doch gewiß ihm es anempfohlen, mich so gütig zu behandeln. Ganz und gar nicht, antwortete er, aber Sie sind Franzoß, und er betet sein Vaterland an, ich bin indessen sehr froh, daß es ihn mir abgetreten hat; gewiß hat es Wenige, die diesem gleichen. Alles, was Sie sich schätzungswürdiges denken können, vereinigt er in sich. Treue, Kenntnisse, unermüdeten Eifer, Leichtigkeit und Schnelle in Arbeiten, durchdringenden, schnellen und richtigen Blick, einen Geist der Ordnung, dem nichts entgeht, und über alles eine Sparsamkeit — — Gewiß er, er kennt den Werth des Geldes recht!

Dieser letzte Punkt in seinem Lobe war nicht nach meinem Geschmack. Um ihn zu entschuldigen, bedachte ich jedoch, daß dem Unglücklichen der Geitz erlaubt sey. — Geitzig ist er nicht, erwiederte der Holländer, denn er ist nicht geldgierig; ich bin überzeugt, nie führt ihn das Geld eines Andern in Versuchung; er liebt nur das Seinige, aber um es zusammen zu halten, hat er eine so studirte so fein ausgedachte Sparsamkeit, daß selbst Holländer sich darüber wundern. — Aber doch bei allem dem, sagte ich, verräth nichts bei ihm eine interessirte Seele. Er hat mit mir von Ihren und von Hollands Reichthümern ohne allen Neid gesprochen. — Nein er ist auch nicht neidisch: ja ich sehe bei ihm nicht einmal diese Begierde, die die Seele unsers Handels ist. Ich habe ihm oft vorgeschlagen, mit mir den Gewinn seiner Arbeiten zu wagen. Nein, sagt er, ich habe nichts zu wagen, das Wenige, was ich habe, ist mir nöthig; und wenn er einige mal meinen Bitten nachgab, und einige kleine Summen den Gefahren der See anvertrauete, war er bis zur Rückkehr der Schiffe so entsetzlich unruhig, daß er nicht schlafen konnte. — Er hat ganz den Charakter der Ameise; zufrieden mit dem was er durch seine Arbeiten erwerben kann, klagt er nie darüber, daß er nicht mehr gewinnen kann, und weil er bei seiner Sparsamkeit einen gewissen Schein von Anstand und Wohlleben erhält, scheint ihm nichts zu mangeln, da er sich doch nur alles versagt. — Zum Beispiel, Sie sehen ihn anständig gekleidet, es ist wahr: dies blaue Kleid aber, auf dem nie ein Stäubchen lag, ist schon sechs Jahr so, und ist nur sein Einziges. Er hat mir heute die Gefälligkeit bewiesen, bei mir zu essen; etwas sehr seltenes, obgleich es nur bei ihm stand, ob mein Tisch auch der Seinige seyn sollte; aber er will in diesem Punkt

über seine Ausgaben disponiren, um sie in den gehörigen Schranken zu erhalten; und seine Frugalität findet noch Mittel, in den Bedürfnissen des Lebens zu ersparen. Am meisten wundere ich mich über das Geheimniß, das er mir selbst aus der Anwendung seines Geldes macht. Ich dichtete ihm anfangs eine Geliebte an, die ihm die Mühe ersparte Schätze zu sammlen, aber seine Tugend und sein ganzes Betragen vernichtete bald diesen Verdacht.

Das einzige, was mir noch zu glauben übrig bleibt, ist, daß er aus Ungeduld sein Vaterland wieder zu sehen, dort sein kleines Vermögen so gut als möglich anlegt, und daß er mir den Wunsch verbirgt, es einst dort genießen zu können. — Weil dies die einfachste und wahrscheinlichste Erklärung war, hatte ich denselben Gedanken. Aber ich hatte noch vor meiner Abreise das Glück diesen seltenen und tugendhaften Mann näher kennen zu lernen.

Mein lieber Landsmann, sagte ich ihm bei meinem Abschied, ich gehe nach Paris zurück, soll ich die Kränkung haben, Ihnen dort nie nützlich seyn zu können? Ich habe es Ihnen gewährt, mich nach Ihrem Belieben und so viel Sie wollten sich verbindlich zu machen, machen Sie mir die Vergeltung nicht unmöglich, ich bitte Sie! — Nein mein Freund, ich will Ihnen Gelegenheit geben, und zur Erkenntlichkeit für die kleinen Gefälligkeiten deren Werth sie übertreiben, werde ich Sie diesen Abend um eine viel wichtigere bitten. Zum Voraus sage ich Ihnen, ich mache Sie zum Vertrauten eines Geheimnisses, aber dies wird mich nicht unruhig machen, das für bürgt mir Ihr Name allein, und hinlänglich. Ich versprach ihm es treu zu bewahren, und den Abend, kam er zu mir mit einem Kästchen voll Geld.

Hier sprach er sind 500 Louisd'or, Gewinn dreijähriger Sparsamkeit, und eine eigenhändig geschriebene Anweisung, die Ihnen die Bestimmung derselben anzeigt. Wenn sie die Gelder auszahlen, seyn Sie so gütig und fordern die Rechnungen die ich bezahle, zurück, und schicken sie mir.

Wie das Geld gezählt war, las ich die Note, sie war unterschrieben, Olivier Salvary, und wie erstaunte ich nicht, als ich nur — hundert Pistolen für einen Juwelirer, hundert für einen Fournirer, hundert für Galanteriewaaren, eben soviel für Spizzen, und das übrige für den Parfümeur fand. — Sie erstaunen über mich, sagte er, aber Sie sehen noch nicht alles. Ich habe schon, dem Himmel sey Dank, für 300 Louisd'or Thorheiten der Art bezahlt, und es ist noch lange hin, ehe alles getilgt seyn wird. Ihnen will ich es sagen, ach! ich bin ein entehrter Mensch in meinem Vaterlande, und ich arbeite hier um den Schandfleck, den ich dort meinem Namen machte auszulöschen. — Inzwischen kann ich doch, ehe ich zu bezahlen im Stande bin, sterben. —

Sie

Sie, Lieber, wünschte ich, zum Zeugen meines guten Willens und meiner ernstlichen Bemühungen, mein Unglück und meine Schande wieder gut zu machen, zu haben. Was ich Ihnen also sagen werde, sey mein Testament, welches Sie gütigst annehmen werden, damit Sie, wenn ich sterben sollte, einige Sorge tragen, mein Andenken wieder ehrlich zu machen. — Sie werden leben, Sie werden Zeit haben, sagte ich, um das Unglück Ihrer Jugend vergessen zu machen. Wenn Sie aber zu Ihrer Beruhigung einen treuen Zeugen Ihrer Denkungsart und Ihrer Aufführung haben wollen, — ich bin davon mehr unterrichtet als Sie glauben, und Sie können im vollen Vertrauen, Ihr Herz dem meinigen ganz und gar eröfnen.

Mein erstes Geständniß, fing er an, ist, daß meine traurige Lage ganz mein eigenes Werk ist, und daß meine Fehler unentschuldbar sind. — Meine Lebensart war von der Art, daß die gröſeste Redlichkeit nothwendig war, und das erste Gesetz dieser Redlichkeit ist, nur mit unserm eigenen Vermögen zu schalten. — Ich rechnete schlecht mit mir selbst, ich hätte besser rechnen sollen, und meine thörigte Unvorsichtigkeit hierin, war nicht weniger mein Verbrechen. Hören Sie wie ich hieher kam.

Eine gute Herkunft, ein bekannter Name, öffentliche Achtung von unsern Vätern auf uns herab geerbt, meine Jugend, mancher glücklicher, von den Umständen begünstigter Fortgang meiner Geschäfte, das alles kündigte mir in meiner Lage ein schnelles und glänzendes Glück an, und dies ward mein Unglück.

Ein reicher Mann, der meine Hofnungen sicher berechnete, Herr von Amene, wagte es, das Glück seiner Tochter auf diese trügerischen Hofnungen zu gründen, er ließ sie mir zur Ehe antragen, und eine gegenseitige Neigung ließ uns, sobald wir uns kennen lernten, diese Verbindung wünschen. Sie ist nicht mehr, wenn sie noch lebte, und ich eine Frau wählen könnte, sie sollte es seyn; ja ich schwöre es, du solltest es seyn, liebenswürdige Adirenne, die ich unter tausenden auswählen würde. Sie würden vielleicht mehr Schönheit haben, als Du, aber Deine Herzensgüte, deine Zärtlichkeit, dies reizende Wesen, diesen Geist voller Klugheit und Aufrichtigkeit, wer wird dies alles je in dem Grade besitzen, in dem Du es besaßest! Indem er so zu ihr sich wandte, feuchteten seine zum Himmel aufgehabenen Augen, womit er ihre Seele zu suchen schien, einige Zähren. Ich bitte Sie, sprach er dann wehmüthig, rechnen Sie ihr nichts von dem zu, was ich für sie that. — Unschuldige Ursache meines Unglücks war sie, sie versah sich dessen gar nicht, und mitten in den Täuschungen in die ich sie verstrickt hatte, war sie weit davon entfernt den Abgrund zu erblikken, wohin ich sie durch einen mit Blumen bestreueten Weg führte.

Von ihr bezaubert ehe ich sie heirathete, noch mehr bezaubert, nachdem ich sie besaß, glaubte ich nie ihr genug gefallen zu können, und in Vergleich mit der Liebe von der ich gegen sie eigentlich brannte, glich ihre schüchterne Zärtlichkeit, ihr Gefühl durch Bescheidenheit in Schranken gehalten, der Kälte. Um von ihr so geliebt zu werden als ich sie liebte, wollte ich — darf ich's sagen, sie im Glück trunken machen. Großer Gott, vor welcher Leidenschaft hat man sich nicht zu hüten, wenn es schon so gefährlich ist, sich dem Wunsch seinem Weibe zu gefallen, zu überlassen!

Ein bequemes, elegant ausgeschmücktes Haus, prachtvolle und theure Meublen, alles was Mode und der Geschmack in Putzsachen täglich erfindet, um in den Köpfen der jungen Leute die Fantasien der Eigenliebe dadurch zu erregen, daß sie der Schönheit neuen Glanz, oder neue Reize verspricht, — alles dies bot sich meiner Frau ohne nur erst ihre Wünsche zu erwarten, wie von selbst an. Eine Gesellschaft nach ihrer Neigung ausgesucht und gewählt, drängte sich um sie, und von allem was ihr Haus angenehm machen konnte, ward nichts gespart.

Meine Frau war zu jung, um zu glauben, sie habe es nöthig meine Ausgaben zu ordnen und einzuschränken. Ach! wenn sie es nur hätte ahnden können, was ich wagte, um ihr zu gefallen, mit welcher Entschlossenheit würde sie sich mir nicht wiedersetzt haben? Da sie mir aber ein ansehnliches Heirathsgut mitbrachte, hatte sie glauben müssen, ich sey von meinetwegen reich; sie glaubte wenigstens daß meine Umstände mir erlaubten, mein Haus auf einen sehr anständigen und bequemen Fuß zu halten, sie sah nichts, was meine guten Umstände hätte zweifelhaft machen können, und wenn sie ihres Gleichen um Rath fragte, war alles dies angemessen, und alles nur anständig. Und ich, ach ich sprach wie sie! und Adrienne allein mit ihrer Bescheidenheit und mit ihrer liebenswürdigen Offenheit, fragte mich: ob ich so viel Aufwand nöthig zu haben glaubte, vor ihr liebenswürdig zu erscheinen? Ich kann nicht gefühlloß bei der Sorgfalt bleiben, die du dir giebst um mich glücklich zu machen, sagte sie, aber ich werde es ohne das seyn. Du liebst mich, und dies ist schon hinreichend um den Neid jener jungen Frauen auf mich zu ziehen, was für ein Vergnügen kann es dir machen, ihn dadurch, daß ich sie verdunkle, noch mehr zu erregen. Laß ihnen einige Vorzüge, ich werde sie ihnen nicht beneiden. Frivoler Geschmack, Fantasien, eitler Ueberfluß mögen ihr Loos seyn, Liebe und Glück sollen das meinige seyn.

Diese Feinheit ihres Gefühls und ihrer Aeußerung machte sie mir noch reizender, besserte mich aber nicht. Ich antwortete, ich gäbe meinetwegen selbst, der Gewohnheit, nach; das was sie Luxus nenne, sey nur etwas

mehr als Nettigkeit, Geschmack sey nie theuer, und indem ich freilich thäte was sich schicke, gieng ich doch nie hierüber hinaus. Ich betrog sie, und betrog mich selbst, oder vielmehr ich machte mich hartnäckiger. Ich wußte wohl, daß ich über mein gegenwärtiges Vermögen hinaus gieng, aber bald würden die Früchte meiner Arbeiten diesen Defekt ersetzt haben, und unterdessen würde meine Frau doch genossen haben. — Jeder lobte die Sorgfalt, die meine Liebe für ihr Glück hatte, konnte ich weniger für sie thun? Konnte ich genug für sie thun? so sprach eine allgemeine Stimme, so war wenigstens die Meinung und Sprache unserer Freunde. Mein Schwiegervater sah allein mit Verdruß, diesen vor der Zeit gemachten Aufwand, diesen Wetteifer mit dem Luxus, der, wie er sagte das ansehnlichste Vermögen zu Grunde richtete, er redte voll Laune darüber mit mir. Ich antwortete ihm kurzweg, daß dieser Wetteifer mich nie zu einer Thorheit verleiten würde, und daß er meinetwegen sich beruhigen könne. Ich habe in der Folge gesehen, was für einen Eindruck diese Art respektvoll seinem Rath auszuweichen auf meinen Schwiegervater machte, und was für bittere Empfindlichkeit er seit dem im Innersten seines Herzens behielt.

Ich näherte mich dem Zeitpunkt wo ich Vater werden sollte; und diesen Augenblick erwartete ich unter einer Unruhe und Freude, die meinem Herzen unbekannt war, dieser Tag der der angenehmste meines Lebens seyn sollte, ward der — härteste. Er raubte mir Mutter und Kind. Ich fiel unter diesem Schlage in den tiefsten Schmerz. Ich will es ihnen gar nicht beschreiben, wie grausam und tief er war. Er war von der Art, die sich nur durch das unwillkührliche Geschrei äußern, das sie hervor zwingen; um einen Begriff davon zu haben, muß man ihn fühlen.

Ich war noch darin vertieft, wie der Vater meiner Frau mit einigen Worten der Traurigkeit und des Beileids, mir durch einen Notarius sagen ließ, die Vollmacht sey ausgefertigt, damit er das empfangene Heirathsgut wieder in seine Hände bekomme. Unwillig über seine Emsigkeit, antwortete ich, ich sey gern bereit, und am andern Tag ward das Heirathsgut zurück geschickt. Aber die Juwelen, die Kostbarkeiten, die ich seiner Tochter gegeben hatte, die kostbaren Meublen die sie gebrauchte, wurden auch seine Beute, er hatte das Recht, sie sich anzumaaßen. Ich stellte ihm vor, daß es äußerst hart seyn würde, mich zu zwingen, dies Gesetz nach einer erst achtzehnmonatlichen Ehe zu halten. Aber er, mit der Ungeduld und Eile eines gierigen Erben, ließ er sich sein Recht zu Nutze kommen. — Ich gab nach. Diese harte Plünderung machte Aufsehen. Darauf ließen sichs meine Neider, denn mein Glück hatte mir viele zugezogen, angelegen seyn, mich

für

für dies Glück, das so wenig dauerhaft war, zu strafen, und unter dem Schein des Beklagens, trugen sie Sorge, meinen Sturz indem sie ihn beklagten, ruchtbar zu machen. Meine Freunde waren nicht so eifrig mir zu dienen, als meine Feinde mir zu schaden; sie kamen alle dahin überein, ich habe zu sehr zu genießen gestrebt. — Sie hatten freilich Recht, aber es war zu spät, bei meinen Schmausen hätten sie mir dies sagen sollen! Aber Sie mein Freund, Sie kennen die Welt, und wissen, wie nachsichtig man gegen Verschwender bis auf den Tag ihres Sturzes ist. — Mein Sturz ward allgemein bekannt, die Unruhe hatte meine Gläubiger ergriffen, und sie kamen haufenweise zu mir. Ich wollte sie nicht betrügen, eröfnete ihnen daher meine Lage, und bot ihnen an, was mir übrig blieb, nur bat ich mir von ihnen Zeit aus um das Uebrige berichtigen zu können. Einige liessen sich willig finden, aber die andern beriefen sich auf das Verfahren meines Schwiegervaters, er hätte mir Frist geben sollen, und er habe, da er sich des Nachlasses seiner Tochter bemächtigt, ihr Gut ihnen entrissen. Und was soll ich ihnen alles sagen; mir ward die Wahl vorgelegt, ihren Verfolgungen entweder zu entlaufen oder rasend zu werden, oder mich ins Gefängniß werfen zu lassen.

Der Schluß folgt künftig.

Ein englischer Braubottich.

Den 6ten Januar dieses Jahrs, gab Herr Layton, ein Küper in demjenigen Theil von London wohnhaft, welchen die Engländer the Borough nennen, zweihundert Freunden ein Traktement in einem Braubottich. Der Bottich ist für Herrn Meux einen Brauer gemacht, hält zehntausend Barrels, (6666⅔ Oxhoft) und wird gegen dreitausend Pfund kosten. Herr Layton hat zweitausend Pfund Bürgschaft gestellt, um Herrn Meux zu entschädigen wegen irgend eines Verlusts oder Schadens der durch diesen Braubottich innerhalb Jahresfrist veranlaßt werden könnte. Auf einem Seitentisch in dem Bottich stand eine porcellainene Punschbole, auf einem mit Rädern versehenen Gestelle von Mahagoniholz, welche sieben und zwanzig und eine halbe Galone (oder Stübchen) Punsch enthielt.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Freitag, den 28ten September 1792.

Belehrung durchs Unglück.

(Schluß).

Diese schreckliche Nacht, die ich in Kämpfen zwischen Schande und Verzweiflung, zwischen Untergang und Tod hinbrachte, sie ists, die mir immer zur Lehre und zur ewigen Warnung dienen soll. — Ein redlicher und guter Mensch, dessen einziges Verbrechen es war, auf unsichere Hofnungen zu bauen, dieser bis jetzt geachtete, geehrte Mensch, ganz dazu gemacht um einen leichten und sichern Weg zum Glück zu gehen, war jetzt auf einmal mit Schande und Ehrlosigkeit gebrandmarkt, der Verachtung übergeben, verurtheilt, entweder sein Leben sich zu nehmen, oder es mit Schmach im Exil oder im Gefängniß hinzubringen; von seinem Schwiegervater verstoßen, verlassen von seinen Freunden, durfte er es nicht wagen ans Tageslicht zu kommen, nicht sich zu nennen: sehr glücklich wäre er gewesen, wenn er sich, ohne verfolgt zu werden, in einer einsamen unzugänglichen Höle würde haben verbergen können.

Mit einem Wort, von allen Schrecknissen umgeben, brachte ich diese lange Nacht hin, die längste meines Lebens: ach ich schaudere bei der Rückerinnerung noch! und weder mein Kopf noch mein Herz haben sich von diesem greulichen Sturz erhohlt. Ich übertreibe es nicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich, in den Anfällen meines Schmerzens, Blut schwißte. Endlich, wie diese lange Quaal meine Lebensgeister abgestumpft hatte, liessen mich meine erschöpften Kräfte eine noch viel schrecklichere Ruhe genießen. Ich maaß die Tiefe des Abgrunds, in welchen ich gefallen; und da sah ich im Grund meiner Seele den kalten Muth entstehen, mich zu vernichten. Ich will meinen letzten Entschluß bei mir überdenken, sprach ich zu mir selbst. — Lasse ich mich arretiren und in Ketten und Banden werfen, so sterbe ich entehrt, ohne Hülfe und ohne Hofnung in denselben: ohne Zweifel ist es tausendmal besser, mich von einem lästigen Leben loßzumachen, und mich der Gnade eines Gottes zu

ergeben, der es mir vielleicht verzeihen wird, daß ich ein entehrendes Unglück nicht habe überleben können. Meine Pistolen waren geladen, sie lagen vor mir auf meinem Tisch, und indem ich sie mit unverwandtem Blick ansah, dünkte mir nichts leichter in diesem Augenblick, als ihm so ein Ende zu machen. — Allerdings, aber wie viel Verbrecher werden ihr Leben eben so geendigt haben? Wie viele niedrige und schlechte Seelen, werden wie ich diesen Muth der Verzweiflung gehabt haben? Und wer wird es abwischen dies Blut, womit ich mich jetzt beflecken werde? Wird meine Schande weniger auf mein Grab eingegraben seyn, wenn mir nur ein Grab wird? Und mein durch die Gesetze gebrandmarkter Name, wird er mit begraben seyn? Was sage ich Unglücklicher — ich denke an die Schande! aber das Verbrechen? — wer wird das tilgen, — ich will aus dem Leben entrinnen — aber heißt das nicht, mich selbst stehlen, und von neuem die hintergehen, denen ich mein Leben schuldig bin? Wenn ich nicht mehr bin, wer wird das erstatten, was ich ihnen raubte? Wer wird diesen Mißbrauch ihres Zutrauens rechtfertigen? Wer wird um Verzeihung für einen jungen Unbesonnenen, für einen Verschwender eines Vermögens das nicht sein war, bitten? Ja! denn erst will ich sterben, wenn für mich gar keine Hofnung mehr übrig ist, diese Achtung die ich verlohren habe, wieder zu gewinnen. Aber in meinem Alter, sollte es denn da bei Arbeit und mit der Zeit unmöglich seyn, die Fehler meiner Jugend wieder gut zu machen, und Verzeihung meines Unglücks zu erhalten? Wie ich darauf über die Hülfsmittel, welche mir übrig waren, nachdachte, glaubte ich, wenn ich Standhaftigkeit hätte, gegen das Unglück zu kämpfen, in der Ferne meine Ehre aus einer Wolke in die sie gehüllt war, hervor gehen zu sehen; ich glaubte mir in meinem Schiffbruch ein Brett angeboten zu sehen, und vor mir einen sichern Hafen, in welchen ich fliehen konnte. Ich gieng nach Holland, vor meiner Abreise schrieb ich aber an meine Gläubiger, daß ich, indem ich ihnen alles überließe, was auf der Welt noch mein sey, ich noch dazu mein Leben in Arbeiten für sie hinbringen wollte, und ich beschwor sie, zu warten.

Amsterdam war die Stadt, wo ich ankam. Wie ich hier ankam, war meine erste Sorge zu erfahren, wer unter den reichen Handelsleuten dieser Stadt der rechtschaffenste und geehrteste Mann sey, und wie man mir allgemein Odelmann nannte, gieng ich zu ihm. Mein Herr, sagte ich ihm, ein Fremder, den das Unglück verfolgt, nimt seine Zuflucht zu Ihnen, und läßt es auf Sie ankommen ob er durch Muth und Arbeit es besiegen und überleben kann. Ich habe um mich zu empfehlen, weder Fürsprecher noch Bürgen, ich hoffe aber mit der Zeit für mich Bürgschaft zu leisten, bis dahin disponiren sie über ei-

nen sorgfältig erzogenen Menschen, der vielleicht manche Kenntnisse besitzt, und der voll guten Willens ist. Odelmann fragte mich, nachdem er mir aufmerksam zugehört, und mich scharf angesehen hatte, durch wen ich an ihn addressirt sey. Durch die Stimme des Publikums, sagte ich. Wie ich hierher kam, erkundigte ich mich, wer unter den hiesigen Einwohnern, der Klügste und Beste sey, und alle nannten mir Sie.

Ein gewisser Zug von stolzem Muth, Aufrichtigkeit und Entschlossenheit, welche das Unglück muthvollen Seelen giebt, und worin die Natur die Würde des Unglücklichen gelegt zu haben scheint, und die auch in meiner Stellung sichtbar war, schien ihn lebhaft zu rühren. Er war zurückhaltend und schonend in seinen Fragen: ich war aufrichtig, aber vorsichtig in meinen Antworten. Kurz, ohne mich zu verrathen, sagte ich ihm genug, um ihm sein Mißtrauen zu benehmen, und voll eines Gefühls der Achtung gegen mich, war er zufrieden, mich auf die Probe, doch ohne sich in eine Verbindung einzulassen, zu setzen. — Bald ward er gewahr, daß er auf seinem Comtoir keinen fleissigern, keinen unermüdet beschäftigtern, keinen lernbegierigern Arbeiter als mich, hatte.

Olivier sagte er zu mir, Sie halten Wort; fahren Sie fort, ich sehe daß Sie sich für mich schicken; wir sind gemacht um zusammen zu leben. Jetzt ist ein Viertheil Ihrer Besoldung des ersten Jahrs fällig. Ich hoffe und sehe es vorher, daß sie wachsen wird.

Ach mein Herr, mit welchen Bewegungen der Freude sah ich, der ich nie den Werth des Geldes gekannt hatte, mich im Besitz von hundert Dukaten, womit er mich belohnt hatte! Mit was für gewissenhafter Sorgfalt sparte ich den größten Theil davon auf! Mit welchem Eifer ergab ich mich der Arbeit, deren Frucht sie waren, und mit welcher Ungeduld erwartete ich die drei Termine meiner Besoldung, die meinen Schatz vergrößern würden. Einer der glücklichsten Tage meines Lebens war der, an welchem ich die ersten hundert Louisd'ors meiner Ersparung nach Paris schicken konnte; und wie ich die Rechnungen erhielt, die ich bezahlt hatte, küßte ich sie hundertmal, benetzte sie mit Thränen, legte sie auf mein Herz, und ich fühlte es, es war Balsam auf meine Wunden gelegt. Drei Jahre nach einander gewährte ich mir eine ähnliche Freude, und heute ist sie noch lebhafter, denn mein vermehrter Gehalt, verbunden mit einigen Vortheilen, die mir der Handel verschaft, verdoppelten die Summe des Ersparten. Wenn sich dieser Transport verspätet hat, so sagen Sie doch, daß der Tod meines vertrauten Correspondenten, den ich zu Paris hatte, die Ursach dieser Verspätung war, und daß in Zukunft Sie so gütig seyn würden, seine Stelle zu vertreten Ach ich werde vielleicht noch funfzehn Jahre

nöthig haben ehe ich frei seyn werde, aber ich bin erst fünf und dreißig, im funfzigsten bin ich also frei, die Wunde meines Herzens wird geheilt seyn, zwanzig Stimmen werden sich erheben, um meine Redlichkeit zu betheuren, und diese Stirn wird sich ohne zu erröthen, meinem Vaterlande zeigen. Ach! mein Freund, süß und tröstend ist für mich der Gedanke, daß die Achtung meiner Mitbürger einst mein Alter schmücken, und mein weißes Haar bekränzen wird.

Kaum hörte er auf zu reden, sagte Watelet, als ich, entzückt, eine so vollkommene Redlichkeit zu sehen, ihn umarmte, und ihn versicherte, ich kenne auf der ganzen Welt keinen rechtschaffenern Mann, als ihn. Dies Geständniß meiner Achtung bewegte ihn tief, und mit Thränen in den Augen sagte er mir, er werde nie den tröstenden Seegen vergessen, den er von mir erhalte. Uebrigens fügte er noch hinzu, ich kenne sein Herz recht, und ich rede zu ihm wie sein Gewissen.

Als ich zu Paris angekommen war, vertheilte ich die Gelder. Seine Gläubiger wollten wissen wo er sey, was er mache, wie seine Umstände wären? Ohne mich über dies alles zu erklären, brachte ich ihnen von seiner Redlichkeit dieselbe Meinung bei, die ich davon hatte, und schickte sie vergnügt weg. Eines Tages aber, wie ich bei einem Freunde Herrn Nervin, zu Mittag speisete, fragte mich einer von den Gästen, der mich von meiner Reise nach Holland reden hörte, mit einer verächtlichen und ärgerlichen Mine, ob ich nicht vielleicht von ungefähr dort auf einen gewissen Olivier Salvary gestoßen sey? Weil leicht in seinem Blick und in der Bewegung seiner Augenbraunen ein gewisser Widerwillen zu sehen war, war ich auf meiner Hut, und ich antwortete ihm: daß weil meine Reise nur eine Promenade durch Holland gewesen sey, ich nicht Zeit gehabt habe, mit den Franzosen, die ich da hätte sehen können, Bekanntschaft zu machen, daß es mir aber durch meine Verbindungen leicht möglich seyn würde, Nachrichten von ihm einzuziehen. — Nein, sagte er, das ist der Mühe nicht werth: er hat mir zuviel Verdruß gemacht, als daß ich für ihn mich interessiren sollte. Er wird vor Mangel oder Schaam gestorben seyn, und er wird wohl daran gethan haben: freilich würde er noch besser daran gethan haben wenn er gestorben wäre, ehe er meine Tochter heirathete, und ehe er sich zu Grunde richtete. Nach diesem Beispiel, fuhr er fort, vertrauen Sie den schönen Hofnungen, die Ihnen ein junger Mensch giebt. — In 18 Monaten 50000 Rthlr. Schulden, und am Ende Flucht und Schande! Ach, mein Herr, sagte er zu Nervin, sehen Sie sich wohl vor, wenn Sie ihre Tochter verheirathen. — Es ist eine fatale Sache, um einen Schwiegersohn, der nicht bezahlen kann und keine Ehre hat. — Nervin fragte ihn, wie ein so kluger

Mann

Mann als er, dies Unglück nicht vorher gesehen, und kein Mittel dagegen angewandt habe. Ich sah es vorher, sagte Amene, und ich half so viel ich konnte, denn den Tag nach dem Tode meiner Tochter, wandte ich alle meinen Eifer an. — Auch habe ich — dem Himmel sey Dank, den Trost gehabt, den Brautschatz und die übrigen Sachen meiner Tochter wieder zu erlangen; aber dies ist auch alles, was ich aus seinem Schiffbruch retten konnte, und für die übrigen Gläubiger hat er nichts als den Rest gelassen.

Ich that mir Gewalt an, um ihn nicht zu beschämen; sobald aber als er hinaus gegangen war, und ich den Eindruck sah, den er auf das Herz Nervins und seiner Tochter gemacht hatte, konnte ich meinem Wunsch, den abwesenden rechtschaffenen Mann zu rächen, nicht wiederstehen, und ohne seinen Zufluchtsort zu nennen, ohne zu sagen wo er sich verborgen halte, denn dies muste ich verschweigen, sagte ich ihnen: Sie haben diesen harten Schwiegervater jetzt eben mit der stärksten Verachtung von seinem Schwiegersohn reden hören; und alles was er von ihm gesagt hat, ist Wahrheit, und es ist nicht weniger Wahrheit, daß dieser Unglückliche die Unschuld und Rechtschaffenheit selbst ist. Dieser Anfang schien ihnen dunkel, er erregte ihre Aufmerksamkeit, und wie Vater und Tochter still schwiegen, fieng ich an zu erzählen was Sie gehört haben.

Nervin ist einer von den seltenen gemischten Charaktern, die man sich kaum erklären kann. Es giebt keinen kältern Kopf, und kein wärmeres Herz, es ist ein Vulkan unter einem Schneeberge. Seine Tochter hingegen ist von gefühlvoller und ruhiger Gemüthsart, die gleichviel von der Wärme des Herzens ihres Vaters, als von der Kaltblütigkeit seiner Vernunft erhalten hat. Sie ist schön, wie Sie gesehn haben, aber sie ist so wenig eingebildet auf ihre Schönheit, daß sie ohne Röthe und ohne Verlegenheit davon konnte reden hören, wie von der Schönheit einer andern. Man kann, sagt sie, auf das stolz seyn, was man sich selbst giebt, und man hat Bescheidenheit nöthig, um diesen Stolz zu verbergen, oder zu mäßigen. Worin liegt aber das Verdienst und der Ruhm einen so oder anders geformten Mund, diese oder andere Augen zu haben? und warum soll man erröthen, wenn man das loben hört, was ein Eigensinn der Natur an uns, und ohne unser Zuthun, hervor gebracht hat? Dieser einzige Zug bezeichnet hinlänglich den Charakter Justinens. Er ist entschlossener und fester als jener Adriennens, und hat zugleich denselben Reiz, und dieselbe Aufrichtigkeit.

Dies liebenswürdige Mädchen faßte meine Worte mit derselben Aufmerksamkeit wie der Vater, auf, und bei jedem Zug, welcher seine eheliche Liebe, sein tiefes Gefühl, seine Standhaftigkeit im Unglück bezeichnete, sahe ich sie einer den andern ansehen, und vor

jener

jener süßen Freude, welche Tugend in den Herzen derer die sie lieben erregt, aufhüpfen. Aber unmerklich ward der Vater mehr nachdenkend, und die Tochter mehr gerührt. — Wie ich endlich bei den Worten war, die Olivier zu mir gesprochen: Süß und tröstend ist für mich der Gedanke, daß die Achtung meiner Landsleute einst mein Alter schmücken, und mein graues Haar bekränzen wird, — sah ich wie Nervin seinen Kopf in die Höhe hub, und wie seine Augen voll von Thränen glänzten, und wie er denn im Eifer seiner Güte ausrief: junger tugendhafter Mann, nein, du sollst kein entferntes Alter erwarten, um frei und um geehrt zu seyn, wie Du es verdienst. — Wahrlich, sagte er dann zu mir, Sie haben Recht, es giebt keinen redlichern Menschen auf der Welt. Die gewöhnlichen immer ihren gewissen Gang gehenden Pflichten, erfüllt Jeder, aber unter den Stürmen des Unglücks und der Schande, diesen Muth und diese Redlichkeit zu erhalten, ohne sich auch nur eine Linie davon zu entfernen, das ist das Seltene, das ist's was man eine in der Probe bestandene Seele nennen kann! — Er wird ferner keine Thorheiten mehr begehen, dafür wollte ich stehen. — Er wird gut aber weise seyn, — er weis zu gut was es kostet, wenn man schwach und unverschämt ist. — Kurz ich mögte ihn zum Schwiegersohn haben. — Nun was denkst du davon, meine Tochter? Ich, mein Vater, ja ich gestehe es, ich würde auch ihn zu meinem Manne wählen können. — Du sollst ihn haben, sagte der Vater, wie er ihren Entschluß hörte. — Schreiben Sie ihm doch, Lieber, daß er komme, und daß eine reiche Parthie ihn erwarte, aber mehr sagen Sie ihm nicht. —

Ich schrieb. Er antwortete, er sey in seiner Lage zum ehelosen Stand und zur Einsamkeit verdammt, er wolle an seinem Unglück weder Weib noch Kind Theil nehmen lassen, und er wolle keinen Fuß eher in sein Vaterland setzen, bis dort kein Mensch mehr wäre, den er nicht unbefangen in die Augen sehen könne. Diese Antwort war wie ein Stich für Nervins ungeduldigen Willen. — Bitten Sie ihn, sagte er, um ein genaues Verzeichniß seiner Schulden, und deuten Sie ihm an, daß ein Mann der an seinem Schicksal Theil nähme, die Sorge alles in Ordnung zu bringen, auf sich nehmen will.

Salvary ließ sich's gefallen, mir den Zustand seiner Finanzen zu eröfnen, was aber, das in Ordnung bringen, beträfe, antwortete er, so wolle er dies nicht, weil alles Abziehen bei seinen Schulden ungerecht seyn würde, er wolle sie ganz und mit Gewissenhaftigkeit bezahlen, und alle Gunst die er sich ausbitte, sey nur — Frist. Was Frist, Frist, sagte Nervin, die kann ich ihm nicht geben; meine Tochter würde zu alt werden

ehe

ehe er rein würde. — Lassen Sie mir dies Verzeichniß, ich weis wie man mit den Namen eines rechtschaffenen Mannes umgehen muß, alle sollen zufrieden seyn. Zwei Tage nachher besuchte er mich. — Es ist alles in Ordnung, sagte er, hier sind die quittirten Rechnungen. Lassen Sie sie ihm zukommen, und lassen Sie ihm die Wahl, ob er meine Tochter heirathen und niemandem mehr etwas schuldig seyn will, oder ob er mich allein nur zu seinem Gläubiger haben will, wenn er mich nicht zum Schwiegervater mag; denn dies verbindet ihn zu nichts.

Wie groß das Erstaunen und die Dankbarkeit war, als Salvary gleichsam wie mit einem Federzug alle die Züge seines Unglücks ausgelöscht sah, und wie er eilte um seinem Befreier danken zu können — das überlasse ich Ihnen sich vorzustellen. Er ward jedoch in Holland länger aufgehalten, als er wollte, und der brausende Nervin sagte, es sey ein langsamer und schwer in Bewegung zu setzender Mensch. Endlich kam er zu mir und konnte sich kaum überzeugen, daß sein Glück etwas anders als ein Traum sey. Ich führte ihn eiligst zu seinem großmüthigen Bezahler, und hier zwischen zwei gleich lieblichen Gefühlen — durchdrungen von der Güte des Vaters, täglich mehr bezaubert von den Reizen seiner Tochter, in welcher er alles das wieder fand, was er an Adriennen so sehr geliebt und nachher so sehr beweint hatte, — war seine Seele wie entzückt, von Dankbarkeit und Liebe. — Er wisse nicht, sagte er, was für ihn das größte Geschenk des Himmels sey, — ein Freund wie Nervin, oder eine Gattin wie Justine. Es blieb jedoch immer noch etwas was ihn traurig machte, und was er nicht verbergen konnte. Endlich wie ihm Nervin einst vorwarf, er habe ein wenig lange auf sich warten lassen; antwortete er: verzeihen Sie, ich brannte vor Sehnsucht mich zu Ihren Füßen zu werfen, aber außer den Rechnungen, die ich ablegen muste, habe ich, ehe ich Holland verlassen konnte, mehr als einen harten Kampf bestehen müssen. Der würdige Odelmann mein erster Beschützer, mein erster Wohlthäter, hatte auf mich die Unterstützung und die Ruhe seines Alters gebaut: er ist Witwer und hat keine Kinder, und er hatte mich in seinem Herzen, ohne es mir zu sagen, zum Sohn angenommen. Wie ich mich daher von ihm trennen mußte, und ihm mein voriges Unglück entdeckte, und zugleich ihm sagte, durch was für ein Wunder von Güte mir meine Ehre wieder gegeben sey, beklagte er sich bitter über meine Verschlossenheit, und Mangel an Zutrauen — und fragte mich, ob ich geglaubt habe, einen bessern Freund auf der Welt als Odelmann zu haben. Er drang in mich ihm zu erlauben, daß er mich mit Ihnen abfin-

finden dürfte, er bat darum mit Thränen, und bald fühlte ich mich nicht mehr stark genug, um ihm zu widerstehen. Aber er hat den Brief gelesen, in welchem Herr Watelet das Lob der liebenswürdigen, reizenden Justine erhob, und ein noch entzükkenderes Bild ihrer Seele, als ihrer Schönheit machte. Freilich, eine Tochter habe ich nicht, die ich Ihnen anbieten könnte, sagte mir der edle Mann, und wenn die Schilderung treu ist, wird eine ähnliche schwer zu finden seyn. Ich halte Sie nicht ferner auf. Reisen Sie, seyn Sie glücklich, erinnern Sie sich meiner, und hören Sie nicht auf mich zu lieben.

Wie Mervin diese Erzählung hörte, war er tief in Gedanken. Auf einmal brach er sein Schweigen; — nein, nein, ich will nicht daß Sie ein Undankbarer seyn sollen; auch will ich nicht daß ein Holländer sich rühmen könne, edelmüthiger zu seyn, als ich. Zu dem haben Sie hier kein Handlungshaus, und Sie sind nicht zum müßigen und unnützen Leben gemacht. Sie können leicht denken, wie angenehm es mir seyn würde, meine Kinder bei mir zu haben, aber wir wollen diese Freude für mein Alter aufsparen; schreiben Sie daher dem guten Odelmann, daß, so lange mich die Arbeiten hier genug beschäftigen werden, um mich gegen Langeweile zu sichern, ich Sie und meine Tochter für ein Jahr oder zehen, ihm abtreten wolle, denn könnt Ihr, wie ich hoffe, mit einem kleinen Haufen Kinder wieder kommen, und in der Zwischenzeit werdet ihr und ich, für sie gearbeitet haben.

Der Holländer antwortete in einem Taumel der Freude, daß sein Haus, seine Arme, und sein Herz, dem jungen Paare offen stünden. — Jetzt erwartet er sie, und sie wollen abreisen, und forthin wird Olivier mit ihm in Compagnie handeln. — Hier haben Sie also das Beispiel, welches ich Ihnen versprach, von einem Muth der vielen Unglücklichen fehlt, von dem Muth nie seiner eigenen Achtung zu entsagen, nie an sich zu verzweifeln, so lange man sich bewußt ist, man sey ein rechtschaffener Mann, oder man könne doch noch ein rechtschaffener Mann seyn.

Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Montag, den 1ten October 1792.

Noch etwas über Heitzung der Kirchen, Opern- und Kommödienhäuser. a)

Vom Hofrath Ebell.

Der gütige Beifall, den mir verschiedene Gelehrte über den Aufsatz von Heitzung unserer Kirchen, bereits bezeugt haben, macht es mir zur Pflicht, jenen Anmerkungen noch folgendes hinzu zu fügen.

In Rußland sollen, wie mir versichert wird, viele Kirchen geheitzt werden. Ich hoffe bald die Art dieser Heitzung zu erfahren, und ob dies nur von hölzernen Gottesdienstlichen Versammlungssälen oder von gewölbten Kirchen gelte b); und dann das für uns Brauchbare davon, bekannt zu machen; welche Nachrichten aus Rußland um so wichtiger seyn können, da wir nicht von den südlichen oder westlichen, sondern von nördlichen (aufgeklärten) Nationen, wo Heitzung noch mehr wie bei uns Bedürfniß ist, die Vortheile besserer Heitzung lernen müssen c).

In

a) Siehe das 72ste und 73ste Stück dieses Jahrganges.

b) Die Heitzung eines gleich großen Versammlungsortes, mit hölzernen sonst gut verwahrten Wänden, ist leichter, als eines, der mit dicken Mauren umgeben ist. In Darmstadt soll ein Exercierhaus, welches 350 Fuß lang und verhältnißmäßig breit und hoch angegeben wird, mit 16 Oefen geheitzt werden. Da ich keine genaue Beschreibung dieser Heitzung erhalten können, so kann ich keine Folgen aus diesem Beispiel ziehen. Nur vermuthe ich, daß wenn die Oefen recht heitzend gut angegeben würden, man mit weniger als der Hälfte zukommen könnte.

c) Es ist kaum glaublich, welche Fehler die südlichen und westlichen Nationen, selbst diejenigen, welche in der Lehre vom Feuer, in Physik und Mechanik, oft unsere Lehrmeister sind, in der Heitzungskunst machen. Der Graf G**, ehemaliger Gesandte an verschiedenen Höfen, hatte sich von der bessern Heitzungskunst der Deutschen überzeugt, und einen eisernen Topfofen zur Erwärmung seines Speisesaals aus Deutschland nach Paris kommen lassen. Weil aber dort niemand einen Ofen zu setzen verstand, noch den Effekt der Hitze desselben

In München soll ein Komödienhaus geheitzt seyn, wovon ich eine umständliche Nachricht mit größtem Dank erkennen würde. In Koppenhagen, sind viele Stände der Schloßkapelle geheitzt, welches sie selbst leidlich warm machen soll.

In England, namentlich in London, werden, nach der mir gütigst gewordenen Versicherung eines vor wenigen Wochen von dort zurück gekommenen sehr einsichtsvollen Beobachters, Kirchen, selbst große gewölbte Kirchen, mit einem kleinen so-

kannte, so hätte man, in den großen St. Gobin-Spiegel über dem Kamin ein rundes Loch geschnitten, und dadurch das eiserne Rohr des Ofens in den Schornstein geleitet, wie nun, in dem für Paris entsetzlich kalten December 1771. dieser Saal geheitzt wurde, so sprang, wie jeder Deutsche würde vorausgesehen haben, dieser kostbare Spiegel, und ich mußte erst bezeugen, daß nicht, der mit in Deutschland gewesene, und daher diesen Ofen heitzende Kammerdiener, sondern der Ofen, und seine fehlerhafte Setzungsart, an diesem Verluste Schuld sey.

In Utrecht war in dem vortrefflichen Naturalienkabinet des verdienstvollen Herrn N** wieder die Sitte des Landes, ein kleiner eiserner Ofen angebracht, welchen man, um gegen das Costum dortiger Zimmer nicht zu sehr anzustoßen, die Gestalt eines Baums in seinem Kasten gegeben hatte. Die Nothwendigkeit einen solchen Ofen, wenn er lange nicht geheitzt worden, vorher auszuqualmen, kannte man nicht, außerdem mogte im Kütt und in den Farben, womit das Ofenrohr, um ihm jene Gestalt zu geben, überzogen war, Bleiweiß und Kupferfarben nicht gespart seyn, welche, wie die Chymie lehrt, die Schädlichkeit des erhitzten Eisens sehr vermehrt. Wie daher in dem dort sehr kalten December 1785. dieser Ofen, in langer Zeit zum erstenmal, geheitzt würde, so bekam natürlich ich und die ganze Gesellschaft Kopfweh, und ein sonst an Eisenhitze gewohntes Frauenzimmer eine heftige Ohnmacht. Durch dergleichen Fehler in der Ausführung, und ungesunden Anwendung der unter gehöriger Vorsicht, wohlthätigen und gesunden Ofenheitzung, werden Nationen, bei denen Ofenheitzung noch nicht eingeführt ist, von solcher zurück geschreckt. Der große Franklin wirft im 2ten Bande der philadelphischen Transactionen, seinen Landesleuten, den Engeländern und Amerikanern, vor, „wie sehr sie in der Kunst der Heitzung gegen die Deutschen zurück wären, und wie äußerst wichtig dies sey, da in Deutschland man den Winter bei warmen Oefen alle Arbeiten verrichten könne, unter dessen daß, der durch Kamine schlecht erwärmte Engländer, in den kältesten Wintermonaten mit den meisten Arbeiten inne halten müsse, dies werde nach einer langen Reihe von Jahren, alle deutschen Fabriken weit über die englischen erheben, den Deutschen reich, den Engeländer arm machen." Den Mangel der Heitzungskunst der Engländer nimt man auch in verschiedenen Fabriken wahr, welche Heitzung erfordern. In einigen Zukkersiedereien in Engeland traf ich eiserne viereckte aus einem Stück gegossene Oefen an, die vermuthlich so angegeben waren, damit ihre Fugen dem Zukker keinen Rauch mittheilen mögten, wobei aber der Baumeister nicht bedacht, oder aus Erfahrung nicht gewußt hatte, daß wegen der ungleichen Ausdehnung

des

sogenannten Topf- oder Kanonenofen, geheizt, welcher mitten in der Kirche steht, und wird der Rauch durch ein eisernes Rohr, ohne Umstände zu einer Seite der Kirche ausgeführt d).

Es frägt sich also natürlich;

macht nicht dies Beispiel meine Anfrage und Erfahrung fast überflüßig, sollen wir vielleicht höchstens diesem Beispiele folgen, und in eine große gewölbte Kirche nur ein- oder ein Paar sogenannte Kanonenöfen setzen?

Ich glaube dies nicht, hoffe vielmehr, daß dies Beispiel meine Vorschläge bestätige, und daß selbst den Baumeistern und Kirchenvorstehern, von welchen jene sehr unvollkommene Heizzung abhängt, die Vorschläge und Modelle oder Zeichnungen zu besserer Kirchenheitzung willkommen seyn werden.

Erwägt man nemlich diese Heizungsart der Kirchen, so trift man darin das Geständniß der Nothwendigkeit, oder doch großen Nützlichkeit der Kirchenheitzung an, ohne die Vortheile und die Vermeidung der Nachtheile darin wahr zu nehmen, welche besser eingerichtete Kirchenöfen haben müssen.

Von der Unzierde, welche ein solcher Kanonenofen einer schönen Kirche giebt, will ich nicht reden, hierüber würde mancher gleichgültig seyn, zu dem hängt dies zu sehr vom Geschmack, worüber man nicht streiten soll, ab, und wird derjenige welcher vorzugsweise zu seiner Bedienung einen Neger oder eine Negerin wählt, ja wohl nach gleichen Regeln des Ebenmaaßes, gern einen Kanonenofen in einem schönen Zimmer, und in einer nach edler Baukunst verzierten Kirche dulden.

Allein,

1) ist ein solcher Kanonenofen, wie auch der Beobachter e) der mir diese Nachricht gütigst mittheilte, völlig der Meinung ist, ganz unzureichend,

des Eisens in der mitte der Flächen, und in den Ecken eines viereckten Ofens, jeder viereckter eiserner, aus einem Stück auch noch so dick gegossener Ofen, ganz nothwendig springen muß, wenn er auch nur einigermaaßen scharf geheitzt wird, welches denn auch bei alle diesen viereckten Ofen, richtig geschehen war. Die ehemaligen Eigenthümer der hiesigen Zuckersiederei, hatten bei ihrer aus Engeland entlehnter Anlage, diesen und mehrere Fehler englischer Heitzung beibehalten, und durch das Springen dieser, zum Theil gar in Engeland gegossener Oefen, gleiches Lehrgeld gegeben.

d) Vor 21 Jahren wie ich in England war, habe ich dergleichen Kirchenheitzung nicht wahrgenommen, ich vermuthe daher, daß sie die Vorrichtung neueres Zeit ist.

e) Ich nenne diesen gütigen Freund nur deswegen nicht, weil sein gewogentliches Schreiben mir solches nicht ausdrücklich erlaubt; sonst würde sein, auch in diesem Magazin oft bewährtes Urtheil, für die Richtigkeit dieses Satzes, bürgen.

dem großen Raum der Kirche, irgend einen Grad von bequemer und zuträglicher Wärme zu geben.

2) Am wenigsten kann ein solcher kleiner Ofen, eben weil er eisern ist, eine egale temperirte Wärme in der Kirche verbreiten, die nächsten Stellen um ihn herum, müssen bei einer nur einigermaaßen zweckmäßigen Erhitzung, von seinem Scheine leiden, und die entfernten Stellen seine Wärme überall nicht, sondern bloß seinen Dampf und Qualm empfinden.

3) Dieser Qualm eines erhitzten Eisens, muß um desto nachtheiliger seyn, wenn ein solcher Ofen nicht täglich, sondern nur alle acht Tage, zum Sonntäglichen Gottesdienst, erhitzt wird, in welchem Fall, wie hier, wo eiserne Oefen allgemein sind, jeder weiß, der Qualm der eisernen Oefen allzeit nicht bloß unangenehm, sondern auch schädlich ist, und zum mindesten Kopfweh und Catharr veranlaßt.

4) Muß das lang in der Kälte fortgeführte Rohr von Eisenblech ohnfehlbar Holzessig, oder bei Steinkohlenheitzung, Dondonaldischen Kohlentheer ausschwitzen, sich leicht verschlammen, und durch den sehr unangenehmen Theergeruch den schädlichen Gestank des erhitzten Eisens vermehren.

5) Ist bei solcher Ofeneinrichtung nicht dafür gesorgt, daß der schwarze Staub den Steinkohlenheitzung, ohne Vorsicht angewandt, allzeit liefert, von der Versammlung abgehalten werde.

6) Muß, welches ein gar wichtiger Nachtheil ist, ein solcher Ofen, bei welchem gar keine Rücksicht auf Zuführung frischer gesunder, und ehe sie die Menschen, berührt, erwärmter Luft genommen worden, den Zugwind der Thüren erstaunlich vermehren.

Der Trieb der äußern Luft in ein erwärmtes Zimmer durch jede Oefnung, die sich unten am Boden findet, zu dringen, ist schon unerwartet groß, wenn nun das Feuer in einem solchen Kanonenofen lebhaft brennet, so verzehrt es in jeder Sekunde etwa drei bis vier Cubikfuß Luft, welchen Abgang von 14400 Cubikfuß Luft für jede Stunde, Thür und Fenster, wenn sie auch noch so gut verschlossen sind, ersetzen müssen.

Nur zwei Vortheile können also durch solche kleine eiserne Kanonenöfen in Kirchen erreicht werden.

1. Zerstreuen sie die schädlichen Dünste, und führen alle schädliche Luftarten aus dem Gebäude weg, wie denn die Engeländer, auch im Sommer, so oft ihre Zimmer dumpfig sind, Kaminfeuer anzuzünden pflegen.

2. brechen sie doch wenigstens den höchsten Grad der Kälte.

Sie gewähren also wichtigen nicht zu verkennenden Nutzen, und sind ihrer eben erwähnten Nachtheile ungeachtet, immer weit besser, als gar keine Kirchenheitzung, mithin da, wo sie

ein-

eingeführt worden, bei zu behalten, bis sie durch bessere zweckmäßigere gemauerte f), frische Luft zuführende Oefen ersetzt werden.

Da aber, wo man die Heitzung der Kirchen erst anlegen will, wird man billig Bedenken tragen, diese Kanonenöfen zu wählen.

f) Wenn ich gemauerte, oder mit Mauerwerk, Leimen und Stucko überzogene Oefen den bloß eisernen vorziehe, so kann ich den Zweifel erwarten, ob nicht dieser Ueberzug, oder die mehrere Dicke der Wände, welche das erwärmende Feuer, von dem Zimmer welches erwärmt werden soll, trennet, oder welches das erhitzte Eisen umgiebt, dem Effekt der Erwärmung hinderlich sey, so, daß mit einer gleichen Quantität Feuerung ein größerer Grad der Wärme, mit einem kleinen eisernen Ofen könne bewirkt, und wenn man immer nachlegt, erhalten werden, als in einem Ofen mit 3 bis 4 zölligen, oder noch dickeren gemauerten Wänden? Dieser Zweifel wird theoretisch dadurch unterstützt, daß Eisen an und für sich, ein gar vorzüglicher Wärmeleiter ist, und in dieser Eigenschaft selbst die am besten gebrandten Mauersteine übertrift.

Allein die Erfahrung beantwortet diese Frage zum Vortheil der gemauerten Oefen, auf eine so überwiegende Weise, daß niemand dem geringsten Zweifel dabei Raum geben kann. Ich habe die Nacht vom 15ten auf den 16ten December 1788., also in den kältesten Stunden des Jahrhunderts, ein Zimmer mit drei Thüren und zwei schlecht verwahrten Fenstern, welches 1152 Cubikfuß groß, mit einem hohen sehr gut eingerichteten Spaarofen, versehen ist, mit 3 ℔ auf einmal, nachgelegtem Büchenholz, 13 Stunden so warm erhalten, daß nach Verlauf dieser 13 Stunden 6 Fuß vom Boden des Zimmers, der Fahrenheitische Thermometer 61 Grad höher als in freier Luft stand. Ich mögte daher den gemauerten Spaaröfen die Inschrift geben, moderata durant, indem sie die erhaltene Wärme, ohne Scheinhitze, (welche erwärmtes Eisen zu verbreiten pflegt,) so allmählig der Luftmasse mittheilen, daß solche sich inniger mit ihr verbindet, und nicht den Trieb wie die vom erhitzten Eisen gewürkte Wärme hat, das Zimmer zu verlassen. Immer mag die zu geringe Dicke der eisernen Oefen, wie ich aus Erfahrung darlegen kann, ein gar großes zu geschwinderer Erkältung beitragen, indem es bei dieser zu geringen Masse eines festen erhitzten Körpers, gleichsam an einem Magazin der Wärme fehlt, welches die beträchtliche Masse eines gemauerten Spaarofens, enthält; wäre das Eisen eines Kanonenofens anstatt es gewöhnlich ½ Zoll dick ist, 3 bis 4 Zoll dick, so mögte, wie die Bolten unsrer Streicheisen darlegen, auch die Hitze eines solchen eisernen Ofens wohl sehr dauerhaft seyn. Der um manches Fach der Wissenschaften sehr verdiente Hofrath Trampel hat, im 46ten Stück der Lippischen Intelligenzblätter de 1790, um dies Magazin der Wärme zu erhalten, vorgeschlagen; daß man die obere Hälfte seines übrigens ganz hohlen Ofens, mit locker über einander gelegten Kiesel- oder Sandsteinen füllen solle; und die Güte gehabt, mir eine Zeichnung dieser allerdings eben so nützlichen als einfachen Erfindung zuzusenden.

Ein Paar in England gepriesene Mittel gegen die Folgen des Bisses eines wüthenden Hundes.

Bei den höchst traurigen Folgen des Bisses von einem tollen Hunde, muß es zur allgemeinen Beruhigung dienen, daß man ein sehr leichtes natürliches, und von jedem ohne alle Kunst leicht anwendbares Mittel hat, diesen fürchterlichen Folgen vorzubeugen.

Alle Aerzte gestehen ein: daß bloß das Eindringen des Geifers eines tollen Thiers in die Wunde, die einzige bisher bekannte Art der Mittheilung der Hundswuth an Menschen seyn könne. Dieses Gift wirkt auch nicht plötzlich, wird auch nicht gleich von dem Blut eingesogen, und man hat hinlängliche Zeit es wieder weg zu bringen, ehe eine Gefahr daraus entstehen kann.

Das leichteste und bequemste Mittel alles künftige Uebel von einer gebissenen Person abzuwenden, ist: baldmöglichst nach dem Bisse den Geifer des Thiers mit einem trocknen Tuche von der Wunde abzuwischen, und die Wunde mit kaltem Wasser zu waschen. Nach einer häufigen Begiessung mit kaltem Wasser, kann man auch lauwarmes mit Vortheil und Sicherheit dazu brauchen. Dies Waschen muß aber kein leichtes Waschen der bloßen Oberfläche seyn, sondern sehr stark, und mit der anhaltendsten Aufmerksamkeit, in schlimmen Fällen, mehrere Stunden nach der Reihe ununterbrochen fortgesetzt werden. Eine anhaltende Begießung der Wunde, aus dem Guß eines auf eine beträchtliche Höhe gehaltenen Theetopfs oder Theekessels, ist sehr zweckmäßig. Hätte das in die Wunde eingedrungene Gift der Hundswuth irgend eine besondere Farbe, und wäre es zum Beispiel, schwarz wie Dinte, so würde niemand daran zweifeln, daß man durch eine große Menge Wasser, und anhaltenden Fleiß, endlich die schwarze Farbe gänzlich wieder abwaschen könnte; wenn sich gleich das nicht von einer leichten Abwaschung ohne besondere Sorgfalt würde behaupten lassen.

Nachdem irgend eine andere gebissene Wunde sorgfältigst gewaschen ist, färbe man sie durch Dinte schwarz gefärbten Speichel, und wasche sie nach Verlauf weniger Stunden so lange, bis die schwarze Farbe gänzlich wieder vergangen ist. Man kann dadurch augenscheinlich darthun, wie bald und vollkommen dieser Speichel sich durch kaltes Wasser wieder weg waschen läßt.

Zum Beweise der Behauptung, daß ein bloßes leichtes Auswaschen der Wunde nicht hinreiche, sie gänzlich von dem Gift zu reinigen, läßt sich anführen; daß Leute welche den Pok-

ten ausweichen wollten, in einzelnen Fällen die Pockenmaterie, die ihnen eingeimpft war, aus der Impfwunde heraus zu waschen versuchten; daß dem ungeachtet aber die Pocken zu rechter Zeit zum Vorschein kamen. Solche nicht anschlagende Versuche, wurden gewöhnlich heimlich, eilig, furchtsam, und vielleicht bloß von weiblichen Händen gemacht. In Fällen aber, in denen solche Abwaschungen sorgfältiger geschahen, ist die Ansteckung wirklich dadurch verhindert worden. Vorfälle der letzten Art mögen uns von der Wichtigkeit der geduldigen Beharrlichkeit, die zu solchen Abwaschungen erfordetlich ist, überzeugen; und die der ersten Art dürfen unsern Glauben an die Wirksamkeit beharrlicher anhaltender Waschungen, nicht schwächen.

Diese Abwaschung sollte mit dem größten Fleiß und baldmöglichst vorgenommen werden; allenfalls kann sie der Gebissene in Ermangelung von Hülfe selbst verrichten. Weil jedoch die Furcht vor dieser fürchterlichen Krankheit allemahl eine gewisse Aengstlichkeit erzeugt, so würde es rathsam seyn, in allen Fällen, wenn die Haut wirklich verletzt ist, einen Wundarzt unverzüglich zu Hülfe zu rufen. Er wird diese Vorschriften geschickter und vollständiger befolgen. Bei einer starken Verwundung, kann wegen der langen Zähne, oder Zerreissungen, das Gift tief in fleischige Theile hinein gekommen seyn; in solchen Fällen muß die Wunde geöfnet, und mit doppelter Sorgfalt gewaschen werden; auch wenn eine beunruhigende Unsicherheit zurück bliebe, die Wunde und jede verdächtige Stelle mit ganzen Gläsern voll begossen, oder ausgespritzt werden. Wäre der Biß aber schon bis dahin vernachläßigt, daß die Wunde anfinge sich zu entzünden, so müßte, nachdem die entzündete Oberfläche weg geschnitten wäre, die Stelle mit doppelter Sorgfalt begossen und gespritzt werden.

Es bleibt keinem Zweifel unterworfen: daß durch diese Reinigung, jeder, auch der kleinste Theil des Gifts, und mit demselben jede Veranlassung zu Gefahr, wirklich weggeschaft werden könne. *)

Folgendes Mittel gegen den Biß eines tollen Hundes, hängt in der Kirch zu Sunninghill in Berkshire.

Sechs Unzen frisch gepflückte und zerquetschte Raute; vier Unzen gequetschtes Knoblauch; vier Unzen venetianischer Theriak, und vier Unzen geschabtes Zinn, werden in 2 Quartier des stärksten englischen Ale über einem langsamen Feuer eingekocht, bis auf die Hälfte; die Feuchtigkeit wird abgeklärt, und in einer gut gepropften gläsernen Flasche verwahrt. Einem Menschen werden davon des

Mor-

*) Vorschlag und Empfehlung dieses Mittels sind vom Doktor Haygarth zu Chester.

Morgens nüchtern ſieben Tage nach der Reihe, jedesmal neun Löffel voll, und einem Hunde ſechs Löffel voll, beiden erwärmt, gegeben. Auch legt man etwas von den zum Mittel gebrauchten Sachen, warm, auf die gebiſſene Stelle.

Dies Mittel ſoll ſich aus der Kirche zu Garhorp in Lincolnſhire herſchreiben, wo viel Leute von einem tollen Hunde gebiſſen wurden. Die, welche ſich dieſes Mittels bedienten, genaſen; die, welche es nicht brauchten, ſtarben an der Wuth.

Die Haare der Angoriſchen Kaninchen gegen Motten zu bewahren.

(Vom Herrn Commiſſionsrath Kiem in Dresden.)

Dies iſt bei dieſer Zucht etwas Weſentliches, und man findet auch in den ſehr geſchätzten Schriften: Mayers Anweiſung zur Angoriſchen Kaninchenzucht S. 29. und eben ſo im neuen hannov. Magazin 1792. St. 68. S. 1101. den gülden Kleeſaamen zur Erhaltung dieſer Haare angegeben. Da an keinem dieſer Orte ein Linneiſcher Name angegeben iſt, ſo kann man nur vermuthen, daß dies der Saame vom Edelleberkraute (Anemone hepatica Lin.) gemeint ſey, deſſen Saame jedoch wenig Dienſte gegen die Motten leiſten mag, eher daß die Blüte des Steinklees (trifol. melilotus Lin.) oder auch die Lavendelblumen (Lavendula ſpica Lin.) dagegen wirken können; man zeigt daher ein bei der hieſigen Kaninchenzucht, ſowohl für deren Haare, als auch für alle Pelzwerke angewendetes ganz ſicheres Mittel an. Man betröpfelt ein Stück Papier mit Kienöl, ſchneidet es in viele kleine Theile, und legt deren einige Stückchen zwiſchen die Haare, oder zwiſchen alle und jede Pelzwerke, ſelbſt zwiſchen Schafwolle, wenn und wo man ſolche mehr als ein Jahr aufzuheben genöthigt iſt; ſo werden niemals Motten hinein kommen, und ſind deren ſchon darin, ſolche herausgetrieben werden. Dieſes Mittel kann auch ohne Nachtheil bei tuchenen Kleidern von Kaninchenhaaren und Schafwolle, angewendet werden, wenn man ſie nicht öfters anziehet, welches beſonders bei den ſchwarzen der Fall iſt.

Berichtigung. Im 74ſten St. dieſes Magazins S. 1183. leſe man: M. ſ. das 46ſte Stück von 1790. ſtatt: v. d. J.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Freitag, den 5ten October 1792.

Ueber die gefährlichen Folgen der Quacksalberei.

Ein Auszug aus Criminalakten von dem Herrn Stadtsecretair und Rathsschulzen Lüders in Hameln.

Es giebt Wahrheiten, die, so oft und so nachdrücklich sie auch gesagt seyn mögen, nicht genug wiederholet werden können.

Hierunter sind gewiß die Warnungen gegen den unvorsichtigen Gebrauch aller Arzneimittel, gegen Afterärzte und Quacksalber zu zählen, deren Gift noch stets, wie die Pest im dunkeln schleichet.

Haben gleich Aerzte und Menschenfreunde, in gelehrten Schriften und Volksbüchern, wider diese heimlichen Mörder geeifert und gewarnet, so hat dem ohnerachtet der Glaube an übernatürliche Kräfte der Geister und Körperwelt, seine Herrschaft noch weit über die Gemüther vornehmer und geringer Personen verbreitet: so ist dem ohnerachtet das Zutrauen, zu Viehärzten, Hirten, Todtengräbern, alten Weibern, und wie die Quacksalber alle heißen mögen, größer, als bei diesen so gerühmten aufgeklärten Zeiten, vermuthet werden sollte.

Beispiele, wo die unglücklichen Folgen vernunftwidriger Kuren, durch juristisch strenge Beweise in ein helles Licht gestellet werden, sind selten, denn sehr oft deckt der Grabhügel des Patienten, den unberufenen Arzt gegen die gerichtliche Untersuchung, und gegen die Ahndung der Obrigkeit: sind aber solche genug erwiesene Vorfälle vorhanden; so wirkt deren Bekanntmachung mehr als alle Warnungen der Aerzte, mehr als alle Gesetze.

Hier haben wir die traurigen Folgen der Quacksalberei auffallend erfahren, die dem Publikum getreu, aus den gerichtlichen Criminalakten, vorgelegt werden sollen.

Die Namen, der in der Inquisition verwickelten unglücklichen noch lebenden Personen, werden der Erzählung keine Glaubwürdigkeit, und der Geschichte kein Interesse geben, daher solche weg bleiben.

Die Familie eines hiesigen Schneideramtsmeisters bestand aus 3 Kindern, einer Tochter von 6½ Jahr,

einem Sohne von 3½ Jahr, und einer Tochter von ¼ Jahr.

Alle Kinder waren mit dem böſen Schorfe gebohren, wogegen die Eltern mancherlei, aber nie eine gründliche Kur, gebraucht hatten.

Ein junger Menſch von 23 Jahren, der die Viehharzneikunſt nicht theoretiſch ſtudiret, ſondern praktiſch von ſeinem Vater, und zugleich die Hufſchmiedeprofeſſion erlernet hatte; beſetzte ſich im verwichenen Winter hieſelbſt als Pferdearzt, verrichtete mehrere gute Kuren am Viehe, und erwarb ſich durch ſein, in allem Betrachte gutes Betragen, die Zufriedenheit der Einwohner, die ſeiner Hülfe bei ihrem Viehe bedurften.

Im Anfange des Monats Merz dieſes Jahrs, wurde der Pferdearzt, ein weitläuftiger Verwandter des Schneiders, von des letzteren Ehefrau gebeten, ihren Kindern gegen den böſen Schorf was zu gebrauchen, worauf er erwiedert: er dürfe ſolches nicht thun.

Erſt nach wiederholten Bitten verſprach er den folgenden Montag zu kommen. Wegen ſeines Außenbleibens gieng der Schneider ſelbſt zu demſelben, und vermogte ihn, durch die Vorſtellung der Verwandſchaft, die Heilung des böſen Schorfes bei den Kindern vorzunehmen.

Am folgenden Freitage den 16ten Merz 1792. unternahm der Pferdearzt die Kur an den beiden älteſten übrigens geſunden Kindern, denn das jüngſte war an Zahnen krank, ſchmierte ihnen Morgens 7 Uhr eine mitgebrachte Salbe auf den faſt ganz mit böſem Schorf bedeckten Kopf, belegte ſolchen mit Papier, und nahm den Reſt der Salbe wieder mit zu Hauſe.

Etwa eine Stunde nachher, traten bei den Kindern thränende Augen, Kopfſchmerzen, und gegen 11 Uhr Erbrechen und ein heftiger Durſt ein.

Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde der Pferdearzt gerufen, der den Schorf löſete, die Haare zum Theil mit weniger Mühe auszog, und die Köpfe der Kinder mit Weineſſig zu waſchen, verordnete.

Dieſe Verfügungen änderten die fortdauernden böſen Zufälle der Kinder nicht im geringſten, vielmehr geſellten ſich Abends 8 Uhr fürchterliche Zuckungen und Kälte der Extremitäten dazu.

Die Aeltern dadurch in Schrecken geſetzet, nahmen ihre Zuflucht zu dem Herrn Regimentschirurgus Medel, vom 7ten Infanterieregiment, wie er aber Abends 10 Uhr das Einreiben der Salbe, mit den obwaltenden Umſtänden der Patienten verglich, alſo die Krankheit von erhaltenem Gifte herleitete, ſo reichte er den Kindern zwar nöthige Arzeneien, gab aber um ſo mehr alle Hofnung zur Geneſung auf, weil von der Zeit des Einreibens der Salbe, ſchon 15 bis 16 Stunden verfloſſen waren.

Alle traurigen Zufälle vermehrten ſich in der Maaße, daß der Knabe

Sonn-

abends den 17ten Merz, Morgens 2 Uhr, unter den grauſamſten Schmerzen, und das Mädchen Morgens 4 Uhr unter gleich traurigen Zufallen, alſo nicht völlig 24 Stunden nach der gebrauchten Salbe, verſchied.

Schnell verbreitete ſich das Gerücht dieſes Vorfalles durch die Stadt, und ohne Zeitverluſt wurde der Pferdearzt zur gefänglichen Haft gebracht.

In allen Verhören behauptete er zu der Salbe nichts weiter, als einen Eßlöffel voll Tonnen oder Schmierbutter, und etwa ein Quentin weiſſen oder Goslarſchen Vitriol, aber gar keinen Arſenik gebraucht zu haben, ob er gleich eingeſtand, zwei Tage vorhero für $2\frac{1}{2}$ mgr. von dieſem Gifte gekauft zu haben.

Am 18ten Merz wurden die unglücklichen Schlachtopfer der Unwiſſenheit in Gegenwart mehrerer Aerzte und Wundärzte ſeciret.

Es fanden ſich nach Anleitung des Viſi reperti des Herrn Doctors und Stadtphyſici Meier, äußerlich keine Verletzungen, wenn man dahin nicht die am ganzen Körper befindlichen blauen Flecken rechnet, die durch die vom Tode veranlaſſete Stockung des Blutes verurſachet waren.

Die Integumente des Kopfes lieſſen ſich ſehr leicht abtrennen, und das Cranium war mit Blut unterlaufen.

Die Häute des Gehirns waren von Blute ſtrotzend, die Gefäße ſelbſt ſehr aufgetrieben, und unter den untern Häuten fand ſich eine beträchtliche Menge ausgetretenes, theils coagulirtes Blut. An der Oberfläche des Gehirnes waren einige coagulirte ſeröſe Feuchtigkeiten.

Nachdem die Lobi cerebri herausgenommen, fand ſich das Cerebellum bis zur medulla oblongata gleichfalls mit mehrerem Blute angefüllet, und die Gefäße ausgedehnter.

Beide Lungen ſahen ſehr vom Blute ſtrotzend, ſchwarz und entzündet aus, die Herzkammern waren vom Blute leer.

Im Unterleibe fanden ſich alle Theile im geſundeſten Zuſtande, außer daß bei dem Knaben an der linken Seite des Magens, wo die Milz liegt, eine kleine entzündete rothe Stelle bemerket wurde.

Das Einreiben der Salbe, hatte die Schärfe des Ausſchlages, theils gewaltſam nach den innern Theilen des Kopfes getrieben, theils hatte der heftige Reiz und Schmerz die Congeſtiones nach dem Kopfe, und ſo die Apoplexie bewirket.

Die Beſchaffenheit der Lungen und die entzündete Stelle des Magens beim Knaben, waren Folgen des heftigen Erbrechens, und der gehemmten ordentlichen Zirkulation des Blutes, auch können wohl reſorbirte Arſenikheile an dem Erbrechen Schuld ſeyn.

Die geſunde Beſchaffenheit der Kinder, und die zurücktreibende Ei-

genschaft des angewandten Mittels bewiesen, daß die Salbe den Tod der Kinder bewirkt.

Nach einer äußerst sorgsamen und genauen Untersuchung der Salbe, vom Herrn Bergcommissair und Senator Westrumb, fand sich unter selbiger kein Arsenik, kein Sublimat, kein Blei, kein Queckſilber präparat, wohl aber Eisen, Vitriolsäure, Zinkerde, die mit Vitriolsäure verbunden, oder als Zinkvitriol gegenwärtig gewesen seyn wird, kurz, es fand sich gar kein Gift.

Allein, an dem halben Bogen Papier, womit einer der Köpfe bedeckt gewesen war, der ganze Ueberrest, den man erhalten konnte, entdeckte das bewafnete Auge nicht nur Arsenikkörner, sondern nach mehreren, mit des Herrn Bergcommissair Westrumb bekannter Genauigkeit gemachten Proben, enthielt solches Papier Arsenik und Zink, oder sogenannten weißen Vitriol.

Dennoch wagte es dieser berühmte Chemiker nicht, mit völliger Gewißheit zu behaupten, daß das von dem Pferdearzt gegen den bösen Schorf gebrauchte Mittel, gleichfalls Arsenik enthalten haben müsse, und dadurch tödtlich geworden sey, weil die Beweise für den Arsenikgehalt des Papierabsudes äußerst schwach waren, das Papier, das zu Anstellung der Versuche mit gekocht werden mußte, vielleicht selbst schon Arsenik enthielt, und dadurch die andeutende Erscheinungen des vorhandenen Giftes erregt haben könnte.

Ob also der Pferdearzt dem Magistrat die wahre Salbe, womit den Kindern die Köpfe eingeschmieret worden, vorgezeigt, ob darunter Arsenik vorhanden gewesen, und, falls dieses auch erwiesen werden könnte, ob der Pferdearzt das Gift in guter Absicht aus Vorsatz, oder aus Versehen, oder durch einen Vergrif, ohne daß es der Pferdearzt selbst weiß, darunter gemischt, oder ob der weiße Vitriol bloß unter den durch ein unglückliches Zusammentreffen hier obgewalteter Umstände, eine so schreckliche, den Aerzten selbst bis jetzt unbekannte Wirkung hervorbringen könne, bleibt mit undurchdringlicher Dunkelheit verhüllet; so viel ist aber gewiß, daß die Aeltern durch ihr wiederholtes Bitten, und der Pferdearzt durch seine eben so unzeitige als uneigennüzzige Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, den so schleunigen und so schmerzenvollen Tod der Kinder verursachet, oder mit andern Worten, daß zwei Menschen auf einmal durch Quacksalberei hingeopfert worden.

Der Pferdearzt hatte bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführet, er hatte die Kur erst auf wiederholtes Bitten der Aeltern, nicht aus Gewinnsucht, sondern bloß aus Gefälligkeit unternommen, ihm konnte eine Untermischung von Gift in die Salbe nicht überführet werden, er bewies eine herzliche Reue über den traurigen Vorfall, und das allgemeine Mitlei-

den

den redete dem unglücklichen Manne das Wort.

Aus dieſen Milderungsurſachen wurde er auf Ein Jahr zum Zuchthauſe vor Celle ſchuldig vertheilet.

Bei dem gänzlichen Mangel einer böſen Abſicht, unterſchriebeil ſeine Richter dies Urtheil mit ſchwerem Herzen.

Die Aeltern der hingeopferten Kinder waren durch die natürlichen Folgen ihrer Unbeſonnenheit ſcharf genug beſtraft, und ſie noch mit der Strenge der Geſetze zu züchtigen, würde wohl nicht Gerechtigkeit, ſondern Barbarei geweſen ſeyn, wenigſtens hätte das Gefühl des Menſchen ſich gegen die rauhe Gerechtigkeit empöret.

Mögte doch dieſes auffallende juriſtiſch ſtrenge erwieſene Exempel alle Afterärzte vom vornehmen und geringen Stande warnen, ſich nicht in das Gebiet der Arzneikunſt zu verirren, mögten ſie bedenken, daß ihre, oft unſchädlichen, ja vielleicht zu Zeiten heilſamen Hausmittel, wenigſtens das Zuratheziehen der Aerzte, oder den Gebrauch der von ihnen verordneten Mittel hindern, und allein dadurch unendlich vieler Schade angerichtet werde, ſo würde auf dieſe Art der Unglücksfall einzelner Familien, zum Beſten des Ganzen, geleitet werden.

Das Stopfen der Kälber iſt weit vortheilhafter, als das Mäſten derſelben mit bloßer Milch *).

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß der Landmann ſeine Milch nie ſchlechter anwendet, als wenn er ſich darauf legt, Kälber damit zum Verkauf zu mäſten. Ein Kalb, das gemäſtet und recht fett werden ſoll, verzehrt bereits im Anfange die meiſte Milch ſeiner Mutter. Es erfordert von Tage zu Tagen mehr. Zuletzt kann es mit der Milch von einer Kuh nicht auskommen. Und wenn es am Ende verkauft wird, und man die Kannen Milch, die es verzehret hat, gegen das Geld, womit es bezahlt ward, berechnet, ſo hat man die meiſte Zeit nicht viel über die Hälfte von dem aus ſeiner Milch, was man ſonſt daraus hätte machen können. Was ein ſolches Kalb während ſeiner Mäſtung an Dünger macht, iſt auch nicht von der Bedeutung, daß man es in einen großen Anſchlag mit bringen könnte. Es iſt alſo nichts dabei, als ſichtbarer Schade. Da nun aber kein Menſch, der fortkommen will, auf Schaden arbeiten muß, und die gemäſteten Kälber doch eine ſehr ſchmackhafte Speiſe geben, ſo müſſen dem Landmann Mittel an die Hand gegeben werden, wie er ſeine Kälber auf eine

*) Aus den Schleswig Holſtein. Anzeigen, Stück 27. von 1792.

eine für ihn vortheilhaftere Art mästen kann. Und so ein Mittel ist das Stopfen derselben, welches auf verschiedene Art bewerkstelligt werden kann, bei deren jeder wir aber voraussetzen, daß das Kalb in den ersten Tagen die sogenannte Beestmilch der Mutter, die so nicht sehr in Landhaushaltungen gebraucht werden kann, getrunken haben, und dadurch völlig gereiniget seyn muß.

Die erste Stopfungsart geschiehet mit Weck, oder Weitzenbrod und Milch, wovon das Fleisch sehr weiß und zart wird. Das Stopfen damit geschiehet täglich dreimal, des Morgens, Mittags und Abends. Man schneidet einen Weck zu länglichten Stücken, gießt von der frisch gemolkenen Kuhmilch darüber, daß solche weichen, läßt das Kalb erst die Milch abtrinken, und steckt ihm dann ein Stück nach dem andern in den Hals. Wenn das Kalb seine Portion im Leibe hat, so wird ihm ein frisches Ei samt der Schaale ins Maul gesteckt, und das Maul zugedrückt, da es denn das Ei samt der Schaale niederschluckt. Es ist das letzte deswegen nöthig, damit das Kalb weder Verstopfung noch Durchbruch bekomme.

Die andere Stopfungsart ist mit Weitzen, oder, wenn man den nicht hat, mit Rocken, welcher in den ersten Tagen ganz weich, hernach aber, wenn der Magen daran gewöhnt ist, etwas weniger gekocht wird. Man giebt ihn dem Kalbe milchlau oder kalt, und jedesmal ein Ei darauf, worauf es noch zuletzt ein wenig Milch trinken kann.

Ganz wohlfeil und dabei recht gut werden die Kälber auch gestopft mit Brod und Wasser. Man nimt alle alte Brocken, Rinde, oder Brosam, weicht sie in warmes oder kaltes Wasser, steckt dem Kalbe einen Brocken nach dem andern ein, giebt ihm ein Ei darauf, und läßt es dann etwas Milch trinken, welches aber wieder nur wenig seyn darf. Auf dem Ofen, oder auf Kohlen gebähetes Brod, mästet noch besser, und ist vorzüglich gut, wenn das Kalb einen dünnen Leib bekommen will. Gegen die Verstopfungen thun frische Eier die beste und kühlende Wirkung.

Endlich kann man auch, wenn die Eier wohlfeil anzukaufen sind, die Kälber mit lauter Eiern fett machen, welche bekanntlich sehr nährend sind, und ein gutes Fleisch geben. Der Einsender läßt jetzt zur neuen Probe ein Kalb, das gemästet werden soll, jedesmal erst Milch trinken, und ihm darauf ein Ei geben, wornach es sehr zunimt.

Ein auf eine von diesen Arten gemästetes Kalb gilt, wenn es in die vierte Woche gemästet ist, dreimal so viel, als es sonst gelten würde, und was dabei an Korn, Brod oder Eiern aufgewandt wird, das erspart man reichlich wieder in der Milch.

Ueber

Ueber die Zwischenräume im Klafterholze.

(Siehe neues Hannoverisches Magazin von 1792. 20. St. 313. S.)

Nach der Meinung mehrerer Forstverständigen, hält ein Klafter Brennholz von 6 Fuß hoch, 6 Fuß breit und 6 Fuß tief, also von 216 Kubikfuß 171 Kubikfuß Holz, und 45 Fuß Zwischenraum, oder letztere betragen $\frac{3}{4}$, oder den Bruch nicht aufs genaueste zu suchen, $\frac{1}{4}$ des Ganzen.

Ein ungefährer Ueberschlag zeigt den auffallenden Irrthum dieser Behauptung.

Vier gute starke Pferde ziehen auf guten Wegen ein Klafter Holz auf einmal aus der Forst.

Ein Kubikfuß nasses Büchenholz wiegt 59 Pfund, folglich wiegen 171 Fuß 10,089 Pfund eine Last, womit kein Wagen beladen werden kann, den vier Pferde fortzuschaffen nicht vermögend sind.

Auch streitet die Erfahrung mit der obigen irrigen Behauptung.

Um die Holzersparung eines neu erbaueten Brauofens, gegen eine alte fehlerhafte Einrichtung genau bestimmen zu können, habe ich vier Klafter mäßig trockenes büchenes Brennholz, theils von hiesigen Weserschiffern gekauft, theils in den hiesigen Forsten gehauen, mit möglichster Genauigkeit in meiner Gegenwart wiegen lassen.

Einige Klafter waren nur 5 Fuß tief, hielten also nur 180 Kubikfuß, alle aber auf 216 Fuß reduciret, und das Eine gegen das Andere gerechnet, so wiegt ein Klafter mäßig trokkenes sechsfüßiges büchenes Brennholz, ohne es aufs genaueste zu suchen, 3660 Pfund, eine Last, die jeder Wagen tragen kann, und welche vier Pferde zu ziehen im Stande sind.

Der Kubikfuß trockenes büchenes Holz, wird auf 56 Pfund gerechnet, folglich verhielte sich das Holz zu den Zwischenräumen wie 65 zu 151; oder es waren $\frac{13}{43}$ Holz und $\frac{30}{43}$ Zwischenräume, oder den Bruch kleiner zu machen, $\frac{2}{7}$ Holz und $\frac{5}{7}$ Zwischenräume.

Das Resultat dieses Versuches stimmet mit der, in dem oben angezogenen Stücke des neuen hannoverischen Magazins gemachten Erfahrung, genau genug überein, wo das Holz auf etwas mehr als $\frac{1}{3}$, und die Zwischenräume auf beinahe $\frac{2}{3}$ angegeben werden, und der Unterschied beider Versuche und Verfahrungsarten in der Art des Spaltens, der Trockenheit und andern Umständen zu suchen ist.

H — n. L — s.

Benuz-

Benutzung der Nadelholzwurzeln.

Die Wurzeln, Stucken, oder Stöcke unſerer Laubhölzer, ſchlagen insgeſammt wieder aus, wenn ſie gehörig gehauen werden, und es ſind nur wenige Laubholzarten, denen, wenn man ſie im hohen Alter hauet, hierzu die Kräfte zu fehlen ſcheinen. Eben dieſer Wiederausſchlag vom Stamme, macht eine unterſcheidende Eigenſchaft unſerer Laubhölzer von den Nadelhölzern aus. Von dieſen erfolgt der Wiederausſchlag nicht, und da alſo dieſe Art des Holzwuchſes bei ihnen nicht ſtatt hat, ſo ſollte man auf die Benutzung der Nadelholzſtucken eine größere Aufmerkſamkeit verwenden, wie bisher geſchiehet. Daß ſie es allerdings verdienen, wird aus folgendem erſichtlich. 1) Wird der Hau dadurch reine, denn daß ſie zum Schutze und Dünger dienen ſollen, iſt nicht nur mehr ſchädlich als nützlich, ſondern auch zu koſtbar und langweilig. 2) Wird der Erdboden durch das Ausroden der Stucken, zur Wiederbeſaamung wund gemacht, und bedarf alſo keiner weitern Unkoſten. 3) Kann man die Stucken ſehr vortheilhaft zur Feuerung und zum Verkohlen nutzen. Es wird alſo ein Anſehnliches am Stammholze erſpart, welches ſonſt zu dieſem Endzwecke gehauen werden müßte, und kann ſolches daher höher benutzt werden. 4) Erhält man daraus, und vorzüglich aus den Kiefern- oder Fuhrenſtucken und Wurzeln, Theer, Pech und Kienruß. 5) Wird durch deren Benutzung allemal der Ertrag der Forſten erhöhet.

Läßt man daher die Stucken entweder nach vermeintlichen Grundſätzen dem Haue zum beſten, oder nach Gewohnheit, und, weil man glaubt, daß das Roden die Koſten nicht belohne, ſtehen, ſo erhellet aus obigen Bemerkungen ſattſam, daß es nicht nur für den Forſt ſelbſt, ſondern auch deſſen Ertrag ſehr nachtheilig ſey.

Es kommt übrigens nur dabei auf die Art und Weiſe an, wie man dieſen Zweck mit den wenigſten Koſten und am leichteſten erhalte. Und dieſe iſt die, daß man den ſtehenden Stamm unrodet, und ihn mit den Wurzeln fället. Durch den Fall werden ſie völlig heraus geriſſen, und die Arbeit ſelbſt durch die Erfahrung der Arbeiter ſehr erleichtert. Es kann alsdenn auch das Stammholz rathſamer von dem Stuckenholze getrennet, und dabei vieles Holz, welches ſonſt in Späne verhauet wird, benutzt werden.

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Montag, den 8ten October 1792.

Schreiben an Herrn H**, den Anbau und Manufakturgebrauch der syrischen Seidenpflanze betreffend.

M. H.

Sie wünschen von mir eine kurze Nachricht über die Kultur und den Manufakturgebrauch der syrischen Seidenpflanze zu erhalten, und mit Vergnügen theile ich Ihnen hier folgendes über dieses merkwürdige Gewächs mit.

Sonderbar genug ist's, daß man sich um den Anbau dieser Pflanze, die von so großem fabrikmäßigen Nuzzen ist, bislang fast gar nicht bekümmert hat. Nur wenige Schriftsteller hielten sie meines Wissens ihrer Aufmerksamkeit werth. Außer dem Linnee handeln folgende davon: Johann August Grotian in seinen ergötzenden Sommerbelustigungen, Th. 1. Jeremias Elias Gülich in seinem vollständigen Färbe- und Bleichbuche ꝛc. Ulm 1781. S. 1. bis 130. Der Abt Sprenger in seinen ökonomischen Beiträgen vom Jahre 1783. S. 32. Herr Dr. Friedr. Gotthilf Friese zu Breslau in der Abhandlung über die syrische Seidenpflanze und den weißen Maulbeerbaum, Breslau 1791. 8. und der Herr Stadt- und Rathdirektor der Königl. Preuss. Fürstenthumsstadt Liegnitz, Karl Schnieber, in folgender kleinen sehr interessanten Schrift: Darstellung der höchst wichtigen Vortheile, welche der Anbau und Manufakturgebrauch der syrischen Seidenpflanze, sowohl für den Staat, als für den Privatmann verspricht. Aus eigenen Versuchen und Erfahrungen für Freunde der Oekonomie, und des Manufakturwesens, von Karl Schnieber ꝛc. Liegnitz, gedruckt bei Pappäsche 1789. Jeder Oekonom, der sich mit dem Anbau dieser Pflanze beschäftigen will, muß sich das Friesesche und Schniebersche Buch anschaffen, und auch Ihnen empfehle ich solche, wenn Sie mehr davon zu wissen wünschen, als mir Ihnen darüber zu sagen, die Gränzen dieses Briefes verstatten. Es giebt mehrere Arten Seidenpflanzen. Hier ist von der eigentlichen syrischen Seidenpflanze die

Rede, nach Linnee Asclepias syriaca, foliis ovalibus, subtus tomentosis, caule simplicissimo, umbellis nutantibus. Ihre Wurzel dauert über Winter im Lande. Im Frühling schlägt sie in junge zarte Sprossen aus, welche, ehe sich die Sprossen entfalten, beinahe das Ansehen von jungen Spargelkeimen haben. Dies geschiehet gewöhnlich in der ersten Hälfte des Mai. Aus einer einzigen Wurzel, wenn diese ihre vollkommene Stärke hat, keimen oft zwanzig und mehr dergleichen Sprößlinge hervor. Sie wächst ziemlich schnell empor, in einem nicht festen, allenfalls etwas sandigen und den Winter hindurch mit leichtem Dünger nur ganz dünne bedeckt gewesenen Boden.

In der zweiten Hälfte des Junius erscheinen die Blüten. Sie wachsen in Büscheln, woran 30 bis 40 einzelne, an zarten Stielen befestigte Blumen hangen. In der zweiten Hälfte des Julius trocknen die Blüten bis auf 4, 6, 8 höchstens 10 Blumen in einem Büschel nach und nach ab. Diejenigen aber, die stehen bleiben, setzen Früchte an, welche fast eirunde Knöspchen sind, und weiß wollicht aussehen, daß man ihre eigentliche dunkelgrüne Farbe kaum erkennt. Sie erhalten die Form einer gewöhnlichen Schote, eine Länge von 4 bis 5 Zoll, und eine verhältnißmäßige Dicke. Bei zunehmender Reife fallen die Schoten aus dem Dunkelgrün bisweilen ins Graue oder Weißliche. In der zweiten Hälfte des Octobers öfnet sich die Schote, und zeigt die Frucht nach ihrer innern Beschaffenheit. Sie besteht aus einer unten gegen den Stiel zu angewachsenen Hülse oder Schaale, welche um den vierten Theil kürzer ist, als die Schote selbst. An diesem häutigen Wesen ist der flache und braunrothe Saame in großer Anzahl befestigt. Das Ganze, in welchem der Saame liegt, hat einen birnförmigen Umriß. An jedem Saamentheilchen sitzt oberwärts eine Saamenkrone, welche aus einem 1 bis 1¼ Zoll langen Büschel, von einer Art weißer, blendender und feiner Seide zusammengesetzt ist. Der Saame liegt schuppenförmig dicht über einander, so, daß die elastischen Büschel nur gegen die Spitze der Schote etwa 1½ Zoll hervorragen. Ist die Schote reif und trocken, so drängen sich die zusammen gedrückt gewesenen Federkronen, vermöge ihrer Elasticität, aus einander, und fliegen bei der geringsten Bewegung, wegen ihrer Leichtigkeit, in die Luft. Daher ist es nöthig, die rechte Zeit der Reife wahrzunehmen.

Sind die Schoten noch geschlossen, so ist weder der Saame, noch die daran befestigte Seide vollkommen reif, welche letztere dann mehr der Farbe nach ins Gelbliche, als ins Weißliche fällt. Eine Pflanze mit sechs oder acht Stengeln, erhält 80 bis 90 starke Schoten. Beim Abnehmen der Schoten ist trockne Witterung nothwendig, und schon geöfnete Schoten dürfen nicht stehen bleiben, eher kann eine

noch

noch zu wenig geöfnete abgenommen werden.

Die abgenommenen Schoten werden an einen Verwahrungsort gebracht, der Luftzug hat. Werden sie über dies auf Netze oder Horden gebreitet, so öfnen sich die weniger reifen Schoten nach und nach ganz, und die darin befindliche Seidenwolle erlangt mit der stufenweisen Abtrocknung ihre vollkommene Reife und Elasticität.

Die Stengel sind unter der äußeren Schaale mit einem festen, wie Flachs oder Hanf zu behandelnden Bast bekleidet. Sie trocknen nach und nach ab. Die Natur bereitet sie schon auf dem Beete zur fernern Bearbeitung zu.

Diese Stengel werden zu Ende des Novembers 1 oder 2 Zoll lang über der Erde abgeschnitten, in Bündel gebunden, und zum weitern Gebrauch aufbewahrt.

Die Seidenpflanze bedarf fast gar keiner Pflege, wenn es nicht darum zu thun ist, um viel und lange Seide zu haben. Es ist vortheilhafter, und nicht so mühsam, sie durch Theilen und Ablegung der Wurzeln, als durch Saamen zu erziehen.

In Ansehung der Güte und des Werths, steht die syrische Pflanzenseide zwischen der Seide und der Baumwolle. Auf ein Stück Acker von der Größe eines Morgens, also 180 Quadratruthen, oder 18,000 Quadratfuß Oberfläche schlesischen Maaßes, können 4500 Pflanzen angebracht werden, weil jede Pflanze vier Quadratfuß, oder eine Quadratelle Raum erfordert. Jede Pflanze trägt im Durchschnitt 20 Schoten, also lassen sich mit Gewißheit 90,000 Schoten erwarten. Dreißig Schoten geben bei einer mittelmäßigen Größe, und mit Einrechnung alles Abganges, 1 Loth Seide; 90,000 Schoten also 3000 Loth, oder 93 Pfund 24 Loth. Außer der Seide selbst, lassen sich die Stengel der Pflanze auch noch wie Flachs gebrauchen, und die Blüten geben eine außerordentlich reiche Nahrung für die Bienen ab.

Ihre Frage: ob die syrische Seidenpflanze auch in unserm Lande angebauet werde, muß ich Ihnen, in sofern Sie solche vom Anbau im Großen verstehen, verneinen. Auch weiß ich nicht, ob außer unserm Hrn. Major von S**. in Lüneburg, einem sehr erfahrnen und praktischen Oekonomen, noch mehrere unserer Landsleute, sich aus Liebhaberei mit der Kultur dieses nützlichen Gewächses im Kleinen befassen. Herr von S** schrieb mir vor ungefehr zwei Jahren, daß er seit verschiedenen Jahren etwa ein Dutzend syrischer Seidenpflanzen gehabt, die er wegen ihres schönen Geruchs in ein Bosket unter andere Bäume und Sträucher gesetzt, wo sie aber wegen des Schattens der Bäume selten geblühet und Früchte getragen, daß er indessen doch

seit einigen Jahren gegen neun Loth Seide davon gesammelt, um sich einen Hut von selbiger machen zu lassen; daß ihm der Hutmacher Schenk in Lüneburg von vier Loth dieser Seide mit Hasenhaar und etwas Wolle vermischt, einen Hut gemacht, der an Leichtigkeit, Güte und Feinheit, einem englischen Biberhut völlig gleich, und noch viel leichter sey, als ein aus angorischem Seidenhasenhaar verfertigter Hut. Beiläufig meldet mir Herr von S**, daß statt des Leims zu den aus Seidenpflanzenwolle verfertigten Hüten, Hausenblase genommen werden müsse, und dieses hat auch seinen guten Grund, denn Leim löset sich in der Nässe und Regen auf, Hausenblase aber nicht, und dieserwegen geben auch die Ungern und Tataren, ihren aus Filz gemachten Reise- und Campagnemänteln die Leimung nicht mit Leim, sondern mit Hausenblase. Der Hutmacher muß indessen mit der Hausenblase allemal sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn trift er darin die rechte Proportion nicht, so wird der Filz zu steif, und bald brüchig.

Noch vor kurzem schickte mir Herr Major von S** eine Quantität Wollenhülsen von der syrischen Seidenpflanze, woraus ich beikommende Probe Schreibpapier machen lassen; und in der Anzeige der Churfürstlich Sächsischen Leipziger ökonomisch. Societät von der Ostermesse 1792. finden Sie einen interessanten Aufsatz des Herrn Doktor Friese in Breslau, worin dieser verdienstvolle Mann uns meldet, daß sich das Abwerg vom Stengel der Pflanze, weit besser zur Papierfabrikation qualificire, als die Seide selbst, woraus, wie Sie wissen, schon Guetard und der sel. Doktor Schäffer in Regensburg, Papier verfertigten, daß ihm der Papiermüller Herr Rüdiger zu Polnisch-Weistritz bei Schweidnitz aus einigen Pfunden solchen Abwergs zubereitetes, gutes, festes und glänzendes Conceptpapier geliefert, und dabei versichert, daß dieses Material keiner andern Behandlung als die gewöhnlichen Lumpen bedürfe, auch daß er fast mit Gewißheit versprechen könne, bei Wiederhohlung des Versuchs (wo möglich mit einer größern Quantität) gute Kanzlei- und auch Briefpapiersorten zu verfertigen. Künftiges Frühjahr hofft Herr Doktor Friese im Stande zu seyn, den Versuch im Großen wiederhohlen zu lassen.

Die Leipziger ökonomische Societät hat schon vor mehrern Jahren mit dem Produkt der Seidenpflanze verschiedene Versuche angestellt, und darunter vorzüglich auch die Seidenhaare, welche den Saamen umgeben, mit dem Zusatze von Baumwolle zum Verspinnen und zu mancherlei Verarbeitungen des Gespinnstes tüchtig erfunden; sie muste aber doch wegen hinlänglichen Vorraths von dieser Pflanzenseide, bei jenen kleinen Versuchen stehen bleiben. Seit einigen

Jah-

Jahren zieht sie indessen jetzt dies Gewächs in ihrem ökonomischen Garten in größerer Menge an.

Der oben erwähnte Herr Stadtdirektor Schnieber, hat kürzlich zu Liegnitz eine neue Manufaktur von syrischen Seidenpflanzen errichtet. Aus seiner mir erst vor einigen Tagen zugeschickten besondern Nachricht über diese Fabrik, theile ich Ihnen hier folgendes mit. Die Fabrik verkauft für möglichst billige Preise folgende aus Pflanzenseide verfertigte Waaren: feine Manns- und Frauensstrümpfe, dergleichen Handschuh, $\frac{5}{4}$ breite Westenzeuge, gestreift und gemustert, besonders zu Wintergillets, englisches Leder, Jeannette und Sommermanschester, und in andere gute Desseins gedruckt $\frac{13}{16}$ breit. Auch wird aus demselbigen Material, von jetzt an eine Art von bunt gewirkter, oder bunt gedruckter $\frac{5}{4}$ breiter Meubleleinewand verfertigt, und kömmt es sowohl in dieser, als andern Rücksichten, um besonders in Ansehung der Desseins und Farben befriedigt zu werden, nur auf bestimmte beliebige Bestellungen an.

Außer diesen Seidenpflanzwaaren, werden in derselben Manufaktur, auch Piquees von vorzüglicher Güte, Kamlotte, Harbin, Barakane, Serge und Struks in allen Couleuren, gestreift und einfärbig verfertigt, und sind ebenfalls für die billigsten Preise, einzeln und in ganzen Stücken zu haben.

In Commission werden diese Waaren von dem Kaufmann Herrn Johann Ferdinand Müller sel. Sohn zu Breslau auf dem großen Ringe, neben dem goldenen Becher, geführt, und in denselben Preisen, sowohl einzeln als im Ganzen, als in der Manufaktur zu Liegnitz selbst, verkauft.

Seit ein Paar Jahren betreibt Herr Schnieber den Anbau der syrischen Seidenpflanze bereits im Großen, und zwar mit so glücklichem Fortgange, daß er im vorigen Jahre auf einem mit tragbaren Stöcken bebaueten Stück Landes von vier Morgen, zu 180 Quadratruthen, 356 Pfund reine Seide gewonnen, und sich dieses Jahr noch eine ungleich reichere Ernte zu versprechen hat. Er verkauft das Pfund dieser Seide für 16 ggr. Außer dem bereits hinlänglich erwiesenen Manufakturgebrauch, ist dieses Material ganz vorzüglich statt seidener Watte, und zu durchnäheten Couverts oder Bettdecken zu brauchen. Auch kann es nicht nur zur Füllung der Kissen zu Ruhebetten, sondern auch zu wirklichen Deckbetten und Kopfkissen angewandt werden. Es bedarf in diesem Falle weiter nichts, als die Ueberzüge, so wie eigentlich bei jedem wohl zubereiteten Bette geschehen sollte, mit Wachs zu bestreichen, und die Seide vor dem Einfüllen entweder an der Sonne, oder am Ofen recht auflaufen und trocken werden zu lassen.

Das Bestreichen mit Wachs hat den wesentlichen Nutzen, daß die Feuchtigkeit

tigkeit der Ausdünstung nicht durchdringt, und daß die Füllung der Betten, sie bestehe aus Federn, oder woraus sie sonst wolle, nicht davon anzieht, und also länger in ihrer Elasticität conservirt wird.

Daß der Hutmacher Herr Gigelberger in Freisingen schon seit 6 Jahren eine vegetabilische Hutfabrik angelegt hat, worin aus Pappel- Weiden- Teichkolben- Distel- und Graßwolle, vorzüglich aber aus der syrischen Pflanzenseide mit einiger Vermischung anderer Haare eine vortreffliche dauerhafte Art von kastorähnlichen Hüten verfertigt wird, wissen Sie wohl schon. Jetzt wird diese Gigelbergische Hutfabrik zu Haidhausen nächst München betrieben, und hat immer so viele Bestellungen, daß 8 Gesellen nicht alle Arbeit fördern können. Das Dutzend Seidenpflanzenhüte wird auf erwähnter Fabrik für 36 bis 72 Gulden verkauft.

Hannover.

Ihr Patriotismus, gleichfalls Seidenpflanzen anbauen zu wollen, hat mir keine geringe Freude gemacht. Ich kann Ihnen aber nicht sagen, ob und von wem Sie Saamen oder Ableger von diesen neuen Zöglingen des einheimischen Manufakturfleißes, hier in der Nähe erhalten können; dagegen Ihnen aber mit Gewißheit melden, daß Herr Schnieber diesen Herbst zur Beförderung des Anbaues derselben, wieder Ableger in folgenden noch mehr herunter gesetzten Preisen verkauft:

Von Nro. 1. oder im ersten Jahre tragbare Mutterpflanzen, das Schock für 1 Rthlr. 4 ggr.
von Nro. 2. 20 —
— — 3. 8 —
das ¼ Pfund Saamen 4 —

Daß Briefe und Gelder franco Liegnitz eingesendet werden müssen, bedarf wohl keiner Erinnerung. Ich bin ꝛc.

G. F. Wehrs.

Neu erfundene gezogene bleierne Wasserröhren.

Alle bisher bekannte bleierne Wasserröhren, sind entweder von einer Länge von 5 bis 6 Fuß gegossen, oder aus Tafelblei zusammengelöthet. Letztere sind, wie solches die Erfahrung lehrt, immerwährenden Reparationen unterworfen, und obgleich ihre Dauer mehr oder weniger verbessert werden könnte, wenn man sie durch Hammerschläge zur erforderlichen Härte brächte, so können doch mangelhafte Stellen, die im Tafelblei selbst verborgen liegen, dadurch nicht zuverläßig heraus gebracht werden; sie saugen in kurzer Zeit Luft, und verursachen nicht selten kostbarere Reparationen, je tiefer sie in die Erde gelegt worden sind. Bei den gegossenen Röhren, hat man durch ihre unförmliche Dicke dieser Gefahr zuvor zu kommen gesucht, allein sie sind

nichts

nichts weniger als Fehler frei. Kenner wissen, daß nur einige derselben im Gusse selbst, ohne sichtbare Mängel gerathen, und die Erfahrung bestätigt es, daß auch diese noch brauchbar scheinende, mehrentheils unsichtbare Fehler haben, die sie unzuverläßig machen, oder doch wenigstens ihre Dauer verkürzen, wie dicke sie immerhin sind. Die Röhren, welche den Gegenstand dieser Nachricht ausmachen, verdienen in Rücksicht auf Vermeidung dieser Fehler, allen Beifall. Sie werden durch Maschinen aus einem Blocke Blei, auf eine Länge von zwanzig und mehreren Füssen an einem Stück gezogen. Hartes, mithin schlechtes Blei, würde der Zuggewalt, wie stark sie auch immer ist, gänzlich widerstehen, oder brechen müssen. Die Erfindung selbst erfordert also ein weiches, folglich reines und dauerhaftes Blei, und dann so ist auch die Gewalt des Zuges so stark, und wird so oft wiederhohlt, daß unzählbare Hammerschläge nicht hinreichen, das Blei zu dem Grade der Solidität zu bringen, welchen es durch den Zug erhält, und dieser würde auch unfehlbar die Röhre an den Stellen zerreissen, wo der geringste verborgene oder offenbare Fehler in derselben anzutreffen wäre. Hiezu kommt weiter, daß diese gezogenen Röhren eine ihrem Diameter und ihrer Länge angemessene Dicke behalten, und aller Erwartung des Käufers völlig entsprechen. An der einen Seite ist der Käufer, wenn er sie zu den tiefsten unterirdischen Wasserleitungen gebraucht, gänzlich sicher, daß er die Kosten nicht vergeblich angelegt habe, und der Röhren Dauer ist fast unvergänglich. An der andern Seite gewinnt er merklich im Preise. Der Fuß der gegossenen Röhren wiegt durchgehends 9 Pfund, und der Fuß der auf gleich weiten Diameter gezogenen nur $5\frac{1}{2}$ bis 6 Pfund, mithin gewinnt der Käufer bei gleichem Preise des Pfundes, ein ganzes Drittel der Anlagen, und erhält bessere Waare; ohne zu rechnen, was er an Arbeitslohn erspart, da er hier eine Länge von 20 bis 24 Fuß an einem Stücke hat, und dort wenigstens vier Stück an einander löthen muß, um eben so weit zu reichen, wobei er noch allemal der Gefahr bloß gestellt bleibt, daß diese gegossenen Röhren, ungeachtet aller angewandten Vorsicht, an den Stellen zuerst mangelhaft werden, wo sie zusammen gelöthet sind. Jene sind unförmliche Stücke, diese aber in- und auswendig glatt, rund und überaus zierlich. Noch zur Zeit ist diese Erfindung auf die gebräuchlichsten Brunnenröhren von $1\frac{1}{4}$ Zoll im Diameter, und 20 Fuß in der Länge eingerichtet; es werden ihrer aber auch gezogen werden von 3, 2, $1\frac{1}{2}$ u. $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchschnitt, welche letztere zu Distillirschlangen vortrefflich sind. Die Röhren aber von größerm Diameter als 2 Zoll, sind kürzer. Nähere Unterrichtung von diesen Röhren, erhält man bei Hrn. Strahl in Duisburg bei dem auch die Röhren zu besehen sind.

Nähere

Nähere Benutzung einiger gemeinen Naturprodukte.

Die Schwarzwurzel (symphytum officinale) welche fast in allen Gräben wächst, und vielen Schleim enthält, weshalb man sich im Orient des Absuds derselben bedient, um das Kameelgarn (angorisches Ziegenhaar) darein einzuweichen, von seiner Sprödigkeit zu befreien, und zum Spinnen geschickter zu machen, ist auf gleiche Art bei brüchigem Flachs und zu spröder Wolle anwendbar.

Das Laaben der Milch, welches, wie bekannt, durch den gewöhnlichen Käselaab und das Laabkraut (galium verum) geschiehet, kann auch mit dem Magen aller ungebornen Thiere, den Gänse- und Entenlebern, besonders aber mit den rothen Artischockenblüthen geschehen.

Die innere Rinde der Stechpalme, (Ilex aquifolium,) welche in den meisten Wäldern wächst, giebt einen guten Vogelleim. In dieser Absicht muß man sie zu Teig stoßen, in Gruben gähren, und endlich im Wasser ausziehen lassen.

Aus den Beeren des gemeinen Hollunders (sambucus nigra) bekommt man einen dem Frontignac sehr ähnlichen Wein, wenn man sie mit Zucker gähren läßt. Aepfel und Birnen erhalten einen angenehmen Muskatellergeschmack, wenn man sie mit den Blumen eben dieses Baums schichtweise eine Zeitlang hinlegt.

Der Huflattich (Tussilago farfara) und das Wollkraut (Verbascum thapsus) die häufig wachsen, und überall bekannt sind, lassen ihre wolligen Blätter mit leichter Mühe zu Lunten, Zunder und Lichttochten verarbeiten.

Die Blätter des Sumpf- oder Biberklees (Menyanthes trifoliata,) welcher in nassen Gegenden häufig wächst, und im Mai blühet, werden in Englands nördlichen Provinzen und in Schottland kultivirt, und statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzt.

Neues Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Freitag, den 12ten October 1792.

Von dem gefahrvollen Baden in Flüssen.

Vom Hofrath Ebell.

Ich will in diesem Blatte nicht von der Rettung der Ertrunkenen Scheintodten reden; diesen wichtigen Gegenstand hoffe ich auf ein ander mal zu behandeln, sondern nur jetzt, einige Bemerkungen mir erlauben.

Ueber die Ursachen des Ertrinkens bei dem Baden,

und

Ueber die Mittel, die solches verhüten, oder doch seltener machen, werden.

Daß auch dieser Gegenstand äußerst wichtig sey, bedarf keines Beweises. Wie mancher hofnungsvoller Jüngling, hat nicht schon sein Leben über das Baden in Flüssen eingebüßt, und wie viel mehrere würden nicht ein Raub der Fluth geworden seyn, wenn nicht die Obrigkeiten und Policeidirektionen jedes Orts durch heilsame Warnungen, oder auf andere Weise, rühmlichst das Ihrige dazu beitrügen, dergleichen Unglück seltener zu machen.

So gering auch der Rang, des kleinen Flusses Leine, an dessen Ufern wir wohnen, unter den größern Flüssen Deutschlandes ist, so ist er, nebst der, nahe an unsern Thoren hineinfließenden, fast nur als einen Arm der Leine anzusehenden, Ihme, doch warlich in Rücksicht dieser Gefahr, wichtig. Wie mancher hat nicht schon bei dem Baden in diesen Flüssen seinen Tod gefunden a); ja es ist dieser Verlust hofnungsvoller Mitbürger, für die Aeltern, für Angehörige, für den Staat, um desto wichtiger, da diese Gefahr nicht Kinder und Greise, nicht Kränkliche, Schwächliche, sondern meistens gesunde, muths- und kraftvolle Jünglinge trift, von denen man also am ersten Nutzen erwar-

a) Ein altes Sprüchwort sagt: die Leine frißt alle Jahr Neune. Wenigstens zeigt solches, wie lange man diesen Fluß, der fast nie zufriert, also kein Unglück auf dem Eise sondern nur bei dem Baden, und Fischen, liefert, für Gefahrvoll gehalten habe.

warten konnte, und an denen schon die Mühe und Kosten der Erziehung gewandt waren.

Die Ursachen dieses Ertrinkens liegen theils,

I. in der Eigenheit der Flüsse, theils,

II. in dem Bau und der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, und seinem Verhältnisse zum Wasser, theils,

III. in dem Mangel sicherer Badeorte.

I. Wenn ein Fluß auf hohen Bergen entsteht, und dann durch Ebenen schlängelnd hinab fließt, wo er an beiden oder an einer Seite Maschen bildet, und durchschneidet, wenn er schnell und reißend ist, wenn er Leimen mit sich führt, und zu Zeiten Floßholz trägt, oder aus Wäldern, oder Torfmooren, Holzstücke mit sich fortreißt, oder wenn seine Ufer mit Schlacht- oder Hakenwerken gegen das einreißende Wasser versehen, oder durch eingesenkte Schiffe gedeckt sind. So muß er denen, am Ufer, bei einer Tiefe, die man noch unbedenklich hält, Badenden, dennoch schon gefahrvoll werden.

Hieraus entstehn nemlich folgende Gefahren: in warmen Frühlings- oder Sommertagen, welche zum Baden einladen, erhält dieser Strom oft einen hohen Grad der Kälte, welchen der unkundige Jüngling vor dem Einspringen ins Wasser, nicht untersuchte, nicht argwohnte, der Strom war vielleicht am Tage, oder wenige Stunden vorher warm, jetzt aber ist er, vom aufgehenden Schnee der Berge, vom Hagel oder kalten Gewitter welches die Berggegenden traf, äusserst kalt geworden. Diese unerwartete Kälte setzt, wie weiter unten vorkommen wird, den Badenden in eine Gefahr, die ohne selbige nicht statt haben würde.

Hierzu kommt, daß schnell fliessende, reissende, sich hin und her krümmende Flüsse, zumal in Leim- und Sandboden, ihrem Grund und ihre Tiefe oft verändern, und durch diese Veränderung, Orte zu tief und unsicher werden, die wenig Tage oder Wochen zuvor, dem Fuße des Badenden einen festen sichern Grund darboten b).

Der im Boden des Flußbettes befindliche Sand oder Leimen, verhindert oft, daß der Schiffer die Stange womit er den Kahn treibt, wieder aufziehen kann, und eben so wird der Fuß des Badenden darin fest, so daß er, wenn er zu tief gesunken ist, sich nicht wieder in die Höhe arbeiten kann, und wenn er fortschreiten will, fallen muß.

Der

b) Für diese Eigenheit unsers Leine- und Ihmeflusses, hat öffentliche Polizei in diesen Anzeigen rühmlichst mehrmals gewarnet.

Der Mensch fällt, wie weiter unten vorkommen wird, nach den Regeln des Gleichgewichts, im Wasser weit eher, als außer selbigem, jeder Anstoß also, es mag selbiger von Pfählen, und dem Schlacht- und Flechtwerke, womit die Ufer gesichert sind, oder von dem zu Grunde gegangenen Holze, welches zum Theil auf dem Boden des Flusses, selbigen hinab treibt, oder von ehemals versenkten Schiffen c), oder von großen Steinen, oder von andern Gegenständen herrühren, wird dieses Fallen veranlassen, da denn gar zu leicht der Badende mit dem Strom, im Strudel und tiefere Gegenden, fortgerissen wird, oder in dem Grunde wohin er mit den Armen fällt, Sand und Leimen, oder andere Gegenstände antrift, die ihn verhindern, sich wieder herauf zu arbeiten d).

II. Eine andre Art der Ursachen, des so häufigen Ertrinkens bei dem Baden, ist in der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, und in seinem Verhältnisse zum Wasser zu suchen.

Der menschliche Körper wiegt im Wasser bekanntlich nur wenige Pfunde, oder mit andern Worten, er wiegt nur wenige Pfunde mehr als das Wasser, welches er aus der Stelle verdrängt; dieses Verhältniß, fast gleicher Schwere mit dem Wasser, ist jedoch nicht bei allen Menschen, nicht unter allen Umständen, am wenigsten aber bei allen Theilen des Körpers, gleich. — Fettes oder schwammiges Fleisch nimt bei gleichem Gewicht mehrerem Raum ein, als mageres, und die mit dichten schweren Knochen belasteten Arme und Beine, wiegen bei gleichem Raum (specifisch) beträchtlich schwerer, als die mit Fett, schwammigem Fleisch, und Luft angefüllten Theile des Körpers, mithin als der Leib und die Brust.

Warmes Fleisch dehnt sich aus, und erkältete erstarrte Muskeln schrumpfen ohne dadurch ihre Schwere in freier Luft zu ändern, zusammen, und wiegen daher im Wasser weit schwerer. Das Vermögen des Menschen vermittelst der Lunge seiner Brust, und durch den Druck auf das Zwergfell seinem Unterleibe, mehr Ausdehnung zu geben, welches Vermögen der geübte Schwimmer bis zum hohen Grade der Voll-

c) An der Stelle unserer Ihme, wo seit vielen Jahren am meisten Unglück bei dem Baden geschehen, wurden vor etwa 20 Jahren zwei in Bremen aufgekaufte alte Flußschiffe, zu Sicherung des Ufers versenkt, woselbst vorhin öfters Haken-Grund-, und Schlachtwerke angelegt, und von der Gewalt des Wassers wieder eingerissen waren.

d) Die Körper verschiedener Verunglückten, sind mit Armen oder Beinen, in dem Reiser- und Flechtwerken der Ufer verwickelt, gefunden, oft mögen solche Unglückliche auch unterm Wasser in der Todesangst Gegenstände ergriffen, und um sich zu helfen, fest gehalten haben, da dann dieses Festhalten ihr Wiederherauskommen auf die Oberfläche des Wassers verhindert haben mag.

kommenheit bringt e), wird durch Erkältung und Krampf, ja schon durch Furcht, Schrecken und Bestürzung, gehemmt. Hierzu kommt, daß wenn bei dem Einsteigen in kaltes Wasser, solches uns bis an die Herzgrube tritt, bei uns eine unangenehme Empfindung entsteht, welche uns, unwillkührlich, zum Aushauchen der in der Lunge befindlichen Luft nöthigt.

Das Gleichgewicht der Glieder des Menschen, ist also nicht dasselbige im Wasser als außer selbigem. Die specifisch schwereren Beine, sollen, wenn der Mensch bis an dem Kinn im Wasser ist, dessen Kopf immer oben erhalten. Wenn aber nun durch Krampf, Erkältung oder Schrecken, diese gekrümmt und angezogen, oder zu weit nach vorne hin gestreckt werden, oder wenn in der Bestürzung der in Noth kommende Badende die Arme und Hände vorwärts ausstreckt, (anstatt daß der Schwimmer sie so nahe als möglich an der Brust führt,) so wird ohnfehlbar dadurch das Gesicht ins Wasser gezogen. Dies Vorstrecken der Arme, welches bei dem Fallen auf der Erde die gewöhnlichste fast unwillkührlichste Bewegung ist, oder gar das Erheben der specifisch schwereren Arme über den Kopf, welches uns in Schrecken und Noth so natürlich ist, muß unfehlbar das Gesicht ins Wasser ziehn, und das Untertauchen des Kopfs im Wasser bewürken.

Am meisten scheint aber der Vorsichtige, furchtsame, Badende, welcher nicht bis an den Kinn, sondern nur bis an den Leib, oder bis an die Brust ins Wasser, und so vielleicht am Ufer hinaus geht, in Gefahr, welche er nicht argwohnte, zu seyn, wenigstens scheint ihm diese Vorsicht, in Flüssen, die etwas entfernter vom Ufer, gefährliche Tiefen, reißenden Strom oder Strudel, haben, überall nichts zu helfen f).

Den Zustand eines solchen halb im Wasser fortschreitenden Badenden, könnte man mit dem bekannten Spiel der Kinder; mit Puppen von Alhornmark geschnitzt, deren Kopf oder Hut Blei

e) Das Gewicht des erwachsenen Menschen im Wasser ist etwa 6 ℔., und das Gewicht des Kopfes und Halses, der aus dem Wasser hervor ragen soll, 10 ℔, der Schwimmer der bis an den Hals im Wasser seyn will, muß daher, ausser dem Fortrudern, seine Bewegung der Hände und Füße so einrichten, daß solche diese 16 ℔ trägt.

f) Natürlich hat es hier nicht die Absicht, die in Flüssen Badende nur recht dreist zu machen, und zum Tief ins Wasser Gehn, zu verführen, dort erwarten sie andere oben bereits genannte Gefahren, Fortreißen des Stroms, Strudel, unsichere Tiefen, Grundholz, was auf dem Boden des Stroms fort treibt. ꝛc.

Blei ist g), vergleichen. Die Füße, und der im Wasser stehende Theil eines solchen Menschen, wiegt, weil er mit dem Wasser mehrentheils im Gleichgewicht steht, fast nichts, dahingegen der aus dem Wasser hervorragende Theil des Körpers, seine ganze Schwere behalten hat, mithin etwa 60 bis 80 Pfund wiegt. Hieraus folgt, daß einem solchen halb im Wasser fortschreitenden Menschen immer der Kopf zu schwer, und in seinem Gleichgewicht und körperlichen Mechanismo, ein fast unwiederstehlicher Trieb sey, daß sein schwererer Theil nach unten gekehrt werde, und er also über Kopfs ins Wasser stürze. Sieht man nicht Kinder, deren kränklicher Zustand ihnen den Kopf zu schwer, die Beine zu leicht und schwach machte, alle Augenblicke fallen; und würde wohl ein Mensch, bei dem Fortschreiten außer dem Wasser sich aufrecht erhalten können, wenn seine Beine leicht wie Stroh wären?

Der geringste Anstoß also, der in schnell fließenden, besonders in zu Zeiten Floß- oder ander Holz (wovon immer vieles zu Grunde geht, und auf dem Boden des Flusses fort treibt,) führenden, auch mit Schlachtwerken versehenen Flüssen, vorzüglich nahe am Ufer unvermeidlich, und oft durch den Fluß selbst, neu herbei geführt ist, wird zum Fallen, eines solchen Badenden, im Wasser Anlaß geben, und dann nach dem oben Gesagten gar leicht sein Ertrinken veranlassen.

Hierzu kommt noch, daß das Baden in kalten Flüssen, selbst wenn man die nöthige Vorsicht braucht, zuförderst den Kopf zu benetzen, dennoch aus den noch weit mehr erkälteten übrigen Theilen des Körpers, das Blut außerordentlich nach den Kopf treibt, mithin nur gar zu leicht Schwindel und Unbesinnlichkeit veranlaßt, also bei entstehender Gefahr, verhindert, daß der Unglückliche die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Rettung ergreife.

III. Bei aller dieser augenscheinlichen Gefahr des Badens, in schnellen unsichern Flüssen, sieht man doch unendlich viele, nicht bloß unbesonnene Jünglinge, sondern auch in ihren übrigen Handlungen kluge und vorsichtige Männer, zu den Ufern unserer gefahrvollen Flüsse eilen.

Dies ist begreiflich, theils kennen sie die Gefahr nicht ganz, und scheinen mir daher die bisher vorgetragenen Bemerkungen nöthig zu seyn, um sie darauf aufmerksam zu machen; theils aber ist Baden in freier Luft, in frischem nur durch die Strahlen der Sonne erwärmtem Wasser, so wohlthätig und gesund, daß wer an

g) Diese Puppen sind oft anders geschnitzt, daß die Füße Blei, und der Kopf und übrige Körper leichtes Holz sind, man kann sich solches aber leicht umgekehrt denken, und habe ich dies Beispiel nur gewählt, um ohne Zeichnung die Sache anschaulich zu machen.

dieses Mittel sich zu stärken, und gesund zu erhalten, gewöhnet ist, solches zu seinen nothigsten Bedürfnissen zählt; und immer glaubt und hofft, das viele Unglück welches in diesen Wässern geschehen sey, rühre von unverzeihlicher Unvorsichtigkeit derer, die dieses Unglück traf, für welcher er sich wohl hüten wolle, her.

Man wird daher diese Gelegenheit zu so manchem traurigen Fall nicht eher vermeiden, als bis man von Polizei wegen an jedem Orte darauf bedacht ist, reinliche sichere Badeorte anzulegen h), welche leicht alle die und noch weit mehr Vorzüge und zweckmäßige Bequemlichkeiten haben können, welche man in Flüssen antrift; wozu wohl an jedem Orte, vorzüglich aber hier bei Hannover, sich gar gute Gelegenheit darbiethet i).

Außer diesem Mittel, als dem besten und zweckmäßigsten das ich angeben kann, bemerke ich nur noch folgendes. Sobald man zweckmäßige sichere Badeorte, oder Teichartige große Bäder, welche Abfluß und Zufluß von frischem Bach- oder Flußwasser haben, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, und dem Auge der Vorbeigehenden entzogen sind, für verschiedene Classen der Einwohner angelegt hat, so verbiethe man völlig, das gefahrvolle Baden in Flüssen, und verordne, wie an andern Orten üblich ist, damit dies Verbot gehalten werde, nicht etwa schwere Strafen, sondern Wegnahme des Huthes, oder eines andern Kleidungsstücks, wozu man besonders den nächsten Fischer berechtigen kann, und welcher Huth dann etwa mit einem Gulden wieder einzulösen steht.

Bis dahin aber, daß der Mangel sicherer Badeorte es bedenklich macht, das Baden im Fluß gänzlich zu verbieten, errichte man am Ufer wo dies Ba-

h) Bei Lille in Flandern waren dergleichen Anstalten für honoratiores schon vor mehr denn 20 Jahren.

Bei Dresden hat man neuerlich, eben weil daselbst in der Elbe so viele Menschen ertranken, Bäder für die Garnison, und wenn ich nicht irre, auch für andre Classen der Einwohner angelegt.

Auf der öffentlichen Weide, die Bult, hier vor Hannover sieht man, in den daselbst vermuthlich zu Viehtränken vorgerichteten Vertiefungen, eine große Menge Knaben, ohne Nachtheil baden, allein, da solche Wässer keinen Zu- und Abfluß haben, auch das Vieh in selbige geht, so sind sie unrein, auch weil sie dem Auge der Vorbeigehenden nicht entzogen sind, für Erwachsene nicht brauchbar.

i) Selbst halte ich es möglich, Mittel anzugeben, diese in freier Luft angelegten großen Bäder zweckmäßig durch Feuer zu erwärmen, welche Mittel aber nicht zum Gegenstande dieser Bemerkungen gehören. —

Baden geschieht, Pfähle mit warnenden Inschriften k); man halte in der Nähe des Badeorts einen Kahn, mit langen Stangen, welche mit eisernen mit Tauwerk umwundenen Haken versehn sind, und andre Rettungsmittel in Bereitschaft l); schließe auch allenfalls den sichersten Badeort, geräumig genug in ein Lattenwerk ein, welches nicht nur die beste Stelle zum Baden, und die jedesmalige Höhe bezeichnet, sondern auch das Forttreiben im Strom, der Badenden verhindert, im Winter aber leicht weggenommen werden kann m).

Mögten doch diese wenigen Bemerkungen, diejenigen, von welchen, an jedem Orte, die Sicherheit der Unterthanen abhängt, zu ferneren einsichtsvollen Nachdenken, auf diesen wichtigen Gegenstand auffordern.

k) Dergleichen Inschriften müßten, offenbar, mehr wirken, als durch öffentlichen Druck bekannt gemachte Warnungen, welche der Badende vielleicht zu lesen keine Gelegenheit hatte.

l) Die bekannten Rettungsmittel hier anzugeben, oder neue vorzuschlagen, würde außer den Grenzen dieser Abhandlung liegen, nur eins will ich erwähnen, welches sich besonders für einen solchen gefahrvollen Badeplatz schicken würde. Man lasse ein oben mit hölzernen unten mit bleiernen Kugeln versehenes Garn mit 1½ Fuß weiten Maschen von starken Bindfaden, machen, womit man bei sich ereignetem Unglück unterhalb den ganzen Fuß- oder wenigstens den reissensten Theil desselben überstellen oder hinauf fahren, und also das Forttreiben des Verunglückten im Strom verhindern, und ihn früher finden kann, welches Zuggarn im nächsten unterhalb der Badestelle belegenen Hause aufbewahrt werden könnte. Ein solches Garn kostet nicht den 10ten Theil von einem gleich großen Garn mit zölligen Maschen.

m) Ein solches Lattenwerk, braucht nach dem Strom zu, keine eingeschlagenen Pfähle, sondern kann mit einem Tau ans Ufer oder an einem Kahn, oder an einer Tonne befestigt werden, die Latten aber müssen bis auf den, doch, wo man Baden will, nicht über 5½ Fuß tiefen Grund gehn, damit kein ins Wasser Fallender unter selbige hinab gleiten könne. Diese Latten müßten etwa einen Fuß auseinander, und gegen den Strom Keilförmig gefaset seyn.

Einige Bemerkungen über das Phlegma von gewissen Völkern.

Mit den Urtheilen ganzer Jahrhunderte oder Zeitalter über einzelne Völker, verhält es sich wie mit den gewöhnlichen Sprüchwörtern, und andern Gemeinplätzen. Im Durchschnitt sind die einen und die andern auf Erfahrung gegründet. Nicht selten aber geschieht es auch, daß sie sich einander widersprechen, oder nach täuschen-

schenden Symptomen gebildet werden.

Die griechischen und römischen Geschichtschreiber und Weltweisen erklärten, wie die italiänischen und französischen Schriftsteller des Mittelalters die Deutschen, die Engländer, und andere verwandte Völker des nördlichen Europa für viel jähzorniger, heftiger, und rascher in allen ihren Entschließungen, als wofür sie ihre eigenen Nationen hielten. In den letzten Jahrhunderten hingegen hat man angefangen, die Engländer, Holländer und Deutschen, als kalt, oder phlegmatisch, und die Franzosen, Italiäner, und Griechen, als lebhaft und feurig zu schildern. Die gemeine Meinung von der Lebhaftigkeit und dem Feuer der zuletzt genannten Nationen scheint vorzüglich daher entstanden zu seyn, daß sie lauter und heftiger reden, und lachen, stärker gesticuliren, und nicht bloß überhaupt wortreicher, sondern auch complimentenreicher, selbst gegen unbekannte oder unwürdige Menschen sind, als die Engländer, Holländer, und Deutschen. Manche scheinen auch die stärkere sinnliche Liebe, und die heftigere Rachgier einiger südlich europäischen Nationen als Zeichen ihrer unterscheidenden Lebhaftigkeit angesehen zu haben. – Man verwechselte nie mehr einen falschen Schein mit der wahren Natur von Dingen, als in dem man Phlegma und Lebhaftigkeit nach solchen Zeichen bestimmte, als ich jetzt angeführt habe.

Ganze Nationen und einzelne Menschen haben um desto mehr ächtes Feuer, (vigor sive ardor animi) je ungewöhnlicher und anhaltender sie die Kräfte ihres Körpers oder Geistes anstrengen: je stärker ihre wohlwollenden Meinungen, Liebe, Freundschaft, Freiheitsliebe, Patriotismus, u. s. w., oder wenigstens ihre edleren selbsüchtigen Leidenschaften, Ehrgeiz nämlich, und Ruhmbegierde sind: je standhafter und kräftiger sie endlich langwierige, schwere, und gefahrvolle Unternehmungen verfolgen. Wenn man also wissen will, welche Völker nicht bloß dem Schein nach, sondern in der That feuriger, und lebhafter, als andere sind, so untersuche man nicht, welche mehr, und lauter reden, oder gesticuliren, als andere, sondern: unter welchen alle schöne, und besonders alle nützlichen Künste und Wissenschaften am meisten blühen: unter welchen Ackerbau und Viehzucht, Handwerke und Manufakturen, Handel und Schiffahrt am eifrigsten getrieben werden: welche den meisten Muth gegen äußere Feinde, und innere Unterdrücker äussern: und wo man die meisten großen und gemeinnützigen Entwürfe ausgeführt hat, und noch ausführt. Außerordentliche innere Kraft ist eben so oft mit einer äußern Ruhe, und anscheinenden Kälte verbunden, als eine ungewöhnliche innere Schwäche mit einer kindischen, oder affenartigen Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Zunge, und des übrigen Körpers gepaaret ist.

G. Kand. Müller.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Montag, den 15ten October 1792.

Von Anlegung der Brunnen, damit sie mehr Wasser geben.

Vom Hofrath Ebell.

Es scheint mir überaus wichtig zu seyn, daß wir unsre Brunnen wo möglich wasserreicher machen. Nicht nur wird der Zweck der Anlage, die Bedürfniß des Haushalts, größtentheils verfehlt, wenn ein Brunnen zu leicht ledig gepumpt wird, das Ventil dadurch auf manche Weise verdorben, und das Wasser bei jedem vorherigen Ledigpumpen, auf längere Zeit, trübe, und weniger schön und brauchbar; sondern bei Feuersgefahr, und besonders um das Feuer in seiner ersten Entstehung zu löschen, ist oft die mehrere Ergiebigkeit eines Brunnens völlig entscheidend. Zudem wird die Sache bei Brandteweinsbrennereien und manchen ähnlichem Gewerbe, wichtig.

Vielleicht sind die Vorschläge, die ich deshalb zu thun habe, schon von Andern geschehn, und nur meiner Aufmerksamkeit, bei Lesung der Schriften über diesen Theil der Baukunde und der Oekonomie, entgangen. Vielleicht aber fehlen diese Vorschläge noch, welches Letztere ich fast dafür halten muß, weil ich sie nirgend angewandt finde.

Unsere Brunnen bestehen aus einer aus Sandstein verfertigten, auf einem Schling von Eichenholz ruhenden Röhre, meistens von 3 bis 5 Fuß innern Durchmesser, welche Röhren vertikal (oder Lothrecht) in den Erdboden bis unter den Wasserstand im trockensten Sommer getrieben werden a). Der obere Theil dieser Röhre, dient bloß dazu, das Wasser heraus zu schaffen, der untere Theil hingegen, dient zum Behältnisse des Wassers selbst.

Natürlich hält bei gleicher Ergiebigkeit der Quellen oder Wasseradern die man 20, 30 und mehrere Fuß unter der Oberfläche der Erde antrift, ein

a) Bergmännisch würde man eine solche Röhre einen Schacht nennen.

ein weiter 5 füßiger Brunnen mehr als noch einmal so viel Wasser, als ein enger 3 füßiger, allein die Unkosten der Brunnensteine eines 5 füßigen Brunnens, ganz bis zu Tage hinaus, sind auch fast mehr wie gedoppelt so hoch, als die Kosten eines 3 füßigen; und hierdurch wird jeder Bauherr abgeschreckt, sehr weite Brunnen anzulegen.

Es frägt sich billig, ist denn diese Verdoppelung der Kosten nöthig? Dies glaube ich nicht; denn es kommt ja zu mehrerer Ergiebigkeit der Brunnen, nicht auf denjenigen obern Theil des steinernen Brunnenrohrs an, welcher zum Herausschaffen des Wassers, sondern nur auf den Theil welcher zum Wasserbehältnisse dient, und dieser ist gewöhnlich bei weitem der Kleinste.

Die Vorschläge also, die man zu Anlegung ergiebigerer Brunnen mit den wenigsten Kosten erwarten kann, müssen natürlich darin bestehn; daß man den Raum, der zum Wasserbehältnisse des Brunnens dient, auf mehrere Weise vergrößere, ohne um deßwillen den obern Theil des Brunnens, der nur den Zweck hat, das Wasser heraus zu schaffen, unnöthig weiter, mithin kostbarer zu machen.

Diese Vergrößerung des Wasserbehältnisses, oder des untern Theils des Brunnens, geschieht

1) durch mehrere Tiefe,
2) durch mehrere Erweiterung oder horizontale Ausdehnung,

zu beiden kann man mehrere Mittel angeben.

Um in der Beschreibung dieser Mittel nicht undeutlich zu werden, nehme ich den Fall an, daß man einen Brunnen an einem Orte anlegt, welcher aus einem weicher Sand- oder Leimboden besteht b), und wo man die guten Wasserquellen 20 Fuß tief in der Erde antrift. Auf die gewöhnliche Weise Brunnen anzulegen, wird man alsdann, den zum Brunnen destinirten Ort Trichterförmig ausgraben, auf jene Tiefe von 20 Fuß, den Schling legen, hierauf die unteren Schichten Brunnensteine setzen, und nun durch fleißiges Ausschöpfen und inneres Untergraben des Schlinges, Ausräumen und Fortschaffen des Triebsandes, sich bemühen solches Rohr noch um etwas zu senken. Ist das Rohr nur von 3 Fuß innerem Durchmesser, so kann der geschickteste Brunnengräber solches schwerlich noch über 3 bis 4 Fuß senken, weil es ihm in

b) Besteht der Boden aus Ortstein, Thon, Mergel oder Steinlagen, die man durchhauen muß, so erschwert, oft aber sichert und erleichtert dies die Arbeit, aber verändert die Theorie derselben eigentlich nicht. Oft ist es nöthig durch gegen gestammte Dielen ꝛc. das Erdreich gegen das Einstürzen fest zu halten. Diese Vorsichten kennt jeder Brunnengräber, und gehört also deren Beschreibung nicht in diesen Aufsatz.

in diesem Rohre zum Zugeimer, worin Wasser und Triebsand fällt, und zur Arbeit des Unterminirens des Schlings, am Raum fehlt, auch oft die zu lebhaft zudringenden Quellen solches verhindern. Dahingegen wenn die untern Schichten oder Lagen des Brunnens 6 Fuß Weite hätten, zwei Arbeiter mit mehreren Zugeimern darin Raum haben, mithin den Brunnen weit tiefer unter die ersten guten Quellen senken könnten. Ja man könnte in die unteren Lagen eines $5\frac{1}{2}$ bis 6 Fuß weiten Brunnens, leicht eine Pumpe stellen, welche das zudringende Wasser immer weg schafte c), so daß zwei Arbeiter darin nur das Unterminiren des Schlinges und Senken der untern Lagen des steinernen Rohrs ohne Verhinderung durch das Wasser zu besorgen, verrichten; mithin dem Brunnen weit mehrere Tiefe geben könnten, als mit einem 3 füssigen Rohr zu erhalten steht d).

Wenn auf diese Weise ein 6 Fuß weites Rohr 8 bis 12, oder mehrere Fuße tief, in und unter die guten Quellen hinab getrieben ist, so, daß man den Brunnen noch weiter zu senken, nicht nöthig findet, so muß über der Winterwasserfläche e), eine gewölbte Schicht Brunnensteine aufgesetzt werden, deren unterer Rand inwendig 6 Fuß, die obere Oefnung aber nur 3 Fuß Durchmesser, und oben einen Pfalz oder Vorsprung hat; hinter welchen die obern Schichten Brunnensteine, welche nur 3 Fuß Durchmesser zu haben brauchen, passen.

Da aber jedes Gewölbe ohne Wiederlage auseinader weicht, so würde nöthig seyn, daß um diese gewölbte Schicht Brunnensteine, die nicht zu schwach und von sehr festem Gestein seyn müssen, ein starker eiserner Reif gelegt, und damit die Stücke solcher Schicht zusammen gehalten würden, welcher Reif die Stelle der Wiederlage vertreten würde.

Uebrigens würde nun der obere nur zur Heraufschaffung des Wassers bestimmte Theil des Brunnens mit einem 3 Fuß im Durchmesser haltenden Rohr hinauf geführt, mithin die innere Gestalt des Brunnens einer

c) Kann man über den Aubringer einer Feuerspritze disponiren, so wird man mit selbigen die Arbeit sehr erleichtern können.

d) Bei dieser Senkung der Brunnenröhren, werden die Steine durch Mooß ververbunden, durch Tonnenreifen zusammen gehalten, und durch angesetztes Holz, (Dielen, Pfosten, Sparren oder Stender,) die Lothrechte Stellung des Rohrs bei dieser Senkung erhalten, diese Vorschriften sind leicht, und zum Theil bekannt, daher ich mich bei ihnen nicht aufhalte.

e) Wie viel im nassen Herbst, Winter oder Frühjahr das Wasser in den Brunnen höher, als in den trockendsten Sommermonäten steht, hängt meistens von der Wasserhöhe benachbarter Flüsse ab, und läßt sich also davon keine allgemeine Regel angeben, am sichersten gräbt man Brunnen bei der größesten Dürre.

Cylinderförmigen Flasche mit sehr langem Halse, gleichen.

Berechnet man den mehrern Wasservorrath und die mehrere Ergiebigkeit dieses Brunnens, so ist beides sehr beträchtlich.

Ein 6 füßiges Rohr hat 4 mal so viel inneren Cubikgehalt als ein 3 füssiges, wenn man nun auch nur annimt, daß ein 6 füßiges Rohr noch einmal so tief unter die Wasserfläche im Erdboden zu treiben steht, als ein dreifüßiges, so würde doch schon hieraus folgen, daß ein solcher Brunnen 8 mal soviel Wasser, als ein dreifüßiger enthalte.

Doch dieser jedesmalige mehrere Vorrath allein, bestimmt des Brunnens mehrere Ergiebigkeit nicht, gewöhnlich nimt der Zufluß des Wassers, wenn man einmal auf Quellenreichen Grund kommt, mit jedem Fuß, den man tiefer in den Boden dringt, beträchtlich zu. So daß man allerdings Hofnung hat, schon unter diesen Vorrichtungen Brunnen zu erhalten, die überall durch eine Pumpe von etwa 4 Zoll Weite, nicht leer gepumpt werden können.

Die Senkung der Brunnen zu erleichtern, getraue ich mir einen Mechanismum anzugeben, bei welchem, bis dahin, daß man auf Steinlagen kommt, das Unterminiren des Schlinges, unter Wasser und das Herausschaffen des Triebsandes, und Schlamms so geschehen könne, daß kein Arbeiter hinein zu steigen braucht, wodurch an Zeit, Kosten und tieferer Senkung des Brunnens, gleichviel gewonnen werden würde, nur läßt sich solcher Mechanismus ohne Zeichnung, und vielleicht ohne Modell, nicht deutlich darstellen.

Ein zweites Mittel die Brunnen ergiebiger zu machen, würde seyn, wenn man bei Anlegung des Brunnens, die Trichterförmige Grube so viel größer oder länger gräbt, daß, wenn man auf die guten Quellen kommt, man nicht einen, sondern zwei oder drei Schlinge nahe bei einander setzt, und dann mehrere Röhren zugleich in den wasserreichen Quellboden treibt, am Ende aber nur Eine derselben bis zur Oberfläche hinauf führt, die übrigen nahe über der Wasserhöhe mit Steinplatten oder starken eichenen Bohlen zudeckt.

Hierdurch würde nicht nur die Arbeit erleichtert, indem die in eine dieser Röhren gestellte Pumpe auch die übrigen wasserleer machen würde; sondern es würde ein solcher Brunnen, ein Rohr mit mehreren Wasserbehältern enthalten, die ihrer Nähe wegen sich eines in dem andern ausladen müßten, diese mehreren Behälter würden nicht nur einen größern Wasservorrath fassen, sondern auch mehrere Arme der Quellen treffen, und, weil sie mehrere Peripherie haben, auch mehrere Gelegenheit zum Einströmen des Quellwassers darbiethen.

Durch solche Behälter oder Nebenröhren, wenn man sie auch zu 5 bis 6 Fuß Weite nähme, würden doch die Kosten des Brunnens nicht sehr ver-

vermehrt, weil sie nur 6 bis 8 Fuß hoch zu seyn brauchten.

Ein drittes Mittel zu mehrerer Ergiebigkeit unserer Brunnen würde seyn, wenn man unten am Boden des Brunnens, nach Bergmannskunst einen Stollen eintreiben ließe, da aber dieses vielleicht nur im Steingebürge, worin der Stollen nicht mit Holz gebaut zu werden braucht, thunlich seyn dürfte, auch wegen Mangel der Werkverständigen nur in Bergwerksgegenden möglich wäre, zudem auch wegen der Schwierigkeit den Berg und das Wasser zugleich fort zu schaffen, für ökonomische Schöpf- oder Ziehbrunnen zu theuer und weitläuftig, und nur bei Gesund- oder Salzbrunnen anwendbar seyn mögte, so enthalte ich mich solches hier weiter auszuführen; und hoffe daß die Anwendung der ersteren bei den Vorschläge, den Endzweck ergiebigere Brunnen anzulegen, zur Genüge erreichen werde.

Mittel, Brunnen mit klarem hellem Wasser in Gegenden zu erhalten, wo dieses selten ist.

Von eben demselben.

Mehrentheils ist das tief im Boden liegende Quellwasser auch in morastigen, oder Ortsteingegenden gut, schmackhaft, und klar. In diesem Fall, muß man den Brunnen mit Holzwerk und Dielen, ganz bis in die Tiefe hinab ausgesetzt, noch einmal so weit anlegen, als sein steinern Rohr seyn soll, dann in der Mitte desselben, dieses steinerne Rohr gehörig gesenkt, aufführen, und so wie man mit den Steinschichten höher kommt, den $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß breiten Zwischenraum, mit wohl verarbeiteten Töpfer- oder Ziegelthon ausfüllen. *)

*) Daß jeder Brunnen auch in der Oberfläche, für den Zufluß alles fremden Wassers möglichst verwahrt seyn müste, versteht sich selbst. Am besten geschieht dieses 3 bis 4 Fuß von der Oberfläche mit Thon, der mit vielen Glase durchknetet ist, damit Maulwürfe und Wasserratten, durch das Glaß abgeschreckt, den Hügel der den Brunnen umgeben soll, verschonen, und durch ihre Gänge dem wilden Wasser keinen Zugang verschaffen.

Neue

Neue Erfahrungen und Entdeckungen bei den Bienen und litterarische Anzeige.

Vom Herrn Commissionsrath Riem in Dresden.

Ein Franzose, Herr **Huber**, der von seinen jüngern Jahren an blind ist, aber doch die Wissenschaften liebte, hat in 10jährigen Untersuchungen mehr von der Begattung der Bienenkönigin (d. i. der Bienenmutter, oder des **vollkommenen Bienenweibchens**,) und andern wichtigen Bemerkungen, entdeckt; als ich seit meinen 42jährigen Bemühungen kaum finden können, und alle wir sehende Deutsche zusammen genommen, nicht sahen. Wie dies alles möglich sey, wird der Leser staunen, wenn er das Ganze lieset: genug, wenn ich hier nur anführe, daß er sich einen treuen Domestiken oder Hausgenossen, namentlich François **Burnens**, zum Vorlesen und Beobachten angenommen hatte. Er gab in einem französischen Werke, ein Alphabet stark, dieses und vieles äußerst Merkwürdige von seinen Erfahrungen, gegen welche die eines **Swammerdamm's**, von **Reaumur's**, von **Lüttichau's** und die meinigen, für nichts zu rechnen sind; indem 1) der Herr **Swammerdamm** in Holland, seiner unermüdeten und vortrefflichen Versuche und Beobachtungen ungeachtet, und um hier nur kürzlich, bei der bisher bald geläugneten, bald für sicher ausgegebenen Begattung der Königin, (vollkommenen Bienenmutter) stehen zu bleiben, dieselbe gar nicht gesehen hat, (m. s. dessen Bibel der Natur) sondern glaubte, die Eier der Bienen würden von den Ausdünstungen der Männchen (Drohnen) befruchtet; 2) da weiter der Herr von **Reaumur** auf seinem Landgute unfern Paris, zwar viele Anstalten, die Begattung zu beobachten, machte, solche aber nicht selbst, sondern nur sein Bedienter sah, (m. s. seine physikal. ökonom. Geschichte der Bienen) wodurch auch seine unvollkommene Beschreibung entstanden ist; 3) weil der Herr von **Lüttichau** zu **Pottschappel** bei Dresden, dieselbe zwar so gewiß entdeckt hat, daß er die Königin in der Begattung mit der Drohne (dem Männchen) zusammengefügt erstach, (m. s. dessen Anmerkungen **über die Bienenzucht in Sachsen**, besonders die Vorrede in seinem **katechetischen Unterrichte für Bienenfreunde**) und sie sofort in Weingeiste zusammenhängend geraume Zeit aufbewahret hat, auch einige Jahre darauf, als ich in seine Gegend zu wohnen kam, mir sicher gezeigt haben würde, wenn er nicht durch einen Brand im Hause, um dies schöne Präparat, nebst andern schätzbaren Sachen gekommen wäre

re

re*); 4) da endlich auch ich das Glück gehabt, die Bienenkönigin nach 100 und mehreren Versuchen, welche ich in Schachteln mit Glasscheiben bedeckt, durch vieltägige Einsperrung mit einzelnen Königinnen und einzelnen Männchen, in Beiseyn mancher Zeugen unternahm, ein einziges mal luxuriös zu finden, und darin doch ihre Begattung nur so zu sehen, daß das Männchen, welches von ihr immer erst gereizt wurde, augenblicklich todt unter ihr liegen blieb, als das Weibchen nach der sehr geschwind geschehen gewesenen Begattung von ihm abstieg, (m. s. Bemerkungen der Churpfälz. ökon. Gesellschaft v. J. 1769., S. 102, und 2te Auflage S. 101.), daher ich auch sagte: **jede Begattung kostet eines Männchen Leben, und darum sehnt sich kein Männchen nach derselben.** Hätte ich damals den schönen Gedanken des Hrn. Huber's gehabt, diese Bienenkönigin zu anatomiren; dann würde ich sicher auch gesehen haben, was er von denen im Fluge sich begatteten, entdeckte; so aber sahen wir bei dieser Untersuchung alle nicht, was Hr. Huber mit seinem Vorleser darüber entdecket hat, nämlich: **das männliche Glied in der Königin rückbleibend.** Er hat zwar die Begattung über der That nicht entdeckt, und nimt sie auch nicht an, wie wir sie im Stocke möglich halten, sondern er will sie in der Luft geschehen lassen, wie schon der wienerische Lehrer **Janscha** in seiner vollständigen Bienenlehre angab, und wie alle seine Schüler, **Kratzer, Tölde, Pösel, Müller** und andere mehr, ihm solches nachgeschrieben haben. Die Drohnen sollen nämlich, wie letztere sagen, in einer Geschwindigkeit an die Königin stoßen, und dieß vermuthlich die Begattung seyn; denn man fände alsdann bei der Rückkunft etwas weisses, wie ein **Faden** ihr am Hintertheil anhängend, wenn die Befruchtung vollzogen sey. Zu suchen, was das wäre, so heraus hängt, dies hat noch keinem von uns allen geglückt; vielleicht ist's auch noch keinem näher nachzuspühren eingefallen: ja ich selbst läugnete bisher diese Art Begattung, weil ich sie nicht in der Luft also sehen können. Nur unserm Blinden war der herrliche Gedanke vorbehalten, die Bienenmutter gleich nach der That seciren zu wollen: er fieng nicht nur eine, sondern mehrere Bienenmütter mit seinem getreuen Vorleser Burnens auf, und noch ehe sie diejenigen, welche aufgetriebene Geburtsglie-

*) Auch im 1ten Bändchen der trefflichen Schrift: Versuch einer Universalbienengeschichte 1790. in 8. S. 71. findet man dieser Beobachtung von Begattung der Königin erwähnt und den Verlust dieses Präparats beklagt. Warlich es ist Schade dafür: es würde für ein Naturalienkabinet sicher 1000 und mehr Thaler werth gewesen seyn. K.

glieder nebst weissen Fäden zeigten, tödten konnten, so ließen solche schon das, was zurück geblieben war, fallen, und siehe, es ist der völlig kenntliche Theil des männlichen Gliedes gewesen, welches er dann hier in solchen Zeichnungen vorlegt, die keinen Zweifel mehr übrig lassen; die wenigstens uns zwei langwierige Zweifler, Bonneten und mich, völlig von der Wahrheit der Sache überzeugen.

Da der Herr Huber auch meine Erfahrungen, daß und wenn die gemeinen Bienen untrüglich Eier legen, woraus nichts als Drohnen werden, – m. s. Bemerkungen der Churpfälz. ökonom. Gesellschaft vom Jahre 1770. 1ster Band, – in seinem Werke erprobet, und sie theils so bestätiget, sie theils auch verbessert hat, als ich es nicht vermogte — weil ich nicht so wie er, mit denen hierzu erforderlichen Vermögensumständen von der Vorsehung genüglich versehen worden, um Tage und Wochen, ja Jahre, einer einzigen, manchmal äußerst mühsamen, und außer dem Belustigenden wenig eintragenden Untersuchung widmen zu können — so war mir dieses um so mehr schätzbar, als zwar auch andere diese Wahrnehmung gemacht, jedoch solche nicht von allen Zweifeln so frei, wie Herr Huber gesetzt hatten. Denn auch bei diesen gemeinen oder Arbeitsbienen (unvollkommenen Bienenmüttern) hat er wirklich die Eierlegenden gefunden, sie secirt, und die Eier eben so gut, wie bei der vollkommenen Bienenmutter microscopisch dargelegt.

So wie er nun in diesem allem sehr präcis zu Werke gegangen ist, eben so hat er noch mit vielem andern und äußerst Interessanten die Bienengeschichte bereichert; daher werde ich diese merkwürdige Schrift mit meinen immer nach Möglichkeit seit 42 Jahren gesammelten Erfahrungen — als so lange mir das Bienengeschäft ein Lieblingsstudium war — verbinden, und deutsch heraus geben; ich habe auch schon Anstalt getroffen — da mir die Zeit diesmal nicht erlaubt, sie durchaus selbst zu übersetzen — daß sie unter meinen Augen, und zwar durch einen geschickten Mithelfer, den Professor der Zahnchirurgie zu Dresden, und Mitglied der ökonomischen Gesellschaft, Herrn Doctor Andre, übersetzt werde, und in etlichen Monaten erscheinen könne. Subscribenten sollen solche Heftweise, sammt den Kupfern, die ich mit den meinigen vermehren werde, erhalten, und zwar die Huber'schen Briefe, jeden mit meiner Antwort begleitet, in ungefähr 3 oder 4 Heften.

Anmerkung zum 1sten Aufsatz im 76sten Stück. Herr Lampadius hat seine Versuche über die Elektricität und Wärme der Atmosphäre in Göttingen gemacht.

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Freitag, den 19ten October 1792.

Bemerkungen über eine der vernachläßigsten Ursachen der Sterblichkeit und mannichfaltiger Krankheiten bei Kindern.

So sehr die Begierde in medicinischen Angelegenheiten sich zu belehren, in neuern Zeiten zum Bedürfniß geworden ist, und in manchen Städten die Mode besonders diesen Zweig des Wissenswürdigen zur Unterhaltung wählet, so wenige Vortheile scheinen daraus verhältnißmäßig für eine bessere, gesunde, und unserm Körperbau angemessene Erziehungsart, vorzüglich in Rücksicht der allgemein zu befolgenden Ernährung der Kinder, entstanden zu seyn. Wie wichtig aber dieses Geschäft der den Kindern zuzutheilenden gehörigen Nahrung, zur Begründung des Wohls einer glücklichen Nachkommenschaft sey, beweiset die Beschaffenheit des allgemeinen Gesundheitszustandes, der eben wegen Vernachlässigung der so nöthigen regelmäßigen Lebensordnung, überall verfallen, und unter seiner möglichen Vollkommenheit herabgewürdiget ist. Wenn man nun erweisen kann, daß der größte Theil der kränklichen, schwächlichen, und elenden Kinder, mehrentheils durch ein zu nachgiebiges und als unbedeutend angesehenes Verfahren, in diesen bedaurungswürdigen Zustand geräth, so verdienet wohl unstreitig, die von den Müttern allgemein als unschädlich angesehene und befolgte Ernährungsart eine nähere Beleuchtung. Uebrigens ist hier nicht sowohl auf den medicinischen Dilettanten, als auf die, welche die Gesundheit ihrer Kinder dauerhaft begründen wollen, Rücksicht genommen. Auch mögte die Meinung derer, die eine Wissenschaft von dem Umfange wie die medicinische, nicht unbedingt populär gemacht zu sehen wünschen, wohl richtiger und nutzbarer seyn, als die Bemühungen so mancher Schriftsteller, welche die medicinischen Kenntnisse der gemeinen Vorstellungsart anpassend vorzutragen suchen, und daher zum unbeschreiblichen Nachtheil, ein ganzes Publikum zu halb und viertheil Aerzten umschaffen, dessen Mitglieder alsdann bei entstehenden Krankheiten sich selbst zur Quaal leben, und dem Arzte das an sich äußerst undankbare Fach um so mehr verhaßt machen.

Aber dem ungeachtet giebt es Wahrheiten in der Medicin, die niemals zu oft wiederhohlet werden können, weil ihr Einfluß auf die Gesundheit, auf das einzige beneidenswürdige Gut des Lebens, von zu großer Bedeutung ist, als daß man, wenn die Wichtigkeit derselben gezeiget ist, gleichgültig dabei bleiben könnte.

Diese Wahrheiten gehören vorzüglich zum Gebiethe des allgemein nützlichen, und verdienen unter so manche in Umlauf gebrachte Kenntnisse, aus einer der weitläuftigsten Wissenschaften, vorzüglich ausgehoben zu werden. Es ist kaum zu begreifen, wie häufig in großen und volkreichen Städten, und nach Verhältniß in kleinern und weniger bevölkerten, die häufigste und oft einzige Entstehungsursache, langwierig schleichender Uebel von der auszehrenden Art, zum Theil vernachläßiget, zum Theil verkannt, oder wohl gar diese Uebel in andern Veranlassungen, als in der hervorbringenden aufgesuchet werden. Man werfe einen flüchtigen Blick auf den Gesundheitszustand der vormaligen, und der entstehenden Generation, um zu erstaunen, welche Verschiedenheit im Allgemeinen zwischen diesen Kindern und Männern, verglichen mit ihren Großältern, hervor sticht. Eine sichtbare Verfeinerung der körperlichen Anlage, ein weichlicherer Bau, eine schwächere Structur aller Gliedmaßen und Eingeweide, ein leicht bewegliches Empfindungsvermögen, eine Zärtlichkeit und Reizbarkeit gegen die außergewöhnlichen Vorfälle, müssen bei einiger Aufmerksamkeit jederman auffallend seyn, der die aufwachsende Jugend aus diesem Gesichtspunkte betrachtet. Bleiche hagere Geschöpfe mit ausgezehrten Gliedern und aufgetriebenen Bäuchen, deren Gesichtszüge verzerret, deren Anblick Mitleiden einflößt, sind wahrlich keine seltene Erscheinungen. Was für Jünglinge, welche Männer können aus solchen Kindern erwachsen, und erblicken wir nicht in mancher Familie zehnjährige Knaben und Mädchen, die auffallend verstellet und kümmerlich ernähret sind, und zwanzig bis dreißigjährige, deren Bildung und Anstand dem des hohen männlichen Alters gleichet.

Ist das Wirkung des Laufs der Natur oder einer erkünstelten verdorbenen Lebensart? Sind hier nicht die Vernachläßigungen einer verzärtelnden widernatürlichen Kindererziehung auffallend sichtbar? Warum ist man denn gegen diesen wichtigen Gegenstand gleichgültig, und wie kann man alle heimlich Verderben stiftenden Uebel, die bei einiger Beharrlichkeit und einer vernünftigern Anordnung der Lebensart in der Quelle zu verstopfen wären, auf eine unbeschreiblich leichtsinnige Art übersehen?

Mir ist es immer sehr wahrscheinlich vorgekommen, daß der Mangel einer anschaulichen Kenntniß des Zusammenhanges zwischen den hervorbringenden Veranlassungen und den

unaus-

unausbleiblich darauf folgenden Beſchwerden, den gröſten Antheil habe, eine bedeutende Wahrheit gänzlich vernachläßigt zu ſehen. Ich halte den ſinnlichſten Menſchen nicht für ſo ſchwach, daß er muthwillig ſeinen Nachkommen den ungeſtörten und längern Genuß, durch übermäßige und überhäufte Befriedigung entziehen ſollte, ſobald ihm die helle und deutliche Einſicht vorſchwebt, das Uebermaaß und Vervielfältigung der Nahrungsmittel, mittelbaren gewiſſen Nachtheil auf jedes Kind äußern werde, das einem ſolchen nachtheiligen Verfahren unterworfen wird, und unter dieſer ſtets fortgeſetzten Behandlung aufwächſt. Wäre man auf die tödlichen Folgen dieſes Verfahrens aufmerkſamer, achtete man auf die vieljährigen mit einander übereinſtimmenden Todtenliſten, und die Erfahrungen aller Beobachter in dieſem Fache, ſo würde die beſchuldigte Urſache, als eine der wichtigſten Veranlaſſungen der gröſſeren Mortalität der Menſchen, in der Periode von dem erſten bis zum zehnten Jahre, gewiß nicht ſo ſehr verkannt ſeyn. Dieſe außerordentliche Sterblichkeit, der Kinder unterworfen ſind, iſt zum Theil ein unausbleibliches Ereigniß der verkehrten Erziehung, welche ihnen zu Theil wird.

Freilich ſind die Urſachen der verhältnißwidrigen Abnahme des Menſchengeſchlechts, außer der erwähnten, im erſten Decennio des Lebens äußerſt mannichfaltig. Man denke nur an die verſchiedenen Kinderkrankheiten, deren Verbreitung von unvermeidlichen natürlichen Einflüſſen abhängt, oder deren Fortpflanzung a) nicht unwahrſcheinlich, durch ein übereiltes Betragen von Nachkommen auf Nachkommen begünſtiget iſt, um hinreichende Veranlaſſung zu den Verwüſtungen zu finden, die in dieſem Zeitraume allgemein bemerket werden. Da aber dieſe Verhinderung des daher entſtehenden Todes mehrentheils außer den Grenzen der wünſchenswerthen Abhelfung liegt, ſo könnte wenigſtens eine der häufigſten und verderblichſten Urſachen dieſer auffallenden Sterblichkeit, deren Verminderung unter die Möglichkeiten gehöret, der Vernachläſſigung entriſſen werden. Dieſe ſo wenig bemerkte Quelle des Todes, der Kinder, liegt in der

a) Unſtreitig läßt ſich dieſes von den Pocken behaupten. Die Natur dieſer anſteckenden Krankheit, die in der eigenthümlichen Fortpflanzung des kleinſten Theils der Blatternmaterie beſtehet, wurde zu ſpät in allen ihren Folgen, die daraus auf die weitere Verbreitung dieſer Krankheit herfließen, gehörig erkannt, und dadurch der Zeitpunkt verabſäumet, die Ausrottung der Blattern durch Vermeidung des Umgangs mit Inficirten zu bewirken. Wie bald würden wir allenthalben die Peſt verbreitet ſehen, und eine öftere Rückkehr derſelben beobachten können, wenn man nicht die ſorgfältigſten Maaßregeln ergriffe, dieſes verheerende Uebel in der Entfernung zu halten.

mannichfaltigen Verwahrlosung, welche mütterliche Zärtlichkeit oder Unwissenheit sich zu Schulden kommen läßt, und ihre Folgen sind, außer den mannichfaltigen Kränklichkeiten und einem oft lebenslänglichen siechen Zustand von der Art, daß oft der Todt der wünschenswertheste Ausgang ist, wenn man alle daraus entspringenden Uebel in ihrem ganzen Zusammenhange übersiehet, die sie auf die fernere Existenz des Menschen äußern, der es der dauerhaften ursprünglichen Anlage seines Körpers verdanket, sich durch diese niederdrückenden Hindernisse hindurch zu winden. Von dem wichtigsten Einfluß ist also diese Verwahrlosung, die man in Rücksicht der körperlichen Verpflegung der Kinder begehet; man mag sie nun aus dem Gesichtspunkte betrachten, nach dem sie den Todt des Kindes frühzeitiger herbei führet, als es der Lauf der natürlichen Anlage und die dieser gemäße Dauerhaftigkeit erfordert haben würde, oder sie als die Grundursache eines nachfolgenden siechen Zustandes ansehen, so ist sie immer ein Gegenstand, der das aufmerksamste Nachdenken verdienet. Aeußerst unangenehm und undankbar ist freilich das Geschäft, vernachläßigte und unerkannte Wahrheiten in Umlauf zu bringen, und übertriebene, unrichtig geleitete Gefühle zurecht zu weisen, dem mit dem Gange der menschlichen Denkungsart nicht gänzlich unbekannten, allein in diesem Falle scheinet der Gegenstand zu wichtig zu seyn, um ihn nicht mit Aufopferung aller zurück schreckenden Nebenbetrachtungen, zum Nutzen derer auseinander zu setzen, die gerne und willig einer bessern Ueberzeugung folgen. Der Gedanke der Vergeblichkeit und der zu erwartenden Nichtbefolgung nützlicher Rathschläge, die Uebel zu vermindern, welche durch die herrschende Mißbräuche hervor gebracht werden, könnte sehr leicht diesen Vorsatz verhindert haben, allein der Verfasser schmeichelte sich mit der Hoffnung, hier annehmen zu dürfen, daß die übrigens sehr wahren Worte eines unvergleichlichen und allgemein verehrten Philosophen, auf diese Bemühungen nicht zutreffen mögten. „Unfröhlig" sagt er: „ist das Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu gestehen, daß man mit allem guten Willen durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke, und Mohren bleiche."

Unstreitig hat es außerordentlich viele Schwierigkeiten, allgemein als nutzbar anerkannte Grundsätze die gehörige Verpflegung der Kinder betreffend, in Ausführung zu bringen; um wie viel schwerer wird es daher nicht seyn, sich erst von der Untauglichkeit und Schädlichkeit einer häufig befolgten Verfahrungsart zu überzeugen, die von Herkommen auf

Her-

Herkommen vererbet, ein untrügliches Ansehn erhalten, und durch Gutmüthigkeit, zärtliches Nachgeben, und eine beinahe unbegreifliche Unachtsamkeit aufs tiefste sich eingewurzelt hat. So gegründet nun diese Betrachtungen sind, so würde auf der andern Seite ein zu großes Mißtrauen in die Neigung des Menschen, seinen Zustand zu vervollkommnern, gesetzet werden müssen, wenn man dadurch sich gänzlich von dieser Unternehmung verscheuchen ließe. Natürliche Gefühle wie die sehr gegründete Fürsorge für das Wohl der Seinigen, lassen sich nicht gänzlich tödten, man erstickt sie leicht, aber es bedarf auch oft nur eines kleinen Antriebes, um sie mit erneuerter Kraft zweckmäßig fortwirken zu sehen. Sollte nicht eben dieses von der wirksamsten Quelle unserer Erhaltung von mütterlicher Liebe zu erwarten seyn? Hieran zu zweifeln, hieße den Menschen erniedrigen, und ihn zu Unternehmungen für unfähig erklären, welche Geschöpfe geringerer Art ausführen. Mutterliebe ist in der ganzen Natur verbreitet, und ist um so wirksamer, je weniger sie einer Erkünstelung bedarf. Diesen natürlichen Trieb dahin zu leiten, die Gesundheit seiner Nachkommen dauerhafter zu machen, kann, wie es mir scheinet, unmöglich so ganz vergeblich unternommen werden; ohne daß nicht auf nähere oder entferntere Art Gutes dadurch gestiftet würde. Mütterliche Aufmerksamkeit und mütterliche Liebe, vermag sehr viel zum Wohl der Kinder zu wirken. Was kann nicht diese mit der Natur des weiblichen Geschlechts innigst verwebte Anlage ausführen, und leistet sie nicht bloß darum, bei der Gründung des Gesundheitzustandes der Nachkommenschaft so wenig, weil man ihr die gehörige Leitung versagt, oder was noch schlimmer ist, ihr irgend eine Richtung zu geben, gänzlich verabsäumet. Bloße Thätigkeit, die sich mehrentheils geschäftig genug beweiset, ist an und für sich unzureichend, wenn sie nicht durch Zweckmäßigkeit geleitet wird. Bloße Geschäftigkeit gewähret leider den mehrsten Müttern bei der Wartung ihrer Kinder Beruhigung, weil sie diese mit wahrer Nützlichkeit verwechseln, ohne zu argwöhnen, daß eben ihre übertriebene Fürsorge und geschäftige Verzärtelung, das Wohl ihrer Kinder untergrabe, das sie, ohne die rechten Mittel zu wählen, zu begründen wünschen. Mögte doch jede Mutter sich lebhaft überzeugen, daß es für sie keine wichtigere Pflicht gebe, als eine vernünftige Aufsicht zur Erhaltung der Gesundheit ihrer Kinder, und sich mit dem gehörigen Verhalten bekannt machen, um diese Forderung zu erfüllen. Wirklich ist kein Geschäft von größerer Bedeutung als dieses. Die gehörige Ausbildung des Körpers und Geistes, die ohne vollkommene Gesundheit sich nicht denken läßt, hanget allein von der Zweckmäßigkeit dieser Bemühungen ab, sie begreift die Fähigkeit in sich, welche das Kind

und

und den Erwachsenen zu allen Arbeiten und Unternehmungen aufgelegt macht, und alle Verbindungen entfernet, welche Kränklichkeit, im weiten Verstande des Worts, einer nützlichen Thätigkeit in den Weg legt. Vorausgesetzt, daß bei bei den mehrsten Müttern, die ihre Kinder fehlerhaft erziehen, mehrentheils nur bloße Unwissenheit zum Grunde liegt, und weit seltnere Nachläßigkeit zur Verwahrlosung derselben Gelegenheit giebt, so läßt sich die Nutzbarkeit der gestellten Nachtheile, welche aus einem allgemein befolgten widersinnigen Verfahren entspringen, nicht gänzlich bezweifeln, wenn man der mütterlichen Liebe nur zugestehet, was sie bei einer bessern Ueberzeugung auszuführen vermag. Eine Verwahrlosung, die man im gemeinen Leben selten anerkennet, kann man nicht eher abschaffen wollen, bis sie wirklich erwiesen, und die ihr nöthige Aufmerksamkeit zugewandt worden, welches in dem gegenwärtigen Falle um so schwieriger ist, weil die Folgen eines vernachläßigten oder verzärtelten Verhaltens gegen Kinder, mehrentheils dann erst entdecket werden, wenn man kaum sich mehr überzeugen will, daß häufige und lang fortgesetzte Vergehungen, gegen vernünftige Grundsätze einer ordentlichen Lebensart, den vorzüglichsten Antheil an einem herbei geführten siechen Zustand habe. Schon bei kleinern Unpäßlichkeiten ist dieses sehr sichtbar; jede Mutter suchet, wenn ihr Kind aus Mangel eines gehörigen Verhaltens in Austheilung der Speisen, oder ähnlicher Vergehungen dieser Art erkranket, die Ursache in zufälligen ganz unschuldigen Dingen, welche in den nächsten Tagen vorgefallen sind, da gewöhnlich während mehrern Wochen und Monaten, durch Begehung mancherlei diätetischer Fehler, der Grund, zu der nun plötzlich etwa nach Erkältungen oder sonst unbedeutenden Veranlassungen, entstehenden Krankheit, vorbereitet ist. Eben deßwegen wird es nothwendig, eine solche Behandlung der Kinder zu prüfen, die man gewöhnlich Fehler frei und unschädlich ansiehet. Gewiß muß es jedem Sachverständigen unangenehm seyn, täglich die schrecklichen Folgen einer vernachläßigten Kinderbesorgung wahrzunehmen, und mancherlei dem äußern Ansehen nach sehr verschiedene Krankheiten zu behandeln, die keine andere Veranlassung anerkennen. Solche Aeltern die überzeugt sind, ihr Kind könne nie zu viel essen, und es sey gleichgültig, was man ihm gebe, glauben freilich, der tägliche Besuch des Arztes mache ihr Kind gesund; sie hören daher nicht auf die Anordnung der Lebensart, die so vieles bewirken muß, ohne die keine Hülfe möglich ist, sondern erwarten alles von den verschriebenen Arzeneien, die Wunder wirken müsten, wenn sie bei dem gewöhnlichen Verhalten einen erwünschten Erfolg hervor brächten.

Daß die häufigste Quelle der Kinderkrankheiten in der übermäßigen oder

oder undienlichen Nahrung liege, die den Kindern gereichet wird, ist eine von den besten Aerzten allgemein anerkannte Wahrheit; auch bedarf es nur eines geringen Grades von Beobachtungsgeist, um solche allenthalben und überall bestätiget zu sehen. Durch diese verkehrte Darreichung der Nahrungsmittel, wird eine anhaltend fehlerhafte Verdauung frühzeitig gegründet, die durch fortdaurende Vernachläßigungen einer unvernünftigen Lebensordnung auf das tiefste einwurzelt, und den Gesundheitszustand der unglücklichen Schlachtopfer einer schädlichen zweckwidrigen Erziehung während der ganzen Lebensdauer untergräbt. Dieser tiefwirkende Einfluß eines gestöhrten Verdauungsgeschäfts auf die Gesundheit, vermindert in Verbindung mit andern eben so nachtheiligen Ursachen, die eigenthümliche Stärke des Menschengeschlechts stuffenweise und nach einigen Generationen, bis auf den äußersten Grad, ohne hier der mannichfaltigen Gebrechen zu erwähnen, die unmittelbar daher entstehen.

Das fehlerhafte Verfahren, das zu so mannichfaltigen Uebeln die Veranlassung giebt, und beinahe allgemein von den ersten Tagen der Geburt an, bis zum ausgehenden Kinderalter beobachtet wird, bestehet darin, daß man, ohne auf das wahre Bedürfniß der den Kindern nöthigen Speisen Rücksicht zu nehmen, ihnen so viel giebt, als sie nur nehmen wollen. Jedes Schreien, jede Unruhe des Neugebohrnen, muß dem hergebrachten Vorurtheile nach, Hunger zur Ursache haben, und das erwachsene Kind erhält Speisen, sobald man es nicht zu besänftigen weiß. Das Kind will immer essen, heißt es im gemeinen Leben, und niemand denkt daran, daß dieses stete Essen künstlicher Weise zur Gewohnheit geworden, indem die Lebenserhaltung des Kindes von einer Vorurtheil vollen Ernährungssucht der Wärterin abhängig gemacht ist, die ihm gegen jede unangenehme Empfindung die es erleidet, die Brust oder Speisen zur Entschädigung reichet.

Diese übertriebene Fürsorge, Kinder keinen Mangel leiden zu lassen, wie man sich gewöhnlich darüber auszudrücken pflegt, ist das wichtigste Hinderniß, welches der Ernährung und dem Wachsthume, und überhaupt einer vollkommenen Gesundheit unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg legt, und die Entstehung mancherlei Krankheiten begünstiget, deren Daseyn Verwunderung erregt, weil man so schwer begreifen lernt, daß man nie ungestraft die zu besondern Verrichtungen bestimmten natürlichen Kräfte unnöthig beschäftige, und wie es hier zum Beweise der Fall ist, nie den Magen und die Verdauungswerkzeuge zur Arbeit anstrengen dürfe, bevor nicht das Genossene gehörig zubereitet, angewandt, und fortgeschaffet ist. So bedeutend nun

an

an sich jeder Umstand ist, der auf die Erhaltung der Verdauung Beziehung hat, um so viel wichtiger ist der ungestörte Fortgang dieses Geschäfts selbst. Um dieses zu verstehen, muß man wissen, daß die gröste Vollkommenheit vieler thierischer Verrichtungen von dem ungehinderten Fortgange der Verdauung und Ernährung abhänge, und diese die Grundlage einer dauerhaften Gesundheit darstellen. Man begreift leicht, daß bei diesen Geschäften ein gewisses Verhältniß in der Einnahme und Ausgabe der thierischen Oekonomie statt finden müsse, um das Gleichgewicht in den Aussonderungs- und Absatzgeschäften des menschlichen Körpers, als dem Inbegrif des vollkommensten körperlichen Zustandes, zu erhalten, und daß eine Abweichung auf diese oder jene Seite, das heißt: der Mangel, oder ein Ueberfluß an ernährenden und mit den verschiedenen Bestandtheilen des Körpers vereinigten Materien, denjenigen Zustand nach sich ziehe, den wir Krankheit nennen. Freilich würde es noch weit trauriger um den allgemeinen Gesundheitszustand aussehen, wenn der bewundernswürdige körperliche Mechanismus sich so leicht in Unordnung bringen ließe, allein es stehen ihm mancherlei Auswege offen, unnöthige und unbrauchbare Dinge weg zu schaffen, schädliche zu verändern und zu verbessern, überflüßige im voraus zu verarbeiten, und scharfe unbezwingbare oder sonst beläſtigende, auf irgend eine Art von sich zu stoßen.

Sind diese belebende Kräfte noch in ihrer ursprünglichen Stärke, und dieses wird jederzeit selbst bei den schwächsten Constitutionen statt finden, wenn sie niemals übermäßig angestrenget worden sind, so werden die angegebenen Geschäfte mit einer Leichtigkeit und Ordnung vollbracht, die den vollkommensten Zustand der Gesundheit zur Folge hat.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Aufgabe.

Es giebt eine Art Frösche, die man Laubfrösche nennt. Einige Leute haben dieses Thier in Gläsern sitzen, welche halb mit Wasser angefüllt, und worin eine kleine Treppe, oder Bank, befestiget ist. Wenn dies Thierchen auf der Treppe, Bank, oder am Glase sitzt, sagt man, es werde hell und gutes Wetter, sitzt es aber im Wasser, so erfolgte dunkeles und regnigtes Wetter. Man wünschte gern eine ausführliche Abhandlung über folgende Fragen in diesem Magazin zu lesen. 1) Ob die Natur auf oben benanntes Thier wirke. 2) Oder, ob es ein Aberglaube bei den Leuten sey.

H. F. A. S...e.

Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Montag, den 22ten October 1792.

Bemerkungen über eine der vernachläßigsten Ursachen der Sterblichkeit und mannichfaltiger Krankheiten bei Kindern.

(Fortsetzung.)

Zur Bestätigung dieser Fürsorge welche dem körperlichen Mechanismus eigen ist, die überflüßigen Materien zu verarbeiten, nachdem die zur Ernährung und Erhaltung nothwendigen Säfte abgeschieden sind, führe ich die mehrere Absonderung des Nahrungssaftes und Verwandlung desselben in Blut, und die daher entstehende Vollblütigkeit, die Absetzung der fettigen Theile in die Zellenhaut welche die Eingeweide und Muskeln umgiebt, das was man im gemeinem Leben Zunahme des Körpers nennet, nur als Beispiele an, die Beschaffenheit der widernatürlichen Vollsäftigkeit und Fettigkeit mancher Kinder zu zeigen, und um begreiflich zu finden, wie die Natur die ihr Zerrüttung drohenden Gefahren abwenden, oder weniger unschädlich zu machen suchet. In diesen bestimmten Fällen werden die dem Körper aufgedrungene überflüßige Nahrungstheile in Blut oder Fett umgeschaffen, und dadurch vorläufig die Nachtheile gehoben, welche sonst unausbleiblich aus dem übermäßigen Genuß der Speisen entsprungen wären a). Doch nicht selten, und vorzüglich dann, wenn

a) Die Beobachtung der natürlichen sich selbst überlassenen Kräfte des menschlichen Körpers, lehret uns mancherlei Auswege kennen, welcher die Natur sich bedienet, um überflüßige Nahrungstheile abzusetzen. Mancherlei Ausschläge der Kinder scheinen keine andere Entstehungsursache anzuerkennen. Auch siehet man häufig Ausschläge der Kinder mit der Fleischigkeit oder fettern Zunahme in einem gewissen Verhältnisse stehen. Ausschläge deren Veranlassung so häufig in einer aus dem Blute abgesetzten Schärfe aufgesucht wird, verschwinden freiwillig, wenn der Trieb der Säfte mehr nach den dünnen Gedärmen geht, und dort derselbe Stoff, welcher auf der Haut abgesetzet wurde, nun zu andern

wenn jenes so fürtreffliche Kunstwerk zu oft und übermäßig angestrenget wird, vermißt man die dem menschlichen Körper eigene Thätigkeit, den Folgen eines übermäßigen und unordentlichen Genusses freiwillig vorzubeugen.

Wenn nun ein Kind eine Zeit lang mehrere Speisen genossen hat, als es verdauen kann, so zeigen sich die daher entspringenden Nachtheile vorzüglich auf zweierlei Art.

Die Verdauungswerkzeuge besitzen ursprüngliche Stärke genug, die Hindernisse, welche ihrer Wirksamkeit im Wege sind, fort zu schaffen, oder sie unterliegen der Heftigkeit der auf sie einstürmenden Unordnungen. Im ersten Falle bemerkt man eine Thätigkeit die darauf abzwecket, heilsame Veränderungen zur Wiederherstellung der Verdauung zu bewirken; im letztern zeigt sich eine Trägheit in den natürlichen Verrichtungen, die, indem sie unbemerkt fortschleichet, den Grund zu lange nachher sichtbaren Uebeln legt, und von der erstern Entstehung an, den langsamen Verlauf mancherlei daraus entspringender Krankheiten begünstiget. Sind die Verdauungskräfte in ihrer ursprünglichen Thätigkeit, so bemerket man bald nachdem Unordnungen in der Lebensart vorgefallen sind, verschiedene freiwillige Anzeigen eines Uebelbefindens. Es zeigt sich ein Mangel der Eßlust; ein freiwilliges Erbrechen, ein Durchfall oder ein verstopfter Leib. Das Kind wird unruhig und empfindet Leibschmerzen, oder es zeigen sich fieberhafte Zufälle, die ein heftiger Durst, eine vermehrte Hitze, und ein schneller Puls begleiten. Alles dieses sind sehr heilsame Bewegungen, die anzeigen, das die Natur beschäftiget ist, auf irgend eine Art den in den Eingeweiden befindlichen Krankheitsstoff aus dem Körper zu schaffen, und den Nachtheil abzuwehren, der daraus nothwendig erfolgen müste. Diese Zufälle, wenn sie einzeln, oder in Verbindung wahrgenommen werden, erfordern die größte Aufmerksamkeit, indem sie zugleich den Müttern zur heilsamsten Belehrung dienen können.

Eine Krankheit des Kindes, deren Ursache offenbar vor Augen liegt, die um

dern Säften verwandt wird. Wie lächerlich es daher ist, Wochen und Monate lang, Kinder Mittel gegen mancherlei Geschwüre, Ausschläge, gegen den Kopfgrind und die Milchcruste nehmen zu lassen, um das Blut zu reinigen, indessen das fehlerhafte und undienliche Ernährungsverfahren ungestöhrt fortgesetzet wird, kann ein jeder sich hieraus begreiflich machen. Das beste blutreinigende Mittel ist unstreitig Mäßigkeit in Darreichung der Speisen. Mütter, die über die mancherlei Hautkrankheiten ihrer Kinder so sehr bekümmert sind, könnten mehrentheils dieses widrigen Anblicks überhoben seyn, wenn sie dieser Wahrheit Gehör geben wollten.

um aufrichtig zu reden, durch unverzeihliche Gleichgültigkeit oder Nachsicht hervor gebracht ist, kann man auf das beste benutzen, den Müttern die schädlichen Folgen ihres nachsichtigen Verfahrens zu beweisen, und sie für ähnlichen Vergehungen zu warnen. Jetzt ist der Zeitpunkt, da man den begangenen Fehler leicht wieder verbessern kann. Das Uebelbefinden wurde bald darauf wahrgenommen, nachdem das Kind entweder mehrere Speisen genossen hatte, als der Magen fassen konnte, und es war also eine augenscheinliche Ueberladung des Magens; oder: man gab dem Kinde Dinge, die wegen ihrer fetten, zähen, mehligten, gewürzigten, oder sonst schwer auflößlichen Bestandtheile, unverdaulich waren. Beide Fehler die man gegen eine vernünftige Lebensordnung begehet, werden, wann die Verdauungskräfte noch in ihrer ursprünglichen Stärke sind, gehoben, indem sie die ihnen schädlich werdenden Dinge auf eine oder die andere Art von sich stoßen, und sich einer Arbeit entledigen, der sie nicht gewachsen sind. Dieses ist also der günstige Augenblick, den man zu ergreifen hat, die von der Natur gegebenen Winke zu unterstützen, um die Folgen der begangenen Unordnungen auf das geschwindeste zu heben.

Man befördere auf eine gelinde Art die Ausleerungen, welche von selbst sich einstellten, und setze dadurch den Magen, und die Eingeweide wieder in denjenigen Zustand, in welchem sie nur allein mit Nutzen ihre Verrichtungen besorgen können, indem man sich sorgfältig hüte, nicht wieder in die Fehler zu verfallen, welche diese Unpäßlichkeit veranlaßten. Durch diese Zurechtweisung der selbstthätigen Kräfte des Körpers belehret, kann dieser Vorfall nutzen, indem man durch eigene Erfahrung einsehen lernt, welche schädliche Folgen aus dem übermäßigen oder undienlichen Genuß der Nahrungsmittel bei Kindern unmittelbar entspringen. Zugleich kann man sich die wichtige und so sehr vernachläßigte Wahrheit dadurch eigen machen, Kinder dürfen nicht genießen was ihnen beliebt, sondern es ist ein gehöriges Maaß fest zu setzen, das mit ihrem Alter und ihrem körperlichen Bau in einem gehörigen Verhältniß stehet, so wie es nöthig ist eine Auswahl selcher Speisen zu beobachten, die sich für sie schicket; folgte man nun immer dieser Belehrung, die an fremdem oder eigenem Beispiel einzusehen, hinreichende Gelegenheit sich darbietet, so würde man im allgemeinen eine weit fehlerfreie Ernährung der Kinder eingeführet sehen, allein dieses ist nicht der Fall, da Mütter immer die diätetischen Begehungssünden anderer wahrnehmen, und ihr eigenes Verfahren, das oft nur auf andere Art schädlich ist, oder dessen Folgen nicht gleich sichtbar werden, als das zuträglichste ansehen. Wenn nun die günstige Zusammenstimmung der oben erwähnten Umstände nicht den erwünschten Eindruck hervor

bringt, und man die übermäßige Darreichung der Speisen hergebrachtermaaßen, und wie dieses leider der Fall ist, Jahre lang fortsetzet, so wird die Gesundheit des Kindes auf immer untergraben. Es erfolgen nun Uebel, deren Entstehung man sich nicht träumen ließ, und deren wirkliches Daseyn zu begreifen, man allerlei Veranlassungen hervor suchet, solche zu erklären, und nur diejenigen nicht als hinreichend anerkennet, welche den kränklichen Zustand des Kindes allein gegründet haben. Ich werde mich bemühen diesen Zustand, der unter so mancherlei verschiedenen Gestalten beobachtet wird, näher zu entwickeln.

Diese Mannichfaltigkeit der Gebrechen, die unter verschiedenen Gestalten, aus einer gemeinschaftlichen Ursache entspringen, stuffenweise zunehmen, sich vermehren, und wenn sie während einiger Zeit eingewurzelt sind, unaufhörlich neue Uebel erzeugen, indem die Spuren der alten nie gänzlich verlöschen, muß in mancherlei Umständen aufgesuchet werden. Die vorzüglichsten sind: eine stärkere oder schwächere ursprüngliche Anlage des Körpers, ein größerer oder geringeer Grad der begangenen Vernachläßsigungen, die verschiedene Behandlung der erstern Stuffen der bemerkten Kränklichkeit, und die längere oder kürzere Zeit hindurch befolgte zweckmäßige oder nachtheilige Lebensordnung.

Hierauf beruhet also die Vervielfältigung und die leichtere oder schwerere Hebung dieses zusammen gesetzten Uebels.

Die erste angeborne Beschaffenheit des körperlichen Baues, dessen ursprüngliche stärkere oder schwächere Struktur seiner festen Theile, und die Eigenschaften, die einer jeden Constitution eigenthümlich sind, stellen die Anlage dar, welche der durch das Ernährungsgeschäft hervor gebrachte Zuwachs weiter ausbildet.

Die in dem Körper des Neugebornen befindlichen Säfte hängen mehrentheils von der jedesmaligen Beschaffenheit der festen Theile ab, und sind daher um so mehr verschieden, reiner und milder, oder schärfer und ungleichartiger ausgearbeitet, je nachdem das Verdauungs- und Ernährungsgeschäft vollkommner oder mangelhafter betrieben wird. Die Auseinandersetzung dieser Disposition ist hier um so nothwendiger, weil sie so häufig statt findet, und die eigentliche Veranlassung ist, warum die gewöhnliche Ernährungsart so häufig verderbliche Nachtheile hervor bringet. Erbliche körperliche Schwäche, unter welcher ich einen weichen und feinen Bau der festen Theile, und eine zärtliche Beschaffenheit mancher Eingeweide, vorzüglich der des Unterleibes begreife, giebt bei Kindern zu der Entstehung einer fehlerhaften Verdauung den wichtigsten Anlaß, weil das eigenthümliche dieser ursprünglichen Organisation, in ei-

nem

nem Mangel des gehörigen Wiederstandes bestehet, und einem solchen Körper Langsamkeit in den natürlichen Verrichtungen ist, deren uneingeschränkte vollkommene Wirksamkeit zur ungestöhrten Erhaltung der Maschine unentbehrlich ist.

Mehrere unverkennbare in die Sinne fallende Merkmale, die man beim erstern Anblick in den Gesichtszügen, der Farbe und dem ganzen äußern Benehmen des so organisirten Kindes entdecket, verrathen insgesammt Niedergeschlagenheit, Unlust, Kraftlosigkeit, und sind unausbleibliche Folgen des Mangels an Stärke. Diese vorzüglichen Aeußerungen der Schwäche, Trägheit und Unthätigkeit der Muskelfieber, verbunden mit einer abgespannten Empfindlichkeit der Nerven, während einer reizlosen körperlichen Stimmung, die bei der geringsten außergewöhnlichen Veranlassung, in einen sehr hohen Grad eines äußerst empfindlichen Nervenzustandes übergehet, geben sehr bald zur Erzeugung ausgearteter Säfte Gelegenheit, deren Entstehung wiederum auf die festen Theile zurück wirket, wodurch während der Periode der Kinderjahre ein wechselseitiger Einfluß zwischen hervorbringender Schwäche und erzeugter Schärfe entstehet, der den wichtigsten Aufschluß zu den Erscheinungen darbietet, die sich auf so mannichfaltige Art äußern. Diese körperliche Organisation veranlaßt in den kleinern Gefäßen und Saugröhren der Gedärme und Drüsen, eine gewisse Leichtigkeit sich zu verstopfen, oder auf irgend eine Art unthätig zu werden, wodurch die einsaugenden Mündungen nicht mehr fähig sind, ihr Absonderungsgeschäft zu vollziehen, und dadurch zu widernatürlichen Stockungen in den feinern lymphatischen Gefäßen Gelegenheit geben, oder merklichere Verhinderungen wie verhärtete Drüsen und Eingeweide bilden. Aber nicht allein die Anlage von Schwäche, sondern auch die stärkste Constitution, bei Kindern die von den gesundesten Aeltern erzeuget, und mit dem robustesten Körper geboren sind, wird bald durch eine fehlerhafte Behandlung in eine schwächere verwandelt, die, wenn sie gleich widernatürlicher Weise hervor gebracht ist, nun doch dieselben Uebel veranlaßt, als die angeborne. Dieses findet dann statt, wenn das Maaß der Speisen, das man den Kindern täglich reichet, viel zu groß ist, und die Beschaffenheit derselben zu untauglich, als daß die zur Verdauung bestimmten Werkzeuge die rohen Materien zu dem nöthigen Gebrauch gehörig verarbeiten, und zu tauglichen Säften zubereiten könnten, mithin eine stets von neuem erzeugte Schärfe, eine Schwäche der festen Theile durch beständig fortdaurenden widernatürlichen Reiz hervor bringet und unterhält.

Bei dem Kinde, welchem eine oder die andere dieser körperlichen Dispositionen zu Theil wurde, und das oft mehrere Speisen genießet, als es verdauet,

dauet, oder das anhaltend solche Speisen erhält, welche es nicht verdauen kann, erscheinen früher oder später diejenigen Zufälle die ich angab, als ich oben von der Art und Weise redete, wie der natürliche Mechanismus der Verdauung, sich der Hindernisse entlediget, die ihn in seinen Verrichtungen stöhren, und denen er endlich unterlieget, wenn sie stets von neuem auf ihn einstürmen. Diese Zufälle der schnellen oder langsamen Entleerung durch Erbrechen oder Durchfall, gehen nun unbemerkt vorüber, kommen mehrere male wieder, und werden eben so oft als unbedeutend angesehen, oder sonst vernachläßiget. Das Kind genießet nun stets von neuem Nahrung, indem noch Reste von den verdorbenen, unbearbeiteten Speisen in dem Magen und Gedärmen vorräthig sind. Die erste und allgemeinste Veränderung die man wahrnimt ist Säure, welche Erbrechen und Durchfall, in Verbindung von Leibschmerzen, verursachet. Bleiche Farbe, Heißhunger, unregelmäßige Eßlust, sind davon die Folgen. Das Kind verlanget in diesem Zustande mit einer außerordentlichen Begierde Speisen, und man kann ihm nie genug zu essen geben; dennoch erhohlet es sich nur langsam von seinem kränklichen Ansehen; der Stuhlgang geräth in Unordnung, und bald entstehet ein Durchfall, bald verstopfter Leib. Auf diese Art wechseln mehrere Zufälle, man bemerket einen Mittelzustand zwischen Gesundheit, und es erfolgen bald darauf ernsthaftere Uebel, wenn man nicht jetzt eine Veränderung in der Lebensart befolgt.

Die Säure, welche einen ziemlichen Grad der Schärfe annimt, die rohen Ueberbleibsel von den unvollkommnen verdaueten Speisen, die übel gemischten und schlecht zubereiteten Magensäfte, alles dieses reizt die muskulösen Fiebern des Magens stärker wie gewöhnlich, und erreget einen widernatürlich starken Appetit. Wird dieser nun immer von neuem befriedigt, so arten alle zur Verdauung bestimmten Säfte noch mehr aus, und gehen in einen gewissen Grad der Verderbung über, die genossenen Dinge werden scharf und schlecht verarbeitet, die festen Theile immer mehr und mehr erschlaffet, die Oefnungen der einsaugenden Milchgefäße, nehmen wenige oder schlecht gemischte Säfte in sich, und alle Verrichtungen der thierischen Verdauung und Ernährung werden höchst vollkommen vollzogen. Bald nachher entspringen hieraus noch weit sichtbarere Beschwerden, denen man nun erst und mehrentheils zu spät abzuhelfen wünschet. Man bemerket an dem Kinde, das den bisher geschilderten Zufällen unterworfen war, eine außergewöhnliche Trägheit zu allen Bewegungen und Spielen. Es will immer sitzen oder schlafen. Man kann es nie sättigen, denn kaum hat man ihm Speisen gereicht, so verlangt es schon wieder nach neuen. Der Unterleib stehet hervor, und ist

wie

wie eine Trommel gespannt. Die Schenkel, die Arme und der Rückgrad zehren ab. Die Haut ist schlaff, und die Farbe derselben grau gelb.

Die Augen sind trübe, und fallen ins Gelbliche. Alle Munterkeit gehet verlohren, und eine gewisse Niedergeschlagenheit und Muthloßigkeit trit an die Stelle. Dieser Umstand, verbunden mit der Schwäche der Füße, giebt Anlaß, daß diese Kinder schwer gehen lernen, und wenn sie endlich dazu gelangen, einen sehr schwachen und unsichern Gang haben. Unzufrieden mit sich selbst, verdrießt ihnen alles, was man mit ihnen vornimt. Sie sind stets niedergeschlagen, traurig, mürrisch, und zeigen eine Ernsthaftigkeit bei allen Verrichtungen und Spielen, die der natürlichen Lebhaftigkeit der Kinder gar nicht angemessen ist. Außerdem besitzen sie ein frühzeitiges und ungewöhnliches Empfindungsvermögen. Die daher entspingenden Aeußerungen eines weit reifern Verstandes, als man nach dem Laufe der Natur in dieser Lebensperiode wahrnimt, ist beinahe immer auf das genaueste mit dem angegebenen kränklichen Zustande verknüpft, und die Wahrnehmung dieser ungewöhnlichen Verstandeskräfte, oft für den Sachverständigen, der überführendste Beweis einer vorher gegangenen oder noch gegenwärtigen Krankheit der angegebenen Art. Man könnte verleitet werden, diese Ausbildung des Verstandes als vortheilhaft anzusehen, wenn nicht die Erfahrung bewiese, daß diese gewaltsamer Weise beförderte Frühzeitigkeit, eine lebenslängliche kränkliche Beschaffenheit beinahe zur unausbleiblichen Folge herbei führete, die jedermann für zu theuer erkauft ansehen wird, um sie wünschenswerth zu finden. Ein solches Kind gleichet in Rücksicht der Vervollkommerung des Empfindungsvermögens, völlig einer im Treibhause künstlich erzogenen Pflanze, die schnell empor schießet, und bald zur Reife gelanget, die aber an Dauer und innerer Vollkommenheit der in natürlicher Freiheit erwachsenen, weit nachstehet. Ich bin weit davon entfernet, jedes Nervenübel, jede Schwäche, und jede lebenslängliche Kränklichkeit, deren Quelle in verstopften Drüsen oder sonstigen hartnäckigen Unordnungen der Eingeweide des Unterleibes, vorzüglich aber in der von Aerzten selbst so wenig erkannten Unthätigkeit c) des lymphatischen Systems liegt, allein der übermäßigen Er-

b) Es ist sonderbar genug, daß Aerzte die täglich Zungen besehen, nicht zugleich unter die Zunge sehen. Seitdem ich dieses bei meinen Kranken befolgte, habe ich mir oft durch einen einzigen Blick ein halbes Dutzend Fragen ersparet, und bekam oft dadurch von dem Gesundheitszustande der Kranken die anschaulichste Kenntniß. Ich habe dieses, meiner Meinung nach, wichtige Erforschungsmittel, in keinem Schriftsteller gefunden, und weiß auch nicht, ob andere durch eigenes Nachdenken darauf verfallen sind.

Ernährung der Kinder zuzuschreiben; viele andere eben so wichtige und wirksame Veranlassungen, die mit der weichlichen und widernatürlichen Lebensart der Städter verbunden sind, und von Generation zu Generation fortgepflanzet werden, tragen reichlich zu der sich immer weiter verbreitenden Entnervung das ihrige bei, allein auffallend ist es, mit wie weniger Achtsamkeit man Kinder mit solcher Anlage geboren, behandelt, und wie man so unbegreiflich schwer einsehen lernt, daß eine gehörige und regelmäßige Lebensordnung der wesentlichste Theil der körperlichen Erziehung ist, wenn man übrigens Anspruch darauf machet, gesunde Nachkommen zu haben.

Die Fortsetzung folgt künftig.

*** *** ***

Wenn Officire, selbst feindliche Unterthanen, gegen die Unterdrükkung ihrer eigenen Untergebenen schüzzen, so ist dieses ein zu edelmüthiges Betragen, als daß es nicht auf die Achtung, ja Bewunderung jedes Rechtschaffenen Anspruch machen sollte.

Im Jahre 1757. lag ein Officier, mit einer Parthei französischer Husaren zu Ahe, Amts Schaumburg auf Commando.

Der Officier, St. Foi, war der Name des edlen Mannes, bemerkte, daß einige seiner Husaren mehr Geld herdurchbrachten, als sie nach ihren Umständen thun konnten.

Er forschte nach, und erfuhr, sie hätten es einem Bauern abgelauert, daß er eine beträchtliche Summe Geldes in seinem Baumhofe verscharret, die Husaren hätten es wieder heraus gegraben, und sich in dem Raub getheilet.

Der edle Lieutenant nahm seinen Leuten, ob durch Vorstellungen des Niedrigen dieses Betragens, oder durch Befehle, weiß ich nicht, kurz er nahm ihnen den größesten Theil des Geldes der noch vorräthig war, wieder ab, und da er von Ahe sich zurück ziehen muste, deponirte er es bei der Abbatissin von Hauß in Fischbeck, mit der Bitte, dem unbekannten Eigenthümer, wovon er den Ort wegen Mangel an Sprachkenntniß nicht einmal deutlich bemerklich machen konnte, das Geld wieder einzuhändigen.

Nach geschehener Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, meldeten sich eine große Menge, die Lust zu dem Kapitale hatten.

Endlich fand sich der Bauer aus Ahe ein, und gab solche unverdächtige Merkmale seines Eigenthums an, daß ihm die Summe nahe an 600 Rthlr. wieder ausgehändiget werden konnte.

Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Freitag, den 26ten October 1792.

Bemerkungen über eine der vernachläßigsten Ursachen der Sterblichkeit und mannichfaltiger Krankheiten bei Kindern.

(Fortsetzung.)

Die deutliche Uebersicht, der beinahe ins Unendliche fortgehenden Folgen, einer während den zarten Kinderjahren anhaltend ausgeübten Ueberfüllung, und die Ueberzeugung, daß diese hervorgebrachte Veränderungen, unverkennbare Ueberbleibsel in reifern Jahren zurück lassen, und mit langwierigen schleichenden Krankheiten auf das genaueste in Verbindung stehen, würde nicht wenig dazu beitragen, Mütter von der Ausübung dieses schädlichen Verfahrens zurück zu schrecken, wenn der Gedanke, ist mir ein Geschöpf Erkenntlichkeit schuldig, dem ich das Daseyn gegeben, dessen ganze Lebensdauer ich dagegen durch eine stete Geneigtheit zu Kränklichkeiten untergraben habe, seines wirksamen Eindrucks verfehlen kann. Wie häufig siehet man nicht schwächliche, entkräftete, magere und verfallene Mädgen a) die nie vom älterlichen Hause entfernet, keine Gelegenheit hatten, ihre Gesundheit auf irgend eine Art zu zerrütten, die Zeichen der Entnervung sichtbarlich aufweisen. Ihrem ganzen Körperbau ist das Gepräge der Schwäche aufgedrückt, die Anstrengung ihrer Muskeln ist kraftlos, und alle natürliche Verrichtungen langsam und unvollkommen. Ihr Gesicht verräth dem aufmerksamen Beobachter, durch unverkennliche Züge, den zerrütteten Zustand ihrer Gesundheit und der übrigen Unordnungen, die dieser zur Folge hat. Diese Kränklichkeit

a) Ich wähle hier das weibliche Geschlecht als Beispiel, weil die Uebel welche Folgen einer in den Kinderjahren erlittenen Ueberfütterung sind, wegen des zartern Körperbaues sich auffallender bei diesem zeigen, und die häusliche Lebensart der Töchter so gleichförmig und mehrentheils unschädlich ist, daß, außer dem übermäßigen Tanzen, und einigen vielleicht heimlichen Vergehungen, keine die Gesundheit erschütternde Veranlassungen, als bei Jünglingen statt finden.

keit kann durch den Wachsthum, durch eine veränderte Lebensart, und durch die unaufhörlich wirksamen natürlichen Kräfte, welche die Erhaltung des Körpers besorgen, und die Abwendung aller demselben schädlichen oder den Untergang drohenden Hindernisse entfernen, überwunden werden, wenn sie außerdem durch eine ursprünglich dauerhafte Anlage, von ungeschwächten Aeltern fortgeerbt, Unterstützung erhalten, um alle Folgen einer steten Hinneigung zur Kränklichkeit zu ersticken. Allein nicht immer treffen diese günstigen Umstände zusammen, und dann dürfen nur im Gegentheil anhaltend entkräftende und verweichlichende Ursachen in Wirksamkeit gesetzet werden, um dem ungehinderten Fortgange des Uebels seine Vollkommenheit zu geben. Fortdaurende sitzende und denkende Beschäftigungen, vorzüglich aber in dem Zeitalter, da der Wachsthum des Körpers noch nicht vollendet ist, erfordern einen doppelten Aufwand von Kräften, und erschöpfen eben daher zwiefach. Eben so nachtheilig wirken alle außerordentliche körperliche Anstrengungen, vorzüglich aber jede Ausschweifung bei Befriedigung körperlicher Bedürfnisse, welche durch Uebermaaß die Grenzen der Nothwendigkeit überschreitet. Außerdem entstehen als Gefährten jener zusammenhängenden Kränklichkeit, noch allerlei einzelne Zufälle, die nicht beständig, aber abwechselnd und häufig genug sich einstellen. Die unvollkommene Ernährung, und die schlecht gemischten Säfte, verursachen diese Uebel, indem sie in den Hautgefäßen abgesetzet werden, und Ausschläge allerlei Art hervorbringen. So entstehen angeschwollene Drüsen, die unter der Kinnlade, am Halse, oder unter den Achseln sichtbar werden; ein ausgeschlagener Kopf, Flechtengeschwüre und mannichfaltige dem äußern Ansehen nach höchst von einander verschiedene Hautkrankheiten, deren erste Quelle, insgesammt in dem übermäßigen oder undienlichen Genuß der Nahrungsmittel aufzusuchen ist. Der rohe Stoff, welcher bei einer höchst unvollkommenen Verdauung die Gedärme beschweret, der häufige Schleim, welcher aus Mangel der gehörigen Bearbeitung, die in einem gesunden Körper geschiehet, hier übrig bleibt, und den Darmkanal anfüllet, geben den Würmern Veranlassung sich einzunisteln, woraus wiederum vielfache kränkliche Zufälle entstehen.

Eine der fürchterlichsten Folgen der Ueberladung mit Speisen, die in Verbindung mit andern Veranlassungen hartnäckige Uebel hervorbringet, ist eine Ausartung der Säfte, welche den beinahe höchsten Grad der Schärfe annimt, die Knochen erweichet, angreifet, und zur Anschwellung und Krümmung derselben Gelegenheit giebt.

Der höchste Grad dieser Verderbniß, äußert sich bei den Kindern, von denen man sagt, daß sie der englischen Krankheit unterworfen sind. Die

Auf-

Auftreibung und Krümmung der Arm- und Beinknochen in ihren Gelenken, und die aufs äußerſte geſtiegene Erſchlaffung und Schwäche der Muskeln und Eingeweide, ſind die vorzüglichſten Zufälle dieſes Uebels, das mehrentheils in Begleitung verſtopfter Drüſen wahrgenommen wird, und durch einen langſamen, im verborgenen fortſchleichenden Gang der Krankheit, ſich hinlänglich zu erkennen giebt.

Es iſt hier der Ort nicht die Entſtehungsart und die mancherlei übrigen Veranlaſſungen anzuführen, die das Daſeyn dieſer Krankheit begünſtigen. Man darf ſich nur hieraus die Wahrheit zu eigen machen, daß der fürchterliche ſieche Zuſtand, die Erweichung und Krümmung der Knochen bei Kindern, weit ſeltener beobachtet werden würde, wenn man durch übermäßige Nahrung nicht ſo häufig Gelegenheit dazu gäbe. Uebrigens erinnere ich noch, daß Knochenauftreibung, Knochengeſchwüre, ſchiefe Hüften und Krümmungen des Rückgrads, eben dieſe Entſtehungsurſache anerkennen, und in Verbindung jener Krankheit erſcheinen, oder die erzeugte Schärfe bei irgend einer zufälligen Veranlaſſung auf einen Knochen vereiniget hingeworfen wird, und irgend ein örtliches Uebel deſſelben Urſprungs hervor bringet. Alle kränkliche Erſcheinungen, die man bei übermäßig ernährten Kindern bemerket, laſſen ſich ganz deutlich und anſchaulich, aus der urſprünglichen oder hervorgebrachten Schwäche der feſten Theile herleiten, die im eigentlichſten Verſtande Veranlaſſung und Wirkung iſt. Unvollkommene Gährungen erzeugen Schärfe, und langſamer Umlauf, Mangel des gehörigen Widerſtandes der Gefäße, geben zu Stokkungen in verſchiedenen Abſonderungswerkzeugen Gelegenheit. Wenn nun bei allen Uebeln, die bei Kindern aus einer übermäßigen oder undienlichen Nahrung entſtehen, Schwäche, Schärfe oder Stockung ſichtbar ſind, und durch Tilgung dieſer Urſachen alle Zufälle gehoben werden, ſo darf man doch wohl zuverläßig behaupten, daß kein anderer ſpecifiker oder fremdartiger Stoff an der Entſtehung jener kränklichen Zufälle Schuld ſey. Meiner Ueberzeugung nach iſt es eine ſonderbare und ganz unrichtige Behauptung, daß man Scropheln als eine angeborne Krankheit betrachtet. In ſoferne Schwäche der feſten Theile angeboren iſt, gehören Scropheln freilich in dieſe Claſſe, allein es iſt übrigens für jeden, der Behauptungen anderer nicht blindlings annimt, erwieſen, daß ein Kind von zärtlichem und ſchwächlichem Körperbau niemals an Drüſenſtockungen leiden wird, wenn man ſolchem bloß nach Verhältniß der ſchwächern Bewegung in den Gedärmen und Drüſen, und der nothwendig hiermit verbundenen langſamern Verdauung, Nahrungsmittel darreichet. Der überführendſte Beweis, daß der äußerſte Grad der engliſchen

Krankheit, die Dörrsucht und mehrere diesen verwandte aber geringere Beschwerden keiner andern Ursache als dem übermäßigen Speisengenuß zuzuschreiben sind, liegt in nachstehender Erfahrung, die so häufig und allgemein beobachtet wird, daß man sie dreist als eine ausgemachte Wahrheit ansehen darf. Kinder, die den gesundesten Aeltern ihr Daseyn verdanken, denen Körperbau, Stärke und Dauerhaftigkeit eigenthümlich ist, und die während der Zeit, da sie bloß durch Muttermilch ernähret werden, die vollkommenste Gesundheit genießen, verfallen sehr bald, nachdem man sie abgewöhnet, und dem Herkommen nach unaufhörlich mit Speisen überladet, in alle Beschwerden, die eine gestörte oder verdorbene Verdauung nach sich zieht, und, gerathen bei einer solchen fortgesetzten nachtheiligen Behandlung, während dem Verlauf von ein paar Jahren in den ausgezehrtesten Zustand, der als Dörrsucht oder englische Krankheit sich nur immer offenbaren kann. Dieses ist eine Thatsache, deren Wirklichkeit man allenthalben auffinden kann, und die jedermann bei Behandlung der Kinderkrankheiten häufig genug bestätiget siehet, wenn er ohne Vorurtheil die Entstehungsursachen und den Verlauf dieser Auszehrungen untersucht. Die Aufstellung einzelner Krankheitsgeschichten von Kindern, die durch Verwahrlosung der angegebenen Art in einen solchen Zustand versetzet sind, würde sehr überflüßig seyn, obgleich nichts leichter wäre, als die Belege zu dieser Behauptung aufzustellen. Diese unzählbare Menge von kränklichen Zufällen, deren einer den andern nach sich zieht, und nach Verlauf einiger Jahre mehr oder weniger dem geschilderten Zustande gleichet, wird nur in den seltnern Fällen, oder wenn das Uebel den höchsten Grad erreichet hat, allmählig vereinigt wahrgenommen, allein diese Darstellung soll nur auf eine überführende Art zeigen, welche Gesundheitszerrüttung der fehlerhaften zweckwidrigen Verpflegung der Kinder in frühern Jahren, unausbleiblich folget, und welchen wichtigen Einfluß sie auf das ganze Leben des Kindes äußert, das unter solchen widrigen Ereignissen zu reifern Jahren gelanget. Einen der vielgeltendsten Einwürfe, der mit vieler Zuversichtlichkeit gegen meine Behauptung, daß der übermässige Genuß der Nahrungsmittel auf den menschlichen Körper so nachtheilige Wirkungen äußere, unter mancherlei Einkleidung vorgebracht werden wird, höre ich mir von allen Seiten zurufen: Wie erziehet der Bauer seine Kinder, und wie frisch und munter sind sie nicht? Warum findet man an ihnen nicht diese verwüstende Anlage zu schleichenden Krankheiten? Warum sind von mehrern Kindern, die auf die nemliche Art erzogen werden, nur an einigen die hier geschilderten Kränklichkeiten sichtbar, und wie viele Kinder erwachsen nicht gesund, sind groß und stark, und haben

ben doch keine andere Behandlung erfahren? Diese Ausrufungen werden als eben so viele Beweise gegen mich vorgebracht werden, denn wer findet leichter Entschuldigungen als da, wo sie gerne gehöret werden, und dienen müssen, eingewurzelte Lieblingsvorurtheile zu beschönigen. Allein diese Einwürfe beweisen nichts, da sie nur als Ausnahmen von der allgemeinen Regel anzusehen sind; unwiderleglich bleiben die aus den natürlichen mechanischen Gesetzen hergenommenen Wahrheiten, nach denen die Ernährung und der Wachsthum des Körpers besorget wird, und deren gewaltsame Verletzung sich in ihren Folgen unaufhaltsam mehr oder weniger sichtbar äußert. Der Bauer kennet in der Regel keine Speisen, welche der Luxus erzeuget, und ein erkünstelter Geschmack dem verzärtelten Gaumen angenehm machet, er ist also selten in dem Falle, seinem Kinde undienliche Speisen zu geben, nur in dem Uebermaße versiehet er es eben so, wie der Städter, und die Folgen davon sind dieselben, nur äußern sich diese unter andern Umständen und in einem andern Verhältniß. Die Speisen, die sein Kind genießet, sind ihrer Beschaffenheit nach nicht schädlich, obgleich die Menge der genossenen Dinge für die Verdauungskräfte eben so unbezwinglich ist. Den erstern Nachtheilen ist das Kind des Landmanns also kaum ausgesetzet, aber auch die wirkliche Ueberfütterung mit Speisen, die an sich unschädlich sind, können nicht so verderblich wirken, da sie durch ein entgegengesetztes Verhalten, das in der Lebensart der ländlichen Einwohner gegründet ist, zum Theil gehoben werden. Der stete Aufenthalt in freier Luft während dem größten Theil des Jahres, die mancherlei ländlichen Vergnügungen und Spiele, die mehrere Abhärtung, welche durch die erlittenen Abwechselungen der Witterung hervor gebracht wird, das Baden und Herumspringen im Wasser, sind bei den Stadtkindern, bei denen alles dieses der Ausdehnung nach, nicht statt findet, als eben so viele Hindernisse anzusehen, die der ungehinderten Fortwirkung der einmal geschwächten Verdauung, und der dadurch ausgearteten Säfte, weder Schranken setzen, noch sie verbessern. Bringet man nun noch die ursprünglich dauerhaftere Anlage der Bauernkinder mit in Anschlag, gegen die, im allgemeinen mit den Kindern der Städter verglichen, wohl wenig zu erinnern seyn mögte, so wird es einleuchtend, wie dasselbe schädliche Verhalten auf dem Lande, und in der Stadt, einen sehr von einander abweichenden Erfolg hervorbringen kann; ob es gleich auf dem Lande gar nicht an Beispielen fehlet, Krankheiten jenes Ursprungs aufzuweisen. Ein fester körperlicher Bau, eine angeerbte robuste Anlage, und gut gemischte Säfte, verbunden mit allen Abhärtungen, welche Stärke zur Folge haben, überwinden leicht die Unordnungen, welche ein übermäßiger oder undienlicher Speisengenuß den

Ver-

Verdauungswerkzeugen auferlegt, und übersteigen weit eher alle Schwierigkeiten, denen geschwächte und zärtliche Kinder unterliegen. Diese Verschiedenheit in der Anlage des körperlichen Baues, ist auch der Grund, warum man an Kindern, von denselben Aeltern, die auf gleiche Art erzogen sind, einen höchst von einander verschiedenen Grad des Gesundheitszustandes wahrnimt, indem dieselben Nahrungsmittel und die gleiche Behandlung, den Verdauungskräften des einen Kindes angemessen seyn kann, die nach der weit schwächern Anlage und dem zärtlichern körperlichen Bau, dem andern Kinde höchst nachtheilig wird. Hierdurch werden jene Einwürfe vollkommen widerlegt, die eine vorurtheilvolle Widersprechungssucht vorbringen könnte. Die Einwendung, daß Kinder demungeachtet groß werden, und gesund erwachsen, ob sie gleich nach der alltäglich eingeführten Lebensordnung erzogen sind, wird von selbst gehoben, und das Gegentheil dieser Meinung bewiesen, wenn man folgende Betrachtungen ein wenig genauer in Erwägung ziehet. Wie viele Geschwister sterben an solchen Krankheiten, die weder epidemisch herrschen, noch sonst eine bestimmte Veranlassungsursache anerkennen, ehe eines von ihnen zu reifern Jahren gelanget? Welche mannichfaltige Kränklichkeiten müssen die Uebrigbleibenden erdulden, ehe sie ein gewiss's Alter erreichen? Wie häufig werden nicht unter Kindern ausgeschlagene Köpfe b), angeschwollene Drüsen, Hautausschläge, oder sonstige Unpäßlichkeiten dieser Art beobachtet? Wie häufig hat man nicht überhaupt Gelegenheit, Kränklichkeiten zu bemerken, die gleich einer zusammenhängenden Kette während den Kinderjahren anhaltende Zerrüttungen des Gesundheitzustandes hervor bringen, und von denen nur das eine Uebel weichet, um einem andern seine Stelle einzuräumen. Die Möglichkeit der Verneinung dieser angegebenen Nachtheile setzet zum voraus, daß den Kindern eine gute und zweckmäßige Behandlung zu Theil wurde, oder man behandelte und erzog sie demungeachtet sehr verkehrt, allein die glückliche Uebereinstimmung aller Kräfte, welche auf die Erhaltung des Körpers unaufhörlich abzwecken, überwanden alle ihnen in den Weg gelegten Hindernisse, weil manche Constitution dauerhaft und unverwüstbar ist. In diesem Falle wird aber doch niemand den wider alle vernünftige Erwartung erreichten glücklichen Erfolg, der schlechten fehlerhaften Erziehung zuschreiben, sondern sich lieber überzeugen, daß eine starke körperliche Anlage, auch die größten Schwierigkeiten zu überwinden

b) Diese und die Erbsünde, scheinen bei den mehrsten Menschen gleichen Schritt zu halten, denn man betrachtet beide, als ein nothwendiges Verhängniß.

den vermag. Haben aber Aeltern ihrem Kinde eine ſchwächere Anlage vererbt, ſo kann jenes nachtheilige Verfahren, welches eine urſprünglich dauerhafte Anlage vielleicht unmerklich, aber doch gewiß mühſam überwand, für das ſchwächere Kind ſehr leicht unüberwindlich ſeyn. Der überzeugendſte, aus richtigen Beobachtungen hergeleitete Beweis, wider alle dieſe und ähnliche Einwürfe, welche die Unſchädlichkeit des gebräuchlichen Ernährungsſyſtems beweiſen ſollen, iſt die Erfahrung, daß Aeltern, die eine zahlreiche Nachkommenſchaft aufweiſen, mehrentheils ſehr vernünftige diätetiſche Grundſätze bei der Erziehung befolget haben.

Die Behauptung, daß es gleichgültig ſey, wie viele Speiſen man den Kindern gebe, da die eben ſo eingerichtete Erziehungsart der Landleute, ein ſolches Verfahren rechtfertige, kann nicht treffender und einleuchtender widerlegt werden, als mit dem Beiſpiele der ruſſiſchen Nation. Der gemeine Mann iſt ſtark von Knochenbau und derb an Fleiſch, robuſt und abgehärtet. Seine Kindererziehung iſt, was die Darreichung der Nahrungsmittel anbetrift, die fehlerhafteſte, welche ſich denken läßt. Die Ruſſen dringen ihren Kindern ſo viele Speiſen auf, als ſie ihnen nur einſtopfen können, und geben ihnen, was ſie haben und was ſie verlangen. Dieſe Wahrnehmungen wären alſo für die Vertheidigerinnen einer unbedingten Darreichung der Nahrungsmittel, die gültigſten Beweiſe ihres Verfahrens; allein man lernet aus dieſem Beiſpiele nichts, als daß die ſtärkſten Kinder, durch die ihnen eigenthümlich robuſte körperliche Anlage alle Hinderniſſe überwinden, denen die Schwächern bald unterliegen. Dieſes vollkommen ſpartaniſche Betragen der gemeinen Ruſſen gegen ihre Kinder, leiſtet dieſer Nation unabſichtlich denſelben Dienſt, den jenes kriegeriſche Volk, durch vorſetzliche Vernachläßigung zum Augenmerk hatte. Die Ruſſen tödten c) alle ihre ſchwachen Kinder, ohne es zu wollen, und daraus erwächſt der große Vortheil, daß die Uebrigbleibenden einen dauerhaften Körper davon tragen. Man darf ſich alſo eben ſo wenig über die, dieſer Nation allgemein eigene Stärke wundern, als es höchſt falſch ſeyn würde, wenn man daraus ohne weitere Unterſuchung, die Unſchädlichkeit ihrer bei Kindern gebräuchlichen Ernährungsart beweiſen wollte.

Wenn

c) Der ſchnell tödliche Erfolg bei Kindern von ſtarker Anlage, und die langſam fortſchleichende Kränklichkeit bei ſchwächern Kindern, die ich demſelben Verhalten, nemlich der übermäßigen Ernährungsart zuſchreibe, kann nur den befremden, welcher die Natur des thieriſchen Körpers nicht kennet. Die weitere Erörterung würde für den Sachverſtändigen überflüßig ſeyn, und der Laye, der ſo vieles glaubet, mag auch hier einmal ſeinen Glauben an mediciniſche Authorität üben.

Wenn nun gleich bei einem Volke von schwächerer körperlicher Anlage und feinerer Cultur, kein allgemein tödtlicher Erfolg, sondern vielmehr eine Ausartung von stärkern zu schwächern Menschen bemerket wird, so ist die hervorstechende Erscheinung eines lebenslänglichen Zustandes doch wohl immer hinreichend wichtig, um mit Aufopferung einiger Vorurtheile und Großmütterlicher Aussprüche, denselben zu vermeiden zu suchen. Ich glaube diese Bemerkungen über den geschwächten Gesundheitszustand, in soferne er aus einer der wirksamsten Veranlassungen hergeleitet ist, am nutzbarsten beschließen zu können, wenn ich den **Versuch einer Anleitung**, wie man Kinder zweckmäßig ernähren und behandeln müsse, vorzeichne. Man hat allgemein angenommen, daß Kindererziehung, was Nahrung und Wartung anbelanget, sich von selbst erlerne. Lebten wir der Natur gemäßer, so mögte dieser Satz in der Ausübung richtig befunden werden; da aber unsere Vorältern schon das Ihrige beitrugen, ihre Nachkommen zu entnerven, und die nachfolgenden hierin nichts verbesserten, so entstehen bei jeder Vermehrung schwächere Kinder, die nicht als starke Nachkommen ungeschwächter Vorfahren behandelt werden können.

Der Schluß folgt künftig.

Benutzung des Markes der Sonnenblume.

Man hat die Sonnenblume (Helianthus annuus *Linn.*) bis jetzt auf doppelte Art benutzt. Aus ihrem Saamen erhält man ein feines sparsam brennendes Oel, und ihre Stengel geben so, wie die des türkischen Korns, die meiste Pottasche, daß man es daher bloß dem guten Boden, den sie erfordern, zuschreiben darf, wenn sie bisher nicht in größerer Menge angebauet worden. Diese Schwierigkeit dürfte aber in dem Maaße abnehmen, als der Nutzen derselben zunimt, und in dieser Absicht wird hoffentlich folgender Vorschlag dem Publikum, und vorzüglich unsern Papierfabrikanten nicht unwillkommen seyn.

Die Sonnenblume enthält, wie bekannt, sehr vieles Mark, welches, wenn die Stengel vollkommen trocken geworden sind, ein weißes glänzendes Ansehen hat. Da es aber vorzüglich von einem blätterichen Papier ähnlichen Gewebe ist; so ist es viel eher zu Papier tauglich, als viele andere vegetabilische Körper. Das Papier von diesem Mark wird sehr weiß und glänzend.

Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Montag, den 29ten October 1792.

Bemerkungen über eine der vernachläßigsten Ursachen der Sterblichkeit und mannichfaltiger Krankheiten bei Kindern.

(Schluß).

Ich begnüge mich hier vorzüglich das Verhalten in Rücksicht der Ernährung anzugeben. Lassen Sie ihr Kind nie hungern, aber glauben Sie auch nicht, daß jedes Schreien, jede Unruhe, jede Abweichung von dem gewöhnlichen Befinden, Hunger zur Ursache habe. Lernen Sie einsehen, daß ein Kind unter einem Jahre nur sehr wenig bedarf. Zur Ernährung und zum Wachsthum wird nicht sehr viele Nahrung erfordert, allein Sie können ihr Kind sehr leicht dahin bringen, weit mehrere Speisen aus bloßer Gewohnheit zu verlangen, als jemals die Verdauungskräfte in einen wohl zubereiteten Nahrungssaft verwandeln können. Prägen Sie sich vor allen Dingen folgenden Grundsatz recht lebhaft ein, und setzen Sie sich vor, unausbleiblich nach ihm zu handeln, denken Sie stets: mein Kind wird dann nur recht gesund seyn, wird gute gleichgemischte Säfte, ein derbes durchgearbeiteres Blut haben, und die festeste dauerhafteste Gesundheit, wenn es nie mehr genießet als es verdauen kann. Alles was ein Kind isset ohne zu verdauen, wird über kurz oder lang nachtheilig und zum Stoff nachfolgender Krankheiten. Verlassen Sie sich nicht auf die wohlthätigen Naturkräfte die dann und wann freiwillig heilsame Ausleerungen bewirken, und dadurch die Fehler verbessern, welche Sie aus Unwissenheit oder übertriebener Zärtlichkeit begiengen, aber richten Sie zugleich ihre Aufmerksamkeit auf diese mehrentheils vernachläßigte Anzeigen der selbst thätigen natürlichen Bemühungen, welche die entstandenen Unordnungen heben, und den Untergang des Körpers abzuwenden suchen. Sehen Sie daher mit Beschämung, wie ein freiwilliges Erbrechen, den schnell überladenen Magen entlediget; wie genossene unverdauliche Dinge einen heilsamen Durchfall erregen; wie der lange fortgesetzte übermäßige Genuß einen Mangel der Eßlust und einen Ekel gegen alle Speisen erzeuget, indem Sie stets geschäftig sind, bei dem

Kinde ungeachtet seines bezeigten Widerwillens, durch anlockende Speisen Appetit zu erregen.

Verachten Sie das Vorurtheil, ihr Kind werde beim Abgewöhnen Hungers sterben, wenn Sie solchem nicht frühzeitig außer der Brust Nahrung reichen. Glauben Sie nicht es werde verhungern, wenn Sie ihm in den erstern Monaten seines Lebens nur die Brust gegeben haben, Sie ihm diese nun entziehen und andere Speisen reichen. Fälschlich bilden Sie sich ein, ihr Kind werde auf diese neue Art die Nahrung nicht nehmen wollen, da doch zuverläßig der Erhaltungstrieb des menschlichen Körpers stärker ist, als eine, einige Monate fortgesetzte Gewohnheit; füttern Sie daher nie ihr Kind das an der Brust ist, unter dem Vorwande, es werde keine Speisen nehmen, wenn man es abgewöhnet. Dieses ist grundfalsch. Der Zeitpunkt, wenn das Kind festere Lebensmittel verlanget, ist der Ausbruch mehrerer Zähne, oder das heran nähernde Alter eines Jahrs. In diesem Zeitpunkte, der durch zufällige Umstände mehr oder weniger beschleuniget werden kann, denken Sie darauf ihr Kind abzugewöhnen; fangen Sie an, es der Brust allmählig zu entziehen, und halten Sie solches nach und nach dazu an, Speisen mit dem Löffel zu nehmen. Ueberzeugen Sie sich daß nichts verderblicher und schädlicher sey, als junge Kinder zur Zeit der gewöhnlichen Mahlzeiten um sich zu haben, weil man zu leicht verführet wird, ihnen Speisen zu geben, die ihren Verdauungskräften nicht angemessen sind. Handeln Sie nach Grundsätzen, und sind Sie stark genug, diese unter allen Umständen zu befolgen, so ist dieser Rath überflüßig. In den mehrsten Fällen mögte es aber weit zuträglicher seyn, der Gelegenheit zu entgehen, um nicht der Gefahr der vernachläßigten Ausführung zu unterliegen. Fühlen Sie sich aber stark genug, ihren Kindern schädliche Dinge zu versagen, so machen Sie es sich zum unverbrüchlichsten Gesetz, ihnen, während dem Sie essen, keine Speisen zu reichen, von denen Sie wissen, daß sie schwer verdaulich, oder der schwächern Constitution des Kindes nicht angemessen sind. Erlauben Sie auch nicht, daß Verwandte oder Fremde, diese für ihre Kinder so heilsam eingeführte Ordnung unterbrechen. Was das Maaß der Speisen anbetrift, das ihrem Kinde zur Ernährung nothwendig seyn kann, so lassen sich darüber einige Regeln angeben, deren Befolgung nicht allgemein unbedingt anwendbar ist, die aber unter einiger Einschränkung oder Erweiterung, einen richtigen Leitfaden des zu beobachtenden Verhaltens abgeben können. Vorzüglich haben sie den wahren und falschen Appetit sorgfältig zu unterscheiden. Der falsche Appetit bestehet in einer Lüsternheit nach Speisen, die entweder durch schlimme Gewohnheit, oder durch eine widernatürliche Schärfe verursachet wird, und in allen Fällen, sobald Sie sich überzeugen, daß kein wirklicher Hunger die Veranlassung davon ist, nicht befriedigt werden muß. Der wahre Appetit bestehet in einem sehnlichen

Ver-

Verlangen nach Speisen ohne Auswahl, und ist also ein nothwendiges natürliches Bedürfniß, dessen Erfüllung Sie ohne allen Nachtheil gewähren können. Nachdem dieser Umstand in Richtigkeit gebracht ist, können Sie die Stärke oder Schwäche des Appetits, etwa aus folgenden Umständen beurtheilen.

Wenn Sie ihrem Kinde eine gewisse Portion Essen gegeben haben, die es nur halb verzehret, so war das Maaß der gereichten Speisen zu groß, und Sie müssen solches in der Folge vermindern. Geben Sie ihrem Kinde zu essen, und es zeigt gar keine Begierde dazu, oder es spielet damit, so ist es gewiß gesättiget und bedarf keiner Nahrung. Will ihr Kind die Speisen, die Sie ihm vorsetzen nicht essen, und verlanget andere, so wird in den mehrsten Fällen kein wahrer Appetit zum Grunde liegen, und Sie handeln, um auf das gelindeste zu reden, äußerst unvorsichtig, den Willen des Kindes zu erfüllen. Es würde sehr langweilig, und höchst wahrscheinlich auch sehr nutzloß seyn, Ihnen alle möglichen Fälle, in denen Ihr Kind zu viele Speisen erhalten kann, genau zu bestimmen; es ist hinreichend eine geringe Anleitung vorgezeichnet zu haben, wie Sie sich etwa in zweifelhaften Fällen helfen können, da wo mütterliche Zärtlichkeit und medicinische Besorgnisse in Streit gerathen. Uebrigens sind die Fälle, da Kinder, die Essen fordern können, **aus Mangel an Nahrung erkranken**, so selten, daß die geschäftigsten Aerzte auch nicht ein einziges Beispiel aufzustellen vermögten. In jeder Rücksicht werden Sie daher, wenn solche freiwillige Zweifel über das zuträgliche Maaß der dargereichten Speisen bei Ihnen entstehen, das Verhalten befolgen, welches Vernunft und die oberflächlichste Erfahrung Ihnen angeben.

Eine zu sparsame Darreichung der Nahrungsmittel ist geschwind und ohne allen Nachtheil bald zu verbessern, aber Tausende von Kindern sind durch Uebermäßigkeit **getödtet**, und mehrere Tausende **Zeitlebens siech, kränkelnd**, und auf immer unglücklich gemacht. Achten Sie nur auf Kinder unter einem Jahre, vorzüglich aber auf die, welche außer der Muttermilch keine andere Nahrung erhalten. Sie sind alle wohl genähret, haben ein lebhaftes munteres Ansehen, und stoßen durch **natürlichen Instinkt geleitet, alle Speisen von sich, die man ihnen aufzudringen suchet.** Sie sind während dieser Periode vollkommen gesund. Selten dauret dieser wünschenswerthe Zustand länger, als bis zum Verlauf des erstern Jahres, weil man beinahe nie einen längern Zeitpunkt abwartet, den Winken der Natur getreu zu bleiben, ohne das Kind durch allerlei Anlockungen zum Vielessen zu bewegen, und solches so lange nöthiget, bis es den Versuchungen unterlieget. Sie sehen hieraus daß der wichtigste Zeitpunkt für Kinder, sie zu einem regelmäßigen Speisenmaaß zu gewöhnen, derjenige ist, welcher dem abgewöhnen unmittelbar vorher gehet. Verwerfen Sie die allgemein herrschende Meinung als höchst nachtheilig, nach der man im gemeinen Leben annimt, mein Kind verstehet nicht was

ich von ihm verlange. Ueberzeugen Sie sich fest, daß ihr unmündiges Kind von einigen Monaten, oft weit mehr verstehet, als Sie sich einfallen lassen zu glauben, und daß es wirklich die Fähigkeit besitzet, irgend einen Eindruck aufzufassen. Gewöhnen Sie diesem gemäß, Ihr Kind von den erstern Wochen seines Lebens, wie Sie solches in der Folge zu haben wünschen. Reichen Sie ihm nie zu oft die Brust. Suchen Sie solches wenn es schreiet, zuvor auf andere Art zu beruhigen, und befriedigen Sie es denn nur im höchsten Nothfall mit der Brust. Glauben Sie nicht, daß diese Regel unbedeutend oder unausführbar sey, sie ist auf die natürliche Empfindungsfähigkeit des Kindes gegründet, und allerdings zuverläßig. Sie werden sich manche schlaflose Nacht, manchen Schreck, manche Unruhe ersparen, wenn Sie diesen unwichtig scheinenden Rath nicht verachten, und die Regel worauf er beruhet, in mehrern Fällen anzuwenden suchen. Halten Sie es für ihre strengste Pflicht, sich durch kein Ansehn irgend einer Person, der sie übrigens noch so viele Verpflichtungen schuldig sind, in der Ausübung der vernünftigen Erziehung ihrer Kinder irre machen zu lassen. Hören Sie nicht auf die Vorurtheile ihrer Freundinnen, die alles gesagt zu haben glauben, wenn Sie ihr eigenes Beispiel ihnen zum Muster darstellen. Seyn Sie aber auch selbst vorzüglich aufmerksam auf alles, was den Gesundheitszustand ihres Kindes betrift, und verlassen Sie sich nie auf die besten Wärterinnen, die mehrentheils nur auf ihre eigene Bequemlichkeit Rücksicht nehmen, ohne sich um ihre Anordnungen zu bekümmern. An einem einzigen Tage da Sie ihr Kind ohne sorgsame Aufsicht allein lassen, kann mehr verdorben werden, als Sie im Stande sind, in mehrern Wochen zu verbessern. Verzärteln Sie ihr Kind unter keinerlei Vorwand, und machen Sie sich's zum strengsten Gesetz, nie Ausnahmen von der eingeführten Ordnung Statt finden zu lassen. Abhärtung mancherlei Art, ist der sicherste Weg ihrem Kinde körperliche Dauerhaftigkeit und Stärke zu verschaffen, die ihm, wenn es erwachsen ist, von vielem Nutzen seyn wird. Viele Mütter glauben sehr wohl zu handeln, wenn sie ihr Kind für jedes Lüftgen in acht nehmen, es stets auf das Wärmste einhüllen, in den weichsten Betten schlafen lassen, und auf alle mögliche Art verweichlichen. Dieses Verfahren ist sehr nachtheilig, und von den schädlichsten Folgen begleitet. Befleißigen Sie sich daher eines entgegengesetzten Verhaltens. Gewöhnen Sie ihr Kind von den erstern Wochen seines Lebens, an alle Veränderungen der Atmosphäre in ihrer Wohnung, und nach einigen Monaten, vorzüglich aber im Frühjahr, im Sommer und zur Herbstzeit, an jede Luft und jede Witterung. Sehr wichtige und heilsame Folgen wird dieses für ihr Kind haben, Sie werden solches abhärten, für mancherlei kränklichen Zufällen bewahren, und bei entstehenden Krankheiten mit Vergnügen

gen wahrnehmen, wie leicht und geschwind diese ein dauerhafter Körper überwindet. Waschen Sie ihr Kind täglich einigemal anfänglich im lauen Wasser, und täglich kälter. Lassen Sie sich durch nichts abhalten, dieses zu versäumen.

Durch Unterlassung dieses Gebrauchs entwöhnen Sie ihr Kind dieser heilsamen Anordnung, und Sie haben den Nachtheil davon, daß es nachher mit Widerwillen leidet, was ihm ehemals durch anhaltende Uebung Vergnügen machte. Sie können fest versichert seyn, daß das früh angefangene und bis zu einigen Jahren fortgesetzte kalte Baden, eines der kräftigsten Mittel sey, ihrem Kinde einen dauerhaften Körper zu geben, und Sie werden hoffentlich nicht zweifeln, daß dieses die größte Glückseligkeit ist, die Sie im Stande sind ihrem Kinde zu verschaffen. Alles, was man gewöhnlich dem kalten Baden gesunder Kinder entgegen setzet, beruhet auf Vorurtheile und ist ungegründet. Rechnen Sie dreist alles was man dem kalten Baden junger Kinder schädliches zuschreibt, unter die in den Kinderstuben erzeugten Mährchen. Das schwächste Kind verträgt solches unter vorsichtiger Anwendung, und es gewähret ihm sehr bald Vergnügen. Bekleiden Sie ihr Kind nie zu warm, vorzüglich gewöhnen Sie es mit unbedecktem Kopfe und bloßen Füßen herum zu kriechen oder zu laufen. Nach diesen Grundsätzen werden sie selbst, ein den besondern Umständen angemessenes Verhalten festsetzen können, das für Ihr Kind von den wohlthätigsten Folgen seyn wird.

Hannover. C. A. D. G.

Verzeichniß der Lectionen die auf dem Königlichen Pädagogio zu Ilfeld von Michaelis 1792. bis Ostern 1793. gehalten werden sollen.

Bei Gelegenheit der vom Hrn. Hofrath Heyne im Monat Jul. angestellten Visitationen des Pädagogii ist eine fortgesetzte Nachricht im Drucke erschienen, die nicht nur die in den letztern Jahren dem Pädagogio gegebenen Verbesserungen im Zusammenhange, sondern überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung desselben umständlich anzeigt und beschreibt. Sie ist im Dieterichschen Buchladen in Göttingen zu haben, und wir können also diejenigen Aeltern oder Vormünder, die von den hiesigen Anstalten näher unterrichtet zu seyn wünschen, auf sie verweisen; eben darum aber auch gegenwärtig ohne weitere Vorrede die öffentlichen und besondern Lectionen sogleich bekannt machen, in welchen im bevorstehenden halben Jahre die hier studirende Jugend unterwiesen werden soll.

Der Rector Pätz trägt die christliche Glaubenslehre nach Griesbachs Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, Montags und Donnerstags von 8 : 9 vor, und wird

im

im bevorstehenden halben Jahre damit zum Ende kommen. Daß durch Anwendung der Dogmen auf Leben und Wandel das Hauptsächlichste der christlichen Moral zugleich vorgetragen und eingeschärft werde, der Unterricht selbst aber mehr in Unterredung über die Wahrheiten, als in an einander hängenden Vorträgen bestehe, ist mehrmalen schon erwähnt worden.

In der **Logik** unterweiset er, am Dienstage und Freitage von 8 : 9. die oberste Classe der Scholaren nach dem **Federschen** Lehrbuche, das im vorigen halben Jahre angefangen worden, und in diesem geendigt werden wird. Die Art der Unterweisung ist die vorhin angeführte.

Die im verflossenen Sommer angefangene **griechische Litteratur** wird er Dienstags und Freitags von 2 : 3. fortsetzen, und endigen, und das Conversatorium, wenn er es zu besorgen hat, vornemlich dazu anwenden, die griechischen Classiker, nebst andern dazu gehörigen Büchern vorzuzeigen und näher bekannt zu machen.

In der **lateinischen Sprache** giebt er allen **drei Classen** der Untergebnen in mehrern Lectionen Unterricht, bei dem durchgehends auf grammatische Genauigkeit und Angewöhnung zum eignen Interpretiren gesehen wird.

Der **Vorbereitungsclasse** hält er eine **Elementarlection**, Dienstags von 3 : 4. und Donnerstags von 9 : 10, in der sie mit den Grundsätzen der allgemeinen Grammatik sowohl als den Eigenheiten der lateinischen Sprache und allem dem bekannt gemacht wird, was bei zweckmäßiger Erlernung der der Sprache zum Grunde liegen muß. Von diesem allem wird in einer mit jener Lection verbundenen Leseſtunde, am Dienst. und Freit., von 5 : 6. durch Erklärung einiger **Lustspiele** des Terenz, so wie auch durch kleine Schreibeübungen die Anwendung gezeigt.

Mit der **mittlern Classe** wird er die zweite Hälfte der **Briefe** des **Cicero** an Verschiedene, nach einer in Rücksicht der Zeit, in der sie geschrieben worden, gemachten Auswahl lesen: Montags von 9 : 10: Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 : 11. und die gewöhnlichen **Uebungen im Lateinschreiben**, die theils in extemporellen Revertiren übersetzter Stellen aus den Briefen, theils in Ausarbeitung kleiner Aufgaben nach dem hauptsächlichsten Regeln des Styls bestehen, damit verbinden; Montags und Donnerstags von 3 : 4.

Die oberste Classe lieset ferner **Lucan's Pharsalia**, am Montage und Donnerstage von 4 : 5, und am Sonnabende von 8 : 9. Die drei ersten Bücher sind ganz gelesen: die übrigen werden im Auszuge, mit Anzeige des Inhalts der überschlagnen Stücke und des Zusammenhangs des Ganzen, gelesen werden. Bei der Erklärung wird im **Lateinsprechen** geübt.

In den zur deutschen Lectüre bestimmten zwei Stunden Mittwochs und Sonnabends von 4 : 5. wird er **Engels Philosophen für die Welt** lesen lassen u. erklären.

Endlich setzt er, wie immer, für künftige Juristen ein Privatissimum von zwei Stunden wöchentlich zur Erklärung des Textes der Institutionen aus, womit gleichfalls Uebung im Lateinsprechen verbunden ist.

Der Conrector **Leopold** lehrt in zwei Stunden Montags und Donnerstags von 11 : 12. die Anfangsgründe der **hebräischen Sprache**, und lieset dabei, zur

Uebung

Uebung im Analysiren, das erste Buch Samuelis.

Der griechischen selecten Classe erklärt er ferner die Iliade des Homer vom vier und zwanzigsten Gesange an: am Montage und Donnerstage von 3–4.

Mit der ersten griechischen prosaischen Classe wird er die in der Schützischen Chrestomathie befindlichen Auszüge aus dem Thucydides lesen: Dienstags und Freitags von 4–5; Mittwochs und Sonnabends von 9–10.

Der obern lateinischen Ordnung, die bisher des Tacitus Geschichte gelesen hat, wird er dessen Annalen erklären, am Montage von 9–10, und Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10–11; die lateinische Vorbereitungsclasse aber Mittwochs von 8–9. in der lateinischen Prosodie üben.

Die erste deutsche Classe übt er in Verfertigung deutscher Aufsätze verschiedener Art, bei deren Beurtheilung die Grundsätze und Regeln der Schreibart bekannt gemacht und eingeschärft werden: Montags von 10–11. und Freitags von 3–4.

Im Vortrage der römischen Alterthumskunde werden die Materien von der bürgerlichen, Religions- und Kriegsverfassung, von der 12ten Tabelle des Oberlinischen Grundrisses an, abgehandelt werden: Dienstags und Freitags von 10–11.

Der Subconrector Brohm wird, nach Anleitung des Schröckhschen Lehrbuchs, vom 5ten Zeitraume an, die alte Geschichte zu erzählen fortfahren: Dienstags von 3–4: Mittw. von 8–9, und Donnerst. von 9–10.

Der mittlern latein. Classe wird er ferner Ovid's Metamorphosen Auszugsweise erklären: Montags und Donnerstags von 4–5. Dienstags u. Freitags von 5–6.

Mit der Vorbereitungsclasse setzt er das Lesen der Geschichte des Justinus fort: am Montage und Donnerst. von 5–6: und am Freit. von 8–9. Am Sonnab. von 8–9. wird dieser Classe ein deutscher für den latein. Ausdruck eingerichteter Aufsatz diktirt, den die Scholaren zu Hause übersetzen. Die Uebersetzung, welche vom Lehrer außer der Lehrstunde verbessert wird, erhalten die Untergebnen in der nächsten Stunde mit der Anzeige von den Gründen der Verbesserung zurück.

Der 2ten griechischen Ordnung erklärt er ausgewählte Stücke aus Aelians vermischten Erzählungen: Dienst. u. Freit. von 4–5: Mittw. u. Sonnabd. von 9–10: und die Anfänger in der griechisch. Sprache werden mit den grammatisch. Elementen vorzüglich bekannt gemacht, wobei aber auch Heinzelmanns Saml. kleiner Aufsätze gelesen u. erklärt wird: Montags von 2–3: Dienstags und Freitags von 10–11.

Den Unterricht in der englischen Sprache besorgt er in Privatstunden. Die Fähigkeiten und Kenntnisse der Scholaren bestimmen die Wahl der Schriftsteller, so wie auch die Art der Uebung im Schreiben, die mit dem Unterrichte verbunden wird.

Der Collaborator Görges, der allen drei Classen der Untergebnen in der latein. Sprache Unterricht giebt, wird der Vorbereitungsclasse die röm. Geschichte des Vellejus Paterculus erklären: Mont. v. 9–10. und 3–4: Donnerst. von 10–11 und 3–4: Mittwochs und Sonnabends von 10–11.

Mit der mittlern Ordnung lieset er die erste Decade des Livius: Montags und Donnerst. von 5–6, u. Dienst. und Freitags von 8–9. Am Sonnabende von 8–9. diktirt er derselben deutsche Aufgaben zum Uebersetzen in die lateinische Sprache, verbessert die Ausarbeitungen schriftlich, und giebt in der folgenden Lection die Gründe von den Verbesserungen an.

Der obersten latein. Classe wird er Cicero's Bücher von den Pflichten erklären: Montags von 10–11, Dienst. u. Freit. von 5–6. Die Nachmittagsstunde am Freitage von 3–4. ist dazu bestimmt, die eignen lateinischen Aufsätze dieser Classe in Rücksicht auf Sprache und Ausdruck, Richtigkeit und Ordnung der Gedanken, nach dem Geiste der lateinischen Sprache zu beurtheilen, und Uebungen im Lateinsprechen dabei anzustellen.

Auch wird er den Privatunterricht in der englischen und italienischen Sprache fortsetzen.

Der Collaborator Grotefend lehrt die neuere Geographie nach Fabri's Abrisse,

risse, und wird dieses Lehrbuch von neuem anfangen: Dienstags u. Freitags von 9 ; 10.

In der Zeitungsstunde, am Montage von 10 ; 11. wird von den Begebenheiten des Tages eine allgemeine Uebersicht gegeben, und dabei Gelegenheit genommen, die Zuhörer, ausser den Begebenheiten selbst, zugleich mit andern dazu nöthigen Notizen, so wie auch mit der Zeitungssprache durch Fragen und Antworten bekannt zu machen.

Die untere deutsche Classe unterrichtet er nach Adelungs Auszuge der deutschen Sprachlehre, am Dienstage von 8 ; 9: und Freitage von 3 ; 4. theils theoretisch, theils, und noch mehr, praktisch, durch Uebung in Verfertigung kleiner Aufsätze allerlei Art, welche öffentlich beurtheilt und verbessert werden.

Der Collaborator Heringen lehrt die reine Mathematik nach dem Kästnerschen Compendium: Mittwochs u. Sonnabends von 9 ; 10.

Die Naturlehre trägt er, nach Nicolai's Lehrbuche vor: Dienstags und Freitags von 9 ; 10.

Den Unterricht im praktischen Rechnen setzt er mit der ersten arithmetischen Classe fort: mit einem Theile derselben am Dienstage u. Freitage von 4 ; 5: mit den übrigen aber, die wegen der griechischen Lectionen in diesen Stunden nicht zugegen seyn können, am Montage und Donnerstage von 2 ; 3.

Von den bisher genannten Lehrern und Collaboratoren wird auch das Conversatorium im Bibliothekszimmer abwechselnd besorgt: Mittwochs von 1 ; 3: auch veranstalten sie die besondern und allgemeinen Lese- und Deklamirübungen, wie gewöhnlich.

Der Lector der französischen Sprache Thiret wird der ersten Classe die Henriade von Voltaire erklären, und dabei sich meistens der französischen Sprache bedienen, um die Zuhörer im Sprechen zu üben: Mittwochs von 11 ; 12; am Sonnabende, in der nemlichen Stunde, werden eigne Ausarbeitungen der Scholaren abgelesen, und vom Lehrer beurtheilt und verbessert.

Die zweite Classe behält die Fabeln von la Fontaine bei, die gleichfalls französisch erklärt werden, Dienstags von 11 ; 12; und am Freitage in derselben Stunde wird sie im schriftlichen Uebersetzen deutscher Aufgaben ins Französische geübt.

Mit der dritten Ordnung wird er l'Histoire de Charles XII. von Voltaire lesen, und die nöthigen Schreibeübungen anstellen: Montags und Donnerstags von 11 ; 12.

In der vierten Classe sollen die Contes moraux von Marmontel gelesen werden: am Montage und Donnerstage von 6 ; 7.

Die fünfte Classe endlich wird im Lesen geübt, und mit der Grammatik bekannt gemacht, wobei auch Versuche gemacht werden, leichte Stücke aus Ebelings Sammlung vermischter Aufsätze, in französischer Prose ihr zu erklären: Dienstags und Freitags von 6 ; 7.

Der Cantor Liebau unterrichtet die zweite arithmetische Classe im praktischen Rechnen, am Dienstage und Freitage von 4 ; 5: und in eben diesen Stunden am Montage und Donnerstage diejenigen, die es annoch bedürfen, in der Calligraphie. Auch unterweiset und übt er Montags und Donnerstags gleich nach Tische in der Vokalmusik.

Unterricht im Zeichnen und Malen giebt der Zeichenmeister Wiegleb.

Den Unterricht in der Musik besorgen drei Maitres. Der Cantor Liebau unterweiset auf der Davidsharfe; der Organist Zimmermann aufm Claviere; und der Stiftsmusikus Meyer auf der Geige, Flöte, und andern Blaseinstrumenten. Alle drei halten am Dienstage und Freitage nach Tische, zur Uebung der Scholaren im Zusammenspielen, Collegium Musicum. Der Musikus Meyer unterrichtet zugleich im Tanzen.

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Freitag, den 2ten November 1792.

Ueber mediciniſche Aufklärung.

Vom Doctor Schäffer in Hannover.

Jenes ſonderbare bei allen Völkern und einzelnen Menſchen, von jeher bemerkte Phänomen des menſchlichen Verſtandes; daß nemlich die Menſchenvernunft über diejenigen Dinge, welche ihr nahe liegen, ſo leicht weg gleitet; die Phantaſie hingegen, jenſeits derſelben ſo gerne ſpielet, bemerkt man doch bis auf den heutigen Tag, noch allenthalben.

Wie im grauen Alterthum, ſo läuft auch jetzt der ungeübte Verſtand, beſonders da, wo ihm die Erfahrung Hinderniſſe in der Nähe zeigt, noch oft ſo gern davon, und läßt der ſich ſchonk früh ſehr wirkſam zeigenden Phantaſie, in der Ferne freies Spiel.

So läßt ſich's erklären, wie die nachdenkenden Menſchen der älteſten Zeiten mit Unterſuchungen über den Urſtoff der Dinge, über die Materialität und Immaterialität der Seele, über die Natur der guten und böſen Geiſter, der Götter und Teufel, ſich weit früher beſchäftigen konnten, als mit Unterſuchungen über körperliche Dinge, die ihnen in der Nähe vor Augen lagen, die ihnen den nützlichſten und reichhaltigſten Stoff zu Unterſuchungen gegeben hätten, die ſie noch gar nicht kannten, und von welchen ihre Unterſuchungen ganz zu allererſt hätten ausgehen ſollen.

So läßt ſich's erklären, wie die Menſchen in den Kenntniſſen ihres eigenen Körpers, und aller Dinge, die einen vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß auf ihn haben, von jeher, ſo — ganz zum Erſtaunen! — langſame Fortſchritte machen, wie ſie den Lauf der Geſtirne um etliche Jahrtauſende früher und beſſer kennnen konnten, als den Lauf ihres eigenen Bluts; wie ihre Phantaſie von jeher ſo viele Geſpinnſte in den menſchlichen Körper hinein weben konnte, die erſt lange nachher, durch die Frucht des langſamen Nachdenkens von Jahrhunderten, mählig und mählig als Geſpinnſte angeſehen und zerſtöret wurden.

So läßt ſich's erklären, wie die Erziehungskunſt von jeher ſo einſeitig da ſtehen konnte; wie auch in unſerm

aufgeklärten Zeitalter, wo man die höchſte Staffel auf der pädagogiſchen Leiter erſtiegen zu haben wähnt, die weiſen Meiſter dieſer Kunſt ſich noch immer größeſten Theils, mit der Seele einzig und allein beſchäftigen, und auf den mit ihr genau vereinigten Körper ſo wenig Rückſicht nehmen, daß ſie ihn beinahe ganz zu vergeſſen ſcheinen a). Und doch wird niemand es läugnen, daß beides der Körper und das Weſen, welches wir Seele nennen, ſo innigſt, ſo harmoniſch mit einander verbunden ſind, daß das Wohl, die Glückſeligkeit und Vollkommenheiten der Seele, größtentheils immer vom jedesmaligen Geſundheitszuſtande des Körpers abhängen, daß alles dasjenige, was dieſen zerrüttet, auch immer den nachtheiligſten Einfluß auf jene hat; und umgekehrt: daß folglich in einem am Körper kranken Menſchen, auch faſt immer eine kranke Seele wohnen müſſe.

In dieſer einſeitigen Menſchenbildung, in dieſer tiefen Unwiſſenheit, worin wir den Menſchen in Rückſicht ſeines Körpers und alles deſſen, was Bezug auf ihn hat, noch immer laſſen, liegt denn auch der Grund, daß wir jetzt ſo viel namenloſes Elend, und beſonders in unſerm jetzigen Zeitalter, wo Luxus, folglich Menſchenwohl und Glückſeligkeit untergrabende Urſachen, von Tage zu Tage überhand nehmen, körperliche Leiden ſichtbar zunehmen, und ſich über unſere Generation immer mehr und mehr ausbreiten, ſehen.

In den entſetzlichen Fehlern, die aus dieſer tiefen Unwiſſenheit quellen, liegt der Grund, daß Millionen Menſchen ſich entweder ſelbſt unwiſſend morden, oder von andern gemordet werden, und daß zahlloſe Schaaren, mit ſiechen Körpern ein elendes Leben durchwanken müſſen.

Hier läuft ein zehnjähriger Bube dem ſein weiſer Meiſter in der letzten Stunde mit Kantiſcher Philoſophie heftig zuſetzte, oder wohl gar über Geheimniſſe, vor welchen die geſunde Menſchenvernunft zurück bebt, baaren Unſinn vorſchwatzte, in der darauf folgenden Stunde zum Thor hinaus, auf die Schmetterlingsjagd, ſpeiſet in aller Unſchuld Tollkirſchen, und wird, vielleicht gar im Angeſicht ſeines weiſen Meiſters, ein Raub des jammervolleſten Todes: dort hohlt eine Dienſtmagd, die vielleicht bis in ihr vierzehntes Jahr einen ähnlichen Unterricht genoß, auch wohl gar griechiſchen und lateiniſchen Stunden mit beiwohnen muſte, unter andern Küchengewächſen, Schierling aus Gärten und Feldern, und vergiftet ſich und eine ganze Familie b).

Hier

a) Auf gymnaſtiſche Uebungen nahmen zwar ſchon in den ältern Zeiten, Griechen und Römer Rückſicht: hin und wieder thun dies auch unſere Pädagogen: allein für unſer Zeitalter leiſten ſie viel zu wenig. Jetzt wird, wie wir nachher ſehen werden, weit mehr erfordert.

b) Vor nicht gar langer Zeit, ereignete ſich in Frankfurt am Main ein ähnlicher tragiſcher

Hier beweint eine trostlose äußerst unglückliche Mutter, den Tod ihres einzigen vielgeliebten Kindes, welches sie um seine in der scheußlichsten Blatternkrankheit wundgekratzte Oberfläche des ganzen Körpers schnell zu heilen, unwissend, daß sie Gift nahm, allenthalben mit Bleisalbe bestrich, und in wenig Stunden ein Raub des kläglichsten Todes werden sah: dort hohlen Aeltern um ihre Kinder vom Kopfgrind zu befreien, vom Vieharzt arsenikalische Gifte, und tödten ihre Kinder, die sie zu heilen wünschten.

Hier entziehen lieblose und unwissende Mütter, ihre schönen jungen Kinder der mütterlichen Brust, füttern sie im ersten Lebensjahre mit dikkem Brei, Kartoffeln, Bier, Brandtewein, und andern zweckwidrigen Dingen, formen dadurch die schönsten jungen Menschen zu Krüppeln um, die denn oft glücklich genug sind, wenn sie in den frühesten Jahren dahin sterben: oder noch öfterer unglücklich genug, ein sieches Leben durchvegetiren zu müssen: dort liegen ganze Familien über und über mit Schmuz bedeckt, in unreinen stinkenden Löchern, athmen eine giftige verpestete Luft, wissen nicht, daß Reinlichkeit und Bewegung in frischer reiner Luft die Seele der Gesundheit ist, und ziehen sich dadurch langwierige Krankheiten und verkürzte Lebensjahre unfehlbar zu.

Hier liegt eine Schaar verarmter, verlassner Landleute, an epidemischen und andern Krankheiten danieder, welche ihre kraftvolle Natur, ungestört und sich selbst überlassen, vielleicht oft glücklich besiegen würde; sucht bei unwissenden Menschen, bei Badern, Scharfrichtern, Hufschmieden, Hebammen, Ziegeunern, Rattenfängern, Beutelschneidern, und andern heillustigen Rotten, Hülfe; und findet in Giften, die ihm dies Mordgesindel reicht, den gewissesten Tod: dort treibt eine nicht minder beträchtliche unwissende Schaar, mit zweckwidrigen gefährlichen Mitteln, welche ihnen ihre Freunde, Bekannte und Verwandte anpreisen, Tradition oder eigene falsche Erfahrung in die

gischer Vorfall. Die liebenswürdige, in ganz Frankfurt sehr beliebte Frau eines angesehenen Kaufmanns, hatte von ihrem Zahnwundarzt gehört, daß er ihr gegen Schmerzen, an welchen sie von einem neu eingesetzten Zahn zu Zeiten sehr litte, nächstens Opium reichen wolle. Zufälliger weise konnte der Zahnarzt, weil er selbst krank geworden war, nicht zu ihr gehen, als sie gerade mit heftigen Schmerzen von neuem befallen wurde. Sogleich schickte die Frau zu einem Apotheker, und ließ — ich weiß nicht für wie viel Kreuzer? — Opium fordern. Der Apotheker, im Wahn, daß er einer klugen und angesehenen Frau so etwas nicht abschlagen dürfe; im Wahn, daß eine so angesehene und kluge Frau, auch kein Unheil damit anrichten würde, schickte ihr für das übersandte Geld eine große Quantität Opium. In aller Unschuld verschluckte sie die ganze Giftmasse, und wenige Stunden nachher starb eine Frau, deren Verlust ganz Frankfurt beklagt.

Hände ſpielt, ſo lange an ihren Körper Unfug, bis der Tod allen Unweſen ein Ende macht.

Hier, wo menſchenfreundliche mit ächten Kenntniſſen ausgerüſtete Aerzte und Wundärzte helfen können, ſteht ſeine Unwiſſenheit dem Hülfe ſuchenden Kranken, in unſern Zeiten noch gar zu oft im Wege: zu häufig für unſer Zeitalter, fällt er in die Hände der privilegirten mediciniſchen und chirurgiſchen Halbwiſſer (eine gefährliche Menſchenklaſſe!) und wird von dieſen methodiſch geſchlachtet: dort wähnt eine Zahl mit Vorurtheilen, die jeder hellen Vorſtellung den Eingang verſperren, durchaus beſetzter Köpfe: alles mediciniſche Wiſſen ſey eitel Thorheit: überläßt ſich in heilbaren Krankheiten, wo die Natur nur unterliegt und aufgeholfen werden müſte, dieſer ſchwachen Natur, und ſinkt mit ihr in die Arme des Todes.

Hier läßt ſich ein großer Haufen kerngeſunder unwiſſender Menſchen, von eigennützigen Blutigel ähnlichen Badern, ſein ſchönes rothes Blut jährlich 12mal abzapfen, während daß dort ganze Familien wöchentlich einmal ein großes Purgierfeſt feierlich begehen.

Doch wozu mehrere Beiſpiele der tiefſten Bayriſchen Unwiſſenheit, welche die meiſten meiner Leſer durch eigene Erfahrungen leicht vermehren können. Ein großes dickes Buch müſte ich ſchreiben, wenn ich alle zahlloſen Greuel, die uns Aerzten bekannt geworden ſind, und die wir zum Theil täglich vor Augen ſehen, niederſchreiben wollte.

Dieſe wenigen Beiſpiele, von denen ich die meiſten nicht einmal aus der Geſchichte der mediciniſchen Unvernunft entlehnt, ſondern aus eigener Erfahrung im friſcheſten Andenken habe, mögen hinreichen, meine Leſer auf andere ähnliche Vergehungen aufmerkſam zu machen.

Welcher Menſchenfreund, welcher Arzt, mögte nun aber allen dieſen und tauſend und aber tauſend ähnlichen Greueln, nicht gerne abgeholfen wiſſen? welcher Landesherr mögte nicht wünſchen, daß dieſe reichhaltige Todesquelle ſeiner Unterthanen auf immer geſtopft werden könnte? — dieſe reichhaltige Todesquelle, ſage ich, weil ich aus Gründen feſt überzeugt bin, daß an den Folgen dieſer Greuel von jeher mehrere Menſchen umgekommen ſind, als alle Kriege geſchlachtet haben.

Schon lange vor dem weltbekannten Tiſſot, wünſchte man hin- und wieder dieſe dicke Finſterniß, welche den Menſchenverſtand allenthalben umhüllte, aufzuklären; die Mordquellen zu ſtopfen, und allem mediciniſchen Unfug ein Ende zu machen: laut ſchrie man daher in einigen Ländern gegen mediciniſche Vorurtheile: man gab auch hin und wieder Geſetze, die, wie alle dergleichen Geſetze gegeben, aber nie gehalten wurden. Beides fruchtete wenig.

Endlich erweckte Teutſchlands Liebling Tiſſot, durch ſein weltbekanntes Buch Avis au peuple, welches ſich

ſchnell

ſchnell wie ein Lauffeuer durch ganz Europa verbreitete, Aerzte und Nichtärzte, allenthalben aus ihrem langen und tiefen Todesſchlummer.

Und nun begann die eigentliche mediciniſche Volksaufklärungsperiode.

In dieſer trefflichen Schrift, machte Tiſſot den Arzt und Nichtarzt auf die Fehler des letztern aufmerkſam, zeigte dieſem Mittel und Wege, ſich in vielen krankhaften Zuſtänden zu helfen, ſuchte Vorurtheile bei ihm auszurotten, und verbreitete ſehr viele große und wichtige Wahrheiten.

Schön und vortrefflich war des großen Tiſſots Abſicht; meiſterhaft war faſt alles was aus ſeiner Feder floß; ſein Buch ſtiftete unſäglichen Nutzen: allein man kanns nicht läugnen, die Erfahrung hat es gelehret, zugleich auch großen Schaden.

Es liegt zwiſchen den Kenntniſſen, die der Arzt beſitzen muß, und denen, welche dem Nichtarzt mitgetheilet werden können, eine fein gezeichnete Mittelſtraße, die jeder Arzt, der den Nichtarzt über mediciniſche Dinge belehren will, mit großer Vorſicht wandeln muß. Von dieſer Mittelſtraße glitt, nach den Erfahrungen der beſten Aerzte — Tiſſot, in ſeinem ſonſt vortrefflichen Buche ab. Er brachte Kenntniſſe aus der heilenden Arzeneiwiſſenſchaft unter die Layen, welche gewiß in ihren Händen gar zu oft eben das ſind, was das Schwerdt in der Hand eines Raſenden iſt.

Es verſtrich inzwiſchen eine geraume Zeit, ehe man die guten und ſchlimmen Folgen allenthalben bemerkte. Während dieſer Zeit erſchien nun aber eine Legion von mediciniſchen Schriften, die, wenn ſie — alle mit dem groſſen Vorhang – Für's Volk! – in die Hände des Layen gekommen wären, zuverläßig unſägliches Unheil angerichtet haben würden; denn der bei weitem größere Theil dieſer Schriftſteller glitt auf jenen gefährlichen Abwegen immer weiter fort: faſt alle brachten immer noch mehr Kenntniſſe aus der heilenden Arzneiwiſſenſchaft unter die Layen, und bildeten eine gefährliche Menſchenklaſſe, Viertheil- und Halbärzte.

Dies neugeſchaffene furchtbare Geſindel, dieſe Würgengel in Menſchengeſtalt, konnten den Augen ſcharfſichtiger Aerzte nicht lange verborgen bleiben: ſie ſahen das Unheil, welches dieſe ſich und andere Menſchen mordende Brut ſtiftete. Natürlich lehnten ſie ſich alſo mit aller Kraft gegen ſie auf, indem ſie hellere Begriffe über die mediciniſche Volksarzeneikunde zu verbreiten ſuchten. Und ungeachtet dieſer hellern Begriffe, ungeachtet der vielen Warnungen, welche man den Federführenden Aerzten und Wundärzten in allen Zeitſchriften und Recenſionen unverhohlen gab, liefert uns doch faſt eine jede Leipziger Meſſe mediciniſche Volksſchriften, die ihrem Autor zur Schande, auf dem leipziger Markt öffentlich verbraunt werden ſollten.

Es iſt eine ausgemachte Wahrheit, daß, wenn man einen Layen Dinge

lehrt,

lehrt, die große Vorkenntnisse voraus seßen, man dadurch nicht allein keinen Nußen stiftet, sondern fast immer schadet. Er bringt die auf solche Art erlernten Wahrheiten mit seinen Ideen, in falsche unglückliche Verbindungen, bildet sich ein verworrenes System, dünkt sich äußerst klug, und macht allenthalben falsche verkehrte Anwendungen. Daher darf Heilung der Krankheiten, die immer große Vorkenntnisse voraus seßt, nie Gegenstand der medicinischen Volksarzneikunde seyn: von jeher war sie auch Zweck und Gegenstand des Arztes: die Vorkenntnisse, welche sie erfordert, kann man den Layen nicht lehren: weil sie mehr in sich begreifen, als den Namen einer Krankheit und ein Mittel dagegen.

Die zahllose Menge von Zufällen und Erscheinungen, wodurch sich Krankheiten von einerlei und verschiedenen Ursachen offenbaren, die schwere und große Kunst aus diesen mannigfaltigen Erscheinungen, aus den oft scheinbar und trüglichen Ursachen die einzige wahre Ursache zu erforschen und auszuspähen; die zur Erforschung und Erkenntniß der wahren Ursache der Krankheiten, nothwendigen tiefen und genauen Kenntnisse des ganzen menschlichen Körpers im gesunden und kranken Zustande; die den erforschten und aufgefundenen Ursachen zweckmäßig anpassende Wahl der Heilmittel; alle diese vielen und mannigfaltigen Kenntnisse, welche schon wieder andere Vorkenntnisse voraus sezzen, vieljährigen unermüdeten Fleis und auch ein wenig Genie erfordern, können doch, dünkt mich, unmöglich der Gegenstand eines sich mit andern Dingen beschäftigenden Volkes seyn. Mit einer solchen Wissenschaft, die man nicht durchs Lesen eines einzigen Buch's erlernet, die Menschenleben zum Gegenstand, und Rettung zum Ziel hat, darf, dünkt mich, nicht gespielet werden.

Es ist zwar nicht unnatürlich: es ist der menschlichen Natur angemessen, und folglich sehr verzeihlich, wenn der Nichtarzt in Büchern, deren Titel mit dem Worten: Heilkunde für Nichtärzte! prangt, nun die ganze Arzneikunde, Heilmittel gegen alle Krankheiten und Gebrechen zu finden glaubt: es muß ihm auch äußerst angenehm seyn, diese tief versteckte Kunst nun mit einemmale so wohlfeil, so ganz ohne alle Mühe selbst besitzen, gelegentlich ausüben, und sich und andere von allen Krankheiten mit leichter Mühe heilen zu können. Das ist natürlich und verzeihlich, aber es ist große und heilige Pflicht, solche Schriften so viel als möglich zu entfernen, und das Volk davor zu warnen.

Ueber welche medicinische Kenntnisse kann denn aber das Volk belehret werden? welche medicinischen Wahrheiten müssen ihm gesagt werden? über welche Dinge muß es nothwendig aufgekläret werden?

Nur einzig und allein über diejenigen Dinge, welche aus dem ganzen Umfang der Arzneikunde ausgehoben

und gemeinnützig gemacht werden können, welche keinen, oder doch wenigſtens unſchädlichen Irrthümern unterworfen, und daher nicht Reſultate tiefer Meditation ſind.

Ein Unterricht über diejenigen Dinge, welche den menſchlichen Körper auf der vollkommenſten Stuffe der Geſundheit, und zugleich derjenigen welche das Gegentheil bewirken, würden den Hauptgegenſtand der Volksaufklärung ausmachen. Beſtimmen wir dies etwas genauer. Ein kurzer, richtiger, wohlgewählter, deutlicher, und faßlicher Unterricht, über den Bau des menſchlichen Körpers; über den Nutzen und die Beſtimmung der edelſten Theile deſſelben; über die verſchiedenen Verrichtungen derſelben; über Wachen und Schlaf; Arbeit und Ruhe; Eſſen und Trinken; Verdauung und Ausleerung; über alle Dinge, welche auf dieſe Verrichtungen, einen vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß haben können, über Reinlichkeit, Luft, Speiſen und Getränke; über Wärme und Kälte, über Gifte, und Verhalten in Krankheiten, über mediciniſche Vorurtheile und Afterärzte, und über alles das heilloſe Geſindel, welches unter verſchiedenen Namen und Charaktern, privilegirt, und nicht privilegirt, ſein mordendes Handwerk ungeahndet treibt. Vorzüglich müſte es vor allen heilverſprechenden Schriften, und ganz inbeſondere vor dem famöſen gelehrten Blatt der Hamburger Zeitung, auf welchem ſich an jedem Poſttag eine Mordrotte um dem erſten Platz zu raufen ſcheint — ernſtlich und mit Nachdruck gewarnet werden.

So würden denn einige anatomiſche, phyſiologiſche und pathologiſche Kenntniſſe, beſonders aber die ganze Diätätick nebſt Ausrottung der mediciniſchen Vorurtheile, den Hauptgegenſtand der mediciniſchen Volksaufklärung ausmachen. Weil aber die Menſchen in Anſehung ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Beſchäftigungen, ſo ſehr von einander unterſchieden ſind; weil der Landmann anders lebt als der Städter; der Handwerker anders als der Soldat; der ſtillſitzende Gelehrte anders als der Tagelöhner; dieſe Art von Handwerkern anders als jene, das männliche Geſchlecht anders als das weibliche, ſo muß auch beim mediciniſchen Volksunterricht, auf dies alles Rückſicht genommen, und bei der Verbreitung der nothwendigen mediciniſchen Kenntniſſe auf die indivuelle Lage einzelner Menſchen — ganzer Stände und Claſſen immer ſorgfältig hingeſehen werden.

Dies wären die Schranken, in welchen der mediciniſche Volkslehrer immer bleiben, und welche er nie überſchreiten müſte; wenn nicht die höchſte Noth und plötzliche Unglücksfälle viele Menſchen oft überraſchten; wenn nicht die Rettung ſolcher Unglücklichen oft einzig und allein von der ſchleunigſten Hülfe abhienge. Beſonders iſt dies der Fall da, wo Aerzte

und

und Wundärzte nicht gleich zu haben sind: z. E. auf dem Lande, und wo Zögerung oder Aufschub von wenigen Minuten oft ein Menschenleben kostet.

Dieser wichtige Umstand macht daher eine Ausnahme von der Regel, daß Heilung nie Gegenstand der Volks-Arzneikunde seyn müsse. Auf diese Fälle muß das Volk aufmerksam gemacht, und mit den besten und passendsten Heilmitteln, welche bei verschiedenen plötzlichen Unglücksfällen: z. E. bei Erfrornen, Erstickten, Erdrosselten, bei großen Verblutungen, Verbrennungen und dergleichen, anzuwenden sind, nothwendig genau bekannt gemacht werden.

Dies sind die Gegenstände der medicinischen Volksaufklärung: dies sind die Dinge, über welche jeder Nichtarzt belehret werden muß. Unstreitig bedarf aber in unsern Zeiten, die niedrigere Menschenklasse — der Landmann und Handwerker, dieser Aufklärung am meisten. Gerade bei dieser Menschenklasse, insbesondere aber beim Landmann, ist wegen seiner vernachläßigten Erziehung und einförmigen Lebensart, wegen seines ewig eingeschränkten Umgangs, mit lauter eingeschränkten Köpfen, wegen seiner Sitten und Gebräuche — gerade deswegen ist auch sein Ideenkreis beschränkt, sind seine Begriffe über alle Dinge, die nicht in sein Fach schlagen, verworren, unrichtig und falsch — und daher auch seine Vorurtheile zahlreich und stark. Er bedarf daher dieser medicinischen Aufklärung am meisten.

Wie kann nun aber medicinische Volksaufklärung am besten bewürkt werden? welchen Weg kann man einschlagen, den Nichtarzt über die wichtigsten und nothwendigsten, aus dem ganzen Umfang der Arzeneiwissenschaft ausgehobenen Kenntnisse zu belehren?

Nicht ein Weg führt zu diesem Ziel: das Ziel liegt auch nicht so nahe: es ist ein weit entferntes Ziel, zu welchem mehrere Wege führen, die alle mit Vorsicht, Klugheit, Muth, und ausharrender Gedult, gewandelt werden müssen, wenn man das Ziel erreichen will. Auch müssen alle diejenigen, welche diese mit tausend Hindernissen besäeten Wege wandeln können und wollen — alle, vom Landesherrn bis zum Dorfschulmeister — sich einander die Hände biethen, und so vereinigt den Hindernissen muthig trotzen, wenn sie zum schönen Ziel gelangen wollen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Montag, den 5ten November 1792.

Ueber medicinische Aufklärung.

Vom Doctor Schäffer in Hannover.

(Schluß.)

Der erste und vornehmste Weg, ist wohl unstreitig: Unterricht der Jugend, in allen vorhin angeführten Wissenschaften.

Man läßt ja unsere jetzige Jugend so viele minder nützliche, minder brauchbare Dinge lernen; man läßt sie ja mit Raupenfangen und Schmetterlingshaschen, so manche schöne Stunde hinbringen; man läßt sie ja Steine, Mineralien und todte Vögel aus allen vier Welttheilen sammlen, und bloß die todten Namen derselben erlernen; man übt sie so manche schöne Stunde hindurch in Knaben- und Geniespielen; man belehrt sie ja Jahre lang über die Namen der Städte, Dörfer und Flecken des großen Moguls und der Produkte seines mogolischen Reichs — man bläuet ihnen ja bis ins 15te Jahr, so manchen baaren Unsinn menschlicher Phantasie in den Kopf; warum wollte man sie denn nicht auch über weit wichtigere Dinge, die doch unläugbar großen Einfluß auf ihre künftige Glückseligkeit haben, sorgfältigst belehren? warum wollte man ihr nicht auch solche Kenntnisse beibringen, die auf ihr eigenes und ihrer Nebenmenschen Wohl, Ruhe und Zufriedenheit abzwecken? Bei der Jugend stoßen wir ohnehin auf wenige von denen Hindernissen, die wir bei Erwachsenen in so großer Menge antreffen; ihre Denkungsart hat sich noch nicht festgesetzt, sie hat sich noch keinen fest bestimmten Lebensplan gemacht; ihre Einbildungskraft ist noch stark; sie faßt jede Vorstellung leicht und scharf, und nimt daher jeden Unterricht leicht an. Jugendbelehrung ist daher immer der erste und sicherste Weg. Um dies aber bei der Jugend zu bezwecken, müssen die erwachsenen Menschen unsers Zeitalters, welche sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen, jene Kenntnisse zuförderst erlernen, und daher in der Volksarzneikunde zuvor unterrichtet werden.

Auf jeder Akademie ſollte daher immer ein eigends dazu beſtellter Lehrer Vorleſungen über die Volksarzeneikunde halten, und alle Studierende, vorzüglich aber künftige Aerzte und Theologen, müſten verpflichtet ſeyn, dieſen Vorleſungen beizuwohnen: und um davon feſt verſichert zu ſeyn, müſten alle mediciniſche und theologiſche Kandidaten in ihren künftigen Examinibus genau und ſcharf über dieſe Wiſſenſchaft geprüft werden. Zugleich müſte denn auch der Jugend auf hohen und andern Schulen dieſer Unterricht durch Aerzte ertheilet werden.

Auf dem Lande findet dieſes nicht ſtatt, weil das arme Landvolk in unſern Tagen noch immer ohne Aerzte leben muß. Hier müßen daher wohl unterrichtete Prediger und Schulmeiſter die Stelle der Aerzte vertreten. Prediger bringen die nöthigen Kenntniſſe von Akademien mit: allein der Dorfſchulmeiſter ſtudirt nicht ſo hoch; woher ſoll dieſer ſie nehmen? Wem fallen wohl nicht ſogleich die ſchönen und wohlthätigen Schulſeminaria ein? Wem fällt nicht ſogleich unſer ſonſt ſo trefflich eingerichtetes Seminarium bei? Hier müſte daher ein ſachkundiger Arzt angeſtellt, und von dieſem jene künftigen Jugendlehrer in der Volksarzneikunde, ſorgfältigſt unterrichtet werden.

Dieſe dereinſt im ganzen Lande vertheilten, mit geſunden Begriffen über die Volksarzneikunde ausgerüſteten Jugendlehrer, wenn ſie vereinigt mit den Predigern, alle jene wichtigen mediciniſchen Wahrheiten der ihr zum Unterricht anvertraueten Jugend beibringen; welche geſegnete Früchte dürfte man dann nicht von dieſer Ausſaat erwarten?

Aber auch auf die erwachſene, den Jugendjahren, und der Schule entgangene Menſchenclaſſe müßte durch mündlichen Unterricht, der doch immer tiefer in die Seele eingreift, als alle Schriften, mit möglichſter Kraft gewürkt werden. Aerzte, Prediger und Schullehrer könnten im gemeinen Leben durch freundſchaftliche Unterredungen mit den Menſchen, auf die ſie würken wollen, immer etwas ausrichten. Prediger könnten in Kinderlehren, wo doch immer viele erwachſene Menſchen zugegen ſind, öfterer Gelegenheit nehmen, über wichtige Gegenſtände der Volksarzeneikunde zu reden. Es würde zwar hin und wieder ganz etwas neues ſeyn, in Kirchen über mediciniſche Dinge zu reden; allein ich ſehe gar keinen Grund ein, warum dies nicht geſchehen ſollte, da doch dieſe Dinge ebenfalls Menſchenheil und Glückſeligkeit betreffen. Verband doch Moſes religiöſen Unterricht mit diätätiſchem a).

Freilich

a) So eben erhalte ich die vermehrte Auflage des bekannten Schaumburgiſchen Geſundheitskathechismus, der mit dem Religionskathechismus verbunden, für die Kirchen und Schulen der Grafſchaft Schaumburg-Lippe entworfen worden.

Dieſe

Freilich ist der Weg zu den Köpfen der Erwachsenen immer sehr schlüpfrich und unsicher, und muß daher mit vieler Vorsicht und Klugheit betreten werden. Die verschiedentlich organisirten mehr oder weniger ausgebildeten Köpfe wollen verschieden behandelt seyn: Ausrottung von Vorurtheilen gelingt in eingeschränkten und unaufgeklärten Köpfen bei weitem nicht so gut, als in hellern und aufgeklärten.

Beim volljährigen Landmann richtet man daher ohne große Vorsicht und anhaltende feine Angriffe selten etwas aus. In seinem Kopfe dreht sich sein Gedankenkreis in einem kleinen Cirkel um einen kleinen Punkt; er hat große Leidenschaften, viele starke und tief eingegrabene Vorurtheile – weil er alles mit der Muttermilch einsaugt.

Ganz muß man daher mit seinen Ideen, mit seiner Denkungsart und Lebensart; mit seinen Sitten und Gebräuchen, mit seinen Meinungen und Leidenschaften bekannt seyn, wenn man bei ihm etwas ausrichten will.

Wer dem einfältigen Tropf beikommen will, muß entweder eben so einfältig seyn als der Tropf, oder sich doch eben so einfältig stellen. Durch den Weg des Herzens kann man sich daher den Weg zu seinem Kopf immer am sichersten bahnen. Man muß sich daher zuforderst sein Zutrauen erwerben. Durch freundschaftliche öfter wiederholte Unterredungen, in einer ihm verständlichen Sprache, muß man ihn zu gewinnen suchen – nicht durch donnerden Ernst in ungewohnten Ausdrücken. Mit Freundlichkeit und vorsichtig gewählten Gründen, wozu der Stoff aus ihm völlig bekannten Dingen, aus selbst gemachten Erfahrungen herzunehmen ist, muß man ihm beizukommen suchen. An diese muß man dann unvermerkt den Faden, welchen man fortspinnen will, anknüpfen. – Bestürmt man seine Vorurtheile geradezu, so richtet man zuverläßig nichts aus. Das verträgt ja der aufgeklärte Kopf nicht, wie wird's der einfältige Tropf vertragen,

Wann daher diejenigen med. Volkslehrer, welche bei der niedrigen Menschenclasse etwas ausrichten wollen, diesen Menschen klare und unverkennbare Beweise ihres Glücks oder Unglücks vor Augen legen können; wenn sie ihnen deutliche Beweise von Vortheilen die in diesem oder jenem Fall durch Vorsicht bei Menschen oder Vieh, erreicht wurden, einleuchtend machen, und ihm zugleich durch Beispiele, welche beim Landmann immer von großer

Diese kleine Schrift scheint mir ihrer Bestimmung ganz angemessen zu seyn. Indessen wünschte ich doch, der würdige Verfasser derselben hätte in der zweiten Abtheilung, wo von Krankheiten und Verhalten in denselben die Rede ist, einige wenige Dinge nicht gesagt: und andere, die mit allem Fug in einem Gesundheitskathechismus stehen könnten, nicht ganz unberührt gelassen.

Wirkung ſind, immer mehr und mehr zu überzeugen ſuchen: dann glaube ich, wird man doch oft etwas ausrichten können.

Ein anderes Mittel mediciniſche Volksaufklärung zu verbreiten, iſt, ſchriftlicher Unterricht. Zwar bin ich feſt überzeugt, daß man auf dieſem Wege bei weitem nicht ſo gut fortkömt, als auf dem Wege des mündlichen Unterrichts; allein großen Nutzen könnten doch kleine Schriften über Gegenſtände der mediciniſchen Volksarzeneikunde immer ſtiften, wenn ſie von Aerzten, die ihrem Fach und beſonders dieſer Wiſſenſchaft, gewachſen ſind, mit großer Vorſicht in der Wahl der abzuhandelnden Gegenſtände, in einem deutlichen und beſtimmten Vortrage ausgearbeitet würden. Ich wiederhole es noch einmal: von Aerzten, die ihrem Fach gewachſen ſind: nicht von unwiſſenden Aerzten, oder von ſolchen, die zwar Kenntniſſe beſitzen, aber nicht denken können; auch nicht von Nichtärzten, oder mediciniſchen Layen.

Solche Schriften müßten denn wohlfeil im Preiſe ſeyn, ſo viel als möglich in Umlauf gebracht, und durch alle möglichſt aufzufindende Mittel und Wege, dem Nichtarzt in die Hände geliefert werden.

Vor allen Dingen müßten ſie dem Landvolk von Beamten, Predigern und Schullehrern in die Hände geſpielt; und dann der Jugend und den Erwachſenen in Kirchen und Schulen, und bei andern Gelegenheiten, ſo viel als möglich, erklärt werden.

Vortreflich wäre zu dieſem Zweck unſer allgemein beliebtes neues hannoveriſches Magazin. Freilich müßten denn aber alle jene unnützen und ſchädlichen Abhandlungen, welche in das Fach der heilenden Arzeneiwiſſenſchaft ſchlagen, um allen Unfug, der doch gemeiniglich mit denſelben getrieben wird, vorzubeugen, ganz und gar nicht aufgenommen werden b). Zu dem Ende müßte eine jede über irgend einen mediciniſchen Gegenſtand eingelaufene Abhandlung vor dem Abdruck immer einem ſachkundigen Arzt übergeben, und deſſen Gutachten darüber eingeholt werden.

Keine Wiſſenſchaft wird wohl — aus vielen Urſachen von Tage zu Tage

b) Vor nicht gar langer Zeit ließ ein Arzt ſich's mal gelüſten, mit einem Aufſatz über Bandwürmer und heftig wirkende Mittel dagegen, unſer hannöveriſches Magazin zu beehren. Ein Hypochondriſt, der wichtige Fehler in den Eingeweiden des Unterleibes hatte, und manche Beſchwerden daran erlitt, laß dieſen Aufſatz, und glaubte nun ſteif und feſt: aller Unfug in ſeinem Körper rühre von Bandwürmern her. Den Tag nach der ihm äußerſt angenehmen Lectüre und vermeinten wichtigen Entdeckung ließ er ſich alle vorgeſchlagenen Mittel von einer Apotheke hohlen, und purgirte ſich, ohne daß ein Bandwurm abgieng, halb zu Tode.

Aehn-

ge mehr erweitert als die Arzeneiwissenschaft. Alle vermehrte Kenntnisse derselben, welche in die Volksarzeneikunde schlagen, alle Berichtigungen, und Bereicherungen dieser Wissenschaft müßten denn auch jedesmal dem Volke bekannt gemacht werden. Z. E. Verhaltungsregeln bei epidemischen Krankheiten. Neu entdeckte Arzeneimittel gegen Gifte, oder neue Unglücksquellen, neue Gifte und dergleichen mehr.

Außer unserm neuen Magazin, könnten wir, nach den Beispielen einiger anderer Länder, unsere Kalender sehr gut benutzen; statt der windigen, Aberglauben verbreitenden Kalenderhistörchen und Possen könnten die interessantesten Gegenstände der medicinischen Volksarzeneikunde in denselben abgehandelt werden. Zwar würde mancher Landmann, weil nun einmal der Glaube, daß alle Dinge im Kalender Lügen sind, allgemein herrscht, auch die darin verbreiteten Wahrheiten für Lügen halten; allein mancher hält dahingegen alles, was gedruckt ist, für wahr; und immer um desto ehender, je mehr es ins Fach der Arzeneiwissenschaft schlägt, oder auch nur nahe daran grenzt. Nur von solchen kleinen deutlichen Abhandlungen, welche den meisten Menschen in die Hände fallen können, würde ich einigen Vortheil erwarten. Nicht von dicken Bänden, die Niemand, einige wenige ausgenommen, lieset; die der größeste Hause wegen Mangel an Zeit nicht lesen und wegen des theuren Preises nicht bezahlen kann. Der geringe Mann ist froh, wenn er eine Bibel hat, in der er am Sonntage, und eine Postille, in der er am Festtage blättern kann. Wir haben auch bis jetzt noch kein zweckmäßig abgefaßtes Buch der medicinischen Volksarzeneikunde, das der gebildete Nichtarzt mit Nutzen gebrauchen könnte. Unter der ganzen Legion medicinischer Volksschriften, welche von Unzers Arzt bis auf Samuel Hahnemanns angefangenen Freund der Gesundheit erschienen sind, erfüllt kein einziges alle Bedürfnisse und Zwekke. Einigen Nutzen würde inzwischen ein solches Buch immer stiften, besonders wenn es in so viele Hände käme, als Tissots Avis au peuple.

Eine

Aehnliche Erfahrungen macht der Arzt alle Tage. Aerzte und Wundärzte sollten doch daher ihre Gedanken, die in das heilende Fach der Arzneiwissenschaft einschlagen, in solchen Schriften nie bekannt machen. Man kann sie ja den Aerzten durch andere minder schädliche Wege mittheilen.

Anderer Gründe zu geschweigen, so dünkt mich, wäre es doch aus diesem einzigen Grunde schön, wenn alle Aerzte und Wundärzte, in ihren frühern Jahren sich auf die Erlernung der lateinischen Sprache, mit mehrerem Fleiß als jetzt geschieht, legten, und in dieser Sprache ihre Gedanken niederschrieben. Freilich dürfte man das jetzt nicht allenthalben thun; weil die meisten, besonders Wundärzte, kein Latein verstehen, sondern höchstens deutsch lesen können.

Eine solche Verbreitung der nothwendigsten Kenntnisse der medicinischen Volksarzeneikunde durch die angeführten Mittel müßte doch, dünkt mich, früh oder spät, die seligsten Folgen nach sich ziehen.

Freilich ist sie nicht das Werk einer kurzen Zeit. Freilich nicht das Werk eines einzigen Mannes: viele Jahre; anhaltender ausdaurender Fleiß, und die vereinigten Kräfte des Landesherrn; der Obrigkeiten, welche in gesetzgebender Gewalt, in paßlichen Gesetzen und Wachsamkeit über dieselben, große Mittel in Händen haben: und der Aerzte und Volkslehrer, die durch Vorbereitung gesunder Begriffe thätig würken können; dies alles wird erfordert, wenn Mittel in Händen und Kenntnisse im Kopfe, etwas ausrichten sollen.

Dann, wenn hellere Ideen über medicinische Volksarzeneikunde in Umlauf gebracht, und in den Köpfen der Staatsbürger tiefe Wurzeln geschlagen haben, dann dünkt mich, müßte doch viel namenloses Elend, das wir täglich aus tiefer Unwissenheit entspringen, und sich auf Millionen Menschen herabstürzen sehen, mählig und mählig vermindert werden.

Dann würde sich weder der Landmann noch der Städter sein schönes rothes Blut durch Blutigel in Menschengestalt zu gewissen Jahrszeiten abzapfen lassen, dann würden ganze Familien ihr großes Purgierfest nicht mehr feierlich begehen, dann würde Reinlichkeit und Bewegung in freier Luft als die Seele der Gesundheit angesehen werden; dann würde man in der Wahl, Bereitung und im Genuß der Speisen und Getränke mit mehrerer Vorsicht zu Werke gehen; dann würden Mütter ihre jungen Kinder, die sie am Leben zu erhalten wünschen, nicht mehr so häufig als jetzt von ihrer Brust entfernen, und sie einer melkenden Kuh, oder gedungenen Menschenbrüsten übergeben; dann würde man junge Kinder nicht so häufig in stinkendem Koth liegen und halb verfaulen, oder in seltsame schädliche Kleidungen einkerkern, mit den schädlichsten Speisen und Getränken verfuttern, verkrüppeln, zu Schattenbildern umformen, und so erstaunend häufig und früh dahin sterben sehen: dann würde man sich nicht mehr mit Schierling, Tollkirschen, Arsenik, Opium, und andern Giften, aus Unwissenheit vergiften: dann würden Erstickte, Erhenkte, Ertrunkene, Vergiftete, oder auf andere Weise in Lebensgefahr gerathene Menschen, weit öfterer als jetzt, durch schleunigst angewandte zweckmäßige Mittel oft gerettet werden können. Dann würde der Nichtarzt, besonders der von aller menschlichen Hülfe entblößte Landmann, in manchen Krankheiten sich weit ehender der oft thätigen Natur überlassen, als sich von Wundermännern, Wunderfrauen, Wasserschauern, Rattenfängern, Zigeunern, Hufschmieden, Viehärzten, Scharfrichtern, Hebammen, Badern, Geheimnißkrämern,

Vaga

Vagabonden, Schachtelkrämern, und andern heillustigen Würgengeln morden lassen, oder, durch ein unsinniges Verhalten und nachtheilige Selbstpfuscherei, sich selbst aus dieser Welt expediren. Dann würde man von Aerzten und Wundärzten hellere Begriffe erhalten, und nicht mehr jeden ausgelernten privilegirten Feldscheer für einen tüchtigen Wundarzt, jeden rite oder nicht rite promovirten Doctor für einen gescheuten Arzt halten. — Dann würde man weit ehender im Stande seyn, den windigen prahlenden Arzt vom bescheidenen und soliden; den Geheimnißvollen, der immer wichtige Gesichter schneidet, der Dich fest aufs Korn faßt, als dringe er tief in dein Innerstes, und schaue Dich, in einem Nu! durch und durch, der Dir mit tiefklugem Blick aus deinen Augen lieset, weß Geistes Kind Du bist, der Dir dein Temperament, deinen Karakter, ja sogar deine Fähigkeiten und Kenntnisse aus deinen Augen herausergotirt, und mit seinem geheimen Centralschlüssel, schnell wie der Blitz, dein ganzes Innerstes aufschließt — diesen luftigen Windmacher und Geheimnißvollen unwissenden Dummkopf, dem Du dreist und laut ins Gesicht sagen kannst: siehe dein Wissen ist doch eitel Wind! wird man dann leicht vom wahren gelehrten scharfsichtigen und denkenden Arzt unterscheiden können. Dann würde auch die mordende Brut der medicinischen und chirurgischen Viertheil- und Halbärzte, welche sich hinter Masken versteckt, öfterer entlarvt werden, und nicht so häufig lauten Ruhm da einerndten, wo die Natur, troz ihren unsinnig und zweckwidrig angewandten Heilmitteln, bloß durch eigene Kraft siegte. Dann würde auch der Nichtarzt nicht mehr so lieblose Urtheile über rechtschaffene gelehrte Aerzte und Wundärzte ausstossen; und nicht immer da, wo der Arzt mit allem Fleiß und möglichster Hülfe den Kranken nicht retten konnte, die Schuld auf Fehler des Arztes schieben.

Auch auf Aerzte und Wundärzte würde die Verbreitung heller medicinischer Begriffe unter Nichtärzten, einen wohlthätigen Einfluß haben. Der Unwissende würde nicht mehr so ruhig im Finstern und bei hellem Tage umher schleichen können. Verachtung würde weit öfterer sein Lohn seyn; er würde einsehen lernen, daß gründlich erlernte Kenntnisse einzig und allein, Liebe, Achtung und Zutrauen erwecken können. Weit mehr als jezt, und mit größerm Fleiß, würde er sich dann auf seine schwere und im Umfang weite Wissenschaft legen. Und so würde denn die Zahl der Unwissenden, zum Wohl der ganzen Menschheit, um ein beträchtliches vermindert werden.

Dixi & salvavi animam.

Sprach-

Sprachberichtigung.

Man bemerkt öfters, besonders in gerichtlichen Aufsätzen, Edikt-al-Ladungen ꝛc. die Verwechselung der Wörter: **Aus der Hand** und **unter der Hand**, welche Ausdrücke doch sehr wesentlich verschieden sind. **Aus der Hand verkaufen**, heißt Jemandem eine Sache mittelst Privatcontrakts verkaufen, ohne daß es gerichtlich, oder mittelst öffentlicher Auction geschiehet. **Aus der Hand** heißt soviel, als: von einer Hand in die Andere. — Daher der Ausdruck: Hand muß Hand gewähren. Die Hand war von jeher ein Symbol der Treue. Schon bei den Griechen und Römern, auch bei unsern Vorfahren galt der Handschlag als Zeichen des Ernstes und der Vollständigkeit des Handels, und noch jetzt wird er so angesehen, obgleich zur Gültigkeit des Handels nicht wesentlich erfodert. Daher entstand wahrscheinlich der Ausdruck: **aus der Hand**, d. h. mittelst Handschlages verkaufen. Aber **unter der Hand** verkaufen, heißt: etwas **heimlich verkaufen**, wie wenn ich Jemandem etwas gleichsam mit der Hand bedeckt zustecke. Es bedeutet so viel, daß Niemand von dem Handel Wissenschaft habe, als die Contrahirenden, die vielleicht ihre Gründe haben mögen, ihn zu verheimlichen. — So wird das Wort: unter der Hand, auch von Italienern (sotto mano für segretamente) und Franzosen (sous main secrétement) gebraucht, und so gebraucht man es auch bei uns im gemeinen Leben. „Haben Sie doch die Güte, sich unter der Hand zu erkundigen, ob das so und so ist;" sagt man; das heißt soviel, man solle sich **insgeheim** erkundigen, ohne denjenigen zu nennen, der es gerne wissen will. Contradictorisch ist es also, wenn es in einer Ediktalladung heißt: alle diejenigen ꝛc. die an dem, N. N. unter der Hand verkauften sub Nr. catastrirten Wohnhause, Ansprüche zu machen haben, werden auf Ansuchen des Käufers N. (der doch heimlich gekauft haben will) verabladet, sich zu melden, und ihre Ansprüche geltend zu machen.

W.

J. A. Weppen.

Hannoverisches Magazin.

90tes Stück.

Freitag, den 9ten November 1792.

Ueber die Mittel, Landstädte und andere offene Orte, ohne den Gebrauch der Mauern, einzuschließen.

Eine von der Königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift des Herrn Regierungsdirektors Cella in Weilburg.

Mit einem Kupfer.

Laßt uns das Angenehme mit dem Nützlichen vereinen.

Wir schließen Orte ein, zur Erhaltung guter Ordnung unter ihren Bewohnern, und um ihnen Sicherheit von Innen und Außen zu verschaffen. Die Mittel, welche zu dieser Absicht zureichend und die schicklichsten sind, werden wir erst dann angeben können, nachdem wir forderſamſt festgesetzt haben, welche Art von Schutz, Landstädte und kleinere Orte, heut zu Tage, durch ihre Umfassungen erhalten müssen. Ein Blick auf die Ortsumfassungen der Alten, auf die Ursachen, die sie ihnen nöthig machten, und auf das Verhältniß, worin ihr ehemaliger Nutzen mit ihrem dermaligen stehet, werden uns zu diesem Zwecke führen.

Deutschland hat mehrere Gegenden, wo nicht nur die kleinen Landstädte und Flecken, sondern auch viele Dörfer ihre Thore haben, und mit dicken hohen Mauern, oft mit Thürmen, Wällen und Gräben, umgeben sind. Feindliche Einfälle benachbarter Völker, innere Kriege, das so lange bestandene Faustrecht, und Barbarei im Ganzen, nöthigten die Bewohner zu solchen mühsamen Unternehmungen, um Sicherheit für sich und ihre Habseligkeiten zu finden.

Wenn auch nicht Ruhe und Ordnung von innen, und unter allen gesitteten Völkern anerkannte Kriegsgesetze, die Menschen wenigstens gegen Grausamkeiten schützten, und dergleichen Vorkehrungen schon überflüßig machten; so haben doch seit dem Gebrauche des Schießpulvers und des schweren Geschützes, diese Orte aufgehört,

gehört, haltbar zu seyn; und findet jetzt noch ein kleines Korps vortheilhaft, sich in dem einen oder dem andern festzusetzen, so ist solches ein wahres Uebel für die Bewohner. Ohne ihre Festungswerke wären sie mit einer feindlichen Einquartirung davon gekommen, werden aber nun von ihren Freunden gequält, und zu harten Befestigungsarbeiten angehalten, verlieren, wenn es zum Angriffe kömmt, oft Wohnungen und Leben, während daß man ihre Ringmauern vertheidigt; und da diese doch keine Einrichtung haben, um langen Widerstand zu leisten; so bleiben sie am Ende noch, nach vielen erlittenen Drangsalen, der Diskretion ihrer Feinde überlassen.

Nicht viel mehrere Vortheile verschaffen solche Orte ihren Bewohnern, in Hinsicht auf Sicherheit gegen Diebereien. Die alten Mauern kommen von Jahre zu Jahre dem Verfalle näher; ihre Unterhaltung hat nun nicht mehr das große Interesse, wie ehedem, übersteigt die Kräfte der Bewohner, und indem sie mit ihren hervorragenden Thürmen jeder Gewalt zu trotzen scheinen, findet man nicht selten im Gesträuche versteckte Oefnungen, und andere nicht leicht in die Augen fallende Zugänge, welche von liederlichem Gesindel benutzt werden, nächtliche Diebereien in den benachbarten Gärten und Feldern vorzunehmen, das in dem Orte Gestohlne bei Nachtszeit hinweg zu schaffen, oder auswärtige Diebe zu hegen.

Ein mit Thoren versehener Ort muß auch seine Thorwachen haben, und wäre es bloß der alten Sitte wegen. Diese geht unter sämtlichen Einwohnern um, ist eine wahre Last für dieselben, und dient zu nichts, als mehrere Faulenzer, die nicht arbeiten mögen, zu ernähren, die aber bei einem zu ihrem Unterhalte unzulänglichen Wachgelde, gemeiniglich ihr Zutrauen nützen, um selbst Diebereien zu begehen, oder bei andern, gegen Bestechung durch die Finger zu sehen.

Fast immer sind dergleichen eingeschlossene Orte schlecht und unbequem erbauet, und es ist schwer, ihnen eine bessere Einrichtung zu geben. Nimt nun überdies ihre Bevölkerung zu, dann ist das Uebel noch weit gröser. Zum Anbau neuer Wohnungen fehlt der nöthige Raum, die Einwohner drängen sich näher zusammen, finden überall Mangel an Bequemlichkeit zu ihren Verrichtungen; sie gewöhnen sich zur Unreinlichkeit, werden dadurch ungesund, und dies noch mehr, da den in einander gedrängten, von hohen Mauern benachbarten Gebäuden, die frische Luft fehlt, um die schädlichen Dünste hinweg zu führen.

Oft habe ich mich gewundert, daß man nicht darauf bedacht ist, diese zur Deckung eines Landes ganz unzulänglichen, und in andern Rücksichten unnützen und lästigen Werke, eingehen zu lassen. Die Steine könnten zu Gebäuden, und zur Vebesserung der Wege benutzt, die Wälle

und

und Gräben aber eingeschleift, und in Gärten umgeschaffen werden. So wohlthätig dieses Unternehmen für die Bewohner seyn würde, so hat man doch in manchem Lande solches noch keiner Aufmerksamkeit gewürdigt; an andern sahe ich es aus Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten, und selbst aus lächerlichem Stolze jener behindern, deren Obliegenheit vorzüglich gewesen wäre, solches zum Nutzen der ihnen anvertrauten Gemeinden befördern zu helfen.

Man begreift leicht, daß der Wohnsitz eines Beamten, in einem mit Wällen und Mauern umgebenen Orte, mit der richterlichen Stelle, jene einer Art von Festungskommendanten verbindet. Da müssen dann Stadtofficiers, Stadtwachtmeisters, Trommelschläger und Pfeifer gehalten werden; lauter Leute, die ihrer Stellen wegen von gewissen allgemeinen Lasten befreiet sind, welche auf die übrigen fallen. Man schlägt Abends Zapfenstreich, die Passanten werden an den Thoren über Namen, Auffenthalt und Geschäfte gefragt; man präsentirt ihnen auch wohl das Gewehr, und fordert dafür für ein Glaß Brandwein; an gewissen feierlichen Tagen wird Parade gehalten, der Herr Amtmann läßt für sich ins Gewehr gehen, u. dgl. m.

Alle diese schönen Vorzüge, will man nicht gerne aufopfern, kommen dann Vorschläge zu besserer Benuzzung der Wälle und Gräben, zu mehrerer Oefnung eines solchen Ortes, so wird ihre Nothwendigkeit zur Sicherheit der Bewohner vorgestellt, und man reizt diese durch allerlei Scheingründe, auf dem Rechte zu bestehen, eingemauerte Bauern, oder Spießbürger zu bleiben.

Gemeiniglich wird die Unzulänglichkeit solcher Behauptungen schon dadurch widerlegt, daß in manchem bewalleten und ummauerten Orte, der viele unthätige, dem Trunke und dem Betteln ergebene Einwohner enthält, und eine schlechte Polizei hat, überall, wo man hinsieht, Schmutz und Armuth in die Augen fällt, und beständige Klagen über Diebereien eintreten, während in den benachbarten offenen Orten, die von thätigen Menschen bewohnt werden, mit jedem Jahre innerer Wohlstand zunimt, Sicherheit statt hat, und Reinlichkeit, Gesundheit und gute Ordnung sichtlich sind.

Richtig ist es indessen, daß Landstreicher, fremde und einheimische Bettler, immer noch zu den Plagen manchen Landes gehören. Allein, daß diesem Uebel durch hohe Ringmauern, Wälle und Gräben eben so wenig vorgebogen wird, als durch nachläßige Thorwächter, haben wir bereits bemerkt, und da, wo dieser Vortheil wirklich hieraus erwächst, wenn es ein Vortheil genennt werden kann, eine bestimmte Zahl Müssiggänger zu ernähren, um sich andere vom Halse zu schaffen, fällt er doch bloß auf die geschlossenen Orte, nicht auf das Ganze; ja es liegt eine Art

von Ungerechtigkeit, und selbst Vergrößerung des Uebels darin, indem das an den kleinen Städtchen und Flecken abgewiesene Gesindel, den Bewohnern der benachbarten offenen Orte, der einzelnen Höfe und Mühlen, zugeschickt, und so gefährlicher und lästiger wird, als wenn es im Allgemeinen vertheilt wäre.

Nach diesen vorläufigen Betrachtungen, die mir hier nicht ganz außer ihrem Orte zu seyn scheinen, in einigen Gegenden, auf die ich in diesem Aufsatze mein Augenmerk mit genommen habe, aber vorzügliche Anwendung finden mögten, komme ich zur nähern Beantwortung der vorliegenden Frage selbst, und glaube nun mit Grunde annehmen zu können, daß die Königl. Societät der Wissenschaften, bei ihrer Forderung keine andere Ortseinfassung versteht, als eine solche, welche zwar die Gemeinschaft von Innen und von Außen auf gewisse Straßen einschränkt, und auch da willkührlich unterbrochen werden kann, ohne jedoch ein Hinderniß zu seyn, um Gewalt, oder eine Uebersteigung mit Leitern vergeblich zu machen. Letzteres vermögen oft Festungswerke selbst nicht.

Also bloß von einer Einfassung ist die Rede, die jedem anzeigt, daß da kein Weg hingeht, und die nicht ohne Gewalt beseitigt, und nur mit Beschwerniß überstiegen werden kann; wären auch Mauern in der Frage nicht ausgeschlossen, so würden doch hierunter nur solche von der Höhe und Stärke verstanden werden, als man gewöhnlich aufführt, um Höfe und Gärten einzuschließen.

Um indessen den vorliegenden Gegenstand gründlich zu erörtern, wird es rathsam seyn, daß wir auf die verschiedenen Arten, einen Ort, oder andern großen Raum einzufassen, unsern Blick richten, und im Allgemeinen untersuchen, was sie Gutes und Nachtheiliges haben, dann aber bei jenen stehen bleiben, die wir in Hinsicht auf Erfüllung ihres Zweckes; auf Kosten in der Anlage und Unterhaltung; auf Dauer, Schönheit, und andere Vortheile, als die vorzüglichsten finden.

Die bekanntesten Einfassungen sind:

a) Gräben mit Erdaufwürfen.

b) Verpallisadirungen, hölzerne Planken, und todte Verzäunungen.

c) Wände von gehauenen Steinen mit eingeschobenen Brettern.

d) Lebendige Zäune.

ad a. Bei Einschließung eines Ortes in Gräben, fallen diese entweder naß oder trocken aus, nachdem die Bodenfläche hoch oder niedrig liegt.

Nasse Gräben leisten mehr als den erforderlichen Schutz, da sie nicht ohne Gefahr, wenigstens nicht ohne große Beschwerniß passirt werden können;

nen; allein im Winter, wo sie bei langen Nächten, und wenig belebten Straßen, die meiste Sicherheit verschaffen sollten, entsprechen sie dieser Absicht keineswegs. Der Vorschlag, daß man ihr Eis zeitlich aufhauen möge, wird wohl unter vorliegenden Umständen niemandem einfallen.

Nasse Gräben, die ein stehendes Wasser enthalten, sind ferner wegen ihrer bösen Ausdünstungen, eine Pest für die Orte, die sie einschließen. Der Fall, ein fließendes Wasser in den Umfassungsgräben zu erhalten, trit nur unter seltenen Umständen ein, setzt dann auch kostbare Einrichtungen mit Schleusen und Brücken zum voraus, um das Wasser in der nöthigen Höhe zu erhalten, und zu verhindern, daß es keine schädlichen Ueberschwemmungen verursache. Ich wünschte, daß jeder Ort ein unschädliches Wasser haben möge, welches durch denselben, oder an ihm vorbeifließt; aber ihn selbst in Wasser einzuschließen, würde ich bloß unter ganz besondern günstigen Umständen anrathen.

Trockene Gräben, obgleich sie eine Art von Bewallung zum voraus sezzen, die aus dem ausgeworfenen Grunde entsteht, können doch nie als ein Hinderniß angesehen werden, welches den Uebergang erschweret, in sofern sie nicht wenigstens auf einer Seite mit einer Mauer bekleidet sind; denn wie leicht ist es nicht, an einer nach einem Winkel von 45 Graden angelegten Abdachung auf- und ab zu gehen, und schwächer läßt sie sich doch nicht wohl annehmen, wenn die Erde nicht nachrutschen soll. Ueberdies nehmen die Gräben und Erdaufwürfe, vieles Land hinweg, das besser benutzt werden kann.

Nach diesen Voraussetzungen glaube ich, daß wir Gräben nicht unter jene Mittel zählen können, welche zur Einschließung der Orte anzuempfehlen sind, obgleich sie bei gehöriger Schonung wenigere Unterhaltung fordern, als jedes andere.

ad b. Verpallisadirungen, Plankenwände und todte Verzäunungen mit allen ihren Ab- und Unterarten, kommen hier in eine Klasse. Sie können sämtlich nicht zu Umfassungen anempfohlen werden, da sie ein wahrer Verderb der Waldungen sind. Es ist hierüber schon so viel in mehreren ökonomischen Schriften gesagt worden, daß es überflüßig wäre, davon hier besonders zu handeln; nur dieses will ich noch bemerken, daß, wenn man auch auf den nöthigern Gebrauch des Holzes, und dessen an den meisten Orten eintretenden Mangel nicht achten wollte, man doch nach Berechnung dessen, was dergleichen Werke durch ihre öftern Erneuerungen, ein Jahrhundert hindurch kosten, sich mit Vortheil zur Aufführung einer Mauer entschließen würde. Hiezu kömmt noch in Betracht, daß solche Einfassungen, die sich gleich nach ihrer Errichtung schon mit jedem Tage dem Verderben nähern, und am Fuße,

wo sie doch die meiste Stärke haben sollten, zuerst gebrechlich werden, fast ganz unzulänglich sind, einigen Schutz zu geben, also auch aus diesem Grunde schon verworfen werden müssen. Die Pallisaden, oder aus gespaltenem Holze bestehenden Plankenstücke, sollen auch 9 Schuhe lang seyn, so ragen sie doch kaum 6 Schuhe über der Erde hervor, werden dann einen Schuh unter ihren Spitzen durch eine Latte verbunden, auf die man sich mit weniger Mühe erhebt, und da einen bequemen Standort findet, um die Einfassung zu übersteigen.

ad c. Wände von gehauenen Steinen mit eingeschobenen Brettern sind nicht ganz Fehler frei, daß das dabei angebrachte Holz der Fäulniß ausgesetzt bleibt, und von Zeit zu Zeit erneuert werden muß; allein dieses Gebrechen tritt bei ihnen in einem weit geringeren Grade ein, als bei den vorbemerkten Umfassungen, und da ich glaube, daß man sich ihrer unter gewissen Umständen mit Nutzen bedienen wird; so will ich nicht nur zeigen, wie sie auf eine Art construiret werden können, sondern auch das Verhältniß angeben, in welchem ihre Errichtungs- und Unterhaltungskosten, mit jenen einer gleich hohen Umfassungsmauer stehen.

Tab. I. Fig. 1. stellet ein Stück der Umfassungswand vor. Die aus Quader gehauenen Pfeiler, von welchen a und b von vornen anzusehen sind, c aber von der Seite, haben im Ganzen die Länge von 9 Schuhen, und sind 9 Zoll breit und dick. Nur die obern 7 Schuhe sind sauber bearbeitet, die 2 untern, welche in den Boden kommen, aber nicht, und daher auch etwas dicker und breiter. Zwischen zweien Pfeilern befindet sich eine steinerne Schwelle d, welche auf dem Boden aufliegt, und an den Enden 2 Zoll in die Pfeiler eintritt, die in dieser Absicht an beiden Seiten, wie bei e sichtlich ist, in gleicher Form, und auf gleiche Tiefe, eingehauen werden. Die Steine d sind 9 Zoll hoch, 7 Zoll dick, und wie e anzeigt, abgedacht, doch so, daß oben noch eine Breite von 2 bis 3 Zollen bleibt. Ihre Länge kann 7 bis 8 Schuh haben, sie ist hier zu 7 Schuh 7 Zollen angenommen. Die stehenden Pfeiler haben oben eine Abdachung f in einem Winkel von 90° Graden, und an beiden Seiten sind $1\frac{1}{2}$ Zoll tiefe, und 1 Zoll breite Rinnen g h, eingehauen.

Die steinernen Pfeiler werden, so weit sie in die Erde kommen, mit einer Schuh dicken Mauer i umfaßt, und zwischen ihnen die Breter k, in den Falzen g h so eingeschoben, daß unter ihnen, wie auch bei der steinernen Schwelle d ein Raum von $\frac{1}{3}$tel Zoll bleibt, welches leicht bewirkt wird, indem man die Bretter mit den Latten l verbindet, deren zwischen ein Paar Pfeiler zwei in gleichen Entfernungen aufgenagelt werden, und die auch zugleich dazu dienen, damit sich die Bretter nicht werfen, und gerade bleiben.

An

An den obern Brettern werden zwischen 2 Pfeilern auf jeder Seite 4 schräg geschnittene Träger m m befestigt, deren 2 ganz nahe an die Pfeiler, und die beiden andern zwischen ihnen in gleichen Entfernungen kommen; sie dienen zur Befestigung der Bretter n n, welche gleich einem Dache zur Deckung der Wand bestimmt sind. Bei o über den Pfeilern, wo diese Bretter zusammen stoßen, ist ein 3 Zoll breites Band von schwarzem Blech übergebogen, und wohl mit Nägeln befestigt, um das Eindringen des Wassers zu hindern. Die Bretter n werden endlich mit heißem Schiffstheer überstrichen.

Die Höhe von 7 Schuhen, welche diese Wände haben, ist hinlänglich, daß sie nicht ohne Leiter übersteigen werden können, mit Hülfe derselben ist dieses aber auch bei weit höhern Einfassungen leicht. Uebrigens ist die Uebersteigung hier schwerer, als bei einer Mauer von gleicher Höhe, da das vorspringende Dach, eine hiebei wesentliche Hinderniß macht. Die Wand wird durch dieses Dach zum Theil gegen Nässe geschützt, und dasselbe kann um so länger gegen Schnee und Regen dauern, da es bei der Verbindung der Bretter mit Blech, und im Ganzen mit Theer überzogen ist. Die Bretter leiden weniger von dem dawider schlagenden Regen, da zwischen ihnen ein schmaler Raum bleibt, wo die Luft durchziehen kann, und auch auf der untern steinernen Schwelle läuft das Wasser, wegen ihres schrägen Rückens ab.

Die steinernen Pfeiler nebst den Schwellen, sind von eben der Dauer wie Mauern, und wenn eine Erneuerung nöthig ist, betrift sie bloß das Holzwerk. Mehrere Erfahrungen haben mich belehrt, daß dergleichen Wände, wenn sie von tannenen Brettern waren, 20 bis 25 Jahre, von foren und kiefernen Brettern 25 bis 30, und von eichenen Brettern 35 bis 45 Jahre dauern konnten; wobei ich bemerke, daß allen das hier angebrachte Dach mangelte, und ihre Einrichtung im Ganzen nicht so gut war.

Drei Stücke werden hauptsächlich zur längern Dauer solcher Wände, beitragen. Erstlich, daß sie frei stehen, damit die Luft durchziehen, und sie trocken erhalten kann. Zweitens, daß man an ihrem Fuße weder hohes Graß, noch Gesträuche aufwachsen läßt; und Drittens, daß man nach hoch gefallenem Schnee, denselben sowohl bei ihrem Fuße, auf die Seite wirft, als auch oben von dem Dache abstreicht. Alle diese Vorkehrungen sind bei einiger Aufmerksamkeit ohne Schwierigkeiten ausführbar.

In den unter Lit. A. und B. angehängten Berechnungen, sind Arbeitslohn und Fuhrlohn, wie auch Materialienpreise auf richtige Erfahrungen gegründet, und letztere in einer Gegend gewählt, wo die gehauenen und Bruchsteine sowohl, als das Holz, in etwas hohen Anschlag kömmt; da sie sämmtlich aus der Ferne bezogen, jedoch zu Wasser beigeführt werden.

Ich

Ich habe endlich angenommen, daß der Ort der Erbauung, von jenem der Wasserausladung um eine Viertelstunde entlegen sey.

Man sieht leicht, daß die angeführten Umstände, wie auch die Preise nach Verschiedenheit der Länder, und wieder in einem Lande nach Verschiedenheit der Gegenden, so veränderlich seyn können, daß sich hier wenigstens im engern Verstande nichts Allgemeines bestimmen läßt. Es bleibt aber leicht, die verschiedenen Rubriken der Berechnungen beider Umfassungsarten, mit andern Zahlen auszufüllen, um sich zu überzeugen, mit welchem Vortheile man sich der einen, oder der andern bedienen wird.

Wenn man indessen annimt, daß das Holzwerk 25 Jahr halte, folglich in 100 Jahren, nach welchen ich auch eine wesentliche Verbesserung der sehr schwach angenommenen Mauer voraus setze, dreimal erneuert werden muß; so stehen die Kosten der hölzernen Wand zu jenen der Mauer im Verhältniß wie 17 Rthlr. 14 ggr. 4 pf. zu 14 Rthlr. — ggr., und es wird also im Ganzen angenommen werden können, daß die hier vorgeschlagene Einfassung, nur da mit Vortheil anwendbar ist, wo Mauersteine und Kalch sehr weit beigeführt werden müssen, folglich in hohen Anschlag kommen, auch wegen anderer Ursachen keine lebendigen Zäune angebracht werden können. Von diesen letztern bleibt uns nun noch zu handeln übrig.

ad d. Lebendige Zäune oder Hekken haben das Vorzügliche, daß sie in ihrer ersten Anlage ungleich weniger kosten, als jedes andere Umfassungsmittel, und daß sie bei dem jährlichen Beschneiden, etwas Wellen und Reiserholz abwerfen, dies aber bei ihrer gänzlichen Erneuerung in so beträchtlicher Menge, daß dessen Werth die zur Anlage einer neuen Hecke erfoderlichen Kosten, weit übersteigt. Verschiedene lebendige Zäune, die aus zahmen Obstsorten bestehen, bringen noch Nutzen durch ihre Früchte.

Dagegen trit bei lebendigen Zäunen auch manche Beschwerniß ein, die bei andern Umfassungsarten nicht statt hat. Sie fordern einen stärkern Raum, und vermindern überdies durch ihre Wurzeln, die Fruchtbarkeit des anstossenden Landes, in der Breite von einigen Schuhen. Bei ihnen ist oft eine schickliche Auswahl der Holzarten, in Hinsicht auf die Natur des Bodens und den vorzüglichsten Zweck der Hecke, schwer. Sie erfordern Kenntnisse in ihrer Anlage, und eine geschickte Hand in ihrer Erziehung und Unterhaltung. Letztere muß sehr sorgfältig geschehen, und die Hecke muß gegen Beschädigungen von Menschen und Vieh gesichert werden. Wir wollen die hier bemerkten Gegenstände näher betrachten, und sie zu der vorliegenden Absicht anzuwenden suchen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

91tes Stück.

Montag, den 12ten November 1792.

Ueber die Mittel, Landstädte und andere offene Orte ohne den Gebrauch der Mauern, einzuschließen.

(Fortsetzung.)

Die geringen Kosten, welche die Anlage eines lebendigen Zaunes in Verhältniß gegen jede andere Umfassung, fordert, und die Nutzung, welche die Zäune in der Folge noch abwerfen, sind zwei wesentliche Gründe, uns für dieselben zu bestimmen; indessen darf man zu letztern den Vortheil, der allenfalls aus Obst erhalten werden könnte, nicht rechnen. Früchte tragende Holzarten sind zu unserer Absicht unbrauchbar, nicht, als wenn es unmöglich wäre, hieraus einen guten Zaun zu erziehen, hievon beweißt der Ort, den ich bewohne, selbst das Gegentheil, wo fleißige Gartenliebhaber hohe und dichte Zäune von verschiedenen Obstarten, als Pflaumen, Sauerkirschen, ꝛc. zu Stande bringen. Allein dergleichen Zäune erfordern zu viele Sorgfalt, in Ansehung des Bodens, des Schnittes, und der sonstigen Pflege, als daß man sie im Großen ausführen könnte. Ihre Früchte würden auch bei einer Ortsumfassung, zu sehr dem Raube ausgesetzt seyn, als daß man hievon einen Vortheil erhalten könnte; ja sie würden selbst dem Zaune viele Beschädigungen zuziehen.

Der Nachtheil, daß Zäune einen breiten Raum fordern, und selbst auf einige Breite der anliegenden Bodenfläche schädlich sind, ist hier von gar keinem, wenigstens von weit geringerem Betrachte, als wo sie zur Einfassung der Ländereien gebraucht werden. Ich nehme an, daß bei Umfassung eines Ortes, innerhalb die zu einem Fuhrwege erfoderliche Breite, und von außen, wenigstens jene eines Pfades, frei bleibe. Beide sind wesentliche Stücke zur nöthigen Gemeinschaft, und ersterer besonders ist in mehr als einem Betrachte unentbehrlich.

Bei der Wahl der Holzarten in Hinsicht auf den Boden, ist erstlich Rücksicht zu nehmen, ob solcher eine trockene oder feuchte Lage hat, und dann auf die Erdarten, woraus er besteht. Obgleich gewisse Hölzer besser in feuchtem, und andere besser in trokkenem Boden fortkommen, so ist doch der, welcher weder zu feucht, noch zu trocken ist, gewiß der vorzüglichste, und wo dieser Fall eintrit, können wir die Pflanzung auf der vorfindigen Bodenfläche selbst vornehmen. Da, wo er nicht statt hat, werden wir wohl thun, wenn wir einen ungefähr zwei Schuh tiefen Graben ziehen, und bei zu trockenem Boden den Zaun in demselben anlegen, bei zu feuchtem aber an dessen Rand, auf der Erhöhung, die durch die ausgeworfene Erde entsteht.

In Hinsicht auf die Erdarten: so sind solche bei wirklich bestehenden Orten jederzeit mit Dammerde gemischt, und ihre wesentlichsten Bestandtheile sind dann, Dammerde und Sand, oder Dammerde und Leimen. Nachdem nun die Lage hoch oder niedrig ist, und nachdem der Sand und Leimen den größern oder geringern Theil in der Mischung ausmachen, wird der Boden trocken, gemäßigt oder feucht seyn.

In Ansehung der Holzarten, muß unsere Auswahl solche treffen, die zu einer beträchtlichen Höhe und Stärke erwachsen, von langer Dauer sind, und keine zu sorgfältige Wartung fordern, die ferner einen dichten, festen, und ohne alle Stütze für sich selbst bestehenden Zaun geben.

Schwache und zärtliche Hölzer, die nur zu geringer oder mittelmäßiger Höhe erwachsen, dienen eben so wenig zu unserer Absicht, als kriechende Hecken, die sich ohne ein eigenes Lattenwerk selbst nicht tragen, viel weniger einen Widerstand leisten können.

Es kömmt hier nicht darauf an, ein großes Verzeichniß von Holzarten anzugeben, da die Rede nicht von Lusthecken ist, sondern vielmehr von jenen, welche die eben bemerkten Eigenschaften haben, die vorzuschlagen, welche solche im vollesten Maaße mit einander vereinen. In dieser Voraussetzung rathe ich vorzüglich zu nachstehenden:

1) Die **Hainbuche.** (carpinus) Sie kann unter allen Holzarten als die vorzüglichste angesehen werden. Sie kömmt in mancherlei Boden fort, wenn er nicht allzutrocken ist, aber auch dann noch, wenn nur die Mischung aus Leimen und Dammerde besteht. Sie ist von langer Dauer, kann die härteste Witterung aushalten, und giebt einen hohen, festen und dichten Zaun, der ein schönes Ansehen macht, und weniger Insekten nährt, als manche andere Holzart.

2) Die Ulme oder Rüster (ulmus campestris) fordert schon einen

etwas

feuchtern und besserern Boden, als die Hainbuche, ist übrigens nicht weniger dauerhaft, und giebt wie sie einen hohen, starken und dichten Zaun.

3) Die Akazie, (Robinia pseudo-Acacia) wird da mit Nutzen angewendet werden, wo der Boden vielen Sand enthält, und für die beiden vorbemerkten Holzarten zu trocken ist. In feuchter und guter Erde, hat sie wirklich zu vielen Trieb. Die Akazie giebt gleich der Hainbuche und Ulme, einen hohen und starken Zaun, dessen Durchdringen oder Uebersteigen durch seine Dorne noch erschweret wird. Die Blüte und das schöne Laub dieser Holzart, machen den Zaun angenehm; allein er erfordert Sorgfalt, um ihn in Ordnung zu erhalten, auch treibt er spät, und das Laub ist etwas zärtlich.

4) Die breitblätterigte oder Wasserlinde (Tilia folio majore) wird da einen sehr schönen, hohen und festen Zaun geben, wo sie feuchten, und viele Dammerde enthaltenden Boden findet: so schön ihr Laub ist; so hat es doch das Unangenehme, daß es im Spätjahre frühzeitig abfällt.

5) Der kleine Ahorn (acer campestre) und

6) der weiße Maulbeerbaum, (morus alba) fordern beide einen guten, nicht zu trockenen, aus Leimen und Dammerde gemischten Boden. Sie geben einen hohen, dichten und festen Zaun. Das Laub der Maulbeerzäune kann auch noch zur Seidenzucht benutzt werden; obgleich es da in geringerer Menge und Güte erhalten wird, als wenn der Baum frei wächst.

7) Der nordamerikanische große Weißdorn, (cratægus coccinea).

8) Der nordamerikanische glänzende Weißdorn, (cratægus lucida).

9) Der gemeine Weißdorn, (cratægus oxyacantha) nicht minder

10) der gemeine Kreuzdorn, (Rhamnus catharticus) geben alle sehr schöne, dauerhafte, dichte, und wegen ihren Dornen undurchdringliche Zäune, die, obgleich sie nicht zur Höhe der vorbemerkten Holzarten erwachsen, doch 6 bis 7 Schuh hoch gezogen werden können. Sie fordern einen guten, stark mit Dammerde gemischten Boden, der nicht zu trokken ist.

Wir kommen nun zur Anlage und Unterhaltung der Zäune selbst. Bekanntlich können Zäune unmittelbar aus Saamen, aus Stecklingen, oder aus jungen Stämmchen angepflanzt werden. Die erstere Methode ist bei kleinen Brusthecken, auch bei breiten wilden Zäunen, die man, ohne sie im Schnitte zu erhalten, fortwachsen läßt, brauchbar; sie kann aber zu unserer Absicht nicht angewendet werden, die nicht nur hohe und starke Zäune fordert, sondern auch solche,

die bald nach ihrer Anlage den nöthigen Schutz geben; dies hat bei der Ansäung eines Zaunes nicht statt, wo viele Zeit erfordert wird, bis er heran wächst, und so lange durch eine todte Verzäunung oder eine Planke geschützt werden muß. Auch das Wachsthum der Stecklinge geht langsam von statten, ist ungewiß, und nur einige Holzarten können hiedurch fortgepflanzt werden.

Wir nehmen daher mit Grund an, daß die Zäune, welche zur Umfassung der Oete dienen sollen, von Wurzelsetzlingen oder jungen Stämmchen angelegt werden müssen. Je stärker und höher diese dem ferneren Wachsthume und der Bildung des Zaunes ungeschadet versetzt werden können, desto eher wird der Zaun zu seiner Vollkommenheit gelangen.

Die zu den Zäunen erfoderlichen Setzlinge, pflegt man theils aus den benachbarten Waldungen, theils aus den Baumschulen zu nehmen. Letzteres ist gewiß das vorzüglichste, und fast einzige Mittel, um schöne, gute und feste Zäune zu erhalten. Außerdem, daß wir nicht immer die zu unserer Absicht schicklichste Holzart in den benachbarten Waldungen antreffen, so trit nicht selten zwischen dem Boden des Waldes und jenem der Hecke eine nachtheilige Verschiedenheit ein. Auch haben die Waldstämmchen oft so schlechte Seitenwurzeln, dagegen so starke Herz- oder Stockwurzeln, daß sie bei ihrem Ausnehmen und Versetzen merklich leiden.

In einem Lande, wo man die Absicht hat, offene Orte durch dauerhafte Zäune einschließen zu lassen, und überhaupt lebendige Hecken, statt der schädlichen todten Verzäunungen und hölzernen Planken, einzuführen, wird also damit angefangen werden müssen, daß man in denselben Baumschulen anlegt, in welchen die erfoderlichen Holzarten aus dem Saamen erzogen, und an die Landesbewohner in möglichst billigen Preisen abgegeben werden.

Wie dergleichen Pflanzschulen anzulegen, und die nöthigen Setzlinge darin zu erziehen sind, ist ein Gegenstand, der nicht hieher gehört, und in andern Schriften ausführlich abgehandelt wird, welche die Erziehung der Holzarten zum eigenen Gegenstande haben, und die jenen nicht unbekannt seyn dürfen, denen die Obsorge hierüber anvertrauet ist.

Wir setzen also zum voraus, daß man die jungen Stämmchen aus den Holzpflanzungen erhält, und diese da auf eine zu unserer Absicht schickliche Art erzogen werden. Ihre wesentlichen Erfoderniſſe sind folgende:

1) sie müssen die hinlängliche Größe haben. Bei Hainbuchen, Rüsten und Linden, können wir solche ungefähr zu 8 Schuhen; bei Akazien, weissen Maulbeerbäumen und Maßholder zu 6, und bei Weiß- und

Kreutz-

Kreutzdorn zu 5 Schuhen nehmen: so, daß erstere, wenn sie bei dem Versetzen in die Heckenlinie gleich abgeschnitten werden, 6 Schuhe, zweitere 5 Schuh, und letztere 4 Schuh Höhe über der Bodenfläche erhalten.

2) Müssen die Setzlinge von unten herauf mit Zweigen versehen seyn, die schon während ihrer Pflege in der Baumschule so ausgeschnitten werden, daß sie weder durch zu starke Anzahl noch Länge, dem Stämmchen zu viele Nahrung entziehen. Es müssen endlich

3) die Setzlinge, bevor sie zum Zaune genommen werden, zweimal in der Pflanzschule versetzt seyn; und zwar a) um ihnen Anfangs die Stockwurzel zu nehmen, welches bei einiger Größe, nicht ohne Nachtheil des Wachsthums geschehen kann; b) durch weniges Beschneiden der Seitenwurzeln, ihre Vermehrung durch Nachwüchse zu befördern, und endlich c) den Stamm nach und nach an einen schlechtern Boden zu gewöhnen, der bei der zweiten Versetzung immer etwas trockener und magerer seyn sollte, als jener, in dem die Hecke angepflanzt wird.

Die Anlage des Zaunes geschiehet bei trockenem Boden im Herbste, bei mäßigem Boden aber im Frühjahr. Auch muß bei der Akazie die Ausnahme gemacht werden, daß sie nur im Frühjahr versetzt wird. Die Setzlinge müssen bald nach ihrer Ausnahme aus der Baumschule in den Boden gebracht werden, und man muß ihre Wurzeln so wenig als möglich, der freien Luft aussetzen.

Bei der Anpflanzung des Zaunes, schlage ich folgendes auf Erfahrung gegründetes Benehmen vor: wobei Tab. I. fig. 2. zur Erläuterung dienen wird.

Zu beiden Seiten der abgesteckten Heckenlinie a, b, die wir nach Beschaffenheit der Lage, wie schon bemerkt worden ist, in einer Vertiefung, auf der vorfindigen Fläche, oder auf einer Erhöhung annehmen; wird die Erde 1½ Schuh – also über 3 Schuh breit, 1½ Schuh tief umgerodet, und von Steinen und Wurzeln gereinigt. Ist der Boden an sich zu schlecht, so muß man ihn bei dieser Gelegenheit durch Beimischung von etwas Damm- oder Gartenerde verbessern.

Nun werden nach der gezogenen Schnur in der Entfernung von 4 Schuhen, runde Stangen, c, c, vermittelst eines Pfahleisens zwei Schuh tief senkrecht in die Erde gesetzt, und wohl befestigt. Sie müssen nach Verhältniß der Höhe der Hecke 7 bis 8 Schuh in der Länge, und ungefähr 3 bis 4 Zolle im Durchmesser haben, und können aus Tannen- oder Forenstämmchen bestehen, die bei starkem Heranwachsen eines jungen Anfluges gewöhnlich ausgehauen werden müssen, und fast aller Orten in billigen Preisen zu haben sind. Man verbindet

det diese Stangen durch Latten d, d, deren 4 in gleicher Weite, jedoch die untere nur 1 Schuh von der Erde, von außen gegen innen dawider genagelt werden.

Das Lattenwerk wird vorher schon aufgestellt, ehe die Zeit zum Versezzen kömmt, damit dieses alsdann desto geschwinder von statten geht. Dasselbe ist hier unumgänglich nöthig, um den Zaun gleich in seiner beträchtlichen Höhe anlegen, und durchaus in einer schönen Form und gleicher Dichte erziehen zu können. Man erspart überdies eine kostbarere todte Verzäunung, die zum Schutze des jungen Zaunes angelegt werden müßte. Uebrigens hat die Lattenwand nicht mehrere Stärke nöthig, als ungefähr 3 Jahre dauern zu können, wo der Zaun dieser Stütze nicht mehr bedarf. Das wenige Stangenholz, welches in die Erde kömmt, ist so unbedeutend, daß es bei seiner Fäulung dem benachbarten Heckenstämmchen nicht nachtheilig werden kann.

Den zum Zaune bestimmten Stämmchen werden die Spitzen der zu langen Wurzeln genommen, und man schneidet ihre Zweige so aus, daß sie ungefähr in gleicher Entfernung von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Schuh von einander stehen bleiben, jene, welche zur Seite kommen, behalten unten 14 bis 16 Zoll Länge, nehmen aber, wie sie sich der Spitze nähern, bis auf 6 Zolle ab. Die Zweige, welche sowohl von den Latten ab, als gegen dieselben zu stehen, werden durchaus in einerlei Länge von 5 Zollen abgeschnitten. e stellt ein beschnittenes Stämmchen mit seinen Seitenzweigen und f eins mit seinen vordern und hintern Zweigen vor.

Bei dem Versetzen wird ein oben ohngefähr 1 Schuh breiter, 6 bis 8 Zoll tiefer Graben in der Heckenlinie gezogen, in welchen ein Arbeiter die Heckenstämmchen einsetzt, indem sie ein anderer senkrecht an der Latte anhält. Sie kommen 9 Zolle von einander, doch so, daß immer eins dies — und das folgende jenseits der Latte steht, wie solches in der Linie a, b, bei 1, 2, 3, 4, u. s. w., angedeutet ist. Die Austheilung geschieht auf eine Art, daß kein Setzling ganz nahe an die Stangen c c zu stehen kömmt. In der Setzlinie wird eine einige Zoll tiefe Rinne gelassen, die durch das feste Andrücken der Erde von selbst entstehet, und dazu dient, damit die Wurzeln mehrere Feuchtigkeit erhalten.

Wie die beiden vorbemerkten Arbeiter die Zaunstämmchen eingesetzt haben, folgt ein dritter nach, der sie mit kleinen Weiden, die an einem feuchten Orte erhalten, und einen Tag vor ihrem Gebrauche in Wasser eingeweicht werden, an den Latten befestigt. Ein vierter bindet endlich auf gleiche Art die Seitenzweige, welche so gebogen werden, daß jene der auswärts stehenden Stämmchen ihre Befestigung hinter den einwärts stehenden,

den, und die von diesen, hinter jenen erhalten. Die in einiger Höhe stehenden kurzen Zweige bleiben ungebunden, und die Stämmchen werden oben in der bestimmten Höhe gleich abgeschnitten. In Fig. 2, welche von A. bis B. den Zaun bei seiner ersten Anlage vorstellt, ist die Art der Verbindung deutlich zu entnehmen.

In dem kommenden Sommer muß der junge Zaun bei trockenem Wetter begossen, auch vom Grase und Unkraut befreiet werden. Er bleibt so bis zum Spätjahr, oder bis zum nächsten Frühjahre, wo man die nicht getriebenen Setzlinge durch frische ergänzt, bei den angeschlagenen werden unten die jungen Zweige in gleicher Entfernung von 6 bis 7 Zollen von dem Stämmchen hinauf zu aber verjüngt bis auf einige Zolle von demselben, mit der Heckenscheere abgeschnitten; doch läßt man am obern Theile des Zaunes so viele Zweige in der Länge von ungefähr 14 Zollen, als erfordert wird, um ihn da auf gleiche Art zu binden, wie bei dessen ersten Anlage, von unten bis über die Mitte geschehen ist. Fig. 2. enthält von B. bis C. den Zaun beiläufig angedeutet, wie er sich im 2ten Jahre befindet.

Von nun an wird der Zaun, ausser daß man ihn in selbigem Jahre bei sehr trockner Witterung noch begießt, auch vom Unkraute und Grase rein erhält, keiner wesentlichen Verbesserung mehr bedürfen.

Mit Ende Julii werden die jungen Zweige, unten auf eine Entfernung von 8 Zollen von den Stämmen, herauf zu aber verjüngt, bis auf 5 Zolle, mit der Scheere verkürzt, auch die, welche über die Stämme in die Höhe gewachsen sind, schneidet man 4 Zolle hoch über denselben gleich ab. Dieses Beschneiden wird nun alljährlich mit Ende Aprils und Ende Julii wiederholt, und man läßt jedesmal den Zaun so lange 4 Zolle in der Dicke und 6 Zolle in der Höhe zunehmen, bis er ungefähr 2 Schuh Breite und 8 bis 9 Schuh Höhe, oder die bei C D E bemerkte Form und Stärke hat, in der man ihn dann durch alljährliches zweimaliges Beschneiden erhält.

Bei den hier vorgeschriebenen Maaßen, haben wir angenommen, daß der Zaun von Hainbuchen, Rüsten oder Linden angelegt werde. Wählt man statt ihrer Maßholder- oder Maulbeerstämme: so können diese etwas näher zusammen gesetzt werden, und das Lattenwerk wird weniger hoch. Noch niedriger wird die Lattenwand bei Weiß- oder Kreuzdorn, auch kommen die Stämmchen dieser, um mehr als ein Drittheil näher, wie die in Fig. 3. enthaltenen, und es ist bei ihnen nicht nöthig, daß die Sprossen auf gleiche Art, wie jene befestigt werden, genug ists, wenn man selbige bei dem Versetzen auf 3 Zolle abschneidet; das übrige giebt sich in der Folge durch die Scheere.

Man

Man wird die hier beschriebene Art Zäune anzulegen, weder zu gekünstelt, noch zu mühsam finden, wenn man bedenkt, daß die Güte eines Zaunes darauf beruht, daß er die erforderliche Höhe, und durchaus gleiche Dichte habe, dieses aber nur erhalten werden kann, wenn die jungen Stämme in schicklichen, und einerlei Entfernungen in die Heckenlinie versetzt, und die Zweige gleich, und so vertheilt sind, daß kein Theil den andern im Wachsthume hindert. Nach der gegebenen Vorschrift wird dieses genau befolgt. Die abgeschnittenen und an den Latten oder benachbarten Stämmchen befestigten Zweige machen eine Art von Gitterwerk, welches, wie sie an Dicke zunehmen, stärker wird, auch seine neuen Triebe auf beiden Seiten der Hecke, gegen außen zu macht, die da die wenigsten Hindernisse finden, und durch das Beschneiden mit der Scheere immer dichter in einander wachsen. Daß wir dem Zaune unten erst die nöthige Struktur zu geben suchen, und ihn im Anfange oben noch kurz und lichte halten, ist nöthig, damit er nicht zu stark in die Höhe treibt, und am Boden dicht zusammen wächst.

Sehr begreiflich ists, daß ein Zaun, welcher im Anfange nicht mit der nöthigen Vorsicht und Ordnung angelegt ist, in der Folge nie der Absicht entsprechen wird. Zu dicht in einander verwachsenes Holz, stirbt ab, und verursacht eben sowohl Lücken, als wenn es zu lichte steht. Wenn wir auf die Ursachen zurück gehen, warum noch in manchen Gegenden die Zäune so schlecht fortkommen, da sie in andern als vortreffliche Umfassungen dienen; so werden wir finden, daß der Fehler noch mehr in der ersten Anlage, als in der schlechten Unterhaltung liegt. Ein gut angelegter, in der Folge aber vernachläßigter Zaun, kann durch fleißiges Beschneiden bald wieder in Ordnung gebracht werden, aber ein Zaun, dessen erste Anlage fehlerhaft ist, wird auch bei der sorgfältigsten Wartung, immer sehr unvollkommen bleiben.

Der Schluß folgt künftig.

Anfrage.

Die im 56ten Stücke dieser Blätter den Leserinnen derselben, gewiß sehr unterhaltende Belehrung, über den Ursprung und die Verfertigung des Lackmus, hat bei Vielen den Wunsch erregt, von der noch mehr geschätzten englischen Blaue, dasselbe zu erfahren. Sollte nicht, wäre auch hievon ein Mehreres bekannt, und kein Geheimniß darunter, ein Kenner der Sache, gefälligst auch hierüber Unterricht ertheilen wollen?

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Freitag, den 16ten November 1792.

Ueber die Mittel, Landstädte und andere offene Orte, ohne den Gebrauch der Mauern, einzuschließen.

(Schluß).

Die Frage, ob Zäune, die gehörig angelegt und unterhalten sind, einen Ort so gut als Mauern oder andere Umfassung schützen, glaube ich mit ja beantworten zu können; denn Zäune lassen sich leicht auf 7, 8, und mehrere Schuh Höhe ziehen, können ohne starke Gewalt und Verwendung einiger Zeit nicht durchdrungen werden, und sind schwerer zu übersteigen, als Mauern von gleicher Höhe, indem die sowohl oben als auf den Seiten gegen außen stehenden biegsamen Zweige, keinen festen Standpunkt geben. Zäune endlich gegen die Beschädigungen des Viehes zu schützen, die sich überdies nicht weiter erstrecken, als daß es das Laub und die jungen Zweige abfrißt, ist da ebenfalls leicht, wo eine gute ökonomische Polizei nicht gestattet, solches ohne Hüter auszutreiben.

Ein allerdings wichtiger Gegenstand kömmt hier nun noch in Betracht. Zäune dauern gewöhnlich 40 bis 50 Jahre, und müssen dann gewöhnlich erneuert werden. Dies geschieht, indem man den Zaun auf 4 bis 6 Zoll über den Wurzeln abwirft, und aus dem frischen Ausschlage wieder einen jungen Zaun anzieht, oder indem man ihn mit den Wurzeln ausgräbt, und einen ganz neuen pflanzt. Beide Methoden haben das Nachtheilige, daß der umfaßte Raum so lange, bis der neue Zaun wieder die gehörige Höhe erreicht hat, nicht behörig geschlossen ist; bei kleinen Städten, und andern bewohnten Orten, mögte dies vorzüglich bedenklich scheinen.

Ob nun gleich durch das vorgeschlagene Lattenwerk, der eine Zaun im Anfange schon einigen Schutz leistet: so wird es doch nöthig seyn, bei jenen Orten, die ununterbrochener Beschützung bedürfen, gleich bei der ersten Einschließung darauf zu sehen, daß auf einer Seite des Zaunes, gleichviel ob solches gegen innen oder aus-

sen ist, die nöthige Breite bleibt, und jederzeit drei bis vier Jahre, vor Abgang des alten Zaunes, in der Entfernung von 4 bis 5 Schuhen, einen neuen mit demselben gleichlaufenden anlegen zu können.

Soll bei Einschließung eines Ortes durch einen Zaun die Gemeinschaft von innen und außen, nicht nur auf die Straßen eingeschränkt seyn, sondern auch da willkührlich unterbrochen werden können: so hat man Thore nöthig; daß diese aber nach alter Gewohnheit und Form recht massiv und schwer seyn müssen, obgleich sich oft bei manchem dieser Art, sehr leicht unten durchkriechen läßt; glaube ich nicht. Genug ist es, wenn die Thore mit dem Zaun gleiche Höhe haben, und aus Gestellen von ungefähr 5 Zoll dickem Holze bestehen, die an beiden Seiten mit Brettern bekleidet sind, über welchen, und zwar unmittelbar an den Thorflügeln ein kleines Dach von Brettern oder starkem Eisenbleche, angebracht ist. Ich rathe übrigens die Thore jederzeit mit Oelfarbe anzustreichen, da die hiezu nöthigen Kosten durch die längere Dauer des Holzwerkes, vielfältig ersetzt werden. Auch wird man wohl thun, wo es seyn kann, keine andere Thorpfeiler, als von Quadersteinen zu nehmen, die Jahrhunderte dauern können. Hölzerne Pfosten sind hier gänzlich zu verwerfen, da sie in der Erde bald abfaulen, und wegen ihrer öftern Erneuerung äußerst kostbar sind. Fig. 3. enthält die beiläufige Zeichnung zu einem Thor, wie ich glaube, daß es zu unserer Absicht schicklich seyn mögte.

Damit man sich zwischen den Thorpfeilern und der anstoßenden Hecke nicht durchdrängen könne, da unter ihnen keine gehörige Verbindung statt hat, so werden an den Seiten der Pfeiler, wie solches aus Fig. 3. bei a sichtlich ist, ungefähr 3 Schuh lange eiserne Stangen wagrecht eingelassen, doch so, daß immer die folgende abwechselnd um einige Zolle vor- oder zurück stehet. Zwischen ihnen wachsen die Zaunstämme hinauf.

Um zu sehen, in welchem beiläufigen Verhältniß die Kosten der Anlage und Unterhaltung eines lebendigen Zaunes, mit jenen einer hölzernen Wand und Mauer stehen, habe ich den beiden Berechnungen Tab. A. und B. noch jene Tab. C. angehängt, und es ergiebt sich daraus, daß bei der Auswahl des lebendigen Zaunes eine merkliche Ersparniß eintrit.

Lit. A.

Berechnung der Kosten zur Errichtung eines Stückes Umfassungswand von 16 Schuh Länge, nach Tab. I. Fig. 1.

	Rthlr.	ggr.	pf.
1) Zwei steinerne Pfeiler machen 18 laufende Schuhe Quader, jeden zu 4 ggr. — — —	3	—	—
2) Funfzehn laufende Schuhe Schwellenstein, jeden zu 3 ggr.	2	3	6
3) Zur Einmauerung jeden Pfeilers sind erforderlich 15 Kubikschuhe rauhe Mauer. 144 Kubikschuhe rauhe Mauer kosten an Steinen, Kalch und Sand 4 Rthlr. 14 ggr.; folglich 30 Kubikschuhe — —	—	20	10
4) Die gehauenen Pfeiler und Schwellensteine, desgleichen die rauhen Mauersteine und den Kalch und Sand beizuführen, auf eine Viertelstunde Weges, macht 3½ Fuhren, jede zu 4 ggr.	—	14	—
5) Zu einem Pfeiler das Fundament auszugraben, und den Pfeiler in Verbindung der Schwelle einzumauern 4 ggr.	—	8	—
Ertrag des Theiles von Steinen 6 Rthlr. 22 ggr. 4 pf.			
6) Tannene Bretter zu 15 Schuhen lang, 11 Zoll breit, ¾ Zoll dick; 9 Stück, jedes zu 4 ggr. 6 pf. — —	1	16	6
7) Zwei funfzehnschuhige Latten, 2½ Zoll breit, 1 Zoll dick; das Stück 1 ggr. 6 pf. — —	—	3	—
8) Eine Doppeldiele zu 16 Trägern zur Unterstützung des Daches	—	8	—
9) Zwei Streifen schwarzes Blech, 2 Schuh lang, 3 Zoll breit, eine Linie dick — —	—	2	—
10) Vierzig doppelte Leistnägel zur Befestigung der Träger	—	2	—
11) Hundert einfache Leistnägel zum Dach und den Latten	—	2	—
12) 24 Schloßnägel zur Befestigung des Bleches —	—	—	6
13) Für Schiffpheer — —	—	4	—
14) Zur Beiführung des bemerkten Materials auf ¼ Stunde Weges, ½ Fuhr — —	—	2	—
15) Arbeitslohn — — —	—	6	—
Ertrag des Theiles von Holz 2 Rthlr. 22 ggr. – pf.			
Ganzer Ertrag der ersten Anlage –	9	20	4
Nimt man in hundert Jahren eine dreimalige Erneuerung des Holzwerkes zu 2 Rthlr. 22 ggr., so müssen zu obiger Summe noch gesetzt werden —	8	18	—
Ertrag in hundert Jahren –	17	14	4

Lit. B.

Berechnung der Kosten zur Aufführung einer Mauer, in der Länge von 16 Schuhen, nach Tab. I. Fig. 2.

		Rthlr.	ggr.	pf.
1)	Die ganze Mauer zu 7 Schuhen hoch, 1½ Schuhe dick, im Fundament 2 Schuhe dick, und 3 Schuhe tief, hält 269½ Kubikschuh. 144 Kubikschuh kosten an Steinen, Kalch und Sand 4 Rthlr. 14 ggr. — —	8	13	—
2)	Vorbemerktes Material beizuführen, werden erfordert 10 Fuhren, jede auf ¼ Stunde Wegs, 4 ggr. —	1	16	—
3)	16 laufende Schuhe Fundament zu graben —	—	16	—
4)	Für 144 Schuhe Mauer aufzuführen, Arbeitslohn 1 Rthlr. 16 ggr., also für 269½ Kubikschuhe —	3	3	—
	Ganzer Ertrag —	14	—	—

Lit. C.

Berechnung der Kosten zur Anlage und Unterhaltung eines Stücks lebendigen Zauns, in der Länge von 16 Schuhen nach Tab. I. Fig. 2.

		Rthlr.	ggr.	pf.
1)	Vier 8 Schuhe lange ungefähr 3 Zoll im Durchmesser haltende Stangen — — —	—	8	—
2)	Vier 16 schuhige Latten, zu 1½ ggr. —	—	6	—
3)	16 Leistnägel — — —	—	—	4
4)	24 junge Heckenstämmchen, das Stück zu 1 ggr. —	1	—	—
5)	150 kleine Bindweiden — —	—	1	—
6)	Auf 16 laufende Schuhe die Erde 2½ Schuh breit 1½ Schuh tief umzuroden — — —	—	2	—
7)	Das Lattenwerk zu verfertigen — —	—	1	6
8)	Die Setzlinge zu beschneiden, zu setzen, und gehörig mit Weiden anzuheften — —	—	4	—
9)	Den Zaun den Sommer durch zu pflegen —	—	4	—
10)	Den Zaun im nächsten Frühjahr zu verbessern, zu beschneiden und zu heften — —	—	2	—
	Latus —	2	4	10

Trans-

	Rthlr.	ggr.	pf.
Transport —	2	4	10
11) Den Zaun den Sommer durch zu pflegen und zu beschneiden —	—	2	—
12) Denselben, und den nach funfzig Jahren anzulegenden jeden 48 Jahre durch alljährlich 2 mal mit der Scheere zu beschneiden, jährlich 1 ggr., macht für 96 Jahre —	4	—	—
Ganzer Ertrag —	6	9	10

Bemerkung.

Man nimt an, daß der nach 50 Jahren anzulegende neue Zaun, aus dem Holzertrage des alten hergestellt, und 2 Jahre durch unterhalten werde.

Unmaaßgebliche Vorschläge zur Beförderung der Wohlfahrt des Landmannes.

Nur Liebe zu einem großen Theile meiner dürftigen Mitmenschen, und der herzliche Wunsch, auch unter dem geringen, oft unverdient von seinen Schuldnern verachteten Landmanne Glück und Wohlseyn nach meinen wenigen Kräften verbreiten zu helfen, nöthigen mir diese nicht aus Büchern, sondern aus einer mehrjährigen Erfahrung gesammleten Gedanken ab. Vielleicht sind sie mehrmals laut gesagt; aber nicht so allgemein dem größesten Theile nach befolgt, und deswegen die Wiederholung derselben nicht überflüßig, und uneingenommenen Menschenfreunden willkommen. Meine Absicht ist nicht, den Landmann reich zu machen, denn dies würde von großen Schwierigkeiten, und vielleicht noch größerm Schaden für ihn selbst und für den Staat begleitet seyn: ich mögte ihn gern von drückender Schuldenlast befreiet, und seines Daseyns froh sehen, und das ist er mit einem jeden rechtschaffenen Manne, wenn er sich nicht mahnen lassen darf. Dazu führen unter andern, nach meiner wenigen Erfahrung, folgende Vorschläge und sie verdienen erwogen und ausgeführet zu werden.

Einmal muß über die Abtragung aller Abgaben, sie haben Namen, wie sie wollen, wenn sie fällig sind, strenge und unabbittlich gehalten, und keine gelinde Beitreibung geduldet werden. Das Gegentheil ist eine unüberlegte Nachsicht und Barmherzigkeit, in wahrer Härte. Kann der Landmann sich, so wie Kinder einen sie verzärtelnden Vater gut nennen, nach seinem Ausdrucke, guter Obern rühmen, so wird er dadurch sicher, das heißt: ein schlechter Bezahler aller seiner

Schul-

Schulden, auf seine Art verschwenderisch, unbekümmert um seine Haushaltung, und ganz sorgloß für die Zukunft. In dieser Verfassung, so ganz gedankenloß trift ihn der Schlag, der nicht ausbleiben konnte. Bezahlen soll er die gehäuften Ausgaben, mit Gewalt bezahlen, wohl gar zur unrechten Zeit, wenn er nichts versilbern kann, bezahlen.

Nun müssen ihn entweder ohne jene Nachsicht vielleicht ganz unnöthig gewesene, und andern würdigern Dürftigen zu entziehende Remissionen retten, oder der Elende siehet sich genöthiget, zu seinem größten Schaden Aecker oder Wiesen zu verpfänden, oder sein ihm unentbehrliches Vieh wegzuschlagen, oder auf andere Art gewissenlosen Wucherern zur Beute zu werden. Hier segnet mein Herz, die durch ihre Schärfe in Beitreibung der Gefälle, zu Wohlthätern für den Staat gewordenen Obern, denn sie bewirken Arbeitsfleiß, Sparsamkeit, gute Wirthschaft, pünktliche Bezahlung, und Credit; und wenn sie zu Abmeierungen schreiten, auch unter der sicherern Classe der Landbearbeiter, Erstaunen und Nachdenken, davon die Nachkommen reiche Früchte einerndten.

Mit diesem Vorschlage verbindet sich gleichsam der zweite von selbst. Sollen die Landleute und ihre Höfe und Güter möglichst schuldfrei gemacht und erhalten werden; so mögte eine doppelte Vorsicht bei Besetzung derselben, durch Hineinheirathen überaus nöthig seyn. Die eine davon ist bereits an manchen Orten mit augenscheinlichem Vortheile eingeführet, und ich wünschte, wenn es anders allenthalben möglich ist, daß sie durchgehends beobachtet würde. Ich meine die Taxation des Hofes durch einen Vogt, oder Hogräfen, Zimmermann und Geschwornen, vor der Heirath, wobei alle Schulden benannt, diese erst von der Summe abgezogen, und alsdenn die Theile der Alten und Kinder bestimmt werden. Ich habe mich als Laie in den Rechten umständlich genug über das, worauf ich ziele, ausgedrückt, und begnüge mich bloß damit, die herrlichen Folgen dieser Vorsicht bemerklich zu machen. Die Höfe arbeiten sich bei dieser Einrichtung bei Zeiten aus den Schulden heraus, die sonst darauf hundert Jahre lang, ja ewig haften. Warum? Das junge Ehepaar, dem nicht zu leichte Bezahlungstermine gesetzt sind, gewöhnet sich in den ersten Jahren, um nicht durch Execution beschimpft zu werden, zu einer unermüdeten Arbeitsamkeit, Häuslichkeit, und Entziehung desjenigen, was es sich sonst wohl vergönnete; aufgemuntert durch die schon viel sagende Belohnung, daß es im ersten Jahre alles Aufgelegte abgetragen hat, stärkt es seinen Muth, den ewige Mahner bei andern, schon in dieser kurzen Frist fast ganz niederschlagen, zur Anstrengung, wenn es möglich wäre, mit verdoppelten Kräften, siehet in die Zukunft ohne Mißtrauen und Verzweiflung,

lung, dieſe ſo fruchtbare Mutter der Nachläßigkeit, aller anfangs noch ſo fleißigen Hände, in einem ganzen Heere von Laſtern: erblickt einen reinen Hof, und Kinder, die ſich ihres Lebens und ihrer Aeltern freuen, und wiſſen, wofür ſie Schweiß vergießen. Dieſe Kinder, durch das gute Beiſpiel ihrer Aeltern erzogen, und vom eigenen Triebe, der durch den ſichtbaren Nutzen geſtärket worden, geleitet, werden Knechte und Mägde an andern Orten, um nach dem Gutfinden der Aeltern, die nun fremdes Geſinde ſtatt ihrer Kinder halten, gleichſam in die Fremde zu gehen, und allerhand Vortheile im Ackerbaue, und im Erſpahren zu lernen, aber auch ſich einen guten Pfenning zu verdienen, wodurch ihnen der Weg zu ihrem Glücke durch Heirathen gebahnet wird. Nicht ohne inniges Leidweſen entdecke ich hergegen an den Orten, wo jene unſchätzbare Vorſicht nicht angewandt iſt, ſey es aus Nachläßigkeit oder Unmöglichkeit, daß die Kinder bei ihren in ewigen Schulden ſteckenden und ſeufzenden Aeltern bleiben müſſen, weiter nichts als die oft erbärmliche Haushaltung und Arbeit in ihrem Hauſe lernen, faul und träge in Berufsgeſchäften werden, weil ſie kaum ihren nothdürftigen Unterhalt davon haben, und mehr als zu ſehr dem Hofe als Unverheirathete und Abgelebte, zur Laſt fallen, und dem Staate am allerwenigſten nützen.

Mein letzter Vorſchlag iſt dieſer: man ſuche es ſorgfältig zu verhüten, daß kein Landmann ſeine liegende Gründe einem Wucherer im Nothfalle für eine Kleinigkeit hingebe, und ſich dadurch der traurigen Nothwendigkeit ausſetze, entweder ſelbſt zu darben, oder ſein Vieh darben zu laſſen. So gewiß es iſt, daß jene Peſt von Menſchen, dem Wohlſtande des Landmanns ſehr gefährlich iſt; ſo unentbehrlich wäre ein ernſtliches und nachdrückliches Verbot dieſes unüberlegten Schrittes des Landmannes, und die genaueſte Nachfrage, ob auch demſelben von allen nachgelebt werde. Woher nimt aber der arme Landmann Geld, wenn er deſſen unumgänglich bedarf? ich könnte antworten: ſichert man ihn nach dem erſten und andern Vorſchlage vor Schulden, ſo wird jener Fall nicht ſo leicht eintreten; doch da er eintreten, und ohne Jemandes Schuld vorkommen kann, ſo rathe ich an, Kirchengeld zu leihen. Der Landmann hat davor einen Widerwillen, weil er an Zinſen bezahlen muß; aber er weiß ſeinen Vortheil nicht, da ihm dieſes Geld nie zur Unzeit gekündigt, ja faſt nie geloſet wird, wenn die Intereſſ richtig abgetragen wird, und das Kapital ſicher ſtehet: ein Vortheil den er faſt bei keinem andern Gläubiger erwarten darf. Vielleicht machte eine kleine Herabſetzung der Zinſen auf dieſes Geld, daſſelbe noch wohlthätiger für den Landmann. Doch dieſes und alle meine wenigſtens gut gemeinten Vorſchläge überlaſſe ich höherer, kraftvoller Beurtheilung.

Er-

Erinnerung bei den im neuen hannoverischen Magazin St. 81. beschriebenen bleiernen Röhren.

Jene Beschreibung von bleiernen Röhren, ist so kunstmäßig und empfehlend, daß man ihnen den Nutzen nicht absprechen kann, und vielleicht in Versuchung gerathen mögte; sie allgemein einzuführen. Ich hoffe jedoch, als Arzt, folgende kleine Erinnerung dabei machen zu dürfen. So lange man den Gebrauch dieser bleiernen Röhren bloß auf Wasserleitungen einschränkt, die nicht Menschen oder Vieh zum Gebrauche bestimmt sind; sondern sie zu Caskaden, Fontainen, zum Waschen von Leinewand, u. s. w. das Wasser hinleiten sollen, mögen die empfohlenen bleiernen Röhren vor den vorigen, Vorzug verdienen. Wird aber ihr Gebrauch weiter ausgedehnt, und sie sollen auch dazu dienen, wozu bisher die hölzernen Wasserröhren in unserer Stadt gedient haben, das heißt, das Wasser ins calenberger Thor herein und aus der Leine, nicht nur zum Feuerlöschen in die Stadt zu bringen, sondern auch in die Häuser, um es als weiches Wasser, auch zum Kochen, Brauen, u. dgl. zu gebrauchen; so muß ich frühe genug gegen die Einführung dieser bleiernen Röhren dringend warnen, so sehr ich auch wünschte, daß man anstatt der bisher gebräuchlichen hölzernen Wasserröhren, andere weniger kostbare und dauerhaftere einführen mögte.

Bekanntlich bedarf es nicht immer einer Säure, um Blei aufzulösen, bloß Wasser, fast jede andre Feuchtigkeit in der Erde oder Luft, löset durch die Länge der Zeit, davon schon, obgleich eine geringe Menge, langsam auf; das Blei wird allmählig bröckligt und angefressen. Eben so bekannt ist es auch, daß Blei eines der gefährlichsten Gifte ist, dessen Wirkung sich zwar nicht immer schnell, aber doch unausbleiblich langsam, und so versteckt äußert, daß selbst genau beobachtende Aerzte Mühe haben, die Gegenwart desselben im menschlichen Körper zu entdecken, da die davon veranlaßten Krankheiten oft mit andern eine große Aehnlichkeit haben, die ohne verschluckres Blei, Bleiweiß, u. s. w. entstehen. — Die Aerzte sind in den neuern Zeiten darin einstimmig, daß der jetzige häufigere Gebrauch des Bleies, und der daraus oft entstehende unmerkliche Genuß desselben, an vielen Krankheiten Antheil haben könne, wo man es gar nicht erwartet; sie warnen daher nicht nur gegen alle aus Blei verfertigten Geräthe, sondern auch selbst gegen solche, wo nur entfernter Verdacht auf wenig beigemischtes Blei fällt, z. B. zinnerne Gefäße. Denn man hat entdeckt, daß sogar die gewöhnlichen blechernen Trichter bloß deswegen schon gefährlich geworden sind, weil sie mit Blei gelöthet sind, das durch Essig, Wein, rc. allmählig aufgelöset wird; und man will auch aus eben dieser Ursache jetzt in England die blechernen Dachrinnen verwerfen, ob sie gleich nichts wie Regenwasser leiten. — Es wird also wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß jene beschriebenen ganz bleiernen Röhren, mit großer Behutsamkeit einzuführen seyn dürften, und die Aufmerksamkeit der medicinischen Polizei verdienen.

Hannover. W.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Montag, den 19ten November 1792.

Schreiben an den Herausgeber des neuen hannoverischen Magazins.

Ew. nehme ich mir die Freiheit, hier eine Nachricht von einem sehr merkwürdigen Hagelwetter mitzutheilen, das am 3ten September d. J. die Gegend von Beverungen betroffen hat. Sie rührt von einem sehr hoffnungsvollen hier Studirenden, Namens Lampadius her, der sich mit unermüdetem Eifer und dem glücklichsten Erfolg der Naturwissenschaft widmet. Proben von beiden wird man in der Relation selbst nicht verkennen. Denn es gehört fürwahr von der einen Seite viel Eifer für die Naturkunde dazu, bei schlechtem Wetter, einen elenden Weg von 12 deutschen Meilen zu Fuß zu machen, bloß in der Hofnung einiges Licht über einen so sehr dunkeln Gegenstand der Meteorologie zu erhalten, und von der andern gewiß gute Kenntnisse solchen Gebrauch davon zu machen. Sie hatten vor einiger Zeit die Güte, einige meteorologische Beobachtungen von eben diesem Hrn. Lampadius in das 76te Stück Ihres Magazins aufzunehmen. Aus Versehen blieb damals eine kurze Einleitung zurück, womit ich sie begleitet hatte, und woraus ich hier nur das wesentlichste kurz nachholen will. Es ist jenes Journal eigentlich bloß ein kurzer Auszug aus einem viel ausführlicheren, das Hr. L. regelmäßig in der Absicht führt, etwas Bestimmtes über den Zusammenhang und den Gang der Wärme und Elektricität in der Atmosphäre zu entdecken, und einige Ideen des Herrn de Luc zu verfolgen, und mit der Erfahrung zusammen zu halten. Was dem Urheber zu vorzüglicher Ehre gereicht, ist, daß er diese Beobachtung bloß aus eignem Antrieb zur Befriedigung eigner Neugierde und Prüfung einiger Muthmaßungen, ohne alle weitere Rücksicht auf Bekanntmachung, und fast ohne alle Anweisung angestellt hat. Ich habe ihn eigentlich zur Verfertigung jenes Auszugs für das Magazin aufgemuntert, und nehme daher auch alle Schuld, falls einige, welches ich nicht fürchte dadurch contrahirt werden sollte, gern über mich. — Als

eine Anmerkung zu den Beobachtungen im Mai führe ich an, daß, da wir hier am 21ten jenes Monats die außerordentliche Hitze von 24,5 Reaumur Graden, oder 87 Fahrenh. hatten, es, wie ich aus dem Tagebuch des P. Cotte, (Observ. sur la Physique &c. Juin. 1792. p. 440.) ersehe, am 23. und 24ten zu Montmorenci, welches 2½ Grad südlicher liegt, als Göttingen, Eis gefroren hat. Schade daß gerade diese Tage im hiesigen Tagebuch, wegen einer Reise des Herrn Verfassers nicht bemerkt sind.

Einige Anmerkungen, womit ich nachstehenden Aufsatz zu begleiten willens war, sind etwas groß gerathen. Ich will sie also lieber zu einem Ganzen vereint Ihnen nächstens besonders mittheilen.

Göttingen. J. C. Lichtenberg.

* * * * * * * * *

Einige Nachrichten und Bemerkungen über die Gewitter vom dritten September dieses Jahrs.

Der 3ten Sept. ist wegen der häufigen und an manchen Orten mit den schrecklichsten Verwüstungen begleiteten Gewitter so merkwürdig geworden, daß ich hoffen darf, den Lesern dieses Magazins werde eine kurze Erzählung der Nachrichten, die ich darüber zum Theil selbst eingezogen, zum Theil von Freunden mitgetheilt erhalten habe, nicht unwillkommen seyn.

Besonders hart traf die verheerende Gewalt des heftigsten Hagelwetters das vielleicht in diesem Jahrhunderte wüthete, das kleine Städtchen Beverungen, welches zum Hochstift Paderborn gehört.

Die ersten Nachrichten von den durch das Hagelwetter daselbst bewirkten Verwüstungen, hörte ich am 22ten Sept. vom Hrn. Hofrath Lichtenberg, und nachher umständlicher von dem Hrn. Major Müller, dem sie ein Reisender mitgetheilt hatte; sie lauteten so ganz außerordentlich traurig und merkwürdig, daß, wenn sie auch die Hälfte übertrieben gewesen wären, wie doch das der Fall nicht war, dies eins der stärksten Gwitter seyn mußte, dessen man sich seit langer Zeit entsinnen konnte. Voll Begierde mich zu überzeugen, und alle genaue Fakta hierüber selbst zu sammeln, gieng ich gleich am folgenden Morgen den 23ten Sept. aus Göttingen, weil ich auch hoffte, durch die genaue Sammlung derselben, der Physik einigen Nutzen zu leisten, da bei der Erklärung dieses fürchterlichen Phänomens noch viele Dunkelheit herrscht. Ich nahm meinen Weg durch den Sollinger Wald, und

und nach Zurücklegung eines 6 Meilen langen beschwerlichen Weges, kam ich am Abend zu Beffen, einem Dorfe nordwärts unter Beverungen gelegen, an. Den folgenden Tag gieng ich nach Beverungen selbst.

Beverungens Lage ist unter Bergen, welche es von der N. W. und S. O. Seite umgeben. Nach S. W. zu, erstreckt sich ein langes Thal, und an der östlichen Seite fließt die Weser nahe vorüber, Zwei Dörfer, Meinbrexen und Derenthal, welche ebenfalls schrecklich von dem Gewitter mitgenommen sind, liegen von Beverungen in der Richtung von S. W. nach N. O. das erstere etwa ½ Stunde jenseits der Weser im Thal; das zweite noch eine Stunde weiter schon am Ende des Sollinger Waldes.

Nun zur Erzählung von dem Gewitter selbst, welche ich von verschiedenen glaubwürdigen Einwohnern Beverungens selbst eingezogen habe.

(Schon am Morgen waren in der Ferne verschiedene Gewitter vorüber gezogen.) Es war den 3ten Sept. Nachmittags um 1 Uhr, als plötzlich ein fürchterliches Gewitter, welches aus sehr dickem Gewölk bestand, in dem Thal aus S. W. heran gezogen kam, und im Anfange, von einem heftigen Sturme begleitet wurde. In unglaublicher Schnelligkeit war es heran gerückt, und plötzlich wurde der Tag in die dunkelste Nacht verwandelt, so, daß man keine Gegenstände erkennen konnte.

Im Augenblick darauf, stürzte die ungeheure Menge Eis und Wasser vom Himmel, deren verwüstende Wirkung ich gleich beschreiben will, und wenn ich ein Mittel aus den Erzählungen der Einwohner ziehe, welche freilich wohl in diesem fürchterlichen Zustande einiges Bewußtseyn verlieren musten, so hielt dieses Wetter, mit seiner vollen Macht eine Stunde an. Die Einwohner sagten mir freilich, es habe nur wenige male gedonnert; allein die Bewohner der umliegenden Gegend, erzählten mir das Gegentheil. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Fallen des Hagels und des Wassers, welches Stoßweise von Sturm begleitet war, die Einwohner selbst für den Donner taub machen konnte. Das Gewitter nahm hierauf seinen Zug über Meinbrexen, Derenthal, und so weiter über den Sollinger Wald.

Die Größe des Hagels ist erstaunlich gewesen, und seine Höhe an vielen Orten, auf dem Felde über 5 bis 6 Schuh. Die Commissarien, welche von der Regierung nach Beverungen geschickt waren, um den Schaden zu taxiren, fanden am 6ten September noch Stücke von 17 Loth. Ich selbst fand am 24ten September, (also 3 Wochen nachher) in verschiedenen Gärten und Kellern noch Körner von der Größe einer wälschen Nuß. Die fürchterlichen mit Hagel vermischten Wasserfluthen, drangen in die Häuser, durchbrachen Mauern, und strömten hinten wieder hinaus,

nachdem sie die Keller und Zimmer mit Eis gefüllet hatten. Das Eis hatte sich zum Glück in dem einen Thore gesammlet, dasselbe verstopft, und so eine noch größere Wasserfluth abgehalten. Die Bürgerschaft muste verschiedene Tage arbeiten, um sich durch das Eis wieder einen Weg aus dem Thore zu öfnen, und doch war die Fluth so groß, daß mit Flachs beladene Wagen, in der Stadt herum flossen. Einen ungefähren Begriff wird man sich von der Größe des Hagels machen können, wenn ich sage, daß derselbe im Stande war, die Schiefer auf dem Dache zu zerschlagen, die kleinen Aeste von den Bäumen zu spalten, und in den Fenstern auch sogar Blei und Holz zu zerschmettern.

Im Felde hatte man einen traurigen Anblick. Die schönsten Fluren, welche eine reiche Erndte versprachen, sind gänzlich verwüstet, und an vielen Orten einem Meeresboden ähnlich gemacht, indem sie mit Schlamm und Steinen von den Bergen überhäuft sind. Auf dem Wege von Blankenau nach Beverungen, wo das ganze Sommerfeld war, siehet man an den Hecken und Gesträuchen kein Blättchen, sondern die kleinen Aeste sind alle niedergeschlagen, und die Rinde der Gesträuche abgeschelt. Der Haber, Gerste, u. s. w. sind so total verwüstet, daß nicht das geringste von Sommerkorn eingeerndtet ist. Alles ist so in die Erde geschlagen, daß bei meinem Daseyn, die Felder von dem unter der Erde geschlagenen Korne, wieder neu ausgeschlagen waren.

Der Schaden, den dieses kleine Städtchen erlitten hat, erstreckt sich nach dem Bericht der Einwohner, und nach der Taxation der Commissarien, auf 18000 Rthlr.

Die Größe und Macht der Wasserfluthen, wird aus dem folgenden erhellen. Eines Fenstermachers Sohn, welchen das Wetter im Felde überrascht hatte, ist durch die Gewalt der Fluthen fortgeschwemmt, und einige Tage nachher bei Luchtringen, ungefähr 5 Stunden unter Beverungen, in der Weser wieder gefunden worden. Ein anderer, welcher einen mit Flachs beladenen Wagen, nebst vier Pferden geführt hat, ist durch den Strom von den Bergen mit Wagen und Pferden fort geschwemmt, hat sich selbst aber noch glücklich gerettet.

Die Weser, welche sonst nach dem stärksten Gewitterregen selten anschwillt, ist plötzlich bis an ihr höchstes Ufer geschwollen, so, daß die Einwohner in Boffgen, in der größten Eile ihren Flachs, welcher nicht weit vom Ufer im Wasser lag, retten musten.

Von Beverungen nach Blankenau, fuhr ich am 24ten auf der Weser hinab, und da uns einige Schiffe, die gegen den Strom durch Pferde gezogen wurden, begegneten, machte es ihnen viele Mühe die Ufer der Weser bei Beverungen zu passiren, weil das hineingestürzte Wasser große Buchten

in

in die Ufer gerissen hat. Eine derselben, wo ein halber Morgen Landes in eine solche mit Weserwasser angefüllte Bucht verwandelt worden ist, schätzte ich auf dem Wasser ungefähr 300 Schuh breit.

Dieses sey genug, von der verwüstenden Gewalt dieses Wetters bei Beverungen. Mit noch andern weniger merkwürdigen Vorfällen, will ich meine Leser nicht beschweren. *)

Dieser Tag des Schreckens wird den Bewohnern der dasigen Gegend tief in das Herz gegraben bleiben, denn nach ihrer eigenen Aussage, glaubten sie unbezweifelt, der letzte Tag sey erschienen.

Von dem Dorfe Meinbrexen hörte ich folgendes: der Hagel sey daselbst mit solcher Gewalt durch die Gebäude geschlagen, daß sich die Kinder mit dem Gesicht und Körper auf die Tische gekrümmt hätten, um dem Hagel und Wasser zu entkommen; allein dem ungeachtet, sind sie hinten am Kopfe verwundet worden.

Aus Derenthal ist folgende Nachricht vom Herrn Pastor Hessemüller daselbst. Es hatte den ganzen Morgen schon gedonnert. Zwischen 1 und 2 Uhr kam über Paderborn und Beverungen her eine schreckliche Wolke, welche in kurzer Zeit alles mit Hagel überschwemmte. Am 3ten Tage lag der Hagel an den mehrsten Stellen noch über 4 Fuß hoch. Dem Herrn Pastor Hessemüller, sind allein einige 1000 Fuder Erde weggeschwemmet, und er glaubt, daß wohl 20 Jahre dazu gehören, den Schaden zu verbessern, der in 1½ Stunde angerichtet ist.

Auf meinem Wege im Sollinger Walde, zwischen Uslar und Neuhaus, traf ich einen Mann, welcher mir erzählte daß bei dem Lacken Hause, (ein Hirtenhaus im Sollinger Walde, wo der Amtmann von Uslar sein Vieh weiden läßt,) auf dem Hils, einem hohen Berge, dem Wege von Uslar nach Neuhaus rechter Hand gelegen, ebenfalls ein schrecklicher Hagel gefallen sey. Ich zog von dem Hirten selbst die Nachricht ein, daß am 3ten September, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr daselbst ein starkes Gewitter, welches von Hagel von erstaunlicher Größe begleitet, gewesen sey. Seine vielleicht übertriebene Beschreibung war von Hagelstücken, die wie Steine welche er mir zeigte, einen halben Fuß im Durchmesser gehabt hätten. Indessen müssen sie doch sehr groß gewesen seyn, da sie kleine Aeste von den Eichbäumen zu schlagen vermögend waren. Dem Viehe hat der Hagel eben keinen Schaden verursacht, weil er im Fallen durch die Bäume aufgehalten wurde.

Bis

*) So z. B. soll ein Pferd durch den Hagel im Felde sehr tief verwundet nach Meinbrexen gekommen seyn.

Bis an diesen Ort habe ich Ursache zu vermuthen, daß es das nemliche Gewitter war, welches Beverungen, und die ihm nordöstlich liegenden Orte betroffen hat, weil diese Gegend auf dem nemlichen Striche liegt. Fast glaube ich dasselbe noch bis nach Einbeck verfolgen zu können, wo an eben diesem Nachmittage ein starkes Gewitter, mit großem Regen und etwas Hagel begleitet gewesen ist.

Was ich genau bestimmen kann, ist: daß sich jenseits des Sollinger Waldes, das Gewitter nebst Hagel und Regen, ohngefähr 3 Stunden in die Länge von S. W. nach N. O., und eine Stunde in die Breite erstreckt hat.

Sonst sind die Donnerwetter an diesem Tage, an vielen Orten und stark gewesen.

Herr Lentin hieselbst hatte die Güte, mir zu sagen, daß ihm sein Vater, der Herr Hofmedikus Lentin geschrieben, daß an dem oft erwähnten Tage, ein sehr heftiges Gewitter in Lüneburg gewesen, wodurch ein Mann getödtet, und dadurch dessen Taschenmesser und ein Nagel in dem Schilderhause, worin er sich verborgen hatte, magnetisch geworden sey.

Eben so sagt mir ein Freund, daß in seiner Heimath Bassum, einige Meilen von Bremen, ein starkes Gewitter gewesen, welches eine Frau erschlagen, und von heftigem Regen begleitet war.

Noch mehrere Nachrichten werden den Lesern aus den Zeitungen, bekannt seyn.

Zum Beschluß meiner Erzählungen, will ich noch meine Beobachtungen dieser Tage hier in Göttingen, wo die Gewitter sehr schwach waren, hersetzen.

Den 3ten September	Morgens.	Mittags.	Nachmitt.	Abends.
Wärme	9,0.	20,0	15,0	9,5
Elektricität	schwach +	schw. +	stark — und +	schw. +

Es wehete den Morgen ein schwacher Südwind, und der Himmel war bis gegen Mittag mit vielen begrenzten Wolken bedeckt. Von 1 bis 5 Uhr Nachmittags zogen häufige Gewitter, aus S. W. nach N. O. theils nördlich, theils südlich vorüber. Wegen der Abwesenheit von meinem Beobachtungsorte, konnte ich die Elektricität jenes Donnerwetters nicht untersuchen, welches uns zwischen 4 und 5 Uhr ziemlich nahe vorüber zog. Wie ich aber nach Haus zurück kehrte, fand ich positive und negative Figuren auf dem Harzteller, und während daß es noch fortregnete ohne zu donnern; war die Elektricität noch 35 Minuten so stark, daß viele Funken

ken erfolgten b), und zwar abwechselnd positiv und negativ.

Durch in der Ferne vorüber ziehende Gewitterwolken, wurde die Luftelektricität oft einige Minuten Null. Ein Donnerwetter, welches zwischen 2 und 3 Uhr in der Ferne aus Westen nach Osten nördlich vorüber zog, dauerte unaufhörlich, aber sehr entfernt.

Nach dem Gewitter blieb der Himmel wolkigt, und die Elektricität nahm wieder ihren gewöhnlichen Zustand, nemlich den schwach positiven, an. Gleich nach den Gewittern war das Thermometer 5° 5, gefallen.

Dieses ist die Abschrift meiner Beobachtungen, so wie ich sie über Elektricität und Wärme täglich anstelle.

Nachdem ich nun das merkwürdigste der Gewitter des 3ten Septembers erzählt habe, so sey es mir nun noch erlaubt, etwas über die Entstehung dieses fürchterlich schönen Phänomens zu sagen.

Es ist keine geringe Schwierigkeit die Frage zu beantworten, wie entsteht in einer trocknen und heißen Luft, plötzlich eine solche Menge Wasser und Eis?

Diejenigen Naturforscher, welche die Entstehung des Regens und Hagels, aus einer Erkältung der warmen mit Wasser saturirten Luft erklären wollen, verlieren sicher bei einem Blick in solches Beverungsches Hagelwetter allen Muth. Mehr hievon habe ich an einem andern Orte c) gesagt.

Ich nehme daher mit meinem verehrungswürdigsten Lehrer Hrn. Hofr. **Lichtenberg**, und dem Herrn **de Luc**, an, daß der Regen nicht der gerade umgekehrte Proceß der Ausdünstung ist, sondern daß der Regen, und vorzüglich die Donnerwetter eine wirkliche Zersetzung der atmosphärischen Luft sind. Denn nichts hindert uns zu glauben, daß in der Atmosphäre ebenfalls stets chemische Anziehungen und neue Verbindungen statt finden, und daß uns dieses noch dunkel scheint, darf uns darum nicht abschrecken, denn von dem Fluido worin wir selbst leben, haben wir nur geringe Erkenntniß, und gewiß kennen wir noch nicht alle Substanzen in der Atmosphäre.

b) Die Leser dieses Magazins, werden meine Einrichtung aus dem 76ten Stücke von diesem Jahre kennen.

c) Kurze Darstellung der vorzüglichsten Theorien des Feuers, von W. A. F. Lampadius. Göttingen 1793. bei J. C. Dieterich.

Der Schluß folgt künftig.

Ver-

Verzeichniß einiger abergläubischen Meinungen und Gebräuche aus Niedersachsen.

1) Junge Hausthiere dürfen nicht an Solche verkauft werden, von denen man es weiß, daß sie dieselben zur Zucht behalten wollen. Denn sonst würde der Verkäufer Gefahr laufen, daß seine eignen Hausthiere ausarteten, oder schlecht geriethen.

2) Wenn du Haare in das Feuer wirfst: so sollst du den Daumen in die Hand kneipen — (wie Leute zu thun pflegen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind) — damit es nicht stinke.

3) Im Schaltjahre gedeihet kein junges Zuchtvieh. Man muß daher keines in einem solchen Jahre aufziehen.

4) Wenn das Vieh zum ersten mal im Frühjahre auf die Weide herausgehet; so muß jede Kuh über einen Besen, oder rothen Fresenrock treten; damit es besser gedeihe, und vor Krankheiten, Verhexungen, u. dgl. bewahret bleibe.

5) Verstorbene soll man nicht zu sehr beweinen. Die Thränen fallen auf ihren Leichnam, ihre Ruhe wird gestöret, und sie lassen sich durch Erscheinungen sehen.

6) Am Abend vor Maitag suche Gelegenheit das Schloß von dem Kornboden eines Andern, der gute Erndte hält, zu verwechseln, z. B. das Kornbodenschloß hänge vor die Scheure, und das Scheurenschloß vor den Kornboden: und der Kornsegen folget dir nach in dein Feld — wenn du auch noch so ein schlechter Wirth wäreſt! — Daß dieses aber heimlich und stillschweigend geschehen müsse, verstehet sich von selbst.

7) Wenn Hüner einmal ungewöhnlich kleine Eier legen, etwa von der Größe eines Taubeneies — man nennet sie Bohreier —: so lege ein solches Ei, in ein Ständerloch, wo es gerade einpasset; und das Huhn wird nicht wieder so kleine Eier legen.

8) Wenn man Schweine gekauft hat, so schneide man eine Hand voll Borsten von ihrem Rücken, und lege sie unter die Sohle, oder unter das Grundholz des Schweinestalles. Es hilft dazu, daß die Schweine immer richtig wieder kommen, und wenn sie auch noch so weit sich verlaufen haben sollten.

Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Freitag, den 23ten November 1792.

Einige Nachrichten und Bemerkungen über die Gewitter vom dritten September dieses Jahrs.

(Schluß.)

Die Entstehung der Elektricität und des Wassers und Eises in der Atmosphäre, will ich versuchen, nach Herrn de Lucs Vermuthung, daß zur Bildung der elektrischen Materials Feuer verwandt werde, zu erklären.

Indem sich die Luft durch irgend eine Art dadurch zersetzt, daß ihr ihr Bindungsmittel entzogen wird, um mit dem Feuer (oder dessen Wirkung der Wärme) elektrisches Fluidum zu bilden, wird plötzlich ihr Wasser frei, und fällt als Regen herunter, wenn die Entziehung der Wärme nicht so plötzlich geschieht, daß das Wasser Eis wird. Die Landregen, Strichregen, Donner- und Hagelwetter, sind bloß schwächere und stärkere Grade dieser Zersetzung. Bei dem Landregen ist die Elektricität, aus vielen Ursachen kaum merklich, aber nach meinen neuern Beobachtungen, sind auch sie nicht ohne Elektricität. Die Strichregen zeigen schon eine viel stärkere Elektricität, und oft donnert es aus diesen.

Die Donnerwetter sind die höchste Stufe der Zersetzung. Die elektrische Materie selbst zersetzt sich hier wieder durch den Druck, weil sie in großer Menge angehäuft wird, und bringt Donner und Blitz hervor. Ist die Entziehung der Wärme stark, so erfolgt Hagel. Die heftigen Stürme entstehen, indem die Luft dem entstandenen Vacuo und nachher der Seite folgt, wo sie das wenigste Uebergewicht findet. Ein völlig windstilles Gewitter wäre nur dann möglich, wenn das Hinzudringen der Luft von allen Seiten gleichförmig wäre. Alle die fürchterlichen Phänomene beim Gewitter, werden noch vermehrt, durch Entstehung und Verdichtung eines Wasserdunstes, der nur dann entsteht, wenn bei der Zersetzung der Luft mehr Feuer frei wird, als nöthig ist, elektrisches Fluidum zu bilden; das Fallen der Regen, und Hagelmasse, und die dadurch be-

wirkte Zusammenziehung der Luft, u. s. w.

Ich könnte hierüber noch viel mehr sagen, allein der Ort erlaubt es mir nicht, ich behaupte auch nicht, daß diese Erklärung völlig richtig, und keinen Zweifeln unterworfen sey. Bloß fernere Versuche und Beobachtungen, sollen mich belehren.

Zum Beweise der Erkältung nach starker Elektricität, führe ich noch den 22ten September an, wo aus meinen Beobachtungen erhellet, daß die Temperatur der Luft, den Mittag um 12 Uhr 2° geringer (nemlich 8°) war, als am Morgen bei Sonnenaufgang, und den ganzen Morgen war starke Elektricität. Mehrere unzählige Beweise will ich nicht hersetzen.

Das Hinströmen der Luft nach dem Orte der Zersetzung glaubte ich bestätigt zu finden, durch eine Nachricht meines Onkels des Pastor Prössels zu Boffgen, welcher mir sagte, daß während des Gewitters zu Beverungen, ein starker Nordwind eingefallen sey. Er erzählte mir dieses aus der Ursache, weil er glaubte, der Wind habe dieses Gewitter von Boffgen weg getrieben.

Zum Beschluß will ich noch einige Beobachtungen über Elektricität und Wärme, die ich auf dem Wege anstellte, erzählen. Am Morgen des 13ten Septembers, war die Temperatur der Luft zu Göttingen 5°, 5., und die Elektricität, schwach positiv. Der Wind kam aus S. W., und die Wolken, welche ungefähr die Hälfte des Himmels bedeckten, wurden gegen 10 Uhr scharf begrenzt. Am Mittage zwischen 12 und 1 Uhr, als ich mich auf einer Anhöhe jenseits Uslar befand, sahe ich einen Streifregen über die Gebirge aus S. W. heran ziehen. Ich untersuchte gleich die Elektricität, und sie war schwach positiv; doch schien sie mir etwas stärker wie im Thale zu seyn. Da ich nun den Dampf auf dem Elektrometer unterhielt, so bemerkte ich, daß die Elektricität immer schwächer und zuletzt Null wurde. Die Temperatur war 11 Grad. Unterdessen kam das Regengewölk näher, und die Elektricität fing an negativ zu werden, indem sie beständig an Stärke zu nahm, so, daß sich die Blättchen des Elektrometers ohne Unterlaß ihrer Elektricität an dem in dem Cylinder befindlichen Stanniol entladeten. Nachdem sie auf diese Weise einige Minuten angehalten hatte; und es etwas weniges regnete, fieng sie wieder an, an Stärke abzunehmen, bis sie nach kurzer Zeit wieder Null wurde. Nach einer kleinen Pause wurde sie wieder positiv, nahm bis zu obiger Stärke zu, und nachdem sie wieder bis auf Null gefallen war, wechselte sie noch einmal. Darauf gieng sie abermals durch Null in den gewöhnlichen schwach positiven Zustand der Atmosphäre über. Das Thermometer war während der Zeit von 11° auf 6°, gefallen.

Zwi-

Zwischen 2 und 3 Uhr war ich auf dem Monsberge, einem hohen und kahlen Berge im Sollinger Walde, nicht weit von dem Königl. Gestüte Neuhaus. Der Himmel war ziemlich wolkenfrei, und die Sonne schien lebhaft. Ich untersuchte zu dieser Zeit die Elektricität, und fand daß die Blättchen 2 bis 3 Linien stärker mit positiver Elektricität divergirten, wie gewöhnlich beim Fuße des Hainberges zu Göttingen.

Göttingen.

Auf meinem Rückwege den 25ten Morgens zwischen 8 und 9 Uhr, war ich auf einem hohen Berge, jenseits Neuhaus, dessen Namen ich nicht weiß, von Nebelwolken umgeben, welche einen feinen Regen fallen ließen. Da ich ihre Elektricität untersuchte, fand ich sie mittelmäßig negativ.

Beiläufig untersuchte ich die Temperatur einiger Quellen, in den Sollinger Gebirgen, und fand sie durchgängig 8°,5 bis 9°.

W. A. E. Lampadius.

Witterung zu Curhaven am Ausfluß der Elbe 1792.

Im Julius.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	7.	7.	9.	0.	8.
Mittage.	8.	13.	4.	0.	6.
Abende.	7.	16.	2.	0.	6.
Mitternächte.	10.	7.	10.	0.	4.
Ganze Tage.	8.	10¾.	6¼.	0.	6.

3 Tage Gewitter; 13 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 59, 0 / Mittags im Schatten 71, 8 } Gr. Fahrnh.
größte d. 9ten und 10ten, 84 Grad.
kleinste d. 2ten; 49 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29,978 Zoll engl. { größte d. 15ten 30, 254 Zoll. / kleinste d. 28ten 29, 682 Zoll.

Gesammter Niederschlag 2, 54 Zoll Regenwasser. gr. d. 26ten 0,51 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 3, 84 Zoll, gr. d. 11ten 0,286 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Gr. 4¾ Minuten.
größte d. 18ten 20 Gr. 15 Min.
kleinste d. 3ten; 19 Gr. 40 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Grad 27¾ Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4½.	6.	3½.	4.	0.	½.	4½.	4.	4.
Mittage.	2½.	5½.	4.	6½.	4½.	1.	3½.	2½.	1.
Abende.	2½.	4.	2½.	7.	3½.	2.	5.	1½.	3.
Mitternächte.	2½.	2½.	1.	6.	1.	3.	6.	2.	7.
Ganze Tage.	3.	4½.	2¼.	5⅞.	2¼.	1⅛.	4¾.	2½.	3¾.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
12, 8	14, 5	15, 1	26, 0	16, 1	17, 0	18, 0	17, 4 Fuß.

größte d. 1ten und 23ten; Wind NW. 34 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 77 / Abends 10, 32 } Fuß.

größte d. 6ten 11,55 Fuß. Wind NW. Geschwindigkeit 29 Fuß.
kleinste d. 12ten 8,50 Fuß. Wind O. Geschwindigkeit 21 Fuß.

Im August.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.
Morgen.	8.	11.	6.	0.	6.
Mittage.	9.	11.	5.	0.	6.
Abende.	10.	10.	2.	0.	9.
Mitternächte.	12.	6.	6.	0.	7.
Ganze Tage.	9¾.	9½.	4¾.	0.	7.

1 Tag Gewitter; 15 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. vor Sonnen Aufgang 59, 8 / Mittags im Schatten 70, 4 } Gr. Fahrnh.

größte den 2ten, 80 Grad.
kleinste den 10ten, 52 Grad.

Mitte

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers

30, 022 Zoll engl. { größte d. 1ten, 30, 441 Zoll. kleinste d. 19ten, 29, 506 Zoll.

Gesammter Niederschlag 3, 52 Zoll Regenw. gr. d. 24ten 0,64 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 3,72 Zoll, gr. d. 3; 0,238 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 5⅓ Minuten.

größte d. 21ten, 20 Gr. 11 Min.
kleinste d. 8ten und 11ten, 20 Gr. 1 Min.

Mittlere Inclination derselben 71 Gr. 37 Minuten.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	0.	6.	3.	4½.	3½.	3.	5.	1.	5.
Mittage.	0.	4½.	5½.	7.	4.	2½.	5.	2½.	0.
Abende.	1½.	4.	3½.	6½.	3.	2.	8½.	1.	1.
Mitternächte.	2½.	3½.	1½.	5½.	3.	3½.	8.	1½.	2.
Ganze Tage.	1.	4½.	3⅞.	5⅞.	3⅜.	2¾.	6⅝.	1½.	2.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
0,	17, 5	24, 3	24, 7	22, 0	19, 6	21, 0	21, 2 Fuß.

größte d. 18ten, Wind OSO. 48 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 89 / Abends 10, 26 } Fuß.

größte den 24ten 11,85 Fuß. Wind W. Geschwindigk. 41 Fuß.
kleinste den 30ten 8,80 Fuß. Wind O. Geschwindigk. 15 Fuß.

Im September.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.
Morgen.	1.	8.	8.	1.	12.	0.
Mittage.	2.	16.	2.	1.	8.	1.
Abende.	2.	13.	5.	1.	9.	0.
Mitternächte.	9.	9.	3.	0.	9.	0.
Ganze Tage.	3½.	11½.	4½.	¾.	9¼.	¼.

1 Tag Gewitter; 11 Nächte Thau gefallen.

Mitte

Mittlere Wärme { Morg. v. Sonn. Aufg. 51, 6 / Mittags im Schatten 61, 9 } Gr. Fahrnh.

größte d. 4ten 75 Grad.
kleinste d. 24ten 42 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe unmittelbar an der Oberfläche des Meers 29,807 Zoll engl. { größte d. 7ten 30, 155 Zoll. / kleinste d. 22ten 28, 989 Zoll.

Gesammter Niederschlag 4, 83 Zoll Regenwasser, gr. d. 15ten 0,92 Zoll.

Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 2,33 Zoll. gr. d. 23; 0,159 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 9 4/10 Minuten.

größte d. 22ten, 20 Grad 22 Minuten.
kleinste d. 29ten, 20 Grad 2 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 71 Grad 37 8/10 Minute.

Der Wind ist gewesen:

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Morgen.	4½.	6.	4.	3½.	2.	½.	1½.	4.	4.
Mittage.	2.	9.	5½.	3½.	2½.	2½.	2.	1.	2.
Abende.	3.	5½.	7.	4.	3.	2½.	1.	3.	1.
Mitternächte.	4½.	5.	4½.	4.	3.	2.	2.	2.	3.
Ganze Tage.	3½.	6⅜.	5¼.	3¾.	2⅝.	1⅞.	1⅝.	2½.	2½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde:

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.
15, 0	15, 5	24, 0	29, 6	19, 3	12, 7	21, 3	17, 5 Fuß.

größte d. 11ten Wind WNW. 40 Fuß.

Mittlere Höhe der Meersfluthen { Morg. 10, 12 / Abends 10, 72 } Fuß.

größte den 13ten 13, Fuß. Wind W. Geschwindigk. 39 Fuß.
kleinste den 25ten 7, 85 Fuß. Wind SW. Geschwindigkeit 9 Fuß.

* * * * * *

Die Witterung des ganzen Jahrs vom 1ten October 1791. bis dahin 1792., läßt sich folgendermaaßen übersehen.

Heiter.

	Heiter.	Gewölkt.	Bedeckt.	Nebel.	Regen.	Hagel.	Schnee.	Reif.
Tage.	88¾.	88¼.	76.	14½.	76.	4¼.	15¾.	2½.

9 Tage Gewitter; 20 Abende Nordlicht; 81 Nächte Thau gefallen.

Mittlere Wärme. { Morg. v. Sonn. Aufg. 43, 2 / Mittags im Schatten 52, 0 } Gr. Fahrenh.

größte d. 21ten Mai und 9ten und 10ten Juli, 84 Grad.
kleinste d. 20ten und 21ten Februar, 13 Grad.

Mittlere correcte Barometerhöhe, unmittelbar an der Oberfläche des Meers

29, 864 Zoll engl. { größte d. 29ten October, 30, 507 Zoll. / kleinste d. 18ten November, 28, 934 Zoll.

Gesammter Niederschlag 38, 73 Zoll.
Gesammte Ausdünstung in freier Luft, 23, 3 Zoll.

Mittlere Declination der Magnetnadel des Mittags 20 Grad 7½ Minute.

größte d. 22ten September; 20 Grad 22 Minuten.
kleinste d. 3ten Jul., 19 Grad 40 Minuten.

Mittlere Inclination derselben, 71 Grad 41 9/10 Minuten.

Der Wind ist gewesen.

	S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	Stille.
Tage.	35½.	65⅞.	56½.	51.	32¼.	24, 0.	35⅞.	31⅞.	33½.

Mittlere Geschwindigkeit der Winde in 1 Secunde.

S.	Sw.	W.	Nw.	N.	No.	O.	So.	
17, 2	16, 9	22, 1	26, 2	20, 0	20, 3	21, 2	18, 4	Fuß.

größte den 18ten April: Wind O. 59 Fuß.

Mittlere Höhe der Meeresfluthen { Morg. 9, 96 / Abends 10, 05 } Fuß.

größte d. 29ten Nov. 18, 55 Fuß. Wind W. Geschwindigkeit 40 Fuß.
kleinste d. 16ten Oct. 7, 00 Fuß. Wind ONO. Geschwindigk. 41 Fuß.

Ungewöhnliche Meteoren sind ausser demjenigen, was durch Beobachtung des Herrn Hofraths Lichtenberg aus dem 102ten Stück vorigen Jahrs dieses neuen Magaz. bekannt, und auch hier und an mehrern Orten auf der Elbe vielfältig gesehen ist, dieses Jahr keine wahrgenommen. Dies leuchtende Meteor, welches Höhe, Größe und Dauer abgerechnet, vielleicht zu den gewöhnlichen Sternschnuppen und fliegenden Dra-

chen

chen gehören könnte, die man aus phosphorischen Dünsten und brennbarer Luft erklärt, hatte unter einigen hiesigen Landleuten die Furcht einer bevorstehenden Viehseuche erregt, weil man im Jahre 1778. ein ähnliches (in der Abenddämmerung) gesehen habe, und darauf die Viehseuche darauf erfolgt sey.

Die Erndte ist hier ziemlich zur Zufriedenheit des Landmanns ausgefallen. Nur die Ergiebigkeit des Rokkens, ist etwas unter mittelmäßig. Man kann für den Ertrag von 1 Himten Sandlandes, dies Jahr im Durchschnitt hier rechnen, $9\frac{1}{2}$ Himten Weizzen; $5\frac{1}{2}$ Hbt. Rocken; 10 Hbt. Gerste; 15 Hbt. Haber; 9 Hbt. Bohnen; 12 Hbt. Rappsaat.

Die herrschenden Krankheiten dieses Jahrs, sind unter den Menschen die Blattern und ein gallenartiges Faulfieber. Ueber beide wird folgender eigenhändiger Bericht unsers Herrn Physikus Doct. Neumeister, vielleicht nicht unangenehm seyn.

„Die Blattern grassirten von Anfang Jan. d. J. bis Julii stark, waren aber nicht bösartig. Auch in den Monaten August und September bekamen noch einige Kinder diese Krankheit. Von 59 Personen, theils Kinder und Erwachsene bis 32 Jahr alt, die in den natürlichen Blattern unter meiner Aufsicht waren, sind 3 gestorben; von 62 inoculirten Kindern, sind 2 gestorben, und eins hat die Blattern nicht bekommen, obgleich die Eminipfung bei demselben wiederhohlt und zu gleicher Zeit bei seinen 2 Geschwistern wirksam ist. Die Todesursache der beiden verstorbenen Kinder, waren bei dem einen eine offenbare Vernachläßigung in der Diät, bei dem andern epileptische Zufälle."

„Das Gallenfieber, welches hier überhaupt, und insonderheit im Herbst nicht ungewöhnlich ist, grassirt seit Anfang August, und ist diesmal bei vielen Patienten fäuligter Art und bösartig, insonderheit wenn sie nicht zeitig genug die gehörige Hülfe suchen und erhalten; letzternfalls ist nicht leicht Gefahr dabei: die Kranken genesen durchgehends, wiewohl nicht ohne beträchtliche Entkräftung. Mir sind von 133 dergleichen Patienten in den beiden Monaten August und September 3 gestorben."

Unter dem Vieh sind außer den Pocken der Schaafe keine Seuchen verspüret worden.

C. W.

Hannoverisches Magazin.

95tes Stück.

Montag, den 26ten November 1792.

Ueber die Zuziehung eines Predigers zu Eidesleistungen vor der Obrigkeit.

Vom Magister Osann.

So alt unsere Proceßordnungen sind, so alt ist auch der an sich gute Gebrauch: einen Prediger zuzuziehen, wenn ein Christ, insonderheit von gemeinem Stande vor seiner Obrigkeit schwören soll, theils, um ihm die Wichtigkeit des Eides recht verständlich erklären zu lassen, theils, damit er vor dem Meineid und dessen schrecklichen Folgen nachdrücklichst gewarnet werde. Bei Reinigungseiden, zumal in peinlichen Sachen, geschiehet dieses allemal; und auch selbst in Civilsachen ist es der eigenen Ermäßigung des Richters überlassen, einen Geistlichen zu jenem Geschäfte zu berufen, wenn er Gründe hat, einen falschen Eid zu befürchten. Freilich wird jeder Menschenfreund und Christ, dem die gute Sache der Religion; die Wohlthätigkeit der Justizpflege fürs ganze Volk; und das wahre Glück eines jeden Individuums unter seinen Menschenbrüdern warm am Herzen liegt, innigst wünschen, daß doch die vortreffliche Absicht, und der wichtige Zweck, welchen man hier durch das Amt eines Geistlichen zu erreichen sucht, auch wirklich erreicht werden möge; nemlich den Eid als die Grundstütze der Gerechtigkeit in seinem göttlichen Ansehen zu erhalten, die Zahl der unnützen Eidschwüre zu vermindern, und vorsetzliche Meineide zu verhüten. Allein, hat man auch Gründe genug, diesen höchstwünschenswerthen Erfolg, von der Bemühung selbst des geschicktesten und gewissenhaftesten Geistlichen, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erwarten, und zu hoffen, wenn die Vorbereitung des Schwörenden bloß in der Gerichtsstube von ihm bewerkstelliget werden soll? Wenn man bei dieser Sache die Erfahrungen obrigkeitlicher Personen, und einige Volkskenntniß zu Rathe zieht, zweifle ich sehr. Es sey mir hier erlaubt, meine bescheidenen Zweifel dagegen in der besten Absicht zu äußern, und auf diese am Ende einen ausführbaren Vorschlag, zum allgemei-

meinen Besten zu gründen. Denn die Beförderung des letzteren, ist doch der Hauptzweck dieser beliebten Blätter in der Lesewelt.

Cajus, zum Exempel, will in der und der bedenklichen Sache schwören; der Richter beruft einen Geistlichen, daß er ihn belehre, das Gewissen schärfe, und rührend verwarne. Dieser kommt, und siehe! da er in die Amtstube eintrit, findet er einen Menschen vor, den er noch gar nicht kennt, und den er vielleicht noch nie gesehen hat, indem er aus einer andern Gemeinde und aus einem andern Kirchspiel ist. Denn insgemein wird doch der Prediger zu diesem Geschäfte berufen, welcher am Orte des Amts oder des Gerichts wohnet. Wie kann er doch dem Schwörenden, der ihm ganz fremd ist, gleich ansehen, ob er gerade die nicht geringen Vorkenntnisse, welche zur richtigen Beurtheilung der Wichtigkeit des Eides schlechterdings erforderlich sind, wirklich habe? Wie kann er wissen, ob und wie viel Gewissenhaftigkeit er hat, da ihm sein Seelenzustand und sein moralischer Charakter zur Zeit noch ganz unbekannt ist? Wie kann er ihm, wenn er auch Lavater wäre, im Gesichte lesen, was für Behelfe und Ausflüchte, er (der Schwörende) im Hinterhalte seines Herzens hat? Wie dann? wenn der Prediger hier eben einen gemeinen Mann zu bearbeiten bekommt, welcher noch keine bessern Begriffe vom Eide hat, als jener Bauer, der in einem benachbarten Amte als Zeuge schwören muste. Sobald dieser erschien, legte er den verlangten Eid mit aller Kaltblütigkeit ab. Nachdem dieses geschehen war, wurde er mit der gewöhnlichen Gebühr entlassen. Mit Engels Freundlichkeit strich er die wenigen Groschen ein, bedankte sich tausendmal dafür, und beim Weggehen sagte er zum Richter, zwar etwas leise aber doch ernstlich: wenn Sie wieder was zu schwören haben, so wenden Sie es mir doch zu. Es kommt mir auf den Weg nicht an!! Nicht im Scherze, sondern im Ernste sey dies hier erzählt, als ein Faktum, das ich aus dem Munde eines großen praktischen Rechtsgelehrten habe. Wie denn? wenn es der Geistliche mit einem Menschen zu thun hat, der, bei aller seiner großen Unwissenheit in der Sache des Eides, doch eben so erfinderisch in Ausflüchten ist, als es jener Taxator war, welcher auf dem Gute zu N** mit seinen Kameraden das Inventarium des abgehenden Pächters weit über den Werth angeschlagen hatte. Als ihn nun darüber ein mit der Sache nichts zu thun habender, und ganz unpartheiischer Mann, der sein Freund war, unter vier Augen befragte: Wie habt ihr doch, saget mir, das armselige Inventarium so hoch anschlagen können? Ihr hattet ja doch einen Eid geschworen? Das freilich wohl, erwiederte jener etwas betroffen, aber ich denke: Wir (die Taxatoren) haben zusammen

men geschworen, und so bringt es Einem nicht Viel? Was die Kenntnisse in der Religion selbst anbetrift, so gebe ich zwar gern zu, daß sich diese bei jedwedem durch die katechetische Methode erforschen lassen. Allein nicht zu gedenken, daß zu deren zweckmäßigen Anwendung mehr Zeit erforderlich ist, als man in der Gerichtsstube hat und haben kann; ich fürchte sehr, mit der Denkart und mit dem Charakter des gemeinen Mannes einigermaßen bekannt, der Schwörende mögte, wo nicht sagen, doch gewiß bei sich denken: hier ist nicht der Ort zu einer Kinderlehre. Diese gehört in die Kirche! Und, indem er dadurch seine vermeinte Ehre für beleidigt wähnet, faßt er auf der Stelle ein widriges Vorurtheil gegen die Person des Predigers, welches dessen übrigen noch so guten Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen den Weg zu seinem Herzen verschließt. Dazu kommt, wird die Vorbereitung zum Eide, welche der Geistliche bewerkstelligen soll, bis in die Gerichtsstube verspart; so wird auch darum der edle Zweck schwerlich erreicht werden, weil der, welcher den Eid angenommen hat, nun schon mit dem festen Vorsatze gekommen ist, ihn wirklich abzulegen. Ei sollte er wohl jetzo noch den Vorstellungen, den Ermahnungen und Warnungen des gegenwärtigen Predigers, wären selbige auch noch so wahr, und klar und kräftig, so viel Gehör geben, daß sie seinen, seit etlichen Wochen, und vielleicht schon seit mehreren Monaten gefaßten Entschluß, wankend und rückgängig machen könnten? Wie unwahrscheinlich nach der Erfahrungsseelenlehre? Er hat ja schon alle Bedenklichkeiten, die ihm beim eigenen Nachdenken über seine gefährliche Sache aufstoßen, und ihn unruhig machen musten, bei sich kühn überwältiget? Und er hat ja auch schon, ehe er noch kam, sein ihm warnendes Gewissen dergestallt zum schweigen gebracht, und in Fesseln gelegt, daß es keinen Laut mehr von sich giebt? Wie könnte doch, unter solchen Umständen, die stille und sanfte Wahrheit, die er noch in den letzten Augenblicken aus dem Munde des Dieners der Religion hört, auf einmal seinen kühnen Vorsatz zertrümmern, seinen eisernen Willen brechen, und über alle seine aufgeraften Ausflüchte siegen? Wie viel Ursachen an diesem Siege zu zweifeln! Noch mehr, geschieht vollends die Ablegung des Eides bei offenen Thüren, wie zwar nicht in allen, aber doch in einigen Ländern üblich ist, so wird auch selbst der geschickteste und geübteste geistliche Redner noch weniger ausrichten können. Alles was er hier dem Schwörenden zu sagen hat, das soll er kurz, faßlich, lichtvoll, rührend, beweglich, und nachdrücklich sagen, und gleichwohl wird er alle Augenblicke durch das Geräuschmachende Zudringen derer, welche die Neugierde herbei gelocket hat, in seinen besten Gedanken gestöhrt, zerstreut, und unterbrochen.

Gesetzt aber auch, der Prediger selbst könnte durch eine glückliche Gegenwart des Geistes, alle diese Hindernisse überwinden; so schaden doch diese immer und allemal dem Schwörenden außerordentlich. Denn die Menge derer, die da gekommen ist, nur um zu sehen, wie er sich bei der Ablegung des Eides benehmen werde, (und seine Feinde werden gewiß darunter nicht fehlen,) verbittert sein Gemüth, bringt ihn außer Fassung, und raubt ihm das ruhige, stille, ernstliche, und anhaltende Nachdenken über das, was er jetzo zu seiner Belehrung und Warnung hört. Mag doch auch der eine und der andere kraftvolle Gedanke des treuen Dieners der Religion, wie ein schneidend Schwerdt, durch seine Seele dringen, es ist zu spät, viel zu spät für ihn, als daß er jetzt noch zurück treten, und den schon angenommenen Eid nicht ablegen sollte. — Wie? Er, der eben darum vielleicht schwören will, um dadurch der Schande vor der Welt zu entgehen, sollte alleweile noch öffentlich und in Gegenwart so vieler Zeugen erklären und bekennen: Sehet! ich habe nicht allein die schändliche That begangen, um derentwillen ich vor der Obrigkeit angeklagt worden bin, sondern ich habe auch noch überdies der ärgste und verabscheuungswürdigste Böſewicht werden wollen, indem ich mit dem häßlichen Vorsatz hieher kam, einen Meineid zu begehen? Wahrhaftig, die Wahrheiten der Religion, müsten eine magische und unwiderstehliche Kraft haben, wenn sie ihn zu diesem offenen Bekenntniß (völlig gleichviel in was für andern Worten er es auch thäte) bewegen sollten. Weit eher steht zu erwarten, und zu befürchten, daß der Unglückliche alle Gefühle seines Gewissens gänzlich erstickt, daß er seinem Herzen die schrecklichste Gewalt anthut, und daß er nun mit einer frechen Stirn, und kühner Hand den schaudervollsten Eid dahin schwört. Jedoch es kann auch seyn, daß der Schwörende bei einem irrenden Verstande, gleichwohl sehr weichen und fühlbaren Herzens ist. Sobald er die Feierlichkeit und die Ceremonien, welche insonderheit mit körperlichen Eiden verbunden sind, um sich her erblicket, geräth er in eine solche Beängstigung und Beklemmung, daß er vor Herzklopfen und Beben alle Besinnungskraft auf der Stelle verliert. Nun trete der Geistliche ihm näher, und rede noch so sanft, noch so liebreich und leutselig zu ihm; er wird nicht einmal seinen Vortrag fassen können, geschweige denn, das Gewicht seiner Gründe fühlen. Denn in dem Zustande der Betäubung und der entsetzlichen Beängstigung, worin er sich befindet, durchkreutzen sich die Gedanken wie Blitze in seiner Seele; aber keiner bleibt hangen, keiner erzeugt in ihm eine feste Ueberzeugung. Also verlegen, und unentschlossen, und mitten im Sturme seines Gewissens, bloß von einer falschen Schaam hingerissen, thut er den

den unglücklichen Schritt, welchen er hinterher bei ruhiger Ueberlegung, und bei ungestörtem Nachdenken, mit Millionen Thränen bereuet, beweinet, und lebenslang beseufzet. O mögte man doch keinen bei offenen Thüren schwören lassen!

Ich fürchte nicht, von meinen Lesern so mißverstanden zu werden, als wollte ich der Verwarnung des Predigers, die er dem Schwörenden giebt, allen Nutzen absprechen. Das sey ferne! ich bin vielmehr fest, und aus eigener Erfahrung überzeugt, daß der Diener der Religion, wenn er treu und redlich, und gewissenhaft das Seine thut, allerdings vielen falschen und unnützen Eiden vorbeugen, und so manchen Meineid verhüten kann. Man verändere nur die Zeit, den Ort, und die äußern Umstände. Man gestatte nur dem Prediger, daß er den aus seiner Gemeinde, welchem über eine bedenkliche und wichtige Sache der Eid zuerkannt worden ist, schon vor dem Schwörungstermin, in seinem Hause unter vier Augen, sprechen, und sich mit ihm über seine ganze Angelegenheit vertraulich unterreden darf. Jedoch man gestatte dem Geistlichen nicht dies allein, sondern der Richter gehe ihm auch gefälligst mit den Hauptumständen aus den Akten an die Hand, damit er sich nicht auf die einseitige Erzählung des Schwörenden zu verlassen braucht. Ja, vornemlich theile ihm jener in Zeiten die Eidesformel mit. Ich will mich sogleich über diese Punkte näher und bestimmter erklären. Eine jede wohlüberdachte Privatunterredung über einen religiösen Gegenstand, zwischen Beichtvater und Beichtkind, hat schon darum einen großen Vorzug vor jeder öffentlichen, weil beide in jener von Herz zu Herz, gleichwie von Mund zu Mund, unter sich sprechen. Denn ist der Prediger seiner Gemeinde das, was er ihr seyn soll, ich meine, Vater, Freund, Rathgeber, Führer und Gefährte auf dem Wege des Lebens, in dem sanften und liebevollen Geiste eines Johannes; und ist er einmal dafür an seinem Orte bekannt: so wird es ihm wahrhaftig nicht am Zutrauen fehlen, und darauf kommt bei unserer Sache doch Alles an. Hat er sich mit der Sokratischen Lehrart einigermaaßen bekannt gemacht, so kann er selbige bei dem der in einer Eidesangelegenheit zu ihm kommt, überaus glücklich anwenden. Denn er hat es jetzt nicht mit einem Kinde, sondern auch, wie ehedem Sokrates, mit einem Erwachsenen zu thun. Er darf auch nicht besorgen, daß sein Examen, ob es gleich ein wahres rigorosum ist, dem Schwörenden zuwider seyn werde. Denn dieser hält es bloß für ein vertrauliches Gespräch, welches der gemeine Mann immer liebt, wenn er seinen guten freundlichen Pastor vor sich hat. Ja, auf dem nemlichen Wege, kann der letzte am ersten hinter die Behelfe und Ausflüchte kommen, welche der Schwörende schon

in

in Bereitschaft hat. Denn überraschet er ihn mitten in der Unterredung über die Wichtigkeit seines Vorhabens, etwa mit der Frage: mein Freund! womit gedachte Er den freilich etwas bedenklichen Eid, worauf es in seiner Sache ankommt, vor seinem eigenen Gewissen zu rechtfertigen? — So fängt er von selbst an, seine Entschuldigungen und Beschönigungen in der Länge und Breite ganz wortreich vorzubringen; damit ihn sein Beichtvater nicht für gewissenlos halten möge. Und siehe! so kommt dieser seinen reservationibus mentalibus auf die Spur. — Kurz, kann sich der Diener der Religion mit dem Schwörenden aus seiner Gemeinde, unter vier Augen, in der vertraulichen Sprache des Herzens unterreden, und das nach Beschaffenheit nicht einmal, sondern mehrmalen; so kann er bei dessen Bearbeitung das viele Gute trefflich benuzzen, welches er sich aus den lehrreichen Schriften eines Mosheim, Jakobi, Leß, Miller, Seidel, Rosenmüller, Snell und Oemler, zu eigen gemacht hat. Und hat er es nur nicht mit einem ganz rohen, gefühllosen, und verstockten Menschen zu thun; so wird gewiß ein guter Erfolg seine Mühe belohnen. Dieses um desto mehr, wenn er wahre Geschichtserzählungen von Unglücklichen, welche falsche Eide gethan, oder einen wahren Eid gebrochen haben, zu Hülfe nimt, wie sehr gut in der Pfarrwohnung, aber gar nicht in der Gerichtsstube angeht. Denn das exempla docent, gilt vornemlich in Absicht des gemeinen Mannes, welcher seine ganze Handlungs- und Lebensart, nach den Beispielen anderer bildet. Werden folglich die vätterlichen Warnungen des sanften Predigers mit recht beweglichen Beispielen von der Art, wozu die Bibel selbst in einem Exempel Gelegenheit giebt, begleitet; so wirken sie mächtig und doppelt stark auf das Gemüth des Schwörenden, daß er sich wohl noch eines anderen besinnt, ehe der Schwörungstermin herbei kommt. Man ziehe ferner in Erwägung, wie viel, wie äußerst viel darauf ankommt, daß jedem gemeinen Christen die ganze Eidesformel Wort für Wort erst erkläret, und ihm noch Zeit gelassen werde, deren Inhalt zu überdenken. Denn die Worte einer entworfenen Eidesformel kann der Richter selbst für ganz klar und deutlich halten, und dennoch sind sie für den Schwörenden noch dunkel. Ich will sogleich die Richtigkeit meiner Behauptung mit einem aktenmäßigen Beispiele beweisen. Eine Frauensperson zu L* in S. G. hatte sich von einem Ehemann schwängern lassen, gab aber vor, sie habe es nicht gewußt, daß ihr Schwängerer ein Ehemann sey. Es wurde ihr der Eid zuerkannt, und dieser war in folgenden Worten abgefaßt: „Ich schwöre, daß ich es weder gewußt, noch es auch vermuthet habe, daß mein Schwängerer ein Ehemann sey." Wer sollte nicht diese Eidesformel für

ganz

ganz deutlich gehalten haben? Und dennoch verstund die Person das Wort Vermuthen nicht. Denn ohne alles Bedenken nahm sie diesen Eid an, und erklärte, daß sie selbigen mit gutem Gewissen ablegen könne. Indessen der gewissenhafte Prediger, welcher dabei gegenwärtig seyn sollte, hatte schon vorher die Akten eingesehen, und darin gefunden, daß sie in einem Verhör selbst eingestanden hatte, zu ihm (dem Schwängerer) gesagt zu haben: Ihr seyd doch wohl gar ein Ehemann? Ehe noch der Schwörungstermin kam, erinnerte er sie daran; und machte ihr begreiflich, ob schon mit vieler Mühe, daß dies Geständniß ihre eigene Vermuthung enthalte, und daß eben darauf der vorgeschriebene Eid ziele und hindeute. Der Erfolg davon war, daß sie sogleich von diesem Eide abstund, nicht schwur, und denn so ein falscher Eid glücklich verhütet wurde. Sollte es nicht mehr Fälle von der Art geben können? Und beweisen diese nicht ebenfalls die Nothwendigkeit einer frühern Vorbereitung des Schwörenden, als erst in der Gerichtsstube? Ja sollte auch in dieser noch der Eine und der Andere, der über eine ungerechte Sache zu schwören erschienen war, eines besseren belehret werden; so hält ihn doch eine falsche Schaam für dem Schimpf vor der Welt zurück, sein böses Vorhaben aufzugeben. Denn Ein „was würden doch die Leute von Dir sagen?" ist in den Augen des gemeinen Mannes ein gar zu wichtiges Argument. Aber mit diesem thörigten Vorurtheil hat doch die bessere Ueberzeugung, welche der treue Seelsorger in einer weise angelegten Privatunterredung bei dem Schwörenden bewirket hat, nicht zu kämpfen. Besinnet er sich während derselben eines andern, nun so wird doch sein sträflicher Vorsatz nicht laut; in der Stille ändert sich seine Gesinnung, und auch in der Stille widerruft er den zu leichtsinnig angenommenen Eid; ohne Aufsehen zu machen unterbleibt dessen Ablegung vor der Obrigkeit, und das Warum? bleibt zur Rettung seiner bürgerlichen Ehre, da er noch nicht öffentlich in dem Schwörungstermine aufgetreten war, im Verborgenen.

Der Schluß folgt künftig.

Beitrag zur Naturgeschichte der gemeinen Stubenfliege.

Es giebt bekanntlich deren zwei Arten, die eine ist die gewöhnliche, welche nicht so sehr durch ihr Stechen, als vielmehr durch ihr Aufsetzen auf alles ohne Unterschied, selbst auf das menschliche Angesicht, und durch das Beschmutzen mit ihrem Auswurf, beschwerlich fällt. Die

andere

andere ist etwas kleiner und dünner, und verursachet uns schon mehrere Last durch ihren sehr spitzigen Rüssel, mit welchem sie Menschen und Vieh verwundet. Einige nennen sie auch Pferdefliege; wenigstens findet man sie häufiger in solchen Stuben, die den Viehställen oder Weiden nahe liegen.

Die Stubenfliege hat ein sehr helles, scharfes Auge, womit sie sowohl vor sich, als hinter sich siehet, und daher schwer zu beschleichen ist. Dieses scheint die Ursache zu seyn, warum sie eher einem Schlafenden, als dem, der da wachet, beschwerlich fällt. Sie kann nemlich bemerken, ob der Mensch seine Augen zuschließt, oder öfnet. —

Eben so fehlet es diesem Thiere nicht am Geruche. Im Schlafe dünsten wir stärker aus, als wachend. Und diese duftenden Ausdünstungen, welche wir selbst bisweilen durch die Nase bemerken können, ziehet sogleich die Fliege herbei. Ich habe dieses hundertmal beobachtet, wann ich Mittagsruhe hielt, vorzüglich im Sommer, da ich nicht selten genöthiget wurde, mich unter einem Schnupftuche vor diesem lästigen Besuche zu verbergen. Schlug ich meine Augen wieder auf, so verschwanden die Gäste. — Wie sollten sie diese Ausdünstungen ohne eine Art von Geruch wahrnehmen können? —

Ein Kranker hatte einst bemerket, daß die Stubenfliege, zwei volle Tage, das heißt: zwei mal vier und zwanzig Stunden, an einer Stelle sitzen kann, ohne sich weder zu bewegen, noch Speise zu genießen.

E. M.

Noch etwas über den wahren Gehalt eines Klafters Holz.

Zu noch mehrerer Bestätigung, daß die in dem 20ten und 80ten St. dieses neuen Magaz. vom gegenwärtigen Jahre, angeführten für das Publikum sehr interessanten Erfahrungen von dem wahren Gehalte eines Klafters Holz, ihre Richtigkeit haben, zeige ich hiermit an:

daß ich ein Klafter schieres, trockenes, büchenes Brennholz, von 6 Fuß Höhe, Weite und Tiefe, folglich von 216 Kubikfuß, welches aus 152 Scheiten, wie gewöhnlich zusammengelegt worden war, bei einer genauen Nachwägung, 3808 hannöverische Pfunde, schwer befunden habe.

Dieses Resultat giebt nur 148 Pfund mehr als das l—sche; eine Differenz, welche wegen der möglichen so mancherlei Verschiedenheiten der Umstände nicht in Betracht kommen kann.

W. C. F. G. Westfeld.

Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Freitag, den 30ten November 1792.

Ueber die Zuziehung eines Predigers zu Eidesleistungen vor der Obrigkeit.

(Schluß).

Meinen bisher angeführten Gründen, welche ich übrigens gern dem Urtheile derer, die mehr Kenntnisse und Einsichten in diese wichtige Sache haben, als ich mir zuschreiben darf, unterwerfe, kann ich auch noch die Erfahrung an die Seite setzen. Wie mancher unnütze und falsche Eid wird auf diese Art und Weise, von treuen Dienern der Religion, die einiges Zutrauen unter ihren Beichtkindern gefunden haben, wirklich abgewendet!! Freilich werden solche Fälle nicht im Posaunenton der Welt bekannt gemacht; denn schon die Bescheidenheit legt ihnen in Absicht dieser Stillschweigen auf, und noch mehr, ihr Amt machet ihnen dieses zur heiligen Pflicht. — Jedoch Lohn genug für sie, daß sie sich solcher Fälle, zwar nur im Stillen, aber doch Gott bewußt, innigst erfreuen können! Indessen ist es wahr, dies Gute wird immer nur an Einzelnen gestiftet, nur an denen, welche von selbst und aus eigener Bewegung den Rath und die Belehrung eines rechtschaffenen Geistlichen suchen, ehe sie einen irgend bedenklichen Eid abzulegen unternehmen. Was soll nun aber jener in Absicht der übrigen thun? Soll er sich etwa aufs Forschen, aufs Nachfragen, uud aufs Kundschaften unter seiner Gemeinde legen, um diejenigen zu erfahren, welche in ihren Angelegenheiten zum Eide schreiten wollen? Und soll er etwa diese geradezu auf die Pfarre bestellen lassen, um sie erst zu verwarnen? Nein, ach Nein! Das ja nicht! Wie bald würde es allgemein heißen: der Geistliche wolle sich in Rechtshändel mischen! Oder er wolle sich das Recht anmassen zu entscheiden, wo und in welchen Fällen der Eid statthaft und zuläßig sey, und in welchen nicht? (welche Entscheidung freilich der Obrigkeit allein zukömmt.) Dergleichen schiefe und üble Urtheile würde er über sich müssen ergehen lassen; und natürlich würde seine beste und red-

lichste Absicht allgemein verkannt werden. Ja, vielleicht würde man ihn gar als einen unruhigen Mann, der die Grenzen seines Amtes überschreite, vor seinem Consistorio verklagen! Also auf diesem Wege würde jener gute Zweck offenbar verfehlt. Sollte jedoch dem Staate daran liegen, daß er erreicht werde, um die Zahl der zu leichtsinnig übernommenen Eidschwüre zu vermindern, und Meineide möglichst zu verhüthen; so wage ich hier öffentlich, jedoch mit der pflichtmäßigen Bescheidenheit, die jedem Privatmanne geziemt, einen **Vorschlag** zu thun, welcher bereits schon als **Gedanke** in der Oemlerischen Schrift über den Eid vorkommt. Er ist dieser: mögten doch hohe Landesobrigkeiten geruhen, zu den vielen weisen und wohlthätigen Verordnungen, welche sie zum allgemeinen Besten ergehen lassen, auch noch Eine von der Art hinzu zu fügen, wodurch der **gemeine Mann** verpflichtet würde, nicht eher einen Eid über eine **nach dem Ermessen des Richters** bedenkliche und zweifelhafte Sache abzulegen, als bis er zuvor aus der **Bescheinigung** eines Predigers, dem der Richter mit den Hauptumständen aus den **Akten** an die Hand gegangen, werde **bewiesen** haben: daß er sich mit ihm über den abzulegenden Eid unterredet, dessen ganzen Inhalt reiflich erwogen, und die Wichtigkeit desselben anerkannt habe; gleichwie auch, daß ihm die **Eidesformel Wort für Wort erkläret** worden sey. Aus folgenden Gründen halte ich diesen Vorschlag für **ausführbar**: 1) eine **ähnliche** Verordnung existirt schon wirklich in dem hessischen Lande, und die bereits gemachte Erfahrung, daß sich in selbigen die Zahl der Eide **vermindert** (wenn es mit dieser Beobachtung seine historische Richtigkeit hat) verbürget deren Werth und Nutzen. 2) Die Freiheit der Unterthanen würde dadurch nicht beschränkt, wenn jedem, wie billig, frei gelassen würde, sich selbst zu jenem Geschäfte einen Prediger zu wählen, welchen er will, und zu welchem er das mehreste Zutrauen hat; nur, daß er diesen seiner Obrigkeit **nahmhaft** machen müste. 3) Es wird auch ohnedem jedem Schwörenden eine Frist zur **Bedenkzeit** gegeben. 4) Zum Amte des Geistlichen gehört unbezweifelt eben so gewiß der Eid, als Taufe und Abendmahl, und alle andere Handlungen der Religion. Denn er ist im allereigentlichsten Verstande **Gewissenssache**. 5) Jeder rechtschaffene Prediger würde diese Bemühung herzlich gern **übernehmen**, weil sie ihm die allerbeste Gelegenheit verschafte, zuverläßig zu erfahren: Ob und **wie viel** Religion und Ehrfurcht für Gott? Ob und **wie viel Gewissenhaftigkeit** unter den Gliedern seiner Gemeinde vorhanden sey und statt finde? Dieses, meine ich, könnte er bei der Bearbeitung derer, die schwören wollen, weit sicherer erforschen und wahrnehmen, als aus hundert alltäglichen Fällen, wobei er so oft

durch

durch die Larve der Heuchelei getäuſcht und hintergangen wird. Ja, ganz gewiß würde er jenes wichtige Geſchäfte weit lieber übernehmen, als vor das Sterbebette eines Meineidigen zu treten, welcher in der grauſamen Gluth ſeines in Flammen gerathenen Gewiſſens, angſtvoll ſeufzet und nach Beruhigung ſchmachtet. Ach! jeder Tropfen Troſt, den er dem Unglücklichen hier aus der Quelle der Religion reichen ſoll, damit er nicht den ſchaudervollen Tod der Verzweiflung ſterbe, koſtet ihm ſelbſt blutige Thränen, und ſein Zuſtand verſetzet ihn in unausſprechliche Wehmuth! Beſſer alſo iſt es für den Geiſtlichen ſelbſt, Zehen für dem Meineid zu verwarnen, als es nur mit Einem Meineidigen auf dem Krankenbette zu thun zu haben. Endlich 6) wäre auch nicht zu beſorgen, daß, wenn ſich Prediger über Eidesangelegenheiten mit denen, welche ſie haben, vertraulich unterreden, dadurch geheime Dinge zum Nachtheil der Einen oder Andern Parthei bekannt werden ſollten. Denn zum Charakter eines gewiſſenhaften Geiſtlichen gehört auch — Verſchwiegenheit. Und traute man ihm nicht dieſe Gabe zu, ei nun ſo vertraue man ihm jede Eidesſache ſub ſigillo Confeſſionis an!

Einige Beobachtungen vom Dreſpen.

Der Dreſpen entſteht zwar nie aus Rocken; dennoch werden wir ihn aber in ſchwerem näßigem Boden, noch manches Jahr ſtatt des Rockens erndten, und Urſache haben uns zu freuen, daß die gütige Natur damit faſt wider unſern Willen größtentheils wieder erſetzt, was die weichen Winter vernichten.

Ich halte es daher wohl der Mühe werth, der Natur dieſes Gewächſes, das uns ſo lange unſer Rockenbau noch nicht ganz vervollkommet iſt, höchſt nützlich bleibt, nachzuforſchen, und ich ſchmeichle mir, daß ſelbſt die wenigen Beobachtungen, die ich hier davon anführen will, unſern Oekonomen nicht gleichgültig ſeyn, ſondern vielmehr manchen veranlaſſen werden, weiter zu gehen, und uns etwas Vollſtändigeres und Beſſeres darüber zu liefern.

1) Ein Himten Dreſpen, der aus dem Rocken ſo rein als möglich ausgemühlert worden, wiegt, nachdem er einige Monate auf dem Boden gelegen hat — 30 bis 31 Pfund.

2) Am 20ten Mai 1789. ſies ich 2 Himten Dreſpen, die genau 60 Pfund wogen, mahlen, und erhielt davon

25½ Pund Mehl von einem Schlage
28 — Kleien
6½ — gingen an Mühlenstaube und sonst verlohren.
60 Pfund.

Am 26ten Mai 1791. ließ ich 3 Himten Drespen, welche 89 Pfund 8 Loth wogen, mahlen; die Kleien aber auch noch zweimal über die Mühle geben. Dadurch erhielt ich

37 Pfund 4 Loth Mehl, vom ersten Schlage
14 — — — — — 2ten Schlage
11 — 22 — — — 3ten —
also 62 Pfund 26 Loth Mehl, und
24 — 28 — Kleien.
der Abgang an Staube und sonst betrug folglich 1 — 18 —
89 Pfund 8 Loth.

Nach diesem letzten Versuche kann man also aus 1 Himten Drespen, wenn die Kleien noch zweimal über die Mühle gegeben werden, rechnen

20 Pfund 30 Loth stark ausgemahlnes Mehl
8 — 9⅓ - Kleien
— — 16⅔ - Abgang
29 Pfund 24 Loth.

3) Aus 25½ Pfund Drespenmehle vom 20ten Mai 1789. wurde Brod gebacken; es waren 9 Brode gemacht worden, die genugsam ausgebacken 38½ Pfund wogen. Das Brod war streng und kurz; schmeckte zwar nicht so gut, wie Rockenbrod, ließ sich aber doch essen; und ich selbst habe welches genossen, ohne irgend eine widrige Folge davon empfunden zu haben. Ob es so nahrhaft als Rockenbrod sey, kann ich bei dem Mangel an längerer Erfahrung von dem Genusse desselben, und da mir auch keine chemische Untersuchung davon bekannt ist, nicht sagen; doch zweifle ich daran, und wenn auch das Mehl dieselbe innere Güte hätte, so ist doch augenfällig, daß sie das Brod nicht haben könnte, weil es ein Drittheil Wasser behält, da das gute Rockenbrod nicht mehr als ¼ behalten darf.

4) Mit allen meinen Pferden habe ich vom 1sten Mai 1778. an bis jetzt wenigstens zur Hälfte beständig Drespen gefüttert, indem ich aus dem Zehnden und aus dem Zinskorne, das ich oft ankaufe und ausmühlern lasse, sehr viel einnehme. Ich habe aber nie wahrgenommen, weder daß die Pferde dabei ihre hiesige schwere Arbeit, die für jedes Gespann in der

Beacke-

Beackerung von beinahe 200 Morgen besteht, nicht hätten thun können; noch auch, daß sie sich Krankheiten zugezogen hätten. Meine Futterungsgrundsätze sind, auf jedes Pferd, das kein Heu kriegt, täglich etwa 15 Pfund Korn zu geben, und dieses aus ½ Drespen und ½ Haber, schlechtem Rocken, Erbsen und Wicken zusammen zu setzen. Da 1 Himten Haber, der 30 Pfund wiegt, sich nur auf 20 Pfund Mehl ausmahlen läßt, und die übrigen 10 Pfund Kleien bleiben; so halte ich den Drespen dem Haber meistens gleich.

5) Aus einem Malter drespigten Rocken, der 222 Pfund 19 Loth wog, habe ich durch sehr sorgfältiges Ausmühlern erhalten:

2	Hßten.	2	Metzen	6	Quart. *)	zu 121 Pfund 27 Loth	reinen Rocken
3	—	—	—	6½	—	: 99 — 12 —	reinen Drespen
—	—	—	—	4	—	: — — 19 —	Staub.
6	—	—	—	½	Qut.	221 Pfund 26 Loth.	

und dabei rührt das Uebermaaß entweder von Fehlern beim Auseinandermessen oder davon her, daß sich Rokken, Drespen und Staub von einander geschieden, beim Messen nicht so zusammen setzen, als wenn sie vermischt sind. Der Abgang von 25 Lothen am Gewichte hat aber seinen Grund vermuthlich darin, daß beim Ausmühlern etwas Staub verflogen ist. Indessen läßt sich aus diesem Erfolge schließen, daß in einem Himten Rocken, der 37 Pfund 3⅛ Loth wiegt, vermuthlich $\frac{172}{377}$ Rocken und $\frac{205}{377}$ Drespen, oder $\frac{3}{5}$ Rocken und $\frac{2}{5}$ Drespen sind. Ich sage, vermuthlich, denn andere Umstände können hierin freilich eine große Aenderung machen.

6) Insgemein glaubt man, daß der Drespen lange in der Erde liege, ehe er aufgehe; dies scheinen aber meine Versuche nicht zu bestätigen.

Am 6ten October 1791. säete ich 200 Körner Rocken, und eben soviel Körner Drespen neben einander; am 13ten desselben Monats kam der Rokken, und den 15ten der Drespen; den 22ten waren 140 Rockenkörner und 162 Drespenkörner aufgelaufen.

Ein anderes mal warf ich eine Hand voll Drespenkörner in das Wasser, Den 4ten Tag nachher schwammen schon einige Drespenkörner mit dem ausgetriebenen Keime oben auf.

Ich säete Drespenkörner in einen Blumentopf, bedeckte sie eines Fingers dick mit Erde, begoß sie darauf, und setzte denn den Blumentopf ins Trockne, den 10ten Tag nachher war aller Drespen aufgegangen.

Den

*) 32 Quartier sind hier auf 1 Himten gerechnet.

Den 5ten April 1791. säete ich etwas Drespen auf Ackerland oben auf, und bedeckte die Saat gar nicht mit Erde; den 17ten April war der Drespen gut gelaufen.

Am 18ten April 1791. säete ich 100 Körner Rocken, und eben so viel Körner Drespen, welche 4 Jahre in einem Beutel in einer trocknen Kammer gehängt hatten; davon liefen nur 4 Körner Rocken, aber 8 Körner Drespen auf.

7) Ob Drespenkörner, wenn sie schon ein, ja wohl mehrere Jahre gelegen haben, unter günstigen Umständen noch aufgehn können; weiß ich aus eigener Erfahrung nicht; und lasse also das, was man davon hier und da versichert, dahin gestellt seyn.

8) Wir halten den Drespen für ein Sommergewächs; und ich selbst habe Drespenpflanzen sehr oft im März und April, unter dem Rocken hervor kommen sehen. Gleichwohl kann er auch den Winter, ohne an seiner Ergiebigkeit im mindesten zu leiden, recht sehr gut aushalten. Die 200 Körner Drespen, die ich nach 6) neben 200 Körner Rocken am 6ten October 1791. gesäet hatte, ließ ich stehn, um diesen Sommer eine Erndte davon zu gewinnen. Sie wuchsen fort, legten sich zwar so wie auch der Rocken, nachdem sie geschosset hatten, weil sie in Reihen standen, folglich ungeachtet der angebrachten Stiefeln der eine Halm nicht von dem andern gehalten werden konnte; gaben aber endlich in der Mitte vom Augustmonate dieses Jahrs doch eine Erndte von $38\frac{1}{2}$ Loth Körnern. Da nun die gesäete 200 Körner 49 Grane gewogen hatten, so war ihre Vermehrung $25\frac{15}{49}$fältig. Von den 200 Körnern Rocken, welche 80 Grane gewogen hatten, erndtete ich nur 480 Grane, folglich das sechste Korn.

9) Der Drespen gedeihet unter dem Rocken nur an denjenigen Stellen, an welchen der Rocken ausgewintert ist: denn er scheint des freien Einflusses der Atmosphäre zu sehr zu bedürfen, als daß er unter dem Rocken lebendig oder auch nur gesund bleiben könnte. Den Drespen vertilgen, heißt also nichts anders, als das Auswintern des Rockens verhindern; und das geschieht

a) durch hinlängliche Abwässerung,

b) durch reichliche Düngung und recht gute Bearbeitung, so wie auch durch frühe Bestellung: diese drei Mittel geben der Rockenpflanze Stärke, den weichen Winter zu überstehn.

Das höchste Ideal der Verbesserung des Ackerbaues im schweren näßigen Boden, bleibt also immer die gänzliche Vertilgung des Drespens, obgleich derselbe darum nicht eben für ein unnützes Gewächs zu achten ist. Dabei wäre aber dennoch zu untersuchen, ob nicht in gewissem Lande, unter gewissen Umständen wohl gethan sey, ihn zu Futterkorne eigens zu bauen.

10)

10) Wenn sich der Rocken früh legt, so wird der darunter stehende Drespen nicht leicht davon erstickt, sondern seine Spitzen drängen sich heraus, und wachsen denn über dem Rocken desto fröhlicher.

11) Obgleich die Zinsleute nach der Meierverfassung im Kalenbergischen von jeher verpflichtet gewesen sind, ihr Zinskorn in reinem Rocken zu liefern; so hat man den Gutsherrn doch oft angemuthet, den Drespen mit anzunehmen. Aus verschiedenen Aktenstücken sehe ich, daß man es aus dem Grunde gethan hat, weil man den Drespen für eine Verwandlung aus Rocken hielte. So hat eine Unkunde der Naturgeschichte oft ein sehr ungerechtes Erkenntniß veranlaßt!

Bei Feldbesichtigungen pflegen jetzt die meisten Achtsleute, den gegenwärtigen wahren Ertrag nur nach dem vorhandenen Rocken anzugeben, und den Drespen dabei gar nicht mit zu rechnen. Hieraus folgte nun aber, daß der Zins, der dem Gutsherrn nach Abzuge des nachzulassenden Quantums übrig bleibt, in reinem Rocken gegeben werden müsse, damit nun der Gutsmann seinem Gutsherrn nachher nicht dem ungeachtet noch drespigten Rocken anmuthen möge; dürfte es sehr zweckmäßig seyn, die Achtsleute zu dem Feldbesichtigungsprotokolle mit aussagen zu lassen, ob sie bei der Ermäßigung des gegenwärtigen Ertrags, auf den Drespen Rücksicht genommen haben oder nicht.

12) Ueber das Drespenstroh habe ich die Landleute sehr verschieden urtheilen hören. Einige ziehen es zur Fütterung dem Rockenstroh vor; andere setzen es demselben weit nach. Eigene Erfahrungen, worauf ich ein entscheidendes Urtheil gründen könnte, habe ich noch nicht.

Wülfinghausen. C. F. G. Westfeld.

Beitrag zu dem Vorschlage Kirchen und öffentliche Gebäude zu heitzen.

Es ist mir zwar immer unangenehm, wenn die Weichlichkeit der Menschen zunimt, und mögte ich daher nicht gern etwas dazu beitragen, Bedürfnisse einzuführen, die solche nähren; auch war es mir unerwartet, jetzt, da über die jährliche Holzabnahme so sehr geklaget, und über die Ersparung der Feuerungsartickel so viel nachgedacht wird, eine so viel Feuerung erfordernde Anstalt, als die Heitzung oben genannter Gebäude erfordert, in Vorschlag gebracht zu sehen.

Jedoch, da man nun nach dem Falle der deutschen Natur anfängt, die

Kälte

Kälte der Kirchen eben so sehr zu fühlen, als die ersten Aeltern ihre Nacktheit, so mag es auch wohl eben so verzeihlich seyn, jetzt auf Heitzung der Kirchen, wie anfangs auf Kleider zu denken, und in der Hofnung habe ich gegenwärtigen geringen Beitrag entworfen.

In einigen Kirchen und Kapellen in London, hat man große eiserne Oefen von verschiedener Construction, mit einer eisernen Röhre, die den Rauch ausführet. Diese thun zwar die Wirkung, daß sie die im Winter hier oft weit herber als scharfe Kälte auffallende saure Seeluft, etwas mildern, auch wohl das Gebäude etwas temperiren. Doch darf es kaum erwehnet werden, daß diese eisernen Oefen riechen, und wo nicht Ohnmachten, doch Kopfweh verursachen, also verwerflich sind. Auch ist in Ansehung des Gebäudes zu bemerken, daß viele der hiesigen Kirchen, hölzerne Bogen (oder Deckel) haben, daß sie auch wohl ganz mit Oelfarbe geweißet und nicht minder zuweilen hölzerne Fußböden haben, die mit schönen Matten belegt sind, folglich weit leichter geheitzet werden können, als eine viel größere von dicken Mauern ganz aufgeführte hannoverische Kirche. Allein wenn doch Oefen in einer solchen Kirche nothwendig werden, so ist meine ohnmaaßgebliche Meinung, daß erdene Oefen mit offenen Feuern so wie sie hier seit einem Jahre gemacht werden und allgemeinen Beifall finden, die einzig rathsamen sind. Denn nach einem von Hempel hier entdeckten Principio ist erden Zeug das, welches Hitze am leichtesten annimt, und am längsten und angenehmsten mittheilet. Es wäre folglich zu wünschen, daß dieses allgemein beherziget, und erdene Oefen nach hiesiger Art allgemein statt der eisernen eingeführet würden.

Auf dieses Principium ist auch die Hempelsche herrliche Erfindung von erdenen Fußwärmern gegründet, welche im Journal des Luxus und der Moden vorigen Jahrs, abgebildet und beschrieben stehen, und welche ich deutschen Töpfern nicht genug zur Nachmachung empfehlen kann, da sie von hier aus zu theuer kommen. Diese sind von der Art, daß sie Kutschen, Kirchenstühle, und Komödienlogen, verschiedene Stunden in die angenehmste Wärme setzen, ohne den geringsten Dunst oder Geruch von sich zu geben. Sie können auch in großen Sälen, z. E. bei Spieltischen mit größter Bequemlichkeit statt der Feuerkiecken gebraucht werden, sind die besten und gesundesten Bettwärmer, und dienen nicht allein zum erwärmen, sondern auch zum austrocknen eines Bettes, oder einer neuen feuchten Kutsche.

Wenn die wohlfeil und bekannt genug werden, so werden sie gewiß nicht nur Oefen in Kirchen ganz unnöthig machen, sondern die Wärmer mit Wasser oder die Feuerkiecken ganz ausrotten.

London. A.

Neues Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Montag, den 3ten December 1792.

Von der Mumien- und Lederbereitung durchs Torfmoor.

Ein Schreiben des Kaufmanns Herrn M. C. Pirisçus in Oldenburg an den Herausgeber des neuen hannoverischen Magazins.

Wahrscheinlich finden Sie gegenwärtige Nachricht von den Eigenschaften des Torfmoors, insonderheit Mumien zu bereiten, über die antiseptischen Heilkräfte desselben, und die Kunst Leder darin zu gerben, deßwegen Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth, da diese Dinge in das Fach Ihrer technologischen Bemühungen gehören, und Sie Ihr dasiges Publikum zur Aufnahme, Beförderung und Emporbringung gemeinnütziger Absichten durch Ihre auch bei uns so glücklich ausgefallenen Leder-, Papier- und Hütebereitung schon vorbereitet und empfänglich gemacht haben. Wollten Sie also in dortiger Gegend, wo viel Torfmoor ist, Gelegenheit nehmen, meine Ideen, welche, wie ich aus Erfahrung versichern kann, ohne Schwierigkeiten anwendbar sind, ins Werk zu setzen, oder dieses Schreiben im neuen hannoverischen Magazin zu besserer Verbreitung bekannt zu machen, so bin ich überzeugt, daß diese Vorschritte zu seiner Zeit gewiß Früchte tragen werden.

Es ist nicht meine Absicht, Ihnen hier eine vollständige Abhandlung über das Torfmoor zu liefern. Diese merkwürdige vegetabilische Masse erfordert ein langes Studium, und vielleicht würde ich Ihnen auch manches Bekannte sagen. Gewiß sind Sie aber mit mir darüber einverstanden, daß, wenn man viel davon weiß, man immer sagen kann, daß man wenig davon wisse. Nur einige Bruchstücke will ich ausheben, und auf gegegenwärtige Fälle anwenden.

Ueber den Torf sind bereits verschiedene wichtige und brauchbare Untersuchungen angestellt, sowohl in Absicht seines Gehalts, Wachsthums, Stichs, der Bearbeitung, Zurichtung, Arten und Nutzung, als auch in Hinsicht seiner chemischen Bestandtheile. Von jenen handelt Johann Fischerström in seinen Bemerkungen über den Torf sehr gründlich; auch Freese über die Wehnen oder

Torfgräbereien wird mit Nutzen und Beifall gelesen werden. Von diesen handelt Degener in seiner physischen und chemischen Erörterung des Torfs, Beckmann, Bergius, von Pfeifer, der Abt Marci und andere mehr.

Der erste Gebrauch des Torfs verliert sich im Alterthum. Wahrscheinlich hat Mangel an Holz in den Gegenden der Moore die erste Veranlassung dazu gegeben, Plinius scheint ihn bereits gekannt zu haben. Einige rechnen den Torf zum Pflanzen- andere zum Mineralreiche, beide führen Gründe an. Mit Recht gehört er zu ersterm, weil er seinen Ursprung aus vegetabilischen Gewächsen nimt. Der Nutzen des Torfs ist groß in der Oekonomie; doch ist noch nicht alles erschöpft, wozu er brauchbar seyn könnte.

Von den Eigenschaften des rohen Torfmoors und Torfwassers, in Anwendung auf den menschlichen und thierischen Körper, finden wir in alten Schriftstellern nichts, in neuern aber nur obenhin davon erwähnt; auch hat der gemeine Mann nicht einmal Volkssagen und Praktik davon, die er von weit geringfügigern Dingen hat. Vielleicht wäre eine solche Anwendung noch lange in der Dunkelheit geblieben, wenn das Ungefehr welches so vieles bewirkt, nicht Gelegenheit zum Nachdenken durch folgende Begebenheit dargeboten hätte.

Im Jahre 1784. wurde dem Hrn. Doctor und Physikus Kelp aufgetragen, die Besichtigung einiger, im Bareler Torfmoor bei Hatten 2½ Fuß tief unter der Dammerde liegenden, und Stückweise ausgegrabenen Körpertheile, vermuthlich eines Mädchens von 14 bis 16 Jahren, vorzunehmen. Auf ein solches Alter, und daß es ein Mädchen gewesen, schloß man aus der Zartheit der Theile, und an den mehr vorragenden Brüsten in der Brusthaut. Die vorhandenen Theile waren der Rumpf, ein Bein nebst Fuß, und eine Hand bis an den Ellenbogen.

An diesen Körpertheilen bemerkte man, daß Haut, Sehnen, Knorpel, Knochen und Nägel, nicht allein der Verwesung entgangen — sondern dürre, fest und ausgetrocknet wie eine Mumie, und daß insbesondere die Haut fest und biegsam wie Leder gegerbt war.

Nach einer Untersuchung, wie lange der Körper in diesem braunen oder bunten Torfmoor wohl gelegen haben könne, ergab sich in den Aussagen der ältesten Bewohner der Gegend, daß sie der Vermissung einer Person sich nicht zu erinnern wüßten, daß folglich der Körper vor vielen Jahren umgekommen, und vielleicht an hundert Jahre gelegen haben könne.

Der Körper war also nicht ganz aus dem Moore hervorgebracht worden, sondern es waren noch verschiedene merkwürdige Stücke zurück, welche die Torfgräber entweder nicht heraus bringen wollen, oder können. Ein hiesiger Kenner und Freund der Na-

Naturgeschichte, hielt es der Mühe werth, selbige zu besitzen, ließ nachgraben, und erhielt den Hintertheil des Kopfes, die Haut der Brust und des Leibes in einem Stück, bis an den Nabel, auch ein halbes Lenden- und halbes Beinstück. An dem Hinterkopfe fand man, daß er so zur Mumie bereitet und gegerbt war, wie alle übrigen Theile; die Haare waren besonders gut erhalten, und in ihrer Vollkommenheit, wie bei einem lebenden Menschen. Dieser Theil ist als eine Seltenheit in die königliche Kunstkammer zu Kopenhagen versendet und aufgenommen worden; verschiedene getrocknete Hautstücke sind durch Liebhaber nach Petersburg, Göttingen und Hamburg, das halbe Lenden- und Beinstück aber nach Clausthal gekommen. Die Haut des Bruststücks ist viertehalb Viertel lang, drittehalb Viertel breit, schwarzbräunlich von Ansehen, und geht bis zum Nabel, ist biegsam wie Leder. Die Warzen der Brüste sind deutlich sichtbar, und das ganze Stück siehet beinahe wie eine Schnürbrust aus. Dieses merkwürdige Stück ist in die Apotheke der Frau Doctorin Dugend abgegeben, so wie jene besichtigten Körpertheile zum Theil beim Herrn Doctor Kelp aufbewahrt werden. Alle verhalten sich völlig wie eine Mumie in allen ihren Theilen, sind, ob sie gleich beinahe sieben Jahre bald der Luft ausgesetzt, bald verschlossen gewesen, rein von Fäulniß und Wurmfraß, und werden vielleicht Jahrhunderte der Zerstöhrung widerstehen.

Kunst war die Einbalsamirung todter Körper zu allen Zeiten, und unter den alten Völkern, vorzüglich bei den Aegyptern. Eine sehr kostbare Art zu balsamiren ward in neuern Zeiten von de Bils, einem Holländer erfunden und geheim gehalten, die aber von Pallas im Petersburger Journal 1776. Seite 64. beschrieben ist. Nie wuste man, daß die Natur solche im Eingeweide der Erde durchs Torfmoor selbst verrichten könne. —

Der Methoden zu balsamiren, sind viele; doch kann man die ganze Theorie der Kunst sehr ins kurze bringen. Sie besteht darin, daß die fleischigsten Theile und Knochen des Körpers, nachdem aus Kopf, Brust und Unterleibe, die flüßigen Theile und die Eingeweide abgesondert sind, jene mit balsamisch harzigten, bittern, aromatischen und zusammenziehenden Substanzen, reichlich gefüllt, durchdrungen und eingetrocknet werden. Das Eindringen dieser Dinge in die fleischigten Theile des Körpers, überfirnisset sie gleichsam inwendig und auswendig, und bewahrt vor Eindringen der Luft und Fäulniß. Gern mögte ich Ihnen hier noch etwas über die Mumienbereitung der Aegypter sagen, wenn ich nicht befürchtete, daß dadurch mein Schreiben zu weitläuftig werden würde. Ich verspare es daher auf eine andere Zeit. Aber über die Entstehung der Torfmoore und ihre Bestandtheile muß ich Ihnen einiges hersetzen.

Die Entstehung der Torfmoore hat schon oft die gelehrte Welt, wie Sie wissen, beschäftigt. Alle Meinungen anzuführen, würde zu weitläuftig seyn, und diese oder jene zu vertheidigen, unnütz.

Nach den sachkundigsten Erfahrungen, entstehen alle Moore ohne Unterschied, wenn ein Land lange Zeit mit stillstehendem Wasser bedeckt gewesen, da denn allerlei Sumpfgraß, Moosgewächse, Heidekraut, vorzüglich die Sumpfheide, Erica tetralis, und nach bestimmten Aeusserungen des kürzlich verstorbenen Stiftsamtmanns von Oeder an Herrn de Luc, zuerst ein grüner Schlamm sich im Wasser erzeugt, welcher unter die Geschlechter Byssus, Tremilla, Conferva gehört, dann unter den Moosen dasjenige, welches einen dicken Ueberzug des Wassers macht, und sphagnum palustre heißt, auf welchem nachhero sich andere Pflanzen gründen, und unter die Gräser hauptsächlich Eriophorum vaginatum, Eriophorum polystachion, und Carex cespitosa darin wachsen, sich vermehren, und nach und nach durch die Friktion des Wassers und dadurch verursachten Schlamms, Schichtweise niedersinken, und mit demselben zu Torf verbunden werden.

Richtiger läßt sich die Entstehung der Torfmoore kaum angeben, und in Gegenden, wo niemals Ueberschwemmungen gewesen, wird kein Torf zu finden seyn. Je nachdem nun der Grund beschaffen war, welchen das Wasser überströmte, und auf welchem sich ein Torfmoor ansetzte, je nachdem das Wasser bei seiner ersten Ankunft, Theile mit sich fortgerissen und aufgelöset hatte, je nachdem ist der Torf verschieden.

Fast jede Provinz hat ihre besondere Sorten und Eintheilung. Hier und in Ostfriesland kann man vier Sorten aufrechnen, welche ihre Unterabtheilungen haben:

1) Hagetorf,
2) Dargtorf,
3) Braunen, oder weissen unreifen Torf.
4) Baggertorf.

Zu Hagetorf gehört:

a) Gronnmann, oder klibberigter Hage, ist die beste Sorte zum Brennen,
b) Ordinairer Hagetorf,
c) Schalrtorf,
d) Tasttorf.

Zum Dargtorf gehört:

a) Grünlandstorf, aus Wiesen,
b) Stinktorf. Eigentlich stinkt er nicht, sondern hat nur mehr schwarzes Erdpech und Schwefel, als andere Arten. Jedoch ist in der Provinz Zeeland ein Torf, der nicht nur widrig riecht, sondern auch den am Feuer sizzenden Personen ein blasses Ansehen, Uebelkeit, Schwindel, und Ohnmachten verursacht. Vielleicht ist er arsenikalisch, vielleicht

leicht aber die Grundlage zu künftigen Steinkohlen, welche nach einiger Meinung aus dem Torf entſpringen ſollen.

e) Dargtorf mit vermodertem und verfaultem Holz vermiſcht,

d) auch mit vermodertem und verfaultem Schilf.

e) Aus vermodertem und verfaultem Moos.

f) Torf mit blauer Erde oder Farbe vermiſcht,

g) mit gelber Farbe, welche Farben oft in langen Adern durch die Moore laufen.

Zu dem unreifen weiſſen Torf gehören: a) brauner Torf, b) weißgrauer Torf, c) Moostorf, welcher gewiß der erſte Urſprung des Torfes iſt.

Baggertorf iſt derjenige ſchwarze, ſchwere und fette Schlamm, welcher zum Theil durch Netze aus dem Grunde der Moorgraben und Grünlande aufgefiſcht und bereitet wird. Zuweilen findet man vier verſchiedene Sorten in einem Torfmoor.

Aus den verſchiedenen Arten des Torfs (es ſind ihrer noch mehrere) entſtehen auch die auffallenden Verſchiedenheiten der chemiſchen Zerlegung in ſeine nahen und entfernten Beſtandtheile. Ein allgemein richtiges Verhältniß hierin zu vereinigen, wird nicht ſchwer ſeyn. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß die Beſtandtheile des Torfs Erdpech, Erde, Schwefel, Glauberſalz, Küchenſalz, Eiſentheile, Erdharz, extraktartige Theile, und ein großer Theil brennbarer Luft ſind; und daß er von dieſen Dingen mehr oder weniger nach ſeiner Lage enthalte. Z. B. ſo hat der weiße und bunte Torf mehr mittelſalzige und extractartige Theile, (denn man kann darin ſäden) und weniger Erdharz, nebſt brennbarer Luft, der ſchwarze und ſchwere Torf, mehr Erdharz, Erdpech, Erde und einen größern Theil inflammabler Luft.

Das ſogenannte Moorwaſſer, von einigen ſtyptiſches Waſſer genannt, iſt der Auszug, oder die wahre Quintеſſenz des Torfs.

Nach allem dem, was ich Ihnen nun von der Entſtehung, den Arten, und chemiſchen Beſtandtheilen des Torfs, geſagt habe, wird einleuchtend, daß das Torfmoor, oder Torfwaſſer, alle diejenigen Dinge enthalte, welche das Weſen der künſtlichen Balſamirungen ausmachen. Alles, was die Werkſtätte der Natur liefert, iſt dauerhafter, als die der Kunſt, welches unſere Mumie beweiſet, indem ſie mit allen flüßigen zur Fäulniß geſchickten Theilen verſehen war, als ſie ins Moor kam, dennoch der Verweſung entgieng, und ein dauerhafter feſter Körper daraus bereitet war, deſſen Theile nach beinahe ſieben Jahren, da ſie der Luft und dem öftern Betaſten ausgeſetzt geweſen, noch unverletzt ſind.

Hier

Hier wären wir also auf einem guten Wege, die Körper unserer Angehörigen, gleich den Aegyptern, Jahrhunderte aufzubewahren, und solche uns und der Nachwelt anschaulich zu machen; wir wären durch die Natur selbst geleitet, auf einem Wege der Kunst zu entbehren, und der verschwenderischen Einbalsamirung eines de Bils, welcher die ganze Materia medica plünderte, um einen Körper auf einige Zeit unverweslich zu erhalten.

Folgendes wird ferner hieraus fliessen: 1) Unsere Mumien werden zwar nicht die Eigenschaft haben, daß sie weiß oder gelblich sind, (das waren die ägyptischen auch nicht) wie jene von de Bils, und nach anderer Vorschriften bereiteten, aber dafür werden die Lineamenten und alle Körpertheile sichtbarer und voller ausgedrückt seyn, wie auch an der Torfmumie zu sehen ist, aus dem Grunde, weil unsere Mumien, mit Beibehaltung aller innerlichen Theile und Säfte dem Moore anvertrauet werden können; und weil keine Zerrüttung des Körpers vorgehet, wie bei jenen, welche die Kunst nicht anders bereiten kann, als durch Hinwegnahme der Eingeweide und aller flüßigen Theile. 2) Wäre der Körper des Mädchens nicht alsobald, oder doch in einigen Tagen, mit so viel erdharzigem Wesen durchdrungen, als zur Aufhebung der Fäulniß nothwendig war, so wäre die Fäulniß eingetreten, und weder Mumienbereitung noch Gerbung möglich gewesen, folglich muß die natürliche Balsamirung im Moore schnell vor sich gehen. 3) Kann das Torfmoor solche schnelle, die Fäulniß aufhebende Fortschritte machen, oder sie verhindern, so muß es der Fäulniß widerstehende Eigenschaften besitzen, welche wir bisher nicht geahndet haben. Das beweiset die Mumienbereitung.

Herr Hofmedicus Taube in Celle führt, wiewohl in anderer Absicht, in seinen Beiträgen zur Naturkunde des Herzogthums Lüneburg, etwas an, das besonders hieher gehört. Er sagt, daß mancherlei Saamen, Erbsen, Wicken, Wassernüsse und Haselnüsse dort im Torf 40 Ruthen unter der Dammerde gefunden würden, welche vielleicht Jahrhunderte vergraben gelegen, und sich doch so gut gehalten hätten, daß sie keimten. So findet man auch öfters Holz, Hirschgeweihe u. dgl. wohlerhalten im Moore. Mehrere Beweise für die fäulnißwidrigen Eigenschaften des Torfmoors, glaube ich nicht anführen zu dürfen.

Diese großen Vorzüge des Torfmoors und Torfwassers, lassen mit Recht erwarten, daß die Arzneikunst sie vielleicht anwenden werde, bei überhandnehmenden faulenden Krankheiten in der Ruhr u. s. w. Wenigstens wird die Wundarzneikunst heilkun-

kundige Erfahrungen aus dem Moore, in Anwendung bei fauligen alten Schäden, im kalten Brande, Beinfraß, Krebs, und in allen solchen Fällen, mit Nutzen ziehen können, wo starke Antiseptica nothwendig, fürs erste aber zur Erprobung, wo selbige nicht bei der Hand, oder zu kostbar sind. In Wahrheit, alles ist, wie wir gesehen haben, im Torf vorhanden, was zur Heilung jener Schäden erfordert werden kann; auch kann schwerlich die Arzneimittellehre ein Mittel aufweisen, welches so viele Bestandtheile unter einander in sich vereinigt. Da finden wir auflösende, die Säfte verbessernde Salze, balsamische heilende Harze, Erdpech, Naphta, inflammable Luft, Schwefel, Eisen u. s. w. so glücklich und vollkommen mit einander gemischt, daß analogisch der glücklichste Erfolg nicht bezweifelt werden kann.

Die Haut der vorhandenen Theile unserer Moormumie, war fest, wie Leder gegerbt.

Also eine Gerbung im Moor durch die Natur bewirkt. Wie uns doch die Natur manches so bequem macht, wenn wir ihren Spuren durch Fleiß, Nachforschen und vernünftige Anwendung nachfolgen, und ihre Geheimnisse ihr gleichsam enthüllen. Das Torfmoor hätte also einen technologischen Nutzen mehr. Der Gebrauch desselben in Fabriken, Manufakturen, Kalkbrennereien, Töpfereien, beim Backen und zu Torfkohlen, ist allgemein bekannt. Weniger allgemein bekannt ist die Anwendung des Torfs beim Bauwesen zu Torfmauern, Torfhäusern, Platfonds, Aufsetzung der Brunnen, u. s. w. Beim Bauwesen giebt man oben inwendig Torfmauern, theils um den Einsturz zu verhindern, theils die Feuchtigkeit des Bodens und der untern Mauern anzuziehen, und letztere etwas trockener zu erhalten. Ob auch in hiesigen Gegenden, an Orten, wo der Grund feucht ist, wo man nasse Wände, mit Ausschlägen von Natron, oder Mineralalkali hat, der Torf, so angewandt werden könne, daß er einen Ableiter der nassen Wände nach unten abgäbe, will ich nicht bezweifeln, aber dem Nachdenken Bauverständiger überlassen. Torfhäuser trift man in Moorgegenden an, vorzüglich im Hannöverischen. Der Torf vertrit die Stelle der Steine, wird auch wohl mit Lehm übertüncht.

Platfonds findet man in Ostfriesland und im Lande Hadeln. Sie erhalten nachher Ueberzüge von Kalk.

Der Schluß folgt künftig.

Aus-

Vertilgung der Maulwürfe. *)

Dem so schädlichen Maulwurf, hat man, um seinem Unheil abzuhelfen, schon verschiedene Mittel entgegen gesetzt, die aber alle nicht hinreichend sind, sich des unsichtbaren Feindes zu entledigen. Unter den Fallen sind die, mit einem in die Erde gegrabenen grosen Hafen (Topf,) noch die Besten, weil man damit mehrere auf einmal fangen kann. Sich den Feind aus seinem Eigenthum zu verschaffen, gehet noch leichter, allein man erhält davor, von seinen angränzenden Nachbarn, die alsdann den Zuspruch bekommen, schlechten Dank.

Vieler Freunde und meine eigene Plage, hat mich bewogen, auf ein Mittel zu denken, das vor allen schon bekannten den Vorzug verdient; und ich mache, ob es gleich bis hierher mein Geheimniß war, mir ein Vergnügen daraus, es öffentlich durch diese Blätter zu verbreiten. Dieses Mittel ist ein Leckerbissen für den Maulwurf, bei dessen Genuß er sich aber den Tod holt. Da sehr viel auf die ordentliche Zubereitung des Mittels ankommt, so muß solches in einer Apotheke verfertiget werden.

Rec. Lumb. Terr.
Herb. Mar. Ver.
Nuc. Vom. aa ½ Unze.
Arsen. alb. 1 Scrupel.
M. F. Pulv. Subtilf. cum
Spir. Vin. Rect. ½ Unze.
Axung. Asch. q. S. F. Bol. 1 Scrupel.

D. S. hin und wieder an verschiedenen Orten in die Gänge der Maulwürfe, eines oder 2 zu legen.

L.

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 133., von 1792.

Etwas über das Modewort Volk.

Volk, ist jetzt ein Lieblingswort unserer heutigen Schriftsteller. Volkslehren, Volksgesang, Volkslieder, Volksliederbuch, Volksfeste, Volkskalender u. s. w.

Man wünscht daher durch diese Blätter einige Aufklärung über dieses Modewort, und über dessen allgemeine Einführung und Aufnahme; um so mehr, da der Ausdruck, weil wir keine Republikaner sind, gar nicht zu dem Feinen gehört, auch Volk gemeiniglich bei uns Deutschen eine niedrigere Art Menschen gegen eine höhere anzeiget; denn so heißt z. B. Volk sehr oft der Pöbel; Volk, in Niedersachsen, das Gesinde: daher Volksstube, Volkstisch. Soll etwa etwas neues damit gesagt werden? oder macht jenes für ein zartes Gefühl immer zu hartes Wort, die Sache verständlicher und annehmenswürdiger? Vielleicht beides nicht; und doch schreibt alles Volk.

C.

Digitized by Google

Hannoverisches Magazin.

98tes Stück.

Freitag, den 7ten December 1792.

Von der Mumien- und Lederbereitung durchs Torfmoor.

(Schluß.)

Den grauen leichten Torf, vermischt mit Sand, braucht man in Ostfriesland zu Aufsetzung der Brunnen. Mit braunem leichten Torf, hat man in Erfurt, und nachher in Frankfurt Versuche gemacht, greises Papier zu verfertigen a).

Um zu dem wichtigsten Gegenstande, ich meine, zu der Moorlederbereitung, zurück zu kehren, muß ich bemerken, daß die vorhandenen Stücke, nach den damit vorgenommenen Lederproben, sich wirklich als gut gegerbtes Leder verhielten.

Einige Lohgerber, welchen ich die Stücke vorwies, wollten nicht daran, auch keine Versuche damit machen, und ohne sich auf weiteres einzulassen, wiesen sie die Sache von sich, und erwiederten: „wenn eine solche Gerbung zu Stande käme, wovon sie alsdann leben sollten?" Diese Aeußerung beweiset, dünkt mich, schon viel für die Sache, — und eine neue Entdeckung muß deswegen nicht verworfen werden, weil sie einen individuellen Nachtheil bringen kann.

Glücklicherweise sind wir jetzt weiter gekommen: die Moorlederbereitung ist auswärts im Entstehen, und leidet keinen Zweifel mehr. Herr von Pfeiffer in seinem entdeckten allgemein brauchbaren Verbesserungsmittel der Steinkohlen und des Torfes, giebt uns davon Nachricht, und beschreibt zugleich die ganze Verfahrungsart, wornach man in einigen Wochen mit

a) Auch der verstorbene Consistorialrath Doctor Schäffer in Regensburg, machte aus unserm braunen, ihm vom Herrn Hofapotheker Andreä hieselbst zugeschickten Torf, greises Packpapier, und ich habe gleichfalls ein dauerhaftes Packpapier, Pappen, Tapeten, Pergament und Karten, die drei letzten mit einer weissen Farbe überzogen, daraus verfertigen lassen. Noch voriges Jahr schickte mir Herr Doctor Ehrmann in Frankfurt, mit mehrern vegetabilischen Papierproben auch Torftapeten und Torfpergament von vorzüglicher Güte.

Wehrs.

mit dem Moorwaſſer die ſtärkſte Ochſenhaut ohne Gerberlauge oder Holzrinde gahr machen könne b).

Weitläuftiger will ich Ihnen nicht die Vortheile der Mumienbereitung, den großen Nutzen der Lederbereitung im Moore, für Gerber, die daher erfolgende Verminderung des jetzt theuren Preiſes des Leders, noch weniger die Holzerſparungskoſten, die wichtig ſind, berechnen; nichts will ich von den bis faſt zur Gewißheit dargethanen antiſeptiſchen Heilkräften des Torfmoors und Torfwaſſers erwähnen, welche beſtätigt zu ſehen, jeder Menſchenfreund wünſchen wird. Ich will nur noch ſagen, wie ich vor zwei Jahren der Geſellſchaft der Künſte und nützlichen Gewerbe in Hamburg von den hier vorgetragenen Thatſachen Nachricht ertheilt, und einige Vorſchläge beigefügt habe, welche ſie gütig aufgenommen, und mir melden laſſen, daß Verſuche angeſtellt, mir aber die Reſultate davon gemeldet werden ſollten.

Auch mit trockenem Torfe, und alſo auf eine andere Art, laſſen ſich technologiſche Vortheile bewirken. Ein Stück Menſchenhaut, die ſo dünn wie eine Spielkarte war, in ein aus einem Pfunde Torfmulm mit 2 Quartier Waſſer eine halbe Stunde gekochtes Decoct mit dem darin gelaſſenen Mulm, ſo warm, daß eben der Finger darin zu leiden war, gelegt, und 10 Tage zugedeckt darin liegen gelaſſen, war, nachdem ſie trocken geworden, von der Dicke eines Meſſerrückens, und ſo hart, wie eine trockene Schuhſohle, und wie ſie wieder 10 Tage in ein ähnliches Decoct geworfen worden, nicht dicker wie das erſte mal. Ich wünſche, daß auch in Ihrer Gegend ſich patriotiſch denkende Männer finden mögten, welche richtige Verſuche zur Beſtätigung der Lederbereitung durchs Torfmoor und Torfwaſſer, wie auch mit trockenem Torf unternähmen. Suchen Sie doch vorzüglich den jüngern Herrn Söhlmann in Linden, der nun ſchon ſo manche glückliche Verſuche in der Gerberei gemacht, und von dem ich weiß, daß er nunmehr bereits an 2000 Stück Kalbfelle mit Sumach gegerbt hat, jetzt aber auch mit der Salvey (ſalvia officinalis) Gerbereiverſuche anſtellt, zu bewegen, daß er auch einmal mit Torfmoorwaſſer gerben möge, aber laſſen ſie alsdenn auch dieſe Verſuche zur Kenntniß

b) In England gebraucht man zur Lederbereitung allgemein genug das ſaure Waſſer, das beim Abſchwefeln der Steinkohlen erhalten wird, und das Leder, das mit demſelben bereitet wird, hält man für vortreflich, beſonders zu Sätteln. Eben daſſelbe, was von dieſem ſauren Steinkohlenwaſſer gilt, gilt auch vom Torfe. Starke eiſenhaltige Waſſer ſind auch zum Gerben vortheilhaft; man kann künſtliche in beliebiger Menge bereiten, wenn man in dazu eigentlich eingerichteten Brunnen eine anſehnliche Menge Eiſenfeilſpäne und die erforderliche Menge Eiſenvitriol ſchüttet. Wehrs.

niß des Publikums gelangen. Folgender Vorschlag scheint mir zur Bezweckung des Vorgetragenen der dienlichste zu seyn.

Die Häute abgezogener Thiere müßten, nachdem sie vorher gekalket worden, $2\frac{1}{2}$ Fuß tief im bunten oder braunen Torfmoor unter der Dammerde eingegraben werden. Da bekanntlich Kälberfelle drei, und Ochsenfelle sechs Monat zur Bereitung erfordern, so könnte man in Ansehung der Zeit sich darnach richten. Vielleicht erfordert die Gerbung im Moor nicht so viel Zeit, welches ein emsiger Beobachter leicht ausmitteln wird.

Um sich auch zu vergewissern, ob das Torfmoor und Torfwasser vorzüglicher zur Gerbung des Leders sey, als ein gekochtes Decoct von Torfmulm, müßte man trockenen Torf abkochen, und mit diesem Decoct gleichfalls Versuche anstellen. Ich bin ꝛc.

Etwas über das Linnenbleichen mit dephlogistisirter Salzsäure.

Die durch Braunstein dephlogistisirte Salzsäure, wird von Tage zu Tage ein interessanterer Gegenstand zum Bleichen des Linnens. Diese Anstalten vermehren sich jetzt stark, und wenn man dabei zweckmäßig und vorsichtig zu Werke geht, wird unstreitig gar merklicher Vortheil gegen das alte Verfahren herauskommen, denn man erspart gar ansehnlich an der Zeit, und das Linnen wird viel weniger strappazirt.

Die ersten Versuche dieser Art fielen nicht vortheilhaft aus, indem das Linnen nicht allein ungleich weiß und fleckig wurde, sondern auch an seiner Stärke verlohr; gegenwärtig hat man diese Schwierigkeiten überwunden, und das Linnen verliehrt weniger an seiner Stärke bei dieser, als der gewöhnlichen Bleichungsart.

Die beste und sicherste Methode ist diese, daß man dem Linnen eine erste Vorbereitung giebt, indem man es in Kleienwasser einweicht, hernach ins Laugenwasser bringt, und endlich in ein mit dephlogistisirter Salzsäure angemachtes Bad. Man bedient sich mit Vortheil dieser Methode, um dem mit Krapp gedruckten Linnen einen schönen weißen Grund zu verschaffen; denn es giebt da viele andere Farben, die der Wirkung dieses Liquors nicht widerstehen.

Alle Art Farben, die mineralischen allein ausgenommen, lassen sich durch die dephlogistisirte Salzsäure aus den Zeugen herausbringen. So z. E. wenn die schwarzvioletten, mordoreen und ähnliche Farben damit angegriffen werden, bleiben sie gelb, weil sie Eisentheile enthalten; bringt man sie aus der alkalinischen beißenden, durch die dephlogistisirte Salzsäure neutralisirten Lauge, in eine mit vielem Wasser verdünnte Schwefelsäure, so zieht

dieſe letztere vollends alle färbende Theile aus, und die Zeuge werden davon vollkommen weiß.

Herr Valette hat eine ſolche Bleicherei bei Liverpool errichtet, und der bekannte Chymiſt Herr Watt, eine andere in Schottland. Zu Paris befinden ſich gegenwärtig drei ſolcher Anſtalten; eine zu Paſſy, unter Direktion des Herrn Royer; die zweite zu Chantilly, welche Herr Ribaucourt dirigirt, und die dritte zu Bercy unter der Aufſicht und Anleitung des Herrn Pajot des Charmes. Dieſer geſchickte Mann bleicht ſogar alle Linnen, mit Krapp gedruckte Gewebe und andere bunte Zeuge, welche ſchon gefärbt und gedruckt worden ſind, es ſey nun in ächten oder in unächten Farben. Ein Kaufmann, der in ſeinem Waarenlager Linnen und Zeuge hat, die nicht mehr verkäuflich ſind, weil die Muſter und Zeichnungen aus der Mode gekommen, hat großen Vortheil davon, wenn er ſie wieder ausbleichen laſſen, und umdrucken kann.

Herr Haußmann zu Kolmar hat ſich im Winter 1791. dieſer neuen Bleichmethode mit beſtem Erfolge bedient. Aber den Sommer durch giebt dieſer erfahrne Manufakturiſt doch dem Bleichen auf der grünen Wieſe den Vorzug. — Er bleicht ſeine hanfenen und baumwollenen Gewebe mit dephlogiſtiſirter Salzſäure, und auf dieſen Fuß hat er in wenig Stunden ganze Tafelgedecke abgebleicht. Die groben Linnen koſten jedoch nach dieſer Methode zu bleichen, mehr, als die feinen, weil bei gleichem Maaße die letztern viel weniger wiegen; wenn alſo einer auf dieſe Weiſe fürs Publikum, und nicht für ſich ſelbſt bleicht, muß er das Bleicherlohn nach dem Gewicht ſich bezahlen laſſen, wenn er ſeine Rechnung dabei finden ſoll.

Auch Herr Wildemer hat dieſes neue Bleichmittel in der Manufaktur zu Jouy eingeführt, und der bekannte franzöſiſche Chymiſt Bertholet, der ſich noch vor kurzem durch mehrere Erfindungen und Entdeckungen in ſeinem Fache ausgezeichnet hat, thut bei dem Waſchen ſeines Linnenzeuges etwas dephlogiſtiſirte Salzſäure hinzu, und verſchaft ſeiner Wäſche durch dieſes Mittel in wenigen Minuten eine ungewöhnliche Weiſſe.

Wie ich dieſes bereits niedergeſchrieben, erhalte ich den göttingiſchen Taſchenkalender auf das Jahr 1793., worin Herr Hofrath Lichtenberg anführt, daß auch Herr **Lentin** in Göttingen mit dephlogiſtiſirter Salzſäure Linnen, auch ungeſponnenen Flachs und Hede mit dem beſten Erfolg bleiche. Das Eigene bei Herrn Lentins Methode, ſagt Herr Hofrath Lichtenberg, beſteht darin, daß er das zu dem Proceß erforderliche Laugenſalz auf eine äußerſt vortheilhafte Art aus dem Kochſalze durch Silberglätte ſcheidet, die alkaliſche Lauge ſogleich mit dephlogiſtiſirter Salzſäure anſchwängert,

gert, sie etwas erwärmt, und nun das Linnen, nachdem man die Appretur durch Wasser ausgezogen hat, hineinbringt. Auf diese Weise hat er Proben von der gröbsten Leinewand in Zeit von zwei Stunden, nach dem einstimmigen Urtheil von Kennerinnen, vollkommen weiß gebleicht, und während dieser Zeit, nur ein einziges mal frische Lauge zugegossen.

Versuche über die zum Bleichen dienlichen alkalischen Substanzen, und die das Linnengarn färbende Materie, findet man in Crells chemischen Annalen, von 1792. Stück 7., Seite 74. f.

Noch ein Vorschlag, zu verhüten, daß die Menschen einander nicht lebendig begraben. a)

Der Aufsatz in Nro. 117. S. 905. 2. B. des Anzeigers erinnert mich, bei Anführung der Schrift vom Herrn Doctor und Hofmedikus Hufeland: über die Ungewißheit des Todes, u. s. w. b) an eine Sache, die mir gleichfalls schon lange am Herzen gelegen hat. Der Geistliche, vorzüglich auf dem Lande, hat oft Fälle von der äußersten Bedenklichkeit, und geräth bei der dem so eng logirten Landmanne nicht zu verargenden Eile, seine Todten unter die Erde zu bringen, und bei der Vorschrift der Landesgesetze, nicht unter zweimal 24 Stunden zu begraben, in die größte Verlegenheit. Giebt er der Zudringlichkeit der Hinterlassenen nach, und begräbt, bei zweideutigen Fällen früher, so erduldet er oft nicht geringe Unruhe der Seele. Will er aber die zweimal 24 Stunden, nebst der Tageszeit um welche man gewöhnlich zu begraben pflegt, abwarten, wo oft 60 und noch mehrere Stunden heraus kommen, so muß er bei großer Hitze im Sommer besorgen, daß durch den zunehmenden Geruch der Leiche, die Lebenden, die so nahe um den Todten seyn müssen, an ihrer Gesundheit leiden, und wohl gar ein Fieber epidemisch werde. Berichte zu früherer Beerdigung zu erstatten, und Attestate von den Medicis beizubringen, leidet oft die Entfernung der Oerter und die Umstände der Armen

a) S. Hrn. Hofrath Richters chirurgische Bibliothek B. XI. am Ende nach dem Register.

b) Diese Abhandlung des Hrn. Hofmedikus Hufeland, ist auch im neuen hannoverischen Magazin, 1790 St. 44. 45., desgleichen im neuen deutschen Mercur, 790. St 5. abgedruckt, und 1791. vom Hrn. Verf. selbst vermehrt herausgegeben, und dieser letzten Auflage eine Beschreibung und Abbildung des Leichenhauses beigefüget. A. d. H.

men nicht. Er ist also unter solchen Umständen, welche besonders bei großen Gemeinden oft vorkommen müssen, in der größten Verlegenheit. Der Vorschlag, von Erbauung eines Leichenhauses, ist daher vortrefflich; aber wo sollen die Kosten darzu, besonders in armen Gemeinden herkommen, anderer Schwierigkeit nicht zu gedenken?

Da ein gutgemeinter Vorschlag nie beleidigen kann, so sey es mir erlaubt, auch den meinigen zu thun, von dem ich glauben sollte, daß er um so leichter auszuführen sey, da er mit geringen Kosten, und mit wenigen Umständen begleitet ist. Er ist dieser:

Man lasse den Todten in das für ihn verfertigte Grab legen, sobald es die Umstände zu erfordern scheinen, wäre es auch noch unter 36 Stunden; aber man fülle das Grab nicht mit Erde. Ueber die Oefnung des Grabes, setze man ein kleines bewegliches Gehäuse, beinahe in der Gestallt eines Daches, auf die Art verfertiget. Man setze ein Oblongum nach der Größe eines Grabes, von vier Bohlenstücken zusammen, (man kann deren von verschiedener Größe verfertigen, so wie man auch Bahren von verschiedener Größe hat), doch so, daß dieses Oblongum über die Oefnung des Grabes rund herum zum wenigsten einen halben Schuh übergehet. In die vier Ecken müssen Pfosten genagelt werden, oder die Bohlen in dieselben, wie ungefähr bei den Bettstellen eingefuget seyn, und zu noch mehrerer Befestigung, damit sich das Oblongum nicht schiebt, können in der Mitte ein oder zwei Stege angebracht werden. Auf dieses Oblongum macht man von leichten und dünnen Brettern, ein kleines Satteldach. Auf dieses Dach selbst, auf der einen Seite oben nach dem Kopfe zu, und auf der andern Seite unten nach den Beinen zu, muß ein kleiner Schieber angebracht werden, um genug Licht zu haben, wenn man den Todten sehen will, welches von einem Wächter oder von einem Anverwandten bisweilen geschehen muß. Auf beiden Seiten dieses Gehäuses können nun zwei Tragehölzer, die man durch an den Ecken eingeschlagene vier Kloben, hindurch schieben kann, wie bei einer Portechaise angebracht werden, damit es transportirt werden kann.

Nachdem man den Todten mit Klang und Gesang begraben hat, so setzt man dieses kleine bewegliche Gehäuse, schwarz angestrichen, daß es wie ein Grabhügel aussieht, auf die Oefnung des Grabes, und häufelt die aus dem Grabe geworfene Erde rund herum an, daß nichts hinzu kommen kann, und es auch fest stehet, und überläßt nun den Todten seiner Ruhe. Nach zwei oder drei Tagen kann Jemand in der Stille hingehen, und das Grab zuscharren, wenn keine Veränderung vorgegangen ist.

Bei einem solchen Verfahren, sollte ich meinen, wäre sowohl Sicherheit für den Todten, wenn er wirklich todt ist,

ist, als auch, wenn er durch die Wärme der ihn umgebenden Erde, wieder aufwachen sollte. Sicherheit für die Lebenden, denn sie können dadurch, wegen ihrer Gesundheit, nie in Gefahr kommen, so daß auch sogar das Unangenehme für die Träger wegfällt, wenn sie eine aus dem Leichenhause, in die Fäulniß schon sehr übergegangene Leiche in das Grab tragen müßten. Bei welcher Gelegenheit es unmöglich verhütet werden kann, daß durch die Bewegung der Leiche, nicht ein desto heftigerer Geruch hervor dringen sollte.

Die Kosten zu einem solchen Gehäuse können nur geringe seyn, und ich glaube, daß das größte nicht über 2 Rthlr. kommen könne. Man braucht auch nicht die Gehäuse von zwei oder drei verschiedener Größe alle auf einmal anzuschaffen, auch nicht immer auf Kosten der Gemeinde, besonders wenn diese arm ist. Verehelichte, Ledige und Kinder, könnten zusammen legen, und für ihre Classe ein solches Gehäuse sich anschaffen. Wer mag sich gern lebendig begraben lassen! Es müste auch besonders im Anfange, nicht jedem aufgedrungen werden, sich unter ein Gehäuse begraben zu lassen: sondern man könnte die Fälle besonders zu Hülfe nehmen, wo man vorzüglich auf eine baldige Beerdigung dringt, oder die gesetzliche Zeit zur Beerdigung müste auf dreimal 24 Stunden verlängert werden. An dem hiesigen Orte sollte mir dieses einzuführen, wenig Schwierigkeit kosten: weil meine Beichtkinder einer vernünftigen Vorstellung gern Gehör geben, und sich schon manche nützliche Abänderungen haben gefallen lassen.

Die Gehäuse können füglich da aufbewahret werden, wo man die Todtenbahren aufzubewahren pflegt, und zur Ersparung des Raums auch die Größern über die Kleinern gesetzet werden.

Kleinfahnern,
im Gothaischen, 1792.

Joh. Volkmer Sickler,
Pfarrer.

* * *

Der obige Vorschlag gegen das lebendige Begraben, verdient gewiß vor allen eine besondere Aufmerksamkeit. Er ist einfach, kann mit wenigen Kosten allenthalben auf dem geringsten Dorfkirchhofe ausgeführt werden, und der Hauptzweck wird dadurch erreicht. Die meisten Menschen fürchten den Tod selbst weniger, als die Art des Todes, und für eine lebhafte Imagination ist das lebendige Begraben gewiß die schreckhafteste aller Todesarten. — Freilich wird man bei der vorgeschlagenen Einrichtung, nicht so gewiß auf eine wirkliche Wiederherstellung der Scheintodten rechnen können, als bei einem vollkommnen eingerichteten Leichenhause, allein sie gewährt den Scheintodten in dem Augenblick des Erwachens,

chens, mögliche Hofnung zur Rettung, und mit dieser Hofnung stirbt er wenigstens ruhig und ohne angstvolle Verzweiflung, und das bleibt doch wohl in den meisten Fällen die Hauptsache. — Vollkommen eingerichtete Leichenhäuser, werden gewiß an den meisten Oertern bloß fromme Wünsche bleiben.

Hannover. Hansen.

Noch ein inländischer Kaffee.

Dieser Kaffee besteht in der eßbaren oder zahmen, nicht aber in der sogenannten Pferdekastanie, als welche viel zu rauh und von sehr herbem Geschmack ist. Man reinigt die zahmen Kastanien sowohl von der braunen Schaale, als von der den Kern unmittelbar umgebenden bittern Haut, trocknet die gereinigten Kerne wohl, zerschneidet sie in grobe Stükken, und röstet, mahlt, und gebraucht sie wie den gewöhnlichen Kaffee. Die zerschnittenen Stücke sehen auf dem Bruch einer gebrochenen levantischen Bohne ganz ähnlich. Der davon gekochte Kaffee, ist sehr angenehm und zart, kommt dem Kaffee von Mokka an Feinheit gleich, und braucht zum Versüßen nicht so vielen Zucker, als der gewöhnliche Kaffe. Ungesund kann er auch nicht seyn, indem ja ganze Völkerschaften, bloß, oder größtentheils von Kastanien und Milch leben, wie er denn auch den Fehler nicht an sich hat, daß er die Nerven angreift. Freilich dürfte es lange zugehen, bis ganz Deutschland damit versehen werden könnte. Gewiß aber wäre es thunlich, daß an Orten, wo man die Schweine in die Kastanienmast treibt, dieses künftig unterbliebe. Man könnte daselbst die kleinen Kastanien auflesen, trocknen, säubern und zu Kaufmannsgut machen. Ueberdieses ist der Kastanienbaum so zart nicht, daß er nicht im zwei bis drei und vierzigsten Grade norder Breite fortkommen sollte. Zu Jestätt bei Eschwege, hat man die Versicherung hievon, als woselbst dieser Baum gut fortkommt und Früchte bringt. Warum sollte dieses nicht in ähnlicher Lage anderwärts mit gleichem Erfolge geschehen können?

Hannoveriſches Magazin.

99tes Stück.

Montag, den 10ten December 1792.

Auch ein Wort über den Tüngelkaffee, oder das Getränk, aus dem Saamen des Galium Aparine.

— nimium ne crede colori.

VIRGIL.

Vor zwanzig und etlichen Jahren gab der Gebrauch des Saamens der Aparine zum Kaffee, Veranlaſſung zu mehreren Abhandlungen und Anzeigen in öffentlichen Blättern. Wir lebten damals in der Periode, wo man faſt mit allem Verſuche machte, um der Natur ein homogenes Surrogat für den ausländiſchen Kaffee abzuzwingen. Mit der Aparine legte ſich der Eifer bald; denn ſie gab nur höchſtens wenige Jahre hindurch, Stoff zu öffentlichen Aufſätzen her: ob aus Vergeſſenheit, oder weil ſie die Hofnung nicht erfüllte, oder wegen des ſehr mühſamen Sammelns und Bereitens, weis ich nicht.

Neuerlich, ſchon ein Jahr vor Erſcheinung der Abhandlung im 44ten Stücke des diesjährigen neuen hannoveriſchen Magazins, wurde ich durch einen Aufſatz in der Monatsſchrift von und für Mecklenburg, 1791. Stück 3. S. 187. ff. a) aufmerkſam, auf den, ſeiner Aehnlichkeit mit dem Geſchmacke des Martiniſchen Kaffee wegen, ſo gerühmten, Saamen der Aparine gemacht. Freilich erinnerte mich einige Kenntniß der Geſchichte meiner Wiſſenſchaft, bald an genug analogiſche Fälle, wo veralterte Arzneimittel auf's Neue hervor gezogen waren, um endlich auf's Neue zu veraltern, wie z. B. noch kürzlich der Maiwurm, die Anagallis, die Moneta'ſche Kurmethode, ꝛc. bewieſen haben. Allein ich konnte mir etliche Urſachen mehr, als gerade dieſe, von der Zurückſetzung der Aparine denken; und ein Gegenſtand, den

a) Man vergleiche damit Monatsſchr. v. u. f. Mecklenb. 1792. St. 6. S. 232. f.

den ein großes medicinisches Collegium einst des Versuches würdigte, stand ja auch wohl einem einzelnen, isolirten Arzte, zum wiederholten Versuche frei. Ueberdem schien es mir, als wenn diese Beobachtungen gerade am zweckmäßigsten in einem Lande angestellt werden könnten, welches, wie das unsrige, der Aufmerksamkeit eines Commerzcollegium und einer Landwirthschaftsgesellschaft genießt. Denn, wenn wirklich der Geschmack des abgekochten Saamen der Aparine, wie behauptet wurde, dem Kaffee von martinikschen Bohnen so ähnlich war, und folglich einen Vorzug vor den Cichorien verdiente; so schien die Sache allerdings ein würdiger Gegenstand für beide Institute zu seyn, wenn man bedenkt, wie Vieles Braunschweig durch seinen Cichorienbau b) gewinnt. Und an Boden, der, ohne Vernachläßigung anderer Produkte, dazu hätte dienen können, fehlt es unsern Gegenden ja nicht.

Ich sammelte also so viel, als ich zu den Versuchen nöthig zu haben glaubte, von den diesjährigen Körnern der Aparine, so wie sie auf den Stengeln reif geworden waren.

Der Saamen ist gar nicht zu verkennen, wenn man ihn nur einmal gesehen hat. Er reift ungleich, von Ausgangs Julius an, bis wenigstens in die Mitte Augusts, so, daß oft ein und derselbe Stengel, zugleich Saamen und Blüthe trägt. Er ist Anfangs grün, bekömmt dann eine rothe Backe, wie frische Galläpfel, wird darauf dunkelroth, und zuletzt graubraun. Dann ist er reif; die beiden Halbkugeln trennen sich auseinander, und der Stengel vertrocknet allmählig. Sondert man nun die äußere rauhe Haut ab; so erscheinen die bloßen Körner, wenn sie trocken sind, graubraun, etwas dunkler, als eine ungebrannte Kaffeebohne. Sie sind beinahe Nierenförmig, rund auf der einen Seite, auf der andern flach, und in der Mitte derselben, wo ein kleines Loch ist, etwas concav. Inwendig haben sie eine Höhlung von der Figur des Korns, welches, durchschnitten, in seiner Dicke rundum ungefähr das Drittel einer Linie hält.

Der Saamen soll auf besserem Erdreiche auch größer ausfallen. c) Man könnte die Pflanzen an Stangen oder Geländern bauen; das Kraut, wenn der Saamen bald reif wäre, aufziehen; den Saamen nachtrocknen lassen; ihn dann abstreifen oder ausdröschen, und auf die gewöhnliche Weise von der Spreu ꝛc. reinigen. Die Körner von der rauhen äußeren Schaale durch Stoßen zu befreien, ist

b) S. Ribbentrop's Beschr. d. Stadt Braunschw. B. II. S. 146. f.

c) S. hannoverisches Magazin 1769. St. 7.

iſt zu langweilig und zu mühſam, und es werden zu viele Körner dabei zerquetſcht. Ich bewirkte es durch eine runde platte Reibe, mit der ich in einem feinen Durchſchlage die Schaale abſcheuerte: man kann auch den Saamen ganz gelinde vorläufig röſten, und darauf noch leichter dieſelbe abreiben; allein beides, obgleich bequemer, als das Stoßen, findet im Großen keine Statt. Füglich würde man es auf einer Hand-Grützmühle bewerkſtelligen können.

Die gereinigten Beeren werden gelinde gebrannt, gemahlen, und wie Kaffee gekocht, nur etwas länger. Auch wird zu einer Portion etwas mehr erfordert, als vom ausländiſchen Kaffee. Sie ſchwitzen aber während des Brennes nicht, und das Dekokt ſteigt bei'm Kochen nicht in die Höhe, wie ordentlicher Kaffee zu thun pflegt.

Die größeſte Beere, mit oder ohne Schaale, wiegt trocken, noch kein Gran nach Apothekergewicht, da eine ſehr kleine Kaffeebohne noch einmal ſo viel wiegt. Ganz reife Beeren verlohren durch kurzes Nachtrocknen an einem ſchattigten Orte, drei Achtel von ihrem vorherigen Gewichte; darauf noch beinahe ein Achtel durch Abſonderung der äußeren rauhen Schaale; und endlich durch Brennen wieder etwas über ein Achtel. Ein Verluſt von fünf Achteln auf's Ganze, der noch größer wird, wenn man das ſo geringe Gewicht der Beere ſelbſt, und die größere Menge, die man zum Kochen nehmen muß, dazu rechnet! Der Käufer, der von einem Pfunde Kaffee nach dem Brennen 24 Loth behält, gewinnt freilich, dem erſten Anſcheine nach, bei demſelben Gewichte der Aparine 4 Loth mehr, als wovon ihm ein Pfund nach dem Brennen 28 Loth giebt: allein er kann von jener Portion Kaffee 24 mal trinken, und von derſelben Portion Aparine nur 18 mal, weil er jedesmal anderthalb Loth von dieſer kochen muß. Der Verkäufer aber verliert an jedem Pfunde in völliger Reife geſammelter Saamen die Hälfte, ehe ſie zum Verkaufe fertig ſind, und noch mehr, wenn er die Saamen vor der gänzlichen Reife ſammelt und nachreifen läßt. Inzwiſchen würde Fabrikmäſſiger Anbau und Abſatz dieſen Verluſt vermindern oder vergüten, und der Käufer erſparte, auch wenn das Pfund halb ſo viel, als jetzt der orientaliſche Kaffee koſtete, immer noch bei einem Surrogate von demſelben Geſchmacke, beträchtlich, ob er gleich einer größeren Proviſion von der Aparine, als vom Kaffee, bedürfte. Ueberdem blieben dann die Kaufſummen im Lande.

Geruch haben die ungebrannten Beeren der Aparine gar nicht. Auch irgend einen Geſchmack, es mögte höchſtens denn ein bischen Holzigtes

seyn, konnte ich in ihnen auf keine Weise entdecken.

Um mich gegen alle Täuschung möglichst zu sichern, brannte ich den Saamen in keinem Kaffeebrenner, und mahlte ihn in keiner Mühle, in welchen vorher einmal Kaffee verarbeitet worden war. Ich wollte den, ihm eigenthümlichen, Geschmack ganz unverschönert behalten, und verrichtete daher das Brennen, mit großer Sorgfalt und unter beständigem Umrühren bei gelindem Feuer, in einer reinen eisernen Pfanne, worin, wie auch wohl in irdenen Töpfen, der gemeine Mann in manchen Gegenden seinen Kaffee zu brennen pflegt. Darauf zerrieb ich die gerösteten Körner in einem Mörser von Serpentinstein bis zu der Feine, die eine Mühle würde geliefert haben. Und nunmehr stellte ich denn meine Proben an, und zwar auf verschiedene Weise; mit gelinder und stärker gebrannten, mit kürzer und länger (einmal sogar zweimal so lange, als Kaffee,) gekochten, Körnern, mit größerer und geringerer Quantität derselben für eine kleine Portion des Getränkes. Die Resultate, wozu mehrere, als ich und die Meinigen allein, ihre Stimme gaben, blieben immer die nemlichen. Hier sind sie:

Der Geruch der gebrannten und gemahlenen Saamen, hatte so wenig irgend einige Aehnlichkeit mit dem Geruche eines, auch schlechten, Kaffee, als mit dem von gebrannten Cichorien. Er hatte freilich einen Geruch bekommen, der penetrant war: allein dieser war bloß brenzligt, ohne etwas vom Verbrannten in sich zu haben, wie Erbsen, Rokken, Kirschkerne ꝛc., nach dem Rösten einen eignen Geruch von sich geben; es war ein bloßer nidor, nur durch das Brennen entstanden.

Das Dekokt selbst, ohne Zucker und Milch, wie die rechte Kaffeeprobe ist, getrunken, war im Geschmacke eben so wenig, als im Geruche, weder dem Kaffee, noch den Cichorien, irgend zu vergleichen. Ihm fehlte ganz das eigenthümliche, pikante, Bittere des Kaffee, und von dem, bei letzterem sich äußernden, feinen Kitzeln auf der Zunge, welches neuerlich die Schriftsteller in der Aparine gefunden haben wollen, bemerkte kein Einziger das Mindeste. Ein eigner Nachgeschmack war allerdings nicht zu verläugnen; allein er fiel sehr in's Süßligte und wurde wirklich in der Länge widerlich.

Der empfohlene Zusatz von orientalischem Kaffee verbesserte, sowohl im Geschmacke überhaupt, als im Nachgeschmacke, nichts. Auch den anderswo d) angerathenen Zusatz von Butt-

d) Hannov. Magazin 1769. St. 7.

Butter verſuchte ich; aber dadurch wurde das Getränk noch widerlicher.

Mit Zucker und Milch getrunken, ſchmeckte das Dekokt nach gar nichts, ſondern bloß, wie — Milch und Zucker mit Waſſer.

Vermuthlich haben bei den vorherigen ſo günſtig ausgefallenen Unterſuchungen Anderer, Täuſchungen obgewaltet. Vielleicht nahm man zu der Zubereitung des Saamen Gefäße, die ſeit langer Zeit zum orientaliſchen Kaffee gebraucht worden waren, und woraus ſich den Beeren der Aparine etwas Kaffeeartiges mittheilen mogte. Vielleiche ſtellte man immer die Proben mit Zucker und Milch an. Und in dieſer letzteren Form genoſſen, wäre das Getränk freilich für den Gaumen des gemeinen Mannes, der durch den Zuſatz von Syrup und Milch auch das Eigenthümliche des orientaliſchen Kaffee nicht durchſchmeckt, ein recht gutes Kaffeeſurrogat. Hiervon habe ich, während meines Verſuches, aus dieſer Claſſe ein auffallendes Beiſpiel gehabt. Aber ſollte wohl je das Pfund bereiteten Tüngelkaffee's wohlfeiler im Handel gegeben werden können, als jetzt der Preis des Cichorienkaffee's iſt?

Schwerlich alſo wird die Aparine nur die Cichorien, geſchweige denn den wahren Kaffee, zu verdrängen im Stande ſeyn. Die einzige Aehnlichkeit, die der Saamen mit dem Kaffee hat, liegt in der Figur und Ausſicht der ausgehülſeten Beeren. Ueber die vorzüglichen Kräfte derſelben in Bezug auf die menſchliche Geſundheit, geſtehe ich dreiſt meinen Unglauben. Sollte es wohl noch leicht einen Arzt geben, der nur irgend Stärke genug, Ekleftiker zu ſeyn, in ſich fühlt, und die Aparine im Ernſte recipirte? Ich halte mich überzeugt, daß Meliſſenthee mehr Kräfte beſitzt, als der Tüngelkaffee, und ſoll ja Eins ſeyn; ſo hat der Cichorienkaffee auch hierin wohl den Vorzug vor dem letzteren.

Ich habe wahrlich mit keiner Vorliebe für den orientaliſchen Kaffee, deſſen abergläubiſcher Verehrer ich nicht bin, geprüft und geſchrieben. Allein, warum ſuchen wir ſo ängſtlich Surrogate von gleicher Bereitungsart und gleichem Geſchmacke für denſelben? Warum gehen wir nicht, auf einem ſo viel leichteren Wege, zu der einfacheren Morgendiät unſerer Vorfahren zurück, und trinken Bavaroiſe, oder ein thüringiſches Warmesbier mit Ingwer? Aber dann freilich — — —

Jugler.

Ver-

Verzeichniß der Kinder, welche den 4ten Julius 1792.

Namen	Gebürtig	Alter Jahr	Aeltern sind gewesen
Joh. Andreas Didrichs	aus Hannover.	19	Der Vater ist Tagelöhner gewesen.
Paul Christian Kolbe.	aus Afferde.	14	Der Vater ist Pastor gewesen.
Christoph Günter.	aus der Gartengemeine	14	Der Vater ist Zimmermann gewesen.
Wilhelm Gottl. Katerei.	aus Andreasberg.	14½	Der Vater ist Tischler gewesen.
August Wilhelm Timme.	aus Hameln.	15	Der Vater ist Hautboist gewesen.
Joseph Seher.	aus Dinckelspiel.	14	Der Vater ist Galanteriekrämer gewesen.
Heinrich Philipp Wehe.	aus Hannover.	14½	Der Vater ist im Militair gewesen.
Friedrich August Dente.	aus der Gartengemeine.	15	Der Vater ist im Militair gewesen.
Charlotte Heinen.	aus Hannover.	17	Der Vater ist Maurergesell.
Margarethe Heinen	aus Hannover.	19	Desgleichen.
Dorothee Elisab. Rethmeyern.	aus Linden.	15	Der Vater ist Blattbinder gewesen.
Magdal. Marie Groben.	aus Andreasberg.	14½	Der Vater ist Bergmann.
Marie Lucie Flentjen.	aus Nienburg.	15	Der Vater ist Maurer gewesen.
Dorothee Sophie Knipen.	aus Hannover.	14½	Der Vater ist Bedienter gewesen.

auf hieſigem Arbeitshauſe confirmiret worden.

Haben allhier folgende Arbeit verrichtet	Sind allhier geweſen			Wollen lernen	Anmerkungen.
	Jahr	Monat	Tage		
Hat Wolle gekratzet.	—	6	7	Will Maurer werden.	Iſt bei Königl. Fuß Garde engagirt.
Hat Garn geſpulet.	1	1	4	Will Schneider werden.	
Hat Wolle gekratzet.	1	8	10	Will Schuſter werden.	Iſt b. Schuſter Raſch in die Lehre gekomen.
Hat Heede geſponnen.	2	1	—	Will Hutmacher werden.	
Hat Gurten gewebet.	5	2	—	Will Buchbinder werden.	Iſt beim Buchbinder Loſch i. d. Lehre gek.
Hat Wolle geſponnen.	4	—	—	Will Schuſter werden.	Iſt beim Schuſt. Brennecke in d. Lehre gek.
Hat Heede geſponnen.	9	3	—	Will Schneider werden.	
Hat Garn geſpulet.	8	2	17	Will Schneider werden.	Iſt beim Schneid. Jüting in d. Lehre gek
Hat baumwollenes Garn geſponnen.	—	10	13	Wünſcht in Condition zu kommen.	Iſt beim Gartenmann Seeband in Dienſt gek.
Hat baumwollenes Garn geſponnen.	—	10	13	Wünſcht in Condition zu kommen.	Iſt beim Gartenmann Graves in Dienſt gek.
Hat Flachs geſponnen	1	9	—	Wünſcht in Condition zu kommen.	
Hat baumwollenes Garn geſponnen.	2	5	—	Wünſcht in Condition zu kommen.	
Hat baumwollenes Garn geſponnen.	3	6	—	Wünſcht in Condition zu kommen.	Iſt beim Gartenmann Stucke in Dienſt gek.
Hat baumwollenes Garn geſponnen.	10	9	18	Wünſcht in Condition zu kommen.	

Krank-

Krankheit des Winterrübesaamen.

Herr von Selchow auf Vehra, bei Weissensee in Thüringen hat eine ganz neue Bemerkung über eine von ihm untersuchte Krankheit des Winterrübesaamen gemacht, welche von einem Insekt, das dem im Sommerrübesaamen befindlichen Pfeifer ähnlich sieht, verursacht wird.

Oft pflegt der Winterrübesaamen auf einmal zu reifen, wodurch die Körner sehr unvollkommen bleiben. Der gemeine Mann sagt: er hat die Nothreife bekommen, weil es um diese Zeit sehr heiß und trocken zu seyn pflegt; allein die wahre Ursache ist, wie Herr von Selchow bemerkt hat, ein Insekt, vielleicht eine kleine Fliege, welche man häufig im blühenden Winterrübesaamen antrift. Dieses Insekt sticht den Stengel des Saamen einen Finger breit über der Wurzel an, und legt seine Eier in denselben. Aus diesen entstehen Maden, die das Mark des Stengels aushöhlen, bis in die Wurzel dringen, und in und an derselben sich endlich verpuppen. Nach Wintern, die wenig Frost und Schnee haben, scheint dieses Uebel häufiger zu entstehen. Es hat viel ähnliches mit dem des Sommerrübesaamen, so durch die sogenannten Pfeifer entsteht, und man könnte diese Made daher Strengelpfeifer nennen.

Das einzige mögliche Mittel wider dieses Uebel, ist die späte Bestellung des Sommersaamen. In warmen fruchtbaren Boden kann man ihn den 9ten, 10ten und 11ten Jul. noch füglich bestellen. Uebel ist es freilich hierbei, daß man die Winterfrüchte dann nur sehr spät bestellen kann.

Mittel die Schnecken aus den Garten, besonders von Vietsbohnenfeldern zu vertilgen.

Bei zehnjähriger Bearbeitung eines Gemüßgartens, fand ich unter mehr versuchten Mitteln noch kein besseres, als solche Abends und Morgens fleißig aufzusuchen. Allein voriges Jahr pflanzte ich Vietsbohnen auf Felder, die an meines Nachbars Graßgarten grenzten. Hier war nun das sorgfältigste Aufsuchen nicht hinlänglich; die Vietsbohnen wurden theils schon in der Erde, theils beim Hervorkeimen, abgefressen. Ich pflanzte nach, und gerieth auf den Einfall, meinen gefräßigen Gästen alle Abend einige Köpfe aufgeschossene Sallatblätter vorzustreuen. Dies glückte, die Schnecken verschonten nun die Vietsbohnen, fanden sich des Morgens unter den übrig gebliebenen Blättern versteckt, und konnten mit leichterer Mühe aufgesucht und vertilgt werden. Ich erhielt noch eine wiewohl etwas späte, mehr als mittelmäßige Ernte.

O. L.

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Freitag, den 14ten December 1792.

Ueber das Choralspielen.

Schon lange, war es stiller innigster Wunsch für mich, in diesen gemeinnützigen Blättern, eine gründliche Abhandlung, über die wahre Behandlungsart des Chorals, zu lesen; bisher aber blieb mein sehnliches Verlangen unerfüllt. Ich wagte es daher endlich selbst, meine geringen Kräfte und Einsichten, an einem Versuche dieser Art zu üben.

Mögten doch wenigstens, geschicktere Männer dadurch ermuntert werden, die Unvollständigkeit dieses Aufsatzes zu ergänzen, und eine ausführlichere Belehrung hierüber mittheilen!

Zwar haben schon mehrere vortrefliche Musiklehrer a), über diesen Gegenstand viel Gutes gesagt, und gegen die häufigen Mißbräuche beim Choralspielen, nachdrücklich geeifert. Sind aber diese, zum Theil kostbaren Schriften, auch allgemein genug bekannt? Und kann über eine so äusserst wichtige Sache, wohl zu viel gesagt werden?

Wichtig, ist diese Materie allerdings. Sie betrift die Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrung.

Eine gute Kirchenmelodie – wenn sie gehörig behandelt wird — ist eben das fürs Ohr, was der Inhalt des Liedes fürs Herz seyn soll; und muß nicht auch für die Sinnlichkeit, die Religion verschönert werden?

Bei Protestanten, ist das Singen geistlicher Lieder, ein sehr wesentlicher Theil der öffentlichen Andachtsübungen; und — wenn es auf eine langsame feierliche Art geschieht — gewiß auch eins der kräftigsten Mittel, dem Gemüthe eine solche Stimmung zu geben, daß es für Andacht und Erbauung recht empfänglich ist. Eine zweckmäßige Begleitung mit der Orgel, trägt vorzüglich zur Beförderung und Erhöhung der Andacht mit bei.

Für protestantische Organisten, ist das Choralspielen daher, eine der ersten und wichtigsten Pflichten, und der-

a) Vorzüglich Herr Türk, in seinem Buche von den Pflichten eines Organisten. Auch Kienberger; Marpurg, Kühnau, Sulzer, ꝛc.

derjenige, der den Choral so zu behandeln weiß, daß wahre Andacht dadurch befördert und vermehrt wird, verdient mit Recht: **das Lob eines braven Organisten.**

Indessen ist das, leider allzusehr gewöhnliche Vorurtheil: als ob zum Choralspielen nur ganz gemeine Kenntnisse erforderlich wären, wohl größtentheils Schuld daran, daß es von so vielen, oft äußerst nachläßig behandelt wird. Wenn diese doch das Urtheil des Herrn Türk beherzigen wollten.

In seinem vortrefflichen Buche von den Pflichten eines Organisten — welches billig jeder Organist besitzen sollte — sagt derselbe auf der 109 Seite:

> „Das Choralspielen ist gleichsam der Probierstein eines Organisten. Mancher wird vielleicht eher ein nicht gar leichtes Konzert, als einen Choral so spielen lernen, wie er nach meiner Meinung gespielt werden muß."

Welcher Musikkenner sollte dies Urtheil, eines mit recht so sehr geschätzten Mannes, nicht von ganzem Herzen gern unterschreiben? Wer sollte es nicht läugnen, daß einige Monate — auch bei dem besten Genie und Unterricht — hinreichend sind nur, die Kenntnisse zu erlangen, die doch billig auch der geringste Landorganist besitzen muß?

Den Choral gut zu spielen, dazu gehöret durchaus; **gründliche Kenntniß des Generalbasses.** Ohne diese ist es schlechterdings unmöglich; weil der Choral, seiner langsamen Bewegung und möglichsten Simplicität halber, die äußerste Reinheit der Harmonie erfordert.

Sollte aber, auch selbst das beste musikalische Genie, ohne alle Kenntnisse des Generalbasses, bei manchen vorkommenden Schwürigkeiten, wohl immer auf die beste, das Kennerohr nicht beleidigende Art, sich zu helfen wissen?

Sollte der, dem alle theoretische Kenntniß der Musik ganz unbekannt ist, in gewiß nicht seltnen Fällen, da es in Hinsicht auf den Inhalt des Liedes nöthig wäre, den Baß darnach zweckmäßig abzuändern, anstatt verbessern zu wollen, es nicht noch weit schlimmer machen? Wird er nicht augenblicklich, in ein unübersehbares Labyrinth von Mißklängen gerathen, woraus er sich wohl eben nicht auf die beste Art und ohne Stöhrung der Andacht, wird heraus helfen können?

Und wenn nun gar sein Choralbuch von Unrichtigkeiten und Ungereimtheiten angefüllt ist — wie man das leider so häufig, auch selbst in manchen gedruckten Choralbüchern antrift — wird er dann jemals, die dem Organisten nie genug zu empfehlende Pflicht: **durch sein Spielen, die Andacht beim Choralgesange,**

ge, befördern und erhöhen zu helfen, erfüllen können?

Hier kann ich mich nicht enthalten, den Wunsch zu äußern: daß doch einmal der Sache völlig gewachsene Männer mit vereinten Kräften, die hin- und wieder, sogar selbst in manchen Melodien befindlichen Fehler ausmerzen, und ein vollständiges, mit einem guten kraftvollen Basse versehenes Choralbuch zum Druck befördern mögten b).

Der eigentliche Zweck des Orgelspielens beim Singen geistlicher Lieder, ist doch wohl nur der: die Gemeine dadurch desto besser im Tone zu erhalten, und zur Beförderung wahrer Andacht und Erbauung mitzuwirken. Der Organist muß also dahin sehen, einmal: daß er durch sein Spielen die Gemeine im Tone erhalte, und zweitens: daß er dadurch die Andacht und Erbauung befördre, oder die im Liede herrschende Empfindung erhöhe.

Die erste dieser zwo Hauptpflichten, nemlich die Gemeine im Tone zu erhalten, wird der Organist erfüllen, wenn er: 1) die den jedesmaligen Umständen gemäße Anzahl Register zieht; 2) in Hinsicht auf die Höhe oder Tiefe der Melodie, den schicklichsten Ton wählt; 3) sorgfältig aufs Singen der Gemeine achtet, und 4) durch gute zweckmäßige Zwischenspiele in die Melodie und Harmonie der folgenden Zeile einleitet, und der Gemeine den Anfangston gleichsam in den Mund legt.

Die Anzahl der Register, welche der Organist zieht, müssen mit der Stärke oder Schwäche der Versammlung, in gehörigem Verhältniß stehen. So wie also die Gemeine zu- oder abnimt, muß der Organist auch mehrere, oder wenigere Register ziehen.

Offenbar zweckwidrig handelte daher der Organist, wenn er bei einer

b) Angehenden Organisten, weiß ich unter mehrern, seit kurzem herausgegebenen Choralbüchern, kein besseres zu empfehlen, als das Kühnauische, welches in jedem Betracht, ein wahres Muster eines guten Choralbuchs ist. Schade, daß nicht alle in hiesigem Gesangbuche vorkommende Melodien darin enthalten sind, und daß es seiner beträchtlichen Größe wegen, für viele Organisten zu theuer seyn dürfte. An guten Generalbaßanweisungen fehlt es noch viel weniger. E. Bachs Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen, 2ter Theil; Kirnbergers Kunst des reinen Satzes ꝛc. sind vortrefflich!

Türks kurze Anweisung zum Generalbaßspielen, für Lehrer und Lernende, ist so deutlich, daß ein, mir bekannter nachdenkender Generalbaßschüler, ohne Beihülfe eines Lehrers, dadurch gründliche Kenntnisse, in dieser gewiß nicht leichten Kunst erlangt hat.

Auch Lehrer, werden in diesem zwar nur kleinen wohlfeilen Lehrbuche, dennoch viel Schönes und Nützliches, was sie in manchen größern Werken dieser Art vergebens suchen würden, mit wahrem Vergnügen bemerken.

zahlreichen Versammlung, nur wenige sanfte Register, bei einer kleinen Gemeine hingegen, das volle Werk gebrauchen wollte. Im ersten Falle würde die Gemeine dadurch nicht im Tone erhalten, und im andern wäre das volle Werk völlig unnütz, ja gar stöhrend.

Bei unbekannten Melodien, oder wenn die Gemeine, besonders in Molltönen, den Ton merklich sinken läßt, müssen mehrere Register zu Hülfe genommen werden. In solchen Fällen muß der Organist mit dem vollen Werke durchdringen.

An einigen Orten ist gebräuchlich, daß der Organist nach geendigtem Vorspiel, beinahe die ganze erste Strophe c) pausirt. Sollte die Gemeine, besonders wenn etwa der Sänger, nicht scharf genug im angegebenen Tone anfienge, in dieser Zwischenzeit, nicht leicht einen Achtel- oder gar Viertelton, herunter ziehen.

Noch weit zweckwidriger ist aus diesem Grunde, die an einigen Orten eingeführte üble Gewohnheit, daß der Organist, nur eine Strophe um die andere mit spielt.

Wenn die Gemeine hin- und wieder eine Melodie falsch singt, so muß der Organist, falls er durchs volle Werk, die richtige Melodie nicht wieder einführen kann, solche Harmonien wählen, die die falsche Melodie durchaus nicht zulassen. In einigen Liedern singt manche Gemeine am Schlusse einer Zeile, anstatt des Diskants, den gewöhnlichen Baß. Z. B. in dem Liede: Jesu deine heilge Wunden, ꝛc. wird die Melodie der ersten Zeile, von vielen gesungen:

g,	a,	h,	a,	g,	fis,	a*,	d, an statt:
g,	a,	h,	a,	g,	fis,	e*,	d,

Der Organist nehme in diesem Fall, folgenden Baß dazu:

Melodie	—	—	—	—	—	—	—	—
	g,	a,	h,	a,	g,	fis,	e,	d ꝛc.
Baß	g,	$\overset{6}{\text{fis}}$,	g,	$\overset{6}{\text{dis}}$,	e,	H,	c*,	G ꝛc.

In dem Liede: O Gott du frommer Gott, ꝛc.

Melodie der sechsten Zeile:

e,	f,	e,	d,	g*,	c, an statt:
e,	f,	e,	d,	d*,	c,

Man

e) Strophe heißt z. B. in dem Liede: Herr Jesu Christ dich zu uns wend, ꝛc. eine jede Abtheilung von vier Zeilen. Vers sagt man gewöhnlich, aber — unrichtig.

Man nehme etwa diesen Baß dazu:

Melodie	e,	f,	e,	d,	d*,	c ꝛc.
Baß	$\frac{4}{2}$ B,	6 AH,	e,	G,	7b Gis*,	A ꝛc.

Im ersten Beispiele bei c* und im andern bei Gis* im Basse, wird es der Gemeine erschweret, den unrichtigen Schluß, a* und g* in der Melodie zu machen. Will indessen auch das nicht helfen, so nehme man, wenn zwei Claviere da sind, auf einem nur wenige sanfte Register zur Begleitung für die linke Hand; auf dem andern aber mehrere, scharf durchdringende Register, und spiele damit den simpeln Choralgesang — canto firmo — ohne alle Verzierungen, recht merklich hervorstechend. Allenfalls kann auch noch das Pedal im Einklange — all unisono — dazu genommen werden.

Bei gehöriger Anwendung dieser und ähnlicher Hülfsmittel, wird eine Gemeine, auch bei unbekannten Melodien, gewiß im Tone erhalten werden, ja sogar eine ganz neue Melodie, bald recht singen lernen.

Das zweite Mittel, die Gemeine im Tone zu erhalten, ist: daß der Organist den schicklichsten Ton wähle. Dies muß er nach der Höhe und Tiefe der Melodie bestimmen. Würde er tiefer kommen, als eingestrichen c, so dürften die mehresten menschlichen Stimmen schwerlich den Ton gehörig angeben können; würde er aber über zweigestrichen e, höchstens zweigestrichen f hinausgehen, so mögte anstatt eines andächtigen Gesanges, vielmehr ein eben so wildes, unschickliches, als für die Singenden beschwerliches Geschrei entstehen.

Es bedarf wohl kaum angemerkt zu werden, daß ein nachdenkender Organist hierbei auch darauf mit Rücksicht nehmen werde: ob seine Orgel im Chor- oder Kammerione steht. Die mehrsten Orgeln, vorzüglich auf dem Lande, stehen einen Ton höher, als der sogenannte Kammerton, da denn eingestrichen c nicht tiefer klingt, als im Kammerton eingestrichen d.

Bei solchen Melodien, deren Umfang wohl gar eine Decime und noch darüber in sich faßt (billig sollte es deren nicht geben) wähle der Organist von zwei Uebeln das geringste, und spiele lieber einen Ton zu tief, als zu hoch.

Das dritte Mittel, die Gemeine im Tone zu erhalten, besteht darin: daß der Organist genau aufs Singen der Gemeine achte, und ihr Sylbe für Sylbe folge.

Er darf also beim Anfange einer Zeile nicht so lange mit einem Zwischenspiele herum kämpfen, daß er mit der Melodie mehrere Sylben zu

spät anfängt, oder weil ihm das Singen vielleicht zu langsam geht, so viel voraus eilen d).

Der Organist muß indessen aus zu großer Nachgiebigkeit die Gemeine nicht falsch singen lassen — wie schon gezeigt ist. — Hier ist nur die Meinung, daß er immer hören müsse, wo sie bleibt.

Wenn es mit gehöriger kluger Mäßigung geschieht, so kann er, im Fall die Gemeine zu geschwind singt, sogar anhalten, und sie dadurch nach und nach in eine langsamere Bewegung, Zeitmaaß, hineinleiten.

Das vierte Mittel, die Gemeine im Tone zu erhalten, ist: **gute, schickliche Zwischenspiele zu machen.**

Die Zwischenspiele müssen so beschaffen seyn, daß die Gemeine dadurch vom Schlusse der vorigen Zeile, in den Anfangston der folgenden, schicklich und so zu sagen unvermerkt hinüber geleitet, und ihr der Ton, in welchem die nächste Zeile anfängt, gleichsam in den Mund gelegt werde e).

Sie müssen nicht bald kurz, bald langsam seyn, sondern so viel möglich ist, ein gleiches Zeitmaaß haben. Eine bestimmte Regel, wie lang die Zwischenspiele eigentlich seyn müssen, läßt sich indessen wohl nicht gut festsetzen, weil einige Gemeinen länger, andere hingegen kürzer aushalten.

Jedoch sind kurze, harmonische, in den Anfangston und in die Harmonie der folgenden Zeile einleitende Sätze, im Ganzen genommen, zu Zwischenspielen am besten.

Das bloße Angeben des ersten Tons der neuen Zeile, welches ich von geschickten Organisten oftmals hörte, hat wirklich viel Feierliches, und ist besonders in Fällen, da die Gemeine in der Melodie etwas ungewiß ist, von unverkennbarem Nutzen, wenn der Organist nicht zu lange damit säumet.

Das Pedal darf während des Zwischenspiels nicht fortbrummen, weil dadurch nicht selten die unleidlichsten Mißklänge entstehen. Ein sehr gewöhnlicher Fehler der Anfänger, wovor der Lehrer nicht zu viel warnen kann.

Die zweite Hauptpflicht des Organisten beim Choralspielen ist: **die Andacht und Erbauung zu befördern.** O! wenn die Organisten es doch

d) Im zweiten Bande der historisch-kritischen Beiträge, zur Aufnahme der Musik, vom Herrn Kriegsrath Marpurg, verdient die 210te Seite hierüber gelesen zu werden.

e) Oftmals liegt bei der Anfangsnote der folgenden Zeile, eine ganz von dem Schlusse der vorigen, verschiedene Harmonie zum Grunde. Die Kenntniß der Ausweichungen, sowohl der weit entfernten, als der natürlichen, ist in solchen Fällen unentbehrlich. Herr Vierling giebt in seiner Anleitung zu schicklichen Zwischenspielen, viele gute Beispiele hiervon.

doch nie vergessen mögten, daß sie in der Kirche spielen; daß sie feierliche, an das höchste Wesen gerichtete Gesänge begleiten.

Will der Organist durch sein Spielen Andacht und Erbauung befördern helfen, so muß er mit Ausdruck spielen. Er muß, ohne in Wort- und Sachmalerei f) zu verfallen, bloß religiöse Empfindungen auszudrücken suchen, das heißt: er spielt bei Lob- und Dankliedern etwas munter; bei Buß- und Klagliedern traurig; bei Liedern vom Leiden des Erlösers rührend; bei stillen Empfindungen der Andacht sanft und äußerst simpel; bei Liedern von der Allmacht Gottes prächtig und erhaben; standhaften Muth in Gefahren, drückt er durch Entschlossenheit und edlen Trotz g) aus ꝛc.

In einigen Liedern herrscht nicht vom Anfange an, bis zum Ende, die nehmliche Empfindung. Der Organist muß in solchen Fällen den passenden Ausdruck genau zu treffen suchen, und nicht eine Strophe wie die andere spielen. Z. B. in dem rührenden Leidensliede des Erlösers: Herr Jesu deine Angst und Pein ꝛc. muß die fünfte Strophe: Drum will ich jetzt zur Dankbarkeit ꝛc. wirklich munter gespielt werden.

In dem Liede: O Gott du frommer Gott ꝛc. erfordert die letzte Strophe: Gott Vater dir sey Preis ꝛc. eine viel lebhaftere Ausführung als die vorhergehenden.

In dem Bußliede: Allein zu dir Herr Jesu Christ ꝛc. erfordert die zweite Strophe: Mein' Sünd sind schwer und übergroß ꝛc. doch wohl eine ganz andere Behandlungsart, als die letzte: Ehr sey Gott in dem höchsten Thron?

In dem Liede: Christus der ist mein Leben ꝛc. erfordern die drei ersten Strophen einen tröstenden, beinahe munstern Ausdruck, die vier folgenden müssen viel andächtiger, und die letzte Strophe: Ich sing im Himmelsthrone ꝛc. muß wirklich munter gespielt werden.

Alle

f) Malen heißt in der Musik: Töne und Bewegungen der leblosen Natur, und andere Begebenheiten nachahmen. Z. B. das Toben des Oceans; das Gewitter; den Sturm; das Heulen des Windes; das Rauschen der Meerswogen; eine Seeschlacht; eine Kanonade; ein Musketenfeuer ꝛc. oder, man versteht darunter, die Nachahmung der Stimmen lebendiger Geschöpfe. Z. B. das Brüllen des Löwen; das Bellen der Hunde; das Wiehern des Pferdes; den reizenden Silberton der Nachtigall ꝛc. oder auch, nur eine Darstellung blosser Begriffe und Vergleichungen. Z. B. wenn man den Himmel durch hohe; die Hölle durch tiefe Töne; die Sünde durch eine fehlerhafte Harmonie ausdrücken wollte ꝛc. Kurz, Malen heißt in der Musik: bloß Worte und Sachen, nicht aber die herrschenden Empfindungen auszudrücken suchen.

g) Luthers Melodie, zu dessen Liede: Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. ist hiervon das vortreflichste Beispiel.

Alle die Fälle, wo eine große Verschiedenheit des Ausdrucks in einem Liede nöthig ist, können nicht angeführt werden; indessen kann es nicht schwer seyn, von den hier bemerkten Beispielen, in vorkommenden ähnlichen Fällen, eine zweckmäßige Anwendung zu machen.

Daß der Organist, wenn er die Gesänge nicht auswendig kann, im Gesangbuche nachlesen müsse, versteht sich wohl von selbst. Unverzeihlich ist's, wenn er, ohne sich um den Inhalt des Liedes zu bekümmern, auf gut Glück losspielt! Wie kann er die in einem Liede herrschende Empfindung verstärken, wenn er nicht einmal weiß, wovon dasselbe überhaupt handelt?

Manche Lieder, z. B. moralischen, dogmatischen Inhalts ꝛc. mögten vielleicht wenig, oder gar keinen Stoff zum Ausdruck der Empfindungen geben. In diesem Falle spiele der Organist doch wenigstens ernsthaft, erbaulich und dem Orte angemessen.

Den gehörigen Ausdruck zu treffen, das ist gewiß eine eben so wichtige als schwere Kunst.

Wem die Natur ein gutes Talent dazu versagt hat, dürfte es wohl nie zur Vollkommenheit darin bringen. Anhaltende Uebung und das öftere Anhören guter Orgelspieler, richten indessen unglaublich viel aus. Gründliche Kenntniß des Generalbasses wird freilich dabei vorausgesetzt, denn diese ist zum richtigen Ausdrucke das erste, nothwendigste Bedürfniß. Wie kann der Organist eine zweckdienliche Harmonie wählen, wenn er nicht weiß, was Harmonie ist? Und wodurch erlangt er diese Kenntniß anders, als durch den Generalbaß? Zum richtigen Ausdrucke der Empfindungen, ist die zweckmäßige **Wahl der Melodie**, eins der vorzüglichsten Mittel. Manche Lieder können nach mehreren Melodien gesungen werden. Wenn nun etwa im Gesangbuche nicht die schicklichste übergeschrieben wäre, so muß der Organist eine andere, dem Inhalte des Liedes angemessenere dafür wählen; und so viel Beurtheilungskraft und Gefühl, wird er ja auch leicht besitzen, daß er unterscheiden kann: ob eine muntere Melodie aus einem Durtone, sich besser zu einem Lob- oder Bußliede schicke. –

Um jedoch alle Mißverständnisse, und die dadurch leicht mögliche Störung der Andacht zu verhüten, muß ich hier den Organisten wohlmeinend anrathen, mit ihren Herren Predigern vorher darüber gehörig zu sprechen, die alsdenn nach Gutbefinden ihren Gemeinen vorläufig die Ursachen gefälligst bekannt machen würden, warum bei einigen Liedern künftig andere Melodien, als die übergeschriebenen, gewählt werden dürften.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

101tes Stück.

Montag, den 17ten December 1792.

Ueber das Choralspielen.

(Fortsetzung.)

An solchen Orten auf dem Lande, wo keine Orgeln sind, oder bei religiösen Versammlungen an den Werkeltagen, muß diese Auswahl auch der Küster, oder wer sonst etwa den Gesang führt, zu treffen wissen. Wer indessen so viel Gefühl nicht besitzt, der bleibe lieber bei den übergeschriebenen Melodien, als daß er, anstatt verbessern zu wollen, es noch weit schlimmer mache a).

Hier mögte vielleicht mancher fragen: ist denn eine solche Auswahl der Melodien, in Hinsicht einiger übergeschriebenen unsers Gesangbuches, auch nöthig?

Einige Beispiele mögen das entscheiden. Ueber dem Lobliede: Ehr sey Gott in der Höh ꝛc. Nr. 11. im hannoverischen Gesangbuche, steht die zwar schöne, aber äußerst schwermüthige Melodie: O Gott du frommer Gott ꝛc. Warum nicht die hier so schön passende Melodie: Nun danket alle Gott? ꝛc.

Müß-

a) Ein gewisser Küster erzählte mir einst, mit sichtbaren Merkmalen des Selbstgefallens, daß er das Lied: Ach erkennet liebste Seelen ꝛc. immer nach der Melodie sänge: Sohn des Höchsten sollst du sterben ꝛc. Ist das nicht Unsinn? Ein Lied, worin die Werke und Wohlthaten Gottes, mit innigster Lobpreisung besungen werden, nach einer Melodie aus dem Cmoll, zu singen. Vortreflich ist allerdings diese Melodie, aber nur zu einem Texte, der einen rührenden Ausdruck erfordert. Z B. zu einem Liede von den Leiden Jesu; wozu sie auch gesetzt ist ꝛc. Ist hingegen zu dem hier angeführten Loblede, die für dies Lied gesetzte Melodie, aus dem D dur, nicht munter und lebhaft, wie es eine Lobmelodie seyn muß?

An einem andern Orte sang und spielte der Organist — ein sonst geschickter Mann — der einmal verjährten üblen Gewohnheit nach, das äußerst rührende Lied von der Reue und Leid über die Sünde: Ach wie betrübt ist mir mein Herz ꝛc. nach der ziemlich muntern Melodie: Nun freut euch liebe Christ'n gemein ꝛc. Warum nicht die übergeschriebene, für dies Lied ganz vortrefliche Melodie: Herr Jesu Christ du höchstes Gut?

Müßte nicht auch das Adventslied: Komm Tochter Zion komm ꝛc. Nr. 63. nach der Melodie: Nun danket alle Gott ꝛc. gesungen werden?

Wäre bei dem Auferstehungsliede Jesu: Kommt wieder aus der finstern Gruft ꝛc. Nr. 178. die Melodie: Nun freut euch liebe Christ'n gemein ꝛc: nicht weit schicklicher, als die überstehende traurige Melodie: Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc.? Zu den Liedern: Ach wer ist schuld mein Herz, Nr. 580., und: Gieb mir ein frommes Herz, Nr. 593. würde die Melodie: O Gott du frommer Gott ꝛc. weit schicklicher seyn, als die: Nun danket alle Gott. Die Bußmelodie: Aus diesem tiefen Grunde ꝛc. passet nicht zu dem frohen Morgenliede: Ich dank dir lieber Herre ꝛc. Viel besser ist dazu die für dies Lied gesetzte Melodie: g, g, g, g, a, fis, e, d, ꝛc.

Einige Lieder hingegen können nur nach einer bekannten Melodie gesungen werden, so sehr der Inhalt derselben auch verschieden ist. Billig müßte das nicht seyn.

Was würde man von dem Komponisten sagen, der zu einer Dankcantate eine rührende Trauermusik setzen, oder wählen wollte? Was aber in einer jeden andern Musikgattung ein unverzeihlicher Fehler ist, sollte das nicht vielmehr bei geistlichen Kirchenliedern sorgfältig zu vermeiden seyn?

Der Organist muß indeß in solchen Fällen dem Uebel doch etwas dadurch abzuhelfen wissen, daß er den Ausdruck so viel nur möglich ist, dem Inhalte des Liedes gemäß einrichtet. So müßte er z. B. die Melodie: Herzliebster Jesu was hast du verbrochen ꝛc. bei dem Liede: Lamm Gottes, das zur Schlachtbank ist geführet ꝛc. Nr. 146. weit rührender auszudrükken suchen, als bei dem Morgengesange: In dieser Morgenstund will ich dich loben ꝛc. Nr. 967.

Die Lieder: Von ganzem Herzen und mit Fleiß ꝛc. Nr. 24., Gott lob die höchst gewünschte Zeit ꝛc. Nr. 65., Ach Herr, wie schrecklich ist dein Grimm ꝛc. Nr. 148., Ich armer Mensch wo denk ich hin ꝛc. Nr. 852., können nur nach der Melodie: Kommt her zu mir spricht Gottes Sohn ꝛc. gesungen werden.

Erfordern die beiden letzten nicht einen ganz von den ersten verschiedenen Ausdruck?

Zu dem Liede: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. sind hiesiger Orten zwei Melodien bekannt, eine aus dem A moll; die andere aus dem C dur b).

Erstere ist zum rührenden, ernsthaften Ausdruck sehr gut; die letztere aber schickt sich besser zu Liedern frohen Inhalts. Der Organist muß das

b) Diese Melodie steht in Kühnaus Choralbuche im ersten Theile, Seite 39. unter dem Namen: Dir, dir, Jehovah, will ich singen.

daher nie, ohne zuförderst auf den Inhalt des Liedes, welches er spielen will, zu sehen, so wie er etwa gerade Lust hat, die eine oder die andere Melodie wählen. Nicht selten pflegen viele Organisten von der Melodie aus dem C dur, die ihnen wegen ihrer Munterkeit am besten gefallen mag, einen Mißbrauch zu machen.

Zum richtigen Ausdruck trägt ferner eine simple Ausführung sehr viel, ja wohl das allermehrste bei.

Die Kirchenlieder enthalten größtentheils feierliche Empfindungen der Andacht; Bitten; Lob und Danksagung Gottes; Bußgedanken; Betrachtungen des Todes; theilnehmende Erinnerungen an die Leiden des gekreuzigten Erlösers; ein Verlangen nach dem Himmel ꝛc Würden schwärmende Sätze; kühne Ausweichungen; kurz abgestoßene Töne; Koloraturen ꝛc. zum Ausdruck dieser und ähnlicher Empfindungen, wohl dienlich seyn?

Selbst im theatralischen Style, erlaubt sich ein vernünftiger Tonsetzer, in dergleichen Fällen nicht den geringsten melismatischen Schmuck; aus Ueberzeugung, daß der Ausdruck der Empfindungen dadurch geschwächt, ja wohl ganz vernichtet wird.

In der Kirche ist diese edle Simplicität noch weit nöthiger, und in Absicht der Beförderung wahrer Andacht nicht genug zu empfehlen. Mögte doch einmal das so schädliche Vorurtheil ganz aufhören: daß der nur ein geschickter Organist sey, der mit Händen und Füßen, wie unsinnig auf der Orgel herum rase!

Spielt denn der Organist etwa nur, um sich ein Vergnügen zu machen, oder die Gemeine dadurch zu belustigen? Ich sage es noch einmal, der Organist bedenke: daß er in der Kirche spielt; daß er die Empfindungen feierlicher, an das höchste Wesen gerichtete Gesänge, dnrch sein Spielen zu erhöhen suchen soll. Dies ist sein edler Beruf, dies erfordert seine Pflicht. Erreicht er diesen Zweck ganz, so darf er, unbekümmert über das Urtheil der Nichtkenner, auf den Beifall einsichtsvoller Musikkenner rechnen; welcher, so wie die Bewußtheit, nächst dem Prediger, zur Beförderung christlicher Erbauung, am mehrsten mitgewürkt zu haben, eine gewiß große Ermunterung und Belohnung für ihn seyn muß! —

Der Choralgesang mit gehöriger Simplicität behandelt, hat wirklich so viel Erhabenes, Feierliches, Rührendes ꝛc. das wohl nicht leicht durch etwas in der Musik übertroffen werden kann c).

c) Die Choräle in Grauns Tod Jesu, sind hiervon redende Beispiele. Eine Stelle aus Sulzers Theorie ꝛc. unter dem Artikel Choral, und in Türks Buche von den Pflichten eines Organisten, Seite 44. 45. verdienen darüber gelesen zu werden.

Ein Unterschied zwischen sanften und muntern Empfindungen, muß indessen allerdings gemacht werden, nur muß der muntere Ausdruck nie in ausgelassene Freude ausarten.

Eine gute, reichhaltige, zweckmäßige Harmonie, hilft nächst der schicklichsten Melodie und simpeln Ausführung, den Ausdruck der Empfindungen ungemein verstärken.

Gut ist die Harmonie, wenn sie genau nach den Regeln des Generalbasses eingerichtet ist, oder wenn keine Fehler wider den reinen Satz und die natürliche Folge der Accorde gemacht werden.

Reichhaltig, wenn man mit verschiedenen Grundaccorden und deren Versetzungen gehörig abwechselt.

Zweckmäßig, wenn sie dem Inhalte des Textes angemessen ist, oder die herrschenden Empfindungen desselben so viel möglich ist, ausdrückt.

Eine gute Vertheilung der Stimmen ist nöthig, wenn die Harmonie ihre völlige Wirkung beweisen soll. Gut ist die Vertheilung der Stimmen, wenn sie sich, so viel es nur immer möglich ist, in einer ziemlich gleich weiten Entfernung stufenweise fortbewegen, wozu die getheilte Begleitung oftmals durchaus erforderlich ist.

Ein geschickter Spieler kommt in solchen Fällen, so wie bei andern Schwürigkeiten, z. B. großen Sprüngen in der Melodie, mit der linken Hand der rechten zu Hülfe. Aeußerst elend klingt es aber, wenn in den tiefern Octaven, die Begleitung mit der linken Hand gespielt wird, unterdessen daß die Melodie einige oder gar mehrere Octaven höher, gleichsam von der Harmonie abgesondert, armselig fortsingt; oder wenn im Gegentheil, in den höhern Octaven, die Mittelstimmen, nebst der Melodie, mit der rechten Hand genommen werden, indessen der Baß ganz allein, vielleicht gar in der großen Octave, fortgespielt wird.

Da der eigentliche Grundbaß im Pedale genommen wird, so muß die linke Hand, wenn sie im Fall einer schwachen Orgel, denselben nochmals mitspielt, ihn so nahe an die Mittelstimmen legen, als nur möglich ist.

Ist die Orgel hinreichend stark oder die Versammlung nur sehr klein, so kann man auch mit den Händen nur bloß die Melodie und Mittelstimmen nehmen, den Baß aber mit dem Pedale dazu spielen.

Der Baß ist der Grund der Harmonie, woraus die Mittelstimmen entstehen. Der Organist wähle also einen kraftvollen Baß, der der Harmonie einen ernsthaften, feierlich nachdrücklichen Gang giebt d).

Eine

d) Kühnaus Choralbuch ist eben so sehr ein Muster kraftvoller Bässe, als einer guten Vertheilung der Mittelstimmen. In Kirnbergers Kunst des reinen Satzes, im 2ten Theil, Seite 3. bis 40.; und in Türks Buche von den Pflichten eines Organisten, Seite 47. bis 59.

Eine gute, zweckmäßige Modulation, hilft auch den Ausdruck sehr mit befördern.

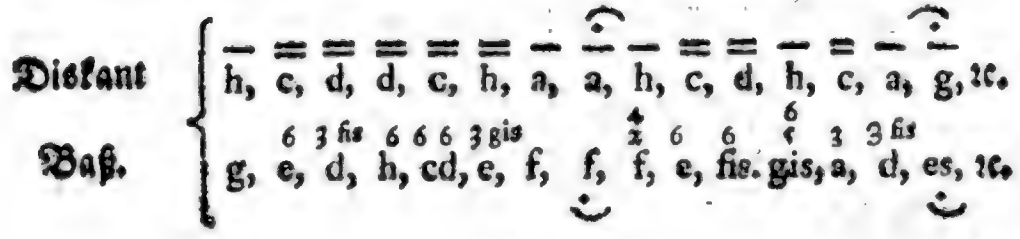
Die Modulation ist überhaupt eine mannigfaltige Abwechselung der Harmonie und Tonschlüsse, in so fern man im Haupttone selbst bleibt. Gemeiniglich aber versteht man unter diesem Worte: das schickliche Ausweichen in andere Töne; den längern oder kürzern Aufenthalt in denselben; das Zurückkehren in den Hauptton ꝛc.

Die Modulation, wird bei Kirchengesängen größtentheils schon durch die Melodie bestimmt, und erlaubt daher wenig entfernte Ausweichungen.

Bei Kirchenmelodien aus alten Tonarten, deren jede ihre besondere Modulation hat, ist man hierin sehr eingeschränkt.

Zu einer guten Modulation beim Choralspielen ist nöthig, daß man: 1) im Anfange einer Melodie, nicht eher in andere Töne ausweiche; bis der Hauptton recht gefaßt ist; 2) sich in den Nebentönen nicht gar länger aufhalte, als im Haupttone selbst; 3) nicht in zu weit vom Haupten entfernte Töne e) ausweiche; 4) die Tonschlüsse in den nächstverwandten Tönen mache, und 5) auf den Inhalt des Liedes vorzüglich Rücksicht nehme.

Die Modulation kann schlecht seyn, wenn auch keine Fehler wider die Regeln des Generalbasses gemacht werden, wie dieses Beispiel zeigt:



Viele

e) In Durtönen erlaubt die natürliche Modulation die Ausweichung in jeden Ton, vom angenommenen Hauptton an, bis zur Octav, nur nicht in den siebten Ton; weil der, nach der Vorzeichnung des Haupttons, keine vollkommene – reine – Quinte, sondern die kleine – falsche – hat. In Molltönen ist dies der Fall mit dem 2ten Ton, vom Hauptton angerechnet; mithin geht die natürliche Ausweichung nicht in denselben, in die übrigen alle aber. Der Dreiklang eines jeden Tons, worin die Ausweichung geschieht — nach der Vorzeichnung des Haupttons genommen — bestimmt entweder durch die große, oder kleine Terz, ob der neue Ton, dur oder moll ist. Die natürliche Ausweichung geht demnach z. B. aus C dur in d moll; e moll f dur; g dur und a moll. Aus A moll hingegen, in c dur, d moll, e moll; f dur und g dur.

Seiten

Viele, ja beinahe die mehrsten Kirchenmelodien, sind aus den alten Tonarten gesetzt. Unmöglich kann der Organist den besondern Charakter derselben treffen, wenn er keine Kenntnisse davon besitzt.

Und doch wird das Studium dieser alten Tonarten, von den mehrsten ganz vernachläßigt, ja wohl gar für überflüßig angesehen.

Schade ists indessen, daß in den meisten Choralbüchern, vielen Melodien aus den alten Tonarten, die zum Theil so viel Kraft und Würde besitzen, daß ihnen unsere neuern Kirchenmelodien, an Kraft, Wärme und Ausdruck ewig nicht beikommen, gleichwohl durch Umformung in diese oder jene, unserer neuen Töne, das Kraftvolle und Feierliche gänzlich geraubt ist f).

Ein näherer Unterricht, von den Namen, Charakter, ꝛc. der alten Tonarten, würde mehrere Bogen erfordern; weswegen ich hier nur bloß auf einige Schriften, die darüber viel Gutes enthalten, hinweisen kann g).

Die Bewegung — Zeitmaaß — muß beim Choralspielen überhaupt, äusserst langsam und feierlich seyn.

Indessen darf und muß der Organist allerdings, in Hinsicht des verschiedenen Inhalts der Lieder, ein Lied geschwinder spielen als das andere. Lob- und Danklieder, erfordern eine geschwindere Bewegung, als Buß- und Trauerlieder ꝛc. Eigentlich geschwind aber, darf indessen der Organist den Choral nie spielen, wenn er ihm seine ganze Würde nicht nehmen will. Er bedenke auch hierbei, an welchem Orte und in welcher Absicht er spielt.

Trift er jedesmal, die dem Inhalte des Liedes angemessene Bewegung, so wird er dadurch nicht wenig zum Ausdruck der Empfindungen beitragen. Wer etwa denkt, daß durch das langsame Spielen des Chorals, der Gottesdienst zu sehr verlängert wird, der prälu-

Selten dürften zwar die Ausweichungen, in weiter vom Hauptton entferntere Töne, beim Choralspielen nützlich seyn. Jedoch giebt es Fälle, da der Organist auch die Kenntniß, in weit vom Hauptton entfernte Töne, gut und schnell auszuweichen, allerdings mit Nutzen anwenden kann, und derselben wirklich sehr bedarf, wie schon bei Anmerkung e im vorigen Stücke erinnert ist.

f) Man lese hierüber im Nachtrage zu Kühnaus Choralbuche, Seite 215. den Auszug eines Schreibens von G. W. Burmann.

g) Türks Buch von den Pflichten eines Organisten, Seite 69-82. Im Nachtrage, zum Kühnauischen Choralbuche, Seite 217-221. Kirnbergers Kunst des reinen Satzes, 2ter Theil, Seite 41-67. Walters musikalisches Lexicon, Seite 409-418.

präludire bei den Vorspielen desto weniger, oder — wenn er ohnehin kein Meister darin ist — lieber gar nicht, als daß er aus unedlen Absichten, durch unschickliches Forteilen, die ganze feierliche Würde des Choralgesanges vernichte.

In wie fern das Registerziehen ein Mittel ist, die Gemeine im Tone zu erhalten, ist schon Anfangs gezeigt worden, hier ist also nur noch zu erinnern: **wie eine zweckmäßige Auswahl der Register zum richtigen Ausdruck mit beitragen könne.**

Fast jedes Orgelwerk hat seine eigne Disposition, und dazu kömmt noch, daß in der einen Orgel diese, in einer andern hingegen jene Stimmen am besten gerathen sind. Der Organist muß daher sein Werk genau untersuchen, und aus Erfahrung lernen, welche Register am besten zusammen klingen.

Der Ausdruck sanfter, ruhiger, trauriger ꝛc. Empfindungen; erfordert mehrentheils nur Flöten; Gedackte, ꝛc.

Bei Lobgesängen und Liedern muntern Inhalts, können mehrere, auch gemischte Register h) gezogen werden.

Jedoch läßt man dabei den Tremulanten; Cymbelstern; Violadigamba und Quintatön weg. Auf ein schickliches Verhältniß der Register unter einander, in Ansehung des Füßigen i) oder

h) Gemischte Stimmen sind solche, wovon ein jeder Ton aus mehreren Pfeifen, verschiedener Größe besteht, z. B. Mixtur 3 fach, hat gemeiniglich außer dem eigentlichen Tone, noch die Quinte und Oberterz bei sich. Wenn man also den Ton eingestrichen c nimt, so klingt dazu auch noch eingestrichen g und zweigestrichen c. Hieße es Mixtur 6 fach, so müsten 6 Pfeifen zu einem Tone klingen, z. B. zu eingestrichen d, noch zweigestrichen d, zweigestrichen fis, dreigestrichen a, dreigestrichen h, dreigestrichen d, oder auch andere.

i) Die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks, achtfüßig; oder 8 Fuß, 16 Fuß, 32 Fuß, 4 Fuß, 2 Fuß, 1 Fuß, dürfte wohl nicht allgemein genug bekannt seyn. Vormals wurde die größte Pfeife eines Registers, von dem Kern oder Aufschnitt angerechnet, folglich ohne den Fuß, bloß nach der Länge gemessen, und von diesem Maaße erhielt das Register seinen Namen. Wenn also z. B. die größte Pfeife eines Registers 8 Fuß lang war, so hieß das ein 8füßiges Register; maaß die größte Pfeife 4 Fuß, so war das ein 4füßiges Register ꝛc.

Jetzt, da man weiß: daß die etwa fehlende Länge, durch eine größe Weite ersetzt werden kann, sieht man nicht so genau mehr aufs Maaß, sondern nur auf die Höhe oder Tiefe des Tons. Unter 8 Fuß — eigentlich 8 Fußton — versteht man demnach, in Hinsicht auf die Höhe oder Tiefe: den Ton, welchen die menschlichen Stimmen und auch die mehrsten Instrumente angeben; das heißt: wenn man bei einem 8füßigen Register, den Ton eingestrichen c angiebt, so klingt wirklich das eingestrichene c; bei einem 16füßigen giebt eingestrichen c alsdenn ungestrichen c; bei einem 32füßigen wird eingestrichen c groß C; bei einem 4füßigen klingt eingestrichen c, wie zweigestrichen c; bei einem 2füßigen, wie dreigestrichen c, und bei einem 1füßigen, wie viergestrichen c.

oder der Höhe und Tiefe des Tons, muß sorgfältig geachtet werden.

Eben so muß man auch darauf Rücksicht nehmen, ob geschwind oder langsam gespielt werden soll. Einige z. B. die Quintatön, der Tremulant; auch die mehrsten Rohr- oder Schnarrstimmen, sprechen nicht immer sogleich an, und sind daher zu geschwinden Sätzen nicht tauglich. Das Pedal richtet sich in Ansehung der Stärke oder Schwäche, nach den mehrern oder wenigern Stimmen, welche für die Claviere gezogen sind k).

Die **Wahl des Tons** in Ansehung der **Höhe** oder **Tiefe** desselben, hilft auch vorzüglich zum Ausdruck der Empfindungen mit beitragen.

Lob- und Danklieder erfordern, wie schon oft erinnert ist, eine weit lebhaftere Ausführung und muntern Ausdruck, als Lieder, die einen klagenden Inhalt haben. Der Organist nehme daher die Melodie bei den erstern etwas **höher**, und in Ansehung der letztern etwas **niedriger**.

Jedoch darf in beiden Fällen nichts übertrieben werden. Das Transponiren l) ist hierzu nothwendig, und also für Organisten eine unentbehrliche Kunst.

Auch schickliche, dem Orte und Endzwecke angemessene Veränderungen, können zum richtigen Ausdruck der Empfindungen viel mit helfen. Verändern kann daher der Organist allerdings, besonders in sehr langen Liedern, worin der Inhalt sich nicht gleich bleibt.

In solchen Fällen wählt er verschiedene schickliche Bässe, oder er spielt den canto firmo auf einem andern Claviere, indem er etwa in die übrigen begleitenden Stimmen kleine contrapunktische Sätze einwebt und durchführt ꝛc.

Wer indessen das wiederholte Anschlagen des Basses; das Durchlaufen der Zwischenintervalle; das Brechen der Accorde; harfenmäßige Spielen; ꝛc. für schickliche Veränderungen hält, und nichts Besseres zu machen weiß, dem rathe ich wohlmeinend, daß er alles — alles Variiren gänzlich unterlasse, und bei der so sehr empfohlnen Simplicität bleibe.

k) Anleitung zum zweckmäßigen Registerziehen der Orgel, findet man in Türks Buche von den Pflichten eines Organisten, Seite 87–97. im Nachtrage zu Kühnaus Choralbuch, Seite 222–225. Auch in Petris Anweisung zur praktischen Musik, und in Adelungs Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit ꝛc

l) Transponiren heißt: ein Tonstück aus einem andern, entweder höhern oder tiefern Ton spielen, als worin die Noten gesetzt sind.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Freitag, den 21ten December 1792.

Ueber das Choralspielen.

(Schluß.)

Endlich können auch schickliche, dem Text angemessene Zwischenspiele den Ausdruck der Empfindungen ungemein verstärken helfen.

Der Organist muß daher, in Hinsicht auf den Inhalt des Liedes, die Zwischenspiele so einrichten, daß sie, so viel möglich ist, die herrschende Empfindung desselben ausdrücken. Z. B. freudigen Dank; Hofnung; kindliche Ergebung; Traurigkeit; Furcht; Muth und Entschlossenheit ꝛc. Alle Grade der Empfindungen durch Regeln zu bestimmen, ist nicht möglich. Eigenes Gefühl; anhaltende Uebung, und das Anhören guter Orgelspieler, tragen hierzu am mehrsten bei.

Eine allgemeine Regel ist indessen diese: Zum Ausdruck fröhlicher Empfindungen, sind konsonirende, geschwinde, springende Sätze gut; Muth und Entschlossenheit, wird durch punktirte Noten am besten ausgedrückt. Der Gebrauch des Pedals kann in diesem Falle, recht angewandt, vortreflich würken. Traurige, rührende Empfindungen, werden durch dissonirende, langsame, nahe an einander liegende Intervalle und Accorde ausgedrückt a). Die Kenntniß der Modula-

a) Luthers Melodien überhaupt, sind voll warmer Empfindung und Ausdruck Vorzüglich aber zeichnet sich die Melodie zu dessen Liede: Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc aus.

Dem Text angemessener, als diese Melodie ist, kann unmöglich eine seyn. Jeder Ton; jeder Fall des Gesanges, scheint der furchtbarsten Macht zu trotzen. Das Ganze hat das unverkennbarste Gepräge der unerschütterlichsten Entschlossenheit, und des edelsten Heroismus.

Diese und andere schöne Melodien, z. B. Ach Gott vom Himmel sieh darein ꝛc. studire der angehende Organist sorgfältig. Gewiß, sein Gefühl für den richtigen Ausdruck wird dadurch verbessert werden, und er wird bald unterscheiden lernen, welche Zwischenspiele einem Texte angemessen sind, oder nicht

dulation, das Ausweichen aus einem Ton in den andern, ist hierbei unentbehrlich b).

Nicht selten pflegen indessen manche Organisten die Zwischenspiele auf eine unerhörte Art zu mißbrauchen, und durch ihr rasendes Toben, Trillern ꝛc. die singende Gemeine oftmals ganz irre zu machen. An den Inhalt des Liedes wird nicht einmal gedacht.

Ist's nicht wahrer Unsinn, wenn der Organist bei stillen Empfindungen der Andacht; bei einem Liede von der christlichen Geduld und Gelassenheit; bei Betrachtungen des Todes ꝛc. einen Schwarm nichtssagender, leerer Töne auskramt, und wohl einen chromatischen Läufer durch mehrere Octaven macht? Wenn er sich wohl gar erfrecht, bei einem Bußliede, oder in der dem Andenken der Leiden Jesu besonders gewidmeten Zeit, Stellen aus englischen Tänzen, komischen Opereten ꝛc. in den Zwischenspielen anzubringen? Wird dadurch Andacht und Erbauung befördert?

Herr Kühnau sagt in dem Nachtrage zum ersten Theil seines Choralbuchs, Seite 225.: „Herr Kirnberger war ganz wider die vielen ausschweifenden Läufe, wodurch die Singenden oft in der Andacht gestöhret werden, und die einem feinen musikalischen Ohre höchst empfindlich und verdrießlich anzuhören sind. Er wollte den Choral beim Gottesdienste, ohne alle Zwischenspiele, ganz simpel gespielt, und den Ausdruck des besondern Affekts, bei dieser oder jener Strophe des Gesanges, lieber in die Harmonie gelegt haben."

Eben so nachdrücklich redet hierüber Herr Türk in dem schon mehrgedachten Buche von den Pflichten eines Organisten, Seite 104. bis 109.

Ueber das Präludiren — Vorspielen — kann ich hier nur bloß einige Werke, die darüber viel Schönes enthalten, anführen c).

Von der dem Organisten so nöthigen Kenntniß vom Orgelbau, und wie er sein Werk in gutem Stande erhal-

b) Auch das plötzliche Ausweichen in weit entfernte Töne, muß der Organist völlig verstehen, wenn er jedesmal den richtigen Ausdruck in den Zwischenspielen treffen will.

c) Türks Buch von den Pflichten eines Organisten, 2ter Abschnitt, Seite 110. bis 140. E. Bachs Versuch über die wahre Art, das Clavier zu spielen, das 41te Capitel. Adlungs Anleitung ꝛc das 17te Kapitel. Eine Anweisung zum Registerziehen beim Präludiren, befindet sich im Nachtrage zu Kühnaus Choralbuche, Seite 224 225 Auch hat Herr Kühnau eine Sammlung Präludien von berühmten Meistern herausgegeben, die sehr gut sind. Wierlings Vorspiele können auch mit Nutzen gebraucht werden.

erhalten könne, findet man in mehrern Schriften Unterricht d).

Ueber manchen Gegenstand hätte ich gern ein Mehreres gesagt; der nöthigen Kürze wegen mußte ich indessen, so viel mir möglich war, das Wichtigste nur auswählen, und auf die besten, über diese Materie mir bekannten Schriften, mehrmals bloß hinweisen.

Mögte denn doch auch dies Wenige zu einer vernünftigen, zweckmäßigen Behandlung des Choralgesanges, etwas beitragen, und wahre Andacht und Erbauung dadurch befördert werden.

Vor Hannover.

A. Möhlenhof,
Organist an der Gartenkirche.

d) Z. B. in Türks Buche von den ꝛc. Seite 180. bis 210.; Sorgens wohlerfahrnem Orgelbaumeister; Sponsels Orgelhistorie; Mattheſons vollkommenem Capellmeister; Werkmeisters Orgelprobe ꝛc.

Ueber das Gespinnst, welches im Frühling und Herbst die Felder überzieht.

Man schließt so gern von ähnlichen Erscheinungen auf gleiche Ursachen. So geschah es auch oft bei diesem Gespinnste, welches in der gemeinen Sprache der Mätten- oder Mättchensommer, vielleicht weil er wie eine Matte die Felder überdeckt, genannt wird. Raupen, Spinnen und andere Thiere, bringen ein Gespinnst hervor, welches diesem ähnlich ist: also mußte auch dieses so oft für ein Werk der thierischen Schöpfung gelten. Der gemeine Mann glaubt, es sey ein Werk der Spinnen, welche er so oft, aber nur zu einer Zeit, wo sich selten dieses Gespinnst findet, auf seinen Feldern antrift. Und noch vor nicht langer Zeit wollte Jemand öffentlich behaupten, er sey der Sache ganz auf die Spur gekommen, und zwar sey es ein Werk gewisser kleiner Käfer, deren nähere Beschreibung er, so viel ich weiß, schuldig geblieben ist. Diese Käfer müßten sehr klein und sehr unsichtbar seyn, denn ich habe sie bei meinen Beobachtungen mit meinen Augen, welche sonst, was das Sehen betrift, von sehr guter Art sind, niemals entdecken können: müßten in der ungeheuersten Anzahl da seyn, und einen Körper haben, der Trotz Frost und Winter, auf der Erde und in den höchsten Bäumen sein Werk mit der größten Geschwindigkeit verrichten könnte.

So gern ich auch Thiere überall finde, und mich freue, wenn ich Leben auf der ganzen Erde ausgebreitet sehe, so sehr bin ich doch überzeugt,

daß man der Sache näher auf die Spur kommen würde, wenn man die Gedanken an Thiere ganz dabei fahren ließe. Ich will einige meiner Beobachtungen erzählen, und es denn den gelehrtern Naturforschern überlassen, was sie über diese Kleinigkeit urtheilen wollen, welche, wie die Herren Philosophen sagen würden, doch nur auf empirischen Gründen beruhet, mithin zu keiner apodiktischen Gewißheit erhoben werden kann.

Im Frühling ging ich an einem sehr hellen Nachmittage durch ein Feld, und fand von dem Gespinnste keine Spur. In der Nacht darauf thauete es sehr stark, und war dabei so kalt, daß am andern Morgen der Thau etwas gefroren war. An diesem Morgen kam ich etwa eine Stunde nach Sonnenaufgang durch eben das Feld, als eben der Thau zu schmelzen anfing, und ein mäßiger Westwind mir entgegen wehete. Noch war nichts von diesem Gespinnste zu sehen. Drei Stunden nachher kam ich wieder, als die Sonne schon sehr warm schien, und der Wind etwas heftiger wehete. Und nun war das ganze Feld von diesem Gespinnste überzogen, welches ganz die Richtung des Windes hatte. An jedem Halm, an jeder Erdscholle, an Steinen, Büschen und allem, was etwas hervorragte, hingen die Fäden in großer Menge, und es war ein prächtiges Schauspiel, als die Sonne in diesen Millionen Fäden so glänzende Farben spielte. Woher in der Geschwindigkeit diese unbeschreiblich große Menge der zum Theil so sehr langen horizontal von einem erhabenen Gegenstande bis zu dem andern gezogenen Fäden? Ja an den Büschen flatterten sie sehr lang frei in der Luft, in großer Anzahl. Und weder Spinne noch Raupe, noch Käfer, war auf der Erde oder an den Büschen anzutreffen. Sollten die so schnell unsichtbar geworden seyn? Woher wären sie auch gekommen, da es ein Paar Tage vorher noch ziemlich hart gefroren hatte.

In diesem Herbste machte ich eine ähnliche Bemerkung. Wir hatten einige kalte, trübe Tage gehabt, in denen nichts von diesem Gespinnste zu sehen war. Der Landmann hatte schon lange vergeblich auf seinen Mättchensommer gewartet, um seine Herbstwäsche zu thun. Darauf wurde es an einem Nachmittage, als meine Leute die Wäsche gewagt hatten, sehr heiter, und gegen Abend fiel starker Thau. Dabei wurde es sehr kalt. Gebt acht, sagte ich zu meinen Leuten, morgen kommt der Mättchensommer, und ihr habt sehr wohlgethan, daß ihr heute gewaschen habt. Am andern Morgen war es zwar sehr kalt, aber der Thau war nicht gefroren. Nun bemerkte ich, weil ich es erwartete, das Gespinnst aus meinem Fenster, welches in ein weites Feld sieht. Schon hatte die Sonne eine Stunde geschienen, und der Thau hatte sich an den Stellen, welche den Sonnenstrahlen am meisten ausgesetzt waren, fast verlohren, als noch nichts

von diesem Gespinnste zu sehen war. Aber etwa gegen 10 Uhr, als es schon ziemlich warm und trocken war, entstand das Gespinnst mit der allergrößten Schnelligkeit in einer solchen Menge, daß um 11 Uhr alles damit überzogen war, und die Fäden, selbst an den höchsten Bäumen im Garten, an der aufgehängten Wäsche, und an den Seilen, worauf sie gehängt war, zu tausenden flatterten, welche alle ihre Richtung wieder nach der Richtung des Windes hatten. Um Mittag entstand ein stärkerer Wind, welcher die Fäden losriß, sie in der Luft verwickelte, und so mit sich fortführte.

Endlich, am vorigen Morgen, als es sehr stark gefroren hatte, ging ich um 11 Uhr auf ein benachbartes Dorf. Die Sonne schien zwar sehr warm, war aber nicht mächtig genug, den gefrornen Thau auf der Erde zu schmelzen. Indessen in den Büschen, welche die Sonne treffen konnte, war er geschmolzen. Und in diesen war auch eine große Menge der flatternden Fäden anzutreffen, da auf der Erde keine Spur davon anzutreffen war.

Aehnliche Beobachtungen habe ich öfterer gemacht. Wie könnte man nun nach solchen Beobachtungen noch glauben, daß Thiere die Ursache dieses Gespinnstes wären? Zum Ueberfluß ging ich indessen allemal dahin, wo ich die Fäden am häufigsten entstehen sah, und suchte mit der größten Aufmerksamkeit nach, ob nicht Thiere da zu finden wären, welche so sehr schnell in so ungeheurer Menge ein solches Gespinnst hervorbringen könnten, aber allemal vergebens. Wie sollten auch bei so hartem Froste, als am vorigen Tage war, solche Thiere leben können!

Die Ursache von diesem Gespinnste muß also wohl eine zähe Materie seyn, welche etwa im Thau liegt, beim Verdünsten des Thaues sich der Luft mittheilt, und beim Zuge der Luft sich an alle dichtere Körper, bei denen die Luft vorbei streicht, ansetzt. Es scheint, als wenn die Kälte das Mittel wäre, diese zähe Materie zu entwickeln; denn nach den warmen Sommernächten entsteht ein solches Gespinnst, auch bei dem häufigsten Thau nicht, ob gleichwohl nicht allemal wirklicher Frost dazu nothwendig zu seyn scheint.

Unmittelbar aus den Thautropfen entstehen diese Fäden nicht, weil auch Körper damit bezogen werden, welche in der Nacht dem Thau nicht ausgesetzt waren, als die Wäsche, welche erst gegen Mittag aufgehängt wurde, und die trockenen Seile, welche dazu im Garten umher gezogen wurden. Man denke nicht, daß dieses Fäden gewesen wären, die sich schon von andern Gegenständen losgerissen, sich in der Luft umher getrieben, und hier zum zweitenmal fest gesetzt hätten. Nein, erst gegen Mittag rissen sich die Fäden von den Gegenständen loß, an welchen sie gleichsam entstanden waren, flatterten umher, und setzten sich auf eine ganz andere Weise, als bei

ihrem

ihrem Entstehen, an die Gegenstände von welchen sie aufgehalten wurden.

Auszufinden, woraus dieser zähe Stoff, welcher zu solchen feinen Fäden durch den bloßen Zug der Luft gebildet werden kann, dazu fühle ich mich zu schwach. Im Thau liegt er wohl, aber wie kommt er hinein? Ist es eine Materie, welche die Kälte aus der Erde selbst entwickelt, oder entwickelt sie sich aus dem Pflanzenreich? Jenes möchte ich eher für wahrscheinlich halten, da das Gespinnst auf frisch umgepflügten Feldern fast am häufigsten zu seyn scheint; und auch schon im ersten Frühling da ist, wo wenige Pflanzen zu finden sind.

Wie dem auch seyn mag, so bleibt es doch allemal eine sehr bewundernswürdige Erscheinung in der Natur, welche zu manchen Betrachtungen Veranlassung geben kann, besonders weil es so ganz zwecklos da zu seyn scheint. Vergebens wäre es wohl, zu fragen: wozu dient das Gespinnst? aber lehrreicher: warum gehört es in die Reihe der Erscheinungen? Warum muß die Materie sich dazu entwickeln, und auf diese, in manchem Betracht schöne Weise, wieder aus der Luft abgesondert werden? Wie glücklich wäre ich, wenn ich hiedurch Männern, welche mehr Hülfsmittel dazu in Händen haben, als ich, auf diesem kleinen Dörfchen, Veranlassung gegeben hätte, der Sache weiter nachzuforschen, und sie auf eine befriedigende Art aufzuklären.

Berkum, den 24ten Nov. 1792. G. L. Wiesen.

Vom Holunderweine.

Im 81ten Stücke des neuen hannoverischen Magazins von 1792. hat man es wieder ins Andenken gebracht, daß man aus den Beeren des gemeinen Holunders, einen Wein zubereiten könne; und weil ich vor 5 Jahren einen Versuch damit gemacht habe, so will ich hier meine Erfahrungen mittheilen.

Bei den Engländern ist der Holunderwein schon längst gebräuchlich gewesen, man ist aber über seine Zubereitung nicht einig, und Ellis hat deßfalls ein besseres Recept mitgetheilet. Man sehe davon das leipziger Magazin 3ter Th. S. 138.

Haller in historia stirp. helvetic. Tom. 2. p. 299. theilet auch eine, jedoch unvollkommene Anweisung mit, diesen Wein zu verfertigen, und führet dabei an, daß man seine Arzneikräfte lobe.

Bergius in Mat. medic. p. 244. gedenket gleichfalls dieses Weins, gestehet aber dabei, daß er einen eckelhaften Geschmack habe.

Blochwitz in Anatomia sambuci p. 19. lehret, daß man einen Tisch-

und

und Magenwein verfertigen könne, wenn man auf 1 Pfund im Ofen getrockneter Holunderbeeren, 4 Unzen Kanel, und 1 Unze Gewürznelken, alles gepülvert und in ein Tuch gebunden, 12 Quartier recht guten weißen Wein gösse, und 6 Monate mit einander im Keller stehen lasse; und führt noch p. 189. an, daß Quercetanus Pharmacopœja lib. I. cap. 9. p. 19. den Holunderwein machen lehre, aus einem Theile Saft der Beeren, und zwei Theilen weissem Weine, die im zugespundeten Fasse mit einander gähren sollten, und daß ein solcher Wein den Wassersüchtigen sehr zuträglich sey.

Von diesen Vorschriften, welche ich damals, als ich meinen Versuch anstellte, größtentheils noch nicht wuste, bin ich ganz abgegangen.

Ich nahm 4 bis 5 Pfund recht reife Holunderbeeren, schnitt solche von ihren gemeinschaftlichen Stielen ab, so, daß an jeder Beere noch etwas vom Stiele blieb, ließ solche zerdrücken, etwas Brunnenwasser darauf gießen, und so zwei Tage stehen. Hierauf ist das Flüßige abgekläret, und in ein Gefäß zu 10 Quart. worin vorher 5 Pfund grober Meliszucker in Wasser zerlassen waren, gegossen, auf die Treber ist aber nach und nach soviel Wasser gegeben, abgekläret, und ins Faß gegossen, daß es davon voll geworden ist.

Das Faß ist mit offenem Spunde, oben im Hause am offenen Fenster, nach Westen, hingeleget, und hat der Wein am 2ten Tage angefangen zu gähren, auch 2 Tage gegohren. Am 6ten Tage ist es zugespundet, und in den Keller gebracht; darauf aber nach etwa drei Monaten angestochen, und der Wein abgezapfet worden.

Der Wein war sehr klar und stark, schmeckte aber etwas eckelhaft, und machte sogleich gelindes Erbrechen, führte auch ab.

Es ist damit bei mehrern Personen die Probe angestellet, und bei allen hatte er gleiche Wirkung; ein sehr verschleimter Kranker, welcher ihn als Arznei, auf den Rath eines Arztes nehmen muste, ist sogar dadurch gesund worden.

Es war also dieser Wein kein Tischwein, sondern Arznei geworden, und mögte vielleicht dem Landmanne, der ihn mit vorher gekochtem und wohl abgeschäumtem Seim-Honig, statt des theuren Zuckers verfertigen könnte, als ein Hausmittel zur Reinigung der ersten Wege, statt der theuren, ausländischen unbehaglich wirkenden Brech- und Abführungsmittel anzupreisen seyn. Schaden würde er wenigstens, weil er sehr gelinde wirket, nie anrichten.

Die Arzneikräfte meines Weines, rührten vermuthlich daher, weil ich noch etwas vom Stengel an den Beeren gelassen habe; denn bekanntlich hat die Rinde des Holunderbaumes, und mithin die Stengel der Beeren, emetische und purgierende Kräfte.

Bis-

Bisher habe ich noch weiter keinen Versuch gemacht, ob die Beeren ohne Stengel einen bessern Wein geben; vermuthen läßt es sich, weil von den Engländern, welche den Holunderwein viel verfertigen, nicht bemerket worden ist, daß er Erbrechen mache, auch weder das Holundermuß, noch der Thee aus den Blumen, solche Kräfte haben.

Meine Erfahrungen sollen auch darzu dienen, daß man nicht Arzenei statt eines Labetrunkes bereite.

Lüneburg. Schulze.

---

* * * * * *

Der Nationalhaß der Engländer gegen die Franzosen, ist bekannt, und gleich bekannt ist es, daß manche Väter ihren Kindern diesen Nationalhaß eben so tief einprägen, als Hamilkar, seinem Sohne Hannibal, den Haß der Carthagenienser gegen die Römer eingeflößet hat.

Mehrmalen ist die Anekdote gedruckt, daß die Mutter ihrem 9jährigen Sohn alle Morgen die Kugel vorgewiesen, womit sein Vater bei Kings Bridge von den Franzosen erschossen war, und daß sie ihn dabei ermahnet, den Tod seines Vaters zu rächen, wenn er groß geworden seyn würde.

Eben so auffallend ist aber nachstehende Geschichte.

Ein französischer Officier findet auf dem Schlachtfelde bei Fontenoi einen Engländer, dem eine Kanonenkugel beide Beine weggenommen hat. Der Verwundete lechzet für Durst. Der Franzose nimt seine Flasche, trinket zuerst, und reichet sie dem Engländer. Dieser nimt sie an, siehet den Officier starr ins Gesicht, und wirft ihm die Flasche mit den Worten an den Kopf: God damn you French men.

Der Officier, dem dieses begegnet, hat solches selbst einem meiner noch lebenden Freunde, im 7jährigen Kriege erzählet.

L. L.

Berichtigungen. Im vorigen Stück dieses Magazins, S. 1610. in dem Beispiel von der Modulation, muß über h die zweite Serte groß, folglich durch einen Strich um einen halben Ton erhöhet seyn. S. 1614. in der Anmerkung D), Z. 2. lies größere, statt größe.

Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Montag, den 24ten December 1792.

Ueber die Wägung des lebendigen Viehes.

Ein Vorschlag an Viehmäster.

Es ist beinahe unglaublich, daß ein Haushälter, wenn er sich auch auf das fette Vieh noch so gut versteht, es doch eben so richtig sollte schätzen können, als der Schlächter, der täglich beim Ausschlachten die beste Gelegenheit hat, das Urtheil seines Auges und der Hand mit dem wirklichen Erfolge zu vergleichen und zu berichtigen. Vervortheilungen des Haushälters sind daher beim Verkaufe des fetten Viehes nicht zu vermeiden, so lange es noch keine Mittel giebt, ihm bei der Schätzung zu Hülfe zu kommen.

Die Engländer, die jeden Gegenstand, der noch einer weitern Erörterung zum besten des gemeinen Wesens fähig ist, mit der scharfsinnigsten Industrie zu untersuchen gewohnt sind, haben deswegen auch diesen bearbeitet; und die einsichtsvollsten sind nun schon darüber einig, daß das Wägen des lebendigen Viehes dieses Mittel sey. In Arthur Youngs Annals of agriculture finden sich mehrere sehr lehrreiche Aufsätze darüber; und in Henry Home's gentleman farmer, einem der weisesten Bücher über die Landwirthschaft, ist die Lehre schon beinahe vollständig vorgetragen.

Wenn man aus dem Gewichte des lebendigen Viehes, das Gewicht seiner einzelnen und zwar hauptsächlich der nutzbaren Theile bestimmen will; so muß man freilich voraus setzen, daß ein gewisses festes unwandelbares Verhältniß zwischen diesen verschiedenen Größen statt finde. Beim ersten Anblicke ist nun zwar der Anschein dieser Voraussetzung nicht günstig; aber wenn man sich dadurch nicht blenden läßt, sondern Versuche darüber anstellt: so sieht man diesen widrigen Anschein doch bald verschwinden.

Um daher den Vorurtheilen, die vielleicht manche meiner Leser gegen die Sache haben mögen, zu begegnen, will ich auch hier damit anfangen, die Erfahrungen, die ich darüber hier in unserm Lande gesammlet habe, zu erzählen.

In dem Jahre 1781. wurde auf dem adlichen Gute zu F. ein stark aus-

gemästeter frisischer Bulle geschlachtet, von dem einer meiner Freunde, der jetzige Hr. A. Z. die einzelnen Theile alle genau wiegen lies, und ihre Schwere folgender maaßen befand:

a) das ganze Thier wog 1736 ℔

b) die einzelnen Theile aber:

das Fleisch mit dem Nierentalge	—	1060 ℔
das Eingeweide mit dem Unrathe	—	313 —
die nasse Haut	—	112 —
die vier Füße mit dem Felle		26 —
der Kopf	—	47 —
Milz und Leber	—	24 —
Lunge und Herz	—	31 —
die Zunge mit dem Schlunde	—	14 —
das rauhe Talg	—	57 —
das Blut	—	52 —
		1736 ℔

Vor einigen Wochen ließ ich ein Kalb von 6 Wochen und 2 Tagen schlachten, das lebendig 99 ℔ gewogen hatte. Davon hielten die einzelnen Theile:

das Fleisch, oder die Karkasse mit dem Fleische		61 ℔
das Eingeweide mit der Leber und dem Kopfe		18½ —
der Unrath aus und von den Eingeweiden	—	5 —
die nasse Haut	—	8 —
das Blut	—	6½ —
		99 ℔

Wenn man die ganze Schwere des Bullens: 1736 Pfund mit der ganzen Schwere des Kalbs: 99 Pfund vergleicht; so hätte verhältnißmäßig wiegen müssen:

die Karkasse des Kalbes $60\frac{15}{34}$ ℔; und sie hat gewogen 61 Pfund.

Hierauf ließ ich einige schlechte Schafe A und B schlachten, und fand denn folgendes Verhältniß ihrer ganzen Schwere, und der Schwere ihrer Theile.

	A	B.
	℔	℔
Lebendig wogen sie	56	55
geschlachtet wogen		
das Blut —	2	$2\frac{1}{2}$
der Kopf —	$2\frac{5}{16}$	$2\frac{1}{16}$
die Leber —	$1\frac{7}{32}$	$1\frac{25}{32}$
das Talg —	$1\frac{5}{32}$	$1\frac{13}{16}$
die Lunge —	2	$1\frac{15}{16}$
die Gedärme —	$2\frac{1}{8}$	2
das Fell —	7	$9\frac{7}{8}$
der Unrath —	$13\frac{5}{16}$	$10\frac{3}{4}$
die Karkasse mit dem Fleische —	$23\frac{5}{16}$	22
beim Auswiegen der einzelnen Theile, wargegen das Ganze durch Ausdünstung und sonst ein Abgang entstanden von	$1\frac{13}{16}$	$\frac{29}{32}$
	56 ℔	55 ℔

Mit Schweinen habe ich erst einen Versuch gemacht, und kann also noch keine Vergleichung anstellen. Das Gewicht, das ich dadurch gefunden habe, will ich aber wenigstens angeben, wenn etwa einige meiner Leser sich die Mühe geben wollten, auch einen

einen Versuch zu machen, und denn die Vergleichung vorzunehmen.

Das ganze Schwein wog gleich nachdem es getödtet war, nebst dem Blute, 178 ℔ 17 Loth.

Die einzelnen Theile wogen: a)

der Kopf	—	9 ℔	— Loth.
die Ohren	—	— ;	18 ;
die Vorderbeine	—	3 ;	1 ;
die Bauchstücke	—	9 ;	12 ;
das Halsstück nebst der Zunge	—	3 ;	15 ;
die Leber	—	1 ;	20 ;
die Milz	—	— ;	13 ;
die Brust	—	5 ;	9 ;
die Nieren	—	— ;	10 ;
Lunge und Herz	—	3 ;	— ;
Kragen, Netz, Darmfell, Krühste	—	6 ;	16 ;
Därme	—	3 ;	27 ;
Haare	—	3 ;	11 ;
Klauen	—	— ;	12 ;
das Blut	—	1 ;	17 ;
die Karkasse nebst dem Fleische	—	124 ;	16 ;
der Unrath und Abfall	—	2 ;	2 ;
verraucht waren beim Kaltwerden	—	— ;	10 ;
Summa	—	178 ℔	17 Loth.

Den Tag nachher, da die Karkasse mit dem Fleische ganz kalt und troken geworden war, hatte sie noch 1 ℔ 19 Loth verlohren, und war also nur noch 122 ℔ 29 Loth schwer.

Aus dem obigen folgt also, daß es ein gewisses Verhältniß der ganzen Schwere eines Thiers und der Schwere seiner verschiedenen Theile giebt; und es kömmt nun nur noch darauf an, erstlich: die Bedingungen festzusetzen, nach welchen man es suchen muß; und zweitens: durch mehrere Versuche das Verhältniß selbst zu finden.

Bedingungen, das Verhältniß zu suchen, mögten unter andern etwa folgende seyn; nemlich:

1) daß das Vieh nicht anders als nüchtern, oder in einer gewissen Zeit nach dem Genusse des letzten Futters gewogen; und dabei

2) auf zufällige Umstände, die das Resultat unrichtig machen, Rücksicht genommen werden müsse. So würde z. B. bei der Vergleichung eines Hammels in der vollen Wolle mit einem bloßen nothwendig seyn, die Wolle abzurechnen.

3) Eben so mögte auch das Verhältniß für jede Art Vieh besonders zu suchen seyn: denn dem Anscheine nach kann man die großen friesischen oder auch die eyderstädtischen Schafe, nicht wohl mit unsern kleinen, ja selbst

a) Wo das Fleisch verlicentet wird, das Halsstück (der Steek) und die Bauchstücke aber vom Licente frei bleiben, da pflegen beiderlei Stücke hier und da sehr stark ausgeschnitten zu werden: denn wiegen sie natürlicher Weise mehr, und das Fleisch folglich weniger.

alte Hämmel nicht wohl mit Mutterschafen vergleichen.

Zur Erfindung des Verhältnisses selbst, gehören sehr viele mit der größten Genauigkeit angestellte Versuche; und um diese, und um die demnächstige Bekanntmachung derselben, bitte ich hiermit die Haushälter, die Zeit und Gelegenheit dazu haben.

Wenn man nur endlich so weit wäre, daß man sich aus dem Gewichte des lebendigen Viehes das Gewicht seiner einzelnen Theile angeben könnte; so brauchte man nur noch den Preis der verschiedenen Theile zu wissen, um sich den Werth des ganzen Thiers zu berechnen. Henry Home giebt eine solche Berechnung in seinem Gentleman Farmer, die ich hierher setzen will, weil sie auch in anderem Betrachte nützlich seyn kann.

Wenn ein ganzer Hammel, sagt er, am Ende des Septembers geschlachtet wird, und 110 ℔ wiegt, so wiegen die 4 Viertel, oder die Karkasse, die Hälfte oder 55 ℔. Das ℔ kostet um diese Zeit 3 Pences, macht — — — — Pfsterl. 13 Sch. 9 P.

der Werth der Wolle ist etwa	—	—	s	—	s	11 $\frac{3}{12}$	s
der Werth des bloßen Fells	—	—	s	—	s	10	s
das Talg macht $\frac{1}{10}$ der Schwere des ganzen Thiers aus; ist also 11 ℔, und kostet das ℔ zu 4 P.	—	—	s	3	s	8	s
das gesamte Eingeweide wird insgemein verkauft zu	—	—	—	s	1	s	—	s

und ist folglich der Werth des Hammels b) — 1 Pfsterl. — Sch. 2 $\frac{3}{12}$ P.

Eine Hauptschwierigkeit wird man freilich beim Wägen der lebendigen Thiere finden, und diese ist der Mangel einer zweckmäßigen Wage. Bei kleinen Thieren läßt sich zwar eine von unsern gewöhnlichen Schnellwagen brauchen, die auch Henry Home dazu vorschlägt; aber bei großen Thieren ist sie ganz unbrauchbar. Arthur Young erzählt, daß er sich eine eigene dazu erfunden habe. Da es mir aber bei meinem Aufenthalte in England wegen verschiedener Verhinderungen unmöglich gewesen ist, diesen vortreflichen Mann zu besuchen, so habe ich auch die Wage nicht gesehen, und kenne also ihre Construction nicht. Indessen glaube ich, könnte keine schicklicher dazu seyn, als die unterirrdische Schnellwage, welche man in Eng-

b) 32 englische Pfunde machen 29 $\frac{1}{2}$ hannoverische; und 1 Pfund Sterling, das 20 Schillinge à 12 Pences hat, ist jetzt etwa 5 Rthlr. 21 mgr. 5 pf. Cassengelde gleich.

England auf allen Turnpikewegen antrift, die zum Wägen der Frachtwagen gebraucht wird. Bei diesen Wagen erfordert das Wägen nicht die mindeste Mühe und Zeit, sondern der Frachtwagen bleibt nur auf der beweglichen im Wege vor dem Weghause angebrachten Brücke, die von dem Endpunkte des einen Arms der Schnellwage getragen wird, halten; und der Wagenknecht hängt das Gewicht an den andern Arm an, und sieht nach dem Anzeiger der Last; so ist das Geschäfte vollendet. Auf so eine Wagebrücke brauchte das Vieh, das gewogen werden sollte, nur getrieben zu werden, und man könnte seine Schwere auch sogleich ohne alle weitere Umstände finden.

Das öftere Wägen des Viehes würde beim Mästen selbst von dem größten Nutzen seyn, um den Viehmäster immer zu belehren, ob sein Vieh auch noch im Zunehmen sey, oder nicht; um darnach denn seine Maaßregeln weiter zu bestimmen. Denn sehr oft findet sich, daß Mastvieh mitten im Mästen stille steht, oder wohl gar wieder abnimt, ohne daß man es so bald gewahr wird.

W. C. F. G. W.

Etwas über die Fleischpreise.

1) Die Fleischpreise steigen und fallen nach den Jahrszeiten noch viel regelmäßiger, als die Kornpreise. Da es nun für den Haushälter sehr wichtig ist, davon näher unterrichtet zu seyn, um in Absicht auf die Mästung seines Viehes seine Maaßregeln darnach zu nehmen; so habe ich die hannoverischen Fleischpreise zwischen den Jahren 1730. und 1780. aus den Polizeitaxen nach den Monaten berechnet, und liefere hier das Resultat.

2) In den Jahren zwischen 1730. und 1780. sind diese Preise im Mittel gewesen:

im

	Ochsenfleisch			Kalbfleisch			Hammelfleisch			Schweinefleisch		
	in Jahren	Mittelpreis das Pfund ₰	in Pfenningen und zehntheiligen Bruchpfenningen	in Jahren	Mittelpreis das Pfund ₰	in Pfenningen und zehntheiligen Bruchpfenningen	in Jahren	Mittelpreis das Pfund ₰	in Pfenningen und zehntheiligen Bruchpfenningen	in Jahren	Mittelpreis das Pfund ₰	in Pfenningen und zehntheiligen Bruchpfenningen
im Jänner	50	22 1/2 5	22,56	50	23 2/2 5	23,84	50	21 4/5 0	21,86	50	20 1/2 0	20,40
Februar	50	22 1/2 7	22,68	50	22 2/2 7	22,08	50	22 1/2 1	22,44	50	20 1/2 6	20,64
März	50	22 2/2 1	22,84	50	22 1/2 9	22,44	50	22 1/2 0	22,40	50	20 1/2 8	20,72
April	48	22 1/1 2	22,91	48	21 1/1 2	21,08	48	22 1/6	22,16	49	20 1/4 2	20,22
Mai	48	23 1/8	23,12	48	22 1/2 4	22,04	48	20 1/2 4	20,79	49	20 1/4 8	20,36
Junius	49	23 1/4 3	23,36	49	23 1/4 7	23,34	49	22 4/4 9	22,83	49	20 1/4 2	20,24
Julius	50	22 2/2 4	22,96	50	24 1/2 0	24,40	50	22 2/2 1	22,84	50	20 2/2 7	20,84
August	50	22 6/2 7	22,24	50	25 5/2 5	25,26	50	21 1/2 6	21,60	50	20 1/2 4	20,56
September	50	21 2/2 1	21,88	50	27 7/2 5	27,28	50	20 2/2 4	20,96	50	20 1/2 6	20,60
October	49	21 5/4 9	21,10	49	28 12/4 9	28,22	49	20 18/4 9	20,36	49	20 20/4 0	20,40
November	49	20 18/4 9	20,97	49	27 30/4 9	27,61	49	20 12/4 0	20,22	49	20 24/4 9	20,48
December	50	22 –	22,00	50	26 7/2 5	26,12	50	20 11/2 5	20,44	50	20 1/2 5	20,60
der Mittelpreis im ganzen Jahre ist gewesen : :	—	—	22,38	—	—	24,47	—	—	21,57	—	—	20,59

3) Diese Preise sind durchaus von der ersten und besten Sorte Fleisch zu verstehn; beim Hammelfleische jedoch nur von gut geweideten Hammeln; das Fleisch von gemästeten, hat ein Drittheil bis ein halb mehr gekostet. Die Münzsorten, worin die Bezahlung hat geschehen müssen, sind bei kleinen Quantitäten Cassengeld, bei größern aber Louis d'or zu 5 Rthlr. gewesen.

4) Das Ochsenfleisch steht im November, da das fette Vieh von den Weiden genommen werden muß, am niedrigsten; darauf steigt es bis zum Julius, indem anfangs Weidevieh, das man mit Kosten im Stalle hingehalten hat; nachher aber im Stalle mit noch mehrerm Aufwande gemästetes Vieh geschlachtet wird. Vom Julius bis zum November fällt es endlich wieder, weil man das weidefette

Vieh

Vieh nach und nach immer wohlfeiler einkaufen kann.

Das Kalbfleisch steht im April am niedrigsten; in diesem Monate giebt es die meisten Kälber, weil man es in den Haushaltungen aus gutem Grunde gern so einrichtet, daß die Kühe im Mai frisch milchend auf die Weide kommen. Vom Mai bis zum November steigt das Kalbfleisch, weil es in dieser Zeit an Kälbern mangelt. Vom November bis zum April fällt es wieder, weil es in diesen Monaten nach und nach immer mehr und mehr Kälber giebt. Im März ist der Mittelpreis nach der obigen Tabelle zwar etwas höher gewesen, als im Februar; aber die Differenz ist unbedeutend, und nur ein Werk des Zufalls.

Das Hammelfleisch steht im November am niedrigsten, weil die Weidehämmel in diesem Monate fast überall von der Weide müssen, dazu auch der Ueberfluß an Ochsenfleische eintrit. Vom December steigt es denn wieder bis zum März, indem die fetten Hämmel in diesen Monaten immer seltener werden, und auch — wenn sie bei guten Tagen noch auf die Weide gehn — doch im Stalle mit Kosten zugefüttert werden müssen. Vom März bis zu Ende des Maimonats fällt es wieder – anfangs wegen des Ueberflusses an Kalbfleisch, der um diese Zeit entsteht; im Mai aber, weil die im Frühjahre fett geweideten Hämmel in diesem Monate von den Weiden müssen, um dem Hornvieh Platz zu machen. Im Junius und Julius, giebt es noch wenig auf Sommerweiden fett gemachte Hämmel; der Preis ist daher hoch. Vom August an, werden sie aber häufiger; ihr Preis geht also wieder herab.

Das Schweinefleisch bleibt sich in seinem Preise meistens das ganze Jahr hindurch gleich; theils weil es, da auf die Waldmast im Ganzen doch nicht sehr viel zu rechnen ist, allezeit auf dem Stalle gemästet werden muß, und folglich zu einer Zeit soviel als zu der andern, zu mästen kostet; theils auch, weil es insgemein nur eine gewisse Classe von Abnehmern findet, zu einer Zeit also auch nicht mehr Nachfrage darnach ist, als zur andern.

5) Ein aufmerksamer Haushälter kann sehr bald aus der Erfahrung lernen, in wie viel Zeit sein Vieh, unter gewissen gegebenen Umständen auf seiner Weide, oder im Stalle, von dem Futter was er ihm reichen läßt, fett wird. Am gewöhnlichsten setzt man diese Zeit für ein Stück ausgewachsenes Hornvieh, auf 26 Wochen, für ein Kalb auf 6 Wochen, für einen Hammel auf 8 Wochen, und für ein Schwein auf 13 Wochen. Am gewöhnlichsten sage ich: denn genau genommen, kömmt es dabei auf so viele Umstände an, daß sich im Allgemeinen keine Zeit dafür setzen läßt. Ein Haushälter kann indessen, wie gesagt, ziem-

ziemlich gut voraus wissen, wenn sein Vieh bei seiner Art zu mästen, wahrscheinlicher Weise fett seyn wird. Will er es nun gern zu der Zeit fett haben, da er hoffen kann, es am theuersten zu verkaufen; so wird ihm die obige Tabelle dienen, sich deshalb gehörig zu überschlagen.

W. C. F. G. W.

Beitrag zur Naturgeschichte des Wasserraben.

(Aus Sulzers Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit, Th. 2. S. 41. mit Abkürzung.)

Die Einwohner verschiedener Provinzen in China, halten sich eine Art von Vögeln, die unsern Raben ziemlich ähnlich sind, nur daß sie einen langen, krummen und zugespitzten Schnabel, und einen längern Hals haben. Die chinesischen Fischer verstehen die Kunst, sie zahm zu machen und zum Fischfang abzurichten. Beim Aufgang der Sonne versammlen sie sich mit ihren Kähnen auf den Flüssen, und haben ihre geflügelten Jäger auf dem Vordertheile der Böte sitzen. Wenn sie ihre Fahrzeuge in Ordnung gestellt haben, so geben sie mit ihren Rudern, womit sie auf das Wasser schlagen, die Loosung zur Jagd. Alsbald besetzen die Vögel den Fluß, und theilen sich gleichsam ihre Reviere ab, tauchen unter, und holen die Fische aus dem Grunde hervor. Sie fassen selbige mit ihrem Schnabel in der Mitte des Leibes, und jeder Vogel bringt die erhaschte Beute auf das Bot seines Herrn. Trift es sich, daß einer einen Fisch fängt, der größer und schwerer ist, als er ihn tragen kann, so kommen ihm gleich andere zu Hülfe, einer faßt ihm beim Kopf, und der andere beim Schwanz, und so bereichern sie ihre Herren, durch vereinigte Kräfte, mit einer ansehnlichen Beute. So oft der Vogel aus dem Wasser wieder in den Kahn kömmt, so beugt ihm der Fischer den Kopf niederwärts streicht ihm mit der Hand über den Hals, und nöthigt ihn dadurch den großen Fisch fallen zu lassen, auch die kleinen, die er wegen eines unten am Halse angebrachten, und die Kehle zusammenschnürenden Ringes, nicht verschlucken kann, wieder von sich zu geben. Wenn die Jagd vorbei ist, so wird der Ring dem Vogel abgenommen, und ihm so viel Fische gegeben, daß er sich sättigen kann.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Freitag, den 28ten December 1792.

Ueber die Verbesserung und Anlegung neuer Brunnen, auf Veranlassung des im 83ten Stück des neuen hannoverischen Magazins v. d. J. befindlichen Aufsatzes.

Vom Herrn Kunstmeister J. C. Jänicke in Hannover.

Daß ein weiter und tiefer Brunnen mehr Wasser enthalte, als ein enger, ist vollkommen richtig, und ich rathe auch niemanden, der etwas anwenden will, enge Brunnen zu wählen.

In hiesiger Gegend braucht man höchstens 18 Fuß hoch Kranzsteine zum Brunnen. Ein Fuß Kranzsteine von 3½ Fuß Weite, kostet 33 mgr. ein 5 Fuß weiter Brunnen 1 Rthlr. 12 mgr., und ein 6 Fuß weiter, 1 Rthlr. 18 mgr.; zu einem 3½ Fuß weiten und 18 Fuß hohen Brunnen, kosten die Steine 16 Rthlr. 18 mgr., zu einem 5 Fuß weiten und 18 Fuß hohen 24 Rthlr., und zu einem 6 Fuß weiten und 18 Fuß hohen 27 Rthlr.

Nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers jenes Aufsatzes, soll man wegen Ersparung der Kosten einen kleinen Brunnen oben auf den weiten setzen. Dieses wäre zwar wohl thunlich, aber nicht vortheilhaft. Angenommen, ich setze unten 8 Fuß hoch, 5 Fuß weite Kranzsteine, zum Wasserbehälter, und oben darauf einen engeren, so würde ich dadurch etwa 4 Rthlr. 12 mgr. ersparen, dagegen würde ich den vorgeschlagenen Bogen machen lassen müssen, welcher gewiß mehr als 4 Rthlr. kosten würde, weil solcher aus dicken Steinen gehauen werden muß. Auch gehören außerdem noch Klammern und Blei dazu, und so verhält es sich auch mit einem 6 Fuß weiten. Ganz richtig sagt der Hr. Verfasser, daß weite Brunnen in allem Betracht, die besten sind. Will man aber Nebenbehälter neben den Brunnen setzen, so ist solches gefährlich. Gesetzt, man wollte neben einen 6 Fuß weiten Brunnen noch 2 andere setzen, so muß ein Loch von wenigstens 20 Fuß im Diameter unten gegraben, und oben noch viel weiter gemacht werden, dieses ist aber in der Stadt nicht thunlich, und in Häusern, wo man oft nur 20 Fuß, und noch weniger Raum hat, und

wo Häuser und Gebäude umher stehen, könnte man dadurch großen Schaden an den Gebäuden verursachen. Man hat sich bei Senkung eines einzelnen Brunnens wohl vorzusehen, daß man den Gebäuden keinen Schaden dadurch zufüge. Ich habe dieses selbst erfahren, und muste, nothgedrungen, mit Senken aufhören lassen. Wollte man aber auch diese Probe auf einem freien geräumigen Platze machen, und das große Loch wäre nun bis auf das Wasser hinunter gegraben, so müste ich meine Schlinge hinlegen, die Steine darauf setzen, und nun müste ich anfangen zu senken. Welchen Behälter soll ich zuerst senken? Sie müssen doch alle 3 hinunter ins Wasser. Der erste müste doch wohl der Hauptbrunnen seyn. Ich fülle also beständig Erde und Wasser in den Eimer, und lasse es herauf ziehen.

Erde und Wasser dringen nun von allen Seiten nach dem Brunnen hin, woran gearbeitet wird, folglich auch von den Seiten, wo die andern beiden Brunnen stehen; so weit wird der Boden schreg, und die Brunnen neigen sich oben einer nach dem andern, die Steine verschieben sich, so, daß man selbige nicht so senken kann.

Alle 3 Brunnen zugleich zu senken, erfordert viele Menschenhände und Vorbereitungen. Wollte man auch alles dieses nicht ersparen, und man finge an allen 3 Brunnen zugleich an zu arbeiten, und hätte 2 Fuß tief gesenkt, so wird das Wasser mit dem Triebsande von allen Seiten mit Gewalt so andringen, daß der nebenstehende Boden von allen Seiten zufällt, sich an die Brunnen legt, und die Kranzsteine verschiebt. Auch laufen diejenigen, die im Brunnen arbeiten, Gefahr, bei der Arbeit lebendig begraben zu werden. Der Vorschlag des Herrn Verfassers geht dahin, durch, das Absperren des Lochs, der Gefahr vorzubeugen. Aber dazu gehören viele starke und lange Bohlen und Sparren, und weil der Raum frei bleiben muß, so müssen die Sparren in den Ecken angebracht werden, es darf alsdenn dieses Loch nicht rund, sondern es muß vierkantig trichterförmig seyn, weil man es sonst nicht absperren kann, und dergleichen Absperrung macht viele Kosten.

Wenn dieses alles aber auch geschehen, so schießt doch der Boden unter den Bohlen, wegen der beständigen Arbeit in den drei Brunnen, nach, und man ist nicht sicher, daß nicht Unheil dadurch entstehe. Die Hauptabsicht des Herrn Verfassers ist, Brunnen anzulegen, die viel und gutes Wasser haben, und diese Absicht ist durch weite und tiefe Brunnen wirklich zu erreichen; nach hiesiger Senkungsart aber oft unmöglich. Denn während des Senkens treibt oft der Triebsand so stark zu, daß eben so viel zuquillt als man ausfüllet, und man ist gezwungen, mit dem Senken aufzuhören. In Berlin hat man keine Wasserleitung, dafür aber große und tiefe Brunnen, die bei entstehendem Feuer

das

das Wasser hergeben. Man hat auch nie gehöret, daß es am Wasser gefehlet habe. An jeder Seite der Straße stehen 2 Zucken gegen einander über, beide holen das Wasser aus einem Brunnen, und geben dies beständig. Ein solcher Brunnen ist 8 Fuß weit, und hält 10 bis 12 Fuß tief Wasser. Diese Brunnen werden auf ganz andere Art, wie hier geschiehet, gesenket. Zuerst wird das Loch nach erforderlicher Weite gegraben, so tief, bis man Wasser hat, alsdenn wird der zu dem Brunnen nach gehöriger Weite verfertigte Schling, welcher von dickem starkem Holze gemacht ist, hinein gelegt, und darnach gesehen, daß er recht horizontal liege; auf diesem Schlinge wird der Brunnen von weißen Mauersteinen, welche man dort Klinkersteine nennet, mit Lehm und Moos, einen Fuß dick, oder Steinlänge, in die Höhe gemauert, bis oben mit der Erde gleich. Hiernächst macht man Anstalt zum Senken, und zwar auf folgende Art: ein Triangel, wie man hier auch gebraucht, und welcher ziemlich hoch ist, wird unter die Mitte des Brunnens gerichtet, den Brunnen legt man oben mit starken Dielen zu, und läßt in der Mitte eine Oefnung von etwa 3 Fuß □, wodurch das Senken geschiehet; hiezu hat man einen Bohrer, der auf folgende Art gemacht ist.

Er bestehet aus einem von Eisen gemachten 1½ Zirkel Bügel, nach dem untern Ende mit einer kurzen Spitze, etwa 2 Fuß in der Länge, von flachem Eisen gebogen, nach oben zu ist eine Trile mit einer Feder, worin ein starker Nick, etwa 4 Zoll dick, gemacht ist, so, daß er weit über den Brunnen heraus reichet, in diesen Bügel sind rund umher Löcher gemacht, woran ein starker Beutel geheftet ist. Von unten nach oben zu, ist an diesem Bügel ein Ring angebracht, woran das Seil, welches oben durch die Trile des Triangels gehet, befestiget wird. Dieser Bohrer wird in der Mitte des Brunnens hinunter gelassen, und ein paarmal umgedrehet, vermöge eines Queerbaums, welcher an der Stange des Bohrers queer durch eine Schleife gesteckt, und allemal herausgenommen wird, wenn der Bohrer in die Höhe gezogen werden soll; alsdann wird der Bohrer mit dem angefüllten Sande in die Höhe gezogen, und so lange damit fortgefahren, bis der Brunnen tief genug ist. Den Sand, welcher aus dem Brunnen gezogen wird, schüttet man auf die auf den Brunnen gelegten Bretter, rund umher, um dem Brunnen zum Niedersenken Last zu geben. Diese Senkungsart geht zwar etwas langsam, aber sicher, besonders in solchen Gegenden, wo viel Triebsand ist. Man ist aber gar keiner Gefahr dabei unterworfen. Kein Mensch braucht in den Brunnen zu steigen; der Boden umher schießt nicht nach; der Triebsand treibt nicht in die Höhe, weil kein Wasser aus dem Brunnen gezogen wird, während der Zeit gesenket wird. Wenn nun der Brunnen tief

genug gesenket ist, so wird das Wasser wohl einmal heraus gezogen, selten aber kann man den Brunnen leer schöpfen, wenn auch noch so viele Menschen daran arbeiten.

Diese Art Brunnen zu senken, ist aber nicht aller Orten thunlich, und nur in Sandgegenden anwendbar; aber auch eben in den Gegenden ist das Senken nach hiesiger Art am gefährlichsten und beschwerlichsten. In Gegenden, wo Lette, Felsen, oder Lehm stehet, ist die Arbeit wohl beschwerlich, aber nicht gefährlich, und weil der Boden nicht einfällt, so kann man mit mehrerer Sicherheit in der Tiefe hinunter arbeiten; ich glaube aber, daß ein tief genug gemachter Brunnen besser ist, als drei neben einander gemachte halb so tiefe Brunnen, weil die besten Quellen aus der Tiefe herauf treiben, und mehreres Wasser bringen, als die von den Seiten treibenden.

Die auf vorbeschriebene Art gemauerten Brunnen, haben auch besseres Wasser, als die hiesigen von Sandsteinen gesetzten Kranzsteine; der gemauerte Brunnen hält nebenstehende Quellen ab, daß sie nicht in den Brunnen dringen können, und nur von unten auf ihren Zufluß haben, der Fall trit hier sehr oft ein, daß sich bei Senkung eines Brunnens gelbe Ockeradern finden, die das Wasser gelb färben, und man nie klares Wasser erhält. Wenn die gelben Adern über den untern Quellen sind, kann man wohl Vorsicht gebrauchen dieselben abzuhalten, sobald sie aber unten sich finden, so ist fast keine Hülfe zu hoffen. Das einzige Mittel ist, daß man bei Zuwerfung des Brunnens, reinen weißen Sand 2 bis 3 Fuß rund um den Brunnen anbringe und recht fest stampfe, wenn das Wasser alsdenn auch zudringet, so filtriret es sich, und läuft klar durch, in den Brunnen.

Mit Pottlehm auszufüllen ist nicht so zuverläßig, weil dieser selten so verarbeitet wird, daß er compact auf einander liegt, und alsdann dringet durch die kleinen Zwischenräume die gelbe Wasserader durch, und der Endzweck ist vereitelt. Es ist bei Senkung eines Brunnens oft viel Beschwerlichkeit, man kennt nicht die untere Lage des Bodens, man gräbt das Loch, worauf der Brunnen zu stehen kömmt, hinunter, so lange bis man Wasser antrift. Der Boden ist oft verschüttet und erhöhet; man setzt die Steine zum Senken, indem man nun tiefer zu arbeiten anfängt, finden sich oft Gegenstände, die es erschweren, zuweilen findet man Busch- oder Holzwerk, bald wieder eine Schicht Potterde, oft auch Stücken Holz.

Vor etwa 14 oder 15 Jahren, ließ ich durch meine Leute, in der Seilwinderstraße einen Brunnen im Hofe graben, dicht an einer Mauer und dicht neben einem andern Brunnen hinunter. Das Loch wurde von oben hinunter aus Vorsicht abgesperret, und wie es beinahe so tief bis auf das Wasser gegraben war, fand sich auf 14 bis

15

15 Fuß Tiefe ein sogenannter Sood von einem hohlen Baum, an 4 Ecken ein Pfahl, und an denselben eichene Bretter genagelt. Die Bretter, Pfähle und Baum waren sehr hart, und nicht verfaulet. Die Bretter wurden umher Stückweise abgehauen, und heraus gezogen, aber dem ausgehohlten Baum konnte man nichts abhaben, weil er bis 4 Fuß tief unter Wasser steckte. Keine menschliche Gewalt war vermögend solchen loß zu machen; ich stieg selbst hinunter in den Brunnen, ließ mir eine Axt geben, hieb oben auf der Kante hinein, und versuchte ihn von oben zu spalten. Dieses gelang mir, ich ließ Keile machen und trieb die Spalte hinunter, darauf hieb ich noch einen andern Kerb, und brachte glücklich ein Stück zwischen heraus, und nun wurde der ganze Baum in schmale Stücken abgespaltet, und heraus gezogen.

Der Brunnen wurde nun gesenket, und bekam gutes Wasser, und auch hinlänglich, und wird bis diese Stunde zum Brantweinbrennen gebraucht. Das Holz von dem ausgehohlten Baum war kohlschwarz, und sehr hart, dies bewieß daß der Sood viele Jahre unter der Erde gesteckt habe. In einer andern Gegend der Stadt, fand sich bei Senkung eines Brunnens, ein ordentlicher Einschlag von Busch und Holz, und erschwerte das Senken, auch fanden sich in einer andern Gegend bei Grabung eines Brunnens, 5 und 9 Fuß tief, 2 verschüttete Steinwege, und noch darunter ein Bohlweg und lauter verschüttete Boden. Es giebt viele Brunnen, welche bei trockner Jahrszeit das herrlichste und klareste Wasser geben, und bei nasser Jahrszeit trübes und schlechtes Wasser haben. Daran sind verschiedene Ursachen schuld.

Die erste ist, wenn bei Verfertigung des Brunnens, Steinkummer, und andere schlechte Erde, um den Brunnen geworfen wird, so dringet bei nasser Witterung das Sammelwasser seitwärts durch den lockern Boden des Steinkummers in den Brunnen, und verdirbt das gute Wasser.

Zweitens, wenn der Boden um den Brunnen umher nicht um einen guten Theil höher ist, daß das Regenwasser von demselben abfließet.

Drittens, wenn der Brunnen nahe am Hause eines Dachtropfens liegt, wo das Wasser oftmals stehen bleibt, und in den Boden nach dem Brunnen zuziehet, und das Wasser in dem Brunnen trübe macht.

Viertens, wenn nahe an dem Brunnen Gossen hergehen, die keinen schnellen Fluß haben, so, daß es als in einer Pumpe darin stehen bleibt, und sich nach dem Brunnen zu ziehet.

Die sogenannten Druckwerke, wo der Schwengel außen am Brunnen liegt, haben viele Unbequemlichkeiten. Weil der eiserne Schwengel von außen durch die Steine in den Brunnen gehet, kann der

Brun-

Brunnen nicht recht dicht zugedeckt werden; wenn nun bei dem Brunnen beständig gespült und gewaschen wird, geht es nicht so genau zu, daß nicht durch die Oefnung etwas unreines Wasser in den Brunnen gespült wird; auch wird durch Kinder oft etwas durch die Oefnung gesteckt, und in den Brunnen geworfen, ingleichen werden oft durch die obere Bekleidung des Brunnens Unreinigkeiten durch die Fugen hinein gesteckt. Nimt man einen hölzernen Schwengel, so muß oben in der Bekleidung ein langer Einschnitt gemacht werden. Dieser ist eben so schlimm; man findet oft todte Katzen und anderes Ungeziefer in dem Brunnen, welches aus Muthwillen hineingeworfen worden ist. Die Druckwerke können auch nicht ohne große Beschwerde abgelegt werden, weil der Schwengel immer dicht an dem Ausgußposten liegen muß; und wenn dieses auch geschiehet, so macht es sehr viel Schwierigkeit, denn weil die Welle immer nach dem Brunnen zu gelegt werden muß, so bleibt doch immer die Oefnung zum Schwengel, wodurch unreines Wasser nach dem Brunnen zufließen kann.

Es liegen viele solcher Druckwerke mitten auf der Straße, und beengen die Fahrt. Man bemerke auch, was für ein entsetzlicher Lärmen ein eiserner Schwengel an einem solchen Brunnen macht, wenn gezucket wird; man kann es oft in einer ganz weiten Entfernung hören, besonders des Morgens, wenn alles stille ist. Noch einen Hauptumstand darf ich nicht unbemerkt lassen. Zur Winterzeit, wenn der Frost anhaltend ist, setzt sich rund um den Brunnen, oft wohl 18 Zoll dickes Eis; das Wasser fließt, wenn gespült wird, auch nach der Oefnung des Schwengels zu, und oft geradezu in den Brunnen; der Schwengel friert feste, und muß beständig losgehauen werden; das Wasser in dem Brunnen wird dadurch trübe; das Loseisen macht recht viele Mühe und Kosten. Mögte doch ein jeder dieses recht erwägen, und bedenken, wie unangenehm solches Wasser zum Trinken und sonstigem Gebrauch ist. Ich würde es nicht öffentlich bekannt machen, wenn ich es nicht aus vieljähriger Erfahrung überzeugt wäre, und bei Reinigung der Brunnen selbst gesehen hätte, wie viel Unflath sich darin gefunden.

Will man klares reines Wasser in dem Brunnen behalten, so muß man ein gutes Saugwerk aus dem Brunnen heraus leiten, und den Saugständer seitwärts setzen; man kann alsdann den Brunnen 3 bis 4 Fuß tief unter der Erde mit 1 oder 2 Steinen fest zudecken, und mit reinem Sande bedecken und überpflastern; das Abrohr, welches nach dem Saugständer zu gehet, kann man ebenfalls umher mit gutem reinen Sande verschütten, so ist man gesichert, daß niemals etwas Unreines in den Brunnen kommen kann. Ich ziehe ein gutes von Eichenholze verfertigtes Saugwerk einem noch so gut gemachten

Druck-

Druckwerke vor. Man könnte mir antworten: ein Druckwerk wäre dauerhafter, als ein Saugwerk; allein ich erwiedere: beide sind vergänglich mit den Jahren. Es frägt sich aber, welches von beiden die mehrsten Reparationskosten macht? Ich behaupte, ein Druckwerk. Wenn man nun die vorbeschriebenen Fatalitäten eines Druckwerks hinzu nimt, so sehe ich nicht ab, warum man ein solches Druckwerk einem guten Saugwerke bei Verfertigung eines neuen Brunnens vorziehen wollte. Man mache ein Saug- oder ein Druckwerk, so sind die Kosten davon beinahe einander gleich; man nehme aber die Bequemlichkeit eines Saugwerks recht in Betracht. Ich kann einen Saugständer vermöge des Abrohrs nach meiner Bequemlichkeit hinsetzen, wohin ich will, und wenn solcher auch 40 Fuß von dem Brunnen abgeleitet wird, so muß derselbe, wenn sonst kein Fehler begangen wird, sein gehöriges Wasser geben. Es sind verschiedene solcher Brunnen hier und in der Stadt, welche sich schon verschiedene Jahre recht gut gehalten, und wenige Ausbesserung nöthig gehabt haben.

Es giebt aber noch nach alter Art eingerichtete Saugwerke, welche verdienten gänzlich abgeschaft zu werden, weil solche nichts taugen, besonders wegen der schädlichen bleiernen Röhren, bleiernen Stiefel und mit Blei ausgefüllten Kasten. Es ist bekannt, daß das Blei eine Art Gift bei sich führet; wenn nun ein solcher Brunnen oft Stunden lang nicht gebraucht ist, und es hat Jemand Wasser nöthig, so wird alsdann das in dem Rohr gestandene Wasser mit dem Eimer ins Haus getragen, und zum Essen und Trinken gebraucht. Sollte dieses Wasser der Gesundheit wohl zuträglich seyn?

Man findet bei Ausnehmung eines bleiernen Rohrs aus dem Brunnen, daß das ganze Rohr voll schwarzen Ruß ist, und oft so voll, daß kein Wasser durchfließen will; dieser sieht dem Ofenruß sehr gleich. Es finden sich auch Stellen in dem Blei, welche so dünne gefressen sind, daß man es kaum mehr löthen kann; solche Saugwerke haben auch das Uebel an sich, daß sie zur Winterzeit sehr leicht zufrieren, wenn es versehen wird, daß man nicht früh genug Mist umher bringet. Ich habe es erlebt, daß in einer Nacht der Kasten und Stiefel bis auf den Boden gefroren und der Stiefel von der Ausdehnung des Eises mitten durch geborsten war. Und dann giebt es was zu löthen und zu flicken. Man hat auch noch andere, welche einen steinernen Kasten haben, worin der bleierne Stiefel gekittet ist; noch giebt es welche, die einen kupfernen Stiefel und mit Kupfer ausgefülleten Kasten haben. Alle diese Arten von Saugwerken, sind fast alle gleichförmig gemacht, und frieren zur Winterzeit sehr leicht zu, haben auch oft viele Reparation nöthig. Die bleiernen Röhren sind ehemals

von Bremen verschrieben, und mit großen Kosten hieher gebracht worden. Der Urheber und Erfinder verdienet in meinen Augen keinen Dank. Wer selbige so kennet als ich, wird gewiß mit mir einerlei Meinung seyn, weil man an der Arbeit, wo solche gebraucht werden, so viele Beschwerden und Fehler antrift, die so unmerklich sind, daß man selbige nicht finden kann, und einem oft die Lust bei der Arbeit vergeht, weil man aller Mühe ungeachtet mit Schimpf bestehet.

Der Fehler braucht nur einen Spendelknopf groß zu seyn, so ist das Werk doch nicht so, als es seyn müßte. Solche Fehler bekömmt das Blei im Gießen; man ist oft nicht im Stande, zu verhindern, daß es nicht im Gusse Blasen oder falsche Stellen bekömmt, besonders wenn der Schuß etwas lang ist. Ich lobe dafür ein recht gesundes eichenes Rohr; das eichene Holz hat auch oft verborgene Fehler, ich kann aber durch starkes Probiren die Fehler entdecken, und alsdann gebraucht man es zu keinem Saugwerk. Es muß zu diesem Behuf lauter untadelhaftes Holz genommen werden. Die Art und Weise, wie ein gutes Saugwerk gemacht werden müsse, wird demjenigen, der es verfertigen soll, aber vollkommnere Kenntniß von Saugwerken haben muß, zur völligen Ausführung überlassen.

Der getreue Soldat.

(Aus dem Hist. Magaz. April 1792 übersetzt.)

Ein vornehmer Korse wurde von den Genuesern unglücklicher Weise zum Gefangenen gemacht, mit ungewöhnlicher Grausamkeit in ein dunkles Gefängniß geworfen, und an den Fußboden gefesselt.

Während dieser traurigen Lage, wurde ihm eine Botschaft gesandt, welche ihm sagte: wenn er ein Amt in ihren Diensten haben wollte, so könnte er es sogleich bekommen. „Nein, das werd' ich nicht," antwortete der edle Gefangene; „denn ich würde doch, wenn ich auch euer Anerbieten annähme, die erste, die beste Gelegenheit ergreifen, um wieder zum Dienst meines Vaterlandes zurück zu kehren. Auch sollen meine Landesleute nicht einmal vermuthen, daß ich nur einen Augenblick ungetreu seyn könnte." Dies war die Antwort eines Mannes, der in einer der traurigsten Lagen, lieber im Gefängniß bleiben wollte, als daß seine Nation ihn ungetreu halten sollte.

Hannoverisches Magazin.

105tes Stück.

Montag, den 31ten December 1792.

Die Wasserwolle. *)

Eine der sonderbarsten Entdekkungen, die man bis dahin in der Welt gemacht hat, ist wohl unstreitig die Erfindung der Wasserwolle. Schon der Name an sich ist wunderbar.

Wir wissen, daß das Thier- und Pflanzenreich, wir wissen, daß die Erde auf Bäumen und Gesträuchen mancher Art, Wolle hervor bringt; daß uns die Schafe Wolle geben: aber daß uns das Wasser Wolle giebt, dies

*) Der Nutzen und Manufakturgebrauch der Wasserwolle, oder Wasserwatte, richtiger des Wassermooses, (Conferva lacustris *Linn.*) welches in allen stehenden Gewässern die Oberfläche wie ein grüner Schleim bedecket, aus lauter Fasern besteht, und an der Sonne gebleicht, der Baumwolle ähnelt, ist schon alt. Guetard, Linnee und Gledirsch, schlugen dieses Moos bereits zum Papiermaterial vor, und ersterer machte auch wirklich Papier daraus, welches aber nicht sonderlich gerieth. Glücklicher war der verstorbene Herr Doctor und Consistorialrath Schäffer in Regensburg damit, welcher das Moos klein schnitt, und so in die Stampfe brachte. Nach einer Stunde konnte es geschöpft werden, und die Bogen hielten auch ohne Lumpenzusatz gut. Beim Leimen aber hatte sich das Faserigte so in einander gesetzt, daß die meisten Bogen zerrissen. Er ließ also alles wieder stampfen, gab ihm einen Zusatz von Lumpen, und nun hatte das Papier mehr Festigkeit. Von gebleichtem Wassermoose mit einem zwanzigsten Theil Lumpen versetzt, habe ich schon vor mehrern Jahren ein vortreffliches weisses und haltbares Schreibpapier machen lassen, von ungebleichtem Wassermoose aber, ohne allen Lumpenzusatz, ein sehr starkes, ins grünliche fallende Papier, welches besonders zur Pastelmalerei anwendbar ist. Beide Papiersorten kann jeder Liebhaber nebst Proben von gebleichtem und ungebleichtem Wassermoose, bei mir in Augenschein nehmen.

Auf allen stehenden Wassern befindet sich, wie gesagt, das Wassermoos, die wenigsten aber können abgelassen werden, und auf die Art würde man sehr wenig davon bleichen können, wenn es keine andere Bleichungsmethode dieses Produkts gäbe, wie Hr. S. in vorstehendem Aufsatz angiebt. Ich habe es auf die leichte Art vollkommen weiß gebleicht, welche der sel. Consistorial-

dies wird vielen ganz unbegreiflich scheinen — und dennoch verhält es sich in der That so.

Ein Edelmann in K. machte schon mehrere Jahre Versuche mit diesem Produkt, und da er die Anlage dazu hat, war es ihm um so leichter, eine ziemliche Quantität davon zu ziehen.

Meine Leser sind gewiß alle sehr neugierig auf dies ganz sonderbare Produkt, und eben so sehr auf die Erzeugung eines Gewächses, was doch auch zugleich so sehr nützlich ist. Ich darf nur das eine erinnern, daß ich bei dem Scheine eines fürtrefflich und sehr hell brennenden Tochtes von dieser Wasserwolle in einer Oellampe, diesen Aufsatz schreibe; daß der Edelmann in K., schon mehrere Jahre in seinem beträchtlichen Haushalt nichts als solche Tochte gebraucht; auch schon mehrern Leuten in der Nachbarschaft etwas davon zukommen ließ. Auch habe ich dem Hrn. Herausgeber dieses beliebten Magazins ein nicht ganz kleines Stück dieses sonderbaren Naturprodukts zugeschickt, um es Liebhabern vorzeigen, auch selbst Proben damit machen zu können.

Wer diese Wasserwolle nicht genau ansieht, hält sie für Baumwolle. Sobald man sie aber näher betrachtet, die Bestandtheile gehörig prüft, so weit man zu prüfen vermag; so sieht man, daß es ein ganz besonderes feinfaserichtes Wesen ist, welches sich mehr noch durch das Gefühl von der Baumwolle unterscheidet.

Meine Leser werden noch aufmerksamer. Und ich muß sagen: es gieng mir eben so, als ich von dieser wunder-

storialrath Schäffer in seinen sämtlichen Papierversuchen, 2te Auflage, Regensburg 1772. angiebt. Man läßt nemlich das Wassermoos an einem freien Orte, wo es Regen und Winde ausgesetzt ist, und von der Sonne beschienen werden kann, auf einen Haufen bringen. In kurzer Zeit haben Sonne und Luft, die ganze Oberfläche des Haufen vollkommen weiß gebleicht, die man denn abnimt, und von Zeit zu Zeit mit dem Abnehmen der gebleichten Oberfläche fortfährt, bis der ganze Haufen gebleicht ist. Zum Wattiren der Frauenzimmerpelze und Röcke, imaleichen der Bettdecken, ist das Wassermoos wegen seiner vorzüglichen Leichtigkeit, und da es eben so warm hält, wie Baumwollenwatte, nicht aber sobald wie diese, in Klumpen zerfällt, recht sehr zu empfehlen, und zu diesem Behuf ist es auch schon vor Jahren gebraucht Gesponnen kann es gleichfalls werden. Obs zur Hutfabrikatur brauchbar sey, will Herr Barck hieselbst versuchen. Zu Lichttochten ist es, wenn ich nicht sehr irre, schon einst vom Hrn. Prof. Herzer in München, wie brauchbar vorgeschlagen. Sollte es nicht auch als Charpie bei Wunden brauchbar seyn? Vielleicht wäre es der Mühe werth, daß Wundärzte einen Versuch damit machten.

G. F. Wehrs.

derbaren Wolle hörte. Ich konnte kaum erwarten, daß mir der fürtreffliche Mann, ein geehrter würdiger Greiß, diese Sache erzählte, und es mir auch zugleich erlaubte, sie allgemein bekannt zu machen. Ich kann dazu keinen bessern Weg wählen, als dieses Magazin, um diese Erfindung geschwind in Umlauf zu bringen.

Die Sache ist die natürlichste von der Welt. Ein jeder kann sich die Möglichkeit selbst erklären, wenn er sich denkt, daß diese Wolle von den im Frühling auf alles stillstehende Wasser oder Teiche, sich obenaufsetzendem Schleim entstehet, welches gewiß schon so mancher gesehen, bemerket, selbst auch wohl als Kind mit einem Stock heraus gezogen hat.

Wie nun das Bedürfniß oder der Zufall, die Mutter der meisten Erfindungen war; so war dies auch hier der Fall.

Der Herr von — sieht diesen Schleim. Er bemerkt, daß er aus vielen an einander hängenden, nach einer Richtung hinlaufenden Fäden besteht. Er denkt also, wie? sollte der Schöpfer diese Fäden umsonst so geschaffen haben? Sollte die Natur sie umsonst bearbeiten? — Er sinnt weiter nach, wie es wohl anzufangen, diesen noch mit dem Wasser verbundenen Theilen eine Consistenz zu geben. Und — es gelingt ihm.

Er hat hinter seinem Hause einen Kanal, wo er das Wasser aus seinem um das Haus befindlichen Graben, hinein- und wieder ablassen kann. Er läßt das Wasser allmählig ab, die Dünste, die die Sonne aus dem Erdboden herauf zieht, verbinden sich mit dem Schleim, oder die Sonne bringt ihn vielmehr zuwege. Er scheint zu wachsen, indem das fasrigte Wesen sich immer mehr auflockert — und die Sonne bleicht es nun so weiß, wie die schönste Baumwolle. Er rollt die großen schon fest zusammenhängenden Stücke auf, legt sie auf einen Bleichplatz auf die andere Seite — und nun ist die Wasserwolle fertig.

Er macht schon seit mehreren Jahren den Versuch. Im Anfange des Mai läßt er den Kanal voll laufen, und so am Ende des Monats läßt er das Wasser wieder ab. Dadurch setzt sich die obere Haut auf den Grund, der Kanal trocknet ab, und nun kann sich die Wolle formiren, welche je schöner wird, desto mehr die Sonne sie bleicht.

Der ganze Kostenaufwand, den er darauf verwenden könnte, ist nicht der Mühe werth. Die gehörige Zeit in Acht zu nehmen, welche doch nicht auf Tage oder Stunden ankommt, ist alles, was beobachtet werden muß, und welches ein Kavalier, und überhaupt ein jeder, der eine solche Anlage von Kanal oder stehendem Wasser hat, welches er ablassen kann, zum Vergnügen bei müßigen Stunden gern selbst übernimt.

Bis jetzt hat man noch keine nähern Versuche damit gemacht, als zu Töchten in Lampen. Man darf nur bloß ein Stück der Länge nach herunterreissen, so dick, als man etwa den Tocht nöthig zu seyn erachtet, dreht ihn selbst ein klein wenig zwischen den Fingern zusammen, und steckt ihn ohne viele Mühe und Umstände in die Lampe.

Die Eigenschaften des Tochts sind folgende:

1) Er brennt sehr hell, heller als von der schönsten Baumwolle.
2) Er knistert nicht und raucht nicht.
3) Bei dem Auslöschen giebt er keinen so häßlichen Geruch als der von gewöhnlichen Töchten.
4) Er brennt sehr sparsam. Denn er bedarf in drei Stunden nicht gestöhrt zu werden. Ein Tocht von einer Viertelelle, reicht mehr als vierzehn Tage hin.

Die eigentlichen Bestandtheile mögen nun die Herrn Chemiker untersuchen. Sie finden hier ein neues Feld für ihre Bearbeitung. Sie sehen, wie aus einem flüßigen Wesen ein wolligter Körper sich zusammen zieht, der gewiß außer Obgedachtem noch nützlicher werden kann, wenn erst mehrere Versuche damit angestellet werden, z. B. zum Spinnen, Weben, Papier, u. dgl. Fürerst ist es genug, dieses Produkt so angezeigt zu haben, daß ein jeder Liebhaber sich es selbst anschaffen kann.

Schnorr, Pastor.

Auszug aus einem Schreiben des königlichen Kaufhaus Impostkommissair und Aktuar Hrn. Schulz in Lüneburg, an den Herausgeber des neuen hannoverischen Magazins, d. d. Lüneburg den 16ten Oct. 1792.

Sie sind ein viel zu großer Liebhaber, der auf Handwerke und Gewerbe angewandten Naturgeschichte, als daß Sie diese Zuschrift übel nehmen sollten.

Seit verschiedenen Jahren habe ich mit den Blättern des großen nordamerikanischen Hirschkolbensumachs, Rhus typhinum L., theils selbst Leder gegerbt, theils gerben lassen a), und in

a) Der geschickte und thätige Herr Verfasser dieses Briefes, versichert im Hirschfeldschen Gartenkalender von 1787 und 1788. Seite 214. und 215., daß er schon damals aus dreijährigen eigenen Erfahrungen wisse, daß der Rhus typhinum und glabrum L. die nemlichen Dienste thue, wie der diesen so ähnliche Rhus coriaria. Er sagt daselbst; er habe mit den Blättern des Rhus typh.

in dieſem Jahr iſt dieſer Verſuch von unſerm geſchickten Corduanmacher Herrn Calves, unter meiner Anführung zur Vollkommenheit gebracht, wie das angebogene Leder zeigen wird b). In einem der erſten dies-jährigen Stücke des neuen hannoveriſchen Magazins c), ſchreiben Sie, daß Herr Söhlmann jun. in Linden ebenfalls Leder mit dem Gerberbaume gahr gemacht hätte, und weil ich nun begierig bin, dieſes Mannes Produkte zu ſehen, auch ſeine Procedu-ren zu erfahren, ſo ſind Sie ja wohl ſo gefällig, ihm das beigehende Leder zur Beurtheilung vorzulegen, und mir dagegen ein Stück von dem ſeini-gen, NB. das mit dem Gerberbaume gegerbt worden, auch eine Anzeige, wie er mit der Gerberei verfahren, zu verſchaffen d). Ich verſichere auf Ehre, daß bei meiner Gerberei weiter keine Künſteleien, als nur die Blät-ter des Rhus typh. L. die in meinem Garten wachſen, gebraucht ſind, und gelobe eben ſo heilig, von des Herrn Söhlmanns Verfahren, wenn es mir offenbaret wird, Niemandem etwas zu entdecken.

Meine heftige Neigung, zur Ver-beſſerung der Handwerke und des Ge-werbes etwas beizutragen, treibt mich zu dieſer Neugierde. Ich bin u. ſ. w.

typh. 1) Leder gegerbt, welches nach dem Zeugniß eines verſtändigen Schuſters, ſich gut verarbeiten, auch ſeinen ſelbſtgemachten Erfahrungen nach, ſich gut tragen laſſen.
2) Daraus eine ſchwarze Dinte gemacht, welche gut ſchwarz geſchrieben.
3) Daraus Farben bereitet, gelb, grün und ſchwarz. Wehrs.

b) Eine Probe davon, können Sachverſtändige bei mir in Augenſchein nehmen. Wehrs.

c) Im 10ten und 11ten Stück von dieſem Jahre. W.

d) Bis jetzt hat der jüngere Hr. Söhlmann ſeine guten Urſachen dazu, warum er ſein Verfahren bei der Sumachgerberei noch nicht bekannt macht, ſo wenig geheimnißvoll er auch ſonſt in allem, was aufs allgemeine Beſte abzweckt, iſt; indeſſen wird er vermuthlich in der Folge von ſeinen neuen Gerbereiverſuchen, ein und das andere mittheilen. Herr Söhlmann treibt ſeine Sumachgerberei übrigens ſehr ins Große, und bringt jährlich auf jede braunſchweiger und leip-ziger Meſſe, mehrere 100 Stück Kalbfelle, die mit Sumach gegerbt ſind, und ſo vielen Beifall gefunden, daß er nie ein Stück davon wieder mit zurück-bringt. W.

Citronen lange Zeit gut aufzubehalten *).

Die Citronen kommen aus Spa-nien und Italien in großer Menge nach Deutſchland in hölzer-nen Kiſten, deren eine 6 bis 800 Stück enthält. Die meiſten werden von St. Temo, Nizza und Mon-

ton

*) Aus dem Anzeiger, Nro. 148. von 1792.

ton, einer kleinen Stadt in Savoyen, zu Wasser und zu Lande über Marseille und Lyon versendet. Man verkauft aber hier nur diejenigen, die nicht durch einen eisernen Ring gehen, dessen Größe von der Obrigkeit bestimmt ist; die übrigen werden, als zu kleine, ausgemustert, und aus denselben der Saft gepreßt, der hernach in Fäßlein verführt wird. Je saftreicher und dünnschäligter eine Citrone ist, desto besser ist sie. Die größten und ansehnlichsten taugen oft am wenigsten, weil sie eine dicke Schale, viel weißes Fleisch, und wenig Saft haben. Auf dem Lande, wo man sich Citronen im Vorrath kaufen muß, um sie im Nothfall zu haben, oder auch für Handelsleute, ist es also von großem Nutzen, solche lange unverfault aufbewahren zu können. Dies geschiehet auf folgende Weise:

Das gewöhnlichste ist, daß man diese Früchte nicht in den Keller, sondern an einen luftigen, trocknen Ort so legt, daß keine die andere berührt, und jede besonders in Papier einwikkelt, welches aber kein Löschpapier seyn darf, indem dieses zu leicht Feuchtigkeit anziehet.

Oder, man legt sie, wenn sie auch schon noch grün sind, an einen luftigen Ort, in trockenen Sand, wo sie reifen, und so gelb werden, als ob sie ganz reif vom Baume gekommen wären. So hat man schon Citronen vom Februar bis in October gut erhalten, vorausgesetzt, daß dieselben weder in- noch auswendig schadhaft waren.

Oder, man wickelt jede unbeschädigte Citrone in Papier, packet sie alsdann in ein Kästchen, in trocknes Salz, so, daß jede Citrone mit Salz bedeckt wird, und verwahrt sie alsdann an einem temperirten Orte. Wenn auch durch die Länge der Zeit die Schale trocken wird, so verliehren sie doch nichts vom Safte.

Oder, man legt dieselben in einen noch ungebrauchten steinernen Topf, deckt sie mit einem zinnenen Teller zu, und gießt frisches Wasser darauf. Allezeit um den dritten Tag muß das vorige Wasser ab- und frisches aufgegossen werden. Der Topf wird an einen kühlen Ort gesetzt. Man kann es auch umkehren, daß man auf einen mit frischem Wasser angefüllten Topf, dem man alle drei Tage anderes Wasser giebt, eine Platte voll Citronen setzt, solche zudeckt, und an einem kühlen Ort aufbewahrt.

Oder, man legt die Citronen in einen neuen, ungebrauchten, aus Birkenreisig gebundenen Besen, oben in die Reiser hinein, und stellt dergleichen Besen in einer kühlen Kammer dergestalt hin, daß der Stiel unterwärts, und die Reiser in die Höhe gerichtet sind. — Vielleicht ist es das nehmliche, wenn man getrocknete Birkenreiser in einen Verschlag thut, und die Citronen darauf hinlegt.

Eini-

Einige geben es für ein bewährtes Mittel, Citronen zu conserviren, aus, wenn man den Ort, wo die Citrone am Stiel hängt, mit Lack verdeckt, die Citrone in Papier wickelt, und so in einem steinernen Kruge im Keller verwahrt.

Der wahre Genuß des Lebens.

(Aus dem Englischen des Dr. Percival übersetzt.)

„Er soll seine Verwandten und Freunde überleben!" fluchte ein Römer demjenigen, der das Monument seiner Vorfahren zerstören würde *). Ein schrecklicherer Fluch konnte kaum gedrohet werden. Ich erinnere mich, irgendwo gelesen zu haben, daß ein Kaiser von China bei seiner Thronbesteigung den Befehl gab, alle diejenigen, welche Schulden halber gefangen säßen, loszulassen. — Ein alter Mann, der ein frühes Schlachtopfer des Unglücks gewesen, war unter dieser Anzahl. Die Jahre seiner Gefangenschaft hatte er durch Kerben an der Thür seiner dunklen Zelle bemerkt, und diese zeigten, daß die Sonne ihren jährlichen Umlauf mehr als 50 mal vollendet hatte. Mit zitternden Schritten verließ er seine traurige Wohnung. Seine Augen wurden vom Glanz des Lichts geblendet, und der Anblick der Natur, stellte ihm ein vollkommenes Paradies dar.

Sein bisheriges Gefängniß war nicht weit von Pecking, und nach dieser Stadt richtete er seinen Weg, voller Begierde nach den Umarmungen seiner Frau, seiner Kinder und seiner Freunde. Mit Schwierigkeit fand er den Weg zu der Straße, in welcher ehemals sein Haus stand. Sein Herz erweiterte sich bei jedem Schritte, den er näher kam. Er ging fort, und schauete ernsthaft um sich her; aber wenig bemerkte er von den Gegenständen, mit welchen er sonst so bekannt war. Ein prächtiges Gebäude war an der Seite des Hauses, welches er sonst bewohnt hatte, aufgeführt; die Wohnungen seiner Nachbaren hatten neue Gestalten erlangt, und nicht ein einziges Gesicht sah er, von welchem er nur die geringste Erinnerung gehabt hät-

*) Der Autor bezieht sich auf eine alte Inschrift, die auf einem Monumente zu Rom gefunden wurde:

Quisquis hoc sustulerit
Aut jusserit
Ultimus suorum moriatur.

Fleetwood's Inscript. Antiq.

hätte. Ein armer Alter, welcher mit zitternden Knien an der Thür eines Pallastes stand, aus welchem er durch den unbarmherzigen Hausbedienten weggestoßen war, zog seine Aufmerksamkeit an sich. Er stand still, um ihn von dem Geschenk, welches er durch die Freigebigkeit des Kaisers erhalten hatte, ein Allmosen zu geben. Von ihm erhielt er die traurige Nachricht: seine Frau sey ein schwaches Opfer der Noth und des Mangels geworden; seine Kinder müßten in fremden Ländern ihr Brod suchen, und seine nächsten und schätzbarsten Freunde enthielte das Grab! Ueberwältigt von Betrübniß eilte er nach dem Pallast seines Regenten zurück, und seine grauen Haare und trauriges Ansehen, verschaften ihm bald Zutrit.

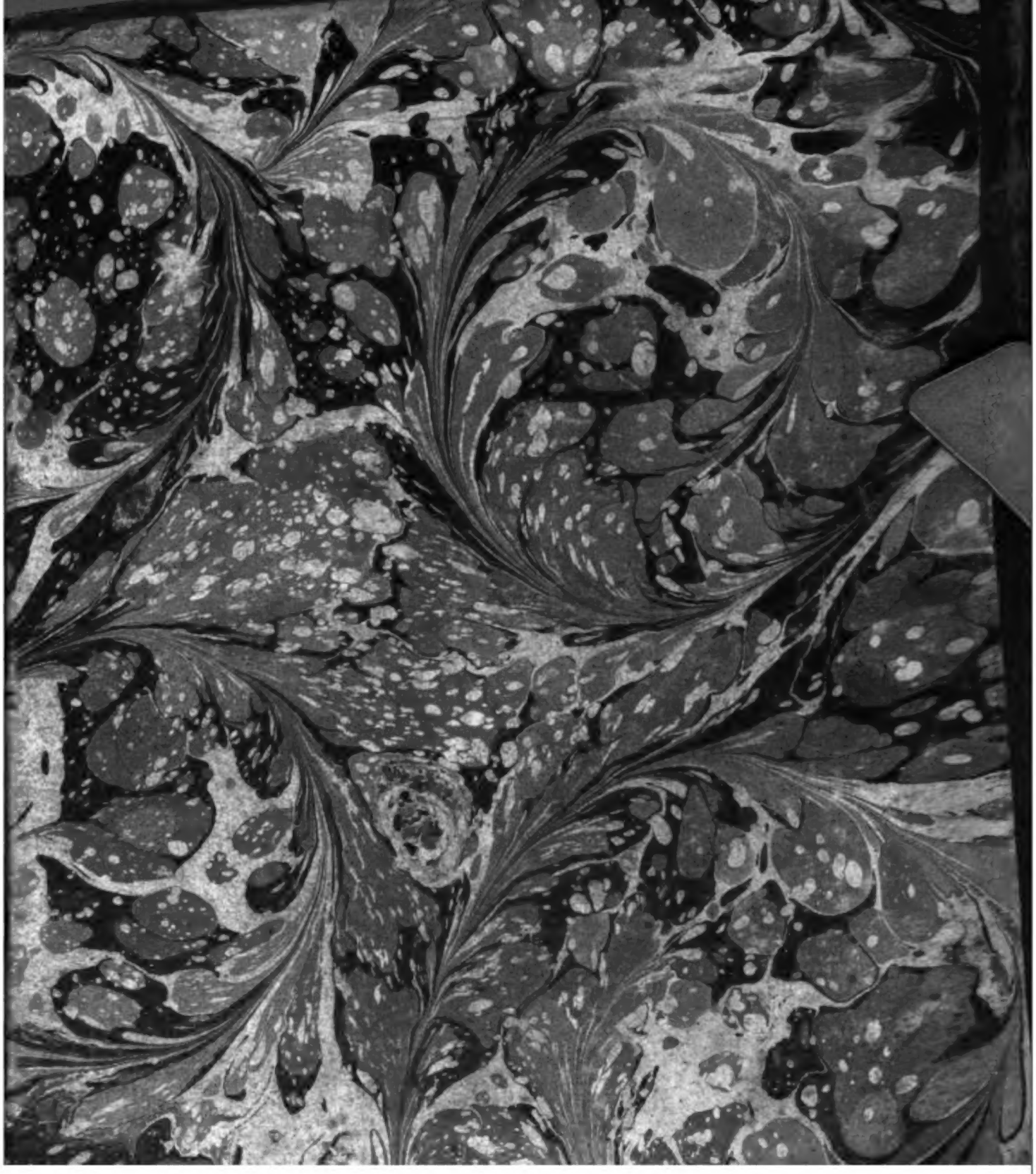
Großer Fürst, rief er, indem er sich ihm zu Füßen warf, setze mich wieder in das Gefängniß, aus welchem misverstandene Barmherzigkeit mich befreiete! Ich habe meine Familie und Freunde überlebt, und mitten in dieser volkreichen Stadt, bin ich in der schrecklichsten Einsamkeit. Die Zelle meines Gefängnisses schützte mich vor denen, die mich meines Elendes wegen angafften, und so lange ich von der Gesellschaft ausgeschlossen war, empfand ich den Verlust der geselligen Freuden weniger. Itzt aber martert mich der Anblick von Vergnügungen, an welchen ich keinen Theil nehmen kann, und ich sterbe vor Durst, ob mich gleich Ströme von Ergötzungen umgeben! —

Wenn ein Mann, welcher seiner Verwandten und Freunde beraubt ist, die Schrecken des Gefängnisses der Freiheit vorzieht; wie zärtlich müßt ihr nicht die theuren Freunde und Verwandten, welche die gütige Vorsicht euch geschenkt hat, hochschätzen, lieben und zu genießen suchen! Merkt auf den liebreichen Rath eurer Aeltern; schätzt ihre Befehle; verehret ihre reiferen Urtheile; und genießet mit Dankbarkeit und Vergnügen die Vortheile, welche aus ihrer Verbindung entspringen. Macht eure Brüder und Schwestern, die schon durch angenehme Bande mit euch verknüpft sind, macht sie zu euren Busenfreunden, und liebt sie als eure besten Begleiter durch die abwechselnde Reise des Lebens. Keine Eifersucht, kein Groll unterbreche die Harmonie, welche unter euch herrscht, so bin ich überzeugt, euer Glück wird ewig dauern. Erhaltet die Freundschaft von eures Vaters Freunden, und bemühet euch, den Beifall kluger und rechtschaffener Männer zu verdienen. Macht euch durch Erwerbung nützlicher Kenntnisse und durch gute Eigenschaften für das gemeine Beste brauchbar; dann werdet ihr dereinst die Zierde der Gesellschaft seyn, und daraus für euch selbst die höchste Glückseligkeit herleiten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google